A. W. Schlegel's

poetiſche Werke.

Erſter Theil.

P.6 D 554

Neueſte Auflage.

Wien 1815.

Bey B. Ph. Bauer.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

August Wilhelm Schlegel's

poetische Werke.

Erster Theil.

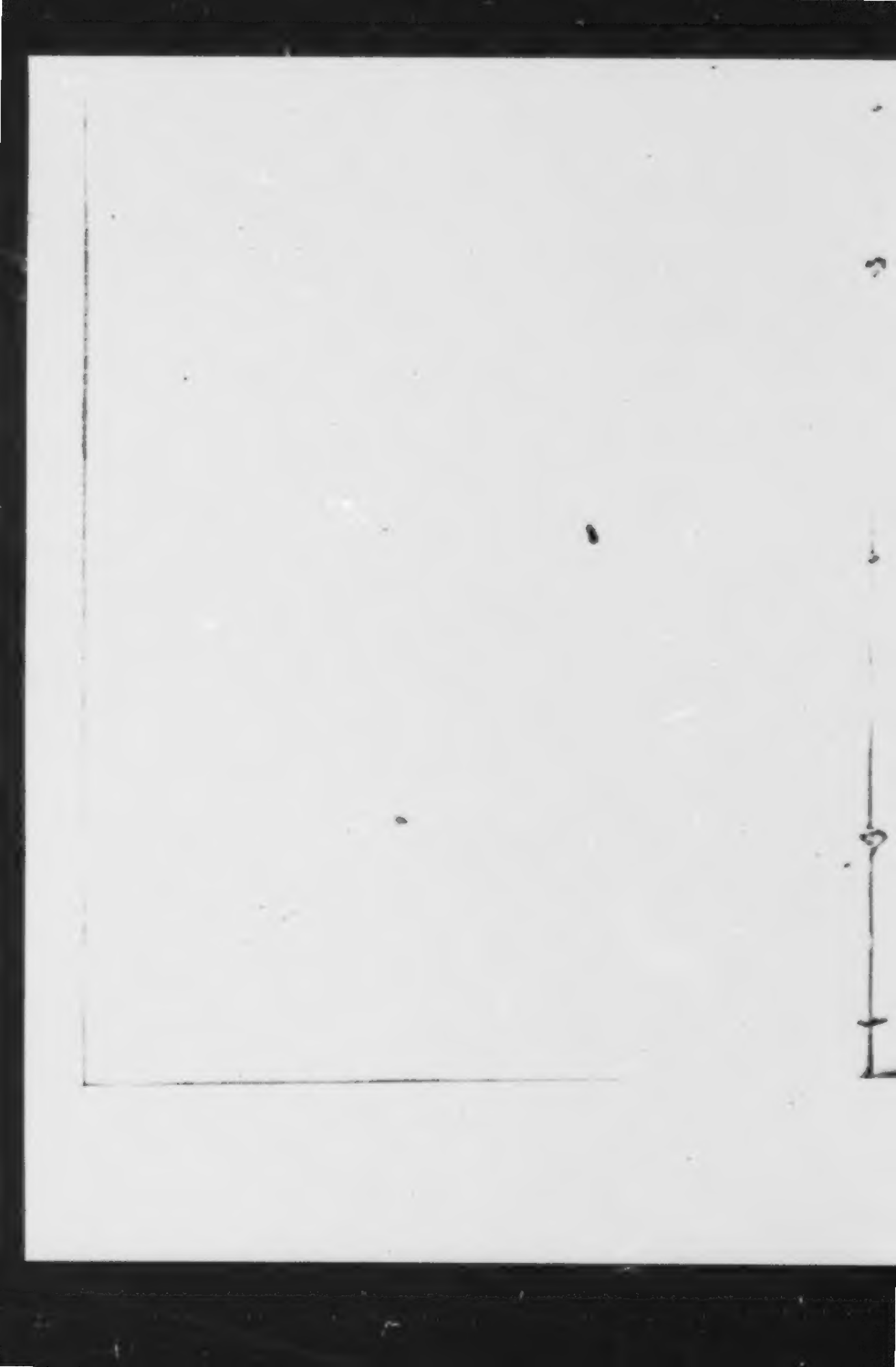
Zuſchrift.

Vieles hat ſich umgeſtaltet,
Manches Neu' iſt ſchon veraltet,
Zwietracht hat ſich mehr zerſpaltet,
Grauſam hat die Zeit geſchaltet,
Doch die Lieb' iſt nicht erkaltet,
So die Schwingen erſt entfaltet,
Als ich jene Lieder ſang.

Was der Jüngling, zu vollenden,
Stolzen Muths ſich konnte blenden,
Will das Leben anders wenden;
Kaum beginnend, muß man enden.
Nehmt denn aus des Mannes Händen,
Deutſche, die geringen Spenden:
Euer bin ich Lebenslang.

Erſtes Buch.

Vermiſchte Gedichte.



Dichterſinn.

Sonnett.

Obſchon der Jünger ungehirnte Rotte
So frech entweiht des Sängers hohes Amt,
Obſchon das Volk zu ſchlaffem Lob' und Spotte
Manch halb verſtandnes Götterlied verdammt:
Doch ſchwör' ich Huldigung dem Muſengotte,
So wahr ein Funk' in mir vom Himmel ſtammt.
Oft hat mir, einſam, in der Weihung Grotte
Sein wunderbares Wort den Geiſt entflammt.
Ich werbe nicht um Ruhm, um Lorberkronen;
Wer nicht um ihretwillen Phöbus Kunſt
Mit Liebe pflegt, erbuhlt nicht Phöbus Gunſt.
Des Dichters Werk ſoll ſeinem Schöpfer lohnen.
Sein goldner Pfeil ereilet raſch das Ziel,
Und ſtill genügt ihm ſeiner That Gefühl.

An einen Kunstrichter.

Ward Kraft und Genius dir angeboren,
Und modelst doch an dir mit feiger Qual?
Aus deinem Innern nimm dein Ideal,
Sonst geht dein Selbst an einen Traum verloren.
Den Geist des Dichters adelt die Natur.
Bist du's, so hemme nichts, was in dir wogt und lodert;
Stell's dar, und wandle kühn auch außer Bahn und Spur.
Doch, wenn die Kunst Vollendung fodert,
So gib sie auf: die ziemt den Göttern nur.
Natur ist eins und alles. Du erkennest
Die Himmlische nur träumend; darum wähnt
Dein grübelnder Verstand, daß du ihr Werk verschönt
Im Werke deines Hirnes spiegeln könnest.
Durchforsch' in stiller Einfalt dieses All;
Durchforsche, meistre nicht, und faß' in deinen Busen
Der Dinge reines Bild. Die göttlichste der Musen
Ist Wahrheit: ohne sie ist dein Gedicht nur Schall.
Die Rede gab uns eine weise Güte
Zum Band der Liebe; Mittheilung im Schmerz,
Und Mittheilung in Freude heischt das Herz,
Und holde Poesie ist Duft der Red' und Blüthe.

Wer tiefes, eignes Leben in sich trägt,
Der athm' es aus, und frage keinen Richter,
Und wisse dann, er sey's, nicht der sey Dichter,
Deß weiser Kopf Gefühle mißt und wägt.

An die Rhapsodin.

Kunstlos, ohne Müh' und Streben,
Gibst du dem Gedichte Leben,
Gibst ihm zarten Hauch und Ton.
Hat das Lied, das ich ersonnen,
Deine schone Gunst gewonnen:
O gewähr' ihm diesen Lohn!

Daß zu höherem Gehalte
Der Gedanke sich entfalte,
Braucht's nur deinen Zauberblick.
Die Gefuhle schweben milder,
Freundlicher begränzt die Bilder,
Mir in Sinn und Geist zurück.

Wie der Silberquelle Rauschen
Hör' ich's mit entzücktem Lauschen,
Wenn sich deine Stimm' ergießt,

Wenn ein Abbild meiner Seele,
Neu geſchaffen, ohne Fehle,
Auf den ebnen Wellen fließt.

In Narciſſus Wahn verſunken,
Könnt' ich ewig ſchauen, trunken
Auf die Quelle hingeneigt.
Doch zu tiefern Huldigungen
Fühlt ſich ſchnell das Herz gedrungen,
Wenn die Nymphe ſelbſt ſich zeigt.

Abendlied für die Entfernte.

Hinaus, mein Blick! hinaus ins Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenſtrahl,
Und an der heil'gen Stille.
Da horch nun ungeſtört, mein Herz,
Da horch den leiſen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen ſich ſo wunderbar,
Sie regen all mein Sehnen,
O ſag' mir Ahndung, biſt du wahr?
Biſt du ein eitles Wähnen?

Wird einſt mein Aug' in heller Luſt,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einſt die oft empörte Bruſt
Mir ſel'ge Ruh' umfächeln?

Und rief auch die Vernunft mir zu:
Du mußt der Ahndung zürnen,
Es wohnt entzückte Seelenruh'
Nur über den Geſtirnen;
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerinn
Aus meinem Buſen jagen:
Oft hat ſie meinen irren Sinn
Geſtärkt empor getragen.

Wenn Ahndung und Erinnerung
Vor unſerm Blick ſich gatten,
Dann mildert ſich zur Dämmerung
Der Seele tiefſter Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärſt dann du Menſchenleben!

So hoffet treulich und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lieb' umfaßt's die Gegenwart,
Und dünkt ſich reich an Habe.

Die Habe, die es ſelbſt ſich ſchafft,
Mag ihm kein Schickſal rauben:
Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuverſicht und Glauben.

Und wär' in Nacht und Nebeldampf
Auch alles rings erſtorben,
Dieß Herz hat längſt für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beſchieden.
So ſchlummr' ich ein, ſo werd' ich wach,
In Luſt nicht, doch in Frieden.

Entſagung und Treue.

Die Jugend flieht, die Hoffnung iſt zerronnen,
Des Lebens Blüthen fallen welkend ab,
Und unerreichbar fern ſind meine Wonnen,
Und ſtumm und einſam bin ich wie ein Grab.
Im ganzen weiten Reich der Weſen
Haſt du allein die Zaubermacht,
Mich von dem Gram zu loſen,
Der jeden Troſt verlacht.

Und ach! ich muß vor deinem Willen ſchweigen;
Was er verhängt, wird hoch von mir geehrt.
Was hülf' es auch zu reden? Ihn zu beugen?
So kühner Wahn hat nimmer mich bethört.
Du kennſt das höchſte Ziel des Lebens,
Und zeichneſt deine Bahn dir vor.
Mein Flehen ſchlug vergebens
Voll Inbrunſt an dein Ohr.

Zwar gingeſt du nicht taub vor mir vorüber,
Du biſt ein Weib, und Weichheit iſt dein Stolz.
Mein Buſen bebte mir in jeder Fiber,
Als nun dein Blick um mich in Thränen ſchmolz.
Den ſüßen Thau der holden Augen
Verſchlang mein Herz, wie dürres Land.
Weh mir! ihn einzuſaugen,
Das nährte nur den Brand.

Ich kämpfte mich empor, und wollte flüchten;
Ich ſtieß die dargebothne Hand zurück.
O zürne mir, ſonſt wirſt du mich vernichten,
Mich peiniqt dieſer göttlich milde Blick.
War's Frevel, daß ich ſo entglühte?
O du biſt edel! gib mich los!
Laß ab mit deiner Güte!
Wo nicht: ſey minder groß!

So rief ich aus. Was half mein Widerſtreben?
Ich fühlte mich von unſichtbarer Kraft,
Vom Schickſal ſelbſt in deine Hand gegeben,
Die, was ſie will, aus meinem Weſen ſchafft.
Ich klage nicht; ich will es tragen.
Dank dir! Mich adelt dieſes Leid.
Geſtählt durch mein Entſagen,
Beſteh' ich jeden Streit.

Der Jugend Flur voll heller Gaukel-Scenen,
Der Wünſch' und Träume lächelndes Revier,
Wohin ich ſonſt mit hoffnungsvollem Sehnen
Mich oft verirrt, liegt öde hinter mir.
Gleichgültig ſteh' ich im Getümmel,
Das nach Genuß ſich drängt; für mich
Wär' auch der Sel'gen Himmel
Ein Chaos ohne dich.

Das Glück iſt arm; ich ſpotte ſeiner Gaben;
In mir iſt mehr, als es mir bieten kann.
Ich habe das, und werd' es ewig haben,
Was ich von dir durch heiße Qual gewann.
Dein Bild hab' ich dir abgedrungen,
Und innig in mein Selbſt verwebt,
Mit Liebeskraft umſchlungen,
Durch Liebeskraft belebt.

Mir hallen in der Seele tiefsten Tiefen
Die Melodien deiner Worte nach;
Da werden tausend Kräfte, welche schliefen,
Bey dem geheimnißvollen Rufe wach.
Erschaffen wird in mir ein Wille,
Zu hohen Thaten stark und frey,
Und deiner Tugend Fülle
Gebiert mein Innres neu.

Ich kann's nicht bergen, nicht mein Herz belügen,
Und träfe mich auch dein gerechter Spott;
Dich zu erreichen, dich zu übersiegen,
In dem Gedanken schwärm' ich mich zum Gott.
Du kannst nicht diesen Trotz verdammen,
Und siegt' ich auch, dein wär' der Ruhm:
Ich stahl ja diese Flammen
Aus deinem Heiligthum.

Doch sollt' ich nie es fesseln und umschlingen,
Das überirdisch lockende Phantom;
War' ich verdammt, umsonst dir nachzuringen,
Gewirbelt von des Wankelmuthes Strom:
So möcht' ich meinen Geist verhauchen,
Den Hasser dieses Sonnenlichts,
Und mich hinunter tauchen
Ins öde, kalte Nichts.

Der letzte Wunsch.

O ich weiß, beschränkt und nichtig
Ist des Menschen Seyn und Thun;
Und wir schweifen in der Irre,
Und wir finden im Gewirre
Keine Stätt', um auszuruhn.

Traum nur bist auch du und Schatten,
Traum vom Schatten, süßes Weib!
Deine Leiden, deine Wonnen,
Wasserblasen gleich zerronnen,
Sind des Schicksals Zeitvertreib.

Aber sprich: sind unsre Herzen
Auch der Zeit, des Zufalls Spott?
Schwillt mein Busen nicht mit Beben
Mir von selbstgeschaffnem Leben?
Bin ich mir nicht selbst ein Gott?

Freylich wär's ein Spiel den Göttern;
Dieß, was allen Gram mir lohnt,
Was mich trotzen heißt den Wettern,
Mit dem Herzen zu zerschmettern,
Wo es stolz und muthig wohnt.

Doch so lang' es pocht, soll ringen
Nach dem Höchsten jeder Schlag.
Meinen heil'gen Kranz entblättern,
Meine Göttinn mir entgöttern,
Welche Macht, die das vermag?

Sind dieß Wirbel rascher Flammen?
Taumel wilder Leidenschaft?
Nein, ich fühl' in diesem Streben,
Inniges, geheimes Leben,
Seelenwürd' und Licht und Kraft.

Könnte je die Gluth erlöschen,
Die auf deinem Altar flammt,
Göttinn, o! so laß mich sterben,
Laß mich süßen Tod erwerben,
Eh' das Schicksal mich verdammt;

Mich verdammt zu ödem Leben,
Das dem Tode langsam weicht,
Freudenleer, in dumpfem Kummer,
Während sich des Grabes Schlummer
Kalt durch Mark und Nerven schleicht.

Laß vom Daseyn mich genesen,
Sanftes Weib, an deiner Brust.

Wuth und Wonne wird mein Weſen
Auf im letzten Kuſſe löſen.
Ha! willkommen, Todesluſt!

Wiederſehen.

Der Frühlingsſonne holdes Lächeln
Iſt meiner Hoffnung Morgenroth;
Mir flüſtert in des Weſtes Fächeln
Der Freude leiſes Aufgeboth.
Ich komm', und über Thal und Hügel,
O ſüße Wonnegeberinn,
Schwebt, auf des Liedes raſchem Flügel,
Der Gruß der Liebe zu dir hin.

Der Gruß der Liebe von dem Treuen,
Der ohne Gegenliebe ſchwur,
Dir ewig Huldigung zu weihen,
Wie der allwaltenden Natur;
Der ſtets, wie nach dem Angelſterne
Der Schiffer, einſam blickt und lauſcht,
Ob nicht zu ihm in Nacht und Ferne
Des Sternes Klang hernieder rauſcht.

Heil mir! ich athme kühnes Sehnen,
Und athm' es bald an deiner Bruſt,
Und ſaug' es ein mit deinen Tönen,
Im Pulsſchlag nahmenloſer Luſt.
Du lächelſt, wenn mein Herz, umfangen
Von deiner Näh', dann wilder ſtrebt,
Indeß das ſelige Verlangen
Der Güt' um deine Lippe ſchwebt.

Du liebſt mich, göttlich hohes Weſen!
Du liebſt mich, ſanftes, zartes Weib!
Es gnügt. Ich fühle mich geneſen,
Und Lebensfüll' an Seel' und Leib.
Nein, noch mit dem Geſchick zu hadern,
Das ſchnell dich wieder von dir reißt,
Verſchmäht mein Blut, das durch die Adern
Mit ſtolzen, leichten Wellen kreiſ't.

Zueignung
des
Trauerspieles Romeo und Julia.

Nimm dieß Gedicht, gewebt aus Lieb' und Leiden,
Und drück' es sanft an deine zarte Brust.
Was dich erschüttert, regt sich in uns beyden,
Was du nicht sagst, es ist mir doch bewußt.
Unglücklich Paar! und dennoch zu beneiden;
Sie kannten ja des Daseyns höchste Lust.
Laß süß und bitter denn uns Thränen mischen,
Und mit dem Thau der Treuen Grab erfrischen.

Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben:
Dieß flücht'ge Leben, welch ein matter Traum!
Sie tappen, auch bey ihrem kühnsten Streben,
Im Dunkel hin, und kennen selbst sich kaum.
Das Schicksal mag sie drücken oder heben:
Wo findet ein unendlich Sehnen Raum?
Nur Liebe kann den Erdenstaub beflügeln,
Nur sie allein der Himmel Thor entsiegeln.

Und ach! sie selbst, die Koniginn der Seelen,
Wie oft erfährt sie des Geschickes Neid!
Manch liebend Paar zu trennen und zu quälen,
Ist Haß und Stolz verschworen und bereit.

Sie müssen schlau die Augenblicke stehlen,
Und wachsam lauschen in der Trunkenheit,
Und, wie auf wilder Well' in Ungewittern,
Vor Todesangst und Götterwonne zittern.

Doch der Gefahr kann Zagheit nur erliegen,
Der Liebe Muth erschwillt, je mehr sie droht.
Sich innig fest an den Geliebten schmiegen,
Sonst kennt sie keine Zuflucht in der Noth.
Entschlossen sterben, oder glücklich siegen
Ist ihr das erste, heiligste Geboth.
Sie fühlt, vereint, noch frey sich in den Ketten,
Und schaudert nicht, bey Todten sich zu betten.

Ach! schlimmer drohn ihr lächelnde Gefahren,
Wenn sie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muß jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Bestand?
Die wie durch Zauber fest geschlungen waren,
Los't Glück und Ruh' und Zeit mit leiser Hand,
Und, jedem fremden Widerstand entronnen,
Ertrankt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen.

Viel seliger, wenn seine schönste Habe
Das Herz mit sich ins Land der Schatten reißt,
Wenn dem Befreyer Tod zur Opfergabe
Der süße Kelch, noch kaum gekostet, fleußt.

Ein Tempel wird aus der Geliebten Grabe,
Der schirmend ihren heil'gen Bund umschleußt.
Sie sterben; doch im letzten Athemzuge
Entschwingt die Liebe sich zu höherm Fluge.

Dieß mildert dir die gern erregte Trauer,
Die Dichtung führt uns in uns selbst zurück.
Wir fühlen beyd' in freudig stillem Schauer,
Wir sagen es mit schnell begriffnem Blick:
Wie unsers Werths ist unsers Bundes Dauer,
Ein schön Geheimniß sichert unser Glück.
Was auch die ferne Zukunft mag verschleyern,
Wir werden stets der Liebe Jugend feyern.

Pygmalion.

Festlich dufften Cypriens Altäre,
Von Gesang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre
In den myrtumkränzten Tempel ein.
Rosig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Brust,
Liebe, Reitz und Jugendlust.

Wollust athmet aus den Rosenlauben,
Wo sich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhlerischen Tauben
Ihrer Ankunft süß entgegen girrt.
Küsse hört man flistern in den Büschen,
Wo sich Licht und Dunkel lieblich mischen,
Wo der Grund, mit Moosen überwebt,
Sich zum Lager schwellend hebt.

Aber einsam, in sich selbst verschlossen,
Schaut Pygmalion dem Feste zu;
Das Frohlocken muthiger Genossen
Weckt' ihn nicht aus seiner ernsten Ruh'.
Suchtest du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde sich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellern Herzensschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umstrickt ein Herz erwarme,
Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.

Höher strebt sein einziges Begehren.
Hingeschmückt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnsucht ihn verzehren;
Was ihm fehlt, gewährt kein irdisch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt sein Geist, und athmet reine Luft,
Unberauscht von süßem Duft.

Zur Geliebten hat er sich erlesen,
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm, und doch ewig nah'.
Tief in seines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erstauntes Anschaun so versunken,
Fühlt er sich allein, wenn er erwacht.
»Götter!« seufzt er dann, »nur Einen Funken,
»Einen Funken eurer Schöpfermacht!
»Bin ich bloß zu eitlem Wahn geboren?
»Meine Lieb' an einen Traum verloren,
»Der, von ihrem Odem nie beseelt,
»Liebevoll sich mir vermählt?«

»Oder thronet, die ich lieb', im Saale
»Des Olymps mit sel'ger Allgewalt?
»Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schale
»Jugend und ambrosische Gestalt?
»Wird sie zürnend den Vermess'nen tödten,
»Der in Lieb' entbrennt, statt anzubethen?
»Oder lächelt sie, voll Gröss' und Huld,
»Seiner hoffnungslosen Schuld?«

»Göttinn, deren neugeborne Schöne
»Eins das Meer in Purpurgluth getaucht!
»Du, die in die Brust der Menschensöhne,
»Wie der Götter, linde Wonne haucht!
»Sieh mit unaussprechlichem Verlangen
»Mich am Schatten deines Bildes hangen;
»Diese Züge hoher Anmuth lieh
»Nur von dir die Fantasie.«

»Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
»Wie du bist, wie dich der Himmel kennt;
»Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
»Einen schnell vernichtenden Moment.
»Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
»Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
»Wie die Sonn' im Bache sich beschaut,
»Und ich grüße sie als Braut!«

Alſo fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemahls ihm herab.
Nur die Kraft kann ſeinen Wunſch gewähren,
Die zuerſt dem Wunſche Flügel gab.
Hoffſt du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle ſchönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geſchwellt
Deine Bruſt, dein Aug' erhellt.

Eine Stimme, tröſtend im Verſagen,
Fliſtert in die Seel' ihm dieſen Rath.
Nein! nicht länger will er ſchmachtend zagen:
Träume reifen zu Entſchluß und That.
Muthig, was er liebt, ſich zu erſchaffen,
Schärft er ſeines Geiſtes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunſt
Hülfe, ſtatt der Götter Gunſt.

Jener Zaubrer wandelnder Geſtalten,
Dädalus erzog ihn einſt für ſie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis ſie ſchön zum Ebenmaß gedieh.
Gern beſiegt von ſeines Meißels Schlägen,
Schien der ſtarre Felſen ſich zu regen,
Und er ward auf ſeines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menschen, seine Brüder,
Bildet' er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Wesen, irdische Heroen,
Doch nicht groß wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umstrahltes Haupt
Der Unsterblichkeit beraubt.

Und der Künstler wohnt' in ihrer Mitte,
Frey und fröhlich ihnen zugesellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener ersten, unschuldvollen Welt,
Wo die Himmlischen auf stillen Fluren
Oft mit Menschen Freud' und Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.

Aber seit ein nahmenloses Sehnen,
Süß und quälend, seine Brust entzweyt,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauscht mit Allvergessenheit,
Ließ er ruhn die kunstbegabten Hände,
Unbesorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein ins Leben stieg.

Nun, da zu der holden Unsichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er seinen Augen offenbaren,
Was sein Busen heimlich längst gehägt.
In der Fluth begeisternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne schwanken,
Liebeglühend tritt Pygmalion
In der Werkstatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die stolzen Bilder da;
Es enthüllt dem staunenden Gesichte
Gottheit sich, wie er sie nimmer sah.
Wie vom reinen Nectar-Thau durchflossen,
Wonnevoller Ewigkeit Genossen,
Schön und furchtbar scheinen sie erhöht
Zu des Urbilds Majestät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königinn der Frauen;
Pallas senkt den sinnig ernsten Blick.
Bacchus biethet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und schlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbstgenügsam, in entzückter Feyer
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub umkränzt,
Haucht Gesänge zu der stummen Leyer,
Die in seinem Arm, ein Kleinod, glänzt.
Und o du, süßlächelnde Dyone,
Mit der Anmuth zartem Gürtel! schone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, dir hin?

Freudig, doch mit ahndungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis,
Richter sind sie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis,
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt,
Seinen Göttern dargestellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdest aus den Felsenklüften
In beglückter Stund' hervor gebracht!
Von der Hand Pygmalions erkoren,
Reiner Marmor! wirst du neu geboren.
Was sein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tausendfach das holde Bild.

Wenn Aurora kaum noch deine Weiße
Röthet, eilt der Künstler schon herzu,
Und ihm winkt von immer süßerm Fleiße
Nur die Nacht gebietherisch zur Ruh'.
Wenn des Schlafes Arm ihn leis' umfangen,
Spielt um ihn das schmeichelnde Verlangen,
Zeichnet sein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichste der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich ist das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Rose, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um sie floß,
Kaum den Purpurkelch erschloß.

Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,
Scheint sie sich der Schönheit unbewußt,
Ihre leicht gebognen Arme schweben
Vor dem Schooß und vor der zarten Brust.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie sich Well' in Welle schmiegt.

Schön begränzt ihr Daseyn stille Gnüge,
Friedlich wohnet es in sich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob sie nimmer traur' und zürne,
Lacht' ihr heller Blick, die ebne Stirne,
Ihre halbgeschloss'ne Lippe schwoll,
Süßer Tön' und Küsse voll.

Selig festgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion, und glüht und schaut.
Bald verstummt er, aufgelöst in Schmachten,
Bald erschallt des Herzens Hymne laut.
Einen Gegenstand der Huldigungen
Hat sich nun die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Oede sich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heischet,
Leihet der Geliebten, was sie fühlt,
Gern vom eignen Wiederschein getäuschet,
Der um jene Jugendfülle spielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er sich so innig zu verweben,
Daß sein Herz, von Lieb' und Lust bewegt,
Wie in Beyder Busen schlägt.

Was erfann er nicht, ihr liebzukosen?
Welche süße Nahmen nannt' er nicht?
Das Gebüsch verarmt an Myrt' und Rosen,
Die er sorgsam ihr in Kränze flicht.
Aber ach! wann wird ihr holdes Flistern
Seinen Liebesreden sich verschwistern?
Wann besiegelt der erwärmte Mund
Wiederküssend ihren Bund?

Lächelnd einst, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menschen Vater und der Götter
Fördert sie der reinsten Treue Lohn:
Sieh! allein von allen Erdensohnen
Hat Pygmalion, dem höchsten Schönen
Huldigend, und frey vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienst gewandt.

Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpferruhme;
Folgsam lauschend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattinn dar, die er sich schuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben seinem stolzen Haupte,
Gib ihn mir für den bescheidnen Sinn
Meines Künstlers zum Gewinn.

So die Göttinn, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrscherstab;
Locken, den Olymp erschütternd, wallen
Auf die Stirn ambrosisch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang,
Daß er zagend niederſank.

Doch ihn locken ferne Melodien
Zauberisch ins Leben bald zurück.
Rosenfarbne Morgenschimmer fliehen
Um das Bild, und laben seinen Blick.
Wie von eines Aether-Bades Wogen
Wird sie sanft gewiegt und fortgezogen:
Soll sie eures Himmels Zierde seyn?
Götter! Götter! sie ist mein.

Und er fliegt hinzu, und schlingt die Arme
Kühn und fest um das geliebte Weib.
Glühend, schauernd fühlt er, sie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es schlägt ihr Herz die ersten Schläge,
Und die Pulse werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebenslust
Schwellt die ungeduld'ge Brust.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schloß' es sich dem fremden Tage nicht.
Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen
An des Jünglings Busen ihr Gesicht.
Liebe! Liebe! stammeln beyder Zungen,
Und die Seelen, ganz in eins verschlungen,
Hemmt ein Kuß in schwesterlichem Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

Prometheus.

O goldne Zeit, auf ewig hingeschwunden!
Wie süß bethört es, deine ferne Spur
In alter Sänger Sprüchen zu erkunden!
Da hauchte stets des Frühlings Milde nur,
Und es gedieh, (so lehrt die heil'ge Sage,)
Freywillig alle Füll' im Schooß der Flur.
Noch Krankheit kannten sie, noch Furcht, noch Klage;
In süßer Ruhe, brüderlich gesellt,
Verlebten sie des gleichen Lebens Tage.
Nie alternd blühte jene frühe Welt,
Sie starben, wie dem Schlummer hingegeben,
So wie die reife Frucht vom Baume fällt.

Wo kein Geboth, war auch kein Widerstreben:
Des alten Kronos väterlichen Thron
Schien Liebe nur zu gründen und zu heben.
Viel Zeiten waren wechsellos entflohn,
Und ach! sie zählte niemand, da entflammte
Begier nach Thaten seinen kühnen Sohn.
Des Vaters Haupt vom stillen Herrscheramte
Zu bannen rang, unruhig, das Geschlecht,
Das mit dem Zeus aus Rhea's Schooße stammte.
Doch die Titanen stehn für Kronos Recht.
So trennten sich die himmlischen Gewalten,
Und weltverheerend tobte das Gefecht.
Das Licht erlosch, des Himmels Festen hallten,
Die Erde wankt', als ob zum Tartarus
Hinab ein jäher Riß sie sollte spalten.
Sonst ruhig in sich kreisend, schwoll der Fluß
Okeanos aus seines Bettes Tiefen,
Und brach herein mit brausendem Erguß.
Unendlich war ihr Kampf; vergebens riefen
Sie der Entscheidung, Kraft an Kraft gebannt,
So lang des Donnerers neue Blitze schliefen.
Kaum aber warf aus allgewalt'ger Hand
Zeus seine tausend sturmbeschwingten Wetter,
Gekrach und Dampf und unauslöschbar'n Brand:

So ſtürzten die Titanen, ohne Retter,
Betäubt, geblendet, in die öde Nacht,
Und Götter wurden Sieger über Götter.
Hoch thront nun im Olymp Kronions Macht,
Den Raub der Welt vertheilt er ſeinen Treuen,
Des bangen Erdenvolks wird nicht gedacht.
Da des Verderbens Wolken ſich zerſtreuen,
Und, wer entronnen, aufwacht zum Gefühl,
Erſtarrt ihr Blick auf grauſen Wüſteneyen.
Wo ſonſt des Lebens fröhliches Gewühl
Entzückend webte, wo, bethaut von Düften,
Nur Liebe flüſterte, nur Scherz und Spiel:
Da lauert jetzt in düſtern Felſengrüften
Das Raubthier, einſam ſchallt des Hungers Schrey,
Verloren zwiſchen unwirthbaren Klüften.
Nichts blieb vom Fluche der Zerrüttung frey;
Das Friedlichſte verwildert, blut'ge Sitte
Führt, ehern, das Geſetz der Noth herbey.
Die Furcht beherrſcht des Menſchen irre Tritte.
Er ſchmachtet durſtig in des Sommers Gluth,
Ihn ſchirmt vor Froſt kein Lager, keine Hütte.
Selbſt die Erinn'rung vom entflohnen Gut
Erliegt des Elends laſtendem Gewichte,
Kein Hoffen weckt ihm den erſtorbnen Muth.

In sich verdüstert, tappt er auch im Lichte,
Als säh' er nicht; hört, ohne zu verstehn,
Gedankenlos, wie wüste Traumgesichte.
Da stieg Prometheus von Olympos Höhn,
Schaut' auf den Sohn des Staubes, seufzt', und sagte:
Und sollst du so durch fremde Schuld vergehn?
Ich warnte die Titanen: doch wer fragte
Der Weisheit Rath? wer spottete nicht mein,
Als ich das Schicksal zu enthüllen wagte?
Der regen Vorsicht werd' es Macht verleihn,
Denn reifen müsse die Geburt der Zeiten;
Sie könne nicht in stolzer Ruh' gedeihn.
So wählt' ich, ungern zwar, für Zeus zu streiten.
Nur meine Mutter rettet' ich und mich,
Und half den Fall des eignen Stamms bereiten.
Dich aber, Mensch! erheb' ich über dich.
Die goldne Kindheit darf nicht wiederkehren,
Die dir im weichen Schooß der Lust verstrich.
Drum lerne handeln, schaffen und entbehren!
Ob alles wider dich verschworen scheint,
Soll innre Kraft doch siegend dich bewehren.
Allein, wer hört? wer faßt mich? Wo erscheint
Noch die Gestalt in diesem blöden Wilde,
Die Erd' und Himmel schön in sich vereint?

Laßt ſehn denn, wie ich ſchaffend neu ſie bilde.
Der Mutterboden beut den Stoff mir ſchon,
Das Leben dann die himmliſchen Gefilde.
So ſpricht in ſich der Themis weiſer Sohn,
Und geht an's Werk mit ſinnender Geberde,
In reiner Fluth erweichend reinen Thon.
Er formet ſorgſam, daß die Bildung werde,
Wie der Entwurf ſie fordert: ſchon erhebt
Der neue Menſch ſein Antlitz von der Erde,
Voll leichter Kraft, die ſcheinbar ihn belebt,
Die Arme ſchwellt, die breite Bruſt ihm ründet,
Und gleichgewogen durch die Glieder ſtrebt.
Das edle Haupt, die feſte Stirn verkündet
Ein Weſen, wohl gefaßt auf Freud' und Leid,
Kühn, lebensfroh, und in ſich ſelbſt gegründet.
Der Bildner blickt mit ſtiller Gnügſamkeit
Auf dieß Geſchöpf, aus ſeinem Geiſt entſprungen,
Worin ſein eignes Daſeyn ſich erneut.
Noch prüft er ernſt, ob jeder Theil gelungen,
Dann ſäumt er nicht. Es hatte jetzt die Nacht
Die Sternenhüll' um Land und Meer geſchwungen,
Kein ſterblich noch unſterblich Auge wacht:
Da wandelt ſchweigend auf des Aethers Pfaden
Der Japetid', auf ſchlauen Raub bedacht,

Hin zu des Oſts entlegenſten Geſtaden,
Wo Helios ambroſiſches Geſpann
An goldnen Krippen ſteht, vom Joch entladen.
Prometheus will, was ſeine Kunſt erſann,
Mit heil'gen Kräften paaren: dort nur glühet,
Was würdig ſein Gebild beſeelen kann,
Der Quell, dem alle Lebensfüll' entblühet.
Da ſchöpfet er, und trägt den Funken fort,
Der willig ihm auf ſeine Fackel ſprühet.
Er eilt zurück zu dem verlaſſ'nen Ort;
Doch als er naht, (kaum dämmerte der Morgen,)
Erwartet zürnend ihn der Themis Wort.
Noch Künftiges, noch Fernes bleibt verborgen
Vor ihrem Sinn; durchſchaut vom Anbeginn
Hat ſie des Sohnes Thun mit wachen Sorgen.
Aus Delphos Grotten tritt ſie zu ihm hin,
Wo ſie der Brüder Fall noch ſtill betrauert;
Wo vor der heiligen Enthüllerinn
Des Schickſals einſt das Herz der Menſchen ſchauert,
Bis Phobos junge Kraft den Python ſchlägt,
Der in der Haine Graun verderbend lauert.
»Dämoniſcher!« ſo ſpricht ſie: »was erregt
Den frevlen Muth dir, dieſe Saat zu ſäen,
Die eine Welt Gefahren in ſich trägt?

Die That ist nicht mehr dein, wann sie geschehen;
Sie strömt die Zeiten durch: die Spindel rollt,
Wie sie der Nacht uralte Töchter drehen.«
Wär' auch Mißlingen aller Mühen Sold,
Erwiedert er: doch soll mich niemahls reuen,
Was ich nach tiefem Forschen fest gewollt.
Kann Götter die Unsterblichkeit erfreuen,
Die fremd vorbey schleicht, die sie, ewig todt,
Durch Thaten nie zum Eigenthum sich weihen? —
Drauf Themis: »Sohn! der Zorn des Herrschers droht
Dem, der mit Hohem Niedres will vermengen.
Du höhnst der Ordnung trennendes Gebot.
Durch diese Gluth erhitzt, wird aus den Engen
Des kleinen Lebens, das ein Hauch zerstört,
Dein Zögling stolz zum Götterloos sich drängen.« —
Nur selbst sich gnügen, wenn kein Gott ihn hört:
(Prometheus sprachs) wer achtet seiner Leiden?
Sie zu bekämpfen werd' ihm nicht verwehrt.
Wie mochte Zeus dieß arme Streben neiden?
Er thront allwaltend: schreckt ein Wesen ihn,
Das von der Gottheit Tod und Ohnmacht scheiden? —
»Wohl! kann der Mensch sich diesen nicht entziehn:
Vom Wunsch gespornt, doch an den Staub gebunden,
Verzehrt er sich in streitendem Bemühn.

Des Thieres Angſt iſt mit dem Schmerz verſchwunden.
Was war, und ſeyn wird, drückt den regen Geiſt.
So haſt du ihm nur neue Qual erfunden.« —
Nein! die der dumpfen Thierheit ihn entreißt,
Vorausſicht, wird ihm ihre Schweſter ſenden,
Die Hoffnung, welche muthig dulden heißt.
Das Schwerſte wird er, ſo geſtärkt, vollenden;
Wo der Nothwendigkeit ſein Will' erliegt,
Wird er ihn ordnend in ſein Innres wenden. —
»Und wenn er auch ein hohes Ziel erſiegt,
Bald wird er doch ſein bittres Loos verklagen,
Daß Will' und Kraft mit ihm in Nichts verfliegt.
Wie Wellen ſich am Klippenrand zerſchlagen,
Muß auf Geſchlecht Geſchlecht, in ſtatem Kreis,
Die Bahn durchlaufen und dem Preis entſagen.« —
Das Gute ſtirbt nicht: der beſcheidne Fleiß,
Die tapfre That; ſie bringen Frucht und laben;
Den Enkel ſchattet das gepflanzte Reis.
Und immer reicher durch der Vorwelt Gaben,
Beut ein Geſchlecht dem andern froh die Hand,
Und paart im Weltlauf Greiſe, Männer, Knaben.
Die Stärke weicht dem ordnenden Verſtand,
Sich ſelbſt, und alles wird der Menſch geſtalten,
Mit Anmuth zierend, was die Noth erfand.

Er heißt den Grund verborgne Schätz' entfalten;
Er zähmt das Roß; er weiß auf offnem Meer
Mit leinbeflügeltem Geschirr zu walten.
Die Felshöh' starrt nicht unbeweglich mehr:
Leichtschwebend, wie gelockt vom Zauberklange,
Wölbt sie, und fügt, und reiht sich um ihn her.
Was unsichtbar in Red' und in Gesange
Dem Ohr vorbey wallt, stellt er bleibend dar,
Daß fernen Zeiten es, ein Denkmahl, prange.
Ich nenne Kleines; zahllos blüht die Schar
Der Künst' empor; von diesem Sonnenfunken
Glüht einst die Erd', ein lichter Weihaltar. —
»O Sohn! du bist vom Schöpferwahne trunken!
Wie wären sonst vor eitlem Gaukelschein
Der Vorsicht Lehren deinem Geist entsunken?
Ja! Flamm' und Brand wird dieser Funke seyn;
Die Sterblichen verderbend wird er wüthen,
Den Aether trüben, und die Erd' entweihn.
Kein Zügel kann den frechen Willen hüthen;
Ihm fröhnt der Witz und jede Kunst, und schafft,
Daß ungeheure Wünsch' im Herzen brüten.
Doch, was er auch weitgreifend an sich rafft,
Nichts gnüget ihm; er jagt nach neuem Raube,
Weil im Besitz die schnöde Lust erschlafft.

Und ſchlauvermeſſ'ne, jedem Rechte taube
Gewalt ſpannt Völker in des Joches Schmach,
Ihr Fußtritt beugt die Nacken tief zum Staube.
Die Zwietracht geht ihr ruhewürgend nach,
Und den Verein der Menſchen knüpft die Treue,
Die Eide bricht, ſo oft ſie Eide ſprach.
Dann ſchließt zu blut'gem Tanz ſich Reih' an Reihe;
Hellblinkend jauchzt der erd'entriſſ'ne Stahl,
Daß er dem Tode Hekatomben weihe.
Doch offnes Morden bringt nur kurze Qual:
Groll, ſchleichender Verrath und gift'ge Tücke
Trieft von den Bechern, ſelbſt beym Brudermahl.
Ans Licht geſandt vom nächtlichen Geſchicke,
Entſchleyert Nemeſis ihr Angeſicht,
Und mißt die Gräul mit richtend ernſtem Blicke,
Und ruft zur furchtbarn, nahmenloſen Pflicht
Die ewig eingedenken Rächerinnen,
Um deren Stirn Gorgonen-Haar ſich flicht.
Die Schuld kann nirgends ihrem Netz entrinnen.
Blutathmend, qualweisſagend heult ihr Lied,
Durchwühlt die Adern und verwirrt die Sinnen.«
Mich ſchrecket nicht dein ſchauendes Gemüth,
O Mutter! Ob dein Mund nie Lügen redet,
Ich weiß, daß auch, was du verſchweigſt, geſchieht.

Wenn jedes Frevels sich der Mensch entblödet,
Bleibt das ihm Vollmacht doch zu höherm Heil,
Womit er oft unselig sich befehdet.
Blind eilt zum Ziel, ein abgeschnellter Pfeil,
Des Thieres Trieb; es irrt nur, wer da wählet:
Sich selbst zu lenken ist des Freyen Theil.
Erkenntniß wurzelt ihm, wo er gefehlet,
Steigt fest und fester aus der Täuschung Fluth,
Und wird zur Weisheit, durch Entschluß gestählet.
Der Meister seines Innern läßt die Wuth
Der Lüste sich einander blind zerschellen,
Und Niedriges verschmäht, wer Großes thut.
Wenn Maß und Heldenkraft sich so gesellen,
Wird die Gewalt entthront, das Recht gebeut,
Nur Liebe macht die freyen Herzen schwellen.
So bald Gefahr dem schönen Bunde dräut,
Für alle jeder, und für jeden alle
Sind sie, den Tod zu suchen, froh bereit;
Und unbezwungen bey des Tapfern Falle
Strebt seine Tugend selbstbewußt empor,
Und lebt, vergöttert, in der Lieder Halle.
Nach Kämpfen geht der Friede mild hervor:
Zum Oehlbaum grünt die Lanze, Schwerter pflügen,
Und sichre Fülle wohnt bey offnem Thor.

Der Adler kann auch über Meere fliegen.
Iſt aus dem Chaos nicht durch Lieb' und Zwiſt
Die Ordnung aller Ding' empor geſtiegen?
Vollendung ſtrahlt, die kein Gedank' ermißt,
Erſt durch des Irrſals Nächte dieſem Weſen,
Das ſich zu ſchaffen nur geſchaffen iſt.
Zeus hat die Welt; dich hab' ich mir erleſen!
Du Werk und Abbild meiner Thatenluſt.
Frey ſollſt du ſeyn: was zaudr' ich, dich zu löſen? —
»Noch halt! o halt! Prometheus! meine Bruſt
Stöhnt ahndend unter den unnennbar'n Plagen,
Womit du bald dein Wohlthun büßen mußt.
Ergrimmt, daß eines Tags Geſchöpfe wagen,
Titanen gleich, nur ſtolz auf ſich zu baun,
Wird dich des Donnrers Wort in Banden ſchlagen.
Mit Ketten, ehrnen Ringen, und den Klaun
Der Keil' und Nägel wird an öde Klippen
Der Erde Strand dich feſt geſchmiedet ſchaun.
Da harreſt du, des Felſens ſchroffe Rippen
Dein Lager, aufrecht, unbeweglich, wach;
Dir labt kein Nectar die verdorrten Lippen.
Nie hörſt du deiner Menſchen kindlich Ach,
Kein Lebenstritt naht ſo verwaiſ'ten Fernen,
Der Wiederhall nur ächzt dir einſam nach.

Die Sonnen ziehn, es zieht mit ihren Sternen
Die Nacht vorbey; eh' deine Kunst dich löf't,
Mag dir zu rauschen dort die See verlernen.« —
Sinkt dieser dann, von meiner Gab' entblößt,
Zum Knecht zurück? wird sein der Blitz nicht schonen,
Wenn vom Olymp mein Bundsgenoss' mich stößt? —
»Zeus kann die Bildnerey dir bitter lohnen,
Doch hemmen darf er nicht, was sie erzielt;
Denn selbst die Macht muß dem Verhängniß frohnen.«
So will ich dulden, was die Noth befiehlt.
Ich bin unsterblich, und mein ew'ger Wille
Wird von der Qual, ein Berg vom Sturm, umspielt.
»Weh' mir, die ich dein Unheil dir enthülle!
Durch Riesentrotz, Titan', erwirbst du bloß,
Daß Zeus der Rache Maß noch höher fülle.
Er läßt der Blitze Flammenwirbel los,
Daß Meer und Aether durch einander brausen;
Hohldonnernd stürzt die Felskluft in den Schooß
Des dumpfen Hades dich: da wirst du hausen,
Bis Zeus dem Tageslicht zurück dich bringt,
Dir selbst zur Schmach, den Himmlischen ein Grausen.
Sein Flügelhund, der gier'ge Geyer, springt
Umschattend auf die starr gebundnen Glieder,
Zerfleischt die Brust dir; was er Tags verschlingt

Erwächst der blut'gen Leber nächtlich wieder;
Lautschwirrend kommt der ungerufne Gast,
Schwebt langsam fort mit triefendem Gefieder. —
Nichts Freundes übt, wer seinen Hasser hasst:
Kronion aber herrscht, der Ungerechte,
Durch meine Hülf' im himmlischen Pallast.
Nun hält der Tartarus die alten Mächte,
Und feig gehorcht der jungen Götter Schar.
Wo ist ein Starker, der mich retten möchte?
Dir legt die Zukunft ihr Geheimniß dar,
O meiner Mutter heil'ges Haupt! ich flehe
Beym Styx dich an: mach' mir sie offenbar.
Ob nie ein Ringer für das Recht erstehe
Aus sterblichem und göttlichem Geschlecht,
Der Götterkraft zum Heldenthum erhöhe?
Wenn der, vom Mühsal ewig ungeschwächt,
Gefahren sucht, und tilget Ungeheuer
Und Räuber zähmt, und Unterdrückte rächt:
Dann treibt ihn auch des freyen Muthes Feuer,
Das ich verlieh, in Wüsten ohne Pfad;
Er kommt, zerreißt die Bande, würgt den Geyer.
Ja er vollbringts, und zürnte seiner That
Der Donnrer auch, und hätt' ihn der gezeuget,
Der mit der Herrschaft Fuß mich niedertrat. —

Der Japetide rief's, doch Themis ſchweiget.
Wie Gram und Zweifel ihr im Buſen ſchwoll,
Hat ſie die Stirn verſchleyert abgeneiget.
Sie weiß, daß einſt der Tag erſcheinen ſoll,
Wo ihrem Sohn Herakles heil'ge Stärke
Mit Rettung nahet, gleicher Gottheit-voll.
Auf daß er mehr auf ihre Warnung merke,
Verſchwieg ſie, was ſein weiſer Sinn erſpäht:
Was ſchreckt ihn nun bey dem verwegnen Werke?
Er kehrt zum Bilde ſich, das vor ihm ſteht,
Und ſpricht: Geh! wirke! trage Leid und Wonne!
Der Funke blitzt und Lebensodem weht,
Der freye Menſch blickt zur verwandten Sonne.

Die entführten Götter.

O Römerinnen, Römer nicht!
Wo iſt die Heldenkraft der Ahnen?
Vergeſſen habt ihr Nahmen, Ruhm und Pflicht,
Und tief erröthen jene großen Manen.

Du, ewig nun zu eigner Schmach!
Leb' wohl, o Stadt der ſieben Hügel!
Bald ſtürzt dein ödes Pantheon uns nach,
Uns aber leiht der Sieg die leichten Flügel.

Vom Himmel lockten uns herab
Die freundlich bildenden Hellenen;
Von uns empfangend, was ihr Sinn uns gab,
Vermählten sie das Göttliche dem Schönen.

Als Freyheit mit der Tugend starb,
Erloschen Hella's Rosenschimmer,
Und Stärke, die ein grauses Recht erwarb,
Stieß den Altar der holden Kunst in Trümmer.

Doch sah'n wir, im Vernichten groß,
Mit Lust der Wölfinn Pflegesöhne;
Wir theilten gern der hohen Roma Loos,
Daß sie uns Herrscher über Herrscher kröne.

In der Triumphe Prachtgewühl
Empfing Quirinus seine Brüder;
Das Capitol ward ein Olymp; da fiel
Vor seinem Raub der Sieger bethend nieder.

Zeus Adler flog dem Heer voran,
Er thronte, der Gesetze Wächter. —
Senat und Volk ward Einem unterthan,
Und schnell entartet sanken die Geschlechter.

Wild schwärmten an der Tiber Strand
Des Nordens Riesen, sie zu strafen.
Von Knechten und Barbaren abgewandt
Schien ein Jahrtausend unsre Macht zu schlafen,

Bis mit dem jungen Morgenroth
Entwohnte Hymnen uns umwallen.
Es war die Kunst, die Huldigung uns both,
Und neue Feste, neue Tempelhallen.

Auf! fesle jetzt uns noch, o Rom,
Durch große Thaten, schöne Werke!
Versank auf ewig in der Zeiten Strom
Der Bildner Geist so wie der Helden Stärke?

In dumpfer Trägheit Nebelduft
Prahlst du mit gähnenden Ruinen;
Du bist der Vorwelt eingesunkne Gruft,
Wo weder Rosen blühn, noch Lorbern grünen.

Ihr aber, die ihr, siegberauscht,
Ausoniens myrtumkränzte Fluren
Gleich eurem Rhodan wogend überrauscht,
Und einem Brennus folgt auf Brennus Spuren!

Ruft uns mit reiner Opfergluth,
So soll euch unsre Huld belohnen.
Allein ihr trotzet in der Freyheit Huth,
Und wollt uns zwingen, unter euch zu wohnen?

Habt ihr für uns ein Heiligthum?
Und läßt sich Hella's Reitz erfechten?
Sind Götter auch ein menschlich Eigenthum?
Ihr geitzt umsonst nach des Olympus Mächten!

Wer würdig uns zu ehren weiß,
Trägt uns in seiner Brust, sein eigen:
Doch, trittst du ungeweiht in unsern Kreis,
So deckt uns Nacht, und die Orakel schweigen.

Lebens-Melodien.

Der Schwan.

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Gestalt.

Der Adler.

Ich hauf' in den felsigen Klüften,
Ich brauf' in den stürmenden Lüften,
Vertrauend dem schlagenden Flügel
Bey Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte,
Mich berauschen süß des Kalmus Düfte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
Weich befiedert wiege meine Brust.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald sie zersplittern,
Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Lust.

Der Schwan.

Von Apollo's Winken eingeladen,
Darf ich mich in Wohllautströmen baden,
Ihm geschmiegt zu Füßen, wenn die Lieder
Tönend wehn in Tempe's May hinab.

Der Adler.

Ich throne bey Jupiters Sitze;
Er winkt, und ich hohl' ihm die Blitze,
Dann senk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf seinen gebiethenden Stab.

Der Schwan.

Von der sel'gen Götterkraft durchdrungen,
Hab' ich mich um Leda's Schooß geschlungen;
Schmeichelnd drückten mich die zarten Hände,
Als ihr Sinn in Wonne sich verlor.

Der Adler.

Ich kam aus den Wolken geschossen,
Entriß ihn den blöden Genossen:
Ich trug in den Klauen behende
Zum Olymp Ganymeden empor.

Der Schwan.

So gebar sie freundliche Naturen,
Helena und euch, ihr Dioscuren,
Milde Sterne, deren Brüdertugend
Wechselnd Schattenwelt und Himmel theilt.

Der Adler.

Nun tränkt aus nectarischem Becher
Der Jüngling die ewigen Zecher;
Nie bräunt sich die Wange der Jugend,
Wie endlos die Zeit auch enteilt.

Der Schwan.

Ahndevoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Fluth die tiefgewölbte Ferne,
Und mich zieht ein innig rührend Sehnen
Aus der Heimath in ein himmlisch Land.

Der Adler.

Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unſterblichen Sonne,
Kann nie an den Staub mich gewöhnen,
Ich bin mit den Göttern verwandt.

Der Schwan.

Willig weicht dem Tod ein ſanftes Leben;
Wenn ſich meiner Glieder Band' entweben,
Löſ't die Zunge ſich: melodiſch feyert
Jeder Hauch den heil'gen Augenblick.

Der Adler.

Die Fackel der Todten verjünget:
Ein blühender Phönix, entſchwinget
Die Seele ſich frey und entſchleyert,
Und grüßet ihr göttliches Glück.

Die Tauben.

In der Myrten Schatten
Gatte treu dem Gatten,
Flattern wir und tauſchen
Manchen langen Kuß.
Suchen und irren,
Finden und girren,
Schmachten und lauſchen,
Wunſch und Genuß!

Venus Wagen ziehen
Schnäbelnd wir im Fliehen,
Unſre blauen Schwingen
Säumt der Sonne Gold.
O wie es fächelt,
Wenn ſie uns lächelt!
Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold!

Wende denn die Stürme,
Schöne Göttinn! Schirme
Bey beſcheidner Freude
Deiner Tauben Paar!
Laß uns beyſammen!
Oder in Flammen
Opfre uns beyde
Deinem Altar.

Die Stunde vor dem Abſchiede.

Aus deinen Augen ſah ich Thränen fließen:
Unglücklicher! ich hatte ſie erregt,
Von zärtlichem Verlangen hingeriſſen
Dein Innerſtes zu ungeſtüm bewegt.

Es nahte ſchon des Abſchieds bange Stunde,
Verſchwunden dieſer Tage kurzes Glück;
Aus unſerm, wie im Flug geſchloßnen Bunde
Sahſt du auf deinen öden Weg zurück.

O daß der Gram zerrütten ſoll mit Schmerzen
Der Wonne Sitz, den lieblich blühnden Leib!
Daß irgend wer zerrüttend deinem Herzen
Mit Haß zu nah' getreten, zartes Weib!

Laß deine Thräne ſanft hinweg mich trinken,
Laß mich ſie trocknen mit gelindem Hauch!
Sieh ſchon ſie hier in meinem Auge blinken:
O ging' in mich dein Leiden über auch!

Dem Mann, der ſeinem Glücke ſtürmt entgegen,
Ziemt auch der Kampf mit feindlichem Verdruß;

Doch ſchonend ſollte Ruh' des Weibes pflegen,
Denn ſtill erwartet ſie der Freude Gruß.

Willſt du mir deinen Schmerz im Kuſſe reichen?
Gern nähm' ich Herbes von ſo ſüßem Mund.
Der Kummer müßte dem Entzücken weichen,
Der Freundinn Schmachten würd' in mir geſund.

Warnung.

Ja, ich geſtehe mir es mit Entzücken,
Ich bin dir hingegeben:
Doch ſüßer Freund, bewahr' es wie dein Leben.

Der Lieb' iſt nichts ſo eigen,
Als ſich mit holder Schüchternheit umſchleyern.
Hat ſie ſchon nicht zu ſorgen,
Und dürfte kühn ſich zeigen,
Will ſie geheim doch ihre Weihe feyern,
Und bricht der helle Morgen
Auf günſt'ge Schatten ein, die ſie verborgen,
So wird verſtört, mit Beben,
Auch ihrer Träume zarteſter entſchweben.

Ich ſcheue nicht das Necken
Geſpitzter Zungen, noch des Pöbels Tadel.
Das wollt' ich muthig leiden,
Uns aller Welt entdecken,
Stolz auf die Wahl und meines Herzens Adel.
Allein von dieſen Freuden
Beneid' ich Andern ſelber das Beneiden,
Kein fremder Sinn ſoll ſtreben,
Zur Ahndung unſers Glücks ſich zu erheben.

Wohl muß es bitter ſchmerzen,
Erliſcht, in des Vergeſſens Strom getauchet,
Der Liebe ſchönes Glühen.
Doch wenn aus ſtillem Herzen
Du von den Lippen erſt das Wort gehauchet,
Kannſt du's zurück nicht ziehen:
Drum werde nimmer dem Verrath verziehen;
Vergeſſen ſey vergeben,
Wenn neue Wünſche ſeinen Schlaf beleben.

Es drängen ſich die Seelen
Der Liebenden im Blick ans Licht der Sonne,
Wie hinter Schloß und Riegel;
Sie innigſt zu vermählen.

Erschließet erst der Kuß das Thor der Wonne,
Und loset ihre Flügel.
Jetzt aber sey dir dieser Kuß als Siegel
Des Schweigens mitgegeben,
Das keine Macht vermege wegzuheben.

Die Erfindung des Kusses.

1.

Die Grazien besprachen mit einander
Sich von der Menschenbildung Zügen einst,
Wie die Natur in ihrer holden Zierde
Die Seele ausgesprochen, und wie jedem
Belohnende Bestimmung sie verliehn.
Die Stirne, denkend, thront im Antlitz oben,
Es schlingt sich über ihrer offnen Fläche
Der Haare vielfach wechselnd Diadem:
Denn der Gedank' ist König in dem Geist.
Der Nase, die von ihr sich niedersenkt,
Des Ebenmaßes unverrückte Säule,
Weht huldigend der Frühling seine Düfte,
Und Zephyr linden, lauen Hauch entgegen.
Das Ohr bescheiden seitwärts angefügt,
Trinkt achtsam doch des Wohllauts ganze Fülle.

Die Wangen blühen so durchsichtig zart,
Daß bald der jungen Freude leichtes Wallen,
Und bald die Scham, beym leisesten Berühren, —
Nicht ohne süßes Bangen; denn sie ist
Die Morgenröthe seliger Gefühle, —
Mit Rosengluth sie überströmen kann.
Die Augen geben und empfangen Strahlen,
Die Welt ist ihre, von dem Aug' der Sonne
Mit aller Farben Glorie ausgestattet.
Doch kehren sie von ihren weiten Flügen
Gern wieder in die Näh'; es sucht der Blick
Verbrüdertes, worin er sich erkenne,
Und Auge spiegelt sich in Aug' entzückt.
Wenn es sich dann, von vielem Sehn ermüdet,
Mit seiner Wimper seidnem Vorhang schirmt,
So dämmern noch im eng verhüllten Lager
Zerfließende Gestalten vor ihm auf.
Die Lippen aber, die beseelten Rosen,
So sprach Euphrosyne, die sich gefällig
Zu Red' und Lächeln regen, stets gesellig,
Beredt zu schweigen wissen, wie zu kosen,
Sie, die das innerste Gemüth erschließen:
Was wurde für ein Lohn zu Theil den süßen?
Daß sie die Nahrung, die der Leib empfängt,
Zuerst berühren? Das ist wieder Dienst,

Belohnung nicht: verſchmähn ſie doch zu koſten,
Und gönnen gern dem Gaume ſeine Freuden.
Und was iſt Hybla's Honig, was der Saft
Von Lesbos, ſelbſt des Göttertiſches Gaben,
Verglichen mit der Worte ſüßer Kraft,
Worin ſich, froh berauſcht, die Seelen laben?
Ja müſſen nicht die geiſtigen ſich ſchämen,
Das irdiſche Bedürfniß hinzunehmen?

Wie du doch eiferſt, Schweſter, ſo erwiedert
Aglaja lächelnd; nimm dich nur in Acht,
Daß nicht der zu bewegten Rednerinn
Des Mundes leicht geſchwungner Zug ſich krauſe,
Und deine Sorg' um ihn, ihn ſelbſt entſtelle.
Iſt denn des ſchönen Thuns Gefühl nicht Lohn?
Und fühlen nicht die Lippen, wie ſie reden
Und wie ſie lächeln?
Das Auge ſieht ſich nicht, es grüßt im Auge
Des Andern aus der Ferne nur den Geiſt;
Und ſind ſie doppelt ſchon, und thun das Gleiche,
Doch rollet in der eignen Sphäre jedes,
Und unbewußt iſt ihre Harmonie.
Die Lippen aber ſind die Dienerinnen
Der freundlichen Geſelligkeit, und ſelbſt

Geſellig: iſt ihr Leben und Bewegen
Nicht ewig wiederhohlter, zarter Gruß?
Weil ſie denn ſo als Paar ſich innig fühlen,
Vereinigt athmen und vereinigt ſpielen,
So laß ſie ſich mit andern Lippen paaren,
Um ihre eigne Süße zu erfahren.

Der Grazien jüngſte hört' es liebevoll,
Und neig'e ſich der Schweſter, die geſprochen.
Ihr reger Buſen, kaum entknoſpet, ſchwoll
Von ihres Herzens ahndungsvollem Pochen.
Sie öffnet halb den Mund, der Anmuth haucht,
Und Lippe wird an Lippe ſanft getaucht.
Da war mit reinem, zärtlichen Verlangen
Der erſte Kuß gegeben und empfangen.

II.

Cythere, hingelehnt in Myrtenſchatten
Belauſchte ſie, und ſagte zu ſich ſelbſt:
Ihr holden Kinder, was vermöchten Lippen
Zu Red' und zu Geſang, wenn nicht die Zunge
In ihren Schranken wohnt', und ſchwünge ſich
Mit unermüdlicher Gewalt? Iſt ſie

Das goldne Plectrum für die Silberſaiten
Der Stimme nicht? ſie nicht der Pfeil des Bogens,
Der glühende Worte ſchnellt? der Sprache Zügel?
Wenn ſich, in ſanften Wünſchen eingeſchloſſen,
Jungfräuliche Gemüther liebend finden,
Da mögen Lippen ſich beſcheiden drücken,
Und gnügen wird dieß Zeichen des Vereins.
Ihr kennt nicht jenes nahmenloſe Streben,
Das jedes andern Triebes Banden löſ't,
Sich ſelber, Seel' und Leib', und Füll' und Leben
An den Geliebten opfernd hinzugeben,
Die beyden Weſen ganz in eins verflößt.
Wenn dieß der Sinn' und Herzen ſich bemeiſtert,
Dann ſoll die Zunge auch, zum Kuß begeiſtert,
Das Mark durchblitzen gleich Cupido's Pfeilen
Mit Wunden, die nur ſüßer Tod kann heilen.

Von ſolchen Küſſen lehrte Cypris Gunſt
Den ſchonen Jäger, bey noch ſprödem Muthe,
Zuerſt vor allen Sterblichen die Kunſt,
Wie ſie bey ihm in kühler Waldnacht ruhte.
Es ward ihr Kuß zum heißen Liebesſchwur,
In dem erſtummt die Zungen ſich verwirrten,
Daß Wonne ſchauernd durch die Wipfel fuhr,
Und buhlender der Göttinn Tauben girrten.

Nikon und Heliodora.

Idylle.

Der Abend senkt sich kühlend auf die Fluren,
Des Tags Getümmel schwindet in die Ferne,
Die ganze Schar ermüdeter Naturen
Vernimmt den leisen Wink zum Ruhen gerne.
Nur, wie der wachsame Pilot Arcturen,
So folgt der Liebende dem Abendsterne,
Der ihn, als strahlte durch die Nacht Aurora,
Entgegen führet seiner Heliodora.

Entgegen führet seiner Heliodora
Den trauten Nikon Hoffnung und Verlangen.
Sie naht sich ihm, erröthend wie Aurora,
Vom Thaue banger Scham beperlt die Wangen.
Es schließt sich nickend jedes Kind der Flora,
Doch duftender und voller aufgegangen
Entfaltet ihren Kelch der Liebe Blume,
Du stille Nacht, in deinem Heiligthume.

Nikon.

Du stille Nacht, in deinem Heiligthume
Find' ich Erhörung meiner kühnsten Bitte;

Sie wagt für mich, und achtet sich zum Ruhme
Der Zärtlichkeit zu lieb verletzte Sitte.
Im Blumenschmuck, sie selber eine Blume,
Kommt sie, es rauschen im Gebüsch die Tritte.
Ich flieg' in deine Nähe, Holde! Süße!
Daß ich mit Liebeshauch dich warm begrüße.

Heliodora.

Daß ich mit Liebeshauch dich warm begrüße,
Konnt' ich dem Herzen, Thörichte, nicht wehren;
Mich lockte mehr, als des Verlangens Süße,
Des Weibes Wonne, zärtlich zu gewähren.
Doch, wenn ich bitter mein Vertrauen büße,
Wenn deine Schwür' in Mährchen sich verkehren: —
Eh' meine Rosen welkend sich entfärben,
Mög' ich hier vor des Himmels Antlitz sterben!

Nikon.

Mög' ich hier vor des Himmels Antlitz sterben, —
Nein, Tod in deinem Arm wär' Wonn' und Leben, —
Verbannt von dir erschleiche mich Verderben,
Bin ich dir nicht mit reinster Treu' ergeben!
Sey ruhig, theure Freundinn, laß die herben
Bekümmernisse mit dem Wind entschweben.
Vergessenheit von allem Harm umspielet
Die Brust, die ganz den Liebsten in sich fühlet.

Heliodora.

Die Bruſt, die ganz den Liebſten in ſich fühlet,
Hebt freyer ſich, von enger Furcht entladen.
Wie, wenn ein Zephyr ihr Gewand durchwühlet,
Wird ſie, ſich zu enthüllen, eingeladen;
Der Strom der Luſt, der alle Sehnſucht kühlet,
Lockt ſie, in ſeinen Wellen ſich zu baden:
Der ganze Himmel ſenkt darein ſich nieder,
Es ſtrahlen freundlicher die Sterne wieder.

Nikon.

Es ſtrahlen freundlicher die Sterne wieder
Aus deinem Augenſtern, im milden Schatten.
Mich ſchlägt bey Tag die hohe Schönheit nieder,
Vor ihrem Prangen muß der Blick ermatten,
Doch jetzt, da die geſenkten Augenlieder
Der Nacht mit Dämmerung die Helle gatten,
Schau' ich, und fürchte nicht, daß ich erblinde:
Entnommen iſt der Liebe ihre Binde.

Heliodora.

Entnommen iſt der Liebe ihre Binde,
Daß ſie ihr Bild rings um ſich kann erblicken.
Wie leiſe Seufzer käuſeln nun die Winde,
Die Blumen duften ahndungsvoll Entzücken,
Die Quellen flüſtern, und es ſcheinen linde
Die Büſche ſich den Büſchen anzudrücken,

Und buhlerischer durch die Schatten wallen
Die Brautgesänge süßer Nachtigallen.

Nikon.

Die Brautgesänge süßer Nachtigallen
Hör' ich in liebevollem Streit erklingen;
Der Thau begegnet und vermählt im Fallen
Mit Düften sich, die in die Lüfte dringen.
Wie wechselnd einig unsre Stimmen schallen,
So laß auch Lippe mit der Lippe ringen:
Der Seele näher, an des Odems Pforte,
Besprechen sich unausgesprochne Worte. —

Besprechen sich unausgesprochne Worte,
So muß verstummen des Gesanges Lallen;
Er führt die Liebenden nur bis zur Pforte
Des Tempels, wo die sel'gen Opfer fallen,
Bis sie aus ihrer Freuden stillem Porte
Verklärt hervor und neu geboren wallen.
Erröthend fand und lächelnd noch Aurora
Nikon am Busen seiner Heliodora.

Der Bund der Kirche mit den Künſten.

Vom Himmel kommt ein hohes Weib geſchritten,
Zur Linken weder ſchauend noch zur Rechten;
Ruh' iſt und Maß in ihren feſten Tritten,
Die unabirrend gehn die Bahn des Rechten,
Sie ſcheint nicht zu befehlen, noch zu bitten,
Doch, wenn ſie ſpricht, kann niemand mit ihr rechten.
Zu ihren Füßen decken Cherubinen
Sich mit den Flügeln, brünſtig, ihr zu dienen.

Noch Kranz, noch Diadem am Haupt ihr prangen,
Die Mitra iſt der Stirnen aufgedrückt;
Ihr Leib, vom ſchlichten Kleide ſtreng umfangen,
Mit prieſterlichen Zeichen nur geſchmückt.
Die Stola ſieht man von den Schultern hangen,
Die Taub' im Dreyeck auf der Bruſt geſtickt.
Der Stab, den ſie als Hirtenſtab geneiget,
Das Purpurkreuz im Banner oben zeiget.

Ihr Weg iſt nach der Griechen Land gerichtet,
Auf des Parnaſſus fabelhafte Höhn,
Wovon ſo viel die eitle Welt gedichtet:
Dort waren einſt die Eitelkeiten ſchon.

Apollo's alter Dienst ist längst vernichtet,
Daß dürr, verwildert seine Haine stehn;
Getrübt ihr Wasser den berühmten Bornen,
Die murrend schleichen unter Sumpf und Dornen.

Hier sind, verschmäht, die Künste hingeflohen,
Und lässig ruht nun die geübte Hand,
Seit hingestürzt die Götter und Heroen,
Auf deren Dienst sie allen Fleiß verwandt.
Das Hohe sank, das Niedre ward zum Hohen:
Sie glauben sich auf ewig schon verbannt,
Weil jeder Blick, vom Sinnentrug entblendet,
Sich sehnend nur nach Geist und Wahrheit wendet.

Zerrissen ist ihr Regenbogenschleyer
Der Mahlerey, vertauscht mit düsterm Flore,
Und halb entsaitet der Musik die Leyer;
Gespalten tönen dumpf der Syrinx Rohre;
Die Bildnerey entbehrt Prometheus Feuer;
Es sitzt die stolzeste vom ganzen Chore,
Architectur, wie Niobe versteinet,
Auf Steinen, deren Umsturz sie beweinet.

Und wie sie so im Grame sich versenken,
Tritt jene Hehre mitten unter sie,
Und spricht: euch ziemte, andres zu bedenken;
Was ihr bejammert, kehret wieder nie.

Ein tiefres Weh sollt' eure Herzen kränken,
Weil euer Zauber Reitz der Sünde lieh,
Und weil ihr auf des Irrthums Schlangenpfade
Die Sterblichkeit verlockt vom Ziel der Gnade.

Doch fäßt ihr tausend Jahr in Asch' und Staub,
Schmucklos, das Haar zerstreut, mit nacktem Fuße:
Ersetzt wird nie dem Himmel euer Raub,
Durch Thaten übt ihr eine bess're Buße.
Ihr waret stolz auf eures Lorbers Laub,
Die Palme winket euch mit schönerm Gruße.
Verlorne Schwestern, weiht euch meinem Dienste,
So führ' ich euch zu himmlischem Gewinste.

Sie sagt's, und staunend horcht ihr jede Nymphe,
Sie fassen sinnend ihr nachdrücklich Wort.
Erröthend erst, daß, ihrem Ruhm zum Schimpfe,
Wahrheit verwandelt, flohn sie gerne fort;
Dann, aufgemuntert von dem ernsten Glimpfe,
Sehn sie in ihr ein neues Heil und Hort,
Und flehn fußfällig, daß sie möge lehren
Ganz ihr zu leben, und sie recht zu ehren.

Sie sprach: Ihr wißt, wie, die für Götter galten,
Der Völker Weltlichkeiten, mit Verspotten
Die ersten Jünger Christs Empörer schalten,
Bemüht, mit jeder Qual sie auszurotten.

Sie mußten auf der Flucht Verſammlung halten,
Bey Nacht in Gräbern oder Felſengrotten,
Wo ſie vor der Tyrannen Drohn Verſtummten
Nur leiſe Hymnen und Vigilien ſummten.

Doch Feinde fördern ſelbſt, was Gott beſchloſſen:
Erlittnes Kreuz erhöhte nur das Kreuz.
Das Blut der Märterer hat es begoſſen,
Und wie ein Baum erwuchs das dürre Kreuz.
Roms Adler kam raubgierig angeſchoſſen;
Sein blut'ger Schnabel küßt nunmehr das Kreuz,
In deſſen Schatten fromme Millionen
Vom Aufgang bis zum Niedergange wohnen.

Drum ziemt es ſich, daß Jubelſtimmen ſchallen,
Wo ſich Gemeinden Gläubiger vereinen.
Der Drangſal Höhlen wurden Siegeshallen,
Da muß des Heiles Sonne ſichtbar ſcheinen.
Nicht, weil ſie ſich in goldner Pracht gefallen:
Einfalt und Demuth lehrte Chriſt die Seinen,
Nein, daß vom himmliſch geiſtigen Exempel
Ein Bild und Abglanz ſey der ird'ſche Tempel.

Denn in den lichtätheriſchen Bezirken,
Wovon nur Dämmerung hier unten graut,
Hat ſich die Gottheit mit allmächt'gem Wirken
Ein heil'ges Haus, geräumig g'nug, erbaut,

Die ganze Welt der Geister zu umzirken,
Die sich in ihrem Anschaun selig schaut.
Es strahlt der Bau in allerreinster Klarheit,
Und ruhet auf Grundfesten ew'ger Wahrheit:

Die bis in unerforschte Tiefen reichen,
Wo Daseyn gränzet an die alte Nacht.
Der Hölle Pforten müssen ihnen weichen,
Und hier verliert Vergänglichkeit die Macht.
Gerechtigkeit und Stärke sonder gleichen,
Als Mau'r und Graben den Pallast bewacht;
Der Weisheit Stufen sich zu ihm erheben,
Und Mäßigung macht rings den Boden eben.

Aus Glauben sind die stützenden Pilaster,
Und zur Umgebung will die Liebe dienen:
Die Säulen prangen weiß von Alabaster,
Die Wände glühn mit flammenden Rubinen;
Die Hoffnung zieret mit smaragdnem Pflaster
Die Gäng' im Tempel, und hoch über ihnen
Sieht man das Dach aus wölbenden Saphieren
Sich in der Gnade Mittelpunct verlieren.

An diesem Hof des himmlischen Monarchen
Ist jeglicher nach Würd' und Rang begnadet.
Erst Herrlichkeiten, Thronen, Hierarchen,
Die ihrem Ursprung nie durch Wahl geschadet;

Auf goldnen Stühlen Aelt'ste, Patriarchen;
Die Märterer, in Blute weiß gebadet;
Dann, bis hinunter zu den kaum Gebornen,
Die durch das Kreuz errretteten Verlornen.

Doch, wo sie hingeordnet, nah' und fern,
In allen lebet Eine Lieb', Ein Willen;
Und jedem frommen Chore gnügt es gern,
Den ew'gen Durst nach seiner Art zu stillen.
Kein Mißlaut rührte je das Ohr des Herrn,
Wenn ihren Lippen Lobgesäng' entquillen,
Wenn wechselnde, vielstimm'ge Psalmodien
Durch Himmelsdüfte, hold verschwistert, ziehen.

Stets, »drey Mahl heilig« dem Dreyeinen schallet,
Preis seiner Tochter, Mutter, Braut, Maria.
Der einst zu ihr als Both' herab gewallet,
Huldigt so süß entzückt: Gegrüßt, Maria!
Daß es aus aller Herzen wiederhallet,
Von gleicher Lieb' entglüht: Gegrüßt, Maria!
Gebethes Weihrauch wölkt sich auf zum Dome,
Und jeder sprengt sich aus krystallnem Strome.

Und der, ein Gott, geboren ward vom Weibe,
Ist zwiefach gegenwärtig unter ihnen;
Tränkt sie und speis't mit seinem Blut und Leibe,
Geheimnißvoll sich opfernd selbst zu sühnen,

Wo sich der erste Seraph nur: ich gläube,
Nicht: ich begreif's, zu sagen darf erkühnen.
So wird im Tag, den keine Nacht umschleyert,
Des hohen Tempels reiner Dienst gefeyert.

Wohlan, ihr Künste! es gebiert euch wieder,
Wenn ihr mein Thun hienieden würdig ziert,
Wenn ihr vom Himmel auf die Erden nieder
Die Heiligkeiten, bildlich deutend, führt.
Schon regt in euch Begeist'rung ihr Gefieder,
Vernehmt denn, wie sich jegliches gebührt,
Daß ihr, vom Ueberschwänglichen verwirret,
Nicht bey den ungewohnten Flügen irret.

Form und Verhältniß darfst du nicht vertauschen
Zu deinem neuen Zweck, Architectur,
Die du, voll Sinn, verstanden abzulauschen
Gebilden herrlich bauender Natur.
Wie Harmonien in Harmonien rauschen
Gebrauch in höherem Verein sie nur;
Vergiß, und laß vergessen aller Schranken
Die auf das Ew'ge zielenden Gedanken.

Kein Götterbild soll hier im Dunkel thronen,
Von fern verehrt in schauerlicher Pracht;
Kein andres, heitrer, wie im Freyen wohnen,
Von Säulen nur umringt, und überdach't,

Dem draußen, unter eines Haines Kronen,
Die Opferflammen würden angefacht.
Nein, zahllos soll die bethenden Gemeinden
Der lichte, doch geschloss'ne Bau befreunden.

Laß deine Hallen denn des Volkes Wellen
In breitem, ungehemmten Strom empfangen;
Bühn' über Bühne laß den Chören schwellen,
Und die Altäre hoch erhaben prangen;
Dem Tempel gib als Kinder rings Capellen,
Einsamer Andacht stiller nachzuhangen;
Und laß, wetteifernd mit den Sterngewölben,
Den hohen Dom sich in der Mitte wölben.

Und solch Gebäu erfüllend zu durchdringen,
Wölb' auch, Musik! der Töne reichen Bau.
Verhältniß aus Verhältniß laß entspringen,
Gesondert, wechselnd, doch vereint genau.
Wie alle Sphären rein zusammen klingen,
Doch jede Kugel aus krystallnem Blau
In eignem Ton: so mußt du in Gewittern
Der Harmonie die Seele tief erschüttern.

Der Himmel wird dir eine Heil'ge leihn
Zur Führerinn von deinen vollen Chören:
Es wird der Lieder vielverschlung'nen Reihn
Durch neue Kunst Cäcilia hold beschwören.

Der Menschen Stimmen tragend im Verein
Wird ihrem Druck aus den metallnen Röhren
Ein süßer Hauch des Wohllauts athmend steigen,
Und sich mit jenen heben oder neigen.

Ihr aber, der Gestalten Bildnerinnen
Mit Meißel oder Pinsel, seyd bemüht
Mit neuem und wahrhaftigem Beginnen
Um das, was Zion gegenwärtig sieht,
Was hier der Fromme nur im Traum wird innen,
Wenn seinem Wunsch ein innres Licht entglüht.
Zeigt ihnen jedes würd'ge Haupt der Väter,
Apostel, Märt'rer, Heil'gen, Wunderthäter.

Und Jene selbst, die unter ihrem Herzen
Hat Gottes Sohn getragen, und den Sohn.
Ihn bilde du, Sculptur, aus weichern Erzen,
(Doch selbst das härtste würde weich wie Thon,)
Wie er gebüßt mit nahmenlosen Schmerzen
An seinem reinen Leib der Sünde Lohn,
Und wie, noch schön in halbverwelkter Schöne,
Am Kreuze hing die Zier der Menschensöhne.

Laß, Mahlerey! statt unter den Gedichten
Der Sinnenwelt dich spielend zu ergehn,
Die schönsten Wunder geistlicher Geschichten
Von neuen unter deiner Hand geschehn.

Was jede Seel' erquickt in den Berichten,
Laß glänzend und genetzt die Augen ſehn.
Der alt' und neue Bund ſammt den Legenden
Ermahne ſprechend von der Tempel Wänden.

Mit deinen Werken wird dein Ruhm ſich häufen,
Dir widmen ſich viel trefflich hohe Geiſter.
Selbſt Ordensbrüder in der Zell' ergreifen
Dein Werkzeug, durch entzückten Eifer dreiſter.
Doch, wie du magſt durch Land' und Zeiten ſtreifen,
Zwey bleiben dennoch die erkornen Meiſter.
An ihren Nahmen ſollſt du ſie erkennen,
Weisſagend will ich ſie nach Engeln nennen.

Nach Michael, der einſt, von Muth beflügelt,
Sieghaft den Drachen in die Tiefe warf,
Wird jener heißen, den die Furcht nie zügelt,
Und deſſen Geiſt, wie Blitze raſch und ſcharf.
Durch ſeines Pinſels Züge wird entſiegelt,
Was bange Sterblichkeit kaum ahnden darf:
Des Heilands Kunſt, die weckenden Poſaunen,
Des Todes Tod, und der Natur Erſtaunen.

Und Raphael, ein Engel von den ſieben,
Die vor Gott ſtehn, der doch beſcheidentlich
Verborgen dem Geſäherten war geblieben,
Dem er zum Bothen treu erbothen ſich,

Und als der Dank für sein hülfreiches Lieben
Nun überfloß, mit leisem Wort entwich;
Der, wollt' er gleich sich ganz als Mensch erweisen,
Genähret ward von unsichtbaren Speisen:

Er leiht den Nahmen einem holden Strahle
Der Lieb' und Kunst, den still ein Jüngling häget.
Als ob mit Geist er, nicht mit Farben mahle,
Wird tiefre Seel' in jeden Zug geleget.
Oft ladet er die Andacht zu dem Mahle,
Wo hohes Antlitz, reiner Blick sie pfleget,
Wo jenes Weib erscheint, der Gottheit Freude,
Ihr Kind die ihr', und aller Wesen beyde.

So eilt, ihr Schwestern, und verschmäht mit nichten
Den kleinsten Ort: jedennoch müßt ihr euch
Vor andern gern der großen Stadt verpflichten,
Der weltlich einst, nun geistlich keine gleich;
Und in der Stadt euch auf den Tempel richten,
Den jene Schlüssel öffnen, die im Reich
Des Himmels lösen können oder binden.
Dort sollt ihr mich, euch Beyfall winkend, finden.

Die Hohe sprach's, und wandte sich zum Himmel,
Von wannen sie herab gekommen war.
Nun regte sich mit freudigem Gewimmel
Zu neuen Thaten die vereinte Schar.

Sie ſtellten in dem irdiſchen Getümmel
Manch heil'ges Werk mit reinem Streben dar:
Wie das, wovon es Gleichniß, überſchwänglich;
Wie die, ſo es gebothen, unvergänglich.

Triſtan.

Erſter Geſang.

1. Von Artus Ritterſchaft und Tafelrunde,
Von zauberlichen Wundern und Geſichten,
Will ich, wie ich's in alten Büchern funde,
Wahrhaft, in neuer Weiſe bloß, berichten;
Vom heil'gen Graal, wie in der Tapfern Bunde
Der Reinſte nur dieß Abenteu'r kann ſchlichten,
Und wie zwey Ritter, ſonſt von hohen Dingen,
Durch ſüße Schuld des Ruhms verluſtig gingen.

2. Triſtan und Lanzelot, die edlen Degen,
Durch gleichen Muth zur Freundſchaft auserkoren.
Vor allen ſoll mein Lied des Triſtan pflegen,
Des holden, der aus Liebe ward geboren,
Und, nach der Sterne liebendem Bewegen,
In Lieb' entzückt, durch Liebe dann verloren.
Es ſoll Vertraute ſolcher Freud' und Schmerzen
Sein Schickſal rühren, aber nicht entherzen.

3. O wäre mir verliehn die Kraft und Wonne
Der Minne, so die alten Ritter zwang,
Daß ihnen unter Mayenluft und Sonne
Nach Schwertes Klirren Saitenspiel erklang,
Und stets, von reiner Frauen Lob ein Bronne,
Ihr Mund sich aufthat! möcht' in meinen Sang
Heinrich von Veldeck, der von Eschilbachen,
Und Walter von der Vogelweid' erwachen!

4. Drum lass' ich, schlicht und ohne Zierlichkeiten,
In der Erzählung mein Gemüth nur walten:
Von Loosen, welche die Geburt bereiten,
Will ich, wie Trieb' und Kräfte sich entfalten,
Euch bis zum letzten Hauch des Helden leiten.
So deuten sich die wechselnden Gestalten,
Daß ihr den Ring des Lebens ganz begreift,
Wie er zuletzt in sich zurücke schweift.

5. Ein Ritter herrschte, kühn, getreu und mild,
Adlich von Sitten, königlichen Blutes,
Der Feinde Schrecken und der Seinen Schild,
Zu Parmenie, in Fülle reichen Gutes.
Sein junger Leib war aller Tugend Bild;
Nur wollt er, im Geleit des Uebermuthes,
Zu weit in seines Herzens Lüften schweben,
Und immer nur nach eignem Willen leben.

6. Die Sorge wagte nicht, ihn anzusprechen,
So spielend zog er seine Bahn dahin.
Das Recht behaupten, und den Unglimpf rächen,
Und Kraft an Kraft ermessen, war sein Sinn,
Den alle Macht der Welt nicht konnte brechen;
Doch hatt' er deß nur kurze Frist Gewinn:
Kaum daß der Jugend Morgenstern ihm funkelt,
So fiel der Abend ein, der sie verdunkelt.

7. Herr Riwalin, so hieß er, trug die Lehen
Von Morgan, König im Bretagner Land.
Doch sey's nun, daß ihm eine Schmach geschehen,
Sey's, daß er sich verjährtem Recht entwandt,
Es konnte Pflicht und Bündniß nicht bestehen;
Und bald gab Riwalin der starken Hand
Den Ausspruch heim, entbiethend die Vasallen,
In Morgans Herrschaft feindlich einzufallen.

8. Er brach ihm Burgen, schlug sein Volk, verheerte
Die Gauen weit, und raubte viel der Habe;
Zwar fiel auch ihm manch guter Kampfgefährte;
Denn stets gebüßt wird Krieges Glück und Gabe.
Morgan, der kaum sich der Gewalt erwehrte,
Sann, wie er schlau sie abzuwenden habe,
Und schien sich seinem Lehnsmann zu bequemen,
Nach dessen Willen Frieden anzunehmen.

9. Als dieſe Waffen waren beygelegt,
Ließ Riwalin ihm nicht daheim genügen,
Weil ſich der Ehre Luſt in ihm bewegt
Nach ritterlichem Preis und fernen Kriegen.
Er hört, was Lob der Ruf herüber trägt
Von König Mark, der Cornwalls Thron beſtiegen:
An ſeinen Hof will er zum erſten reiſen,
Da Sitt' und Tugend lernen und erweiſen.

10. Drum ſetzt er ſeinen Marſchalk zum Verwalter,
Und gibt in ſeine Pflege Leut' und Leh'n,
Der Rüal war genannt, der Treuchalter.
Ein Schiff, mit köſtlichem Geräth verſehn,
Und zwölf Genoſſen ſeines Zugs beſtallt er,
So fuhr er hin bey guter Winde Wehn.
Bald landete die wohlbemannte Barke
Bey Tintajol, da lag der König Marke.

11. Mit hohen Ehren, wie ſich's ziemt für Herrn,
Ward es allda dem ſtolzen Gaſt erbothen.
Willkommen hieß der Fürſt ihn doppelt gern
Beym Feſt, wozu er ausgeſandt die Bothen,
Die rings umher in Cornwall, nah' und fern,
Zum offnen Hof ſein Landgeſind' entbothen.
Viel Ritter kamen von den Frau'n begleitet,
Mit Kleiderſchmuck und Dienern wohl bereitet.

12. Nun war des Mayen süße Zeit begonnen,
Und Baum und Busch zu Blüthensträußen schwollen;
Die Au' hat sich ihr Blumenkleid gesponnen,
Wobey der Waldvöglein Getön erschollen,
Und stimmen drein die Lüft' und regen Bronnen,
Als die den Fleiß ihr gern erlust'gen wollen:
Da ward vor Tintajol auf grünem Plan
Das reiche Fest des Königs aufgethan.

13. Behende liefen Schenken hin und wieder,
Den Gästen biethend Speis' und edlen Trank.
Die ließen sich in seidnen Zelten nieder,
Die wählten Laub zum Dach, und Moos zur Bank;
Die führten Reigen, jene sangen Lieder;
Wär' einer auch an allen Sinnen krank,
Er müßte doch von solchem schönen Wesen
Und sel'ger Augenweide noch genesen.

14. Da scherzten und ergingen sich die Frauen,
Mit Rittern bald, bald unter sich gepaart;
Gar manchen Kranz entflochten sie den Auen,
Und sie erblühten selbst nach Kranzes Art.
Doch keine war so lieblich anzuschauen,
Als Blanscheflur, des Königs Schwester zart,
An Schönheit eine lichte, weiße Blume,
Zum Wunder aller Welt, und Gott zum Ruhme.

15. Auch wurde nun ein wackres Ritterspiel
Mit Rennen und Turnieren dort erhoben:
Die Scharen mengten mannigfalt Gewühl,
Die Rosse muthig durch einander schnoben;
Da ward des Stechens ohne Maßen viel,
Daß Lanzensplitter an die Schranken stoben.
Die Frauen saßen an der Schau im Kreis,
Wer stattlich ritte, merkten sie mit Fleiß.

16. Und manche sprach, zur Nachbarinn gewandt:
Kein Ritter gleicht doch auf der ganzen Erde
Herrn Riwalin; wie ziert ihn sein Gewand!
Wie schließt sein königliches Bein am Pferde:
Wie fügt sich Schild und Schaft der festen Hand!
Wie wohl steht all sein Thun und die Geberde,
Und Wuchs und Haupt! O wohl sie selig Weib,
Die einst erwirbt so hochgemuthen Leib!

17. Als sich das Waffenspiel nunmehr geendet,
Und die Genossen da und dorthin reiten,
Hatt' ungefähr sich Riwalin gewendet,
Wo Blanscheflur im Schatten saß abseiten.
Er sprengt hinan, und holden Gruß ihr sendet:
Gott grüß' euch, Schöne! — Mög' er euch geleiten!
Erwiedert' sie: doch unverziehn dem Rechte,
Das wider euch ich gern zur Klage brachte.

18. Was konnt' ich nur an euch, Fräulein, verschulden?
Befragte sie der Ritter minniglich.
Sie sprach: Mein bester Freund muß Kränkung dulden
Von eurethalb. — So richtet über mich:
Was ihr gebiethet, kann ich eure Hulden
Damit gewinnen, thu' ich willtglich.
Eh' daß ihr mir so argen Willen traget,
Bestraft mich, weiß ich schon nicht, was ihr klaget. —

19. Ich hass' euch nicht zu sehr, um was geschehen,
Sprach sie, doch darf ich euch darum nicht minnen;
Denn wie ihr mir zur Buße wollet stehen,
Muß ich zuvor noch besser werden innen.
Der Ritter wünscht die Rede zu verstehen,
Er neigte sich, und wollte so von hinnen,
Da sandte sie ihm süßen Segen nach,
Und sprach aus inniglichem Herzen: Ach!

20. Ihr Herz, das war der Freund, den sie gemeinet.
Es hatte Riwalin bey sich gedacht:
Hab' ich aus ihrer Freundschaft wen verkleinet
An seiner Ehr', und ließ es aus der Acht?
Als aber ihm bey dieser Sorg' erscheinet,
Wie dennoch ihr holdsel'ger Blick gelacht,
Und er ihr scheidend Seufzen dann vernommen,
Da war in ihm ein neues Licht entglommen.

21. Dieß Licht begann erwärmend sich zu regen;
Denn keimendes Verlangen sproßt vom Hoffen
So frisch empor, wie Knospen nach dem Regen.
Ihn hatt' ihr Bild oft wie ein Blitz getroffen,
Nun kam es ihm wie Sonnenschein entgegen,
Und legt' ihm selber sein Geheimniß offen.
So huben sich in ihrer Beyder Herzen
Die bangen Freuden und die süßen Schmerzen.

22. Mit Schweigen hatte Blanscheflur gesprochen,
Und Lust und Schreck begegnen sich verstohlen,
Weil ihr aus scheuer Huth ans Licht gebrochen,
Was sie im Schein des Zwistes gern verhohlen.
Ihr zarter Busen drang empor mit Pochen,
Als wollt' er noch zurück den Seufzer hohlen;
Jungfräulich wollt' ihr Blut die Gluth ertödten,
Doch es ward selbst zum glühenden Erröthen.

23. So scheucht und lockt, birgt und verräth die Minne,
Die allgewaltige Verstrickerinn.
Er trug nun Kron' und Zepter ihrer Sinne,
Sie thront' in seiner Brust als Königinn;
Deß wurden Beyde neuen Muthes inne,
Das Zagen und der Zweifel fuhr dahin:
Wo sie sich sahn, sah Lieb' in Liebes Augen,
Im Gegengruß Gewißheit einzusaugen.

24. Doch diese Blicke schlichen hin und her,
Wie kluge Bothen mit bescheidnem Tritte,
Und forderten den sehnlichen Verkehr
Des Ritters und des Fräuleins in der Mitte
Der vielen Gäste, die nicht wußten mehr
Von ihrem Thun, als Zucht und Hofessitte.
Das Fest war mit der Mayluft nun zerronnen,
Ein heißer Spiel naht mit den heißern Sonnen.

25. Es kam die Mähre von des Landes Marken,
Ein Feind brech' ein, und drohe harten Strauß.
Der König schnell versammelt seines starken
Heerbannes Macht, und rückt ins Feld hinaus.
Und Riwalin begleitet freudig Marken,
Er dient ihm wie Vasall von seinem Haus,
Und wünscht mit seinen schon versuchten Waffen
Sich Ruhm, und Cornwall Sieg und Heil zu schaffen.

26. Rasch auf einander ritten Heer und Heer,
Sie fochten mannlich ihren wackern Krieg,
Die Rüstung wurde Manchem heiß und schwer,
Doch immer stand, wo das Gedränge sieg,
Der Schild von Parmenie zu Cornwalls Wehr.
Zuletzt erstritt des Königs Volk den Sieg,
Der Feind ward meist gefangen und erschlagen,
Daß, wer entkam, von Glücke hat zu sagen.

27. Nur, leider, eh' die Schlacht noch ausgeklungen,
Muß der von dannen, der sie wohl erkundet,
Der werthe Riwalin, der wild umrungen
Im Vorderreihn, wird auf den Tod verwundet;
Ihm ist ein Speer zur Seiten eingedrungen,
Er fällt, wie einer, der nicht mehr gesundet.
Heim tragen ihn die jammernden Genossen
Auf einer Bahre zwischen ihren Rossen.

28. Als sie den siechen Mann nach Tintajol
Herein gebracht, da braucht ihr nicht zu fragen,
Ob es in aller Ohren herbe scholl,
Ob sich um ihn erhob ein kläglich Klagen.
Nicht edle Frau'n nur sind der Trauer voll,
Das arme Volk weiß auch von ihm zu sagen;
Sie dau'rt sein schöner Leib, die süße Jugend,
Und seine wohlgeborne Herrentugend.

29. Was aber auch ein jeder klag' und weine,
Zu tausend Mahlen mehr als alle pflag
Des bittern Jammers Blanscheflur, die reine.
Sie fiel sich selber an mit manchem Schlag,
Kaum daß sie sich verschlossen hat alleine,
Recht an die Stelle, wo das Herze lag.
Es war erbärmlich, wie das süße Weib
Quält ihren jungen, schönen, süßen Leib.

30. Gern hätte sie ihr Leben hingegeben
Für einen Tod, der nicht der Liebe droht.
Sie schien in eigner Todesnoth zu schweben,
Und lebte nur in fremder Todesnoth;
Denn einzig hält und labt sie noch das Streben,
Zu sehn ihr liebstes Leben, eh' es todt.
Hat ihr der Tod noch dieses gönnen müssen,
So mag er auch an ihr die Lust noch büßen.

31. Als sie gekommen wiederum zu Sinnen,
Lenkt sie ihr Trachten darauf allewege,
Wie sie den Wunsch mag insgeheim gewinnen.
Auf eine Meisterinn, in deren Pflege
Und treuer Huth von Kindheit ihr Beginnen
Gewesen, ward ihr erstes Hoffen rege:
Die rief sie zu sich, wo sie zwey nur waren,
Und unterwand sich, ihr's zu offenbaren.

32. Die Augen ihr von Thränen überwallten,
Daß sie sich drängten auf der lichten Wange,
Die Hände flehten, vor ihr hin gefalten:
Ach! wehe mir! so weint' und sprach sie bange;
Du hast mir immer große Treu' gehalten,
Gewähre deß mich nun, was ich verlange,
Herzliebe Meisterinn! Du bist mein Hort,
Mein Heil hängt ganz an deinem Rath und Wort.

33. Hilfst du mir nicht, so sieh mich schon als Todte.—
Sagt mir denn, werthes Fräulein, euer Leid. —
Darf ich's vertraun, o Traute, dem Gebothe? —
Ja, Kind, ich bin zu trösten dich bereit. —
Hör', Mutter, dann: mich tödtet dieser Todte. —
Wer? — Riwalin. — O jammervolle Zeit! —
Laß mich ihn sehen, eh' er gar erstorben,
So hast du ew'gen Dank an mir erworben.

34. Die Meisterinn ließ nicht ihr Wort verderben;
Sie denkt, was schadet's, ob ich das gewähre?
Der Ritter muß heut oder morgen sterben,
So frist' ich meiner Frauen Leib und Ehre,
Und mag mir Lieb' und Huld redlich erwerben.
Mir geht zu Herzen eurer Trübsal Schwere,
Mein Fräulein, sprach sie: steht's in meinen Händen,
So zweifelt nicht, ich will die Noth euch wenden.

35. Ich will alsbald zu dem Todtwunden gehen,
Und will die Stätte, wo er liegt, wer sein
Mit Pflege wahrnimmt, alles wohl erspähen.
Sie ging zum Ritter mit Geberden ein,
Als käm' sie klagen seine Angst und Wehen,
Und sagt' ihm leise: Herr, die Jungfrau mein
Wollt' gern in euren Nöthen zu euch kommen,
Nur sey's nach Sitt' und Ehre vorgenommen.

36. Und als sie Weg' und Mittel ausgemacht,
Kehrt sie zurück zu ihrer Blanscheflur.
In eines armen Bettelweibes Tracht,
Barfuß, zum Gürtel eine grobe Schnur,
Wie sie im Spittel wohl bey Siechen wacht,
Verbarg sie ganz die schöne Kreatur.
Ihr Haar in Zöpfen, und ein Tuch aus Leinen,
Ließ, hängend, fast ihr Antlitz nicht erscheinen.

37. So nimmt sie die Prinzessinn an die Hand,
Und führt sie, wo er liegt, der arme Schwache.
Er hatte all die Seinen fortgesandt,
Weil Still' und Ruh' den Schmerz gelinder mache.
„Die Aerztinn hier bringt heilsamen Verband;"
Sagt zu den Dienern sie im Vorgemache,
Und schafft also, daß die herein sie ließen,
Und sorgt, die Thüre hinter ihr zu schließen.

38. Ach! seufzet Blanscheflur, ach! heut und immer
Wie gar ist meines Lebens Trost verloren!
Und Riwalin im dämmerlichen Zimmer
Sieht kaum sie nah'n, doch dringt in seine Ohren
Der süße Laut: ein ferner Morgenschimmer,
Geht sie ihm auf wie aus des Himmels Thoren.
Er neigt sich ihr, doch nur mit mattem Winken,
Und muß gleich wieder auf sein Lager sinken.

39. Sie merket wenig, wie er sie empfangen,
Von Lieb' und Leid erkalten ihre Glieder,
Der Rosenschein erblaßt auf Mund und Wangen,
Und Nacht fällt auf der klaren Augen Lieder.
Ersterbend noch in zärtlichem Verlangen,
Lehnt sie zu ihm sich Wang' an Wange nieder:
So lag sie lang in schwindenden Gedanken
Ohnmächtig da bey dem ohnmächt'gen Kranken.

40. Als ihr entwichner Sinn sich wieder fund,
Drückt sie alsbald, voll Inbrunst und Erbarmen,
Zu tausend Mahlen ihren süßen Mund
Auf seinen, der vom Hauche muß erwarmen.
Sein schlummernd Leben wachet auf zur Stund',
Gewiegt in ihren lind' umschlungnen Armen.
Auf ihren Lippen wohnt ein köstlich Wesen,
Das saugt er ein, und wähnt sich schon genesen.

41. Darob erglüht der Minne Kraft in Beyden,
Aus Noth und Tod mächtig empor gerungen.
Sie wollten nur am Weh die Seelen weiden,
Doch süßre Qual hat jenes Weh verschlungen;
Sie einet allererst das letzte Scheiden.
Der Jüngling, wie von Jugend neu durchdrungen,
Zwang das geliebte, minnigliche Weib
Innig und nah' an seinen wunden Leib.

42. Die Schöne fügt sich willig seinem Willen,
Und beut sich selbst als süßer Labung Becher,
Den Lebensdurst des Schmachtenden zu stillen.
Der Trunk berauscht den zu verwegnen Zecher,
Aus sel'gen Wunden will sein Geist entquillen,
Schon liegt er wie erstarrt und athmet schwächer:
Er mußte sterben an der hohen Wonne,
Hätt' ihm nicht Gott verliehn das Licht der Sonne.

43. Sie schied, von Noth entladen und beladen:
Ihr Herzensleid zurück beym Ritter bliebe,
Vertauschet mit der Minne Bund und Gnaden;
Doch unterm Herzen keimen neue Triebe
Des Lebens ihr, zu ihres Lebens Schaden.
Das wußt' sie nicht, sie wußte nur von Liebe:
Er war ganz ihr, fortan, sie seine nur,
Und Riwalin war eins mit Blanscheflur.

44. Er lag in Träumen, die er nicht ermaß,
Das stolze Glück erhöht ihm sein Gemüth;
Den Todespfeil, der in den Adern saß,
Warf aus das freudebrausende Geblüt.
Die Diener priesen, da ihr Herr genas,
Wie klug die Aerztinn sich für ihn bemüht.
Doch, kaum gesund, brach er geheime Frucht
Der Lieb', als neue Trennung heim sie sucht.

45. Sein Marschalk sendet Bothschaft aus den Landen,
Daß Morgan sich, da fern der junge Held,
Nicht binden läßt von des Vertrages Banden,
Ein Heer, gewalt'ger als zuvor, gesellt,
Und, gibt man nicht ihm, was er heischt, zu Handen,
In Parmenie mit Schwert und Feuer fällt;
Daß Muth und Treue wankt bey seinen Mannen,
Wenn seine Kunst nicht bald sie wird ermannen.

46. Er schickt sich drauf zur Heimfahrt über See,
Gleich hört die leid'ge Kunde Blanscheflur;
Sie sagte bloß das arme Wort »o weh,«
Daß viel und oftmahls ihrem Mund entfuhr.
»O Minne, so verlockst du je und ie
Aus Lust in Leid, wer sich dir eigen schwur.
Dein Wahn, der in so falscher Süße schwebet,
Trog mich, er trieget alles, was da lebet.«

47. Indem trat Riwalin in das Gemach,
Und sprach: Ich soll und muß zu Lande fahren,
Bald hoff' ich glücklich Ende meiner Sach',
Euch, Schöne, möge Gott gesund bewahren.
Bleibt euch mein treues Angedenken wach,
So frag' ich nicht nach aller Feinde Scharen.
Gebiethet mir: sagt mir ein letztes Wort!
Schon wartet mein das Schiff, und ich muß fort.

48. Das Fräulein mußte solche Red' entherzen,
Fiel in den Schooß der Meisterinn wie todt.
Er kniet zu ihr mit weinend bangem Herzen,
Und wußte keinen Rath für ihre Noth,
Als linde Liebkosung und trautes Herzen,
Und Küsse, die er Mund und Augen both,
Bis sie begann sich an ihm aufzuranken,
Und selbst sich konnte halten ohne Schwanken.

49. Da sprach sie: Theurer Mann, ich muß es klagen,
Daß ihr so weggeht wie ein freyer Gast,
Und, wenn ich's darf mit euren Hulden sagen,
Verdient' ich's freundlicher um euch; ihr laßt
Mich hier allein in dreyen Sorgen zagen.
Zuerst so trag' ich eines Kindes Last
Von euch, deß ich wohl nie genes', ich Arme:
Die reine Magd sich mein und sein erbarme!

50. Und wenn mein Herr und Bruder es erfährt,
So läßt er mich des grimmen Todes sterben.
Ja, wenn er auch den Leib mir nicht versehrt,
Wird er doch Gut und Ehre mir verderben;
Dann muß mit mir verstoßen, arm, unwerth,
Mein vaterloses Kind die Trübsal erben.
Auch wird mein Land, mein Volk und hoch Geschlecht
Durch meine Schmach an Ehren sehr geschwächt.

51. Er sagte drauf: Seyd wohlgemuth, o Traute!
Mir ist so lieber Tag an euch begegnet,
Wenn, eu'r vergessend, ich mein Glück mir baute,
So wär' ich wohl auf ewig ungesegnet.
Die hohe Kraft, die uns mit Lust bethaute,
Vereint uns, wenn es blitzt und stürmt und regnet.
Mein Schicksal bleibt von eurem ungeschieden,
Kein Leid geschieht euch je mit meinem Frieden.

52. Jetzt möchte König Mark mich landlos achten,
Begehrt' ich euch zum ehlichen Gemahl;
Doch wird er mich als Schwager nicht verachten,
Wenn ich besiegt der mächt'gen Feinde Zahl.
Schnell rückzukehren war mein Ziel und Trachten,
Doch, weil ihr bangt, bieth' ich euch diese Wahl:
Ich bleibe hier, zum Dienst euch und zur Steuer;
Wo nicht, fahrt mit, und was ich bin, ist euer. —

53. Ach Herr und Freund, wie wohl erweis't ihr's mir!
Ich will's euch danken mit fußfäll'ger Seelen.
Doch ist für mich kein länger Bleiben hier,
Ich kann die Angst nicht um mein Kindlein hehlen.
Der beste Rath ist, euch zu folgen, schier,
Kann ich geheim mich nur von hinnen stehlen.
Fahrt erst zu Nacht, so hilft die Meisterinn
Zu eurem Schiffe mir verkleidet hin.

54. Als sie erwägt, wie sich's am besten füge,
Ging Riwalin, Urlaub von Mark zu nehmen.
Dem sagt er, wie daheim die Sache liege,
Er müsse schnell den falschen Morgan zähmen.
Ihm folget mancher Wunsch zu Heil und Siege,
Von Rittern, die sich um sein Scheiden gramen.
Der König hofft, er werd' an Gut und Ehren
Gefordert, bald zu seinem Hofe kehren.

55. Derweil die noch den letzten Becher trinken
Auf gute Fahrt, fiel schon die Sonn' ins Meer,
Und heimlich thäten nun die Sterne winken.
Da schlich das Fräulein unbemerkt daher,
Zur Bucht, allwo des Schiffes Segel blinken,
Als Edelknabe, den zu guter Lehr
In Waffenkunst der Ritter mitgenommen;
So harrt sie dort schon, eh' er hingekommen.

56. Sie stießen ab, sie schnitten durch die Wellen,
Die nur mit Plätschern um den Kiel sich regen.
Gelinde Lüfte kaum die Segel schwellen,
Das Schiffvolk konnte meist zur Ruh' sich legen,
So schnarchten auch im Raume die Gesellen,
Hingleitend unbesorgt auf feuchten Wegen,
Als noch der Ritter sammt dem holden Buben,
Umarmt, die Blicke zum Gestirn erhuben.

57. Das blinket in der Fluthen Wiederſcheine
Wie naß vor Wehmuth; ſie ergreift ein Wahnen,
Als ob die Welt aus tauſend Augen weine,
Und ihre Liebe ſchwimm' im Meer der Thränen.
Da weigern ihre Augen nicht alleine
Die Fluth zu mehren, hingethaut in Sehnen.
Bald hatte Liebesblick ſie neu umlächelt,
Ihr Hauch die Thränenſeen weggefächelt.

58. Die Nacht floh hin, von Statten ging die Fahrt,
Am dritten Tage kamen ſie zu Land.
Der Marſchalk, mit den ſeinigen geſchart,
Hieß froh willkommen ſeinen Herrn am Strand,
Dem er alsbald umſtändlich offenbart,
Wie er die großen Sorgen kaum beſtand.
»Doch, weil euch Gott in Zeiten hergeſendet,
Iſt Rath und Troſt uns allen ausgeſpendet.«

59. Hiernächſt vertraut ihm Riwalin mit Fleiß
Von Blanſcheflur ſein liebes Abenteuer.
Ja Herr, ich ſeh', ihr wachſ't an Würd' und Preis
Von Tag zu Tag, erwiedert ſein Getreuer
Ihm hoch erfreut; denn ſolche Blume weiß
Krönt euren Nahmen wohl, und macht ihn theuer
Bey aller Welt; eu'r Glück und eure Wonne
Steigt herrlich auf, ſo wie die Morgenſonne.

60. Nun laßt die Gute gleiche Güt' erproben:
Wenn wir der Noth gewehrt mit unsern Waffen,
Werd' öffentlich ein Hochzeitfest erhoben,
Da sollt ihr's reich und königlich ihr schaffen,
Daß König Mark es selber möge loben.
Zuvor noch laßt, daß Lay'n es sehn und Pfaffen,
Zu rechter Eh' euch in der Kirche weihen;
Glaubt, alles wird euch besser drum gedeihen.

61. Also geschah's nach Rüals biederm Wort.
Weil nun die Herrn zu hartem Zeitvertreib
Das Land durchreiten mußten da und dort,
Führt Blanscheflur en, um so theuren Leib
Besorgt, der Marschalk auf ein festes Ort,
Cantell genannt, da wohnt sein eigen Weib;
Der anbefahl er sie, der reinen, stäten,
Der Weibesehre Spiegel, Frau Floretten.

62. Den Winter über war mit seiner Beute
Morgan auf einer starken Burg gesessen.
Die Beyden rüsten Zeug indeß und Leute,
Ermuthigend, wer sich des Streits entsessen,
Und sind bereit, da sich das Jahr erneute,
Sich mit dem Feind' in offnem Feld zu messen.
Von Parmenie die blüh'nde Ritterschaft
Stand wider Morgans übergroße Kraft.

63. So kam es an der Landwehr zum Gefechte,
Wo Kunſt und Muth und Stärke ſich bewährt.
Gewalt der Rechte wurde da zum Rechte,
Und es beſchwert ſtatt Zungen ſich das Schwert.
Wie wenig ward geſchont der guten Knechte!
Wie Manchem war ſein Letztes da beſchert!
Hier war der Staub geloſcht, dort das Gras blutig,
Doch Parmenie ſtand im Gedrange muthig.

64. Bis, da die Scharen der Bretagner weichen,
Und jene ſetzten ſiegesfreudig nach,
Mit wildem Schrey aus Waldung und Geſträuchen
Vom Hinterhalt herror ein Haufe brach.
Gar tapfre Reiter mußten wohl erbleichen,
Wenn ſie ein Speer plötzlich im Rücken ſtach.
Drob ward ihr Heer zerriſſen und verworr'n,
Daß Rivalin es ſah mit großem Zorn.

65. Indeß die pflichtvergeſſnen Unterthanen
Der treue Marſchalk, ſeinem Herrn zum Schutz,
Zu ſammeln eilt um die bekannten Fahnen,
Beut der allein dem Feinde Wehr und Trutz,
Und weiß ſich vorwärts weiten Raum zu bahnen.
Er drang hindurch, wenn nicht im blut'gen Schmutz
Der Gaul ihm ausglitt, und vom Sporn geriſſen
Sich ſtampfend, bäumend, über ſich geſchmiſſen.

66. Noch mancher Feind erschrak des dumpfen Falls,
Als seine Waffen klirrten über ihm.
Der freche Morgan freut sich seines Falls,
Er sprengt herzu, durchbohrt mit Ungestüm,
Wo Helm und Harnisch gränzen, ihm den Hals,
Nicht fragend, ob sich solcher Streich geziem',
Statt ihn zu fahn um Lösung, wie bey Fürsten
Die Sitte gilt; so brennt sein Rachedürsten.

67. Als Riwalin die Diener fallen sahn,
Ermannten sie vordringend sich zum Kampf:
Viel tapfre Thaten nun zu spät geschahn.
Wo der Held lag im letzten Todeskrampf,
Tobt zehnfach wüthend auf blutrothem Plan
Geklirr, Mord, Zeter, Wiehern und Gestampf,
Daß sie, wie grimmig Morgans Krieger schnaubten,
Den Leichnam und das Feld zuletzt behaupten.

68. Drauf ward der todte Herzog aufgehaben,
Zur Burg in seiner Ahnen Gruft zu wallen.
Ihr denkt wohl, wie die Seinen sich gehaben:
Sie sind gemuthet und in Noth gefallen,
Als die, so Ehr' und Gut mit ihm begraben,
Vom eignen Mann zum obersten Vasallen.
Doch, er ist hin, man muß sich sein entwegen,
Und bethen, Gott im Himmel woll' ihn pflegen.

69. Nur Blanscheflur nicht um den Gatten weinet,
Wiewohl kein Weib so tödlich Leid erwarb;
Das macht, sie war im Innern ganz ersteinet,
Der Klage Laut auf ihrer Zung' erstarb.
Die Sonn' ihr nur mit bleichem Glanze scheinet,
Ihr Aug' umhüllet düstre Trauerfarb'.
So lag sie in den Qualen, kaum noch ächzend,
Nach ihrer bangen Seel' Entbindung lechzend.

70. Da fuhr ein Zucken durch den starren Leib,
Des Lebens Wehen aus des Todes Nöthen.
Vier Tage wand sich das trostlose Weib:
Kann's nicht der Gram, so muß ihr Kind sie tödten.
O süßes Kind, im Mutterschooße bleib!
Was ringest du nach andern Grabesstätten?
So denkt sie stets mit innigstem Erbarmen;
Ein Söhnlein lebt, man gab es ihren Armen.

71. Sie sprach, es hägend am gebrochnen Herzen:
Ich habe, da ich dich empfing, getrauert,
Dein Vater traurig lag in wunden Schmerzen,
In Trauer hat mich die Geburt durchschauert,
Traurig umwölkt sich deine Sterne schwärzen,
Weil du verwaist und von Gefahr umlauert.
Drum heiße Tristan mit dem traur'gen Nahmen.
Das ist mein letzter Muttersegen. Amen.

72. Der Sohn genas, die Mutter lag erblichen,
Und ward zu Riwalin ins Grab getragen.
Ihr Kind sey todt der Todten Schooß entwichen,
Befahl der Marschalk allem Volk zu sagen,
Obschon das Land ob solchem jämmerlichen
Berichte noch trübsel'ger mußte klagen.
Das ordnet Rüal mit getreuen Listen,
Der Waise Leib und Gut und Recht zu fristen.

73. Denn hätte Morgan um das Kind gewußt,
Er ruhte nicht, er mußt' es dann verderben.
Auf bess're Zeiten hofft die treue Brust
Das Land zu sparen seinem echten Erben.
Jetzt, da es blutet nach dem Kriegsverlust,
Hieß er die Edeln selbst um Frieden werben.
So ward der Zwist gesühnet und entschuldigt,
Und ward dem Oberlehensherrn gehuldigt.

74. Er will den Knaben auferziehn als sein,
Und mahnt sein Weib, sich Schwangern gleich zu halten.
Geräth und Kammer richtet auf den Schein
Sie klüglich zu mit heimlichen Anstalten;
Die Amme schafft das Kind gar still herein,
Als sollte bey der Kreißenden sie walten.
Der war's vertraut: sonst ward die Mähr' erfunden,
Die Marschalkinn sey eines Sohns entbunden.

75. Und als sie ingelegen ihre Wochen,
Trug sie ihn lieb zum Gotteshaus hinauf.
Da wurde Segen über sie gesproch. n,
Der Kleine dann benahmt im heil'gen Tauf,
Wie ihm der Mutter scheidend Wort versprochen.
Ich nenn' ihn Tristan nach der Zeiten Lauf,
Sprach Rüal; Gott kann's besser mit ihm machen,
Daß er einst fröhlich mag des Nahmens lachen.

76. Es war ja wahrlich wahr und kein Betrug,
Wenn sich Florette zu dem Sohn bekannte:
Er fühlt zu ihr der Kindestriebe Zug;
Sie mütterlich nie keines theurer nannte,
Das selbst sie unter ihren Brüsten trug.
Mit süßem Fleiß ihr Sinn sich zu ihm wandte,
Die Tugendreiche hägt ihn früh und spat,
So, daß er niemahls unsanft niedertrat.

77. Ihm waren Scherz und Freyheit Spielgenossen,
Doch das Geleit der Kindheit nahm die Flucht.
Als bey der Mutter sieben Jahr verflossen,
Nahm ernster ihn der Vater in die Zucht;
Als seiner Freuden Blüthe kaum entsprossen,
Ward sie vom Reif der Sorgen heimgesucht:
So wandelte sein Leben sich allmählig,
Das ward seit dem noch leider arbeitselig.

78. Zwar fügt sich Tristan allem Fleiße gerne,
Sein Vater gab ihm einen Meister zu,
Der war begabt mit guter Weisheit Kerne,
Und sann zu allen Stunden ohne Ruh'
Wie nun sein Zögling eins, nun andres lerne,
Ein Ding heut wohl und morgen besser thu.
Der fremden Zungen Kunst, der Bücher Satzung
War täglich seines jungen Sinnes Atzung.

79. Von heiliger Geschicht und Lehr der Weisen,
Von Recht und Sitte muß der Knabe wissen;
In seinen Reden stand er sehr zu preisen,
So war er auch auf Musica beflissen
Daß seine zarten Finger schöne Weisen
Auf allerhande Saitenspielen rissen.
Ihm war, was irgend nur ein loblich Werk,
Bis er's gefaßt, sein emsig Augenmerk.

80. Bald lernt' er auch mit Schenkeln und mit Zügeln
Das Roß zu jedem Tritt und Wendung rühren,
Und fest im Sitz geschlossen und den Bügeln
Den Schild und Speer nach Ritterweise führen,
Dann ringen, springen und den Lauf beflügeln,
Den Degen, und im Wurf den Schaft regieren,
Dann durch den Forst die Hasen, Füchse, Hirschen
Mit Hunden jagen, mit Geschosse bürschen.

81. Davon erstarkt der zarten Glieder Kraft,
Doch ließ man sie vor Uebermaß bewahren.
Rüal verstand sich wohl auf Ritterschaft,
Er war ja selbst in seinen jungen Jahren,
In manchem Abenteu'r und Spiel sieghaft,
Zum Hof des Uter Pendragon gefahren,
Wo Merlins Kunst und Weisheit vorbereitet,
Was Artus Herrschaft herrlich dann verbreitet.

82. Kein Königssohn ist also hoch geboren,
Der besser lernt in seines Hofes Mitten,
Als Tristan, der sein erblich Glück verloren,
Was ad'lig ist in Rede, Tracht und Sitten.
An ihm war alles schön und auserkoren,
Holdseligkeit und Zier auf seinen Tritten;
Wie er an Klein und Groß bescheiden thut,
So trägt auch alle Welt ihm holden Muth.

83. An vierzehn Jahre war etwa der Knabe,
Da trug sich's zu, daß vor die Burg Cantell
Von Norweg uber See voll Kaufmannshabe
Ein Schiff, mit Segeln und mit Rudern schnell,
Zu landen kam: es führte reiche Gabe,
Viel seidnes Zeug, Kleinode blank und hell.
Die Fremden legten ihren Markt nun aus,
Die Mähre kam dem Marschalk in sein Haus.

84. Zwey seiner Söhne hatten froh vernommen,
Da wären Falken, schönes Federspiel;
Worauf den Tristan sie bey Seit' genommen,
Der allen stets der freundlichste Gespiel,
Er möchte mit zu ihrem Vater kommen,
Ob es auf seine Bitte dem gefiel,
Daß er mit ihnen zu dem Schiffe ginge,
Und kaufte da dergleichen schöne Dinge.

85. Der Marschalk führt sie selbst zum Strand hernieder,
Es lacht das Herz den muntern kleinen Schalken
Nach all dem bunten lustigen Gefieder,
Blauschnabelichten Schmerlen, Pilgerfalken
Und Sperbern, die in Reihen hin und wieder
Sie sitzen sahn auf Stangen und auf Balken.
Nun feilschet Tristan für die andern zwey
Und sich, daß jedem eine Gnüge sey.

86. Sie schickten sich nach Hause schon zu gehn,
Da mußte Tristan innen an der Wand
Von ungefähr ein Schachbret hängen sehn,
An welchem zierlich Felder so wie Rand
Wohl eingelegt von glattem Holze stehn;
Dabey ein köstliches Gestein sich fand,
Das war von edlem Elfenbein gegraben,
Gar meisterlich durchbrochen und erhaben.

87. Ey, edle Kaufherrn, wißt ihr in dem Schache,
Das ihr da feil habt, selber auch zu ziehn?
So sagte Tristan in Norweger Sprache,
Daß ihrer jeder drob verwundert schien,
Wie solche unbekannte fremde Sache
Dem Kind mit andern Gaben wär' verliehn.
Hier sind genug, sagt einer, die's verstehen;
Wollt ihr: wohlauf: so will ich euch bestehen.

88. So hatten diese sich zum Spiel gesetzt,
Und Rüal sprach: Ich habe heim zu eilen,
Du, Tristan, weil die Kurzweil dich ergetzt,
Magst, bis du sie vollbracht, allhier noch weilen.
Bey deinem Meister lass' ich dich für jetzt,
Der nimmt dein wahr und kann dir Rath ertheilen.
Er ging von dannen mit den andern zweyn,
Und Curvenal und Tristan blieb allein.

89. Das Kaufmannsvolk erstaunte nicht geringer,
Da sie den klugen Knaben spielen sahn.
Er rührt im Brete die behenden Finger,
Des Gegners Listen können ihn nicht fahn,
Er dringt mit starkem Thurm und schlauem Springer
Vor allen mit der Königinn hinan.
Dazwischen flogen von der Schachspielkunde
Die fremden Wörtlein zierlich ihm vom Munde.

90. Sie hatten seine edle Hofesart,
Und Wuchs und Bildung des holdsel'gen Jungen,
Und seine süßen Künste wohl gewahrt,
Und wurden von Gewinnes Lust bezwungen.
Sie dachten: Wie belohnt wär' unsre Fahrt,
Wenn wir so köstlich diese Beut' errungen!
Ein solcher Diener ziert den größten König,
Wo wir ihn biethen, frommt er uns nicht wenig.

91. Sie winkten sich mit Augen, und zum Lauf
War heimlich alles bald im Schiff bereit.
So gebt ihr diesen Stein mir in den Kauf?
Rief Tristan, ganz vertieft in seinen Streit.
Sie winden leis' indeß die Anker auf,
Und stoßen ab, und sind vom Strande weit,
Eh' er es merkt; was drauf ihm widerfahren,
Sollt ihr im folgenden Gesang erfahren.

Todtenopfer

für

Auguſta Böhmer.

I.

Sinnesänderung.

Ich wollte dieſes Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöhn.
Ich fragte nicht nach drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hiernieden ſchön.

Was die Natur gewoben,
Was Menſchen drauf erhoben,
Verband mir Poeſie.
So wähnt' ich klar zu löſen
Das Gute ſammt dem Böſen
Zu hoher Harmonie.

Was plötzlich abgebrochen,
War dennoch ausgesprochen
Dem ordnenden Gefuhl:
Ein Lied war mir die Jugend,
Der Fall der Heldentugend
Ein göttlich Trauerspiel.

Doch bald ist mir zerronnen
Der Muth, so dieß begonnen,
Die Genügsamkeit in Dunst.
Gefesselt vom Verhängniß
Im irdischen Gefängniß:
Was hilft mir weise Kunst?

Die Rose, kaum entfaltet,
Doch süßer mir gestaltet
Als aller Schmuck der Welt,
Die hat ein Wurm gestochen,
Die hat der Tod gebrochen,
Die hat der Sturm gefällt.

Nun schau' ich zu den Sternen,
Zu jenen ew'gen Fernen,
Wie tief aus öder Kluft;
Und, ihre blauen Augen

Dem Himmel zu entſaugen,
Kuſſ' ich die leere Luft.

O, werde mein Orakel,
Du, die du ohne Makel
Der falſchen Welt entflohſt!
Sieh mich in meiner Demuth,
Und hauch' in meine Wehmuth
Der zarten Liebe Troſt.

Wenn dort die Roſ' erblühte,
So ſey die heil'ge Güte
Endlos gebenedeyt.
Zwar ſehnlich werd' ich ſchmachten,
Doch nicht vermeſſen trachten
Aus dieſer Sterblichkeit.

Wo ich mich wieder finde
Bey meinem ſüßen Kinde,
Muß Heil ſeyn, Wonn' und Licht.
Sie wird, wenn meiner Zungen
Der Klage Laut verklungen,
Mein himmliſches Gedicht.

Den ſtrahlenden Karfunkel
Nahm ich in grauſem Dunkel

Der Schlange Tod vom Haupt.
Ich will ihn bey mir tragen,
In allen Lebenstagen
Wird er mir nie geraubt.

II.

Auf der Reise.

Von ferne kommt zu mir die trübe Kunde.
Es trennt mich ein Gebirg mit Wald und Klüften,
Blau dämmernd in des Horizontes Düften,
Von dort, wo ich erlitt die Todeswunde.
Da mach' ich auf die Wand'rung mich zur Stunde:
Wo Bäche stürzend rauschen in den Schlüften,
Wo Felsen sich gewölbt zu dunkeln Grüften,
Da ist der Pfad mit meinem Sinn im Bunde.
Hier reis'te jüngst hindurch, die ich betraure,
Nicht achtend auf des schroffen Wegs Beschwerde;
Zur heitern Landschaft südlich hingezogen.
May war's, nun heißt es Sommer, und ich schaure
Von kaltem Sturm; ihr ward zum Grab die Erde:
Der Lenz hat Allen, Jugend ihr gelogen.

III.

Der Gesundbrunnen.

Der Himmel lacht, es wehen warme Lüfte,
Die Gauen blühn ringsum mit Wein und Korne.
Hier schirmen Hügel vor des Nordwinds Zorne
Ein kleines Thal voll frischer Wiesendüfte.
Und es ergießt der Schooß der kühlen Klüfte
Heilsamen Trank in ewig regem Borne.
Da fällt mich die unheimliche, verworrne
Vorahndung an: hier sind auch Todtengrüfte.
Kannst du dich so, Natur, mit Mord besudeln?
Wie, oder war dir jede Kraft und Tugend
Vom unerbittlichsten Gestirn gebunden?
Ja, hier, wo selbst die Quellen Leben sprudeln,
Hat, in der Rosenfülle froher Jugend,
Mein süßes Leben seinen Tod gefunden.

IV.

Der erste Besuch am Grabe.

Schon Wochen sind es, seit sie hier versenket
Den süßen Leib, von aller Huld umflossen,
Der das geliebte Wesen eingeschlossen,
Zu dem umsonst mein Sehnen nun sich lenket.
Welk ist der Kranz, dem Grabe frisch geschenket,
Und nicht ein Halm dem Hügel noch entsprossen;
Die Sonne zielt mit glühenden Geschossen,
Noch Thau noch Regen hat den Staub getränket.
Auch werd' ich dazu nicht des Himmels brauchen.
Kehr' dich nur weg, fühlloses Weltenauge!
Ihr Wolken mögt euch anderswo ergießen.
Nur meine Thränen, heil'ger Boden, sauge!
Bey warmem Liebesblick und kühlem Hauchen
Der Seufzer sollen Wunderblumen sprießen.

V.

Geliebte Spuren.

Dich sollt' ich hassen, und ich muß dich lieben,
Ort! der mein Kleinod geitzig wollte haben,
Nicht um sich fein zu freu'n, es zu vergraben;
Selbst reicher nicht, indeß ich arm geblieben.
Hier sind noch ihre Spuren eingeschrieben:
Auf diesen Wiesen saß sie; Schatten gaben
Ihr Busch und Baum, und Früchte, sie zu laben;
Die Blumenlust ließ Au und Feld sie üben.
Hier sang sie noch dem Echo muntre Lieder;
Jungfräulich wandelnd im Cyanen-Kranze
Ließ sie das goldne Haar anmuthig flattern.
Bald aber sank sie, ach! entseelt darnieder,
Wie den Gespielen weggerafft im Tanze
Eurydice vom Stiche falscher Nattern.

VI.

Das Schwanenlied.

Oft, wenn sich ihre reine Stimm' erschwungen,
Schüchtern und kühn, und Saiten drein gerauschet,
Hab' ich das unbewußte Herz belauschet,
Das aus der Brust melodisch vorgedrungen.
Vom Becher, den die Wellen eingeschlungen,
Als aus dem Pfand, das Lieb' und Treu' getauschet,
Der alte König sterbend sich berauschet,
Das war das letzte Lied, so sie gesungen.
Wohl ziemt sich's, daß der lebensmüde Zecher,
Wenn dunkle Fluthen still sein Ufer küssen,
In ihren Schooß dahin gibt all sein Sehnen.
Mir ward aus liebevoller Hand gerissen,
Schlank, golden, süß gefüllt, bekränzt, der Becher;
Und mir zu Füßen brauf't ein Meer von Thränen.

VII.

Die himmliſche Mutter.

Der Himmel, ſagt man, kann Gewalt erleiden.
O drängen meiner Blicke Liebespfeile
Die Wolken durch, daß ich an deinem Heile,
Geliebtes Kind, mein Herz doch möchte weiden!
Du mußteſt von der treuen Mutter ſcheiden?
Ward eine Mutter droben dir zu Theile?
Wer ſagt dir Tröſtung, die dein Mitleid heile,
Wenn du ſo fern herab ſchauſt auf uns beyden?
Ein heil'ges Wort hat Bothſchaft ja geſendet,
Dort walt' ein weiblich Bild der Muttertriebe,
Das Herz der Welt, in ewigem Umarmen.
O, wenn von ernſter Glorie Strahl geblendet,
Die zarte Seele flieht zum Schooß der Liebe:
Birg' du, Maria, ſie in deinen Armen.

VIII.

An Novalis.

Ich klage nicht vor dir: du kennſt die Trauer;
Du weißt, wie an des Scheiterhaufens Flammen

Die Liebe glüh'nder ihre Fackel zündet.
Der Freuden Tempel stürzt' auch dir zusammen,
Es hauchten kalt herein des Todes Schauer,
Wo Reitz und Huld ein Brautgemach gegründet.
Drum sey mit mir verbündet,
Geliebter Freund, das Himmlische zu suchen,
Auf daß ich lerne, durch Gebeth und Glauben
Dem Tod sein Opfer rauben,
Und nicht dem tauben Schicksal möge fluchen,
Dess Zorn den Kelch des Lebens mir verbittert,
Daß mein Gebein vor solchem Tranke zittert.

Du schienest, los gerissen von der Erde,
Mit leichten Geistertritten schon zu wandeln,
Und ohne Tod der Sterblichkeit genesen.
Du riefst hervor in dir durch geistig Handeln,
Wie Zauberer durch Zeichen und Geberde,
Zum Herzvereine das entschwundne Wesen.
Laß mich denn jetzo lesen,
Was deiner Brust die Himmel anvertrauen;
Das heil'ge Drüben zwar entweihen Worte,
Ließ' auch die ew'ge Pforte
Noch wen zurück, er schwiege: laß nur schauen
Mein Aug' in deinem, wenn ich bang erbleiche,
Den Wiederschein der sel'gen Geisterreiche.

Es ruft uns mit lebendigem Geräusche
Des Tages Licht zu irdischen Geschäften,
Ihr leiblich Theil verleihend den Naturen.
Die Sonne will auf sich den Blick nur heften,
Und duldet, daß sie allgebiethend täusche,
Kein Jenseit an den himmlischen Azuren.
Doch wenn die stillen Fluren
Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet sich der Räum' und Zeiten Ferne;
Da winken so die Sterne,
Daß unserm Geist ein inn'res Licht entfunkelt.
Bey Nacht ward die Unsterblichkeit ersonnen;
Denn sehend blind sind wir im Licht der Sonnen.

Bey Nacht auch überschreiten kühne Träume
Die Kluft, die von den Abgeschiednen trennet,
Und führen sie herbey, mit uns zu kosen:
Wir staunen nicht, wenn ihre Stimm' uns nennet,
Sie ruhn mit uns im Schatten grüner Bäume,
Derweil sich ihre Grüfte schon bemoosen.
Ach, die erblichnen Rosen
Auf dem jungfraulich zarten Angesichte,
Das selbst der Tod, gleich nach der That versöhnet,
Entstellt nicht, nein, verschönet,
Erblühn mir oft im nächtlichen Gesichte,

Daß meine Bruſt ganz an dem Bilde hänget,
Wovon des Tags Gewühl ſie weggedranget.

So iſt mir jüngſt das theure Kind erſchienen,
Wie auferſtanden aus der Ohnmacht Schlummer,
Eh' noch das dumpfe Grab ſie überkommen.
Uns Traurenden verſcheuchte ſie den Kummer,
Und waltete mit ihren ſüßen Mienen,
Als wäre ſie der Heimath nie entnommen.
Doch heimlich und beklommen
Schlich ſich der Zweifel ein in unſre Seelen:
Ob ſie, uns angehörig, wahrhaft lebte?
Ob ſie als Geiſt nur ſchwebte,
Den herben Tod uns freundlich zu verhehlen?
Und keiner wagte ſie darum zu fragen,
Um nicht den holden Schatten zu verjagen.

Mir hat ſich Traum und Wachen ſo verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich ſchwankend zaudre
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
Vor allen Blüthen ſteh' ich fern und ſchaudre,
Als würden ſie von einem Hauch verdorren,
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
So muß ich unſtät ſchweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,

Bis ich gelernt vom Jrd'schen mich entkleiden,
Und an dem Troste weiden,
Daß diese Ding' in leeren Schein zerstieben;
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten, ohne Wanken.

Geh' hin, o Lied! und sage:
Du jugendlicher Himmelsspäher, labe
Mit deiner Weihe den, der mich gesungen,
Daß er, empor geschwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht versink' am Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwey theure Schatten,
Laß uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten.

IX.

An denselben.

Du Theurer, dem ich dieses Lied gesendet,
Muß ich dich selbst schon suchen bey den Todten?
Zur Todtenfeyer hab' ich dich entbothen:
Nun werd' ein Todtenopfer dir gespendet.
Wer sich zu ferner Lieben Heimath wendet,
Dem wird gar mancher zarte Gruß gebothen;

So find' in dir mein Sehnen einen Bothen,
Wenn je mein Herz dir liebend sich verpfändet.
Sag' ihr: — doch in der Sprache jener Sphären
Verstummt der Laut des Schmerzes, den ich meine,
Und diese Trauer läßt sich dort nicht nennen.
O könntest du den Perlenschmuck der Zähren
Ihr bringen, die ich ihr und dir nun weine!
Für wen sie fließen, weiß ich nicht zu trennen.

Die Sprache der Liebe.

Liebe denkt in süßen Tönen;
Denn Gedanken stehn zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

Tieck.

Erste Weise.

Worte sind nur dumpfe Zeichen
Die Gemüther zu entziffern,
Und mit Zügen, Linien, Ziffern,
Läßt sich Wissenschaft erreichen.
Doch aus den äther'schen Reichen
Läßt ein Bild des ew'gen Schönen

Nieder zu der Erde Söhnen
Nur in Bild und Ton ſich ſchicken:
Liebe ſpricht in hellen Blicken,
Liebe denkt in ſüßen Tönen.

Liebe ſtammt vom Himmel oben,
Und ſo lehrte ſie der Meiſter,
Welchen ſeine hohen Geiſter
In derſelben Sprache loben.
Denn beſeelt ſind jene Globen,
Strahlend redet Stern mit Stern,
Und vernimmt den andern gern:
Wenn die Sphären rein erklingen.
Ihre Wonn' iſt Schaun und Singen;
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Stumme Zungen, taube Ohren,
Die des Wohllauts Zauber fliehn,
Wachen auf zu Harmonie'n,
Wenn ſie Liebe neu geboren.
Memnons Säule, von Auroren
Angeſchienen leiſ' und fern,
Haucht ſo aus dem ſtarren Kern
Ihre Sehnſucht aus in Liedern,
Und der Mutter Gruß erwiedern
Nur in Tonen mag ſie gern.

Musik ist die Kunst der Liebe
In der tiefsten Seel' empfangen,
Aus entflammendem Verlangen
Mit der Demuth heil'gem Triebe.
Daß die Liebe selbst sie liebe,
Zorn und Haß sich ihr versohnen,
Mag sie nicht in raschen Tönen
Bloß um Lust und Jugend scherzen:
Sie kann Trauer, Tod und Schmerzen,
Alles, was sie will, verschönen.

Zweyte Weise.

Laß dich mit gelinden Schlägen
Rühren, meine zarte Laute!
Da die Nacht hernieder thaute,
Mussen wir Geliſpel pflegen.
Wie sich deine Töne regen,
Wie sie athmen, klagen, stöhnen.
Wallt das Herz zu meiner Schönen,
Bringt ihr aus der Seele Tiefen
Alle Schmerzen, welche schliefen;
Liebe denkt in süßen Tönen.

Zu dem friedlichen Gemach,
Wo sie ruht in Blumendüften,

Laß noch in den kühlen Lüften
Tönen unser schmelzend Ach.
Halb entschlummert, halb noch wach,
Angeblickt vom Abendstern
Liegt sie, und vernimmt wohl gern
In den leisen Harmonieen
Träume, Bilder, Fantasieen;
Denn Gedanken stehn zu fern.

Inn'ger, liebe Saiten, bebet!
Lockt hervor den Wiederhall!
Weckt das Lied der Nachtigall,
Und wetteifernd mit ihr strebet!
Doch, wenn Sie die Stimm' erhebet,
Dann erkennet euern Herrn,
Lauscht demüthig und von fern.
Horch! schon singt der holde Mund;
Denn verrathen unsern Bund
Nur in Tönen mag sie gern.

Nun noch ein Mahl, gute Nacht!
Und an deinem Lager säume
Nur der zärtlichste der Träume,
Bis der Morgen wieder lacht.
Dann geh' auf in stiller Pracht,
Wie der Tag den Erdensöhnen,

Meine Hoffnungen zu krönen.
Kann doch deine Blüthenjugend,
Unschuld, Anmuth, reine Tugend,
Alles, was sie will, verschonen.

An die
südlichen Dichter,
deren
Lieder ich übersetzt hatte.

Nehmt dieß mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern bieth' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den Deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So faßt mit Deutscher Red' euch denn begaben
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden,
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,

Für Einen Glauben wollten alle ſtreiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erſchloſſen;
Da war auch Eine Poeſie erklungen,
In Einem Sinn, nur in verſchiednen Zungen.

Nun iſt der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, ſie der Barbarey zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit ſich erſonnen:
Was Ohnmacht nicht begreift, ſind Träumereyen.
Doch, mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will nichts, was göttlich iſt von Art, gedeihen.
Ach, dieſe Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Das echte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unſre Zukunft gründen.
Mich ſoll die dumpfe Gegenwart nicht halten,
Euch, ew'ge Künſtler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr ſchuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröthe künden,
Und ſtreu'n vor ihren Himmelsheiligthumen
Der Erde Liebkoſungen, ſüße Blumen.

Zweytes Buch.

Lieder und Romanzen.

Sibylle.

Einsam in der Felsenhöhle,
Tiefen Ernst in keuscher Seele,
Wohnte Phöbus Priesterinn.
Oft, in stiller Nächte Hüllen,
Nahte sich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

Staunend fiel sie vor ihm nieder,
Ihr erschauerten die Glieder,
Die der höhe Gast durchdrang.
Und sie öffnete die Lippen,
Und es schollen rings die Klippen
Von prophetischem Gesang.

Auf geweihte Palmenblätter
Grub sie dann den Spruch der Götter,
Vom Apoll ihr offenbart.
Vieler Menschen Söhne kamen,
Fragten, lasen und vernahmen,
Was der Zukunft Schooß bewahrt.

Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, Trotz dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach, und riß die leichten Blätter
Ohne Schutz und ohne Retter
Sausend in die öde Luft.

Die Prophetinn, unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,
Haschte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöthen
Trost gehofft und Trost gebethen,
Fluchte dann auf sein Geschick.

Weisheit läßt mit sich nicht scherzen;
Menschen, haltet fest im Herzen
Die Orakel der Vernunft.
Weh, wenn vor der Lüfte Toben
Maß und Ordnung weggestoben!
Hoffet keine Wiederkunft.

Die neue Sehnsucht.

Hebst du wieder an zu streben,
Wunsch der Lieb' in meiner Brust?
Wie die Wellen sanft sich kräuseln,
Wenn am See die Lüfte säuseln,
Wie sie um's Gestade weben,
Also schmeichelt meiner Brust
Neue Sehnsucht, neue Lust.

Schmeichelt nur, ihr Wind' und Wellen!
Eure Tück' ist mir bewußt.
Wißt so kühl heran zu schwellen,
Wißt so lieblich einzuladen,
Sich in eurem Schooß zu baden:
Doch mit Kummer und Verlust
Lohnt ihr die bethörte Brust.

Ein Mahl habt ihr mich belogen,
Schmeichellüfte, Silbersee!
Lüstern sprang ich vom Gestade,
Tauchte Stirn und Brust in Wogen;
Fortgewiegt im lauen Bade,
Sah ich rings nur glatten See,
Obenher azurne Höh'.

Ach, die blaue Höh' ward düſter,
Wild der Waſſerwogen Scherz,
Sauſen ward des Winds Geflüſter.
Zwiſchen Strudeln, zwiſchen Klippen,
Klagt' ich mit erblaßten Lippen,
Rief nach Rettung, und mein Herz
Fluchte nun auf Bad und Scherz.

Doch durch Aufruhr und Getümmel,
Nacht und Grauſen, fern und nah',
Zog zu des Geſtades Schilfe
Mich zurück der Götter Hülfe.
Sieh, da lächelte der Himmel!
Leiſe Lüfte, fern und nah'!
Spiegelfluth, wohin ich ſah!

Und ich ſeufzte Dank den Rettern,
Schaute matt zur Himmelshöh'.
Aber bald, entbrannt im Grimme,
Schwur ich, ſang's mit raſcher Stimme:
Nichts bey Menſchen, nichts bey Göttern,
In der Tief' und auf der Höh',
Sey ſo falſch wie dieſer See.

Fühllos ſchlanget zwar ihr Wellen
Meines Liedes Pfeil hinab.
Aber will, bey eurem Schwellen,

Nun mein Herz ſich lüſtern regen,
Donnert euch mein Schwur entgegen;
Schelt' ich vom Geſtad' herab:
Glatter Abgrund! lächelnd Grab!

Die verfehlte Stunde.

Quälend ungeſtilltes Sehnen
Pocht mir in empörter Bruſt.
Liebe, die mir Seel' und Sinnen
Schmeichelnd wußte zu gewinnen,
Wiegt dein zauberiſches Wähnen
Nur in Träume kurzer Luſt,
Und erweckt zu Thränen?
Süß berauſcht in Thränen
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen!

Ach, ich gab ihm keine Kunde,
Wußt' es ſelber nicht zuvor;
Und nun beb' ich ſo beklommen:
Wird der Traute, wird er kommen?

Still und günſtig iſt die Stunde,
Nirgends droht ein horchend Ohr
Dem geheimen Bunde.
Treu im ſel'gen Bunde
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen.

Hör' ich leiſe Tritte rauſchen,
Denk' ich: ah, da iſt er ſchon!
Ahndung hat ihm wohl verkündet,
Daß die ſchöne Zeit ſich findet,
Wonn' um Wonne frey zu tauſchen. —
Doch ſie iſt ſchon halb entflohn
Bey vergebnem Lauſchen.
Mit entzücktem Lauſchen
An des Lieben Bruſt mich lehnen,
Arm um Arm geſtrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur ſtillt mein Sehnen.

Täuſchen wird vielleicht mein Sehnen,
Hoffe' ich, des Geſanges Luſt.
Ungeſtümer Wünſche Glühen
Lindern ſanfte Melodieen. —

Doch das Lied enthob mit Stöhnen
Tief erathmend sich der Brust,
Und erstarb in Thränen.
Süß berauscht in Thränen
An des Lieben Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen.

Die Erhörung.

Romanze.

Schöne Fatme! schöne Fatme!
Drunten in des Vaters Garten
Blühen sieben Mandelbäume:
Willst du nicht der Blüthen warten?

In der Mandelbäume jedem
Sitzt ein Paar von Nachtigallen:
Willst du kommen, willst du lauschen,
Wie die süßen Lieder hallen?

In der Mandelbäume Schatten
Sprudelt eine Wasserquelle:

Willſt die warme Nacht nicht ruhen
An den Brunnen kühl und helle?

Schon ſo viele Monden wandl' ich
Alle Nächte hier, du Spröde,
Und du kommſt nicht an dein Fenſter,
Gibſt mir weder Gruß noch Rede.

Sieh, ich weiß die Schlich' und Gänge,
Lange lag ich auf der Lauer.
Drüben bey dem Dornenhügel
Ueberklettr' ich leicht die Mauer.

»Böſer Sänger! böſer Sänger!
Störſt mich ſo in meinem Schlafe.
Leiſe! leiſe! daß die Mutter
Nicht erwach' und mich beſtrafe.

Böſer Sänger! böſer Sänger!
Muß ich ſo hinunter ſchleichen,
Muß den Thau mit zarten Füßen,
Armes Kind! vom Raſen ſtreichen.

Nur behuthſam, guter Abdul,
Nur behuthſam ſpring' die Mauer!
Wenn du fällſt und dich verwundeſt,
Ach, du gibſt mir Noth und Trauer.«

Arion.

Romanze.

Arion war der Töne Meiſter,
Die Zitther lebt' in ſeiner Hand;
Damit ergetzt' er alle Geiſter,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er ſchiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Geſtaden,
Zum ſchönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn ſein Verlangen,
Ihn liebt der Herrſcher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bath der ihn, brüderlich geſinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion ſprach: »Ein wandernd Leben
Gefällt der freyen Dichterbruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie ſey auch vieler Tauſend Luſt.

An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einſt mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!«

Er ſteht im Schiff am zweyten Morgen,
Die Lüfte wehen lind' und warm,
»O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß ſie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geſchenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gaſte Schwarm.« —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzu viel den Wogen,
Den Menſchen allzu viel vertraut.
Er hört die Schiffer fliſtern,
Nach ſeinen Schätzen luſtern;
Doch bald umringen ſie ihn laut.

»Du darfſt, Arion, nicht mehr leben:
Begehrſt du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonſt wirf dich in das Meer hinab.« —

So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

»Nein, nein, wir laſſen dich nicht wandern,
Du wärſt ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Perlandern,
Verriethſt du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.« —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Zitherſpieler Sitte,
Wie ich gelebet, ſterben mag.
Wenn ich mein Lied geſungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.

Die Bitte kann ſie nicht beſchämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch ſolchen Sänger zu vernehmen,
Das reihet ihren wilden Sinn.

»Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.« —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zitther ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: »Gefährtinn meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.

Elyſiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr friedlichen, ſchon grüß' ich euch!

Doch, könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich laſſe meinen Freund zurück.
Du gingſt, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein ſüßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchteſt du der Sonne Blick. —

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter ſchauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erſchlagen,
Erblaſſet, wenn ich untergeh'!
Den Gaſt, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!« —
So ſprang er in die tiefe See.

Ihn decken alſobald die Wogen,
Die ſichern Schiffer ſegeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte ſie ein Zauberwort:

Eh' Fluthen ihn erſticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn ſorgſam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrauſe
Ward ſtummen Fiſchen nur verlichn;
Doch lockt Muſik aus ſalz'gem Hauſe
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft beſtricken,
Mit ſehnſuchtsvollen Blicken
Dem falſchen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menſchenliebend ſinn'ge Thier.
Er ſchwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leyer Zier,
Und kleine Wellen ſpringen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin ſich fein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinſt an Felsgeſtaden
Das Wunder aufgeſtellt in Erz.

Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

»Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn.« —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zitther nur.

Er tritt hinein: »Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.

Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.«

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
»Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt.« —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
»Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr.« —
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;

Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt düftend das bekränzte Haar.

Die Zitther ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
»Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!« —

»Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Huth.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mög't ihr zu Barbaren,
Des Geitzes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!«

Kampaspe.

Schönheit ist dem Muth beschieden,
Lieb' erobert sich der Held;
Nach den Kämpfen ward Alciden
Hebe's Blüthe zugesellt.
Rasch besiegt von Alexandern
Both die Welt ihm Wahl und Lust:
Eine doch, vor allen andern,
War das Kleinod seiner Brust.

Von der Perlen Vaterlande
Als die köstlichste bewahrt,
Sproßte sie an Indus Strande,
Eine Blume, schlank und zart.
Nun aus mütterlichem Schatten
Weit verpflanzt in fremde Luft,
Athmet willig sie dem Gatten
Leise Kühlung, süßen Duft.

Ihre Jugend darzustellen,
Eh' die Zeit sie angehaucht,
Ruft Philippus Sohn Apellen,
Der in Reitz den Pinsel taucht.

»Was sie Schönes hat und Holdes,
Laß es mir unsterblich seyn,
Und des Ruhmes und des Goldes
Sey, so viel du wünschest, dein.«

Die ein Sohn des Zeus erkoren,
Spricht der Mahler froh entzückt,
Ist, zum Götterloos geboren,
Schon der Sterblichkeit entrückt.
Ja, du sollst die Göttinn schauen,
Wie sie halb noch kniend schwebt,
Wie die Locken um sie thauen,
Da sie aus dem Schaum sich hebt.

Still gesenkt die Augenlieder,
Folgt Kampaspe dem Geheiß
Hin zu leihn die zarten Glieder
In des Künstlers Zauberkreis.
Sie enthüllt sich, und erröthend
Flieht sie in sich selbst zurück;
Sterbend und in Gluth ertödtend
Schwimmt ihr süß verwirrter Blick.

Und sie neigt sich, an Geberden,
Wie an Haupt und Leib und Brust,
Aphrodite ganz zu werden,
Ohne Zwang und unbewußt.

Stammelt sie in Hellas Tönen,
Faßt sie doch den Künstler schnell;
Von der Anmuth und dem Schonen
Spricht sein Auge glänzend hell.

Es verklärt sich mit den Zügen,
Die sein Pinsel scheu entwirft:
Kein Betrachten kann ihm gnügen,
Wie er auch den Nectar schlürft.
Göttinn nannt' er sie der Liebe:
Ach! er fühlet ihr Gesetz,
Und befangen alle Triebe
In der eignen Dichtung Netz.

Ruh' und Sinn ist ihm entflohen,
Daß er träumend alles thut.
Nicht den zürnenden Heroen
Fürchtet sein entflammter Muth.
Aber sein Vertraun beschämen?
Raub am theuren Pfand begehn?
Nein, er will sich streng bezähmen,
Und die Wünsche nicht gestehn.

Forschend nach der Schönen Bilde
Tritt der junge Held herein:
Prangend hoch in Helm und Schilde
Kommt er aus der Krieger Reihn.

Er iſt Ares, ſie Cythere;
Beyde knüpft die ſchönſte Wahl,
Und ſein Werk, des Meiſters Ehre,
Wird ein Denkmahl ſeiner Qual.

Ob er lächelnd ſie verhehle,
Ihn durchſchaut des Königs Blick.
Er beherrſcht die große Seele,
Und beſchließt des Freundes Glück.
»Magſt du nur mich treulos ſchelten!
Wunderbar gelang dein Fleiß.
Doch ich will ihn nicht vergelten:
Fordre von ihr ſelbſt den Preis.

Du biſt ihrer Schönheit Spiegel,
Und ſie wäre dir nicht hold?
Hier nimm meine Hand zum Siegel,
Daß ich euren Bund gewollt.
Kannſt du ihren Reitz entwenden,
So erwirb auch ihre Gunſt,
Und die Liebe laß vollenden,
Was begonnen deine Kunſt.«

Der heilige Lucas.

Legende.

Sanct Lucas sah ein Traumgesicht:
Geh! mach' dich auf und zögre nicht,
Das schönste Bild zu mahlen.
Von deinen Händen aufgestellt,
Soll einst der ganzen Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.

Er fährt vom Morgenschlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in seinem Ohr;
Er rafft sich aus dem Bette,
Nimmt seinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkasten und Geräth,
Und Pinsel und Palette.

So wandert er mit stillem Tritt,
Nun sieht er schon Mariens Hütt',
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Nahmen unsers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

»O Jungfrau, wende deine Gunſt
Auf mein beſcheidnes Theil der Kunſt,
Die Gott mich üben laſſen!
Wie hoch geſegnet wär' ſie nicht,
Wenn ich dein heil'ges Angeſicht
Im Bildniß dürfte faſſen!« —

Sie ſprach darauf demüthiglich:
Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obſchon erhöht zur Wonn' und Ruh'
Der himmliſchen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgeſtalt,
Die Erdenhülle ſinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches alles ſieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

»Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
Holdſeligſte der Frauen!

Du siehst allein der Schönheit Licht
Auf deinem reinen Antlitz nicht:
Doch laß es Andre schauen.

Bedenke nur der Gläub'gen Trost,
Wenn du der Erde lang entflohst,
Vor deinem Bild zu bethen.
Einst tönt dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten.« —

Wie ziemte mir so hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge selber spät und früh
In brünstigem Gebeth die Knie
Dem Vater aller Gnaden. —

»O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er sandte mir ein Traumgesicht,
Und hieß mir, dich zu mahlen.
Von diesen Händen aufgestellt,
Soll vor der weiten Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.« —

Wohlan denn! sieh bereit mich hier.
Doch kannst du, so erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einst das Kind, mein süßes Glück,
Im Schooß der Mutter spielte. —

Sanct Lucas legt ans Werk die Hand;
Vor seiner Tafel unverwandt,
Lauscht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gaukeln Engeln aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsschar,
Der reicht' ihm sorgsam Pinsel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweyten Mahl
Ein Jesus-Kind des Mahlers Wahl,
Um die sie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte seinen Fleiß die Nacht,
Er legt den Pinsel nieder.

Zu der Vollendung brauch' ich Frist,
Bis alles wohl getrocknet ist,
Dann, spricht er, kehr' ich wieder.

Nur wenig Tage sind entflohn,
Da klopft von neuen Lucas schon
An ihre Hüttenpforte;
Doch statt der Stimme, die so süß
Ihn jüngst noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entschlummert war die Gottesbraut
Wie Blumen, wenn der Abend thaut;
Sie wollten sie begraben,
Da ward sie in verklärtem Licht
Vor der Apostel Angesicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erstaunt und froh schaut er umher,
Die Blick' erreichen sie nicht mehr,
Die er nach droben sendet.
Obschon im Geist von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und war auch so der Frommen Lust,
Und regt' auch so in jeder Brust
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah',
Und wer die Demuthsvolle sah,
Ward hoher Segnung innen.

Viel tausendfältig conterfeyt
Erschien sie aller Christenheit
Mit eben diesen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein schwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sanct Raphael,
In seinen Augen glänzten hell
Die himmlischen Gestalten.
Herab gesandt von sel'gen Höhn,
Hatt' er die Hehre selbst gesehn
An Gottes Throne walten.

Der stellt' ihr Bildniß, groß und klar,
Mit seinem keuschen Pinsel dar,
Vollendet, ohne Mängel.

Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er sich wieder himmelan,
Ein jugendlicher Engel.

Leonardo da Vinci.

Romanze.

Florentiner! Florentiner!
Was muß euren Sinn verkehren,
Daß ihr eure großen Männer
Fremden überläßt zu ehren?

Dante, welcher göttlich heißet,
Klagt, daß ihn sein Land verstoße;
Sein verbannter Leib ruht ferne
Von der harten Mutter Schooße.

Und der alte Leonardo,
Weilte bey euch, halb vergessen
Der an euren Kriegesthaten
Jung des Pinsels Kraft gemessen.

Zwar ein Stern, der hoch und herrlich
An der Künste Himmel funkelt,

Michel Angel Buonarroti,
Hatte seinen Ruhm verdunkelt.

Dieser strebt in wildem Trotze
Die Natur zu unterjochen;
Jener bildet, sinnig forschend,
Was sie leis' ihm ausgesprochen.

Nicht den Stolzen duldend, muß er
Noch zu fremdem Volk und andern
Menschen, aus Florenz, der schönen,
Ein bejahrter Pilger wandern.

Ritter Franz, der edle König,
Rief den weisesten der Mahler,
Gab ihm Raum, nach Lust zu schaffen,
Hoch zu ehren ihn befahl er.

Zur Vollbringung der Entwürfe
Scheint ihn neuer Muth zu stärken;
Aber bald hört man ihn klagen
Ueber angefangnen Werken:

Sieh, mein Leben ist am Ziele,
Und die Kunst noch kaum begonnen,
Haben gleich mir gute Parcen
Lang den Faden ausgesponnen.

Weit in unentdeckte Fernen
Breiten Klarheit die Gedanken,
Doch das nächste zu vollenden,
Fühl' ich meine Hand erkranken.

Und er mußte wider Willen
Hin sich strecken auf das Lager;
Würdig schön in siechem Alter,
Weiß von Bart und still und hager.

Als der König das vernommen,
Füllt es ihn mit bangen Schmerzen;
Denn er hielt ihn wie ein Kleinod
Seinem Reich und seinem Herzen.

Eilig, wie zu einem Vater,
Tritt er in des Kranken Zimmer,
Kommen sieht ihn Leonardo
Mit des Aug's erloschnem Schimmer.

Und er will empor sich richten,
Seinen jungen Freund zu segnen,
Dessen Arme, dessen Hände
Liebreich stützend ihm begegnen.

Heiter lächelt noch sein Antlitz,
Schon erblaßt wie einem Todten:

Aber halb im Mund erſtorben
Iſt der Gruß ſein letzter Othem.

Lange harrt der König ſchweigend,
Ob er nicht erwachen werde. —
Ruh' der kunſtbegatten Seele!
Und dem Leib ſey leicht die Erde!

Keine Weisheit, keine Tugend
Kann das herbe Schickſal wenden.
Was der Tod ihm ſtörte, wird es
Je ein geiſt'ger Sohn vollenden?

Darum, weil dieß Leben dauert,
Laßt den Heldentrieb entbrennen.
Wie dein ernſter Spruch mich lehrte:
Was ich ſoll, das will ich können!« —

Die Warnung.

Romanze.

Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke,
Er ſetzt ſich vor des Hauſes Thür
Im Schatten auf die Bänke;

Legt sein Bündel neben sich,
Bittet den Wirth bescheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben.

Da zechen an dem nächsten Tisch
Zwey wilde, rohe Buben.
Heda, Herr Wirth! und gebt uns frisch:
Was kauzt ihr in den Stuben?
Diese Nacht so durchgeschwärmt,
Heute von Morgens früh gelärmt!
Wir wollen nicht nüchtern werden.

Ha, Bruder, war das nicht ein Spaß:
Es geht mir nichts darüber.
Und lieb' ich schon das volle Glas,
Hab' ich doch Unfug lieber.
Ach wie wird verwundert seyn
All die werthe Christengemein!
Wie wird der Pfaffe nicht toben!

Da draußen erst den Nepomuk
Mit seinen sieben Sternen,
Ich schob ihn an den Rand zuruck,
Bald muß er schwimmen lernen.

Schüttert was, so plumpt er 'nein,
Rudert wohl mit dem Jesulein,
Den hält der Narr in den Armen.

Alsdann hinunter längs dem Thal
Der Wallfahrt Stationen,
Die dreyzehn Steine allzumahl
Mit Christi Passionen,
So beschmiert, verziert auf's Fest,
Daß das Lachen kein Einz'ger läßt,
Wenn sie zum Bethen da knien.

Der Andre sprach: Wenns Prahlen gilt,
So steh' ich alle Wetten.
Der Schnurrbart am Marien-Bild,
Und dann die Kron' aus Kletten,
Die ich ihm zu Nacht beschert,
Sind wohl deine Geschichten werth,
Und es ist noch nicht das Beste.

Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Christi leid'ger Frahe,
Hängt nun — o in der Seel' erfreut's! —
Des Nachbars todte Katze.

Wenn ſie nun auf ihrer Bahn
Ziehn die Stufen zur Kirch' hinan,
Das wird was Erbauliches werden.

Der Wandersmann ſchaut ernſt und ſtill,
Da ſie die Red' erhuben.
Sie achten erſt nicht, was er will,
In ihrem Rauſch, die Buben.
Beyde riefen dann zugleich:
Kümmert euch, Tuckmäuſer, um euch!
Was ſoll das Gaffen und Horchen?

Der Wandersmann ſagt nicht ein Wort,
Und ſchaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.
Wenn ihr nicht die Frechheit laſſt,
Sagten ſie, ſolchen Häuchlergaſt,
Den muß man mit Schlägen verjagen.

Mich ſchlägt ein Andrer wohl als ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken.
Ich bin auf kurze Friſt nur hier,
Doch ſollt ihr mein gedenken.

Junges Blut hat Frevelmuth:
Thut nicht ferner, so wie ihr thut,
Und laßt bey Zeiten euch warnen.

Sonst schließt ihr einen Bund der Treu'
Mit Judas falscher Rotte;
Den Heiland kreuzigt ihr auf's neu'
Mit solchem kecken Spotte. —
Ja doch, da geschäh' ihm recht,
Weil sich der einfältige Knecht
Das erste Mahl kreuzigen lassen. —

Ich weiß gewiß, ihr spräch't nicht so,
Wär't ihr einst mitgegangen;
Ihr hättet nicht, der Qualen froh,
Am Kreuz ihn sehen hangen,
Wie aus bittern Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.

Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter standen,
Und er im Busen trug ihr Loos,
Bey grimmen Todesbanden;

Neigt sein Haupt in Finsterniß,
Durch die Himmel geschiebt ein Riß,
Und innerlich schauert die Erde. —

Ey seht, der macht uns glauben gar,
Er wär' dabey gewesen.
Was er erzählt, kann man fürwahr
In alten Tröstern lesen.
Sagt uns doch, wie alt ihr seyd,
Daß ihr saht, was vor ew'ger Zeit
Und nimmer vielleicht ist geschehen?

Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben.
Wie rastlos kreis't der Sonnen Schwung,
Muß ich hier unten schweben.
Greiser wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Gesicht,
Das niemahls lachet noch weinet.

Ich war, wie ihr, von frechem Muth
In meinen ersten Tagen.
An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half noch Sagen.

Als der hohen Prieſter Amt
Heuchleriſch nun den Chriſt verdammt,
Da wollt' ich mein Müthchen auch kühlen.

Und als mit ſchwerer Kreuzeslaſt
Zum Thor ihn ſchleppt die Menge,
Da hatt' ich vor den Andern Haſt,
Und ſtieß ihn im Gedränge.
Matt und lechzend, ohne Schreyn,
Wollt' er raſten auf einem Stein,
Da ſchlug ich ihn mit den Fäuſten.

Geh, rief ich, Jeſus! fort mit dir!
Zum Tod dich endlich ſchicke!
Der Heiland ſah ſich um nach mir,
Und ſprach mit ſtillem Blicke:
Ich zwar gehe bald zur Ruh',
Aber wandern ſollſt nun du,
Und warten, bis ich komme.

Dieß Wort, dieß Wort, dieß Eine Wort
War Heil mir und Verderben.
Es ſchirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrt's mein leiblich Sterben.

Und mich treibt's von Land zu Land,
Und bin Manchem zum Graun bekannt,
Der ewig wandernde Jude.

Der Fremdling sprach es alles aus
Mit unbewegter Miene,
Doch brennend durch die Stirn heraus
Ein blutroth Kreuz erschiene.
Als die zwey das Zeichen sahn,
Fällt sie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten sich schon in der Holle.

Und eh' sie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,
Hat er sein Bündel aufgerafft,
Und ist schon weit verschwunden.
An des letzten Hügels Rand
Sehn sie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Gestalt hinwanken.

Zu spät zerknirscht sie's und gereut's,
Gott läßt mit sich nicht scherzen;
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den liebloſen Herzen.

Kirchentroſt ward nicht geſpart,
Buße, Gebeth und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

Fortunat.

Romanze.

Thauig in des Mondſcheins Mantel
Liegt die ſtille Sommernacht,
Und ein Ritter reitet ſingend
Wieſenplan und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
Sagt er, klaſcht ihm ſanft den Hals;
Weißt du nicht, daß wartend Lila
An dem offnen Fenſter wacht?

Biſt ja kein Turnier- und Streitroß,
Wie ſein Reiter ſteif und ſtarr,
Das, den Stachel an der Stirne,
Nur ſo blindlings rennen mag.

Nein, du trägſt auf ſeinen Zügen
Den behenden Fortunat,

Schmiegst mit ihm dich still im Dunkel
Ueber Stege, glatt und schmal.

Bald zu dieser, bald zu jener
Ging die heimlich nächt'ge Bahn;
Abends hin mit raschem Sehnen,
Früh zurück mit trägem Gram.

Wenn ich oft von deinem Rücken
Mich zur hohen Kammer schwang,
Standst du still, bis mich empfangen
Der Geliebten zarter Arm.

Ja, ich weiß, wenn eine Spröde
Herz und Thür verschlösse gar,
Würdest du mit leisem Hufe
Klopfen, bis sie aufgethan.

Wie er noch die Worte redet,
Oeffnet sich ein heimlich Thal.
Bin ich, sprach er, irr' geritten?
Ist mir's doch so unbekannt.

Wunderlich durch Sträuch' und Bäume
Schleicht des Mondes blasser Strahl,
Und ein Busch mit blüh'nden Rosen
Winkt von drüben voll und schlank.

Buſch, ich grüß' in dir mein Bildniß,
Roſen trägſt du ohne Zahl;
Und mir blüht im regen Herzen
So der Liebe ſüße Wahl.

Manche reif, und Knoſpen andre,
Alle doch verblühn ſie bald,
Und der Saft, der jene füllte,
Wird den jüngern zugewandt.

Denn den Kelch, der ſich entblättert,
Schließet keines Willens Kraft.
Lila, Lila! dieſe Knoſpen
Drohn dir meinen Unbeſtand.

Aber daß du nicht ihn ahndeſt,
Komm' ich mit dem Kranz im Haar,
Bieth' ein ſchön erröthend Sträuschen
Deinem weißen Buſen dar.

Roſen, Roſen! laßt euch pflücken,
So zu ſterben iſt kein Harm:
O, wie will ich euch zerdrücken
Zwiſchen Bruſt und Bruſt ſo warm!

Und er lenkt das Roß entgegen,
Doch es ſcheut ſich, wie es naht,

Und er kann von keiner Seite
Dicht zur Roſenlaub' hinan.

So gewohnt bey Nacht zu wandern,
Thöricht Roß, wie kommt dir das?
Fürchteſt du die Licht' und Schatten,
Wankend auf dem feuchten Gras?

Doch es tritt zurück und bäumt ſich,
Wie er ſpornt und wie er mahnt;
Drauf mit ſeinen Vorderfüßen
Stampfet es den Grund und ſcharrt.

Wühlet weg den lockern Boden,
Tief und tiefer ſich hinab.
Schätze, glaub' ich, willſt du graben;
Eben iſt's ja Mitternacht.

Unter ſeinem Hof nun dröhnt es,
Das ſind Bretter, iſt ein Sarg,
Und es traf ein Schlag gewaltig,
Daß der ſchwarze Deckel ſprang.

Schwingen will er ſich vom Sattel,
Doch er fühlt ſich dran gebannt,
Und der Gaul ſteht jetzo ruhig
Vor dem Sarg, im Boden halb.

Und es hebt sich wie vom Schlummer
Eine weibliche Gestalt,
Deren Züge blasser Kummer,
Aber sanfte Lieb' umwallt.

Kommst du, hier mich zu besuchen,
Deine Clara, Fortunat?
Diese Linden, diese Buchen
Waren Zeugen unsrer That.

Wie du Treue mir geschworen,
Wie dein Mund so flehend bath,
Meine Ros' ich dann verloren,
Und die Scham darnieder trat.

Doch die Sünde ward mir theuer,
Mahnte nun mich früh und spat;
Für des Angedenkens Feuer
Wusst' ich keinen andern Rath,

Als mich hier so kühl zu betten,
Wie du siehst, daß ich gethan.
Ach! ich hoffe' in Liebesketten
Dich noch ein Mahl hier zu fahn.

Von des stillen Thales Schooße
Wird geschirmt die bange Scham;

Lieb' erzog hier manche Rose
Für die eine, die ſie nahm.

Sieh dieß Lager, traut und enge,
Wie ich ſorgſam anbefahl,
Daß es uns zuſammen dränge
Zu der ſüßen Wolluſt Qual.

Durch des Vorhangs grünen Schleyer
Bricht kein unwillkommner Strahl,
Und uns weckt aus ew'ger Feyer
Keiner Mond' und Sonnen Zahl.

In den kühlen Arm zu ſinken,
Beut die heiße Bruſt mir dar.
Deine Seel' im Kuſſe trinken
Will ich nun und immerdar.

Leiſe zieht ſie ihn hernieder:
Schöner Jüngling, ſo erſtarrt?
Kaum gebrochne Augen hebend,
Sinkt er zu ihr in den Sarg.

Lila, Lila! wollt' er liſpeln,
Doch es ward ein ſterbend Ach,
Weil alsbald des Grabes Schauer
Seinen Lebenshauch verſchlang.

Mit Getöse taumeln wieder
Fest die Breter auf den Sarg,
Und ein Sturm verwühlt die Erde,
Die der Gaul hat aufgescharrt.

Heftig bricht er alle Rosen,
Säuselnd blättern sie sich ab,
Streu'n sich zu des Brautbetts Weihe
Purpurn auf das grüne Gras.

Weit ist schon das Roß entsprungen,
Flüchtig durch Gebirg' und Wald,
Kommt erst mit des Tages Anbruch
Vor der Hütte Lila's an.

Bleibt da stehn, gezäumt, gesattelt,
Ledig, mit gesenktem Hals,
Bis die arme Schlummerlose
Seine Bothschaft wohl verstand.

Und dann floh es in die Wildniß,
Wo kein Aug' es wieder sah,
Wollte keinem Ritter dienen
Nach dem schlanken Fortunat.

Das Feenkind.

An die Schauſpielerinn Friderike Bethmann.

Ich kannt' ein ſeltſam Feenkind,
Es war ſo klein und zart,
Und wechſelte wie Luft und Wind
Geſtalt und Sinnesart.

Dem Feenkinde nur gefällt,
Was Spiel iſt, bunt und kraus;
So zog es durch die weite Welt
Auf Zaubereyen aus.

Es ſchien ein feiner Knabe bald,
Und bald ein zierlich Weib;
Nun knapp umſchließt, nun frey umwallt
Gewand den ſchlanken Leib.

Bald wählt ſie Edelſtein und Gold,
Der Stickereyen Pracht,
Das reichſte, was die Erde zollt,
Scheint nur für ſie gemacht.

Doch gibt ihr nichts der fremde Glanz,
Er leiht den Reiz von ihr:

Ihr Haar iſt der Juwelen Kranz,
Ihr Arm der Spange Zier.

Bald, wie die Blumen auf der Au,
Thut ſie auf Schmuck Verzicht,
Und es beſchämt der Augen Blau
Nur das Vergißmeinnicht.

Verwandelt und verwandelnd, eilt
Sie weit durch Zeit und Raum.
Erfreut, betrübt, verwundet, heilt,
Und wie, das weiß man kaum.

Jetzt hoch an Sinn und edlem Blut
Winkt ſie, ein Rittersweib,
Vom Helmbuſch ihren Knappen Muth,
Und fällt des Feindes Leib.

Als Alpenhirtinn ſcherzt und ſingt
Sie munter bey der Müh',
Und in ihr kleines Hüttchen dringt
Der Liebe Kummer nie;

Der jetzo ſie in irrem Wahn
Durch Hain und Wildniß treibt:
Sie ſieht nicht den Geliebten nahn,
Sie fragt noch, wo er bleibt.

Im Wunderland als Wilde dann,
Mit hüpfend leichtem Tritt,
Neckt sie den eifersücht'gen Mann
Und alle Männer mit.

Ist jetzt des Helden liebend Herz,
Der kühn um Nachruhm wirbt,
Und flieht als Freyheit himmelwärts,
Da er für Freyheit stirbt.

Sie wohnt als fromme Königinn
Im Kerker, still und groß,
Und jeder stürzte willig hin
Für sie zum Todesloos.

Jüngst kam sie, gramzerrüttet ganz,
Bald trug man dann den Sarg,
Der unter Blumen, unter'm Kranz,
Das blüh'nde Leben barg.

Ach, soll's unwiderruflich seyn?
So bangte mir das Herz.
Zu schaudervoll ist dieser Schein,
Zu grausam dieser Scherz.

Doch ist umsonst mit Feenmacht
Die Holde nicht begabt:

In frischer Jugend morgen lacht,
Die eben ihr begrabt.

Dem Wechsel, der sie sonst erfreut,
Setzt sie wohl selbst ein Ziel:
Ein leichter Wink von ihr zerstreut
Der Bühne Gaukelspiel.

Klug, sittig, edel, schlingt sie nun
Der Freundschaft zartes Band.
Das, sagt' ich, ist ihr wahres Thun,
Das Nutz' hat und Bestand.

Doch unter Zutraun, unter Scherz,
Fällt oftmahls nebenbey
Doch der Gedanke mir aufs Herz
An ihre Zauberey.

Die feinen Thierchen um sie her
Bestärken mich darin:
Sie sind nicht da von ungefähr
Das hat geheimen Sinn.

Wenn in dem Ringe wunderlich
Ihr schoner Cacadou
Sich wiegt, und ruft mit Nahmen sich:
Jaquot! Jaquot! ihr zu;

Wenn ihr das Möpschen in's Gesicht
Aus schlauen Augen gafft,
Und mit der Pfote bittend spricht,
Und eifersüchtig klafft;

Wenn unter der behenden Last
Das Roß sich stolzer hebt;
Und jeden ihrer Winke faßt,
Und ihr zu dienen strebt;

Dann denk' ich: immer gleich gesinnt
Sind sie, verwandelt, noch,
Und tragen um das Feenkind
Verschmähter Wünsche Joch.

Drum hüthe sich, wer sie nur sieht!
Mit einem Blicke bloß
Weiß er nicht mehr, wie ihm geschieht,
Und kommt wohl nimmer los.

Doch warn' ich vor Bezauberung,
Und bin verzaubert schon?
Stimmt sie des ernsten Liedes Schwung
Nicht zum Romanzen-Ton?

So leg' ich ihr zu Füßen dar,
Die leichte Melodie,

Die meines Liedes Inhalt war,
Und meine Muse, sie.

An Fridrich Schlegel.

Im Herbste 1802.

O Bruder, mir entzogen
Durch fremder Länder Weiten,
So ungern eingebüßt!
Hat mich der Wunsch betrogen,
Dich immer zu begleiten
In Wissenschafts-Bezirken,
Und in der Kunst Gefilden
Gemeinsam stets zu bilden:
Sey mir auch so gegrüßt!
Obwohl geselig Wirken
Die Tage mehr versüßt.

Du folgest deinen Zielen,
Und jedes Unternehmen
Des Forschersinns ist dein.
Uns gilt kein müßig Spielen:
Die schwache Zeit beschämen
Kann nur ein mächtig Streben;

Drum nährst du dich, der Starke,
Mit aller Zonen Marke,
Und saugst die Vorwelt ein.
So muß ein vielfach Leben
In deiner Brust gedeihn.

Derweil dich Morgenblüthe,
Medschnuns und Leila's Liebe
In Persiens Gärten zieht;
Und schon dich dein Gemüthe
Hinlockt mit kühnerm Triebe,
Gleich weltumfahrnen Schiffern,
Zu lauschen, wie am Ganges
Getönt voll sel'gen Klanges
Manch Indisch Blumenlied,
Und Weisheit zu entziffern
Aus heiliger Sanscrit:

Hält auf Hispaniens Fluren
An Manzanares Ufer
Mein Calderon mich fest.
Fantastischer Naturen
Viel Labyrinthe schuf er,
Doch triumphir'nder ringen
Die Lieder noch, entschleyert
Mysterien er, und feyert

Sein Phönix-Opferfeſt;
Daß mich ihm nachzuſingen
Die Sehnſucht nie verläßt.

Und was wir beyde ernten
Dem andern aufzuſpeichern,
Iſt uns willkommne Pflicht.
So mögen wir Entfernten
Einander doch bereichern.
Wie uns Natur gepaaret,
Als Brüder uns geſendet,
Und dieſem mehr geſpendet,
Was jenem mehr gebricht:
Das hat mir offenbaret
Jüngſthin ein Traumgeſicht.

Mir war, als hielt' zuſammen
Uns Eine Rind' umſchloſſen
In hoher Baumgeſtalt.
Das Blut, von dem wir ſtammen,
Fühlt' ich, durch uns ergoſſen,
In allen Pulſen rege;
Wie einſt die umgeſchaffne,
Lorberumgrünte Daphne
Gefühlt der Wurzeln Halt,

Da noch des Buſens Schläge
Den weichen Baſt durchwallt.

Und in dem engen Düſter
War mir's, als ob mein Reden
In eins mit deinem ſchmolz.
Es wollte ſolch Geflüſter
Uns wechſelnd überreden
Zu theilen unſre Kräfte.
Ich ſagte: Laß die Wurzeln
Feſt in dem Boden wurzeln,
Zu gründen unſer Holz.
Du ſagteſt: Treib die Säfte
Hinan zum Wipfel ſtolz.

Alsbald begann ein Brauſen,
Ein Kreiſen wurde munter
In Adern unſers Baums.
Du ſenkteſt ohne Grauſen
Dich in die Nacht hinunter,
Und fandſt den Weg ohn' Augen
Durch ehrne Felſenklammern
Zu kühler Waſſer Kammern
Voll eiſenſchwangern Schmaus.
Mich labte mit das Saugen
Des letzten Faſernſaums.

Ich aber ließ zum Gipfel
Empor die Keime ſchoſſen
In heitrer Füll' umlaubt.
So ſchlang ſich dicht der Wipfel
Aus Aeſten, Zweigen, Sproſſen;
Den Sternen, Mond und Sonne,
Den Lüften, Thau und Regen,
Streckt' ich die Arm' entgegen,
Und liebevoll das Haupt.
Du fühlteſt mit die Wonne,
Wie ich entzückt geglaubt.

Wir dachten froh: ſolch Walten
Der Eintracht ſoll uns ſchirmen,
Daß nie die Pflanz' erkrankt;
Es wird kein Blitz ſie ſpalten,
Sie ſinkt vor keinen Stürmen,
Und hören wir den Schatten
Von manchem Wand'rer loben,
So ſpricht ein Wehn von oben,
Das ſäuſelnd niederwankt:
Der Geiſter inn'gem Gatten
Wird ſolcher Wuchs verdankt.

O Bruder! wie verbündet
Wir ſchon ſo gut gerungen,

Daß nur der Neid es schilt;
Uns tiefer stets gegründet,
Uns höher stets geschwungen,
Uns weiter stets gebreitet,
Zwar mit getheilter Stärke,
Doch dienend Einem Werke:
Sagt es dir jenes Bild?
Ich habe mir's gedeutet,
Daß dieß auch ferner gilt.

Laß uns auf Fahrten denken,
Um Bahnen aufzuspüren
Im off'nen Ocean.
Du sollst das Steuer lenken,
Du sollst das Senkbley führen,
Und auf die Nadel blicken;
Ich will die Anker lichten,
Ich will die Segel richten;
Wenn Stürm' und Wolken nahn,
Seh' ich, was sie uns schicken,
Den flücht'gen Wimpeln an.

Wenn wir dann glücklich landen
An eines Eilands Küsten,
Dem laue Düft' entwehn,
Erspähn wir, was vorhanden

In seinen holden Wüsten.
Ich Blum' und Kraut der Fluren,
Und Wild und bunt Gefieder;
Du läßt zum Erze nieder
Die Wünschelruthe gehn,
Und kannst der Vorzeit Spuren
Im Steingepräge sehn.

Zur Heimath endlich eilend
Soll ruhig uns erfreuen
Jeglicher Müh' Ertrag.
Auch hier die Sorgen theilend,
Will ich die Saaten streuen,
Will Gärtner, Winzer werden,
Und gern der Reben warten;
Du thust indeß im harten
Gesteine manchen Schlag,
Und förderst aus der Erden
Edles Metall zu Tag.

Das gibst du meinen Händen,
So bild' ich künstlich Schalen
Und Trinkgefäße draus.
Wenn an des Hügels Wänden
Die Trauben purpurn strahlen,
Sollst du, sie überkommen.

Dir gährt der Most im Keller,
Und sprudelt er nun heller,
Dann bringst du ihn heraus.
Ihr Freunde, seyd willkommen
Zum festlich frohen Schmaus!

O Lust des edlen Schaffens!
O Wonne, nie zu schätzen,
Des freyen Geistvereins!
Statt des Zusammenraffens
Von todten, ird'schen Schätzen,
Die Gottheit zu erkunden
In Welten und Naturen,
Der Dinge Signaturen,
Wie alles ewig eins.
Dieß Thun zu allen Stunden
Sey deines so wie meins.

Inhalt
des erſten Theiles.

Seite

Zuſchrift. 3

Erſtes Buch.
Vermiſchte Gedichte.

Dichterſinn. Sonnett. 1788. 7
An einen Kunſtrichter. 8
An die Rhapſodin. 1788. 9
Abendlied für die Entfernte. 1789. . . . 10
Entſagung und Treue. 1789. 12
Der letzte Wunſch. 1790. 16
Wiederſehn. 1791. 18
Zueignung des Trauerſpieles Romeo und Julia. 1797. 20
Pygmalion. 1796. 22
Prometheus. 1797. 34
Die entführten Götter. 1797. 48
Lebens-Melodien. 1797. 51
Die Stunde vor dem Abſchiede. 1799. . . 56
Warnung. 1799. 57
Die Erfindung des Kuſſes. 1799. . . . 59
Niken und Heliodora. Idylle. 1799. . . . 64

Seite

Der Bund der Kirche mit den Künſten. Zu Anfange des Jahres 1800. 68

Triſtan. Erſter Geſang. Im Frühling 1800. . 79

Anmerkung. Bey dieſem Rittergedichte, deſſen weitlaufiger Entwurf unvollendet blieb, hatte ich hauptſachlich die Behandlung der Geſchichte durch unſere Minnelinger Gottfried von Straßburg, und deſſen Fortſetzer, Heinrich von Vriberk, vor Augen, welche wiederum aus dem Buche des Thomas von Bretagne geſchöpft haben. Da indeſſen ſchon nach ihrer Erzahlung Triſtan an den Hof des Artus kommt, und in dem ſpäteren Franzöſiſchen Roman »Lanzelot« als der Buſenfreund Triſtans vorgeſtellt wird, ſo glaubte ich einen Theil von den Abenteuern des letztern epiſodiſch einflechten zu konnen. Seit dem iſt mit Glück eine erneuernde Umgeſtaltung verſchiedener alter Dichtungen unternommen worden; vielleicht wird alſo auch die Mittheilung dieſes Bruchſtückes von einem früheren Verſuche nicht unwillkommen ſeyn.

Todtenopfer für Auguſta Bohmer. Im Sommer und Herbſte 1800.

1. Sinnesänderung. 110
2. Auf der Reiſe. 113
3. Der Geſundbrunnen. 114
4. Der erſte Beſuch am Grabe. . . . 115
5. Geliebte Spuren. 116
6. Das Schwanenlied. 117
7. Die himmliſche Mutter. 118
8. An Novalis. . . . . —
9. An denſelben. 1801. 122

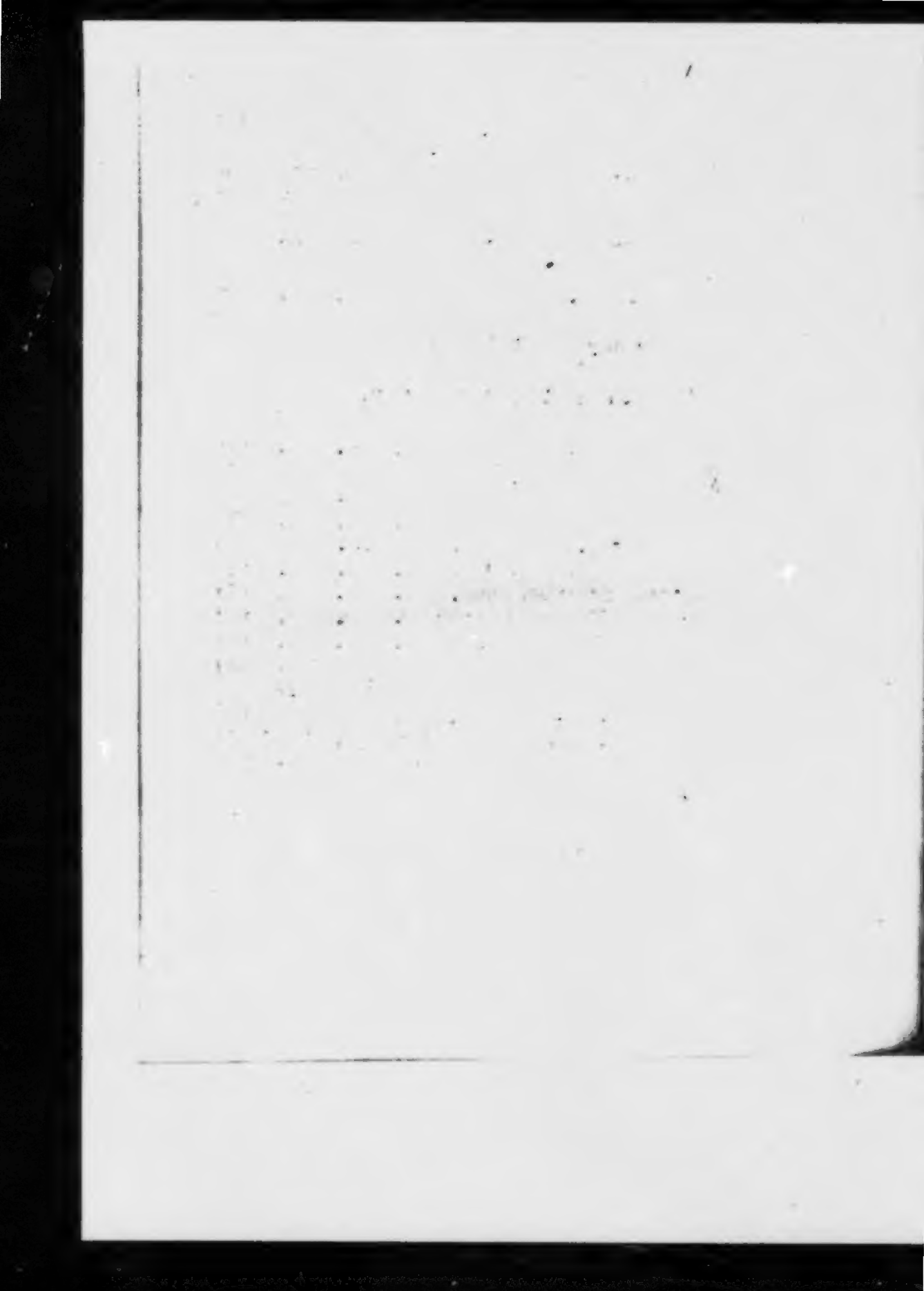
Seite

Die Sprache der Liebe. 1802.
Erste Weise. 123
Zweyte Weise. 125
An die südlichen Dichter, deren Lieder ich übersetzt hatte. 1803. Am Schlusse der Blumensträuße Italiänischer, Spanischer und Portugiesischer Poesie. 127

Zweytes Buch.

Lieder und Romanzen.

Sibylle. 1787. 131
Die neue Sehnsucht. 1788. 133
Die verfehlte Stunde. 1791. 135
Die Erhorung. Romanze. 1791. 137
Arion. Romanze. 1797. 139
Kampaspe. 1798. 148
Der heilige Lucas. Legende. 1798. . . . 152
Leonardo da Vinci. Romanze. 1799. . . . 158
Die Warnung. Romanze. 1801. 161
Fortunat. Romanze. 1801. 169
Das Feenkind. An die Schauspielerinn Friderike Bethmann. 1801. 176
An Friedrich Schlegel. Im Herbste 1802. . . 181



A. W. Schlegel's

poetiſche Werke.

Zweyter Theil.

Neueſte Auflage.

Wien 1815.

Bey V. Ph. Bauer.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

August Wilhelm Schlegel's

poetische Werke.

Zweyter Theil.

An Ida Brun.

Solch ein zephyrleichtes Leben,
Solcher Anmuth Gang und Schweben
Sah mein trunknes Auge nie.
Jede Welle der Bewegung
Zaubert hin in süße Regung,
Alles athmet Harmonie.

Wie du spendest deine Kränze,
Als die Muse froher Tänze,
Wie dein holdes Fest beginnt:
Säh' ich nicht der Wonne Zähren
Deiner Mutter Blick verklären,
Wähnt' ich dich ein Götterkind.

In der zarten Bildung Schleyer
Welcher Ton von Phöbus Leyer
Hat den hohen Geist gehaucht?
Wo, auf blüh'nder Flur geboren,
Haben weihend milde Horen
Dich in Morgenroth getaucht?

Was Pygmalion errungen,
Als der schöne Stein, bezwungen,
Ward beseelt auf seinen Ruf,
Kehrt sich um; denn fest gehalten
Seh' im Flug ich die Gestalten,
Die der Griechen Meißel schuf.

Nimm den Bogen und die Pfeile,
Und, Dianen gleich, enteile
Stolzen Muthes in den Hain.
Willst du mit der Aegis schrecken,
Mit dem Helm die Stirne decken,
Wirst du Jovis Tochter seyn.

Streue Rosen, sey Aurore;
Trag' das Körbchen, Kanephore,
Zu des Feuerzuges Pracht.
Gieß sie aus, die Opferschale;
Hülle nun dich ein, Vestale,
Die den ew'gen Herd bewacht.

Fliegen laß dein Haar, Bacchante;
Gürte dich, und Atalante
Siegst du im beschwingten Lauf.
Bald, allein ein Chor von Musen,

Schwellt den jungfräulichen Busen
Fülle der Begeist'rung auf.

Dich, Althäa, sah mit Schaudern
Ich, nach langem Kampf und Zaudern
Den verhängnißvollen Brand
Schleudern in die Todesgluthen,
Und verzweifelnd dann verbluten,
Auf dich selbst den Dolch gewandt.

Sag', welch Ahnden hat die Thaten
Wilder Rache dir verrathen,
Und der Seele tiefsten Schmerz?
Noch an deiner Jugend Schwelle
Sahst du schon der Leiden Welle
Stürmen durch ein menschlich Herz?

Nein, dir trübe nichts die Seele!
Sey, was Unglückseel'ge quäle,
Nur im Bilde dir bewußt!
Immer mögst du nur sie spielen
Jene Dolche, welche zielen
Nach der gramzerriss'nen Brust.

In des Tanzes Melodieen
Laß den ird'schen Druck entfliehen

Deinem ſchöpferiſchen Sinn.
Was die Götter dir gegeben,
Pfleg' im ſchuldlos heitern Leben,
Deines Glückes Bildnerinn.

In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh geſcholten,
Mutterſprache, ſo vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenen-Laut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach, wie ſo gerne!
Nur ein einzig Deutſches Wort.

Manches regt ſich mir im Innern,
Doch wie ſchaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir ſeine Gruft.

Einſam ſchweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauſchen fremd auf dieſer Flur.

Unverſtanden, unbeachtet,
Wie mein Deutſches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Buſen ſchmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

Auf der Richtſtätte der Jungfrau von Orleans zu Rouen.

Hier ſchlugen dir die Flammen
Hoch über'm Haupt zuſammen,
Du heil'ges Heldenweib!
Doch ihrer Lohe Qualmen
Durchwehten Himmelspalmen,
Kühlend den reinen Leib.

Kein Wahn war das Geſichte,
Das einſt in innerm Lichte
Dich machte glaubensſtark:
Wie 's dich zum Sieg erleſen,
Sollſt du im Tod geneſen
Edle Johanna d'Arc!

Mit göttlichem Erbarmen
Und liebend offnen Armen
Lehnt sich Maria hin,
Und Engelsflügel schlagen
Zu ihr empor zu tragen
Die holde Dulderinn.

O falscher Lohn der Erde!
Wer strebt, daß der ihm werde,
Wie triegt ihn seine Wahl!
Die Frankreich hat errettet,
Seht hier sie fest gekettet
Am schnöden Marterpfahl.

Zum Dank für hohe Thaten
Vom eignen Volk verrathen
Gespielt in Feindes Hand;
Beschuldigt und gerichtet
Nach dem, was Bosheit dichtet,
In Lügenkunst gewandt.

Dennoch die Magd unschuldig,
Blieb standhaft und geduldig,
Errothend nur der Schmach,
Wie sich von wüsten Rotten

Der Heiland ließ verſpotten,
Und bethend für ſie ſprach.

Dieß iſt der Arm, der muthig
Das Banner trug, doch blutig
Gefärbet nie das Schwert.
Dieß iſt die Bruſt, das Herze,
So ſchwellend unterm Erze
Nur keuſchen Trieb genährt.

Verflogen nun zu Aſchen,
Vom Fluß hinweg gewaſchen
Aus dieſem Sündenland;
Des hohen Geiſtes Spuren
Aus den erlöſ'ten Fluren
Vom Leichtſinn längſt verbannt.

Ein Dichter, nein, ein Schmäher
Der frommen Gottesſeher,
Verhohnt das reine Weib:
Die Glorie der Geſchichte
Dient euch im Schandgedichte
Zu eitlem Zeitvertreib.

Fühllos Geſchlecht, vermeſſen
In eitlem Selbſtvergeſſen

Und kalter Schwindeley!
Der Treue fremd, dem Rechte,
Bald Dränger und bald Knechte,
Doch niemahls mild' und frey!

Glaube.

Wohin flohst du, sel'ger Glaube,
Aus der Menschen Sinn und Muth?
Wurdest schnödem Spott zum Raube,
Ohne Ruhstatt irrt die Taube
Ob der großen Sündenfluth.

Du, o Glaub' an reine Liebe,
Die das Herz in Fülle nährt,
Die, wenn keine Jugend bliebe,
Keine Schönheit, inn'ge Triebe
Bis zum letzten Hauch gewährt!

Glaub' an eines Freundes Treue,
Welcher mit uns steht und fällt,
Welcher ohne Scheu und Reue,
Wie auch Leumund ihn bedräue,
Uns bekennt vor aller Welt!

Glaub' an die Gewalt der Ehre,
Alles Thuns Geleit und Hort,
Daß kein Schwur sich je verkehre,
Felsenfest die biedre Lehre
Immer steh': ein Mann, ein Wort!

Glaub' an unsers Volkes Weise,
An ein heimisch Vaterland,
Wo im schlichten, alten Kreise
Jeder still beharrt, und weise
Fremde Lüst' und Sitten bannt!

Glaub' an Kunde von den hohen
Thaten kühner, alter Zeit,
An die Würde der Heroen,
Deren Geist der Welt entflohen,
Deren Nahmen sie entweiht!

Glaub' an hehrer Freyheit Dauer,
Auf Gesetz erbaut und Recht,
Schirmend in der Bundesmauer
König, Ritter, Bürger, Bauer,
All' ein brüderlich Geschlecht!

Glaub' an milder Vorsicht Wache,
Wie es sey um uns bestellt;

Daß Er denk' an unſre Sache,
Dem kein Sperling fällt vom Dache,
Gleichwie Er das Ganze hält!

Glaub' an jenes Licht von oben,
Das ſo glorreich niederſtrahlt,
Und am Vorhang, blau gewoben
Vor dem Heiligſten da droben,
Ew'ger Wahrheit Bilder mahlt!

Glaub' an aller Liebe Bronnen,
Der die Gottheit ſelbſt ergoß,
In des Opfers Gluth zerronnen,
Welches, ſühnend, Friedenswonnen
Und der Weſen Heil erſchloß! —

Was die Händ' und Augen greifen,
Iſt ein trieglich eitles Gut.
Wie die klugen Sinn' auch ſchweifen,
Niemahls wird ein Segen reifen,
Strebet höher nicht der Muth.

Vor dem Glauben Berge ſchwanden,
Glaube macht die Schwachen ſtark.
Ja, aus Erd' und Todesbanden
Iſt der Gläub'ge ſchon erſtanden:
Glaub' iſt unſers Lebens Mark.

Komm denn, himmliſches Vertrauen,
Komm zurück in meine Bruſt!
Wolle linde mich bethauen,
Wie die winterlichen Auen
Linde Luft und Frühlingsluſt.

Scheuche du das trübe Zagen!
Was verſchuldet ich ſo ſchwer,
Daß ich nie mich ſoll entſchlagen
Der Gedanken und der Fragen,
Die ſich ſtreiten hin und her?

Zwar ich habe mit den Blinden
Falſcher Weisheit auch gefröhnt,
Doch geſucht den Weg zu finden
Aus des Irrthums Labyrinthen,
Und das Edle nie gehöhnt.

Kann Gehorſam dich erwerben,
Gibſt du dich der Einfalt kund:
Sieh in Demuth mich erſterben,
Sieh die Wehmuth mich entfärben.
Thu' mir auf der Geiſter Bund!

O wie hat mich oft erhoben,
Was du halb mir nur enthüllſt!

Laß mich deine Kraft erproben,
Jubeln will ich und Gott loben
Wenn du ganz die Seele füllst.

Ob dann soll der Boden schwanken,
Ob die Hölle scheinbar siegt,
Will als Reb' ich ohne Wanken
Auf am Lebensbaum mich ranken,
Welcher keinem Blitz erliegt.

Lob der Thränen.

Laue Lüfte,
Blumendüfte,
Alle Lenz- und Jugendluft;
Frischer Lippen
Küsse nippen,
Sanft gewiegt an zarter Brust;
Dann der Trauben
Nectar rauben;
Reihentanz und Spiel und Scherz:
Was die Sinnen
Nur gewinnen:
Ach! erfüllt es je das Herz?

Wenn die feuchten
Augen leuchten
Von der Wehmuth lindem Thau,
Dann entſiegelt,
Drin geſpiegelt,
Sich dem Blick die Himmelsau.
Wie erquicklich
Augenblicklich
Löſcht es jede wilde Gluth:
Wie vom Regen
Blumen pflegen,
Hebet ſich der matte Muth.

Nicht mit ſüßen
Waſſerflüſſen
Zwang Prometheus unſern Leim:
Nein, mit Thränen;
Drum im Sehnen
Und im Schmerz ſind wir daheim.
Bitter ſchwellen
Dieſe Quellen
Für den erdumfangnen Sinn,
Doch ſie drängen
Aus den Engen
In das Meer der Liebe hin.

Ew'ges Sehnen
Floß in Thränen,
Und umgab die ſtarre Welt,
Die in Armen
Sein Erbarmen
Immerdar umfluthend hält.
Soll dein Weſen
Denn geneſen
Von dem Erdenſtaube los,
Mußt im Weinen
Dich vereinen
Jener Waſſer heil'gem Schooß.

Ritterthum und Minne.

Romanze.

Ein Ritter, ganz in blankem Stahl,
Auf ſeinem hohen Roß,
Sprengt bey des Morgens erſtem Strahl
Herab vom Felſenſchloß.
Nach Abenteuern ſteht ſein Sinn,
Durch Wald, Gebirg' und Feld;
Denn bis zum heil'gen Lande hin
Iſt Muth der Herr der Welt.

Und wie er zog im Thal einher
Für sich so kühn und wild,
Da trat in seinen Weg ihm quer
Ein schönes Frauenbild.
Dem Pferde griff sie in den Zaum,
Und lächelnd so begann:
Gewahrt man Fleisch und Bein doch kaum;
Seyd ihr ein Eisenmann?

Das Eisen, spricht er, zartes Weib,
Ist ja des Mannes Kraft.
Es schirmt nicht starrend bloß den Leib,
Er fühlt's wie Mark und Saft.
Es zuckt, geschliffen und gespitzt,
Von selber nach dem Blut,
Und wo es durch die Lüfte blitzt,
Da zündet Kampfes Muth.

Drauf sie: Doch warum so in Eil'?
Fürwahr, es thut nicht Noth!
Den Strauß entscheidet kurze Weil'
Zum Sieg wohl oder Tod.
Die Sonne scheint den Panzer heiß:
Entledigt euch der Last,
Und pflegt am Oertchen, das ich weiß,
Im Schatten süßer Rast.

Der May gibt ſeinen Wonneſchein,
Der Blumen ſind genug.
Das Leben will gelebet ſeyn
Nicht ſo in Sturm und Flug.
Und habt ihr friedlich erſt geruht,
Und nicht gewehrt der Luſt,
Dann ſtrebt zur That mit friſcherm Muth
Die freudenſtolze Bruſt.

Wer kann aus ſo beredtem Mund
Der Ladung widerſtehn?
Er folgt ihr tiefer in den Grund,
Wo kühle Lüfte wehn.
Sie weilt an einer Quelle Rand,
Der Ritter ſteigt vom Roß,
Und löſet jedes ehrne Band,
So ſeinen Leib umſchloß.

Auf grünem Teppich, hoch umlaubt,
Der hier zum Sitze ſchwillt,
Hebt er den Helm von ſeinem Haupt,
Legt Panzer ab und Schild.
Dem Boden eingepflanzt den Speer,
Den Schild daran gelehnt,
Lauſcht er des Weibes holder Mähr',
Ohn' Arges, wie er wähnt.

Jedoch ihr Koſen ſchmeichelt kaum
Dem rauhen Sinn ſich ein,
So ſieht er, zweifelnd, wie im Traum,
Seltſame Zaubereyn.
Im Helmbuſch erſt ein Wehn ſich regt,
Ein Rauſchen ihn durchklingt,
Bis er die Flügel mächtig ſchlagt,
Und raſch empor ſich ſchwingt.

Nun wiegt der neugeſchaffne Falk
Sich in der Lüfte Blau,
Und ſpäht mit hellem Aug', ein Schalk,
Was irgend lockt, genau.
Doch, wie zum Buſch er niederſchießt,
O Wunder! ſo zerwallt
All ſein Gefieder, und entſprießt
In Vöglein mannigfalt.

Die bunten Sänger tönen gleich,
Verſteckt im Laub', ihr Lied,
Das klagend und doch wonnereich
Durch Blüthendüfte zieht.
Zu ſolcher Waldes-Melodie
Ziemt wohl ein friſcher Trank!
So ſagend, beut dem Ritter ſie
Den Becher, zierlich ſchlank.

Verwandelt hat ſich zum Pokal
Sein Helm, wie ſie's gewollt;
Des Weines geiſtig goldner Strahl
Blinkt in des Bechers Gold.
Nun griff ſie auch zur Laute hin,
Und hielt ſie vor die Bruſt,
Und ſpielt' aus zartem Frauenſinn,
Was Ahndung weckt und Luſt.

Sieh, Ritter, ſagte ſie und ſang,
Beſaitet und erfüllt
Den Harniſch dein von ſüßem Klang,
Der ſonſt dein Herz umhüllt.
Drum laß es beben bey dem Schall,
Von meiner Hand entlockt:
Das iſt der Triebe Wiederhall,
Die unterm Erz geſtockt.

Sieh! deine Lanze ſproßt und grünt
Zum Lorber, ſtolz belaubt,
An dem ſich nie kein Blitz erkühnt,
Kein Herbſt die Zierde raubt.
Zur Roſe ſieh dein Schwert erblüht,
So mildert ſich ſein Zorn;
Doch blutig noch ihr Purpur glüht,
Und Wunden ſticht ihr Dorn.

Du wandelſt alle meine Wehr',
So ſchalt der Ritter frey,
Als wär's in einer Zaubermähr',
In loſe Gaukeley.
Mir bleibt allein mein gutes Roß,
Ich ſchwinge mich im Flug
Zurück auf meiner Väter Schloß,
Und rüſte neu den Zug.

Dein Roß, erwiedert ſie, fürwahr!
Wird ſchwer zu fangen ſeyn;
Am Sattel wuchs ein Flügelpaar,
Vom Dienſt es zu befreyn.
Schon bäumt es ſich den Berg hinauf
Zum Gipfel ſonnenhell,
Ein Huf entſchlägt im raſchen Lauf
Dem Felſen einen Quell.

Der Ritter ſprach: Was mich geſchmückt,
Was klag' ich, daß es hin?
Haſt du mich doch mir ſelbſt entrückt:
Schon ſpür' ich andern Sinn.
Dein Blick, dein Lied hat mich berauſcht,
O wunderlieblich Weib!
Was ich verloren, ſey vertauſcht
Um deinen holden Leib.

Mit nichten, sprach sie sittiglich,
Erwirbst du mich zur Braut,
Wo du zu heil'gem Bunde dich
Nicht erst mir angetraut.
Hoch auf dem Berge, wo dein Roß
Sich muthig hin verirrt,
Da prangt ein rosig schimmernd Schloß,
Das uns zum Tempel wird.

Der Sonne König wohnet dort
In Freuden ewig jung;
Neun Jungfrau'n biethen immerfort
Ihm keusche Huldigung.
Sie feyern unsern Hochzeitreihn
Mit Spiel und mit Gesang:
Was sie voll sinn'ger Anmuth weihn,
Vor allem stets gelang.

Wohlan! so rief er, neu entflammt:
Das Bündniß däucht mir gut.
Ich heiße Bieder, abgestammt
Aus altem Deutschen Blut.
Zu buhlen weiß ich nicht um Gunst,
Auf Tod und Leben Freund,
Und schlage, sonder schlaue Kunst,
Mit gleicher Wehr den Feind.

Vom fernen Norden kam ich her',
Und war noch jung und wild:
Da hört' ich eine fromme Lehr',
Und sah ein göttlich Bild.
Dem Zeichen, das die Welt verehrt,
Schwur ich die Lehenspflicht;
Zum Kreuze bildet' ich mein Schwert,
Das ew'gen Sieg erficht.

Darum gehorch' ich heil'gem Recht
Nebst echter Ehre Brauch.
Nun aber nenne dein Geschlecht
Und deinen Nahmen auch.
Ob dein Gemüth wie meins bestellt,
Das sag' mir ohne Hehl;
Nur wo sich Gleich und Gleich gefellt,
Vermählt man Leib und Seel'.

Errothend schwieg die Schöne nun,
Und seufzt aus tiefer Brust,
Und zogerte, sich kund zu thun,
Wie innrer Reu' bewußt.
Wie du, so hag' ich fromme Brunst,
Frau Minne heißt man mich,
Doch andern Nahmen führt' ich sonst,
Als ich mir selbst nicht glich.

Nur Luſt und Reitz ſchien mir Gewinn,
Und inn'ger Trieb ein Spott,
Und ſo gefiel dem leichten Sinn
Der wüſte Kriegesgott.
Da fröhnte alle Welt im Joch
Als Liebesgöttinn mir.
Ach! ſterblich wie die Jugend doch
War meine Macht und Zier.

Allein ich ſah ein himmliſch Weib,
Ein Kindlein auf dem Arm;
Jungfräulich war ihr reiner Leib
Von Mutterliebe warm.
Verloren ganz, ſie anzuſchaun,
In demuthsvollem Schmerz,
Fühlt' ich die holde Milde thaun
In mein erneutes Herz.

Nun floh ich in die Wildniß wüſt,
Begehrend eigne Qual,
Bis bange Sehnſucht abgebüßt
Den Trug der erſten Wahl.
Da hört' ich deiner Thaten Ruf
Und deiner Biederkeit,
Die ſtille Neigung in mir ſchuf,
Wie Sitte ſie verleiht.

Der Ritter ſann den Worten nach,
Und ſtaunte, tief entzückt,
Da wurde neuer Jubel wach,
Und neu der May geſchmückt.
Es öffnet ſich das hohe Thor
Vom ſonnigen Pallaſt,
Und die neun Mägdlein gehn hervor,
Zu grüßen ihren Gaſt.

Sie tanzen um der Lieben Paar
Im bunt verſchlungnen Reihn,
Und aus den Kehlen ſüß und klar
Haucht Leben und Gedeihn.
»O wohl des Helden edlem Leib,
Der treu und ſittig minnt!
O wohl dir auch, du weiblich Weib,
Die ſolche Huld gewinnt!«

Auf der Reise.

Im Frühlinge 1807.

Flaches Land und flache Seelen,
Die der Erde schöne Zier
Und den Himmel mir verhehlen,
Bleibet endlich hinter mir!
Mir beklemmte Brust und Odem
Dieser freudenlose Boden.

Fernher blinkt der Alpen Kette,
Schon erathm' ich Schweizer Luft.
Sey gegrüßt im Felsenbette,
Rhodan, Sohn der dunklen Kluft!
Du auch kommst ja hergezogen,
Wie ein Gast, mit freyen Wogen.

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen
Stärkten sie den Deutschen Sinn.
Lang' ein umgetriebner Wand'rer,
Wurd' ich niemahls doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß!
Euch geweiht iſt all mein Schmerz.
Was euch trifft, iſt mein Verhängniß;
Fallt ihr, ſo begehrt mein Herz,
Daß nur bald ſich mein Gebeine
Vaterländ'ſchem Staub vereine.

Tells Capelle bey Küßnacht.

Sieh dieſe heil'ge Wald-Capell'!
Sie iſt geweiht an ſelber Stell',
Wo Geßlers Hochmuth Tell erſchoß,
Und edle Schweizer Freyheit ſproß.

Hubertus habe Dank und Lohn,
Des wackern Waidwerks Schutzpatron!
Tell klomm, ein raſcher Jägersmann,
Die Schlüft' hinab und Alpen an.

Den Steinbock hat er oft gefällt,
Der Gemſ' in Wolken nachgeſtellt.
Er ſcheute nicht den Wolf und Bär,
Mit ſeiner guten Armbruſt Wehr.

Da rief ihn Gott zu höherm Werk,
Und gab ihm Muth und Heldenstark':
Vollbringen sollt' er das Gericht,
Das Geßlern Todes schuldig spricht.

Hier in dem Hohlweg kam zu Roß
Der Landvogt mit der Knechte Troß.
Tell lauschet still, und zielt so wohl,
Daß ihn sein Volk noch preisen soll.

Die Senne schnellt, es saust der Pfeil,
Des Himmels Blitzen gleich an Eil';
Es spaltet recht der scharfe Bolz
Des Geßlers Herz so frech und stolz.

Gepriesen sey der wackre Schütz,
Er ist für manches Raubthier nütz;
Sein Aug' ist hell, sein Sinn ist frey,
Feind aller Schmach und Drängerey.

Sein bestes Ziel ist ein Tyrann,
In aller Menschen Acht und Bann.
Kein Forstrecht, kein Gehäge gilt
Zu Gunsten solchem argen Wild.

Drum ehrt die heil'ge Wald-Capell',
Allhier geweiht an selber Stell',
Wo Geßlers Hochmuth Tell erschoß,
Und edle Schweizer Freyheit sproß.

Traute Nachtmuſik.

Linde löſ't der Harfe Klimpern
Die geſunknen Augenwimpern.

Mit dem Liebchen in die Wette
Hatt' ich alle Luſt errungen,
Und vom trauten Arm umſchlungen
Ruht' ich aus an weicher Stätte.
Da entwich ſie ſchlau dem Bette,
Wollte mir die müden Wimpern
Löſen mit der Harfe Klimpern.

Halb ſchon iſt die Nacht entronnen,
Und ſie will mich, ach! verjagen;
Denn verräth'riſch möcht' es tagen.

Süße Töne, ſchlimm erſonnen!
Weckt mich auf zu neuen Wonnen,
Oder thaut mit leiſem Klimpern
Liebesträum' auf meine Wimpern.

Wie ſie deine Knie umſchloſſen,
Zarte Finger ſie durchirren,
Muß die Harfe Sehnſucht girren.
Mildre denn, was du beſchloſſen!
Manche Huld blieb ungenoſſen,
Schmachtend heben ſich die Wimpern:
Koſe wieder, laß dein Klimpern!

Die gefangenen Sänger.

Hörst du von den Nachtigallen
Die Gebüsche wiederhallen?
Sieh, es kam der holde May.
Jedes buhlt um seine Traute,
Schmelzend sagen alle Laute,
Welche Wonn' im Lieben sey.

Andre, die im Käfig leben,
Hinter ihren Gitterstäben,
Hören draußen den Gesang;
Möchten in die Freyheit eilen,
Frühlingsluft und Liebe theilen:
Ach! da hemmt sie enger Zwang.

Und es drängt sich in die Kehle
Aus der gramzerriss'nen Seele
Schmetternd ihres Lieds Gewalt,
Wo es, statt im Wehn der Haine
Mitzuwallen, von der Steine
Hartem Bau zurücke prallt.

So, im Erdenthal gefangen,
Hört des Menschen Geist mit Bangen
Hoher Brüder Harmonie,
Strebt umsonst zu Himmelsheitern
Dieses Daseyn zu erweitern,
Und das nennt er Poesie.

Aber scheint er ihre Rhythmen
Jubel-Hymnen auch zu widmen,
Wie aus lebenstrunkner Brust:
Dennoch fühlen's zarte Herzen,
Aus der Wurzel tiefer Schmerzen
Stammt die Blüthe seiner Lust.

Drittes Buch.

Sonnette.

Geistliche Gemählde.

I.

Ave Maria.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geschmeide,
Im Abendschatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß sie Gott zur Braut erkor,
Doch stilles Sinnen ist ihr Seelenweide.
Da sieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in seiner Hand, hervor.
Voll süßen Schauers bebet sie empor;
Denn seine Stirn ist Morgenroth der Freude.
Gegrüßt, Maria! tönt sein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund,
Wie Kraft von oben her sie soll umwallen.
Und sie, die Arm' auf ihre Brust gelegt,
Wo sich's geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geschehe nach des Herrn Gefallen.

II.

Christi Geburt.

Mein süßes Kindlein, wüßt' ich dein zu pflegen:
Ich bin noch matt, doch ruh' am Busen warm;
Die Nacht ist dunkel, klein die Hütt' und arm:
Sie mußten dich in diese Krippe legen.
So sprach Maria; draußen rief's dagegen:
Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hierher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebornen Segen.
Das Dach empfängt sie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entstrahlt des Heilands kleinem Angesicht.
Sie stehn, sie schaun, sie jubeln, preisen, beten,
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

III.

Die heiligen drey Könige.

Aus fernen Landen kommen wir gezogen;
Nach Weisheit strebten wir seit langen Jahren,
Doch wandern wir in unsern Silberhaaren.
Ein schöner Stern ist vor uns hergeflogen.
Nun steht er winkend still am Himmelsbogen:
Den Fürsten Juda's muß dieß Haus bewahren.
Was hast du, kleines Bethlehem, erfahren?
Dir ist der Herr vor allen hoch gewogen.
Holdselig Kind, laß auf den Knie'n dich grüßen!
Womit die Sonne unsre Heimath segnet,
Das bringen wir, obschon geringe Gaben.
Gold, Weihrauch, Myrrhen liegen dir zu Füßen;
Die Weisheit ist uns sichtbarlich begegnet,
Willst du uns nur mit Einem Blicke laben.

IV.

Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neu gestaltet,
Gebenedeyte! hast du ihr gegeben.
Du darfst dein Aug' als Anvermählte heben
Zum Vater Aller, der im Himmel waltet.
Ein guter Greis, deß Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das spielend sich auf deinem Schooß entfaltet.
Mehr Lieb', als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genossen feurige Geberde,
Dem Jesus zarte Händ' entgegen breitet.
Der braungelockte Knabe scheint zu fragen:
Was thu' ich, das ich deiner würdig werde?
Gern sterb' ich, wenn ich dir den Weg bereitet.

V.

Johannes in der Wüste.

Ein ſtarker Jüngling, kühn zur That und ſchnell,
Entreißt Johannes ſich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte ſich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.
Einfältig wird ſein Sinn, ſein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und ſein Geſchlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in ſich der Gottheit Lebensquell.
Er ſitzt am Felſen, deſſen Born ihn tränket,
Da ſteigt vor ſeiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit ſel'gem Staunen überdenket.
Es iſt des Menſchen Sohn, ſo groß als mild.
Der ernſte Seher hält ſein Haupt geſenket:
Ach, gegen dich, wie bin ich ſtreng und wild!

VI.

Magdalena.

In unbewahrter Jugend frischer Blüthe
Riß Magdalenen ihre Schönheit hin;
Den edlen Geist berückt' ein weicher Sinn,
Daß sie in ungeweihten Flammen glühte.
Sie hört den Heiland, und die ernste Güte,
Die aus ihm spricht, wird ihres Heils Beginn.
Zu seinen Füßen sinkt die Sünderinn,
Mit tiefzerriss'nem, schmachtendem Gemüthe.
Entblößt vom Schmucke, liebt sie nun, allein,
Den Arm gelehnt an blaß geweinte Wangen,
Betrachtungen der Buße nachzuhangen.
Ja, fromme Huldinn! flieh in Wüsteneyn,
Verbirg der Welt den Anblick deiner Schmerzen;
Denn sonst bethört noch deine Reu' die Herzen.

VII.

Mater dolorosa.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat ſein geweihtes Opfer ſchon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Chriſt am Kreuz die Arme ausgebreitet.
Er ſieht voll Huld, die ihn hinaus begleitet,
Der Treuen Schar in nahmenloſem Bangen:
Sie ſchau'n auf ihn mit ſchmerzlichem Verlangen,
Was noch ſein Wink für Tröſtung ihnen deutet.
Der Mutter Antlitz blaßt in Todesſchauer,
Die thränenloſen Augen ſind verglommen,
Ihr ſtummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.
Kein ſterblich Weib erfuhr ſo tiefe Trauer.
Das prophezeyt' ihr einſt das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen.

VIII.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Wie iſt mir? Wonne blitzt von Gottes Throne,
Und hat mit ſüßen Banden mich umſchlungen.
Mein Sehnen iſt die Himmel durchgedrungen:
Ich ſeh' den Vater bey dem theuren Sohne.
Hinan! hinan! auf daß ich bey euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht empor geſchwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft, und einſt empfaht die Krone.
Und wie ſie ſo auf Wolk' und Duft entſchwindet,
Umlächeln ſie des Himmels jüngſte Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.
Im Lichte wird ein neues Licht entzündet,
So ſtrahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun liebend an der Liebe Bronnen.

IX.

Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.

Dir neigen Engel sich in tiefer Feyer,
Und Heil'ge bethen, wo dein Fußtritt wallt:
Glorreiche Himmelskönigin! dir hallt,
Die Gott besaitet hat, der Sphären Leyer.
Dein Geist blickt sichtbar göttlich durch den Schleyer
Der unverwelklich blühenden Gestalt;
Du trägst ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreyer.
O Jungfrau! Tochter deß, den du gehägt!
Dein Schooß ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo selbst ihr Bild die Gottheit ausgeprägt.
Dein Leben hat das Leben neu beseelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Ist unauflöslich uns durch dich vermählet.

X.

Die Opferung Isaaks.

Der schöne Jüngling kniet auf dem Altare,
Nackt, blaß, gebeugt, die Arme auf dem Rücken,
Ein banges Weh in den erhobnen Blicken,
Als ob schon Tod mit Todesfurcht sich paare.
Der Vater steht, kraftvoll in kreisem Haare,
Geschürzt mit Glauben, sich in Gott zu schicken;
Den fest ergriffnen Stahl, er will ihn zücken,
Und morden allen Trost verwais'ter Jahre.
Doch, wie er seine Stirn nach droben wendet,
Als sprächʼ er: du befahlst es, Hort und Rather!
Rauscht ihm der Flügel eines Himmelsbothen.
Mit deinem Wollen ist die That vollendet.
Allein behielt sich's vor der ew'ge Vater,
Den Sohn zu opfern für die ewig Todten.

XI.

Der heilige Sebastian.

Sebastian, Römischen Geblüts ein Krieger,
Schwur zu den Fahnen, die unsterblich lohnen.
Den Märterern wies er die lichten Kronen,
Und mancher ward, von ihm ermuthigt, Sieger.
Der Imperator hört's ergrimmt. Betrieger!
So willst du mir und unsern Göttern lohnen?
Ergreift ihn augenblicklich, Centurionen!
Als Wurfziel seiner eignen Schar erlieg' er.
Vom Pferd gerissen, aller Waffenzierde
Entkleidet, sieht er still dem Kampf entgegen,
An einen Baum mit Banden fest geschlungen.
Die Köcher leert nun grausame Begierde:
Doch so viel Pfeile kann die Brust nicht hägen,
Als von des Heilands Liebe sie durchdrungen.

Die Italiäniſchen Dichter.

I.

Dante.

Weß iſt das Lied, das mit geweihten Zungen
Des Weltalls Höhn und Tiefen ernſt verkündet;
Erſt langſam durch des Abgrunds Nacht ſich windet,
Der Prüfung Gipfel kühner ſchon errungen;
Dann, neu gekräftigt, himmelan gedrungen,
Daß Religion und Poeſie verbündet
Noch nie ſo Cherubinen gleich entzündet,
Sich mit den Sphären ſchwungen und erklungen?
Zugleich der Tempel und des Baues Meiſter,
Schuf dieß lebend'ge Grabmahl ſeiner Liebe,
Die er, beſeligt, Beatrice nannte,
Verbannt hier, Bürger nur im Reich der Geiſter,
Wo in der Gottheit Schaun die Kraft dem Triebe
Nicht mehr erliegen muß, der große Dante.

II.

Petrarca.

Ein wechselnd Glühn, ein unauflöslich Sehnen,
In Labyrinthen ein bezaubert Irren,
Wo Seligkeit und Pein sich süß verwirren,
Ein waches Träumen, ein wahrhaftes Wähnen,
Läßt dein Gesang, Petrarca, bald im thränen-
Bethauten Hain die zarten Wünsche girren;
Aus Einsamkeit, wo Nachtgevögel schwirren,
Sich bald die tiefen Klageläute dehnen.
In Frühlingslüften, die vorüber ziehen,
Fühlst du, im Lorberbaum erblickst du Lauren;
Sie nennt dein Mund, wie schüchtern er auch schweige.
Und deine heil'ge Daphne liebt im Fliehen:
Ach, schon verwandelt, beut mit sanftem Trauren
Sie dir zum Kranz die ewig grünen Zweige.

III.

Boccaccio.

So wie der kluge Gärtner saubre Gänge
Um zierlich eingefaßte Beete ziehet,
Allein nicht hemmt, nur pflegt, was drinnen blühet,
Daß sich die Kraft der Pflanzen üppig dränge:
So ist Boccaccio, der Geschichten Menge,
Als Blumenflor zu ordnen, wohl bemühet;
Rings schmücken, wie ein goldner Rahmen glühet,
Sie heitre Reden, Landlust, Spiel, Gesänge.
Betäubt des Gartens Duft die zarte Jugend,
Verdammt die Spröde, wo sie gern erröthet,
Und lernen neue Tücken selbst die Schlauen:
So wirft sich, glaubensvoll an ihre Tugend
Und Sittsamkeit, die nicht ein Hauch ertödtet,
Der Dichter in den Schutz der edlen Frauen.

IV.

Arioſto.

Mit Bradamante's Muth und Reiz und Feuer,
Auf ſchlankem Roß, das ſie behende zügelt,
Vom bunten Helmbuſch ihre Stirn beflügelt,
Zieht Arioſto's Muſ' auf Abenteuer.
Sie ſiegt, und fliegt von dannen, keinem treuer;
Der ebne Grund iſt ihr zu eng umhügelt,
Im Luft-Revier an ihrem Schild geſpiegelt
Erſcheint die Welt ein ſchönes Ungeheuer.
Viel Wunder zwar natürlich drin geſchehen:
Geſchicktes Wagen gilt bey Lieb' und Waffen;
Tappt Roland zu, ſo pflückt Medor verſtohlen.
Die Schalkheit iſt die mächtigſte der Feen,
Sie läßt die Fantaſie nur toll ſich gaffen,
Um aus dem Mond ihr den Verſtand zu hohlen.

V.

Torquato Taſſo.

Mit den Trompeten und des Kriegs Getöſen
Heißt Taſſo ſeine keuſche Stimm' erſchallen,
Nicht bloß am Kampf ein ritterlich Gefallen,
Nein, heil'gen Muth in das Gemüth zu flößen.
Jeruſalem, die Gottesſtadt, zu löſen,
Sieht man das Kreuz voran den Scharen wallen;
Clorinda's Arm, Armida's Reitze fallen,
Ismeno's Zauber, und die Macht des Böſen.
Befreyt iſt nun der Andacht jene Stätte,
Wo ſeiner Leiden Wunder Chriſtus übte,
Des Todes Leben, des Verderbens Tilger.
Entwaffnet knie'n die Helden im Gebethe;
Glorreich vollbracht haſt du dein groß Gelübde:
So ruh' von deiner Fahrt nun, frommer Pilger.

VI.

Guarini.

Der Hoffnung Grün, die Blüthe süßer Stunden,
Der Unschuld Lilie und der Schönheit Rose,
Dann, wie Cypressen, dunkler Schickung Loose,
Hast du, Guarini, zart zum Kranz gewunden.
Schon sind im Tod die Liebenden verbunden,
Da finden sie der Wonne sich im Schooße,
Da löst sich auf in flisterndes Gekose
Das Weh der Dornen, die ihr Herz verwunden.
Treu leitet Anmuth deinen treuen Hirten;
Ihm, wenn er lehrt die Wissenschaft der Küsse,
Glühn Wangen, zittern Lippen, wallen Busen.
Ein neu Arkadien schatten frische Myrten:
Der Liebe huld'gen Wald, Thal, Berge, Flüsse,
Und tauchend folgt Alpheus Arethusen.

Meine Wahl.

Geschäft und Sorge wohnt am dürren Strande
Und kann dem engen Kreislauf nicht entgehen;
Doch Fantasie lockt über ferne Seen
An sel'ge Inseln, wunderbare Lande.
Wie freudig los' ich meines Schiffleins Bande,
Was Ahndung spielet, nah' enthüllt zu sehen!
Die Geister ungeborner Lieder wehen
Durch meiner Segel schwellende Gewande.
Verbrüderte Gefährten seh' ich schweben:
Was schreckte wohl, daß ich dahinten bliebe?
Es leuchten milde Sterne, droht kein Wetter.
So leit', o süße Poesie! mein Leben;
Du Jugend in der Jugend, Lieb' in Liebe,
Natur in der Natur, Gottheit der Götter!

Sinnbilder.

Ein frühes Veilchen, tief verſteckt in Mooſen,
Erblickt' ich; doch als Sommerlüfte gingen,
Wuchs es zum Strauch, den Dornen ſtarr umfingen;
Dann wurden alle dieſe Dornen Roſen.
Aus ihnen hört' ich Liederſtimmen koſen,
Und ſah empor ſich Nachtigallen ſchwingen;
Und ich erkannt' in dieſen Wunderdingen
Der Liebe liebliche Metamorphoſen.
Hab' ich in ſtiller Schüchternheit vergöttert,
Litt ich der Zweifel ſtechendes Gewühle,
Eh' ſich Erwied'rung wollt' entgegen neigen:
So ſey mir nie der Roſen Füll' entblättert,
Es bleib' ihr Kelch die Wohnung der Gefühle,
Die ſingend zwiſchen Erd' und Himmel ſteigen.

Die furchtbare Nähe.

Es zogen Heere, donnerten Geſchütze
Fern ab, die ſtarke Feſte zu beſtürmen,
Daß ſich ihr Strom mit Leichen mußte thürmen;
Die Sommernacht erhellten Kriegesblitze.
Da wußt', im engen Thal, auf ſchatt'gem Sitze,
Vor allen andern als der Freude Stürmen
Mich und die liebſte Liebe zu beſchirmen,
Vereinigt wie die Reb' und ihre Stütze.
Dieß deutet frohe Zukunft unſerm Bunde.
Wie ſollt' er nicht, von freundlichen Geſtirnen
Selbſt im Gewitter angelacht, beſtehen?
Doch donnert, uns auch, der Verheerung Stunde.
So laß uns, achtlos um der Götter Zürnen,
Im Schooß der Liebe ſelig untergehen.

An Flemming.

Der Lorber, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemahls deinen Haaren;
Der du durch Schiffbruch, Wüsteney'n, Barbaren,
Fast bis zum Bett der Sonne hingedrungen.
Du ließest, wo kein Deutscher Laut erklungen,
Die Fremdlings-Poesie sich offenbaren.
Der Länder mehr, als Alexanders Scharen,
Hat dein Gesang verherrlichend bezwungen.
Du warst der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutschland, Friede wünschend, aus der Wolgen
Auf Caspiens Fluth gesendet zu den Persen.
Doch, als auf dich der Heimath Musen schauten,
Und du zurück kamst, ihnen rasch zu folgen,
Da stach der Tod dich neidisch in die Fersen.

Auf denſelben.

Dem frühen Schickſal iſt ſein Raub entronnen;
Denn Flemmings Lieder werden ewig leben,
Wie kühn ſie auch der Kunſt Geleiſ' entſchweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingeſponnen.
Es drängt ſich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das inn're Streben:
Aufbrauſend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.
Das Vaterland, die Drangſal wüſter Zeiten,
Der Freunde Freundſchaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten,
Beſingt er wechſelnd mit gleich regem Triebe;
Ob ſeine Worte Orients Glanz verbreiten:
Ihr Sinn nach Deutſcher Art gediegen bliebe.

Zum Andenken.

Du nahteſt nur, uns wieder zu verlaſſen,
Dein raſcher Weg hat dich vorbey getragen!
Von deiner Gegenwart beglückten Tagen
Sah ich zu bald den heitern Strahl erblaſſen.
Dieß kleine Blatt, das du zurück gelaſſen,
Es ſoll dir meine Wünſche, meine Klagen,
Dein Bild in mir, dein Angedenken ſagen:
Wie könnt' es ſo viel große Dinge faſſen?
Drum dieß nur: wird's in deiner Nähe wohnen,
Wird manchmahl ſeinen Sinn dein Blick entſiegeln,
So neid' ich ihm ſein glückliches Gelingen.
O, möcht' ein Täubchen dir es überbringen,
Und nähmeſt du's ihm ſchmeichelnd von den Flügeln,
Und möcht' ein Kuß die kleine Bothinn lohnen!

Gemählde.

I.

Cleopatra von Guido Reni.

Wie schlank ihr Leib im Schlummer hingegossen
Auf Flaum sich wiegt, von keiner Hüll' umfangen!
So goldnes Haar ist auf so schöne Wangen,
So zarten Hals, noch nie herab geflossen.
Doch Todesnacht hat schon ihr Aug' umschlossen,
Den Lippen ist der kühne Geist entgangen;
Sie selber gab den Stichen wilder Schlangen
Die Lilienblüthen, die am Busen sprossen.
Oft hat ja Liebe Götter umgestaltet:
O Heldinn, hätt' auch dich ein Gott berücket,
Beneidend deinen Reitz dem Land der Todten!
Hielt jener nicht, der mit dem Donner waltet,
Als Schlang' Olympien brünstiglich umstricket?
Du hättest ihm der Freuden mehr gebothen.

II.

Leda von Michel Angelo.

Der Vogel Zeus, der Träger mächt'ger Blitze,
Als ihn sein Fürst zum Raub auf Ida sandte,
Hielt er den Knaben, der sich zagend wandte,
Behuthsam, daß ihn nicht die Klaue ritze.
Doch über Reitz und Anmuth rollt' in Hitze
Sein Auge hin; auch keinen Kuß entwandte
Der Schnabel, der nur blut'ge Thaten kannte:
So trug er rasch ihn zum Olymp'schen Sitze.
Du aber, holder Schwan, du weißt die Gaben
Der Lieb' in hoher Schönheit Schooß zu pflücken,
Du willst nicht im Gesang, im Kusse sterben.
Nicht sterben, nein, nur lebend dich begraben
Im Wollusttaumel, und durch dieß Entzücken
Unsterblichkeit, wenn sie nicht dein, erwerben.

III.

Jo von Correggio.

Verhüllend will sich Nebel um sie legen,
Doch bleibt vom Nacken nieder zu den Sohlen
Der zarte Bau der Glieder unverhohlen,
Und Schön'res noch erräth der Blick verwegen.
Entzücken scheint sich durch sie hin zu regen,
Und, vor Entzücken, tiefres Athemhohlen.
Und, seh' ich recht? es kommt ein Mund verstohlen
Dem Rosenantlitz aus dem Duft entgegen.
Dein Loos, Ixion, hat sich hier verkehret:
Du wolltest kühn der Göttinn Leib umfangen,
Und eine Wolke blieb in deinen Armen.
Doch Jo's Reitz hat andern Trug gelehret,
Daß eine Wolk' in liebendem Verlangen,
Und in der Wolk' ein Gott sie muß umarmen.

Salmacis.

Hermes und Aphroditens spröden Knaben
Hält Salmacis in Liebeswuth umschlungen,
Bis sie den Leib, eh' als den Sinn, durchdrungen,
Und in dem Gegenstand den Wunsch begraben.
Denn die Natur, die sie beleidigt haben,
Sie, die als Jüngling kühn um Lust gerungen,
Er, mädchenhaft in scheuen Weigerungen,
Vereinigt sie, und straft durch ihre Gaben.
Von Mann und Weib ein holdes Zwitterwesen,
Mußt du, Hermaphrodit, in Fülle schmachten,
Fühllos für Reize, die dich doppelt zieren.
Unglücklich bist du, Salmacis, genesen,
Da du erlangt hast der Verliebten Trachten,
Sich ganz in dem Umarmten zu verlieren.

Narcissus.

O Nymphe! sprach Narcissus zu der Quelle,
Du Spiegel! Bett des fern und nahen Lieben!
Du Tafel, wo sich Schönheit eingeschrieben,
Und meiner Wünsch' unüberstiegne Schwelle!
Nicht thöricht mehr umarmend deine Welle,
Will ich die zarte Mahlerey dir trüben.
Laß mich in mich sie fassen, bey dir drüben,
Indem ich weinend dich gelinde schwelle.
Doch, wenn ich nun mich ganz in dich ergossen:
Wer weiß, ob ich dieß Bild in mir nicht misse,
Und wieder mich aus mir hinweg muß sehnen?
Er sagt' es, und sein Leben war entflossen,
Doch neigt, nicht mehr Narcissus, die Narcisse
Den schwanken Stiel noch stets zum Bach der Thränen.

Gesang und Kuß.

Wenn fremde Blicke wachsam uns umgeben,
Und unsre tiefe Sehnsucht, ungestillt,
Sich in der Heiterkeit Geberde hüllt,
Und leise kaum den Busen wagt zu heben:
Dann ist nur Eins, o mein geliebtes Leben!
Was mein Gemüth mit Wonn' und Ahndung füllt:
Die Melodie, so deinem Mund entquillt,
Der seelenvollen Töne sanftes Schweben.
Wie Lebensodem fühl' ich den Gesang
Auf diesen Lippen, die vergebens glühen;
Zum Kusse wird mir jeder zarte Klang.
Und nenne dieß nicht eitle Fantasieen.
Vernehm' ich nicht im schweigenden Umfang
Auch deines Herzens schöne Harmonieen?

An Doris.

Wenn gern die Zitther deiner Finger Schlägen
Gehorcht, und Lieder deinem Mund' entgleiten,
Scheint Wohllaut so mit Schönheit wettzustreiten,
Daß ich nicht weiß, was mächt'ger kann bewegen.
Blind, wie das Recht, müßt' ich die Stimme wägen,
Auf daß die Augen nicht das Ohr mißleiten.
Doch deine Töne locken schon vom weiten
Des Hörers Blicke deinem Blick entgegen.
Beglücktes Holz, das dir im Arme weilend,
Von dir berührt, von deinem Reitz beseelet,
Beredt erwiedernd, Laut mit Laut vermählet!
Doch glücklicher, wer, dem Gesang voreilend,
Den Hauch all dieser lieblichen Accente
Auf deinen Rosenlippen suchen könnte!

Auf die Arme der Geliebten.

Wie reiche Schöne ward euch schönen Armen!
Nur müßt ihr euch mit anmuthvollem Regen
Nicht bloß zur Rede, selbst beredt, bewegen:
Die Arme sind gemacht, um zu umarmen.
Verbannt aus eurem Reich, muß ich verarmen;
Doch, wollt ihr mich in enge Bande legen,
So löst ihr mich: wer könnte Harm wohl hägen,
Gehägt in Armen, die von Lieb' erwarmen?
So zart gerundet von den Schultern nieder
Ihr Grübchen spielet an den Ellenbogen,
Dann, lind geschweift, euch zu der Hand verenget,
Seyd ihr doch mächtig wie des Atlas Glieder:
Ihn hat des Himmels Bürde tief gebogen,
Den ihr so leicht in eure Mitte dränget.

Die Flucht der Stunden.

O daß ihr stille stündet, sel'ge Stunden!
Weil ihr verdient zu weilen, müßt ihr eilen,
Was euch vervielfacht, scheint euch zu zertheilen:
Endlos Entzücken macht euch zu Secunden.
»Was klagst du? Wie gefunden so verschwunden.
Befiedert trugen wir mit Amors Pfeilen
Die Lust herbey, und süße Gunst, zu heilen
Die Wunden, die dein Herz kaum überwunden.«
So seyd denn, Stunden, meiner Wonne Musen!
Lehrt mich, von eurem Flug nicht fortgerissen,
Ruhig die holde Gegenwart zu saugen.
»Lausch' dem Secundenschlag am schönsten Busen,
Und zähle jeden Odemzug nach Küssen;
Ein Augenblick blitzt manchen Blick der Augen.«

Shakespeare's Sonnette und übrigen Jugendgedichte.

Wer Freundschaft für den Schönen konnte fühlen,
Die, gleich der Lieb', in Sehnsucht oft erblaßte;
Wer je den Haß geliebt, und Liebe haßte,
Wählt' Untreu' buhlend ihn zu ihren Zielen:
Der finde hier sein Bild, und sanft entlaste
Der Worte Scherz den Ernst in den Gefühlen;
Gern schau' er dich in zarter Lieder Spielen,
Deß Schauspiel groß der Welt Schauspiel umfaßte.
Süß Klagen ist der Laut und Odem Aller,
Sie weinen Perlen um Adonis Jugend,
Lucretia's Huld, die Tod und Raub verbittert.
Hier bist du nur ein Stab verliebter Waller,
Noch nicht der Speer, deß wunderbare Tugend
Verwundend heilt, wenn er die Bühn' erschüttert.

Cervantes.

I.

Sein Leben.

Caſtiliſchen Geſchlechts; von feinen Sitten;
Treu der Religion und treu der Ehre;
Gelehrter, dann Soldat, hab' ich im Heere
Don Juans bey Lepanto mitgeſtritten;
Den Arm verloren; Sclaverey erlitten;
Zum Fliehen ſchlau, frey bey des Druckes Schwere;
Erlöſ't; bemüht dann, daß mein Ruhm ſich mehre;
So ſtarb ich arm in der Bewundrer Mitten.
Die Welt war mir ein Spiel; mein Alter Jugend;
Ich mahlte, was ich kannt', und kannte Vieles,
Und die Erfindung ſtand mir zu Gebothe.
Von ſüßer Liebe reimt' ich, doch voll Tugend;
Erſchuf Novellen, Galatee, Perſiles,
Und den ſinnreichen Ritter Don Quixote.

II.

Galatea.

Wie blauer Himmel glänzt auf Thales Grüne!
Ein heller Strom fleußt lieblich auf und nieder,
Von Berg und Wald verdeckt, erscheint er wieder,
Und spiegelt klar der Landschaft bunte Bühne.
Wer ist die Blonde dort mit sitt'ger Miene?
Wie tönen süß die Leid- und Liebeslieder!
Mit ihren Herden nahn die Hirtenbrüder,
Und jeder zeigt, wie er der Holden diene.
O Luft und Klang! o linde Aetherlüfte!
Im zarten Sinn sinnreich bescheidner Liebe
So Himmlisches, doch Kindlichem Verwandtes!
Fremd wären uns die feinsten Blumendüfte,
Wenn Galatea nicht sie uns beschriebe,
Die Göttliche des göttlichsten Cervantes.

III.

Das Trauerſpiel Numancia.

Roms Heeren, die im langen Kampf erſchlaffen,
Numancia frey und kühn entgegen ſtunde.
Da naht des unabwendbar'n Schickſals Stunde,
Als Scipio neu der Krieger Zucht erſchaffen.
Umbollwerkt nun, verſchmachtend, helfen Waffen
Den Tapfern nicht; ſie weihn im Todesbunde
Sich, Weiber, Kinder, Einer Flamme Schlunde,
Um dem Triumph die Beute zu entraffen.
So triumphirt, erliegend noch, Hiſpania:
Stolz wandeln ihre Heldenblut-Verſtrömer
Zur Unterwelt auf würdigem Kothurne.
Wenn Libyen nicht erzeugte noch Hyrcania,
Der weint, es weinten wohl die letzten Römer
Hier an des letzten Numantiners Urne.

IV.

Die Leiden des Perſiles und der Sigismunda.

Eine nordiſche Geſchichte.

Aus wüſten Meeren und beeiſ ten Zonen
Zieht ein Verhängniß, wunderbar gewunden,
Ein ſittſam Paar, dem keines gleich erfunden,
Hin zu des Südens heitern Regionen.
Gekrönt mit Schönheit ſtatt ererbter Kronen,
Trennt ein Gelübd' ſie lang', obſchon verbunden,
Bis ſie begrüßt in andachtvollen Stunden
Die Stadt, wo alle Glorien Chriſti thronen.
Gefahr und Luſt lockt ſie vom Ziel vergebens,
Und um ſie ſpielt der Menſchen weltlich Handeln,
Wie bunte Muſcheln an der Pilgerhaube.
Zur Wallfahrt macht die Wellenfahrt des Lebens,
Ein ſichrer Stab, den keine Zeiten wandeln,
Edler Muth, reine Lieb' und heil'ger Glaube.

V.

Don Quixote de la Mancha.

Auf seinem Pegasus, dem magern Rappen,
Reit't in die Ritter-Poesie Quixote,
Und hält anmuthiglich, in Glück und Nothe,
Gespräche mit der Prosa seines Knappen.
Erst, wie sie blind nach Abenteuern tappen,
Trifft sie der Weltlauf mit gar harter Pfote;
Dann kommt der Scherz als huldigender Bothe,
Und schüttelt schelmisch ihre Schellenkappen.
Und Liebe webt drein rührende Geschichten;
Verstand der Menschen, Sitten, Tracht, Geberden;
Es gaukelt Fantasie in farb'ger Glorie.
Ich schwör' es, und Urgande selbst soll richten:
Was auch hinfüro mag ersonnen werden,
Dieß bleibt die unvergleichlichste Historie!

VI.

Die Reise auf den Parnaß.

Aus Versen ganz gebaut, beflaggt, bekabelt,
Hohlt in den Krieg für des Geschmackes Ehre
Ein Schiff Cervantes sammt der Dichter Heere,
Zum Berg der Dichtung, den sie selbst gefabelt.
Ein andres, wo sich Reimer, süß geschnabelt,
Herzu gedrängt, versenkt Neptun im Meere;
In Schläuch' und Kürbse wandelt sie Cythere,
Daß nicht der Gott ihr hohles Volk ergabelt.
Bald sind besiegt, die den Parnaß verwirrten;
Man sieht neu die Poesie erglänzen,
So wie die Sonn' aus schönen Morgenröthen.
Die Heldenthaten lohnt Apoll mit Kränzen,
Und heut, um sie aufs Beste zu bewirthen,
Castaliens Naß den hungrigen Poeten.

Die Nebenbuhlerinnen.

Zwey Schweſtern lieb' ich, ſchweſterliche Schönen,
Die Einer hohen Mutter Züge tragen;
Nur andrer Heimath Wiege, wo ſie lagen,
Konnt' in der Sitt' einander ſie entwöhnen.
Sie feſſeln mich mit ihrer Stimme Tönen,
Die zart und voll den Sinn der Rede ſagen.
Wenn Eine ſchweigt, muß ich vermiſſend klagen,
Und die ich höre, ſcheint mir werth zu krönen.
Ich ſtreb', entzündet, ihnen nachzulallen,
Doch wie ein fernes Echo, matter, trüber,
Hauch' ich nur Liſpeln in die rauhen Lüfte.
Wer kann den ölbekränzten' Betis wallen
Durch Deutſche Fluren heißen, und, herüber
Die Alpen, Wälſchlands Pomeranzen-Düfte?

Das Sonnett.

Zwey Reime heiß' ich vier Mahl kehren wieder,
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwey eingefaßt von zweyen,
Im Doppel-Chore schweben auf und nieder.
Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwey Glieder
Sich freyer wechselnd, jegliches von dreyen.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.
Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerey mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.
Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, füll' in engen Gränzen,
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Der Reim und die Poesie.

Ein Redner buhlte mit Sophisten-Schlingen
Und Wortgespinst, die Poesie zu fangen.
Ihm galten nur die Worte, was sie klangen,
Und eitel ließ er Wortgetändel klingen.
Da wandte sie vor seinem schlauen Dringen
Sich zu des Rhythmus männlichem Verlangen;
Mit reiner Inbrunst hielt er sie umfangen,
Und beyder Lust ward ein harmonisch Singen.
Der Redespieler härmte sich verlassen,
Ward bloße Stimme, doch nicht leer und nichtig:
Es schien, daß Lieb' in jedem Laut noch keime.
Nun wandelt Poesie in Mild' ihr Hassen,
Und sie vernimmt, ruft sie ihn nun sehnsüchtig,
Echo des Sinnes, zarte, süße Reime.

Waldgespräch.

Hier bin ich einsam, keiner hört die Klage. Klage!
Niemand vertrau' ich mein verzagtes Stöhnen. Tönen.
Soll ich stets ungeliebt der Spröden fröhnen? höhnen.
Wie lang' harr' ich umsonst, daß es mir tage? Tage.
Mich findet Gunst zu leicht auf ihrer Wage. wage!
Wem liegt wohl dran, mein Leben zu verschönen? Schönen.
So wird das holde Glück mich endlich krönen? krönen.
Wer gibt mir frohe Kund' auf jede Frage? frage!
Was ist dein Thun dort in den Felsenhallen? hallen.
Und was ist Schuld, daß du nur Laut geblieben? lieben.
So fühlst du etwas bey Verliebter Schmerzen? Schmerzen.
Glaubst du, dein Spiel könn' irgend wem gefallen? allen.
Wem wird es denn zu lieb mit uns getrieben? Trieben.
Wer sehnt sich, leeren Wiederhall zu herzen? Herzen.

Die edelste Wirkung.

Der Pelikan nährt mit der Purpurquelle
Aus seinem Busen die geliebten Jungen;
Der Adler lehrt, der Sonne zugeschwungen,
Den jungen Adler tragen ihre Helle;
Der große Leu, würdig der Oberstelle,
Belebt das Junge, so, von ihm entsprungen,
Wie todt erst da liegt, mit der Kraft der Lungen,
Und haucht es an, daß Lebenswärm' es schwelle.
Sie sind ein Vorbild edler Menschengaben:
So opfert gern sich selbst wohlthu'nde Milde,
Muth kann durch Thaten Jünger sich erziehen.
Allein dem Genius nur ward es verliehen,
Daß schon sein reiner Hauch beseelend bilde,
Drum ist er zu dem Herrscherrang erhaben.

Licht und Liebe.

Nicht bloß spielt aus des Sonnenstrahles Reine
Die ganze Farbenwelt; die glüh'nde Helle
Wird auch auf Erden hoher Farben Quelle,
Die sie hervor ruft, gleich als Widerscheine.
Da brennen Blumen, regt durch goldne Haine
Sich des Gefieders tausendfärb'ge Welle,
Das Raubthier schleicht in buntgestreiftem Felle;
Und in der Tiefe funkeln edle Steine.
So reift der Liebe Gluth und heiß Erröthen,
Wie Sonnenkraft die irdischen Naturen,
Zum Farbenglanz der Fantasie Gebilde.
Ihr ebnen sich smaragdner die Gefilde,
Ihr wölbt der Himmel voller die Azuren,
Wo schöner zuckend auch die Blitze tödten.

An Schelling.

Wenn Vorwitz, nur die Ruh' des weisen Alten
Zu stören, drang in Proteus düstre Grotte,
So wandelt' er dem Frager sich zum Spotte
In tausend unvernehmliche Gestalten.
Doch wen Begeist'rung trieb, ihn fest zu halten,
Nicht zagend vor der Ungeheuer Rotte,
Dem ward er wiederum zum sinn'gen Gotte,
Und würdigt' ihn, Geheimes zu entfalten.
Nicht zählst und miß'st du, Freund, die Hieroglyphen,
Die der Natur endlose Säul' umreihen:
Sie reden dir, der Stoff wird zum Gedanken.
Bald werden, die in todter Weisheit schliefen,
Die Götter aufstehn, und zu Priestern weihen
Die Forscher, die vom Quell der Dichtung tranken!

An Fridrich Schlegel.

Der Geist muß sich, um nicht der Welt zu fröhnen,
Zur Weltanschauung in sich selbst vertiefen.
Begreifend schafft er Kräfte, welche schliefen,
Die durch Bewußtseyn sich als mündig krönen.
Da forschtest du, bis aus der Weisheit Tonen
Musik ward, bis die aus der Seele Tiefen,
Durch tausend Spiegel, die es läuternd prüfen,
Zurück gestrahlt, erschien das Bild des Schönen.
Dich führt zur Dichtung Andacht brünst'ger Liebe,
Du willst zum Tempel dir das Leben bilden,
Wo Götterrecht der Freyheit los' und binde.
Und daß ohn' Opfer der Altar nicht bliebe,
Entführtest du den himmlischen Gefilden
Die hohe Gluth der leuchtenden Lucinde.

Deutung.

Was iſt die Liebe? Leſ't es, zart geſchrieben,
Im Laut des Worts: es iſt ein innig Leben;
Und Leben ein im Leib gefeſſelt Streben,
Ein ſinnlich Bild von ewig geiſt'gen Trieben.
Der Menſch nur liebt: doch iſt ſein erſtes Lieben
Der Lieblichkeit des Leibes hingegeben.
Will ſich, als Leibes Gaſt, der Geiſt erheben,
So wird von Willkür die Begier vertrieben.
Doch unauflöslich Leib und Geiſt verweben
Iſt das Geheimniß aller Luſt und Liebe;
Leiblich und geiſtig wird ſie Quell des Lebens.
Im Manne waltet die Gewalt des Strebens;
Des Weibes Füll' umhüllet ſtille Triebe:
Wo Liebe lebt und labt, iſt lieb das Leben.

Allgemeines Loos.

Der fährt durch's Leben leicht auf leichter Barke,
Der läßt die Wimpel bunt und stattlich fliegen;
Der will bis in den Mond erobernd siegen,
Der sorgt, wie er sein klein Gebieth vermarke;
Der pflegt sich üppig mit des Landes Marke,
Der muß im Wetter nackt und hungrig liegen:
Doch alle gleich, gewiegt in gleichen Wiegen
Der großen Mutter, Schwache so wie Starke.
Und kaum gewürdigt werden eines Blickes,
Die da gewesen; und die sind, vergessen
Ihr Wandeln über hohlen Katakomben.
Es rollt die Erde wie das Rad des Glückes,
Mit ihr die Zeit, nie ruhend, ungemessen,
Und stündlich würgt der Tod sich Hekatomben.

Unkunde.

Wie endigt Heut? und was wird Morgen bringen?
Wer kann mir sagen, ob gestreute Saaten
Heilsam an sich, mir nicht zum Gift gerathen?
Was fremder Willkür mag an mir gelingen?
Vergebens zeugt Erfahrung von den Dingen,
Und zeichnet sorgsam auf der Vorwelt Thaten:
Selbst Weisheit weiß untrieglich nicht zu rathen,
Wo Kräfte blindlings durch einander ringen.
Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Könnt' überschauen nur des Schicksals Wächter;
Uns schwindet eines, wenn das andre nahet.
Die Zukunft steht als Sphinx in düstern Fernen,
Und schlingt hinab so Menschen wie Geschlechter,
Eh' ihre Räthsel sie zu losen lernen.

Zuverſicht.

Wie Heut ſich end'gen wird, was Morgen bringen,
Ich weiß es nicht; doch ſtreu' ich gerne Saaten.
Sie laſſe Luft und Boden dann gerathen,
Durch meine Trägheit ſoll es nicht mißlingen.
Kenn' ich nur mich, was frag' ich nach den Dingen?
In meiner Bruſt verſteh' ich Andrer Thaten.
Die Weisheit muß mir Maß und Stille rathen,
Auf daß nicht blindlings meine Kräfte ringen.
Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Zu überſchau'n braucht nur des Schickſals Wächter
Wohlthätig ſchwindet eins, wenn andres nahet.
Mag doch die Zukunft drohn aus düſtern Fernen:
Sucht euren Weg, verbrüderte Geſchlechter!
Der Himmel leuchtet ja mit ſeinen Sternen.

Anhänglichkeit.

Oft will die Seele ihre Flügel dehnen,
Gestärkt von der Betrachtung reiner Speise;
Ihr dünkt, im engen, wiederhohlten Gleise,
Ihr Thun vergeblich, und ihr Wissen Wähnen.
Sie fühlet tief ein unbezwinglich Sehnen.
Nach höhern Welten, freyerm Thatenkreise,
Und glaubt, am Schluß der Bahn nach ird'scher Weise,
Roll' erst der Vorhang auf zu lichtern Scenen.
Doch, rührt der Tod den Leib ihr, daß sie scheide,
So schaudert sie, und sieht zurück mit Zagen
Auf Erdenlust und sterbliche Gespielen.
Wie einst Proserpina, von Enna's Weide
In Pluto's Arm entführt, kindlich im Klagen,
Um Blumen weinte, die dem Schooß entfielen.

Diva Fides.

O heil'ge Treue! sittsame Vestale,
Die auf der Seel' Altar die Flamme hüthet!
Astraea, die dem Neid des Glücks gebiethet,
Mit Lieb' und Gegenlieb' in gleicher Schale!
Du Flora, die im thränbethauten Thale
Des Lebens auch den Winter schön beblüthet!
Doch, wenn der Tod mit harter Trennung wüthet,
Du Parce mit verhängnißvollem Stahle!
Sag', wo sind deine Wunder hingeschwunden?
Sind dir zu dienen würdig nur Heroen,
Und kann die schlaffe Welt nicht mehr gefunden?
Du wirst vermißt an Mann, Weib, Niedern, Hohen,
Und Mancher höhnt, nie seyst du wahr erfunden,
Weil du aus seiner falschen Brust entflohen.

Abhängigkeit und Willkür.

Von Sternen hat die Vorwelt uns gelehret,
Die Tugend, Frevel, Ruhm, Schmach, Glück, Mißlingen,
Aus den geheimnißvollen Kreisen bringen,
Und deren Macht kein Wille sich erwehret;
Von Zeichen, die der Kund'ge sieht und höret,
Und den Orakeln leichter Vogelschwingen;
Auch von Sirenen, deren zaubernd Singen
Unwiderstehlich in den Tod bethöret.
Der Jugend ziemt des Sinnbilds holde Leitung,
Doch heb', erwachsen nun, der Mensch die Stirne,
Hör' auf, was in ihm, außer sich zu wähnen.
Muth, Freyheit, Kraft sind seines Heils Gestirne,
Der Weisheit Blicke seiner Zukunft Deutung,
Wahn, Trägheit, Wollust seiner Brust Sirenen.

Das Zeitalter.

Grau, doch nicht weis' iſt das Jahrhundert worden:
Ihm iſt umſonſt die Weltgeſchicht' erſchollen.
Noch thürmen ſich im Strom des Eiſes Schollen,
Und beſt'ger brauſen Aeols wilde Horden.
Wird blindlings hin und her ſtets Mavors morden?
Wird ſtets das Glück ſein Rad zertrümmernd rollen?
Gilt freches Wollen bloß, nie ernſtes Sollen?
Und einigt Völker nur der Selbſtſucht Orden?
Steigt niemahls, die, wie jenes Greiſen Tochter,
Verwegenheit und wilder Wahn zerfleiſchet,
Verjüngt die Menſchheit aus den Zauberkeſſeln?
So mag die Hoffnung, welche die Geſchlechter
Mit Weisſagungen goldner Zukunft täuſchet,
Zu ew'ger Flucht Pandora's Urn' entfeſſeln.

Die Brüder.

Der große Pollux, als im Kampf zerschmettert
Kastor, der schöne, lag vor seinen Füßen,
Rief, sein unsterblich Leben zu beschließen,
Des Vaters Rechte, die aus Wolken wettert.
Zeus ordnet, daß sie, jener halb vergöttert,
Halb Schatte der, ihr wechselnd Loos versüßen.
O Wunderliebe, die mit holden Grüßen
Den Orkus aufhellt, den Olymp entgöttert!
Du Zwillingssohn des Himmels und der Erden,
O Mensch! so folge, was in dir unsterblich,
Dem Sterblichen in Lust wie in Beschwerden.
Dir ist nur so der Stand der Götter erblich;
So wird dein Ew'ges sichtbar lieblich werden;
Dein Ird'sches rein, stark, würdig, unverderblich.

Ewige Jugend.

Nicht bloß die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen;
Nicht bloß erbleichen junge Rosenwangen;
Dem Geist auch droht's, daß er sich überlebe.
Wie kühn er erst auf freyen Flügeln schwebe,
Dumpf gnügsam bleibt er bald am Boden hangen.
O wißt ihr, für sein gränzenlos Verlangen,
Weis' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?
Nichts wähn' er sein; Besitzthum ist ihm Schranke;
Ruh' Tod; ein ew'ger Kampf der Freyheit Wesen.
Es kümmr' ihn nie, was hinter ihm versunken.
Vernichtend, schaffend wechs'le der Gedanke.
Das reinste sey zum Flammengrab erlesen,
Wo ihn, verjüngend, treffe Vortes Funken.

An Ludwig Tieck.

Einſt war die heil'ge Schrift ſammt den Legenden
Der Theſpis-Karrn der rohen, neuern Bühnen;
Dem Volk und Spielern, gleich an Einfalt, ſchienen
Die Poſſen nicht das Heiligſte zu ſchänden.
Doch als die Kunſt entwuchs den frommen Händen,
Da wollt' im Schauſpiel niemand Gott mehr dienen,
Und ſtolze Geiſter durften ſich erkühnen,
Spott über jene Wunder auszuſenden.
Du, in der Dichterbildung reicher Blüthe,
Bringſt uns verwandelt wieder jene Zeiten,
Wo Adam auf der Bühn' erſchien und Eva.
Ja, Dank ſey deinem kindlichen Gemüthe,
Heiligſt die Kunſt, verſchönerſt Heiligkeiten,
Und machſt zum Lied das Leid der Genovefa.

Die gröſsere Gefahr.

Hochbrausend rang mit Peleus Sohn Scamander,
Der Held muſs flehn die Schlingen seiner Fluthen;
Doch zähmen bald den Strom des Feuers Gluthen,
Des eignen Betts unwill'gen Salamander.
Cydnus lud in die friedlichen Maeander,
Auf deren Spiegel Mittagsschatten ruhten;
Doch mitten in dem süſsen Bad umfluthen
Des Todes Schau'r den groſsen Alexander.
Ein glühend Herz zagt nicht beym wilden Rauschen
Feindseligen Geschicks, und wird sich halten,
Schlüg' übern Haupt die Well' ihm auch zusammen.
Doch in der Wollust kühlem Schooſse lauschen
Geheimes Grausen, bängliches Erkalten,
Und löschen der Begeist'rung muth'ge Flammen.

An Buri über sein Bildniß der Gräfinn Tolstoy, geb. Baratinsky.

So schlingt die Rechte in des Hauptes Schleyer
Der Treue Göttinn und der keuschen Sitte;
So, sinnend und versenkt in fromme Bitte,
Steht die Vestale vor dem ew'gen Feuer.
Und die bewahrt das Heiligthum nicht treuer,
Als du der Schönheit folgst mit leisem Tritte
Bis in der Göttlichkeit erhabne Mitte,
Und machst die Kunst zu reiner Andacht Feyer.
Doch mildert ihren Ernst ein lieblich Scherzen:
Du wölbst in goldner Luft aus goldnen Blättern
Der Holden eine Laub' und süße Wildniß.
Elysium bringt mit sich herein zum Herzen,
Von Myrt' umgrünt, umspielt von Liebesgöttern,
Das hohe, zarte, heiligschöne Bildniß.

An den Dichter des Lacrimas.

Du kennst wohl jene Frucht der sonn'gen Zone,
Die aus dem goldnen Schooße grüne Sprossen
Empor läßt, wie zum Palmenwipfel, schossen,
Daß unter schatt'gem Baldachin sie throne.
Doch schafft, getrennt von ihrer Frucht, die Krone
Sich, wurzelnd, neu den würzigen Genossen,
Bewährend, daß, gleich durch sie hin ergossen,
Die süße Kraft im Kern, im Schmucke wohne.
So, Freund, will deine Dichtung mir gemuthen:
In jugendlicher Frühlingspracht verborgen
Hägt sie des fernen Himmelsstrichs Arome.
Hier duft'ges Abendland, dort glüh'nder Morgen;
Dazwischen hauchen Lüft', und Meere fluthen
Hin und zurück mit linder Sehnsucht Strome.

An den Freyherrn de la Motte-Fouqué.

Am 9. Jänner 1803.

Wohl thatst du, Freund, entfremdet äußerm Glanze,
Vom Staat verliehne Waffen abzulegen.
Doch, angestammt, bleibt treu dir Sporn und Degen,
Du schwingst im Lied nun alter Ritter Lanze.
Und lieblich winkt die liebevolle Pflanze
Der Myrte dir, im Schatten dich zu hägen;
Und wie du sorgsam wirst die zarte pflegen,
Sproßt sie, o Wunder! dir zum Lorberkranze.
Wie gerne krönt' ich, segnend, bey dem Feste,
Die holde Braut, die dir dein Herz gefunden,
Mit jedes Lobes Strahlen-Diademe!
Von fern empfange denn, als gute Gäste,
Auf diesem Blatt zum Bild' in eins gewunden,
Der sel'gen Lieb' und Poesie Embleme.

An Calderon.

In deiner Dichtung Labyrinth verſunken,
Wo in des ew'gen Frühlings Jugendflore
Die Schönheit Himmel wird, die Lieb' Aurore,
Und alle Blumen lichte Sternenfunken:
O Calderon, du hier ſchon gottheittrunken
Herold der Wonne, Cherub nun im Chore!
Sey dir mein Gruß geſandt zum ſel'gen Ohre,
Und hohes Heil und Glorie zugetrunken.
Doch welcher Trank mag dazu würdig dienen,
Von allem, was umarmt von brünſt'gen Sonnen,
Aus Trauben ihres Buſens träuft die Erde?
Nur jene Reb', entſproßt am Flammenbronnen
Veſuvs, daß ſie in fließenden Rubinen
Lacrima Christi, frommer Nectar, werde.

Der Dom zu Mailand.

Gebirge du von Pfeilern, Bogen, Mauern,
Mit Deutscher Kunst des Wälschen Himmels Pranzen!
An deinem hochgethürmten Umriß hangen
Die Blicke staunend halb und halb mit Trauern.
Ein steinern Heer von Vätern und Erbauern
Der Kirche hält dich, selbst ihr Bild, umfangen,
Und lehrt, wie wandelbar die Zeit empfangen
Wahrheit, so alle Zeit soll überdauern.
Der Chor vertieft sich ernst in farb'gem Lichte,
Doch Eitelkeit der flügelnden Geschlechter
Hat das Portal der alten Form entwendet.
Nun lassen sie, des Heiligen Verächter,
In nacktem Wust den Tempel unvollendet,
Und so verstummt die marmorne Geschichte.

Auf die Taufe eines Negers.

Den ſchwarzen Sohn der ſonnentflammten Zone
Entführt aus ſeinem Palmen-Vaterlande
Europa's Geitz, daß er an fernem Strande
In hartem Sclavendienſt verſchmachtend frohne.
Die Freyheit wird dem Armen erſt zum Lohne.
Für ſeine Treu' entfallen ihm die Bande;
Er lernt, beglückt in ſeinem niedern Stande,
Daß Mild' und Recht im Land der Weißen wohne.
Bald winken ihm zwey ſegnende Geſtirne:
Seht! Huld und Adel mit vereintem Triebe
Geleiten ihn zum heil'gen Glaubensbade.
Ein Lichtſtrahl fällt auf ſeine dunkle Stirne,
Ihm offenbart der Chriſten fromme Liebe
Das göttliche Geheimniß ew'ger Gnade.

An Bürger's Schatten.

Mein erster Meister in der Kunst der Lieder,
Der über mich, als meiner Jugend Morgen,
Noch meinen Nahmen schüchtern hielt verborgen,
Der Weihung Wort sprach, väterlich und bieder!
Den Deutschen Volksgesang erschufst du wieder,
Und durftest nicht gelehrte Weisen borgen;
Doch Müh', verworrne Leidenschaften, Sorgen,
Sie drückten früh dein krankend Leben nieder.
Zürnst du, daß ich zu männlich strenger Sichtung
Des reinen Golds von minder edlen Erzen
An deines Geists Gepräge mich entschlossen?
In dumpfen Tagen schien der Quell der Dichtung
Dir schon versiegt; er hat sich neu ergossen,
Doch tragen wir dein wackres Thun im Herzen.

An die Irreführer.

Nach dem Propheten Jesaias.

Wo sind die Kanzler nun? so muß ich fragen:
Wo sind die Räthe? wo die Schriftgelehrten?
Sie, die mit eitler Weisheit sich bewehrten,
Und wußte keiner Tüchtiges zu sagen.
Das Volk, das euch vertraut, ist hart geschlagen.
Es sind die Künste, die sein Herz verkehrten,
Die Täuschereyen, so den Zwiespalt mehrten,
Zu Schanden worden in des Schreckens Tagen.
Die ihr gebrütet Basilisken-Eyer,
Spinnwebe wirktet, schwanger gingt mit Strohe,
Und Stoppeln ohne Halm ans Licht geboren:
Helft nun! Die Riesenflügel spreitzt der Geyer,
Er facht im Lande der Verwüstung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

Viertes Buch.

Rhythmische Gedichte.

Die Kunſt der Griechen.

Elegie.

An Goethe.

Kämpfend verwirrt ſich die Welt, und neue Verhängniſſe ſtürmen
Dir, kunſthägendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es verſinkt in erneuerten Flammen Korinthus,
Und der Proconſul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Erſatz androhend; gefeſſelte Genius-Werke
Führt barbariſcher Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indeſſen enthüllſt, der Helleniſchen Muſe Geweihter,
Goethe, mit ſinnendem Blick, mancherley Wundergebild,

Wie es empor stieg einst in dem Geist Prometheischer Männer;
Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde; wir sehn, wie die bewaffnete Kunst
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende Hand goß
Linde der Anmuth Oehl über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht; ach, wenn sie erstarrt noch
Sahe Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!
Leih den Gestalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurück gestrahlt, spiegle sich Kunst in der Kunst.
Was der Genius hägt, der schirmende, wohnt in dem Frieden
Einer geweiheten Brust frey von der Erde Gewalt.
Da verwahrest du sicher, was gern dir Ausonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.

So bewahrte die Erd' einst diese Zeugen der Vorwelt]
Sorgsam im Schooße, sie hielt Keime lebendig verſteckt
Wiedergeborner Kunſt und Begeiſterung; endlich erſtand ſie
Aus der untern Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längſt verlorene Tochter.
Mancher Künſtler verſtand jenes Heroen-Geſchlechts
Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den beſtätigten ward freye Verehrung geweiht.
Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, was Phidias kühn ſchuf,
Was Polykletos mit Maß! Ueber dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm; nicht ſtürzende Feſten erdrücken's,
Und es erblüht dereinſt einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg mit alten Gluthen des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den Herkuliſchen Strand?
Doch, vom feurigen Regen verſchont und den fluthenden Felſen,
Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empor.

Zwar auch dieß nur ein kleines, doch iſt es ein werthes Gedächtniß;
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja ſelbſt an der Säule
Sturz wehmüthig, und tritt ernſt auf zertrümmert Gebälk.
Denn er gleichet dem Manne, der, kaum entronnen dem Schiffbruch,
Schätze verlor, und klimmt nackt die Geſtade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb ſein, den gab die Geliebte,
Und ſo dünkt er ſich reich, ſchauet ihr Zeichen nur an.
Ach, wie dämmernder Schimmer erloſchener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchſchnittenen Küſten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regſame Volk
Aſien an und Aegyptus, und ſchuf Welttheile zu Hellas;
Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.

Wo der verſengte Räuber ſein Zelt in ein wechſelndes Sandmeer
Pflanzt, wo jetzt das Kamehl ſchmachtet nach jämmerlichem Trunk,
Sprudelte Phöbos Quell, da ſchattete ſüß Aphrodite's Garten, Kyrene, dein Haupt, fruchtbar und wagenberühmt.
Zeus Wettkämpfe, ſie riefen herbey wie entlegene Länder!
Roſſe Sikuliſcher Au'n ſtampften Olimpia's Bahn;
Und Alphcos, in Liebe zur Nymph' Arethuſa ſich tauchend,
Trug den heiligen Staub nach Syrakuſä zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten;
Seht, es bevölkern den Hain Scharen der Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Fauſtkampf,
Mit Wurfſcheiben geſiegt, ringend, im Sprung' und im Lauf,
Eile zu opfern, wo Doriſch Gefäul ein würdiges Dach trägt,
Deſſen Giebel des Siegs Bothinn ſich golden entſchwingt.

Drinnen thront er; ihn selbst, der Menschen Vater und Götter,
Schmücket des Oehlbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt.'
Horen und Chariten schweben im Reihn um des Ewigen Scheitel,
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonen-Gefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unsterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön stimme sie, Pindaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die leyerbeherrschenden Hymnen!
[»Wem zu sterben verhängt wurde,« so rauschet ihr Pfeil,
»Warum säß' er daheim, unrühmliches Alter zu nähren?
[»Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere versucht!
»Das war Pelops Wort, als einst er die Lanz' Oenomaos
»Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann.«
Ach! mich täuschte dieß Bild, von vielen nur eins, hingaukelnd;
Festliches Leben; es floh! seufzet die Oede zurück.

Aber entriſſen dem irdiſchen Sitz, umhauche der Geiſt uns,
Ewig gilt ſein Geſetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß geſtellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einſamer Höh'.
Enge windet und ſteil ſich der Pfad hinan zu der ſpröden,
Aber am üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
So ſtieg Hellas Kunſt, die, gleich der Lakoniſchen Jungfrau,
Nackt die Glieder geübt, eh' ſie der Liebe gedacht.
Einfach ruhte des Doriers Säul', in Joniſcher Weichheit
Wand ſich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.
Wenn ſie das Ziel erreicht, beharrten ſie; Lehren der Nachwelt
Spricht die gebiethende Form, ob an der Urne ſie ſey,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerriſſener Trümmern
Stehet die Ordnung feſt und der Verhältniſſe Maß.

Als der gemahlten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch Indiſches Blau blühte an der koſtbaren Wand,
Heiterte erſt Polygnotos den alten Ernſt der Geſtalt auf;
Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reitz.
Zeuxis ſammelte wählend die unverſchleyerte Schönheit,
Herrlich baut' er den Leib, aber die Seele noch ſchwieg.
Leiferen Umriß zog Parrhaſios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge ſich nach um das gerundete Bild.
Sinnvoll barg und verrieth, noch mehr als er zeigte, Timanthes,
Leid und das tiefſte Gemüth rief Ariſtides hervor.
Allzu beſcheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten ſelbſt; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt' ihn der Mahler von Kos, dem vor den bewunderten Meiſtern
Anmuth, iedes Bemühns Blüthe, ſich eigen ergab.

Ach, wo blieb, Apelles, dein blitzender Gott Alexandros?
Und der Gesellinn Bild, welches sie selbst dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobst mit träufelndem Haar noch,
Welch auftobendes Meer schlang uns die Göttinn hinab?
Viel zu zart war die Kunst, die im Zaubernetze den Schein hascht,
Unerdrückt zu bestehn Lasten vernichtender Zeit.
Riß ja doch, aus härterem Stoff erschaffen zum Denkmahl,
Ihrer Schwester Gebild' auch die Vergänglichkeit hin.
Ob sie schon ernst und gewaltig aus Phidias Haupte hervor sprang.
Pallas Athene, die Brust gorgogeharnischt, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des sterblichen Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmlischen ziemt.
Damahls forderte Dienst vom Köstlichen, jugendlich stolz noch
Wählend, des Bildners Kunst; kleidete, sicher des Siegs

Ueber den prahlenden Stoff, die Riesengestalt ins Geschmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majestät
Blitzt' ein edles Gestein die gebiethenden Blicke der Göttinn.
Aber die irdische Pracht rächte zerstörend sich bald.
Zwar auch vieles verging, aus dem Kern der Parischen Klüfte,
Oder aus Einem Strom Erzes, bescheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maß Polykletos,
Das er ihr selbst entwandt, Glieder harmonisch zu baun.
Weil von Alkamenes Hand dir obgesiegt Kytherea,
Zürnst du länger nicht mehr, Nemesis Agorakrits.
Schwärmt sie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht Bacchus, begeistert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meister des Meisters,
Lächelnder Schönheit Pfeil in der Beschauenden Brust?

Wo weilt Myrons Kuh der Herd' und dem treibenden Hirten?
Und wo bäumt sich als Roß schnaubend, Lysippos, dein Erz?
Wer entschlürft noch Lesbischen Thau der getriebnen Phiale,
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schicksal nicht, warum es so herbe gewaltet:
Trotziger Willkür Spiel übt' es, auch wenn es geschont.
Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur vernommen,
Tönt herüber zu uns Grajischer Hauch, Poesie.
Sänger gab's vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel' auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte.
Jener gesellige Chor, welcher die Lyra bespannt,
Als sich die Freyheit regt' und der schwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.

Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jamben-Geschoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: schmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt' umsonst sich Gastfreund Sparta's, umsonst auch
Trug Stesichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos raste vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, daß du gehoben, wie hoch vom Leukadischen Felsen,
Nieder ins wogende Meer taumeltest, liebeberauscht.
Aber das holde Verlangen, das allen thaut in dem Busen,
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
Ewig ist sie verstummt, Alkäos Aeolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geschmückt mit Pierischen Rosen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann

Paphia kam, und kos'te mit ihr, vom himmlischen Antlitz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodischen Geist.
Heil dem Retter Apollo! Der Attischen Bühne Vollender
Seh' ich epheubekränzt; rüstig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch spottete! wie sie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: »Rühre nicht, Bock; denn es brennt.«
Dir auch opfern wir froh, gesegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwey Töchter, Antigone stets und Elektra,
Bis du im heiligen Hain sterblichen Augen entgehst.
Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort

Jenen Erfinder des Spiels, die Doriſche Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der ſittige Scherz,
Dem vertrauend Menandros, der Spätling Atheniſcher Anmuth,
Glykera's üppiger Freund, leiſer die Scene betrat.
Wem Dionyſos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frey jedes Geſetzes, und ſo
Taumelten feſtlich entzückt im Flotengetön Dithyramben.
Auf, Melanippides, denn! oder, Timotheos, du!
Singe den Orgien vor, Philoxenos! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schar? brauſen die Becher nicht mehr?
Römiſchen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Gekoſe,
Das Philetas ergoß, wenn, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.

Der süßzaubernd die Dichter bestickt in Lieb' und die Weisen,
Du, Hermesianax! schweigen doch alle von dir.
Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengestalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt sie uns Genien seyn!
Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbstständiges Muthes
Ueber den Trümmern neu schönere Welten der Kunst!
Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Goethe, der Künstlerweihe Geheimniß,
Daß du im Heiligthum hütheſt das Dichtergeſetz.

Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnaſſus!
Wie? du ſchwindeſt dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einſt Eos den Liebling, ſo nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muſe dich auf, doch ſie entreißet dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, ſtreuet ſie Roſen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerinn.

Neoptolemus an Diokles.

Bruder, gedenkſt du noch mein, des Fremdlings, welchen ſein Trieb erſt,
Dann die Länder, das Meer, endlich der Tod dir entfernt?
Indien hägt mein Grab: da wölbt ſich auf einſamer Ebne
Bambus über ihm hin, ſchirmend vor ſengendem Strahl.
Aber es wehrt nicht Land, nicht Meer, dem entkörperten Schatten,
Daß er die Heimath oft voriger Wünſche beſucht,
Und im Herzen der Freunde mit leiſem Geiſtergeliſpel
Bey ſehnſüchtigem Weh liebliche Schauer bewegt.
Siehe, du lebſt und blühſt in der Vollkraft männlicher Jahre;
Mich Unwilligen riß feindlich die Parce hinweg.
Denn ich ſtrebte nach Thaten und Ruhm: und Thaten und Ruhm ſind
Nicht mir geworden, ich ging in der Vergeſſenheit Nacht.

Eitler Ruhm! des Glücks, der Gelegenheit prahlender Herold,
Geht er die schweigende That, innen im Busen, vorbey.
Bruder, was rühm' ich mich dir? Du hast, zwar Knabe noch damahls,
Muthig und edel entflammt selber den Jüngling gesehn.
Krieger zu seyn gelüstete mich wie die Römischen Helden,
Wenn der Lehrer mich hieß merken die Worte des Buchs;
Und bey Kreisen und Winkeln und jeglichem Räthsel Euklidens
Stand Archimedes mir vor, Mauern und künstlich Geschoß
Tiefer, heimischer Friede verschloß den Waffen die Uebung,
Bald ermüdeten mich Spiele vom Lager und Kampf.
Als Britannien drum, mit Galliens Macht Hyder Aly
Mühsam dämpfend, ein Heer warb für den Indischen Strand,

Lockten mich Krieg und Gefahr, wie gern, Hemisphären hinüber:
Leicht zum Leben geschürzt, knüpft' ich das Bündel mir leicht.
Sag', lebt noch im Gemüth dir jener Morgen des Abschieds?
Rüstiger Trommeln Getön weckte die Gassen der Stadt;
Jeder regte sich frisch, das Gepäck und die Waffen ergreifend,
Lagergetümmel und Lärm füllte den friedlichen Ort.
Wo die ziehenden Haufen sich sammelten, riefs überall nach:
»Glückliche Fahrt! lebt wohl! kehret gesund uns zurück!«
Hier versorgte das herzliche Weib den Krieger mit Labung,
Reichte den Säugling hin noch zu dem bärtigen Kuß,
Und er gelobt' ihr rauh, für Beyd' in der Fremde zu sorgen,
Alles erbeutete Gut treulich zu senden nach Haus.
Jener verhieß wohl prahlend der Mohrischen Säbel Demanten,
Rief: »es lebe« beym Trunk, »Asiens reichster Monarch!«

Mancher mit Leichtsinn auch verließ das weinende Mädchen,
Das zu willig dem Schwur flüchtiger Liebe getraut.
Aber ich stürmte hinein, den letzten Moment zu verkürzen,
Heiß geschäftig, wo schon alle sie meiner geharrt.
Brünstig segnete mich der fromm ehrwürdige Vater,
Schwestern hingen an mir, Brüder umarmten mich fest.
Aber vor allen die Mutter, die liebende Mutter! an ihrem
Herzen zerfloß ich, und wand, kaum noch besonnen, mich los.
Wie ich mich innerlich schalt, mir sagte die ahndende Seele:
Nie mehr soll ich mit euch tauschen den innigen Gruß.
Doch die Mutter ergriff ein unwiderstehliches Drängen,
Ein Mahl ihn nur, den Sohn, noch den geliebten zu sehn.
Und sie machte sich auf, von bangenden Töchtern begleitet,
Schaute vom Fenster am Platz, wo sich die Scharen gereiht.

Bey den Gefährten ſtand ich, und, ob ich ſogleich ſie bemerkte,
Hob ich den Blick nicht auf, mich zu erweichen beſorgt.
Viel durchlief ich die Reihn beſchleunigend, brachte Befehle
Hin vom Führer und her, auf das Geſchäft nur bedacht.
Schwang dann ſchnell mich zu Pferd, voreilend dem Zug, der begonnen,
Und erſt außen am Thor wandt' ich die Blicke noch heim.
Alles Trauren erſtickte das muntere Spiel der Hoboen,
Und der Morgengeſang männlicher Kehlen darein.
Bald nun war ich zu Schiff, bald ſah ich fliehende Küſten,
Wogend an Helgolands nackenden Klippen entlang.
Sprach, wehmüthig erzürnt: »Deutſchland, unzärtliche Mutter,
Immer dem Ausland hold, immer nicht achtend, was dein!
Habe noch Dank für alles, was Gutes an mir du gepfleget:
Fern, vergeſſen von dir, bleib' ich ein Deutſcher doch ſtets.

Bald wohl nahet die Zeit, da wirst du der Männer bedürfen,
Die du um Sold, fühllos, sendest die wackern hinweg.«
Albions grünende Hügel erhoben sich; noch in der Seefahrt
Mühen wenig geübt, war uns der Hafen erwünscht.
Dort empfingen uns Schiffe, zur längeren Reise gerüstet,
Räumliche Häuser, gelenkt von des Bewohnenden Wink.
Und so fuhren wir aus im Walde besegelter Masten,
Herkuls trotzendem Fels Hülfe zu bringen bestimmt.
Als wir lange geirrt, von widrigen Winden geschaukelt,
Wo Biscaja's Bucht thürmende Wellen erhebt,
Glitten wir leichter dahin am Duft glückseliger Inseln,
Vom liebkosenden Hauch milderer Zonen umweht.
Sanct Salvador, dich grüßten wir erst jenseitig am Weltmeer,
Früchte verheißend stieg schön dein Theater empor,
Dunkel bekränzt mit Orangen, mit Aloe, Palmen und Cocos;
Jeder durstige Blick trank das erquickende Grün.

O wie lag ich entzückt am Busen der heiligen Freundinn,
Pflegerinn, Mutter, Natur, wechselte Wunsch so wie Blick!
Blühende Landschaft hier, dort unergründliche Mähre:
Stilles Genügen und Ruh', Streben ins Weite hinaus.
Als wir die See von neuen, gestärkt und gesundet, befuhren,
Winkte mich schon von fern still Trinidada herbey,
Traulich übergelehnt uralte Stirnen der Felsen.
Hinter der zackigen Wand zog sich, umgränzet, ein Thal,
Friedlich mit wenigen Hütten bestreut, die Menschen erbauten,
Hier gestrandet, und nun wieder zu Menschen entführt.
Ich verlor mich im Traum, einsiedlerisch dort zu verweilen,
In die Natur, in mich, geistig beschauend, versenkt.
Ach, ich wäre dem herbsten Verdruß und Kummer entwichen!
Meiner harrte ja doch keine befreundete Welt.

Doch Trinidada verſchwand: kein Eiland, keine Geſtade
Bis zu der Schiff-Fahrt Ziel; alles nur Himmel und Meer.
Weit erſt ſchweiften wir um in des Erdballs ſüdlichen Kreiſen,
Dann in der Monſoons Reich lenkten wir wieder die Bahn.
Endlich langten wir an, des Feinds Geſchwadern entkommen,
Allen Gefahren, womit Feuer und Fluthen gedroht,
Oder der tückiſche Wind, der von heiterem Himmel herab ſtürmt;
Und es bewillkommt' uns, kriegeriſch donnernd, Madras.
Schnell nun ward in das Feld ein Theil der Gefährten gerufen.
Drüben im Land Malabar maßen ſie rühmlich ſich noch,
Siegend im letzten Gefechte, mit Tippo's Heeren und Frankreichs;
Denn von Europa ſchon Friede nach Aſien hin.
Mich verfehlte das Loos, mich ſchienen die Schlachten zu fliehen:
Kaum mit des Forſchens Genuß täuſcht' ich den ſtrebenden Geiſt.

Bald durchspäht' ich von neuen der zirkelnden Maße Geheimniß,
Bald Jahrbücher des Kriegs, stolzer Eroberer Kunst;
Labte mich dann bey Dichtern, den ewigen, mächtig des Zaubers,
Der Zeitalter hindurch, Zonen hinüber auch, gilt.
Ferner die Sitten des Volks, die Rechte gesonderter Stämme,
Jeglicher Zeit Denkmahl war ich zu kennen bemüht.
Dunkel lockte mich nach der Braminen würdige Weisheit,
Welche Europa's Sucht, triegenden Handels Verkehr,
Menschenscheu und verwildert in Felsenhöhlen gebannt hat,
Wo ihr Sibyllen-Ton, leis' überredend, verhallt.
Ahndend deutet' ich mir die begeisternde Seele des Weltalls,
Tief in der heil'gen Sanscrit Göttergeschichten verwebt.
Ernster betrachtend folgt' ich dem Leichenzug des Braminen,
Der zum Wandel den Geist haucht in den Schooß der Natur.

Manchmahl flochten mir wohl anmuthigen Tanz Bajaderen,
Nicht von der Ziererey modiger Schönen entstellt.
So verdrängt' ich die Zeit; es kamen trübere Tage.
Nur in der Freundschaft Arm fühlt' ich so fern mich daheim:
Und mir starben die Freunde dahin; geblendet vom Wahnsinn
Zückte wieder sein Haupt einer den tödtenden Strahl.
Mir auch tobte gewaltig die glühende Sonn' in den Adern,
Wölkt' im verworr'nen Gehirn oft melancholischen Dunst.
Uebel des Leibes, sie gehn, die heftigsten, über und spurlos;
Welchem die Ehr' erkrankt, nimmer geneset sie dem.
O dieß härteste noch, wie nenn' ich's oder verschweig' es?
Daß die Verleumdung mich, lauschend auf Worte, bestrickt,
Schuld auf Schuld mir gehäuft, entstellend zum Frevel den Muthwill!
Zwar ich duldet' es nicht: stark in dem reinen Gefühl,

Rief ich das Vaterland um Recht an, rief um Befreyung;
Leider! das zögernde Recht hielten die Meere noch auf.
Ich entriß mich indeß dem falschen Gewühle der Städte:
Ländliche Zuflucht nur labte balsamisch die Brust.
Doch mir schmeichelten auch entferntere Bilder der Hoffnung,
Krieg und That und Gefahr würde bewähren den Mann.
Drum bedacht' ich, da kaum untreuer Friede mit Tippo
Noch bestand, wie ein Heer zöge die Berge hindurch.
Ich durchritt und erspähte, bis Vaniambaddy hinüber
Weit vom Velore her, Mulecats mächtigen Wald.
Wo noch kein Europäischer Fuß betreten die Wildniß,
Maß ich Thäler und Höhn, jegliche Schluft des Gebirgs.
Treue Indische Führer verscheuchten Tags mir die Tieger,
Schlagend ans dichte Gebüsch; stiegen die Sterne herauf,
Dann im Freyen gebettet, umringt von bewachenden Feuern,
Lag ich, und schlief sorglos unter dem fernen Gebrüll.

Drohend erhebt die Klaue zum offenen Kampfe das Raubthier,
Aber lächelnd bestellt Gifte der heuchelnde Freund.
Arg vergalten sie mir's, ich liebte die Menschen wie Brüder,
Both oft tröstlich die Hand, lechzender Paria! dir.
Endlich erschien der Tag rechtfertigend, wo ich den Ausspruch
Richtender Krieger, gelöst jedes Verdachtes, empfing.
Gnügen konnt' ich nun erst dem Gesetz der befehdeten Ehre:
Längst erlittene Schmach rächte, geübt, mir die Hand.
War's mir doch, als wollte beynah' noch Freude sich regen,
Träume des Glücks noch baun weit in das Leben hinaus.
Aber es war umsonst: die früh entkräfteten Glieder,
Mehr das gebrochene Herz, neigten sich still in die Gruft,
Hat kein segnender Vater an meinem Lager gebethet,
Keine Mutter zur Ruh' sanft mir die Augen gedrückt:

O ſo ſchied ich doch nicht von allen verkannt und verlaſſen,
Redlicher Freunde Geſpräch heiterte Stunden mir noch.
Jenſeit wandelt' ich ſchon, wie lang', am Stygiſchen Ufer,
Eh' ihr Liebenden dort traurig die Kunde vernahmt.
Nicht wehklag' ich, o Bruder! die irdiſche Luſt und die Jugend:
Mein unrühmlich Geſchick und die verſchwendete Kraft.
So ergießt ſich der Strom aufſprudelnd aus kühlem Geklüfte,
Nahmenlos gehemmt bald in dem freudigen Lauf.
Auch hatt' er getränkt, er hätte Maſten getragen,
Schlürft' ihn tückiſch der Sand dorrender Wüſte nicht ein.
Andere Zeiten nun wälzen ſich um; zwar wechſeln ſie uns nicht,
Doch in den Orcus auch dringt die Geſchichte des Tags.
Schaudernd erfuhr ich es drunten, die Welt will neu ſich geſtalten,
Aber ins Chaos erſt droht ſie verderblichen Fall.

Alte, geheiligte Sitt' und Geſetz, und erträumte Verbeſſ'rung
Kämpfen auf Leben und Tod unter dem Menſchengeſchlecht.
Zahllos kommen die Opfer herab des berauſchenden Irrwahns,
In der Parteyung Krieg blöde, wie Herden, gedrängt;
Während tyranniſche Geißel ſie züchtigte, trotzend auf Freyheit,
Wie ſie des Niedrigen Haß gegen das Hohe genannt.
Andre drängen ſich nach mit wilder entflammten Geberden',
Welche der Bürgerwuth blutige Beile gerafft.
Alle vermenget ſie die Nacht: die unerklimmbare Mauer
Ehrner Verhängniſſe läßt keinen ins Leben zurück.
Doch wer ſchaffend und wirkend ſein Daſeyn droben bewährt hat,
Weidet an Träumen ſich noch rüſtig verwendeter Kraft.
Drum verzeih', o Bruder! den klagenden Laut von der Gruft her,
Der kalt athmend ſich dir hat um den Buſen gelegt.

Bring' dem verbrüderten Geist ein Todtenopfer von Thränen
Und von Gesang; und so lebe denn, lebe mir wohl!

Rom.

Elegie.

An

Anne Louise Germaine,
Baroninn von Stael-Holstein, geb. Necker.

Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's üppigem Busen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.
Zwar es umlächelt die Erde von Latium heiterer Himmel,
Rein am entwölkten Azur bildet sich Roms Horizont,
Wie es die Ebne beherrscht mit den siebengehügelten Zinnen
Bis zu dem Meer jenseits, dort vom Sabiner-Gebirg.

Aber den Wanderer leitet ein Geist tiefsinniger Schwermuth
Mit oft weilendem Gang durch des Ruins Labyrinth.
Von uralter und ältester Zeit, unerwecklich entschlummert,
Häget der Ort Nachhall, bleibet der Stein Monument.
Fast in der Dinge Beginn fand Zuflucht hier vom Olympus,
Hier im genügsamen Reich waltete golden Saturn.
Drüben erstreckte sich dann dein Sitz, zweystirniger Janus;
Nach Jahrtausenden noch heißet der Hügel von dir.
Ferner, ein hirtlicher Held Arkadiens, wendet' Evander
Sich ansiedelnd hierher; Amphitryoniades
Ward, aus Iberien kommend, beherbergt unter dem Strohdach
Pallanteum's, und schlug, rächend, im Felsengeklüft
Cacus, der Nachbarn Schrecken, den flammaushauchenden Räuber:
Also cyclopisch verwirrt starrte noch Wildniß umher.
Endlich erschwollen die Segel aus Phrygien: mild sie empfangend,
Ebnete landeinwärts Thybris den Wellenerguß,

Denn wohl wußt' er bestimmt den Entführer der Troischen Laren,
Fruchtbar an Weltherrschaft Ilions Asche zu sä'n.
Aber Lavinium wurde nur erst, dann Alba gepflanzet,
Keiner der Sterblichen noch hatte von Roma gehört.
Langsam reifte zum Licht die Geburt; es versuchte das Schicksal
Vieles darum: nie gab's eine gewaltigere.
Mavors muß erst liebend entglühn, die Vestale gebären,
Erst sich der Wölfinn Gier mildern in Mütterlichkeit,
Ehe die weihende Furche der Pflugschar konnte den Umkreis
Jener Romulischen Stadt ziehn um den Berg Palatin.
Doch, wie der Halbgott gleich in der Wieg' einst Schlangen erwürgte,
Wies, unmündig und klein, schon sie den hohen Beruf.
Die zwölf Adler des Zeus, so Romulus sah zu der Rechten,
Ueber den Erdball einst sollten sie breiten den Flug.
Nicht durch rohe Gewalt: Rom wußte den Tod zu verachten,
Aber das Leben zugleich ehrt' es mit Sitt' und Gesetz.

Der das Asyl aufthat, der Genoß Lupercalischer Räuber,
Ordnete Väter, und ward selber zum Vater Quirin.
Dann der ersinnende Numa, der heimlichen Nymphe Vertrauter,
Reinigte alles in Kraft würdiger Religion.
Hütten genügten den Bürgern annoch, als, triftig den Enkeln
Schon vorsorgend, die Stadt manches gemeinsame Werk
Bauen gelernt: viereckig gehaun nach Etruriſchem Richtmaß,
Ohn' anfugenden Kitt Massen auf Massen gelegt,
Hub sich die Ringmau'r ihnen, vertieften sich Wölbungen unten,
Mit Bollwerken umdämmt wurde der Fels Capitol.
Viele Verfassungen stürzten dahin: noch stehn die Gemäuer,
Welch' einst Ancus begann, oder Supérbus entwarf.
Bald nun erschienen der Decier Muth, und die Beile des Brutus.
Häupter, vom Pflug oft her, oder vom Herde geholt,

Kamen, erretteten, siegten, vernichteten oder bezähmten,
Und dann kehrten sie heim, still, zu dem Rindergespann.
Rüstigem Alter noch troff abhärtender Schweiß; doch schienen
Unter dem kreisen Gelock Runzeln der Stirn Diadem.
Drum auch liebte die Alten der Sterblichen Zeuger und Weltherr,
Weil sie im Abglanz Ihn stellten am würdigsten dar.
Oft zwar drängte sie Noth, doch jene verzweifelten nimmer;
Denn die geheiligte Scheu wandte von ihnen die Furcht.
Mit der Gefahr wuchs jedem der Muth; sich für Alle dem Tod weihn,
Schien einfältige Pflicht ihnen in bäurischer Brust.
Wollust preisen für Tugend, die Weisheit klügelnder Griechen,
Schuf dem Fabricius Graun, nicht das gewaltige Thier.
Wacht, und bewahrt, o Römer, die Zucht! Nach Zeiten, da Trotz euch
Beid ins Antlitz both, kommen gefährlichere.

Bald wird eure Geſchicht' Ein einziger langer Triumphzug,
Und der ermüdete Blick zählt das Eroberte kaum.
Euch reift Ernte des Ruhms: euch hat Carthago gewuchert,
Gleichwie der trunkene Gott euch Alexander geſiegt.
Zu Schiedsrichtern der Völker beſtellt, und der Könige Schrecken,
Falls ihr die Wage gerecht hieltet, ſo möchtet ihr wohl
Stets obwalten den Dingen nach Jovis untadlicher Vollmacht;
Doch zu des Glücks Vorwurf macht ihr das hohe Gedeihn.
Nicht der Samnite, des Galliers Wuth, nicht Hannibal dämpft euch.
So will's euer Geſchick: ſelbſt nur erlieget ſich Rom.
Wer nie bebte dem Eiſen, vom Golde nur wend' er den Blick ab,
Deſſen bethörender Glanz hägt Baſiliſken-Natur.
Haſt du verlernt zu entbehren, und wähnſt den Beſitz zu ertragen?
Herr dein ſelbſt ſeyn, gilt's, oder von allem der Sclav.

Nie zu ersättigen schwelgt die Begier; die erkünstelten Laster,
Her aus der Fremde geschifft, kauft unerschwinglicher Preis.
Feil ist allen der Staat: dir, Crassus, um Sand des Pactolus;
Stolz will schaltende Macht, Spiele der Pöbel und Brot.
Scaurus und Fabius heißt ihr wie sonst: doch erröthen der Ahnen
Bildniss' im Vorsaal euch; immer entartetere
Söhne sich zeugt das verderbte Geschlecht. Ohnmächtige Vorsicht,
Die dem entnervenden Strom Schranken entgegen gestellt!
Alles ja folget dem Strudel; das Recht wird falsches Gewebe,
Freyheit wildes Gelüst, Larve die Religion.
Was dem Gemüth einprägten die biederen Bräuche der Vorzeit,
Sind Buchstaben in Erz, dennoch erlöschet die Schrift.
Was wohl dürfte bestehn, wenn Römische Tugend und Freyheit
Niedergestürzt? Nichts bleibt unter dem Menschengeschlecht.

Auch so fielen sie groß. Als Bürgerentzweyung in Roms Blut
Tauchte das Römische Schwert, sah die besudelte Welt
Alles gebändigt, nur nicht die erhabene Seele des Cato.
War frey leben versagt, sterben doch lehrten sie frey.
Solcherley Trümmer entkamen der Tugenden Schiffbruch: nirgends
Hat sich die Stoa, wie hier, würdige Schüler gestählt.
Immer noch will sich bewähren der Thatkraft mächtiger Nachdruck,
Im ausschweifenden Thun kühner Gedanken Entwurf.
Dieß Zeitalter, entwöhnt der Bewunderung, buhlt um Erstaunen.
Aus den Gemüthern hinaus flüchtet sich Roms Majestät
Jetzo in Forum und Circus, Theater und Hall' und Triumph-Thor,
Jegliches edle Gebild Griechischer Architectur.
Zwischen die Säulen und Giebel nun drängen sich marmorne Wunder,
Athmender Statuen Volk dienet, gefangen geführt.

Denn es verſammelt die einzige Stadt, was Länder geziert hat:
Was, anmuthigen Hauch leihend, der Griecche geformt,
Was, tief deutend und ernſt, der Aegyptier; wachend am Tempel
Liegt der baſaltene Löw' und der granitene Sphinx.
Aus Aethiopiſchem Steinbruch einſt von Seſoſtris entbothen,
Weit von Syene herab, lernte der Sonn' Obelisk
Ueber die See hinfluthen, den Nil für den Tiber vertauſchen,
Mit nachahmendem Strahl grüßen ein fremdes Geſtirn.
Heute noch ſpricht er umſonſt in verborgenen Hieroglyphen,
Aber er macht auch kund, wer zu vernehmen es weiß,
Vom Umſchwunge der Zeit, urweltlichen Menſchengedanken,
Herrlicher Reich' Einſturz, und der Lebendigen Nichts.
Doch dieß Nichts ſchwellt an zum Giganten die raſende Willkür.
Was wohl bliebe zurück, nicht von Despoten verſucht?

Jene, die Rom brandmarkten mit allbeyſtimmender Knechtſchaft,
Haben den Abgrund ganz, lüſterner Frevel, enthüllt.
Weihrauch dampften Altäre der Brut unholder Dämonen,
Bis ſie der Schmach hinwarf plötzlich entgötternder Mord.
Freylich, es wehrt unmenſchlich das Volk an den eigenen Sitten
Selbſt den tyranniſchen Dolch, welcher im Innern ihm wühlt.
Tage, ja Wochen verbringt's im umkreiſenden Amphitheater,
Stufen hinauf, zahllos, ſeht! an die Wolken geſchart;
Ueber dem Haupt hin wallet des Vorhangs duftender Purpur,
Daß nur den Weichlingen nicht ſchadet der ſonnige Strahl.
Ihnen zu Füßen indeß, bluttrunkener Augen Ergetzen,
Tobt Wehklagen und Wuth, und der bejubelte Tod.
Zum Schauſpieler erniedriget kämpft unwillig der Thiere König, und, minder geſchätzt, wider den Sclaven der Sclav.

Afrika hat sich erschöpft an Geburten der glühenden Wildniß,
Tieger und Luchs und Hyän'; auch der Koloß Elephant
Flehet, verrathen und wund, Mitleid durch Jammergeberde,
Der sonst offen im Feld Römische Heere bestürmt.
Grausamer Spott! Es erkennet die Meng' in dem Bilde sich selbst nicht.
Nicht für die Freyheit mehr, noch der Verbündeten Schutz,
Noch Grabmahle der Väter geführt, willfahrend des Herrn Wink,
Ward der entwürdigte Krieg gladiatorischer Scherz.
Wie wohl Schulen der Fechter, zur Wette von streitenden Meistern
Gegen einander gestellt, schlägt Legion Legion.
Ob sie das Reich ausbiethen, die prätorianischen Banden,
Nur um der Knechtschaft Tausch fließt das verhandelte Blut.
Jene, die sonst ruhmvoller der Wüst' Einwohner bekämpften,
Fern an der Gränze der Welt, rauhes Barbaren-Geschlecht,

Gleich wie der Jäger das Wild auffstört in dem Lager der Bergſchluft:
Jeht miſstraun ſie dem Muth hinter verſchanzendem Wall.
Parthiſcher Köcher Geſchoß, zwiefach von den Roſſen beflügelt,
Scheuchet ſie oft vor ſich her, nicht in erdichteter Flucht.
Aber den ſandigen Spuren des Hufs folgt hungrig der Schakal,
Heult in der Nacht froh auf, witternd den Leichengeruch.
Denn ſie ſo lange gereitzet, der Ur der Herciniſchen Forſten,
Oft auch Stöße gefühlt ſeines gewaltigen Horns,
Er bricht endlich hervor, reißt hin durch jegliches Stellnetz,
Und will ſelber den Feind ſuchen in deſſen Gebieth.
Nicht halb zahm und dem Siege bequem, wie die Thiere des Circus,
Wild wie der Heimath Wald heiſcht er entſcheidenden Kampf.
Ueber die Alpen herab ſchon wälzen ſich neue Teutonen,
Doch kein Marius naht! Aber ein bleiches Geſpenſt

Schwebt in des Heers Nachtrab, winkt hin zu den nordischen Heiden —
Varus, er ist's! — wo er einst diese Verderber erprobt.
Rom soll fallen, so ward's in der Himmlischen Rathe beschlossen,
Und vollzichn ihr Gericht soll das Germanische Schwert.
Attila schreckte von fern, doch würdigt' er nicht zu erobern:
Deutsche begehrt' er in Bund, Römern geboth er Tribut.
Aber es schickt Carthago Vandalische Flotten dem Tiber;
So weit hat sich des Glücks rollende Rade gewandt.
Was schon Scipio dort, anschauend die eigne Verwüstung,
Als in der Nacht, graunvoll, krachte der Flamme Ruin,
Und in den Wolken des Dampfs aufstieg Frohlocken und Wehruf,
Aus dem heroischen Lied ahnenden Sinns prophezeyt:
»Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt;
»Priamos auch, und des speerschwingenden Priamos Volk;«

Jetzo geſchieht's: kaum hebet ihr Haupt aus den rauchenden Trümmern,
Schmucklos, bang' und betäubt, ach! die Monarchinn der Welt.
Roma, der Pallas Geſpielinn, ihr ähnlich am Schild und der Lanze,
Leichter gegürteten Gangs nach Amazonen-Gebrauch,
Die ſonſt Jupiters Winke geſandt von dem wallenden Helmbuſch,
Sitzt ſtilltraurend, und lehnt über zerbrochnen Trophä'n.
Nach viel grauſenden Nächten, als alles verheert und geraubt war,
Alles entvölkert, zuletzt kam die verlaſſene Ruh'.
Leiſe beſeufzend umhaucht ſie die halb noch verödeten Hügel,
Welche, wie Gräben geziemt, Tellus mit Raſen gedeckt.
Friedlicher mögen ſie nun hinſinken, die letzten Ruinen,
Längſt zu verſchwiſtertem Schutt neiget ſich Säul' und Gebälk.
Sieh, hier lenkte herauf ſich die heilige Straſſe: wie oftmahls
Her vom Capeniſchen Thor trug ſie den Pomp des Triumphs,

Feldherr, Krieger und Volk, und gefeſſelter Könige Fußtritt,
Oft vor dem Feſtruf ſcheu ſchneeiger Roſſe Geſpann,
Bis die geweiheten Ehren des Siegs, der Gelübde Bewährung
Unter dem Golddach barg Jupiter Capitolin!
Jetzt ein verſäumter und einſamer Pfad, wo träge das Saumthier,
Ländliche Waare zur Stadt ſchaffend, den Treiber ernährt.
Sieh das Palatium drüben, das alle Palläſte benannt hat,
Wo, weil Einer nur galt, wachſend des Einzigen Haus
Romulus Rom einnahm, und die alten Penaten hinaus trieb,
Und dem bethörten Gelüſt Nero's zu enge doch ſchien.
Kann's dein Auge noch blenden, ein epheuumranktes Gemäuer,
Mit Weinreben bekränzt, Stauden und Gartengewächs?
Ueber dem Badegemach nun ſpielen der Winzerinn Kinder,
Und das Gewölbe bewahrt häusliches Ackergeräth.

»Weidet,« ſo rief aus begeiſterter Bruſt die Sibylle von Cumä,
Als glorreichen Beruf ſie dem Dardanier ſang:
»Weil es vergönnt iſt, weidet, ihr Stiere, das Gras von den sieben
»Höh'n! denn bald ſoll hier ſtehen die herrlichſte Stadt.«
Nun iſt's wieder vergönnt: Jahrhunderte brachten im Kreislauf,
Stets umwandelnd, den Stand früheſter Zeiten zurück.
Dorthin lagert die Mittagsruh' in dem niedern Velabrum Herden, im Forum ſogar tönet das Rindergebrüll.
Schau an dem graſigen Hügel die weidenden! wie ſie des Cacus
Höhle ſich ſorglos nahn unter dem Hang Aventins!
Am hochſtämmigen Bau und den ſpeergleichragenden Hörnern
Scheinet der Landſchaft Vieh noch Geryoniſche Zucht.
Und es beſchämet der Menſchen Geblüt. Sind dieß die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd, und dem übenden Roß,
Wie ſein ſelber zu ſpotten hinunter gezogen ins Marsfeld,
Drängt ſich in engem Verkehr bleiches und ärmliches Volk.

Was auch möge geſchehn, ein geduldig erwartender Hauſe;
Bettler der Vorzeit ſtets, Bettler des Tages zugleich.
Tränkte Agrippa ſie nicht mit dem Thau jungfräulicher Quelle,
Auf Schwibbogen heran luftige Wege geführt,
Möchten ſie wohl hinſchmachten im Durſt des verſengenden Hundſterns,
Oder ſie ſchöpften ihr Naß lau in umſumpfendem Schilf.
Sind Bruchſtücke der alten die Zier der erneuerten Tempel,
Sehn Graburnen, erſtaunt, ſich wie Altäre verehrt;
Vorgtet ihr porphyrne Säulen genug und von Puniſchem Marmor:
Vorgt von den Ahnherrn auch hohe Geſinnung einmahl!
Aber umſonſt. So ſah ich verdorrt Appenniniſche Eichen,
Welchen ſich Epheu rings, Bacchus geſelliges Laub,
Schlang um die Aeſte zu lockigem Schmuck; wohl lügt es die Krone,
Doch nie dringet die Kraft mehr von der Wurzel ins Haupt.
So auch ſpielt die Natur hier gern in gefälligen Gaben,
Während zu männlicher That Ernſt dem Gemüthe gebricht.

Einzig die Bildnerinn Kunst wetteiferte noch mit der Vorwelt,
Als, in dem Schooße der Nacht langem Vergessen geweiht,
Jene Hellenische Huldinn erstand; an erhabnen Gebilden
Wies sich ergiebig der Geist, nicht ja der Boden allein.
Raphael dichtete liebend, prophetisch ersann Bonarotti,
Wägte des Pantheons Dom stolz in den Aether hinauf.
Aber sie auch schwand hin, die erheiternde Blüthe. Gewesen,
Ist Roms Wahlspruch; nennt, welches Bestreben ihr wollt.
Gähnend entschleichet die Zeit, als hätte sie nichts zu erwarten,
Stets dreht Oenus am Seil, stets von dem Esel zernagt.
Janus erscheint hier selber, der Gott der Beginne, verstümmelt:
Sein vorschauend Gesicht löschte der Jugendlichkeit
Hoffnungen aus, formlos, unkenntlicher Züge; die andre
Rückwärts schauende Stirn furchet unendlicher Gram.
Welches Gefieder noch brächt' Auguríen? welche Sibylle
Deutete Zukunft wohl solchem versunkenen Seyn?

Altert die Welt? und indeß wir Spätlinge träumen, erlöst sich
Ihr hinfälliger Bau schon in lethäisches Graus?
Mit gleichmüthigem Sinne der Dinge Beschluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt.

Also sang ich am Fuße von Cestius Denk-Pyramide,
Weil allmählich ihr Schatt' unter den Gräbern verschwomm.
Dämm'rung entfaltete rings den Gefild' einhüllenden Mantel,
Um den Betrachtenden schwieg tiefere Feyerlichkeit:
Ferner flüsterten nur wehmüthige dunkle Cypressen,
Und mitfühlend, so schien's, wankte der Pinie Haupt.
Stumm war alles Gewühl und Getös' unruhiges Treibens,
Leisesten Pulsschlag kaum spürte die ganze Natur,
Und fast schauerte mir, ob nicht den Lebendigen fremd ich
Ohn' eindrückende Spur wandelt' im Schattengebieth.
Schwermuthsvoller Moment, wenn, sinkend, des Tages Monarchinn
Sammt dem beseelenden Licht Formen und Farben entrückt;

Alles, gedämpft und erblaßt, mahnt unser entschwindendes Daseyn,
Und kein Hoffen erhebt über den irdischen Staub.
Noch nicht funkeln die Sterne, und gleichsam zwischen das Leben
Dränget ein Stillstand sich, und die Unsterblichkeit, ein.
Doch, wie die heilige Nacht mit verheißenden Augen herab schaut,
Ahnet der strebende Geist freudige Wiedergeburt.
Tröstend begegnete so dein Blick mir, edle Gefährtinn,
Jener entzückende Strahl göttlichen Doppelgestirns.
Wahrheit wohnet in ihm, und die liebende hohe Begeist'rung,
Welche, zur Wonne dem Schmerz, selber in Thränen erglänzt.
Wem du botheſt der Freundschaft Hand, kann nimmer verzweifeln,
Wenn ungläubiger Hohn macht zum Fantom das Gefühl.
Zartheit hägend in tiefem Gemüth, beym Guten das Schöne,
Kennst du der Huld Anhauch gleich wie der Größe Gewalt.

Mit vielfarbigem Zauber umgibſt du den Dichter: es hemmt nicht,
Was Nationen entfernt, deinen geflügelten Geiſt.
Laß denn lauſchen mich dir, Mittheilerinn großer Gedanken,
Wenn das beredte Geſpräch ſiegenden Lippen entſtrömt!
Viel von erhabenen Männern der Vorwelt wollen wir reden,
Von Mitlebenden auch, oder den Opfern der Zeit.
Und wenn unter den Weiſen, die rein für das Ganze geſtrebet,
Wir aufſuchen ein Bild mildeſter Väterlichkeit,
Streng' in der eigenen Bruſt, langmüthig dem Wahn und dem Undank,
Gleichwie ein Schutzgeiſt ſchwebt über dem Menſchengeſchlecht:
Dann ſey deſſen Gedächtniß geheiliget, welchen zu kennen
Nicht mir gegönnt war, ach! welchen du ewig beweinſt.

Die Sylbenmaße.

I.

Der Hexameter.

Gleichwie ſich dem, der die See durchſchifft, auf offe-
ner Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend
umſchränkt iſt,
Daß der umwölbende Himmel die Schar zahlloſer
Geſtirne,
Bey hell athmender Luft, abſpiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig um-
faſſend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in
den Schooß auf
Kreiſender Fluth, urväterlich ſo den Geſchlechtern der
Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weit hinſtrömenden
Herrſcher,
Alle Gewäſſer auf Erden entrieſeln oder entbrauſen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Ru-
dern

Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Woge Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahin reißt:
So kann ernst bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter, immer sich selbst gleich,
Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet,
Oder der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt,
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.

Heil dir, Pfleger Homers! ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch, und andern Gesanges.

II.

Die Elegie.

Als der Hexameter einst in unendlichen Räumen des Epos
Ernst hinwandelnd, umsonst innigen Liebesverein

Suchte, da ſchuf aus eignem Geblüt ihm ein weibliches Abbild,
Pentametrea, und ward ſelber Apoll Paranymph
Ihres unſterblichen Bundes. Ihr ſanft anſchmiegend Umarmen
Brachte dem Heldengemahl, ſpielender Genien-Schar
Aehnlich, ſo manch anmuthiges Kind, elegeiſche Lieder.
Er ſah lächelnd darin ſein Mäoniden-Geſchlecht.
So, freywillig beſchränkt, nachläſſigen Gangs, in der Rhythmen
Wellenverſchlingungen, voll lieblicher Disharmonie,
Welche, ſich halb auflöſend, von neuen das Ohr dann feſſelnd
Sinnigen Zwiſt ausgleicht, bildeten dich, Elegie,
Viel der Hellemſchen Männer, und mancher in Latium, jedes
Liebebewegten Gemüths linde Bewältigerinn.

III.

Der Jambe.

Wie raſche Pfeile ſandte mich Archilochos,
Vermiſcht mit fremden Zeilen, doch im reinſten Maß,
Im Rhythmen-Wechſel meldend ſeines Muthes Sturm.

Hoch trat und feſt auf, dein Kothurngang, Aeſchylos;
Groſſart'gen Nachdruck ſchafften Doppellängen mir,
Sammt angeſchwellten Wörterpomps Erhöhungen.
Fröhlicheren Feſttanz lehrte mich Ariſtophanes,
Labyrinthiſcheren: die verlarvte Schar anführend ihm,
Hin gaukl' ich zierlich in der beflügelten Füßchen Eil'.

IV.

Der Choliambe oder Skazon.

Der Choliambe ſcheint ein Vers für Kunſtrichter,
Die immerfort voll Naſeweisheit mitſprechen,
Und eins nur wiſſen ſollten, daß ſie nichts wiſſen.
Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers lahm ſeyn.
Wer ſein Gemüth labt am Geſang der Nachteulen,
Und wenn die Nachtigall beginnt, das Ohr zuſtopft,
Dem ſollte man's mit ſcharfer Diſſonanz abhaun.

Skolion.

Nicht einheimiſchen Wein biethet mir an, welcher die Lippen nur
Herb' anziehet; beym Mahl rühm' ich mich nicht ſo Patriot zu ſeyn.
Brutus ſagte: Wo frey leben ich kann, acht' ich, daß Roma ſey;
Ich, wo ſüßerer Saft Reben entquillt, find' ich ein Vaterland.

Die Tragiker.

Aeſchylus ruft Titanen herauf und Götter herunter;
Sophokles führt anmuthig der Heldinnen Reih'n und Heroen;
Endlich Euripides ſchwatzt ein ſophiſtiſcher Rhetor am Markte.

Das Grab der Medicis.

I.

Die Statue der Nacht.

Nein, nicht bist du die irdische Nacht, die von gestern und heute:
Sey, Michel Angelo's Nacht, Mutter der Dinge, gegrüßt!

II.

Die Statue der Morgenröthe.

Hebst du vom Lager dich, Frühe, des Tags aufdämmernde Bothinn?
Ein Jahrhundert erwacht so von lethargischem Schlaf.

III.

Die Statue des Lorenzo,

der Gedanke des Michel Angelo genannt.

Denkender Stein, wann ſpringeſt du auf, den Entwurf zu vollführen?
Großes erſinneſt du ſelbſt, Größeres, wer dich erſann.

Auf Goethe's Bruſtbild

von

Fridrich Tieck.

Sieh hier Goethe's geweihetes Haupt: gleich mächtig umfaßt es,
Neben Geſchäften des Staats, Kunſt, Poeſie und Natur.

Fünftes Buch.

Scherzhafte Gedichte.

Wettgesang dreyer Poeten.

Voß.

Poesie wie die schwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einst: Gott geb's!

Matthisson.

Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuschet fern den Blick, als leb's.

Schmidt.

Rothbebackt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muse mich in schmutz'ger Juppe.

Voß.

Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich dutzendweis'.

Matthisson.

Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tusch' ich hin mit zartem Fleiß.

Schmidt.

Wer Begeist'rung recht zu sparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß.

Wie geſchaukelte Mädchen wippten
Jambus oft mir und Anapäſt.

Matthiſſon.

In Labyrinth'ſchen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Aſchyl.

Schmidt.

Seht die Vers-Botanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

Voß.

Mag der muckende Kritiker mucken,
Fort doch walzet die Melodie.

Matthiſſon.

Umſonſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Witzling meine Poeſie.

Schmidt.

Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß.

Stets als wär' er ein Wams von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.

Matthiſſon.

Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.

Schmidt.

Hier im Dörfchen sind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks lästerndem Geschnissel.

Voß.

Wer Eßgästen sein Haus verrammelt,
Nie sey Lederes dem beschert.

Matthisson.

Wo des Gefühles Lippe stammelt,
Ist schön die Sterblichkeit verklärt.

Schmidt.

Ja, ein Biederherz wird hoch geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß.

Paß doch auf, o Gesell: und dreh' um,
Denn der Braten verbrennt noch sonst.

Matthisson.

Dich grüß' ich, Riesen-Colisæum,
Daß du des Zeitstroms Sturz entronnst.

Schmidt.

Weil du heut ganz leer den Wocken sponnst,
Fickchen, komm und sing' mir ein Te Deum.

Voß.

Wie so lustig die Ferken quicken!
Gütig ist doch und weise Gott.

Matthiſſon.

Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge ſtett.

Schmidt.

Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeif' ich auf dem Blatt bey Friederiken.

Voß.

Bey des winternden Herds Geflacker
Los' ich Schmauchen und Plaudern, wiſſt!

Matthiſſon.

Umeiſt Natur auch Thal und Acker!
Ihr Liebling fühlt, daß ſie es iſt.

Schmidt.

Und im Winter kommt der heil'ge Chriſt,
Da gibts Puppen und Ducaten-Kacker.

Voß.

Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Friſch ſpaziert in das Feld hinaus!

Matthiſſon.

Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfrau, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.

Schmidt.

Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte mucken.

Voß.

So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'sch.

Matthissen.

Er wohne nördlich oder südlich,
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mensch.

Schmidt.

Ich bin nie dem Himmel widerspänn'sch;
Schiert er mich, es ist mir doch gemüthlich.

Voß.

Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geschart, das Glück.

Matthissen.

Der Freundschaft Lächeln zu erwiedern,
Strahlt sympathetisch euch mein Blick.

Schmidt.

Und für mich ist's kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthissen, deine Naturabschild'rung,
Süß wie Honig und glatt wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwild'rung
Des Teutonischen Ungeschmacks.

Matthiſſon.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlſt du, o Voß! den Pindus um.
Geſotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern im Elyſium.

Voß.

Schmidt, wenn ſinnig du Reim' erfindeſt,
Wird das Hausgeräth ſchön benahmt.
Wenn du etwas nur Griech'ſch verſtündeſt:
Da gebricht's, daß dein Vers ſo lahmt.

Schmidt.

Voß, wie ſollt' ich mich erkühnen, die's
Nachzuthun in kühnen Hexametern?
Aber was ich ſinge, glaube mir's,
Klingt harmoniſch Micheln ſo wie Petern.

Matthiſſon.

Schmidt, deine Kunſt iſt ſicher triftig,
Doch weilſt du in der ſand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lüftig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich verſteh',
Matthiſſon! Doch deine Basreliefer,

Die am Sarge ſprieſſen in die Höh',
Iſt das eine Art von Maucrpfeffer?

Alle.

Nun, ſo ſchürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Verſ' im Cyclopen-Tact;
Hochclaſſiſch wird durch weiſe Sichtung,
Die Sprache, ſonſt ſo rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Dieſe löblich nützliche Verrichtung.

Triolet.

Mit einem kleinen Triolet
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.
Verwirrſt du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolet?
Ey, ey, bey ſolchen Kennermienen!
Einſt wieß ich ſchon dir das Sonnett;
Mit einem kleinen Triolet
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.

An Merkel.

Von Leibeigenen schriebst du mit Recht; doch über uns Freye
Willst du nun schreiben durchaus: Besser, das ist dir zu hoch!

Ehrenpforte und Triumphbogen

für den

Theater-Präsidenten

Kotzebue

bey

seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. 1800.

Sonnette.

I.

Von liederlichen Thränen gibt's nun Serien,
Und niemand schwängert unsrer Bühne Musen;
Das National-Theater der Tunguſen
Geht Kotzebue zu bilden nach Siberien.

Apoſtel du, von England bis Heſperien,
Naiver Menſchheit in gefallnen Buſen!
Bald, als Parterr' verſteinernde Meduſen,
Bringſt du uns Kamtſchadaliſche Materien.
Zweyter Beniowsky! Bayard ohne Tadel!
Jenſeit des Boreas nun kennen lerne
Das Land, wovon du prophezeyt als Seher.
Rußlands Monarch ertheilt dir höhern Adel:
Zum Eſel machten dich Geburt und Sterne,
Doch die Kibitke zum Hyperboreer.

II.

Caſtra doloris waren die Theater,
Da Kotzebue für alle ſchien verloren.
Allein er iſt uns wieder neu geboren,
Und im Gefolge ſeines Ruhmes naht er.
Berlins Thiergarten wie der Wiener Prater,
Und Weimars Park verkünden's Aller Ohren:
Zum großen Feſt iſt dieſer Tag erkoren
Für unſrer Bühne Vater und Berather.
Trompetet, paukt denn, klatſcht und treibt Geſchnatter,
Der Lampenputzer komm' im neuen Rocke,
Und wie ein jeder kann, ſo feyr' ihn jeder.

Du, krah das Herz mit Heldenfrahen, Kratter!
Du, siede neue Zauberinnen, Zschokke!
Du, laß die Bestien tanzen, Schikaneder!

III.

Vom Idealen schwatzt man viel und Edeln,
Du aber eißt bey menschlichen Gebrechen,
Vergiften, Lügen, Rauben, Jungfern-schwächen,
Das Edle noch durchs kleinste Loch zu fädeln.
Was sag' ich erst vom edlen Geldvertrödeln?
Vom edlen Fluchen? Tabakspfeifen brechen?
Ja deine Feinde selber müssen sprechen,
Daß edel auch bey dir die Hunde wedeln.
Drum öffnen dir sich gern die Thränenschleusen,
Wer nicht an Menschheit glaubt, geh ins Theater,
Er seh dein Publicum und dich, und lern' es.
Du machst zerbrochne Puppen uns zu Waisen,
Saugst Rührung über Mutter, Kind und Vater
Am Nasenzipfel eines Holofernes.

IV.

Shakſpeare ward nicht geängſtet von der Regel,
Denn Recenſenten gab's noch nicht zum Glücke,
Meinſt du; und käm's nur bis dahin zurücke,
Gingſt du ſo kühn wie er wohl unter Segel.
Dich neckt mit Tücken Tieck, mit Schlägen Schlegel,
Bernhardi harrt auf jedes deiner Stücke,
Daß er in kleines Biſſchen ſie zerſtücke:
Allein was kümmern dich dergleichen Flegel?
Du ſcheuſt nicht mehr die Literatur-Zeitung,
Sonſt deinen Todfeind; dich will Schütz beſchützen;
Den Witz, den er verlor, findt in dir Huber.
Drum ſey nun Shakſpeare, dreiſt auf ſolche Stützen,
Und ruf mit genial'ſcher Zubereitung
Der Helden Geiſt aus deinem Thränenzuber.

V.

Seit langer Zeit Verfertiger von Dramen
Wollt' er nun endlich ein Poet auch werden.
Das Verſemachen macht zwar viel Beſchwerden,
Allein es führt auch einen ſchönen Nahmen.

Den Guſtav, Bayard, und antike Damen
Beſteigt er drum gleich raſchen Flügelpferden,
Und fliegt, zum Himmel nicht, herab zur Erden.
Da heißt es recht: es ſpringen ſelbſt die Lahmen.
Den Viſitator Momus an der Gränze
Des Pindus wollt' Apoll zur Rede ſtellen,
Daß er die Contrebande laſſen ziehen.
Doch Momus lacht: Der ſtiehlt dir keine Kränze;
Er hohlt aus deinem Hain, an deinen Quellen,
Statt Poeſie nur Kotzebueſieen.

VI.

Unwiſſend ſeyſt du, ſpricht der Terrorismus
Der Kritiker, und dummdreiſt, doch zu wagen,
Mit breitem Spott der Menge vorzutragen
Browns große Lehr', und Kants Idealismus.
Doch du verſtehſt dich auf den Organismus
Trotz jedem Phyſiker in unſern Tagen,
Und alle deine Stücke, kann man ſagen,
Sind nur Verſuche mit dem Galvanismus.
Den Silberthaler gangbarn Edelmuthes,
Sammt leichten Platten deines zinknen Witzes,
Weißt du armirten Nerven anzudrucken.

Und o, wie wunderbare Wirkung thut es!
Du zwingst mit der Empfindung eines Blitzes
Das Publicum, den großen Frosch, zu zucken.

VII.

Der Muse Spiel soll nicht die Pflichten lehren,
Der Tugend Ernst verschmäht entlehnte Flügel.
Ist nur ein reiner Sinn des Lebens Spiegel,
So wird von selbst die Dichtung Gutes nähren.
Du aber strebst die Meinung zu verkehren,
Du brichst mit schlaffem schmeichelndem Geklügel
Durch strenger Zucht und Sitt' und Wahrheit Riegel,
Und Weib und Mädchen kuppelst du mit Ehren.
Dann kommst du mit der Zuthat milder Thaten,
Mit Lebensretterey und edlem Triebe;
So, glaubst du, kann der Teufel dich nicht hohlen.
Nein, Schuster Kotzebue! wie falsch gerathen!
Wir woll'n die Schuhe nicht aus Christenliebe,
Nur sey dazu das Leder nicht gestohlen.

VIII.

In allen Lagen bleibt der große Dichter
Stets unerschütterlich auf seinem Posten:
Man glaubt ihn fern im dunkelsten Nordosten,
Er steht im Glanze der Theaterlichter.
Es drängen sich neugierige Gesichter;
Wie sollte heut die alte Liebe rosten?
Er gibt ja auf des eignen Schicksals Kosten
Ein Schauspiel vom beliebtesten Gelichter.
Zu Anfang die sentimentale Reise;
Hierauf nothlose Nöthen zum Erbarmen;
Ein milder Fürst, und Menschenlieb' am Hofe.
Dann Rückkehr, Jubel, Wiedersehn, Umarmen.
Zusammenhang war niemahls seine Weise:
Unmotivirt ist auch die Catastrophe.

Epigramme.

I.

Kotzebue's Geschick erregt Theilnahme bey Allen,
Ja den Kummer sogar hat er in Kummer versetzt.

Kummer verlegte, was ihm Armſeligkeit hatte geſchrieben,
Was in der theuren Zeit Hunger am Geiſte genoß.

II.

Transparent decorirt ward Kotzebue'n zu Ehren,
Jauchzend riefen ſie ihn auf das Theater heraus.
Aber man ſah ihn nicht; er ward im Gram der Verbannung
Transparenter noch ſelbſt als die Decoration.

III.

Biſt du ſo fruchtbar doch wie jene Flandriſche Gräfinn:
Sag, welch bettelndes Weib hat mit dem Fluch dich behext?
Ein halb Hundert ja ſchon Schauſpiele haſt du geboren,
Und drey Hunderte noch trägſt du im ſchwangeren Kopf.
Erſt mit der Zahl der Tage des Jahrs vollbringſt du die Wehen,
Und ein alltägliches wird jeglichem Tage zu Theil.

Verzeichniß

von

Kotzebue's Schauspielen.

1.

Adern ist Menschenhaß; zweydeutig bleibet die Reue:
Aber der Kinder Gequäk flickt die gebrochene Eh'.

2.

Edel heißt die Lüge, weil abgeschmackt sie erdacht wird,
Ungeschickt vollführt: merket den Redegebrauch!

3.

Schlecht wohl mußten gedeihn die Indianer in England;
Solch ein zartes Geschlecht drückt die Böotische Luft.

4.

Sultan Wampum, wie feist mit seinen Wünschen!
Man wünscht ihm,
Wohnte von Gozzi's Geist doch nur ein Funken ihm bey.

5.

Die es auf Erden verlernt, ist hier für die Sonne noch Jungfrau.
Lobt mir die Sonne! Sie nimmt wahrlich es nicht so genau.

6.

Hüthet euch, Freunde, zumahl, ein Kind der Liebe zu zeugen,
Denn mit Feuer und Schwert fordert es Väterlichkeit.

7.

Weil er nicht sonderlich ist, heißt Sonderling Brüderchen Moritz,
Wie der Poet ein Genie, weil er sich nimmer genirt.

8.

Graf Benjowsky! und sag' ich: Benjowsky der Graf, so versteh' ich
Wider Sitt' und Vernunft eine Verschwörung dabey.

9.

Grau färbt bald sich dem Manne von vierzig Jahren die Scheitel,
Wenn sich der feine Franzos unter den Platten erblickt.

10.

Armuth und Edelsinn! das ist ja für alle der Wahlspruch.
Selig die Armen an Geist, denn sie sind edel: versteht!

11.

Armuth gibt es auch hier, und allerley Farben des Edlen:
Grün beym Papagey, schwarz in dem Mohrengesicht.

12.

Rolla's Rolle, sie rollt dem bizarren Pizarro wie Donner;
Held ist Alonso so so, welchen sich Kora erkor.

13.

Peitschet die Negersclaven geschwind vom Theater herunter,
Jedes Gefühl wird sonst euch wie mit Nesseln gepeitscht.

14.

Tugend erliegt den Verleumdern; doch ist ein Brittischer Mylord
Gleich bey der Hand: so geht's ohne den Fürsten noch ab.

15.

Quält euch mit fadem Gewitzel der weibliche Club Jacobiner:
Flieht von Paris! wie dahin floh der betrübte Gemahl.

16.

Ey, der Graf von Burgund! das ist ein gescheidter Geselle.
Eh' man die Hand umdreht, hat er regieren gelernt.

17.

Falsche Scham, wie bist du beschämt! da selber der Autor
Sich nicht schämet, von dir fälschlich den Titel zu leihn.

18.

La Peyrouse umschiffte die Welt, um hier auf der Sandbank
Seichter Dichtung zuletzt schmählich zu finden sein Grab.

19.

Wer leichtfertige Streiche verübt, der heißet ein Wildfang,
Wem sie mißlingen, der wird schicklicher Tölpel genannt.

20.

Wißt: die Versöhnung hat Brüder versöhnt. Ich glaub' es: die Brüder,
Und die Versöhnung auch, waren vermuthlich darnach.

21.

Dieſe Verwandtſchaften ſind verwandt mit fremden Geſchlechtern;
Iffands Reiſe zur Stadt reiſte hinüber in ſie.

22.

Wäſſ'riger Opfertod! Dich zog aus dem Fluſſe der Dichter,
Doch er ſalzet ſogleich wieder in Thränen dich ein.

23.

Mit Unglücklichen droht den fühlenden Herzen der Titel,
Aber mit trocknem Spaß kommt man ſo leidlich noch ab.

24.

Rührend wird ſie gefeyert und ſchön, die ſilberne Hochzeit:
Sehet, ein Herbſttag lacht heiter dem ländlichen Feſt.

25.

Ungern unter den Ungern ſind Corſen außer dem Curs hier,
Ungern und Corſen vereint eine Quadruple-Allianz.

26.

Fahr' uns doch auch, Leibkutſcher, du alter, hin zu dem Fürſten,
Welcher in Hüll' und Füll' Rubel und Jubel beſcheert.

27.

Ueble Laune mit Recht heißt dieses Familien-Schauspiel:
Zwar es stellt sie nicht dar, aber es schafft sie gewiß.

28.

Manchmahl strebet er wohl romantische Höh' zu erklimmen,
Doch zum Dorf im Gebirg rollt er gelinde hinab.

29.

Mit Harfthörnern und Burgen und Harnischen pranget Johanna!
Traun! mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabey.

30.

O wie ein Schreibepult erlöst von Gefahren der Jugend,
Wenn es ein karger Papa reichlich mit Golde gespickt.

31.

Laß den Gefangnen doch singen! So ziemt es dem muntern Franzosen.
Dieß verschweigst du umsonst; glaube, man sieht es ihm an.

Epilog.

Sauber gericht hier habt ihr wie Leipziger Lerchen die Stücke
An der Diſtichen Spieß: röſtet und bratet nunmehr!

Die Fortſetzung folgt.

Dieſe nur waren gedruckt: ungedruckte noch kommen in Zukunft,
Auch ungeſehene dann, auch ungeſchriebne hinzu.

Es bleibt dabey.

Diſtichen ſchonen fürwahr im Mutterleibe das Kind nicht,
Brächte der Kaiſerſchnitt auch die Geburten ans Licht.

Billige Erwiederung.

In Vorreden da pocht er, und klatſchet gemein in den Stücken;
Thut ihm das Gleiche denn: pocht, Kenner, und klatſche nur, Volk!

Nachtrag.

Die Huſſiten vor Naumburg.

Dieß Stück kann häuslich und auch Hußlich heißen:
Häuslich muß der achtbare Viertelsmeiſter
Acht bare Kinder weg der Mutter beißen;
Doch Hußens Geiſt hetzt die erhitzten Geiſter
Zum Haus hinaus ein häuslich Volk zu ſchmeißen;
Mit heiſerm Heulen jedes Herz zerreißt er.
Huſſah! Huſſiten hauſen wie Huſaren:
Vor ihnen woll' uns gnädig Gott bewahren.

Kotzebue's Reiſebeſchreibung.

Die Welt bin ich umreiſ't: laßt euch erzählen,
Ihr Fördrer der Cultur und Philanthropen!
Es wird dabey nicht an Erbauung fehlen.
Man ſandte mich, wie einſt zum Vieh Aeſopen,
Zu Völkern, welche Meiners nennt Mongoliſch,
Wo man Schamanen kennt und keine Popen.

Doch glaubten dieſe Heiden, echt katholiſch,
An meines Univerſals-Geiſts Offenbarung,
Und fanden meine Sendung apoſtoliſch.
Da both ich denn den zarten Seelen Nahrung,
Gab ihnen die entzückenden Myſterien
Von meiner Muſ' in ewige Verwahrung.
Wie ich zuerſt gekommen nach Siberien,
Iſt ſchwer zu ſagen: nicht verweilen will ich
Bey ſolchen allzu kitzlichen Materien.
Mir war's beynah', als ging' ich nicht freywillig,
Doch freyer Will' iſt Wahn der Philoſophen;
Drum gilt's für meine edle That doch billig.
Ich lag in der Kibitke, wie im Kofen
In ſich gehüllt das Thier des Epikurus,
Abwartend meines Schickſals Cataſtrophen.
Und ſah zum Firmament wie Palinurus,
Dort zeichnet' ich die Bahn der öden Steppen,
Und bald ſtand über meinem Haupt Arcturus.
Zum Himmel führen leider! keine Treppen,
Sonſt hätt' ich mich als Pol-Stern aufgeſchwungen,
Statt mich im Jammerthal herum zu ſchleppen.
Ich war am Ziel, des Schickſals Grimm bezwungen,
Frey konnt' ich nun das ſchöne Land bereiſen,
Wo noch kein Muſenſohn hindurch gedrungen.

Mag es mit harter Decke sich beeisen,
Taugt's nicht zum Tanz und leichten Schäfertritten,
So fährt ein Schlitten in bequemen Gleisen.
Rennthiere gab man mir vor meinen Schlitten.
Doch weil ihr diese Thiere noch nicht kennet,
Muß ich Erlaubniß, sie zu schildern, bitten.
Ein Rennthier heißt's, weil es entsetzlich rennet;
Die Stränge macht man fest an seiner Stirne,
Die ehern ist, und keine Schwäche kennet.
Wie gegen sie der schärfste Sturmwind zürne,
Sie trotzt, mit stattlichem Geweihe prangend,
In welches ausgewachsen ihr Gehirne.
Und Schellen, an des Thieres Hörnern hangend,
Ertönen, wenn es aufspringt aus dem Lager,
Mit holdem Klange die Gemüther fangend.
Was es auch frißt, so bleibt es dünn und hager,
Hat immer Lust, doch keine Kraft, zu buhlen,
Vor allem aber sind die Schenkel mager.
Sie spitzen fein sich, (o in welchen Schulen
Erlernte dieß Natur zu unserm Horte?)
Und enden in geschnittne Federspulen.
Damit nun kritzelt's leicht verwehte Worte
Auf jene weißen Flächen unermüdlich,
So kommt man rasch von ein- zum andern Orte.

Ich fuhr umher, bemüht die Völker friedlich
Und ſanft, wie Manco Capac einſt, zu bilden,
Die an Geſtalt und Sitten unterſchiedlich.
Erſt, an den Werkeltägiſchen Gefilden
Fand ich die Naturaliſchen Klotzaken,
Die alle Kunſt verſchmähn, gleich weiſen Wilden.
Darauf gelangt' ich zu den Zotiaken,
Die haben ſich um meinen Bahrdt geriſſen,
Auch ſaßen mir die Schmutzken auf den Hacken.
Drum flüchtet' ich mich zu den Zähregiſſen,
Die tragen voll Humanität den Buſen,
Auf volle Thränencimer ſtets beſliſſen.
Nächſt ihnen wohnen dann die Tugenduſen,
Ein edles Volk; wie konnt' ich beyde rühren
Durch Niederkunften meiner zarten Muſen!
Sie haben die Quergiſen und Plattkiren
Zu Bundsgenoſſen, wider die Fantaſten,
Die bloß nach Schönheit dichten, Krieg zu führen.
Wer glaubt es? den Quergiſen ſtand der Kaſten
Des Hirns viel weiter hinterwärts zur Linken;
Die Hand verdrehten ſie, wenn ſie was faßten.
Sein ſchräges Aug' ließ der Plattkire blinken,
Mich mit gepletſchter Naſe freundlich drückend,
Daß ich vor Inbrunſt glaubte hinzuſinken.

Wie war es mir, dem Menſchenfreund, beglückend
Mein Herz zu tauſchen da mit all- und jeden!
Kein Beyfall war mir jemahls ſo entzückend.
Viel Liebes thaten mir die Dummoiden,
Anmaßungslos und ohn' damit zu prahlen,
Auch die Wiſchwaſchen prieſen meine Reden.
Geiſtreicher ſind jedoch die Lamſchädalen,
Sie fühlten meiner Späße feine Spitze,
Dann ſah ich ihre breiten Backen ſtrahlen.
Sie haben ſich mit einem großen Schlitze
Den Mund erweitert, um voll aus zu lachen,
So weit geht die Liebhaberey zum Witze.
Allein was ſoll ich viele Worte machen?
Denn von Nowaja-Semla bis Irkutzkoi
Gewann ich jedes Volk für meine Sachen.
Sie ſandten Bothen aus nach D-a-kutzkoi,
Für mich ein Ehrendenkmahl auszuſinnen,
Und bauten mir die neue Stadt Kotzbutzkoi.
Die treuen Moduinen wohnen drinnen,
Sie wird die Pyramiden überleben,
Am Irwiſch-Fluſſe prangen ihre Zinnen.
Die Bücharey dehnt gränzenlos und eben
Dicht hinter ihr die wohlbebauten Fluren,
Auch liegt die große Sündarey daneben.

Und Alle, die Kotzbutzkoi sahn, erfuhren,
Daß sie die Zauberkraft von meinem Nahmen
Umschuf zu theatralischen Naturen.
Was auf den Gassen vorging, ward zu Dramen,
Das ganze Klatschpack sah und spielte Schauspiel,
Umgeben rings von ew'gen Panoramen.
Trieb man die Schweine durch, so war's ein Sauspiel,
Es häuften so sich die Theater-Streiche,
Das keiner aus der Täuschung je heraus fiel.
Auch flogen, Tauben gleich, in jedes weiche
Gemüth die edlen Thaten schon gebraten
In dem dramatischen Schlaraffen-Reiche.
Ich ruht' und sah, wie wohl es mir gerathen,
Da scholl mir eine Stimm' aus goldner Wolke:
Sanct Kotzebue! du streutest Menschheitssaaten;
Drum sey geehrt bey allem Erdenvolke.
Jetzt sahst du apokalyptische Visionen
Von deinem Ruhm in allegor'scher Wolke.
Deutschland hägt die unzähl'gen Nationen,
Die du besuchst, im heimischen Reviere;
Hier ist Kotzbutzkoi, und hier sollst du wohnen!
Da wacht' ich auf; die Spuren der Rennthiere,
Zum Zeichen, daß ich nur gercis't im Schlummer,
Sah' ich noch stehn auf manchem Ries Papiere,
Und schickt' es gleich zum Druck an Gotthelf Kummer.

Das thieriſche Publicum.

Romanze.

Von dem neuen Orpheus ſing' ich,
Der, wie jener Argonaute,
Nur mit ſeiner Kunſt bewaffnet
Wilde Wüſten hat durchlaufen.

Zwar er ſingt nur ſchlecht und heiſer,
Läßt auch keine Saiten rauſchen;
Doch Schauſpiele kann er machen,
Schöne Schauſpiel', viele Tauſend.

Eh' man eine Hand umdreht,
Springen ſie aus ſeinem Haupte,
Schüttelt er ſie aus den Aermeln,
Und ſein Herz iſt ihre Taufe.

Durch Siberiens Steppen ziehend,
Macht' er ſie zum Schauſpielhauſe,
Sich zur Komödianten-Truppe,
Die Couliſſ' aus jedem Strauche.

Und er hatte, (ſeht, ſo darf man
Auf die hohe Kunſt vertrauen,)
Bald ein Publicum gebildet,
Das ihn mit Entzücken ſchaute.

Aufrecht ſaßen weiße Haſen,
Klatſchten mit den Vorderklauen,
Daß man wirklich unſre Logen
Erſten Rangs zu ſehen glaubte.

Zobel brachten ihre Pelze,
Die Entree nur zu erkaufen;
Gern hätt' er ſie frey gegeben,
Wenn er's nicht nothwendig brauchte.

Seufzend, daß ſein Pflicht-Tribut
Nicht ſo edle That erlaubte,
Zog er ganz gelind ihr Fell ab,
Ließ ſie dann großmüthig laufen.

Voll Empfindung murrten Bären
In des Nordwinds hohles Sauſen;
Mancher Fuchs haart' ſich vor Rührung,
War er gleich nicht in der Mauſe.

Ja, der Kamtſchadalen Hunde
Horchten vor dem Schlitten kauhend,
Unbeweglich, wenn ihr Herr ſie
Peitſcht, und mit den Zügeln zauſet.

Auch die Kamtſchadalen luden
Ihn in ihre Winterkl uſen,
Hörten aufmerkſam die Dramen,
Während ihre Frau'n ſie lauf'ten.

Thun die Beſtien das dort hinten,
Wo ein ew'ger Nebel grauet:
O ſo laßt euch nicht beſchämen,
Thiere unſrer Deutſchen Auen!

Da er nun die Orpheus-Züge
Mit der Heimath Ruh' vertauſcht,
Stimm' auf ſeine Weiſe jedes
In das allgemeine Jauchzen.

Geht er in den Wald ſpazieren,
Neue Stücke auszuklauben,
In dramat'ſchen Selbſtgeſprächen
Mußt du, Guckguck, ihn belauſchen.

In des Einerleyes Wechſel
Und im ſel'gen Selbſtvertrauen
Ganz ſein Abbild, grüß' ihn, Guckguck,
Mit des eignen Nahmens Laute.

Zwitſchert, Spatzen! Raben, krächzet!
Wo er geht, ſteht, liegt und kauert;
Nur die Lerch' und Nachtigall
Schweigen ſchüchtern, wo er hauſet.

Wenn er in des Schlummers Armen
Vom Theater-Lärm verſchnaufet:
Steigt von allen Nachbarsdächern,
Katzen, nieder, und miaulet!

Katzen, Kotzebue zu Ehren
Reinigt pruſtend eure Schnautzen;
Serenaten, herzerbrechend,
Stimmt dann lauter an und lauter.

Und wie alte Komödianten
In der allertiefſten Trauer,
Windet euch, als plagt' euch Grimmen
Recht im Innern der Kaldaunen.

Sagt, wenn Nachbarn ſchelten, daß ihr
Nur den Zeitgeſchmack behauptet,
Daß das weinerliche Drama
Die Kritik euch nie ſoll rauben.

Auch, ihr muntern Thiere, die ihr
Zu der Mühle zieht in Haufen,
Die vor eleganten Leuten
Ich mir nicht zu nennen traue:

Wenn ihr, eurer Säck' entladen,
Trabt vorbey vor ſeinem Hauſe,
Haltet ſtill, und guckt hinauf,
Streckt die Hälſe lang und jauchzet.

Gleich, als ſprächt ihr: Schreib' doch Bücher,
Die uns recht die Ohren krauen,
Von Hyperboreer-Eſeln;
Ja, Bruder und Vertrauter!

Festgesang

Deutscher Schauspielerinnen bey Kotzebue's Rückkehr.

Allerliebster Kotzebue!
Hatten wir doch keine Ruh',
Da man dich von uns genommen,
Bis du endlich wieder kommen.
Ach, wir waren sehr betrübt;
Denn wir sind in dich verliebt.
Nun willkommen, Liebster, du!
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wir Verlass'nen, wärst du hin,
Hätten's kläglichen Gewinn:
Shakspeare, Göthe, Schiller spielen
Mit unmenschlichen Gefühlen,
Und der Jamben harte Noth,
Die wir hassen in den Tod.
Davon rettest uns nur du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Du bist unsrer Herzen Mann,
Der uns recht errathen kann.
Reden, Thränen kannst du schreiben,
Wie wir sie zu Hause treiben,
Daß wir bey der Lampen Schein
Glauben, ganz wir selbst zu seyn.
Das kann niemand so wie du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wird die schwang're Frau geneckt,
Von der Schwägerinn entdeckt;
Hat die Kora nichts verbrochen,
Muß sie nächstens gleich in Wochen:
Das verstehen wir so gut,
Ja das rührt uns Muth und Blut.
Rühr' denn immer, rühre du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Wie du weißt, uns selbst kommt oft
Gute Hoffnung unverhofft.
Aber deine Gurly's machen
Wir auch so gestalter Sachen,
Und im tändelnd zarten Schritt
Spielt die kleine Hoffnung mit.

Bald wirst ihr Gevatter du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Quält die Madam' Müller sich,
Das ist freylich wunderlich:
Längst vergaßen wir das Wissen
Von so ängstlichem Gewissen;
Aber Unschuld, Sünd und Reu'
Steht doch gar zu hübsch und frey.
Fallend lehrst gefallen du,
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Ach die Afanasia,
Wie berückt sie den Papa!
»Laß Französch mich lernen, bitte!«
Und wie dann le coeur palpite!
Doch zuletzt kann sie nicht fort,
Hier Papa, und Liebster dort;
Der gibt sie zurück aus Tu —
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

Bleibe nur auf dieser Spur
Der natürlichsten Natur.

Soll dein Schauspiel farbig schillern,
Gar zuletzt in Reimen trillern,
Sammt dem jambischen Geplärr:
Sieh, so pocht dich das Parterr.
Liebster, das nicht wieder thu',
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — bubu — bubu — bu!

La Peyrouse als Papageno.

Nach der Weise: »Der Vogelfänger bin ich ja.«

Der Weltumsegler bin ich ja,
Stets lustig, heisa! hopsasa!
Der Weltumsegler ist gesandt
Für Kotzebue durch Meer und Land,
Mich auf den Erdenball umzusehn,
Wo seine Stücke vor sich gehn.
Ihm will ich gerne dienstbar seyn,
Er gab mir schon zwey Weibchen fein.

Der Weltumsegler bin ich ja,
Stets lustig, heisa, hopsasa!
Der Weltumsegler ist gesandt
Für Kotzebue durch Meer und Land.

Die Weibchen folgen meinem Ruf,
Die Kotzebue so weich erschuf;
Dann sperr' ich sie zu meinen Zwezn
In diesen lieben Kasten ein.

Schlachtlied

der beliebten Schauspielschreiber gegen die Dichter und Kunstrichter.

Nach der Weise: Allons, enfants de la patrie.

Wohlauf, der Deutschen Bühne Kinder!
Der Tag des Ruhmes bricht heran.
Man schalt uns oftmahls arme Sünder,
Nun zeige jeder, was er kann.
Hört ihr der Tadler wilde Horden?
Der Kritiker verruchten Schwarm?
Sie kommen, euch sogar im Arm
Des lieben Publicums zu morden.
Zum Kampfe, Bürgervolk! Schließt euch in engem Bund;
Zieht aus! Poeten-Blut düng' unsern platten Grund.

Ha! bebt, Verwegne! und ihr Dichter,
Die niemand heut zu Tag begreift!
Erbebt! schon seyd ihr Bösewichter
Zur Umarbeitung uns gereift.
Schauspiel wird alles, euch zu dämpfen;
Fällt eines aus dem jungen Chor,
So schießen neue Pilz' hervor,
Gleich fertig gegen euch zu kämpfen.
Zum Kampfe, Bürgervolk! Schließt euch in engem Bund;
Zieht aus! Poeten-Blut düng' unsern platten Grund.

Abschied.

Den Bahrdt, den du geschoren,
Wirft man in deinen Bart.
Dich scheren, wär' verloren,
Wie waschen an den Mohren;
Denn ewig stehn die Ohren
Dir lang und rauh behaart;
Das liegt in deiner Art.
O, wärst du nie geboren!
Wie zaus't man dir den Bart!

Du wolltest Esel bohren,
Doch wirst du überbohrt.
Das sind die Hyperboren,
Die sich's zur Lust erkoren,
Die Häupter anzubohren,
Die, so wie deins brohrt,
Mit Lorbern sich umkort.
O wärst du nie geboren!
Wie wirst du überbohrt!

Ein schön kurzweilig Fastnachtsspiel
vom
alten und neuen Jahrhundert.

Tragirt am ersten Januarii im Jahr 1801.

Der Herold tritt ein, verneigt sich, und spricht:

In dieses neuen Jahres Nahmen
Seyd schön willkommen, ihr Herrn und Damen!
Wir verzehren hier, so viel ist klar,
Das erste Abendessen im Jahr;
Und weil's das erste Abendmahl nun,
So möcht' ich gern was Besonders thun.

Kann zwar nur machen einen kleinen Spaß:
Je nun, 's ist immer doch auch etwas.
Es hat verlautet vom neuen Jahrhundert;
Da, denk' ich mir, seyd ihr alle verwundert,
Daß es so wenig fällt in die Sinne:
Mir nichts, dir nichts, so ist man drinne,
Man dehnt sich, man gähnt, und sich beschaut,
Und steckt noch in der bekannten Haut.
Ja, wenn unter Pauken und Trompeten,
Wie weiland die Mauern bey Jericho thäten,
Mit Krachen stürzte die Scheidewand ein,
Und durch den Riß dann spräng' man hinein:
Da wollt' ich auch nicht der Faulste seyn.
Doch still geht den ewigen Gang die Natur,
Ist keine Glocken- noch Pendel-Uhr,
Die durch das Gewicht der Planeten-Züge
Auf tausend acht hundert und eins anschlüge.
Ja, Leute gibt's, die mit Paradoxen
So gröblich um sich schlagen, wie Ochsen,
Die sagen: Zeitalter reisen wie Könige
Incognito, es wissen's nur Wenige;
Das neue Jahrhundert sey längst begonnen,
Nur komm' es noch nicht ans Licht der Sonnen,
Weil es, aus heimlicher Liebe ein Kind,
Sich schäme, wo eh'liche Dummköpfe sind;

Auch was man so die Zeiten heißt,
Das schaffe sich selber des Menschen Geist:
Drum, wer ans Jahrhundert nur festiglich glaubte,
Dem wachs' und blüh' es im eignen Haupte;
Wem's aber von innen nicht käme her,
Von außen kriegt' er es nimmermehr.
Ich will nicht entscheiden so große Sachen,
Allein um eine Kurzweil zu machen,
So führ' ich euch vor die beyden Strunzeln;
Die Alte grießgrammig und voll Runzeln,
Man sieht sie niemahls lustig schmunzeln;
Die Junge zart, doch munter und kräftig,
Die Alte mit Weisethun sehr geschäftig.
Doch was erzähl' ich euch all den Plunder?
Das sind sie, seht selbst und hört jetzunder!

Das neue Jahrhundert schläft in der Wiege. Das alte Jahrhundert sitzt daneben, wiegt und singt:

Alte.

Schlaf', Kindlein, draußen so dunkel ist,
Ach, gar ein schrecklich Gemunkel ist.
Wenn du dich muckfest mehr wie ein Stein,
Willst wie unartige Kinder schreyn,
So schlingt dich der alte Saturn hinein.
Schlaf', Jahrhündertchen, klein, klein, klein!

Junge macht auf und ſchreyt.

Ach!

Alte.

Mein Herzchen, willſt du Kinderpappe?

Junge.

Nein, Feſte will ich, du alte Kappe.
Iſt's recht, daß ich ohne Geſang und Schall,
Ohne Paukenſchlag und Kanonenknall,
Ohne Masken, Aufzüg' und Ehrenbogen
Wie ein Dieb in der Nacht komm' eingezogen?

Alte.

Ey, mein Kind, Feſte ſind unverſtändig,
Auch ſind die Zeiten gar zu elendig.
Man muß das Geld nicht ſo verſchwenden,
Und es lieber an die Armuth wenden.

Junge.

Ja wohl an die Armuth! da haſt du Recht!
Denn arm und erbärmlich iſt dein Geſchlecht.
Hat denn das Volk ſo gar keinen Sinn
Für des Jubels und feſtlicher Freude Gewinn?
Will immer an ſchwerfälligem Ernſte ſiechen,
Nie kecklich leben wie Römer und Griechen?
Bey denen gab's Kampfſpiel und Bacchanalien,
Herrliche Triumph' und Saturnalien,

Zu allem Großen gesellte sich Scherz,
Da hatte der Witz noch ein ander Herz,
Und nie ward schöner gehuldigt den Göttern,
Als wenn sie wurden an ihnen zu Spöttern.
Wie damahls den Feldherrn die Soldateske
Beym Triumphe neckte mit mancher Burleske,
So, wollt' ich, hätte man uns genärrt,
Ein spöttliches Grablied dir geplärrt,
Auch meine Geburt gefeyert deßgleichen,
Geweisſagt von künftigen Narrenſtreichen.

Alte.

Ey ey, das könnte ja Anſtoß geben!
Die Nachbarn glaubten die Scandala eben.
Lieber, um meinen Ruhm zu friſten,
Ding' ich mir einen Akademiſten,
Der meine Verdienſte würdig ſchätzt,
Und in umſtändlichen Paragraphen aus einander ſetzt.

Junge.

So wähle nur zu beſſ'rer Verbreitung
Den Schreiber der National-Zeitung.
Der hat's ja mit der Publicität,
Das heißt, gar trefflich die Kunſt verſteht,
Viel Aufheben zu machen um Nichts.

Alte.

Bist du solch eine Feindinn des Lichts?
Hab' ich nicht den Aberglauben zerstört?
Die Vorurtheile ausgekehrt?
Toleranz und Aufklärung erdacht,
Und die Humanität aufgebracht?

Junge.

O geh' mit diesen hohlen Worten!
Ich muß sie hören aller Orten.
Mit wohlfeiler Wahrheit und Tugendflittern
Zu prahlen, das ziemt nur dürftigen Rittern.
Die Alten haben's nicht genannt,
Jedoch die Sach' weit besser gekannt.

Alte.

Nichts hab' ich gelassen unverfeinert,
Alles zierlich verengt und verkleinert.
Die Apostel trugen 'nen warmen Mantel:
Das macht, sie führten gemeinen Wandel;
Draus hab' ich denn, nach neu'stem Geschmack,
Geschneidert einen luftigen Frack.
So herrscht nunmehr zu meinem Ruhm
Ein neu gesäubert Christenthum,
Nach welchem Christus ein guter Mann,
Sonst aber nichts begehren kann.

Die Offenbarung meine Exegeten
Zu nüchterner Vernunft umdrehten.

Junge.

Da haſt wohl was Rechtes geſchafft.
Wo bleibt dabey die himmliſche Kraft
Der Seher Gottes, der heil'gen Väter,
Der Märterer und Wunderthäter?
Ihr wollt bey euren ird'ſchen Sinnen
Die Seligkeit nebenbey gewinnen,
Glaubt keines geiſt'gen Heils Ankunft,
Und eure Unmacht nennt ihr Vernunft.

Alte.

Kein' inn're Erleuchtung gab es nie,
Das erklärt man aus der Pſychologie.
Wie ſollt' ein Geiſt ſich zu uns rühren,
Da wir dergleichen in uns nicht ſpüren?
Bey uns geht alles begreiflich zu;
Denn, daß die Natur Wunder thu',
Können wir nimmermehr zugeben.
Von drin wohnendem Geiſt, Kraft und Leben,
Das ſind lauter Jacob Böhm'ſche Myſterien;
Wir ſchaffen's bloß mit todten Materien.
Die werden gemiſcht nach Maß und Zahl,
So entſtehen die Kreaturen zumahl,

Und können ſich dann das Leben friſten.
Da lies nur meine Encyklopädiſten.
Uns alle, wie wir gehn und ſtehn,
Was in und durch uns mag geſchehn,
Unterwerfen ſich dem Calcul.

Junge.

Da gibt das Reſultat denn Null.
Freylich ließen ſich ſolche Phantomen
Zuſammen backen aus Atomen,
Die innerlich dienen dem Nichts allein,
Und ſcheuen ſich, wirklich da zu ſeyn.
Da ſo ungöttlich ihre Thaten,
Wie ſollten ſie die Natur errathen,
Die nur der Gottheit Schein und Bild,
Unendlich groß und weiſ' und mild?

Alte.

So beruht auch meine Staatsverwaltung
Bloß auf der Rechnungsbücher Haltung.
Ich hab' erfunden die Statiſtik
Sammt allen Künſten der Cameraliſtik.
Die Menſchen ſind Ziffern zu dieſer Friſt,
Der Staatsmann iſt der Algebraiſt:
Er ſchöpft die Weisheit an den Quellen,
Geburts- und Mortalitäts-Tabellen.

Da iſt nichts ſo groß oder ſo klein,
Es kommt mit in die Rechnung hinein.
Mit Patriotismus bewirthſchaften wir die Wälder,
Mit Moralität düngen wir die Felder;
Auf die Gedanken legen wir Taxen,
So müſſen unſre Einkünfte wachſen;
Und küßt wer ſein Liebchen, heut oder morgen
Muß er uns für die Bevölkerung ſorgen.

Junge.

So wird der Mammon allen zum Götzen,
Sie kennen nur ein ſelbſtiſch Ergetzen.
Wo ſind die Zeiten der alten Helden,
Von denen die Geſchichten melden,
Da das Vaterland, ſeiner Kinder Wonne,
Und ewig quellender Freuden Bronne,
Sich aller Triebe hatte bemeiſtert,
Zu Noth und Tod die Brüder begeiſtert?
Bey euch macht Helden der bunte Rock,
Ein Bißchen Lohnung und ſehr viel Stock.

Alte.

Was nützt die wilde Vaterlandsliebe?
Nein, wir beherrſchen unſre Triebe.
Bey uns zielt alles auf den Nutzen;
Will eins nicht, weiß man's zurecht zu ſtutzen.

Da sind zum Beyspiel die Hirngespinste,
Die so genannten schönen Künste:
Die dürften nun finden gar nicht Statt;
Denn vom Schönen wird niemand satt,
Gebraucht' ich nicht zu Handlangern sie
Bey meinen Fabriken und Industrie.
Man liebt jetzt nur vernünft'gen Discurs,
Drum kam die Poesie außer Curs.
Ich weiß die Fantasie zu kuranzen,
Muß nach der prosaischen Pfeife tanzen.
Den Sittlichkeitsring in die Nase gelegt,
Die Füß' im Tact der Decenz bewegt.
Das wird der feine Geschmack genannt,
Den die rohen Alten nicht gekannt.

Junge.

O du Erzfeindinn alles Großen!
Vom Schönen und Edlen ausgestoßen!
Zu lang' hab' ich dich angehört,
Und würde zuletzt noch gar bethört.
Du lästerst die Natur und Gott,
Und Recht und Freyheit sind dir Spott,
Zogst gern hinab in deine Vernichtung
Die schöpferische Kraft der Dichtung,
Kraft deren wir alle leben und weben,
Und nach unendlichem Daseyn streben.

Statt deſſen rühmſt du deinen Bettel:
Ich will dich erdroſſeln, du garſt ge Bettel!

(Springt aus der Wiege.)

Alte bey Seite.

O Himmel, wie wird ſie groß und ſtark!
Mir geht ein Graun durch's innerſte Mark.
Will ſehn, ob Trug mir möchte glucken,
Vielleicht den Hitzkopf zu berücken;
Sie iſt, ſo grob und wild ſie thut,
Doch voll von albernem Edelmuth. —
Ach, liebes Kind, du brichſt mir's Herz;
Hühühü! welch ein bittrer Schmerz!
Es iſt mir gar nicht um mein Leben,
Das wollt' ich dir gern aus Liebe geben;
Aber daß ich, in meinen alten Jahren,
Eine ſolche Schmach noch muß erfahren,
Daß du, meines Leibes wahre Frucht,
Meine einzige Tochter, ſo verrucht
Deiner Mutter den Hals willſt umdrehen:
Iſt was Entſetzlichers je geſchehen?

Junge.

Halte mich nicht auf mit ſolchen Poſſen,
Ich wär' aus deinem Blut entſproſſen.
Ein jeder Tropf' in meinen Adern
Muß mit dir um die Lüge hadern.

Sieh meine Gestalt, mein Angesicht,
Sie tragen deine Züge nicht,
Auch räth mir keine inn're Stimme,
Die Mutter zu verschonen im Grimme.
Bereite denn dich gleich zu sterben,
Ich will dich vertilgen und verderben.

Alte bey Seite.

Nun will ich noch das Letzte versuchen. —
Tochter, ich pflege sonst nicht zu fluchen:
Ich bin deine Mutter, häg' keinen Zweifel;
Wo nicht, so soll mich hohlen der Teufel.

Junge.

Weil du die Hölle rufst zum Zeugen,
Muß ich mich ihrem Ausspruch beugen,
Muß mit dem Todesstreich noch zaudern:
Wiewohl mich faßt ein heimlich Schaudern,
Ob durch solch unauflösliche Kette
Das Schicksal dir verknüpft mich hätte.

Alte bey Seite.

So läßt die Thörinn sich beschwatzen,
Sie glaubt noch an die alten Fratzen.
Es gibt keinen Teufel, das weiß ich lange,
Drum ist mir vor seinem Hohlen nicht bange.
Nun hoff' ich noch so fort zu regieren,
Und sie am Gängelband zu führen.

Satan tritt ein, ſchnaubt und ſpricht:
Hier bin ich, weil du mich verlangſt.

Alte.

O welcher Jammer, welche Angſt!
Verlangt hätt' ich nach ſolchem Scheuel?
Ich kenn' dich nicht, geh' fort, du Gräuel!

Satan.

Ha ha ha! bin ich nicht bekannt?
Und doch, wenn deine Lüſt' entbrannt,
Hab' ich in mancherley Geſtalten
Als Buhler mit dir zugehalten.
Jetzt zeig' ich dir mich, wie ich bin,
Und fahren muſt du mit mir dahin.
Du haſt Wechſelbälg' ans Licht gebracht,
Worüber Himmel und Hölle lacht.
Dieß Kind hier hatteſt du geſtohlen,
Und ſchwurſt, dich ſolle der Teufel hohlen,
Wofern es nicht dein Schooß geboren;
Du ſiehſt, die Hölle hat gute Ohren.

Junge.

Dank ſagen muß ich ſelbſt dem Böſen,
Daß er mich will von ihr erlöſen.

Satan.

Ich hatte lang' auf dich gepaßt,
Jetzt hab' ich dich feſt am Kragen gefaßt.

Alte.

Ach, solch Verfahren nicht besteht
Mit Aufklärung und Humanität.

Satan.

Schweig', du bist mein, für deine Frevel
Will ich dich braten in Pech und Schwefel.

(Satan führt das alte Jahrhundert ab.)

Junge.

O habet Preis, ihr himmlischen Mächte!
Ich hoffte kaum, daß ich's vollbrächte:
Allein nach eurem Wollen und Fügen
Hilft selbst das Böse dem Guten siegen.
Die Alte hat mich so sehr gestört,
Das Beste, was ich wollte, verkehrt;
Ich fühlte mich beengt, bedrängt,
Gewicht und Bande mir umgehängt!
Nun kann ich mit neu lebendigem Regen
Zu kühnen Thaten mich frisch bewegen.
Doch ach! mir selber unbekannt,
Geworfen an des Lebens Strand,
Darf ich, ihr Hohen, in Demuth bitten,
Mich weise zu lenken auf meinen Tritten?
O wär' die Abkunft mir bewußt,
Ich flög' an meiner Aeltern Brust,

Da wollt' ich mit heiligem Schwur verheißen,
Mich ihrer würdig zu beweisen.

(Die Wolken theilen sich, der Genius und die Freyheit scheinen mit Licht bekleidet.)

Der Genius.

Dein Ruf hat sich empor geschwungen,
Dein Sehnen ist zu uns gedrungen:
Für deine Inbrunst und kindlich Vertrauen
Sollst du in wahrer Gestalt uns schauen,
Die wir im heiligsten Verlangen
Geheimer Liebe dich empfangen.
Nimm auf die Stirne diesen Kuß
Von deinem Vater, dem Genius;
In deiner Mutter brünst'gen Armen
Sollst du zu hohem Thun erwarmen.
Bedenk', du bist aus himmlischem Samen,
Aus welchem die alten Herren kamen.
Glaub' kühn zum Höchsten dich berechtigt,
Und ringe, bis du dich deß bemächtigt.

Die Freyheit.

Meine Tochter, die erste Prüfungszeit
Hast du bestanden mit wackerm Streit,
Da deine heuchelnde Pflegerinn
Nicht umwenden konnte deinen Sinn.

Deine Aeltern hatten dich verlassen,
Daß du zu dir Muth solltest fassen:
So findet der Mensch sich selbst mühselig,
Ringt zur Besinnung sich auf allmählich,
Und wie es da wird hell und klar,
Wird ihm mein Wesen offenbar.
Ich kann nicht, wie die Thoren meinen,
Als blinde Willkür je erscheinen.
Nein, der Begriff vom eignen Seyn
Ist Quell und Ursprung mir allein;
Und wer sich selber so begriffen,
Der kann die Welten kühn durchschiffen,
Er hat den heiligen Magnet,
Der unwandelbar nach Norden steht.

Der Genius.

Und dann ergießt sich Geist und Wille
In neuer Dichtung schöne Fülle,
Die Natur wird ihm zum Pantheon,
Da träumt er süß wie Endymion.

Freyheit.

Auf, meine Tochter, dring' hinan!

Genius.

Dir öffnet glorreich sich die Bahn.

Freyheit.

Siehst du des Sieges Palmen glänzen?

Genius.

Blick' auf zu jenen Sternenkränzen.

Freyheit.

Einſt kommſt du zu der Sphären Tänzen.

Genius.

Frey von der Zeit, des Raumes Gränzen.

Junge.

Noch ein Mahl, ein Mahl ſegnet mich!

Genius und Freyheit.

Dort oben ſehn wir wieder dich.

(Beyde verſchwinden gen Himmel, das neue Jahrhundert auf der Erde ihnen nach.)

Der Herold tritt abermahls ein, und ſpricht:

So hat das alt' und ſchwache Jahrhundert
Der Teufel gehohlt ſammt ſeinem Plundert.
Und ſeyd nun nicht erſchreckt noch verwundert,
Wenn's Wunderdinge blitzt und dundert,
Denkt: 's iſt das neu und ſtarke Jahrhundert.
Wenn's etwa euer Gemüth kunnt' laben,
Was wir allhier tragiret haben,
So lad' ich euch, ihr Herrn und Fraun,
Den zweyten Actus anzuſchaun,
Der leicht noch mehr ergetzen mag,
Ueber hundert Jahr auf dieſen Tag,

Entweder in dieſer Zeitlichkeit,
Oder in der ewigen Herrlichkeit.
Denn dort ſind wir alle noch zehn Mahl geſcheidter,
Und treiben's mit Spaß und Lachen viel weiter.
Darin beſteht ja das ſelige Leben;
Das woll' uns allen der Herrgott geben.

Philoſophiſche Lection.

Meine Herrn, damit Sie's wiſſen,
Welche Wiſſenſchaft ich lehre:
Es iſt die Wiſſenſchaftslehre,
Das heißt Wiſſen von dem Wiſſen.

Dieß muß ich nun deutlich machen.
Können Sie es nicht verdauen,
Will ich's Ihnen erſtlich kauen,
Und dann ſchieben in den Rachen.
Zwar Ihr Kopf wird etwas krachen,
Weil mit unnütz ſchlechtem Wiſſen
Sie ihn ohne Noth verſchließen;
Darum will ich's unverhohlen
Ihnen ſagen, wiederhohlen,
Meine Herrn, damit Sie's wiſſen.

Kreide nehm' ich in die Rechte.
Will man Wahrheit recht erwerben,
Muß man auf ein Bret sie kerben,
Wie im Wirthshaus, was man zechte.
Daß ich tapfer sie verfechte,
Komme nach der Kinderlehre
Jeder, den ich nicht bekehre,
Zweifle, frage, fordre Proben,
Und er wird dereinst noch loben,
Welche Wissenschaft ich lehre.

Wissen Sie nicht irgend was?
Zwey Mahl Zwey etwa macht viere.
Daß ich Sie nicht prostituire,
Nehm' ich an, Sie wüßten das.
Dieses Wissen ist nur kraß.
Bis ich's höher erst verkläre,
Und Besinnung drein bescheere;
Dann wird draus die Wissenschaft,
Die des Wissens Wissen schafft:
Es ist die Wissenschaftslehre.

Diesen derben Stab der Fichte
In der Hand, da kann man handeln,
Fest auf Erden stehn und wandeln,

Und wird nimmermehr zu nichte.
Bis zum letzten Weltgerichte,
Wenn auch alle Stränge riſſen,
Bleibt Ihr ruhig im Gewiſſen.
Denn Ihr wißt gewiß, Ihr wißt,
Und auch was dieß Wiſſen iſt:
Das heißt Wiſſen von dem Wiſſen.

Parabel

vom Eulenſpiegel und den Schneidern.

Unter vielen löblichen Thaten,
Die Eulenſpiegels Witze gerathen,
Iſt eine von ſondrer Lehr' und Nutzen,
Wie er die Schneider zurecht thät' ſtutzen.
Nach Roſtock, der berühmten Stadt,
Beſchied er ſie zu gemeinem Rath,
Er woll' ihnen etwas offenbaren,
Auf ewige Zeiten zu bewahren,
Daß jeder es auf die Seinen vererbe,
Eine große Sach' für ihr Gewerbe.
Durch ein Ausſchreiben gab er Kunde
Den Wendiſchen Städten in die Runde,

In Holstein, Pommern, bis Stettin,
Nach Wismar, Lübeck und Hamburg hin.
Die Schneider kamen in hellen Haufen
Von ihren Werkstätten hergelaufen;
Bracht' jeder Scher', Elle, Nadel und Zwirn,
Und plagt' im voraus drob sein Gehirn,
Was er doch Neues hätt' ersonnen,
Daß sie noch nicht gewußt noch begonnen.
Als sie nun warteten auf dem Platz,
Stieg Eulenspiegel, der schlaue Fratz,
Frey hinauf in ein hohes Haus,
Und schaute oben zum Fenster hinaus.
Ehrbare Meister vom Schneidergewerke,
So sprach er, jeder hör' und merke:
Habt ihr Scher', Ell' und Nadel gut,
Dazu noch Zwirn und Fingerhut,
So habt ihr zu eurem Handwerk genug;
Das schafft sich jeder mit gutem Fug.
An allem dem ist keine Kunst,
Nur Eines, bitt' ich, bemerkt mit Gunst.
Wenn ihr die Nadel habt eingöhrt,
So macht einen Knoten, wie sich's gehört,
Ans andre Ende des Fadens recht,
Daß ihr umsonst viel Stiche nicht stecht.

Denn, wenn ihr nicht den Knoten knüpft,
Der Faden euch durch das Tuch hinschlüpft;
So bringt ihr nimmer zu Stand die Naht:
Vergeßt es nicht, dieß ist mein Rath.

Die Schneider sahen einander an,
Sprach jeder zu seinem Nachbarsmann:
Was ist das für eine Fantasey,
Daß er uns ruft so weit herbey?
Schon lange wußten wir diese Kunst,
Unsre Reise war gar umsunst.

Der Schalksnarr, als er solches sah,
Sprach: Was vor tausend Jahren geschah,
Dieß ist oft niemand eingedenk;
Drum seiner Mühe sich keiner kränk',
Auch meint' er, sollten sie sich schämen,
Statt Danks mit Unwillen aufzunehmen
Die Treu', so er zum Handwerk trüge.
So schlich er sich fort auf neue Züge.

Die Schneider schalten zwar mit Recht
Auf Eulenspiegel, den schlimmen Knecht,
Doch, wollt ihr erwägen des Spruches Sinn,
So bringt er vielleicht euch noch Gewinn.

Ich weiß wohl Manchen, dem's thät' vonnöthen,
Daß wir nach Roſtock ihn entböthen.
's gibt Leute, die ihr alle kennt,
Der Weltweisheit Lehrer man ſie nennt,
Die ſind in dieſen Tagen bemüht,
Wo Wiſſenſchaft und Kunſt erblüht,
Aus mancherley Lappen von geiſtigen Kleidern
Dem alten Adam 'nen Rock zu ſchneidern.
Sie nehmen die Brille nach Schneiderart
Vor die Augenbraunen, ſtruppig behaart,
Sie kauern auf einem Tiſche hoch,
Und ſtecken die Füße durch das Loch,
Sie halten die Nadel zur Nadelſpitze,
Um recht zu treffen die ſchmale Ritze,
Sie ziehn den Faden hindurch gar fein,
Das Knötlein vergeſſen ſie allein.
So nähn ſie, daß ihnen der Schweiß ausbricht,
So will die Naht doch fördern nicht,
Und nimmer will ſich der Mantel geſtalten,
Der Leib und Seele zuſammen ſoll halten.
Die Nadel heißet Logica,
Der Faden Metaphyſica,
Und was ſothanes Knötlein bedeute,
Das merken nun ſchon die geſcheidten Leute.

Die Weltweiſen aber ſpüren's nicht,
Weil's ihnen an tüchtigem Sinn gebricht.

O Eulenſpiegel, du weiſer Narr!
Schau' auf der heutigen Welt Wirwarr.
Kannſt du vom Grab erſtehn, ſo komm,
Und mache durch Spott die Narren fromm.

Inhalt
des zweyten Theiles.

	Seite
An Ida Brun. 1806.	5
In der Fremde. Im Herbste 1806.	6
Auf der Richtstätte der Jungfrau von Orleans zu Rouen. 1806.	7
Glaube. 1807.	10
Lob der Thränen. 1807.	14
Ritterthum und Minne. Romanze. 1807.	16
Auf der Reise. Im Frühlinge 1807.	26
Anm. Die Gegend, welche ich bey diesem Liede vor Augen hatte, ist auf dem Wege von Lyon nach Genf, bey Fort l'Ecluse, wo die Rhone in einer tiefen Schlucht zwischen dem Jura und Vouache hindurch fließt.	
Tells Capelle bey Küßnacht. Im Sommer 1807.	27
Anm. Die beyden letzten Zeilen der ersten Strophe sind einer alten Inschrift an der Capelle nachgebildet.	
Traute Nachtmusik. Im Frühlinge 1808.	29
Die gefangenen Sänger. 1810.	31

Drittes Buch.

Sonnette.

(Groſſen Theils gedichtet vom Jahre 1798 bis im Frühlinge 1800.)

	Seite
Geiſtliche Gemählde.	
1. Ave Maria.	35
2. Chriſti Geburt.	36
3. Die heiligen drey Könige.	37
4. Die heilige Familie.	38
5. Johannes in der Wüſte.	39
6. Magdalena.	40
7. Mater dolorosa.	41
8. Die Himmelfahrt der Jungfrau.	42
9. Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.	43
10. Die Opferung Iſaaks.	44
11. Der heilige Sebaſtian.	45
Die Italiäniſchen Dichter.	
1. Dante.	46
2. Petrarca.	47
3. Boccaccio.	48
4. Arioſto.	49
5. Torquato Taſſo.	50
6. Guarini.	51
Meine Wahl.	52
Sinnbilder.	53
Die furchtbare Nähe.	54
An Flemming.	55
Auf denſelben.	56
Zum Andenken.	57

Seite

Gemählde.
1. Cleopatra von Guido Reni. . . . 58
2. Leda von Michel Angelo. 59
3. Jo von Correggio. 60
Salmacis. 61
Narcissus. 62
Gesang und Kuß. 1792. 63
An Doris. 64
Auf die Arme der Geliebten. 65
Die Flucht der Stunden. 66
Shakespeare's Sonnette und übrigen Jugendgedichte. 67
Anm. Anspielungen in den letzten Zeilen auf den Inhalt und Nahmen von Shakespeare's Gedichten: Adonis, Lucretia, The passionate Pilgrim, eine kleine Sammlung von Liebesliedern; ferner auf den sprechenden Nahmen des Dichters, den sein Wapen, ein Arm mit einer Lanze, ausdrückt.
Cervantes.
1. Sein Leben. 68
2. Galatea. 69
3. Das Trauerspiel Numantia. . . . 70
4. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda. Eine nordische Geschichte. 71
5. Don Quixote de la Mancha. . . . 72
6. Die Reise auf den Parnaß. . . . 73
Die Nebenbuhlerinnen. 74
Das Sonnett. 75
Der Reim und die Poesie. 76
Waldgespräch. 77
Die edelste Wirkung. 78
Licht und Liebe. 79
An Schelling. 80

	Seite
An Fridrich Schlegel.	81
Deutung.	82
Allgemeines Loos.	83
Unkunde.	84
Zuversicht.	85
Anhänglichkeit.	86
Diva Fides.	87
Abhängigkeit und Willkür.	88
Das Zeitalter.	89
Die Brüder.	90
Ewige Jugend.	91
An Ludwig Tieck. 1800.	92
Die gröſsere Gefahr. 1801.	93
An Bari, über sein Bildniß der Gräfinn Tolstoy, geb. Baratinsky. 1801.	94
Anm. Dieses Bild war auf Goldgrund gemahlt, und auf dem Goldgrunde rings umher mit einer Myrtenlaube verziert, worin spielende Liebesgötter saßen.	
An den Dichter des Lacrimas. 1802.	95
An den Freyherrn de la Motte-Fouque. Den 9. Jänner 1803.	96
An Calderon. 1803.	97
Der Dom zu Mailand. Im Frühlinge 1805.	98
Anm. Dieses Wunderwerk der Gothischen Baukunst ist dadurch in seiner Art einzig, daß es von außen und innen mit weißem Marmor bekleidet und die fragante Thurmspitze ganz daraus erbauet ist. Der Ueberfluß an Marmor hat auch die Verzierung mit einer unzählbaren Menge Bildsaulen veranlaßt. Von einem Deutschen Meister entworfen, ist das Gebäude nachher durch einen Architecten aus der	

Seite

Schule des Michel Angelo weiter geführt, und die Vorderseite nach dem Geschmacke der damahligen Zeit abgeändert. Endlich ist der Bau liegen geblieben, so daß im Jahre 1805 noch ein Theil des Daches bloß mit Holz gedeckt war.

Auf die Taufe eines Negers. 77

Anm. Gedichtet im Schlosse Chaumont an der Loire. Die Taufzeugen waren Madame Juliette Recamier und Herr Matthieu de Montmorency.

An Bürger's Schatten. 1810. 100

An die Irreführer. Nach dem Propheten Jesaias. 102

Viertes Buch.

Rhythmische Gedichte.

Die Kunst der Griechen. Elegie. An Goethe. 1799. 105

Neoptolemus an Diokles. Zu Anfange des Jahres 1800. 121

Anm. Dieses Gedicht ist dem Andenken meines Bruders Carl August Schlegel gewidmet, der im Jahre 1782 mit einem Hannoverischen Regimente im Dienste der Englischen Compagnie nach Ost-Indien ging, und daselbst zu Madraß am 9. September 1789, im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters, starb. Er befand sich nicht in der Schlacht bey Calicut, wo sich ein Theil der Hannoverischen Truppen auszeichnete, weil er als Adjutant beym

Seite

Stabe des Regiments bleiben mußte. Im J. 1786 machte er als Ingenieur mit dem Englischen General Sir John Dalling, dem er durch einen Aufsatz über die Festungswerke von Madraß bekannt geworden war, eine Reise von 800 Englischen Meilen in das Innere des Landes. Im Jahre 1788 nahm er für sich allein in den Gränzgebirgen von Carnatic zwey Monathe hindurch Vermessungen vor. Eine grosse von ihm entworfene Karte der diesseitigen Halbinsel von Indien hat er Sr. Groß-Britannischen Majestät übersendet. Eine hauptsächlich militarische Geographie von Indien ist noch in der Handschrift von ihm vorhanden, und jetzt im Besitze der Göttingischen Bibliothek. Von seinen durch den Tod unterbrochenen Arbeiten über das gesammte Indien ist nichts in meine Hände gelangt. — Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch Verdrießlichkeiten verbittert, die sich erst kurz vor seinem Tode zu seiner völligen Genugthuung endigten. Hierauf beziehen sich zum Theile folgende Zeilen zu seinem Andenken von einem Ungenannten, die in den Madrass Courier 21th Oct. 1789 eingerückt worden sind, und hier zum Beweise stehen mögen, daß er sich auch unter den Auslandern Achtung zu erwerben gewußt hat.

Shade of my Friend, if haply thou canst
see
The tear, that falls in memory of thee,

Seite

Accept the tribute to thy virtues due,
To candor, worth, and all that friendship knew,
Had thy frail framme been as thy spirit strong,
How blest thy ripen'd age! thy life how long!
Firm to the last amidst a baleful strife,
That robb'd thy breast of happines and life,
Time was the triumph, envy's the defeat,
And the still grave the happy calm retreat. —
Unkindly pow'r of malice's tainted breath,
Whose looks are poison, and whose words are death!

Rom. Elegie. An Anne Louise Germaine, Baronnin von Stael-Holstein, geb. Necker. 1805. 135
Die Sylbenmaße.
1. Der Herameter. 156
2. Die Elegie. 157
3. Der Jambe. 158
4. Der Choliambe oder Scazon. . . . 159
Scolion. 160
Die Tragiker. . . . . —
Das Grab der Medicis. 1—3. 1805. . . . 161
Auf Goethe's Brustbild von Friedrich Tieck. . 162

Seite

Fünftes Buch.

Scherzhafte Gedichte.

Wettgesang dreyer Poeten. 1800. 165
Triolet. 1801. 171
An Merkel. 172
Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten Kotzebue bey seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Zu Ende des Jahres 1800. . . . . —
Sonnette. 1—3. . . . . —
Epigramme. 1—3. 178
Verzeichniß von Kotzebue's Schauspielen. . 180
Nachtrag. Die Hussiten vor Naumburg. . 187
Kotzebue's Reisebeschreibung. . . . . —

Anm. Da sich der Verfasser des obigen Gedichts, ich weiß nicht aus welchem Grunde, erlaubt hat, die Orthographie vieler Nahmen von Oertern und Volkern willkürlich zu verändern, woraus in der Folge geographische Irrungen entstehen könnten, so wird es dienlich seyn, die richtigeren Benennunzen hier hinzu zu fügen. Werkeltägischen Gefilden, Werchoturischen; Naturalischen Klotzaken, Uralischen Kosaken; Zotiaken, Ostiaken; Schmutzken, Tschutschken; Zahregissen, Tscheremissen; Tugendusen, Tungusen; Quergissen, Kirgisen; Plattiren, Baschkiren; Dummojeden, Samojeden; Wischwaschen, Tschuwaschen; Lahmschädalen, Kamtschadalen; Yakutzkoi, Jakutz-

Seite

koi; Moduinen, Morduinen; Irtiſch-Fluß, der Fluß Irtiſch; Bücharey, Bucharey; Sündarey, Songarey; Klatſchpack, Kaptſchack. Die Stadt Kotzbutzkoi finden wir auf den neueſten Karten noch nicht angezeigt.

Das thieriſche Publicum. 193
Feſtgeſang Deutſcher Schauſpielerinnen bey Kotzebue's Rückkehr. 198
La Peyrouſe als Papageno. 201
Schlachtlied der beliebten Schauſpielſchreiber gegen die Dichter und Kunſtrichter. . . . 202
Abſchied. 203
Ein ſchön kurzweilig Faſtnachtſpiel vom alten und neuen Jahrhunderte. Den 1. Jänner 1801. 204
Philoſophiſche Lection. 1803. 221
Parabel von dem Eulenſpiegel und den Schneidern. 1801. 224

Ueber

den Charakter und die Schriften

der

Frau von Staël.

Von

Frau Necker

gebohrne von Saussure.

Uebersetzt

von

A. W. von Schlegel.

C. F. Schmidt.

Paris, London und Strasburg,

bey Treuttel und Würtz.

1820.

Vorrede

des Uebersetzers.

Als Frau von Staël in der Frühe des 14ten Julius 1817 verschieden war, an einem in der Geschichte der neueren Zeit verhängnissvollen Jahrestage, an welchem einst ihr Vater den höchsten Triumph der öffentlichen Liebe und Verehrung erlebt hatte; als die Augen geschlossen waren, in welchen ihre Freunde den Widerschein des Göttlichen mit stets erneuertem Entzücken erblickten, in welchen der Unglück-

liche und Hülfsbedürftige den milden Strahl hülfreicher Güte niemals vergeblich suchte: so war kein Bildniss von ihr vorhanden, das ihre in die Schatten des Todes entwichene Gestalt den trauernden Hinterbliebenen vollkommen hätte vergegenwärtigen können. Auf Andringen der Familie unterzog sich der berühmte Mahler Gerard der schwierigen Aufgabe, das fehlende aus der Erinnerung herzustellen, wiewohl er die Verewigte überhaupt nur wenige Male, und schon seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen hatte. Was sich an Bildern vorfand, die sowohl von Seiten der Aehnlichkeit als des Ausdrucks und der Bedeutung mehr oder weniger ungenügend waren, wurde herbeygeschafft: diese Hülfsmittel konnten nur die erste Grundlage sichern, zur Erreichung des Zieles musste der Künstler sich selbst seinen Weg bahnen. Zweifelnd ob es gelingen würde, lud er erst nach Vollendung des Entwurfs die Kinder und nächsten Freunde der Frau von Staël zu des-

sen Betrachtung ein, um sein Werk an den Eindrücken, welche sie empfangen würden, zu prüfen. Alles war nicht nur richtig getroffen, sondern würdig und edel gehalten, doch wurde noch ein unnennbares Etwas vermisst; und wie es zu gehen pflegt, die liebende Fantasie vermochte nicht, was sie so lebendig in sich trug, nach Zügen und Linien genau zu bestimmen. Indessen errieth der geistreiche Künstler die Wünsche der trauernden Sehnsucht, und mit wenigen leise mildernden Pinselstrichen ward das Bild so vollendet, dass die äussre Aehnlichkeit alle auch nur eine flüchtige Bekanntschaft hinzubringenden Betrachter überraschte, die inwohnende Seele den Vertrauten sich offenbarte, und der hohe Charakter dem Ruhme eines geschichtlichen Namens entsprach.

Bey der geistigen Schilderung ist der entgegengesetzte Fall eingetreten. Frau Necker

war vollkommen im Besitz des aufzustellenden Bildes, aber sie hatte sich nie in der Kunst einer umfassenden Darstellung geübt. Die Begeisterung der Freundschaft hat sie plötzlich zur vollendeten Mahlerin gemacht.

Die Verfasserin der folgenden Charakteristik ist die Tochter des berühmten Naturforschers Saussure. Von ihrem Vater frühzeitig in wissenschaftlichen Kenntnissen unterrichtet, die über die Sphäre der gewöhnlichen weiblichen Erziehung hinausliegen, mannichfaltig gebildet durch die Bekanntschaft mit mehreren Litteraturen, durch Reisen und durch die gewählteste Gesellschaft, vor allem begabt mit beobachtendem Scharfsinn, mit männlicher Festigkeit des Urtheils neben weiblicher Zartheit des Gefühls und der Einbildungskraft, hätte Frau Necker längst Ansprüche auf schriftstellerischen Ruhm machen können, und wäre gewiss gewesen, den ausgezeichnetsten Beyfall zu erwerben. Oft,

wenn ich im Gespräche Gelegenheit hatte; ihren Geist zu bewundern, habe ich der verehrten Frau gesagt, es sey nicht billig, solche Schätze nur in einem kleinen Kreise von Freunden mitzutheilen, und der Welt vorzuenthalten. Aber eine unüberwindliche Schüchternheit und zugleich eine in sich verschlossene Innigkeit hielt sie ab, öffentlich aufzutreten. Nur ein in seiner Art einziger Beweggrund, der seine Macht von dem Schmerz und der Liebe hernahm, konnte Frau Necker auffodern, alle Bedenklichkeiten beyseit zu setzen. Die Welt wird es ihr eben so sehr Dank wissen, als die Freunde der Verewigten: niemand hätte ihre Stelle hiebey vertreten können.

In so fern Frau von Staël hier als Schriftstellerin geschildert wird, liegen die Gegenstände des Urtheils dem Publicum vor Augen, und die unbestochene Freundschaft hat es nicht günstiger ausgesprochen, als die grosse Wirkung,

und der allgemeine selbst über Europa hinaus verbreitete Ruhm Gewähr dafür leistet. Aber auch das, was den persönlichen Charakter, die Gesinnung, das Gemüth betrifft, würde bis zum Ueberflusse bestätigt werden, wenn alle in so vielen Herzen wiederhallenden Stimmen der Dankbarkeit, der Freundschaft, der huldigenden Verehrung laut würden. Indessen wozu bedarf es der Zeugnisse? Dieses Buch trägt das Gepräge der Wahrheit an sich.

Ich habe treu übersetzt, ohne Auslassungen und ohne Zusätze. Zu den letzteren hätte ich manchen Anlass gehabt, denn es wurde eine Welt von Erinnerungen durch diese Blätter in mir angeregt. Ich habe Frau von Staël in vielen bedeutenden Lagen ihres Lebens gesehen, wo ihre Freundin entfernt von ihr war: bey der ersten Nachricht von dem Tode ihres Vaters, bey allen Steigerungen der Unterdrükkung, welche sie von einer Tyranney, die auf

Europa lastete, erlitt. Ich begleitete sie in den blühenden Fluren Campaniens, und unter den herbstlichen Stürmen des Bothnischen Meerbusens; endlich auch, nachdem ich Monate hindurch ihren Tod im voraus beweint hatte, auf dem langen schweigenden Wege zu der väterlichen Gruft. Doch wüsste ich nichts wesentliches an der hier gegebenen Schilderung zu verändern oder hinzuzufügen. Sie war immer sich selbst gleich, und immer unvergleichbar. Die, welche Ihr durch engere Bande der Freundschaft und des Vertrauens angehört haben, werden nicht hoffen, zum zweytenmal eine solche Verschwisterung geistiger Herrlichkeit und sittlicher Güte auf Erden anzutreffen; jeder Tag ihres Lebens wird das Gefühl von der Unersetzlichkeit des Verlustes verstärken; sie dürfen nicht erwarten, dass ihre Trauer im ganzen Umfange getheilt, oder auch nur begriffen werde. Wohl aber mögen alle Guten und Edlen sich überzeugen, dass durch den Tod

dieser einzigen Frau das Jahrhundert eine Zierde, und die Menschheit eine grossherzige Bundesgenossin aller höheren Strebungen eingebüsst hat.

Bonn im Februar 1820.

A. W. von Schlegel.

Inhalt.

Einleitung.

Ueber den Charakter und die Schriften der Frau von Staël . . . . . S. 1
Erziehung und früheste Jugend der Frau von Staël — 16

Erster Theil.

Von den Schriften der Frau von Staël.

Erster Zeitraum . . . . . S. 41
Briefe über Rousseau . . . . . — 48

Zweyter Zeitraum . . . . . — 52
Vertheidigung der Königin. — Gedicht an das Unglück. — Zwey politische Flugschriften . — 55
Die Schrift: vom Einflusse der Leidenschaften auf das Glück der Individuen und der Nationen . . . . . — 59
Die Schrift: von der Litteratur in ihrem Verhältnisse zu den gesellschaftlichen Einrichtungen . . . . . — 70
Delphine . . . . . — 88

Dritter Zeitraum . . . . . S. 100
Corinna oder Italien . . . . . — 105
Ueber Deutschland . . . . . — 125
Betrachtungen über die Französische Revolution — 160
Allgemeine Prüfung des Talents der Frau von Staël . . . . . — 178

Zweyter Theil.

Häusliches und geselliges Leben der Frau von Staël . . . . . — 192
Häusliche Verhältnisse . . . . . — 193
Selbstgewählte Verhältnisse . . . . . — 231
Gesellschaft und Gespräch . . . . . — 251
Einzelne Züge. — Politische Meynungen. — Treffende Antworten . . . . . — 265
Lebensweise. — Geschäfte. — Studien. — Briefwechsel. — Gesellschaftstheater . . — 284
Wirkungen der Zeit . . . . . — 313
Die letzte Krankheit. — Schluss . . . . — 328

Ueber den Charakter und die Schriften der Frau von Staël.

Einleitung.

Aufgefodert von den Kindern der Frau von Staël, die Beobachtungen niederzuschreiben, welche zu machen eine lange Vertrautheit mich in Stand gesetzt hat, gebe ich ihrem Verlangen nach, ohne mit meinen Kräften zu Rathe zu gehn, und ohne den Grad des Schmerzes zu ermessen, den ich in mir erregen werde. Ein jeder persönlichen Rücksicht überlegenes Gefühl entscheidet mich hiebey. Gelingt es der Freundin, der nahen Verwandtin, welcher Frau von Staël den Namen einer Schwester gewährte, sie so zu schildern, wie sie sie gesehen hat, so wird sie ihren Namen mit desto mehr Liebe umgeben; und da ich mich nie bey ihr habe lösen können, da ich oft in dem Falle gewesen bin, mich in den äussern Beweisen der Anhänglichkeit für überwunden zu erkennen, so werde ich wenigstens ihrem Gedächtnisse eine geringe Gabe darbringen.

Man hat aus den Zügen, welche Frau von Staël auszeichnen, noch kein Ganzes gebildet, man hat sich diese erstaunenswürdige Vereinigung von Eigenschaften noch nicht vollständig erklärt; und das mehr glänzende als wahre Licht, worin sie der Welt erschien, offenbart bey weitem nicht alles Gute, alles Theilnahme erregende, was in ihrem Wesen lag. Nichts was von ihr gekommen, kann mit ihr verglichen werden. Sie war durch ihren Geist, ihren gepriesensten Schriften, so wie durch ihr Herz ihren grossmüthigsten Handlungen überlegen; sie hatte in ihrem Gemüth eine lebendige Fülle von Licht und Wärme, wovon alle zerstreuten Strahlen nur schwache Ausflüsse sind.

Es wäre in mancher Hinsicht zu wünschen gewesen, die Kinder der Frau von Staël hätten selbst unternommen, ihre Mutter zu schildern. Wenn ich bloss die Theilnahme erwäge, die sie hiebey eingeflösst haben würden, so bedarf ich einer Rechtfertigung darüber, dass ich es gewagt, an ihre Stelle zu treten. Jedoch, ausserdem dass ihre Erinnerungen nur einen sehr kurzen Zeitraum umfassen, haben sie in einem allzu innigen und heiligen Bande, in einer allzu leidenden, und vielleicht allzu verletzbaren Zärtlichkeit besondere Gründe der Zurückhaltung und des Schweigens. Kinder können von einer preiswürdigen und angebeteten Mutter nicht mit einem Schein der Unparteylichkeit reden. Eine

gewisse Schüchternheit, eine sich immer erneuernde Rührung hemmt und verwirrt sie wechselsweise, wenn sie so innige Empfindungen erklären wollen. Sie wissen, dass man ihr Zeugniss nicht gelten lassen wird, und wagen es nicht ihr Herz auszuschütten. Ihr Selbstgefühl empört sich in gleichem Grade, wenn sie das Ansehen haben um Huldigungen zu werben, und wenn sie den Ausdruck ihres gerechten Enthusiasmus zurückdrängen. Eine zu nahe an homme Verehrung gränzende Liebe untersagt ihnen andererseits beynahe die Prüfung, und es widersteht ihnen, tausend feine aber charakteristische Unterscheidungen anzuwenden. Endlich zu entfernt von dem Gesichtspunkte der Zuschauer, zu sehr mit allen Regungen ihres Herzens in den Gegenstand versunken, dessen Verlust sie beweinen, erreichen sie, mit allen Bemühungen, den Ruhm ihrer Mutter zu erhöhen, nichts anders, als dass sie ihre Zärtlichkeit beweisen. Das grosse Talent, die geübte Feder der Frau von Staël konnten allein solche Schwierigkeiten überwinden; und dennoch hat ihre Schrift über das Privatleben ihres Vaters, ein Meisterstück von Gefühl und Beredsamkeit, bey der ersten Erscheinung nicht allen Beyfall erworben, den sie verdiente.

Allein was ich mir zu schreiben vorgesetzt habe, ist nicht die Geschichte der Frau von Staël. Sie selbst hat die merkwürdigsten Ereignisse ihres Le-

bens erzählt, theils in ihrem Werke über die Französiche Revolution, theils in der Denkschrift, die sie unter dem Titel: Geschichte einer zehnjährigen Verbannung angefangen hatte. Ihre besondern Schicksale, wie die der meisten Frauen, bezeichnen überdiess fast nichts von dem, was an ihr hervorstechend und einzig war. Den Männern allein ist es gegönnt, sich in ihren Handlungen darzustellen, und ihrem äussern Daseyn eine mit ihren Gedanken übereinstimmende Richtung zu geben. Von aussen her betrachtet, würde das Leben der Frau von Staël den Erwartungen nicht entsprechen, die man billig davon hegen kann; und wer vermöchte sich genug in das Innre ihres Wesens zu versetzen, um zu sagen, was in ihr vorging? Wer könnte sich entschliessen, einen schwachen, und oft einen falschen Begriff von dem zu geben, was sie selbst mit so viel Stärke und Wahrheit ausgedrückt haben würde? Ferner, da ihre Zeitgenossen noch auf der Schaubühne der Welt gegenwärtig sind, wie liessen sich die Rollen sondern? Wie liesse sich ausscheiden, was in dem feinen und verwickelten Gewebe der Zeitgeschichte ihr angehört? Sie allein, mit ihrem ausgebildeten Sinn, mit ihrer treffenden und sichern Darstellungsgabe, hätte es verstanden, sich und den Andern jedem sein Theil zuzusprechen; sie hätte sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ohne einen Augenblick ihre unerschöpfliche

Güte zu verläugnen. Fern sey es daher von mir, zu unternehmen, was sie allein hätte ausführen können. Die treue Geschichte ihrer Gefühle und ihres Lebens gehört unter jene Schätze der Hoffnung, welche sie mit sich ins Grab genommen hat.

In politischer Hinsicht hat Frau von Staël, als Neckers Tochter, als Zeugin merkwürdiger Begebenheiten, ihre Aussage niedergeschrieben; ausserdem giebt es wenig, was nachzutragen wäre. Der Einfluss, den sie auf ihr Zeitalter gehabt hat, eignet sich nicht sonderlich zu Erzählungen. Sie hat ihre Grundsätze verbreitet, ihre Gesinnungen mitgetheilt; aber es lag nicht in ihrem Charakter, ausdrücklichen Rath zu ertheilen, oder Entschliessungen vorzuschreiben. Da sie immer die Lage der Sachen kannte, und sah, was der Augenblick foderte und was er zu thun verwehrte, so hat sie die Wahrheit gesagt, hat sie einleuchtend gemacht, und ihr Einfluss fällt mit dem zusammen, welcher aus den wesentlichen Verhältnissen gebietend hervorgeht.

Die Schriften der Frau von Staël sind es, wo man sie selbst suchen muss; sie geben einen unvollkommnen und dennoch ungemein glänzenden Ausdruck ihres Wesens. Da finden ihre Freunde neben Eindrücken, die immer neu bleiben, unauslöschliche Erinnerungen wieder; da erkennen sie sogar die liebenden Gesinnungen ihrer Freundin, denn alles, selbst der Gedanke, ging bey ihr vom Her-

zen aus. Wenn man weiss, wie sie war, so fühlt man das Gepräge des Charakters durch die Wirkung des Talents hindurch; man glaubt sie wieder zu sehen, indem man sie liest; tausend ehemals halb unbewusster Weise gemachte Beobachtungen gewinnen Bestand, und man wagt es um so eher sie auszusprechen, da man nichts ohne Beweis zu behaupten hat. Da Frau von Staël überdiess ihre Bemerkungen über sich selbst und über die Vorfälle beständig ins allgemeine wandte, so sind ihre Werke, so zu sagen, eine Darstellung ihres Lebens in einer vom Besondern entkleideten Gestalt; und indem man sie nach der Zeitordnung prüft, kann man dem Gange ihres innern Daseyns am besten folgen.

Die Hervorbringungen ihres Geistes sind um so mehr geeignet sie selbst darzustellen, da sie weit mehr schrieb, um auszudrücken was in ihrem Gemüthe lag, als um Werke der Kunst auszuführen. Der schriftstellerische Ruhm war kein vorwaltender Zweck in ihrem Leben; ihre Bücher sind das natürliche Ergebniss jener wunderbaren Fülle von Gedanken; die in ihrem Geiste sich drängten, und die nur durch schriftliche Auffassung festgehalten und vollständig entwickelt werden konnten. Sie dachte nicht nach, weil sie schreiben wollte; sie schrieb, weil sie nachgedacht hatte. Man kann Frau von Staël und ihre Werke nicht von einander abgeson-

dert betrachten. Ihr Talent als Schriftstellerin und ihre Beredsamkeit in der Gesellschaft unterstützen und bestätigen sich, so zu sagen, gegenseitig: jenes beweist, dass ihre raschen und hinreissenden Worte die Prüfung bestanden; diese, dass ihre vortrefflichsten Hervorbringungen aus einer lebendigen Quelle strömten, und wie durch dichterische Eingebung entstanden waren.

Die Geschichte wird von Frau von Staël in verschiedenen Beziehungen reden. Die Nachwelt wird in ihr eine Schriftstellerin sehen, welche eine neue Epoche in der Litteratur und in den politischen Wissenschaften bezeichnet; eine durch ihr geistiges Vermögen ausserordentliche, wo nicht einzige Frau, und die in diesem an grossen Ergebnissen so fruchtbaren Zeitraume durch unmittelbaren Einfluss gewirkt hat. Die zahlreichen Reisen der Frau von Staël, die Neugier, welche das Wunder ihres Gesprächs erregte; ihr bezauberndes Wesen und die Eigenschaften, welche ihr erst das Wohlwollen, dann die Neigung ihrer Zuhörer erwarben, die ausgezeichnetsten Männer aller Nationen, von denen sie überall umgeben war; die tief eingreifende Bedeutung der Gegenstände, worüber sie sprach; endlich die Gewalt, die Eigenthümlichkeit und zugleich die Anmuth ihrer Ausdrücke: diess alles hat gemacht, dass so manches glückliche Werk von ihr in Umlauf gekommen ist, und dass sich

ihre Meinungen von einem Ende Europa's bis zum andern verbreitet haben.

Indessen werden wir Frau von Staël aus diesem Gesichtspunkte nur im allgemeinen betrachten. Uns ist es aufgegeben, sie selbst zu ergründen. Wir haben die Ursache der Wirkungen aufzusuchen, die sie hervorgebracht hat, nicht den Umfang dieser Wirkungen zu bestimmen. Denen, welche eine grosse Erscheinung aus der Nähe betrachtet haben, kommt es zu, sie zu beschreiben: Andre mögen den Einfluss nach aussen schätzen.

Das Studium des Charakters der Frau von Staël ist um so anziehender, weil es gleichsam das Studium unserer Natur im grossen ist. Man sieht an ihr in hervorspringenden Zügen, was in den meisten Gemüthern dunkel vorgeht; denn nur durch den herrlichen Umfang ihrer Geistesgaben war sie ausserordentlich. Alles an ihr war eigenthümlich, nichts war seltsam. Keine fremde Form war ihr aufgezwungen worden, die Erziehung selbst hatte bey ihr keine tiefen Spuren zurückgelassen. Aber wenn ihr Urtheile in ihrer ungestümen Aufrichtigkeit niemals durch fremde Meinungen bestimmt wurden, so wurden sie es eben so wenig in ihr selbst durch irgend einen Eigensinn, durch irgend eine Ungleichheit der Laune. Man wurde durch sie in eine dichterische Sphäre eingeführt, in eine neue und dennoch der unsrigen ähnliche Welt, wo alle

Gegenstände grösser, durch Umriss und Farbe stärker hervortretend, dennoch die gewohnten Formen und Verhältnisse beybehalten. Ueberdiess hat keine Eigenschaft so wie keine natürliche Anlage ihr gefehlt. Nur das Erkünstelte oder Gehaltlose ist ihr fremd geblieben. An allen Bewegungen der Gemüther hat sie Theil genommen, alle Arten der Begeisterung begriffen, alle Ansichten erfasst; nichts grosses und gutes hat sich unter verschiedenen Himmelsstrichen und auf verschiedenen Stufen der Ausbildung in dem menschlichen Herzen entfaltet, das nicht bey ihr ein Mitgefühl gefunden hätte.

Auch in der wesentlichsten Beziehung, in der Beziehung auf Religion, ist das Beyspiel meiner Freundin belehrend. Dieser so unabhängige Geist, dieser dem Lichte befreundete und in allen Richtungen dafür empfängliche Verstand, ist von den erhabenen Wahrheiten des Christenthums täglich inniger überzeugt worden. Das Leben hat für sie seine Bestimmung erfüllt, weil es, durch so wechselnde Lagen hindurch, sie zu jenen grossen Gedanken hingeleitet hat, wozu die verschiedensten Bahnen uns gleicherweise zurückführen.

Ich kann voraussetzen, dass man Mistrauen gegen ein von der Freundschaft entworfenes Bildniss hegen wird. Würde man mit Grund mir den Glauben verweigern? Das weiss ich in der That selbst nicht. Ich kann nur mit Offenheit sagen, dass ich

zwar allerdings nicht schaden möchte, aber dass ich nicht die Absicht habe zu schmeicheln. Man kann versprechen aufrichtig zu seyn, aber man kann nicht für seine Unparteylichkeit einstehen. Es ist wahr, ich habe unter der Gewalt des Zaubers gestanden; die Rolle eines leidenschaftlosen Richters kann nicht die meinige seyn. Aber dass dennoch meine zärtliche Vorliebe nicht blind gewesen ist, dass die auf mein Herz hervorgebrachte mächtige Wirkung im Verhältniss zu ihrer Ursache gestanden hat, das hoffe ich zu beweisen. Ueberdiess, an wen würde man sich wenden wollen, um Frau von Staël kennen zu lernen? An ihre Feinde? Gewiss nicht. An Gleichgültige? Aber die, welche wahrhaft in ihrem Gemüth gelesen haben, sind bey ihr nicht gleichgültig geblieben. Wer sie nahe genug gesehen, um sie zu schildern, hat sie nothwendig lieben müssen.

Indessen ist es ein Bedürfniss der Freundschaft selbst, treffend zu mahlen; die Aehnlichkeit ist ihr noch angelegener als die Schönheit. Und wenn von Frau von Staël die Rede ist, so hat man sich vielleicht gegen den Hang zu verwahren, alle Züge etwas zu stark anzudeuten. Man will das genialische Wesen schildern, und das Genie hat immer eine entschieden individuelle Gestalt. Es erhebt sich zum Ideal, es verwirklicht das Ideal in seinen Werken, aber es ist nicht das Ideal selbst; und die

Sterblichen; deren geistige Schöpfungen uns ergreifen und hinreissen, müssen vielleicht eine zu stark bezeichnete Eigenthümlichkeit haben, als dass sie sich mit genauer Regelmässigkeit vertrüge.

Wenn die, welche unsre Einbildungskraft durch den Glanz ihrer Vorzüge bezaubert hatte, sich zugleich in allen Verhältnissen des Lebens als ein liebendes, vertrauendes, vollkommen wahres und gutes Wesen bewährt, so fällt es schwer, sich von ihr abzuwenden. Auch sind die Gefühle, welche Frau von Staël eingeflösst hat, jedes in seiner Art ungemein lebhaft und tief gewesen. Sie war unwiderstehlich anziehend; man wurde anfangs in Erstaunen gesetzt, aber bald gefesselt. Die Gattung von Stärke, welche misfallen kann, war nicht die ihrige: sie zeigte eine einnehmende Mischung von Energie im Gefühl, und von Biegsamkeit im Charakter. Man fand in ihr so viel Wahrheit, so viel Liebe, so viel Grösse; die göttliche Flamme war so glühend in ihrem Gemüth, so leuchtend in ihrem Geiste, dass man seinen edelsten Neigungen zu gehorchen glaubte, indem man sich an sie anschloss. Man betrachtete sie als ein Schauspiel von einzig anziehender Gewalt, von hinreissender dramatischer Wirkung. Genialität und Weiblichkeit waren innig in ihr vereinigt: wenn jene durch Ueberlegenheit herrschte, so schien diese durch Empfänglichkeit für das Leiden sich abhängig zu machen; und die leb-

hafteste Bewunderung für sie war niemals ohne eine Mischung zärtlichen Mitleids. Ihr Talent durchdrang ihr ganzes Wesen: es blitzte in ihren Augen, gab jedem ihrer Worte eine erhöhte Farbe, verlieh ihrer Güte, ihrem Mitleiden eine pathetische und siegreiche Beredsamkeit; aber es wurde die Qual ihres Daseyns. Diese gewaltige Rührung, dieses Feuer, das sich in ihren Schriften mittheilt, liess sich auch in ihren Schicksalen nicht dämpfen. Ihr Gemüth, man vergönne mir diesen Ausdruck, war lebender als andre. Sie liebte, sie sah, sie dachte mehr; sie war fähiger aus Ergebenheit zu handeln; sie konnte zuweilen sich inniger freuen; aber sie litt auch mit mehr Lebhaftigkeit; und die Stärke ihres Schmerzes war furchtbar. Nicht ihren Verstand muss man wegen ihrer Leiden anklagen: ihre hohe Uebersicht hat ihr nur Tröstungen geschafft; ihre mächtige, verzehrende Einbildungskraft, diese Einbildungskraft des Herzens, womit sie die Gemüther bewegte, hat das ihrige erschüttert, und ihre Ruhe verstört. Die erhabenste vielleicht unter allen ihren Gaben, einzig in der Verbindung mit der Fülle aller übrigen, hat aus ihr ein kühnes Genie und ein unglückliches Weib gemacht. Es fand ein zu grosses Misverhältniss zwischen ihr und den Andern Statt. Sie hatte die Einrichtung der menschlichen Dinge lange zuvor begriffen, ehe sie sich darein fügen lernte. Das Leben, zu bitter für sie im

Schmerz, war zu einförmig im Genuss; und jener schöne Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, die Ungleichheit zwischen unserm Streben und unserm Schicksal, gewann, wenn man sie betrachtete, einen neuen Grad von Klarheit. Sie gab den Begriff eines überlegnen Geistes, den ein eifersüchtiges Verhältniss den irdischen Mißseligkeiten und Täuschungen unterwürfig gemacht hätte, und den seine hohen Vorrechte die Leerheit und das Unglück unsers Lebens nur um so tiefer fühlen liessen.

So war Frau von Staël, als sie ihre Corinna dichtete, das Meisterstück der Jugend ihres Talents. Von dieser Zeit an hat sich eine andre Art von Grösse in ihr entfaltet, und man hat gesehen, dass der hohe Schwung ihrer Gedanken noch mehr ihrem Charakter als ihrer Einbildungskraft angehörte. Ihr langer Widerstand gegen eine tyrannische Gewalt, grosse Opfer, die sie einer edlen Denkart brachte, erwarben ihr die herrlichste Belohnung: eine verdoppelte Energie in ihren schönsten Eigenschaften. Nun gewann ihr Gemüth eine festere Haltung, nun fand sie das Gleichgewicht auf einer höheren Stufe wieder. Mit jenem zarten Sinn, mit jenem treffenden Blick, der ihr in einer ihrer frühesten Schriften den Ausspruch eingab, „die Moral sey die Natur der Dinge," übte sie sich beständig, in jedem Unrecht die nothwendige Ursache eines Unfalls zu entdecken. Des Hasses ganz un-

fähig, konnte sie nur dann von lebhaftem Unwillen bewegt werden, wenn sie sah, dass man das Glück der Menschen nicht achtete; so dass selbst ihr Zorn im Mitleiden seine Quelle hatte. Aus dieser Leidenschaft für das allgemeine Wohl ging bey ihr eine weise Gesinnung hervor, die dennoch gewissermassen leidenschaftlich war; eine glühende, edelmüthige Gesinnung, voll Theilnahme und Verstand, welche, bey keinem menschlichen Unglücke gleichgültig, nie befriedigt war, als wenn sie den vermittelnden Punkt zwischen den Umständen und den Grundsätzen gefunden hätte, so dass von keiner Seite zu grosse Aufopferungen zu machen waren. Diess ist der Charakter ihrer letzten Jahre gewesen; diess ist der Charakter jenes erstaunlichen Werkes, worin sie unsern Blicken wie von Unsterblichkeit verklärt wieder erschienen ist; jenes Werkes, worin sie dem Französischen Volke eine strenge Rechenschaft über seinen Beruf, und über die herrlichen ihm verliehenen Gaben abfodert, aber es immer durch die Hoffnung emporhebt, und ihm mit ihrer himmlischen Palme den Weg zum wahren Ruhm, und zu einer weisen Freyheit zeigt.

Die Ueberlegenheit der Frau von Staël ist allerdings mehr eine grosse Natur-Erscheinung als ein Ergebniss der Anstrengungen oder der Umstände gewesen. In allen Lagen würde sie sehr ausgezeichnet gewesen seyn. Indessen ist nicht zu leugnen,

dass ein seltnes Zusammentreffen von äussern Ursachen die ersten Entwickelungen ihres Geistes begünstiget hat, und hierauf richtet sich zunächst unsre Prüfung.

Ich selbst habe sie in ihrer Kindheit nicht gekannt, aber ich kann mit Zuversicht einige Nachrichten mittheilen, die ich an der Quelle geschöpft habe. Von dem Zeitpunkte an, wo sie in die schriftstellerische Laufbahn eingetreten ist, werde ich den Gang ihrer Gedanken in ihren Schriften verfolgen, und von den Begegnissen ihres Lebens nur so viel herbeyziehen, als nöthig ist, um die Beweggründe ihrer Arbeiten darzulegen. Am Schlusse werde ich in einem Abschnitt über ihr häusliches und geselliges Leben, die Beobachtungen über ihren Charakter und ihre Lebensweise zusammenstellen, die ich nicht anderswo einzurücken Gelegenheit finde.

Erziehung und früheste Jugend der Frau von Staël.

Die Mutter der Frau von Staël, Frau Necker, war in dem Zeitpunkte ihrer Vermählung gründlicher und vollständiger durch Unterricht ausgebildet, als ihre Tochter in demselben Alter. Sie hatte von ihrem Vater, einem gelehrten Geistlichen, Kenntnisse die für eine Frau selten sind, und jenen Geist der Methode überkommen, welcher dazu dient, sie alle zu erwerben. Begabt mit Festigkeit des Charakters, einen sehr fähigen Kopf, und einer grossen Anlage zu Anstrengungen des Geistes, hatte sie durch Studium viel gewonnen, und war daher geneigt zu glauben, alles könne studirt werden. Sie studirte sich selbst, sie studirte die Gesellschaft, die Individuen, die Kunst zu schreiben, ein Gespräch zu führen, ein Haus zu halten; vor allen Dingen aber die Kunst, die Reinheit ihrer Grundsätze zu bewahren, ohne doch irgend etwas zu vernachlässigen, was dem Geiste mehr Umfang geben kann. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf alles, machte sehr feine Beobachtungen, ordnete sie zu einem System, und zog daraus Vorschriften des Verhaltens. Die ins kleine gehenden Eizelheiten gewannen in

ihren Augen Wichtigkeit und Würde, weil sie sie an die grossen Ideen der Religion und Sittlichkeit anknüpfte; und ihr ziemlich metaphysischer Verstand übte sich daran, Berührungspunkte zwischen beyden auszumitteln. Indem sie auf solche Art der Pflicht einen Antheil an den geringsten Begegnissen des Lebens zugestand, ersparte sie sich die Unentschlossenheit und das Misbehagen über das Geschehene; aber dieses etwas künstliche Bündniss wurde nur von ihr selbst, die es gestiftet hatte, gehörig verstanden.

Diese Art von Verstandes-Thätigkeit ist in den Vermischten Schriften der Frau Necker getreulich dargestellt. Eine merkwürdige Zartheit des Gefühls herrscht in diesem Buche, das im Auslande und besonders in Deutschland viel Glück gemacht hat. Es ist schon für sich ein anziehendes Schauspiel, eine junge und schöne Frau zu sehen, die, aus strenger Zurückgezogenheit in eine glänzende Lage, dann an die hervorragendste Stelle versetzt, einen bereits sehr gebildeten Geist an allen Gegenständen einer für sie neuen Welt übt, und die gesammte Gesellschaft in der doppelten Absicht beobachtet, Beyfall zu finden, und sich selbst zu vervollkommnen.

Diese immer auf das Gute gespannte Aufmerksamkeit der Frau Necker that jedoch der Freyheit ihres äussern Wesens Abbruch: man spürte einigen

Zwang in ihr selbst und um sie her; ihr Charakter würde wahrscheinlich herbe, und ihr Wille leidenschaftlich gewesen seyn, wenn sie nicht frühzeitig die Nothwendigkeit gefühlt hätte, sich selbst zu beherrschen. Da sie vieles durch Anstrengung erlangt hatte, foderte sie auch Anstrengung von Andern; und Nachsicht gestand sie nur dann zu, wann die Pflicht der christlichen Liebe sich ihrem Verstande deutlich darstellte. Necker gab von ihr einen sehr richtigen Begriff, indem er uns einmal im vertraulichen Gespräch sagte: „Es hat ihr vielleicht nichts „gefehlt, um vollkommen liebenswürdig gefunden „zu werden, als dass sie für irgend etwas der Ver„zeihung bedurft hätte.“

Indessen gelang es ihr dennoch, einnehmend zu seyn, sobald sie nur wollte; sie sparte die verdienten Lobes-Erhebungen nicht; der Blick ihrer blauen Augen war sanft und zuweilen einschmeichelnd; in ihrer Physiognomie lag ein Ausdruck von ungemeiner Reinheit, sogar von Unbefangenheit, der mit ihrer grossen und etwas zu geraden Gestalt einen ziemlich reizenden Gegensatz bildete.

Für die Anmuth der Kindheit war Frau Necker nicht sonderlich empfänglich: sie hatte die Natur allzu sehr beherrscht, um die Regsamkeit angebohrner Triebe zu bewahren. Was sie lieben sollte, musste sie bewundern können; eine Zärtlichkeit, welche ganz im Vorgefühl und in der Einbildungs-

kraft daheim ist, musste ihr einigermassen fremd bleiben. Die Dankbarkeit war in ihren Augen das erste Band der Herzen. In dieser Gesinnung war sie ihrem Vater zugethan, und schon bey ihr hatte sich jene begeisterte kindliche Liebe kund gegeben, welche ein hervorstechender Zug dieser ganzen Familie zu seyn scheint. Gott, ihre Eltern und ihr Gemahl, den sie auch als ihren Wohlthäter anbetete, sind immer die einzigen Gegenstände ihrer innigen Anhänglichkeit gewesen.

Dessen ungeachtet unternahm sie die Erziehung ihrer Tochter mit dem lebhaften Eifer, welchen der Gedanke der Pflicht ihr einflösste. Ihr System war dem Systeme Rousseau's durchaus entgegengesetzt. Rousseau war bekanntlich von dem Grundsatze ausgegangen, dass die Begriffe uns nur durch die Sinne zugeführt werden; er behauptete demnach, man müsse damit anfangen, die Werkzeuge unserer Wahrnehmungen zu vervollkommen, wenn man eine geistige Entwickelung erlangen wolle, die weder unregelmässig, noch bloss ein leerer Schein sey. Diese an sich selbst sehr bestreitbare Folgerung hat immer hohen und religiösen Gemüthern misfallen, weil sie der körperlichen Natur eine zu grosse Herrschaft über die sittliche einzuräumen scheint. Frau Necker, gewohnt den Materialismus in allen Gestalten zu bekämpfen, konnte ihn unter der Hülle dieser Lehre nicht verkennen. Sie schlug also den

entgegengesetzten Weg ein, und wollte unmittelbar durch den Verstand auf den Verstand wirken. Sie glaubte, man müsse den Kopf eines Kindes mit einer grossen Menge von Begriffen anfüllen, ohne mit deren Anordnung zu viel Zeit zu verlieren, weil der Verstand träge werde, wenn man ihn der dazu erforderlichen Arbeit überhöbe. Diese Methode hat ebenfalls ihre Nachtheile: aber was die Erweckung des Nachdenkens betrifft, so scheint an dem Beyspiele der Frau von Staël ihre Wirksamkeit sich bewährt zu haben.

Fräulein Necker war ein Kind voller Fröhlichkeit, Lebhaftigkeit und Offenheit. Ihre Gesichtsfarbe war etwas bräunlich, aber beseelt, und schon damals strahlte Geist und Güte aus ihren grossen dunkeln Augen. Die Liebkosungen ihres Vaters, welche das Kind beständig aufmunterten zu sprechen, waren mit den strengeren Ansichten der Mutter nicht ganz verträglich. Aber der laute Beyfall, den ihre Einfälle erwarben, beseelte sie jeden Augenblick zu neuen Einfällen; schon erwiederte sie die freundlichen Neckereyen ihres Vaters mit jenem Gemisch von Scherz und Rührung, das ihr Verhältniss zu ihrem Vater so oft bezeichnet hat. Die Vorstellung, ihren Eltern Freude zu machen, war für sie eine ausserordentlich wirksame Triebfeder. Da sie zum Beyspiel in einem Alter von zehn Jahren die grosse Bewunderung wahrnahm, welche

beyde für Gibbon hegten, bildete sie sich ein, es sey ihre Pflicht ihn zu heirathen, (und man weiss, wie sein Aeusseres beschaffen war,) nur um ihren Eltern fortdauernd den Genuss einer so angenehmen Unterhaltung zu verschaffen. Sie that ihrer Mutter in allem Ernst den Vorschlag zu dieser Heirath.

Frau von Staël scheint immer jugendlich geblieben, aber niemals Kind gewesen zu seyn. In allem, was man mir von ihr erzählt, finde ich nur Einen Zug, der das Gepräge des kindischen Alters an sich trägt, und selbst in diesem erkennt man noch die Neigungen des Talents. Sie unterhielt sich in ihrer Kindheit damit, Könige und Königinnen aus Papier zu schnitzen, und sie Tragödien spielen zu lassen. Sie versteckte sich, um sich diesem ihr untersagten Vergnügen zu überlassen; davon schrieb sich die einzige Angewöhnung her, die man an ihr bemerkte, dass sie nämlich ein Fähnchen von Papier, oder einen Zweig mit Blättern zwischen den Fingern herumdrehte.

Um zugleich eine Vorstellung von Fräulein Necker in einem Alter von eilf Jahren, und von dem Hause ihrer Mutter in diesem Zeitraume zu geben, rücke ich hier einige Stellen aus einem Aufsatze über die Kindheit der Frau von Staël ein, dessen geistreiche Verfasserin, Frau Billiet, damals Fräulein Huber, beständig in einem vertrauten Verhältnisse

mit ihr gelebt hat. Die sorgfältige Erziehung, welche Fräulein Huber genossen hatte, und alte Familien-Verbindungen hatten bey Frau Necker den Wunsch erregt, sie möchte die Freundin ihrer Tochter werden. Nun erzählt sie, wie sie Fräulein Necker zum erstenmal gesprochen, wie entzückt diese von dem Gedanken gewesen, eine Gesellschafterin zu haben, und wie sie ihr ewige Anhänglichkeit verheissen. „Sie redete," sagt Frau Rilliet, „mit „einer Wärme und Leichtigkeit, die schon für Be„redsamkeit gelten konnten, und die auf mich ei„nen grossen Eindruck machten. Wir spielten „nicht wie Kinder: sie fragte mich sogleich, welche „Stunden ich bekäme, ob ich fremde Sprachen „wüsste, ob ich oft ins Schauspiel ginge. Da ich „erwiederte, ich sey nur drey bis viermal darin ge„wesen, so that sie einen Ausruf der Verwunderung, „und versprach mir, wir würden oft zusammen ins „Theater gehn; sie fügte hinzu, wir müssten nach„her zu Hause den Inhalt der Stücke aufzeichnen, „und was uns am meisten aufgefallen sey; so pflege „sie es zu halten. Dann sagte sie mir: Wir wol„len uns alle Morgen Briefe schreiben.

„Wir traten in das Gesellschaftszimmer. Neben „dem Armstuhl der Frau Necker stand ein kleiner „hölzerner Sessel, worauf ihre Tochter sich nie„derliess, aber genöthigt war, sich recht gerade zu „halten. Kaum hatte sie ihren gewöhnlichen Platz

„eingenommen; als drey bis vier bejahrte Herren „sich ihr näherten, und sie mit der zärtlichsten „Theilnahme anredeten. Einer von ihnen, mit ei„ner kleinen runden Perücke, hielt ihre Hände in „den seinigen, während er mit ihr ein anhaltendes „Gespräch führte, als ob sie fünf und zwanzig „Jahr alt gewesen wäre. Diess war der Abbé Ray„nal; die übrigen waren Thomas, Marmontel, der „Marquis von Pesay, und der Baron von Grimm.

„Man setzte sich zu Tisch. Da war es merk„würdig zu sehn, wie Fräulein Necker aufhorchte. „Sie öffnete den Mund nicht, und schien dennoch „die Reden zu erwiedern: so viel Ausdruck hatten „ihre beweglichen Züge. Ihre Augen folgten den „Blicken und Bewegungen der Redenden; man hätte „sagen sollen, dass sie ihren Gedanken voraneilte. „Nichts war ihr fremd, selbst die politischen Ge„genstände nicht, welche damals schon im Gespräch „eine bedeutende Rolle einnahmen.

„Nach dem Mittag-Essen kam zahlreiche Ge„sellschaft. Jeder eintretende, der sich der Wirthin „des Hauses näherte, wandte sich auch zu der „Tochter, sagte ihr eine Artigkeit oder einen Scherz. „Sie antwortete auf alles mit Leichtigkeit und Anmuth; „man gefiel sich darin, sie zu necken, sie in Ver„legenheit zu setzen, ihre zarte Einbildungskraft „anzuregen, die sich schon so glänzend zeigte. Die „Männer vom ausgezeichnetsten Geist waren immer

„am meisten bemüht, sie zum Reden zu veranlas-
„sen. Sie befragten sie über die Bücher, die sie
„las; gaben ihr neue an; und nährten ihren Ge-
„schmack an geistiger Beschäftigung durch Mittheil-
„lungen über alles was sie wusste oder nicht wusste."

Dem System der Mutter über die Erziehung gemäss, wurde Fräulein Necker zu gleicher Zeit gründlich unterrichtet, hörte viele Gespräche, die über die Fassungskraft ihres Alters waren, und wohnte der Vorstellung der vorzüglichsten Schauspiele bey. Ihre Vergnügungen wie ihre Obliegenheiten waren sämmtlich Uebungen des Verstandes, und ihrer natürlichen Neigung dazu wurde auf alle Weise Vorschub gethan. Geistige Fähigkeiten von grosser Energie wurden durch dieses Mittel in einem unglaublichen Grade gesteigert. Als Necker im Jahr 1781 die Rechenschaft über seine Verwaltung herausgab, schrieb Fräulein Necker einen sehr merkwürdigen anonymen Brief an ihren Vater, der sie bald an der Schreibart erkannte. Von ihrer zartesten Jugend an hat sie eigne Aufsätze verfasst. Sie entwarf Schilderungen wirklicher Personen, oder schrieb Lobreden. Im funfzehnten Jahre hat sie Auszüge aus Montesquieu's Geist der Gesetze mit beygefügten Bemerkungen gemacht. Der Abbé Raynal wollte sie dazu bewegen, für sein grosses Werk einen Abschnitt über die Aufhebung des Edictes von Nantes zu machen.

Dieser Hang zu schriftlichen Arbeiten wurde von ihrem Vater nicht begünstigt, und er hat ihn nur einer entschiedenen Ueberlegenheit verzeihen können; denn sonst möchte er eigentlich nicht gern Frauen als Schriftstellerinnen auftreten sehen.

Das Gefühl des jungen Mädchens hatte sich in gleichem Maasse entwickelt. Ein Lob, das man ihren Eltern ertheilte, lockte ihr Thränen ab; für Fräulein Huber hatte sie eine Art von Leidenschaft; der Anblick berühmter Personen erregte ihr Herzklopfen. Auch die Bücher, die sie las, und deren Wahl ihre Mutter, mehr strenge als wachsam, nicht immer vorschrieb, machten auf sie ungewöhnlich starken Eindruck. Sie pflegte zu sagen, die Entführung Clarissens sey eine Begebenheit ihrer Jugend gewesen. Neben einer grossen Regsamkeit hatte die Natur ihr einen gewissen feyerlichen Ernst verliehen, der sich schon in ihren schriftlichen Aufsätzen wie in ihren litterarischen Neigungen offenbarte. Unterhaltend fand sie, sagt Frau Rilliet, wobey sie weinen musste.

So viele Anregungen, so mächtige Antriebe, wo es, wenigstens ihres Wohlseyns willen, der Zügel bedurft hätte, gaben ihrem geistigen Leben eine wunderwürdige Thätigkeit; aber ihr körperliches Daseyn litt darunter, besonders erschöpften die Lehrstunden zu häufig aufgebotene Kräfte. Eine anhaltende Aufmerksamkeit hat Frau von Staël im-

mer ermüdet, und die Höhe, wozu sie sich bey schwierigen Gegenständen erhoben hat, muss um so mehr in Erstaunen setzen. Ein seltner Scharfsinn führte sie zum Ziele, ohne dass man sie je auf dem Wege dahin gesehen hätte.

Da die Gesundheit des damals vierzehnjährigen Mädchens zusehends abnahm, so zog man den berühmten Arzt Tronchin zu Rathe. Dieser erregte Besorgnisse, verordnete unverzüglich den Aufenthalt auf dem Lande, und drang darauf, Fräulein Necker solle ihre Tage in der freyen Luft zubringen, und alle ernsthaften Beschäftigungen aufgeben.

Der Mutter waren bey diesem Anlass zur Bekümmerniss zugleich ihre fehlgeschlagnen Hoffnungen äusserst empfindlich. Der neue Plan stiess alle die ihrigen über den Haufen: ihr Ehrgeiz für ihre Tochter war gross, und auf umfassende Kenntnisse Verzicht leisten, hiess nach ihrer Meinung aller Auszeichnung entsagen. Ihr fehlte jene Biegsamkeit, welche mit den Mitteln zu wechseln erlaubt, und da sie nicht mehr, wie sie es verstand, an den Fortschritten ihrer Tochter arbeiten konnte, so hörte sie auf, sie als ihr Werk zu betrachten.

Allein diese dem Geiste der Fräulein Necker zugestandene Freyheit war es eben, wodurch sie einen neuen Schwung nahm. Ein ganz poëtisches Leben trat für sie an die Stelle einer ganz arbeitsamen Lebensordnung, und die überströmende Fülle

wandte sich ihrer Einbildungskraft zu. Sie durchstreifte mit ihrer Freundin die Gebüsche von St.-Ouen, und die beydeu jungen Mädchen, als Nymphen oder Musen gekleidet, sagten Verse her, entwarfen Gedichte und Schauspiele aller Art, die sie auf der Stelle aufführten.

Eine glückliche Folge dieses müssigen Lebens war es ferner für Fräulein Necker, dass sie alle Augenblicke der Musse ihres Vaters benutzen konnte. Sie ergriff jede Gelegenheit sich ihm zu nähern, sie fand in seiner Unterhaltung unendlichen Genuss und Gewinn. Necker ward täglich mehr von ihrem Verstande eingenommen, und niemals erschien dieser Verstand gefälliger als in seiner Gegenwart. Seine Tochter bemerkte bald, dass er bedurfte, zerstreut und unterhalten zu werden, und sie nahm hiebey tausend verschiedne Wendungen: sie versuchte, sie wagte alles, um ihm ein Lächeln abzugewinnen. Necker war nicht verschwenderisch mit seiner Billigung, seine Blicke waren schmeichelhafter als seine Worte, und er fand es belustigender und nothwendiger, Fehler zu rügen, als verdienstliches hervorzuheben. Sein Scherz lauschte auf das geringste Versehen: keine Anmassung, keine Uebertreibung, kein Miston irgend einer Art konnte unbemerkt durchschlüpfen. „Ich verdanke es dem un„glaublichen Scharfblick meines Vaters," sagte uns Frau von Staël oft, „dass mein Charakter offen,

„und mein Geist natürlich geworden ist. Er ent-
„larvte alle Ziererеyen, und bey ihm habe ich mich
„gewöhnt zu glauben, dass man bis auf den Grund
„meines Herzens sehen könne.“

Diese Unterredungen, wovon Frau Necker nicht ausgeschlossen war, deren Wesen aber durch ihre Gegenwart verändert wurde, konnten ihr nicht ganz angenehm seyn. Sie besass in hohem Grade die Bewunderung, das Vertrauen, und sogar die Liebe ihres Mannes: aber seine Tochter entsprach besser als sie dem Wechsel munterer und unerwarteter Einfälle, dem er sich zuweilen im vertraulichen Gespräch wohl hingeben mochte. In dem jungen Mädchen kündigte sich der Geist ihrer Mutter an, und noch manche andre Arten des Geistes. Frau Necker hätte gewünscht, man möchte nur durch seine wahren Vorzüge gefallen können, während ihre Tochter gerade durch die Seite ihres Charakters gefiel, welche ihrem Glücke gefährlich war. Sie war daher versucht, gegen einen Beyfall sich aufzulehnen, der im Widerspruch mit ihrem Rathe erworben ward, und dieser Beyfall schien hinwiederum ihrem Rathe zu widersprechen.

Ueberdiess beging Fräulein Necker tausend Unbesonnenheiten; ihre Lebhaftigkeit riss sie zu mancherley Versehen hin; und während ihre Mutter alle Nebensachen als ein Zubehör der Hauptsachen betrachtete, hatten Kleinigkeiten in ihren Augen gar

keine Bedeutung. Um nicht gegen die vorgeschriebne Ordnung anzustossen, nahm sie ihren Platz ein wenig seitwärts hinter ihrem Vater; bald aber trat irgend ein Mann von Geist aus dem Kreise, dann ein zweyter und ein dritter, und es bildete sich um sie her eine geräuschige Gruppe; Herr Necker lächelte unwillkührlich über irgend ein Wort, das er hörte, und das zusammenhängende Gespräch war gestört.

Nur die Besorgniss, die erste Stelle in der Zuneigung ihres Mannes zu verlieren, konnte eine Frau von so hoher Gesinnung, wie Frau Necker war, mit der Eifersucht bekannt machen. Hätte ihre Tochter sie in ihrer eignen Gattung übertroffen, so würde sie in den Beyfall eingestimmt haben, der sie selbst dann mitzugelten geschienen hätte. Sie würde geglaubt haben, ihr Mann liebe sie in ihrer Tochter. Aber hier war es nicht möglich, irgend etwas für sich selbst in Anspruch zu nehmen, da alles das Werk der Natur zu seyn schien. Wenn Necker sich mit Entzücken an einem Geiste erfreute, der ohne Muster wie ohne Gleichen war, so empfand sie Verdruss und Ungeduld, und ein Gemisch von Misbilligung verschleyerte ihr die Nebenbuhlerschaft.

Der Mutter konnte man nur auf einem einzigen Wege gefallen. Ich erinnere mich, dass ich zu der Zeit als die glänzenden Eigenschaften der Frau

von Staël mir noch neu waren, gegen Frau Necker mein Erstaunen über so seltene Vorzüge ausdrückte. „Es ist nichts," erwiederte sie, „gar nichts im „Vergleich mit dem, wozu ich sie bilden wollte." Dieß Wort fiel mir sehr auf, weil es sich einzig auf die Eigenschaften des Verstandes bezog, und eine innige Ueberzeugung aussprach.

Fräulein Necker bewährte die ungemeine Sanftmuth ihres Charakters, wenn ihre Mutter Vorwürfe an sie richtete. Im Bewusstseyn der Anerkennung ihres Vaters und so vieler ausgezeichneten Männer, hat sie vielleicht auf die beyfällige Stimme ihrer Mutter nicht Werth genug gelegt, sich nicht genug bemüht, sie wieder zu gewinnen: aber sie hat immer tiefe Ehrerbietung vor ihr gehegt und kund gegeben. Wiewohl ihr von Kindheit auf jene raschen und gemessenen Erniederungen zu Gebote standen, die allen Rücksichten und allen Wahrheiten das ihrige zutheilen, so hat sie doch nie ein Wort gesagt, das, selbst in der oberflächlichsten Beziehung, ihre Mutter in ein ungünstiges Licht gestellt hätte.

Ueber Frau Necker haben wir nur noch wenige Worte zu sagen, denn hier ist der Einfluss zu Ende, den sie auf ihre Tochter gehabt hat. Dieser Einfluss ist doppelter Art gewesen: eine glühende Seele, die Begeisterung für das Schöne und Grosse, eine lebhafte Neigung zu geistiger Thätigkeit, zu

allen Talenten, zu allen Arten der Auszeichnung hat die Mutter mit dem Geblüt auf ihre Tochter vererbt; auf der andern Seite hat sie, ohne Zweifel sehr unwillkührlich, ihre Tochter dahin getrieben, mit ihr einen Gegensatz zu bilden. Fräulein Necker hatte durch den Zwang gelitten, den ihre Mutter auferlegte; da sie in ihr grosse Einsichten und Tugenden anerkannte, so glaubte sie, es bedürfe nichts weiter, als die Anstrengung zu entfernen, um das Rechte zu treffen. Sie glaubte, bloss durch die Eingebungen eines guten Herzens, durch den Antrieb eines edlen Gemüths, alles das seyn zu können, was ihre Mutter durch die Herrschaft einer wachsamen Vernunft geworden war, und sie wollte die Repräsentantin der natürlichen Gaben seyn, wie ihre Mutter die der erworbenen Eigenschaften war.

Diese Absicht, deren sie sich ohne Zweifel nur halb bewusst wurde, hat jedoch Frau von Staël allzu lange in ihren Urtheilen bestimmt. Ihre Bewunderung für die aus unmittelbarem Gefühl hervorgehenden Tugenden ist zu ausschliessend und zu sehr als System festgesetzt gewesen. Die natürlichen Eigenschaften sind ohne Zweifel die liebenswürdigsten: aber wozu dient es, sie zu rühmen? Muss man die Menschen anregen, bald auf das, was sie sind, stolz zu werden, bald an dem, was sie werden könnten, zu verzweifeln? Und was giebt es

achtungswertheres auf Erden als ein tugendhafter Wille?

Frau von Staël hat diess selbst erkannt, nachdem sie durch Nachdenken reifere Ansichten gewonnen hatte, und insbesondre als die Religion, besser und eindringender begriffen, ihr alle Dinge in ihrem wahren Lichte zeigte. Auch lernte sie mit dem Verlauf der Jahre ihre Mutter immer besser schätzen. „Je länger ich lebe," sagte sie mir, „desto mehr verstehe ich meine Mutter, und desto „mehr fühlt mein Herz das Bedürfniss, mich ihr „zu nähern."

Man kann sich daher Frau von Staël in der Zeit ihrer ersten Jugend vorstellen, wie sie mit Zuversicht in das Leben eintrat, welches ihr nur Glück verhiess; zu wohlwollend, um den Hass zu ahnden, zu sehr Freundin des Talents an andern, um den Neid zu argwohnen. Sie feyerte das Genie, den Enthusiasmus, die Begeisterung, und gewährte selbst einen Beweis ihrer Macht. Die Liebe zum Ruhm, die Liebe zur Freyheit, die natürliche Schönheit der Tugend, der Zauber zärtlicher Gefühle, boten wechselsweise ihrer Beredsamkeit Gegenstände dar. Man darf darum nicht glauben, dass sie beständig schwärmte: sie behielt Gegenwart des Geistes, und liess sich nicht von ihrem Ungestüm fortreissen. Auch konnte in einem Lande, wo man den Spott so sehr zu fürchten hat, das Lächerliche nicht son-

derlich an ihr haften. Sie erhob sich über die Sphäre, wo es einheimisch ist.

Zwar hat man gesucht, ehe sie noch ihren Platz in der Gesellschaft bezeichnet hatte, die Meynung über sie irre zu leiten. Es war leicht, sie nicht auf ihrer Hut zu finden. Man erzählte, sie habe bey der oder jener Gelegenheit eine Sitte nicht beobachtet, das Etiquette verletzt, die Förmlichkeiten des Augenblicks in Unordnung gebracht. Eine unterlassene Verbeugung; der Besatz ihres Kleides, der sich bey ihrer Vorstellung am Hofe ein wenig abgelöst hatte; eine im Wagen vergessene Haube, als sie einmal bey der Herzogin von Polignar eintrat: dergleichen Dinge haben der Parisischen Gesellschaft Stoff zur Unterhaltung gewährt. Aber sie bemächtigte sich selbst dieser Anekdoten, und erzählte sie mit unendlicher Anmuth. Keine noch so übelwollende Gesinnung konnte ihrer Güte widerstehn, und sie wusste immer mit ungemeiner Feinheit die treffende Antwort auf nicht ausgesprochne Vorwürfe auszufinden. Wenn sie noch so sehr im Eifer des Gespräches begriffen zu seyn schien, so unterschied sie auf den ersten Blick ihre Gegner, verwirrte sie, fesselte sie, oder überwand sie im Vorbeygehn. Niemals lehnte sie sich zu schwer auf, niemals zeigte sie Bitterkeit; und wenn zu besorgen stand der Streit möchte zu ernsthaft werden, so lenkte sie rasch zum Scherze ein, und ein glücklicher Einfall

gewann ihr alle Stimmen. Das Bestreben sie aus der Fassung zu bringen, hätte wenig Beyfall gefunden: da sie Theilnahme erregte, indem sie unterhielt, waren alle Zuhörer für sie; und wem es gelungen wäre sie zu entwaffnen, der durfte dennoch nicht hoffen, ihre Stelle in dem Kampfplatze zu ersetzen.

In diesem Sinne hat ein Schriftsteller aus dem Kreise ihrer Freunde ihr Bildniss in einem ungedruckten Aufsatze entworfen, woraus ich einige Bruchstücke hersetze, weil ich selbst sie wenig in ihrer ersten Jugend gesehen habe, und zu zeigen wünsche, welchen Eindruck sie auf die Gesellschaft machte. Der Einkleidung nach soll dieses Stück aus einem Griechischen Dichter übersetzt seyn.

„In einem Alter von erst zwanzig Jahren ist „Zoë die berühmteste Priesterin des Apollo. Sie „ist der Liebling des Gottes; kein Weihrauch ist „ihm angenehmer, keine Hymnen sind ihm werther „als die ihrigen. So oft sie will, bewegen ihn die „Töne ihrer Stimme vom Himmel herabzusteigen, „um seinen Tempel zu verschönern und sich unter „die Sterblichen zu mischen.“ —

„Mitten aus der Schaar der geweihten Jung„frauen (dem Chore der Priesterinnen) trat plötz„lich Eine hervor: meinem Herzen wird es immer „gegenwärtig seyn.

„Ihre grossen dunkeln Augen strahlten von „Begeisterung; ihre Haare, von der Farbe des Eben- „holzes, fielen in welligen Locken auf ihre Schul- „tern herab; ihre Züge waren eher entschieden als „zart: man spürte darin etwas, das sie über die „Bestimmung ihres Geschlechtes erhob. So müsste „man die Muse der Dichtung, so müsste man Klio „oder Melpomene mahlen. Da ist sie! da ist sie! „rief man aus, als sie erschien, und alles athmete „leiser vor Erwartung.

„Ich hatte vormals die Delphische Pythia, „ich hatte die Sibylla von Kumä gesehen: sie wa- „ren ausser sich, ihre Bewegungen hatten etwas ge- „waltsames; sie schienen weniger von der Gegen- „wart eines Gottes erfüllt, als den Furien hingege- „ben zu seyn. Diese junge Priesterin war beseelt „ohne Verstörung, und begeistert ohne Trunken- „heit. Ihr Zauber wirkte frey, und alles was sie „übernatürliches hatte, schien ihr selbst zu ge- „hören.“

„Sie begann das Lob Apollo's zu singen, in- „dem sie ihre Stimme zu den Tönen einer elfen- „beinernen goldgeschmückten Leyer gesellte. Weder „die Melodie noch die Worte waren vorbereitet. „An der himmlischen Flamme der Dichtung, die „ihr Gesicht verklärte, an der tiefen und ernsten „Aufmerksamkeit der Hörer, ward man gewahr, „dass ihre Fantasie beydes zugleich erschuf. Unser

„erstauntes und entzücktes Ohr wusste nicht, was „es mehr bewundern sollte, die leichte Fülle oder „die Vollendung.

„Bald legte sie die Leyer nieder, und sprach „zu dem versammelten Kreise von den grossen „Wahrheiten der Natur, von der Unsterblichkeit „der Seele, von der Liebe zur Freyheit, von dem „Zauber und den Gefahren der Leidenschaften. — —

„Wenn man sie nur hörte, so hätte man glau„ben sollen, verschiedene Wesen, verschiedene See„len, verschiedene Bewusstseyn wären in eins ver„schmolzen. Wenn man dann ihre Jugend sah, „so fragte man sich, durch welches Wunder ihr „Daseyn vor der Geburt begonnen, und ihr das „Leben im voraus geoffenbart habe. — —

„Ich horche auf sie, ich betrachte sie mit „Entzücken, ich entdecke in ihren Zügen Reize, „welche der Schönheit überlegen sind. Welche be„deutsame Mannichfaltigkeit in dem Spiel ihrer „Mienen! Welche zarte Biegungen in dem Ton „ihrer Stimme! Welche vollkommene Harmonie „zwischen dem Gedanken und dem Ausdruck! Sie „redet, und wenn ihre Worte nicht bis zu mir ge„langen, so genügt mir ihr Ton, ihre Gebehrde, „ihr Blick um sie zu verstehen. Sie hält einen „Augenblick inne, ihre letzten Worte klingen in „meinem Herzen an, ich lese in ihren Augen, was „sie noch nicht gesagt hat. Nun schweigt sie, und

„der Tempel hallt wieder von lautem Beyfall; sie „verneigt sittsam ihr Haupt, ihre langen Wimpern „beschatten ihr feuriges Auge, und die Sonne bleibt „für uns verschleyert.“ —

Bey der verschwenderischen Freygebigkeit der Natur gegen Frau von Staël war es ihr Vater, der sie nöthigte, eine verständige Wahl zu treffen; neben ihm gewann ihr Geist sowohl an Anmuth als an Tiefe. Er hat sie scherzen gelehrt, wie er selbst sagte; und in der ernsten Mittheilung wurde sie, bloss durch einen Blick auf ihn, zugleich begeistert und zur Wahrheit und Mässigung zurückgeführt. Aber wer kann sagen, was sie ihm in wesentlicheren Beziehungen verdankte? Welche Wirkungen in ihr so viel Liebe, auf so viel Bewunderung gegründet, hervorgebracht hat? Wenn zu viele Bewegungen, zu verschiedenartige Antriebe ihr Leben verstört haben, als dass ihr Vater dessen Richtung durchaus hätte bestimmen können, so hat sie ihm doch nie mit freyem Willen widerstanden. Er hat mächtig auf sie gewirkt, erst durch seine Tugenden, dann durch die unvergängliche Trauer über seinen Verlust. Aber wie lässt sich ein solcher Einfluss ermessen? Die glückliche Wirkung väterlicher Tugenden dauert in uns unbewusster Weise fort, und gleicht der Einwirkung der Gottheit auf unser Gemüth.

Ein aufmerksamer Blick entdeckte zwischen dem Vater und der Tochter viel mehr Aehnlichkeit, als die Zurückhaltung des einen, und die offne mittheilsame Weise der andern hätte sollen vermuthen lassen. An Stärke des Verstandes und Vermögen der Aufmerksamkeit seiner Tochter weit überlegen, zeigte Necker, (und ich schildre ihn hier, wie ich ihn in den letzten Jahren seines Lebens gekannt habe) zeigte Necker bey weniger verwickelten Gegenständen eben so umfassende Ansichten. Er hatte dieselbe helle Wahrnehmung, den eindringenden Blick, die Feinheit der Beobachtung, die ihr eigen waren; auch dieselbe Heiterkeit des Scherzes bey einem Hintergrunde von Schwermuth. Er bekämpfte eine mächtige Einbildungskraft, und verbarg in seinem Innern eine Wärme und Regsamkeit des Gefühls, welche die Theilnahme nur um so mehr an sich zogen. Nichts war rührender, als die Bezeugungen seiner Zuneigung: man kann sich ihrer nicht ohne innige Gemüthsbewegung erinnern. Der immer etwas gehaltne Ausdruck seines Gesichtes, sein feuriger und milder Blick, drang in das Herz ein: sein ganzes Leben stand darin geschrieben. Man las darin zugleich die Trauer über den Tod seiner Gattin, das Vorgefühl seines eignen Todes, seine himmlische Güte, seinen Schmerz über den Undank der Menschen, die erhabenen Tröstungen der Religion, und das glühende Verlangen noch Gutes auf

Erden zu stiften. Aber wenn seine hohen Geisteskräfte sich entfalteten, wenn eine würdige Sache, seinen Schutz in Anspruch nahm, oder ein edler Unwille sein Gemüth entflammte, dann ward er stufenweise begeistert, und die heranschwellenden Wogen seiner herrlichen Beredsamkeit ergossen sich in einem reissenden und ungestümen Strome.

Solche Augenblicke waren jedoch selten: meistens bewegte und beruhigte sich sein Herz in der Stille. Eine gewisse unbekümmerte Würde hielt ihn ab, dem Gespräch eine Anregung zu geben, die auf ihn selbst hätte zurückwirken können, und so ergab er sich in die Langeweile, wiewohl er sich sehr davor scheute. Es fiel ihm schwer, einen mit Verachtung gemischten Widerwillen gegen die Nullität des Geistes und Charakters zu verhehlen, und ein Zug von Geringschätzung in seinem Munde stand im Gegensatz mit seinem sanften und wohlwollenden Blick. Indessen fesselte ihn die Anmuth: er verlangte von den Frauen nichts weiter als ein natürliches Wesen, und war voller Nachsicht gegen die Jugend; aber die festgesetzte Mittelmässigkeit war ihm unerträglich. Die Gemeinplätze, die man ihm vorgetragen hatte; die bemerkten kleinen Lächerlichkeiten und errathenen kleinen Absichten; sogar die Vorstellungen, die sich Andre von ihm machten, gaben ihm die originalsten Ausdrücke ein, und seine

Schilderungen contrastirten auffallend mit seinem ernsten und würdigen Aeussern. Dann öffnete sich bey ihm eine unvergleichliche Ader des treffendsten komischen Witzes; und seine natürliche Güte, die sich mitten unter diesen Anwandlungen spottender Laune Luft machte, verstärkte die Wirkung. Er hat leicht darauf Verzicht thun können, diess Talent in seinen Schriften zu zeigen; aber es ist sehr zu bedauern, wie auch Frau von Staël es angedeutet, dass die gleichmässige Pracht seines Styles ihm nicht erlaubt hat, die Fülle von neuen, heilsamen oder erfreulichen Gedanken, die er in der That ausdrückt, durch entschiedene Umrisse und starke Farben genugsam hervorzuheben. Wenn man Neckers Schriften liest, so wird man durch die Harmonie von dem Sinne der Worte abgelenkt, und in seinem wohlklingenden Perioden geht ein grosser Theil des Geistreichen für die Wirkung verloren.

Nachdem ich nun eine allgemeine Vorstellung von Frau von Staël in ihrer Jugend, und von den beyden Personen gegeben habe, welche in diesem Zeitraume den grössten Einfluss auf sie gehabt, will ich sie jetzt in der Laufbahn ihrer geistigen Thätigkeit begleiten. Sie als Schriftstellerin zu beurtheilen, ist nicht mein vornehmstes Augenmerk. Ich werde ihre Werke als Thatsachen ihrer Geschichte, oder als den Ausdruck ihrer Denkart betrachten. In Bezug auf Sie ist vielleicht der litterarische Ge-

sichtspunkt weder der wichtigste, noch der, welchen zu wählen ich mich vorzugsweise bewogen fände.

Von den Schriften der Frau von Staël.

Erster Zeitraum.

Wiewohl in den Werken der Frau von Staël im ganzen genommen derselbe Geist herrscht, so erkennt man doch darin nach Maassgabe der Zeit, worin sie ausgeführt sind, einen etwas verschiedenen Charakter. Ich will sie in drey Classen eintheilen, welche eben so vielen Perioden ihres Lebens entsprechen. Die erste sehr kurze fällt in die Zeit vor der Revolution; die zweyte erstreckt sich vom Anfange der Revolution bis zu Neckers Tode; die dritte umfasst die seitdem verflossenen Jahre.

Frau von Staël hatte frühzeitig durch ihren Geist Aufsehen erregt: diess verschaffte ihren geringsten Hervorbringungen eine günstige Aufnahme. Man las begierig Erklärungen sinnverwandter Wörter oder Charakter-Schilderungen, die sie gab, und andere kleine Versuche, welche in dem Zeitpunkte ihres Eintrittes in die Welt beliebte Aufgaben für einen gesellschaftlichen Wetteifer des Witzes waren.

In diesen flüchtigen Aufsätzen bemerkt man schon jene sinnreiche Feinheit, jene beseelten Züge des Gefühls, welche immer ihr eigenthümliches Gepräge geblieben sind. Aber vor diesem Zeitpunkte, und vor ihrer Vermählung hatte sie schon ein Lustspiel in Versen geschrieben, worauf bald zwey Trauerspiele folgten.

Das Lustspiel führt den Titel: Sophie, oder die geheimen Gefühle. Frau Necker fand nach ihrer Denkart die Anlage des Ganzen nicht untadelich. Sophie ist eine junge Waise, welche für ihren Vormund, den Gemahl ihrer Freundin, eine Leidenschaft gefasst hat, deren sie sich nicht bewusst ist. Aber die Entschuldigung der Heldin, die Unbekanntschaft mit dem Wesen des Gefühls, das sie ausdrückt, konnte in den Augen strenger Richter für die Verfasserin nicht gültig zu seyn scheinen. Jedoch ist der Gegenstand mit Zartheit, oder, richtiger zu reden, mit Unschuld behandelt. Man sieht, Fräulein Necker hat nichts weiter im Sinne gehabt, als eine hoffnungslose Neigung zu schildern. Die sittliche Schönheit des Charakters der vermählten Freundin, deren Nebenbuhlerin Sophie wird, bildet überdiess ein Gegengewicht mit dem Eindrucke der Hauptrolle.

Es ist zu verwundern, dass die Verfasserin die bey aller Jugend schon einen grossen Ideen-Reichthum besass, so wenig den Ehrgeiz gehabt hat, mit den

Mitteln zu wechseln, um die Wirkung zu erhöhen. Sie hat sich ganz in die Sphäre des Gefühls eingeschlossen, und ihr fruchtbarer Geist, auf eine einzige Farbe beschränkt, hat nur deren leisere Abstufungen vervielfältigt. Dieses Schauspiel ist ganz der Liebe und zwar der unglücklichen Liebe gewidmet, es herrscht darin eine sanfte und schwermüthige Empfindsamkeit. Aber in dieser elegischen Darstellung treten doch vier Situationen, vier Charakter, mit Klarheit und Bestimmtheit hervor. Der Styl, wie Frau von Staël selbst bey der späteren Herausgabe erinnert, ist nicht correct, aber er ist fliessend und harmonisch. Sie hatte eine solche Leichtigkeit, dass sie in allen Dingen schon beym ersten Versuch Uebung gewonnen zu haben schien.

Ein Trauerspiel ist ein weit schwierigeres Unternehmen, und so steht dann freylich Johanna Gray jenem Schauspiele in jeder Hinsicht nach. Indessen ist die Begeisterung darin von höherer Art, und das Talent kündigt sich entschiedner an. Die Rolle der Johanna Gray hat ein sanftes und pathetisches Colorit; die des Northumberland ist mit einer Stärke gefasst, die Erstaunen erregen muss, wenn man die Jugend der Verfasserin bedenkt. Besonders in der letzten Rolle sind einige Verse von grossem Nachdruck hervorgehoben worden.

Johanna Gray ist vielleicht die einzige unter den Hervorbringungen der Frau von Staël, worin

man eine beseelte Schilderung des Glückes antrifft. In der That bietet die Lage der Heldin zu Anfange alles dar, was in den Augen der Verfasserin zum Ideal der Glückseligkeit gehörte: eine Verbindung mit einem angebeteten Helden, die Befriedigungen eines überlegenen Geistes, in der Zukunft glänzende oder gefahrvolle Aussichten, aber die Gewissheit eines glorreichen Looses. Da für Frau von Staël im Glücke die Dankbarkeit, folglich die Religion ein Bedürfniss war, so hat sie auch in den Charakter der Johanna Gray einen vorwaltenden Hang zur Frömmigkeit gelegt.

Vielleicht hat man es zu selten versucht, mit der Schilderung des Glücks eine dichterische Wirkung hervorzubringen. Man empfindet eine eigne Rührung für Wesen, welche glücklich zu seyn wissen; insbesondre im Trauerspiel, wo ferne Ungewitter sich ankündigen, geht aus der Ruhe und Süssigkeit der ersten Eindrücke eine ungemeine Kraft und Wahrheit hervor. Johanna Gray spricht in lieblichen Zeilen jene Fülle der Zufriedenheit aus, deren Ausdruck sowohl in der Dichtung als in Bezug auf das wirkliche Leben sich bey Schriftstellern von Genie so selten findet.

Die Geschichte der Johanna Gray scheint Frau von Staël stark getroffen zu haben, denn in ihren Betrachtungen über den Selbstmord, die sie im Jahr 1811 schrieb, hat sie sich von neuem

mit dieser unglücklichen Frau beschäftigt. Sie wollte zeigen, die Erwartung eines grausamen Todes sey in den Augen eines wahren Christen kein hinreichender Grund, gewaltsame Hand an sich selbst zu legen. In dieser Absicht nimmt sie an, Johanna Gray antworte schriftlich auf den ihr gethanen Vorschlag, durch freywillige Vergiftung ihrer Hinrichtung zuvorzukommen. Dieser Brief, aus welchem der reine Geist des Christenthums athmet, ist von der rührendsten und erhabensten Schönheit.

Es ist bemerkenswerth, dass diese ersten in so früher Jugend geschriebenen Werke im Ausdruck des Gefühls eine vollkommnere und innigere Wahrheit haben als die des zweyten Zeitraums, die jedoch im übrigen einen weiteren Gesichtskreis verrathen. Indessen weiss ich nicht, ob die genialischen Züge, welche man in diesen Schauspielen herausgehoben hat, hinreichen, ausser dem Kreise der Freundschaft ihren Mängeln Verzeihung auszuwirken: Johanna Gray insbesondre hält die Prüfung nicht aus. Es sind merkwürdige Belege zur Geschichte eines grossen Talents, aber das eigentliche Verdienst dieser Versuche liegt in dem, was sie erwarten lassen.

Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb Frau von Staël ein zweytes Trauerspiel, Montmorency. Dieses Stück ist nie gedruckt worden: es enthält schöne Scenen; und die Rolle des Cardinals Riche-

lieu ist mit Verstand angelegt. Indessen konnte der Charakter des Helden, der durch eine ehrgeizige Frau zum Aufruhr getrieben wird, nicht sonderlich theatralisch seyn. Wahrscheinlich hat also ein persönliches Gefühl bey der Wahl des Gegenstandes mitgewirkt. In der Zeit, wo zuerst das Band einer Freundschaft geknüpft ward, welche seitdem ihrem Leben Verschönerung und Trost gewährt hat, mochte Frau von Staël Gefallen daran finden, den Namen ihres edlen Freundes, des Vicomte von Montmorency, zu wiederholen.

Ihre Neigung hatte sich zuerst für die Poësie erklärt; aber seit jenen dramatischen Versuchen hat sie nur ein einziges Stück von einigem Umfange in Versen geschrieben. Der Mechanismus des Versbaues ist in der Französischen Sprache dergestalt vervollkommt, dass sie entweder sich mit einem untergeordneten Range hätte begnügen, oder sich einer Arbeit hätte unterziehen müssen, welche ihren Schwung gelähmt haben würde. Der ungeregelte Aufflug ihres Talents vertrug sich vielleicht nicht mit einem abgemessenen Gange. Sie hätte dabey an Eigenthümlichkeit eingebüsst: sie hat sich in Prosa als ächte Dichterin bewährt, mehr als es ihr wahrscheinlich in gebundner Rede gelungen wäre.

Um der Zeitordnung zu folgen, muss ich hier drey Novellen erwähnen, die Frau von Staël vor ihrem zwanzigsten Jahre ausgeführt, aber erst im

Jahr 1795 herausgegeben hat. Sie legte gar kein Gewicht auf diese flüchtigen Hervorbringungen. Sie sagt selbst in der Vorerinnerung, die Situationen seyen darin mehr angedeutet als entwickelt, und ihr einziges Verdienst bestehe in der Darstellung einiger Regungen des Herzens. Man findet in der That in diesen Erzählungen hinreissende Züge des Gefühls: aber die Situationen, welche die Wahl der jungen Verfasserin bestochen hatten, sind zu mächtig für ihre Einfassung; man sieht Frau von Staël hat sie zu einer Zeit ersonnen, wo sie nach auffallenden Gegenständen für die Bühne umhersuchte. In ihrem Talent ist immer eine tragische Ader gewesen. Das Streben starke Eindrücke hervorzubringen, die Gemüther gewaltig zu erschüttern, diess Bedürfniss des Genie's und der Jugend hat lange bey ihr vorgewaltet. Auch hat sie in jenen Novellen den Tod bis zur Verwegenheit verschwendet. Wen der Tod in den geliebtesten Wesen getroffen hat, der allein sollte das Recht haben, diesen furchtbaren Gegenstand zu behandeln; er allein kann würdig von Leiden reden, die er kennt; er allein kann ohne eine Art von entweihendem Leichtsinn das Bild des Königs der Schrecken hervorrufen.

Uebrigens diente die Herausgabe der Novellen nur als Vorwand zur Mittheilung eines sehr ausgezeichneten Aufsatzes, der als Einleitung vorangeht. Es ist eine Schrift über die Dichtungen, voll von

neuen und anziehenden Gedanken. Die mancherley Arten von Dichtungen, und ihre verhältnissmässige Angemessenheit für die verschiedenen Stufen der Geistesbildung werden darin mit seltnem Scharfsinn beurtheilt, und die Einbildungskraft wird von einem Verstande ergründet, der es gewohnt war, mit ihr in Gemeinschaft zu leben.

Briefe über Rousseau.

Ihr vollendetstes Werk aus diesem Zeitraume sind jedoch die **Briefe über die Schriften und den Charakter Johann Jakob Rousseau's.** Hier findet man alle Lebhaftigkeit der Jugend, und ihren höchsten Zauber, was sie ist und was sie verheisst. Hier entdeckt man schon die Denkerin, die Sittenlehrerin, die Frau, welche die Leidenschaften darzustellen vermochte: aber alles noch verworren, und wie in Wolken gehüllt. Hier ist der Keim aller Meynungen niedergelegt, welche Frau von Staël seitdem entwickelt hat. Sie durchläuft ein unermessliches Feld von Begriffen, sie berührt im Vorübergehen eine Menge Gegenstände; wiewohl der Gang, den Rousseau als Schriftsteller genommen, den ihrigen bestimmt, begleitet sie ihn mit so raschen und flüchtigen Schritten, sie eilt ihm so oft voraus, oder durchkreuzt seine Rich-

tung, dass man wohl sieht, er habe sie mehr angeregt, als leitend unterstützt. Sie redet immer aus unmittelbarer Eingebung; sie überlässt sich dem Triebe ihr Gemüth mitzutheilen; und man wird bewogen zu urtheilen, wenn sie einen ganz andern Gegenstand gewählt hätte, würde sie vielleicht ihm weniger Liebe zugewendet, aber mit gleicher Leichtigkeit und Beredsamkeit geschrieben haben. Wie gross der Enthusiasmus auch war, den Rousseau ihr einflösste, sie behauptet neben ihm die Unabhängigkeit ihres Geistes: sie theilt eine Fülle eigner Gedanken mit, aber sie spricht sie aus mit der Anmuth, mit der leisen Verlegenheit einer jungen Frau, der es einige Ueberwindung kostet, so viel Nachdruck aufwenden zu müssen. In mehreren Stellen voll regsamen Gefühls, vor allem aber in den Ausbrüchen der Bewunderung und Liebe für ihren Vater hat sie ihr ganzes Herz ergossen. Mit Einem Worte, ungeachtet einiger etwas jugendlichen Aufwallungen und Urtheile, ist sie in dieser Schrift schon zum Erstaunen sie selbst. Hier erkennt man sie schon, wie alles auf sie einwirkt, wie sie alles mit eignen Augen prüft; wie sie, bey einer eigenthümlichen Ansicht der Gegenstände, sich die Mühe giebt, andern diese Ansicht zu erklären, und ihre Begriffe bloss dadurch erweitert, dass sie ihren Standpunkt verändert. Hier erkennt man die Schriftstellerin, welche keine Zeile entwirft, ohne gedacht

oder gefühlt zu haben, was sie schreibt, und deren Ausdruck, wo nicht immer dem wahren Wesen der Dinge, doch dem wahren Eindrucke gemäss ist. Vielleicht gleicht diese Hervorbringung in der Manier mehr ihren vorzüglichsten Werken als denen des mittleren Zeitraums. In dieser ersten Periode, wo Frau von Staël, eben so wie in der letzten, im Kreise einer ausserordentlich glänzenden Gesellschaft lebte und grossen Beyfall fand, hat der Ton des Gesprächs ihrem Styl Klarheit, Kürze, Gediegenheit und Glanz mitgetheilt.

Vielleicht finden sich sogar besondre Uebereinstimmungen zwischen den Briefen über Rousseau und dem nachgelassenen Werke der Frau von Staël. Freylich sind diese beyden Schriften durch Inhalt und Form so verschieden wie möglich; aber sie nähern sich dennoch einander durch die Reinheit des Ausdrucks, und weil unter der Wärme sehr ungleichartiger Gefühle eine gleiche Heiterkeit des Geistes hervorleuchtet: die Ruhe der Morgenstunden so wie der Abendstunden des Lebens lässt sich darin spüren. Die Stürme hatten sie noch nicht erreicht, als sie die Briefe schrieb; auch findet man in einer Menge sonst anziehender Bemerkungen die nachherige Tiefe weder in den Eindrücken noch in der Kenntniss des Herzens. Fast immer sind es Leiden, die uns nöthigen unser Innres zu ergründen; der Abgrund muss sich aufthun, wenn ein

Lichtstrahl eindringen soll. Die Darlegung der Wirkungen des Schmerzes, düstre Schatten in den Gemählden im Gegensatz mit der Lichthelle ihrer Gedanken, sind eins der Hauptmittel gewesen, deren sich Frau von Staël bediente. Sie war einzig in dieser Gattung; und dennoch, wenn man die Briefe über Rousseau liest, wo sie sich zu mässigen gesucht hat, freut man sich, ihren Geist und selbst ihr Gefühl, nur mit sanfteren Farben bekleidet, wieder zu finden.

Die, welche dem Talent mit Wärme huldigen, verlangen, dass es auf sie seine grössten Wirkungen hervorbringe: sie wollen seine Macht erfahren, wäre sie auch zerstörend und grausam: und da sie allein dem Talent Beweise der Stärke abfodern, so haben sie auch allein das Recht, über seinen Ruhm zu entscheiden. Aber die meisten Leser suchen nur eine gelinde Zerstreuung. Es giebt viele zweifelhafte Lagen, in denen eine verschönerte Darstellung des Lebens die Menschen in angenehmen Täuschungen wiegt, und vielleicht muss man entweder sehr glücklich oder sehr unglücklich seyn, um gern Thränen zu vergiessen. Eben weil die Briefe über Rousseau Herz und Geist sanft belebend anregen, ohne einem oder dem andern zu viel zuzumuthen, ist ihr Zauber so allgemein gefühlt worden.

Indessen, mit Erlaubniss jener Beurtheiler sey es gesagt, welche die allgemeine Herabsetzung eines

Schriftstellers gern in das Lob seines ersten Versuches einkleiden: in dieser Schrift, die für das Alter der Verfasserin erstaunenswürdig ist, und für jedes Alter hervorstechend und ausgezeichnet seyn würde, offenbart sich sowohl die mächtige Einbildungskraft als die unermessliche Ueberlegenheit noch nicht, welche Frau von Staël seitdem bewährt hat.

Schriften der Frau von Staël.

Zweyter Zeitraum.

Kurze Zeit nach Herausgabe der Briefe über Rousseau begann die Französische Revolution. Frau von Staël hatte schon in jener Schrift der Freyheit entschieden gehuldigt, und von Jugend auf hatte die Liebe zur Freyheit sie entflammt. Sie stand dem Mittelpunkte der Handlung nahe, ihr Geist erhob sich zur Anerkennung aller allgemeinen Wahrheiten, alle Folgen berührten sie unmittelbar in ihren persönlichen Gefühlen, so dass weder ihr Charakter noch ihre Lage ihr erlaubten, von der allgemeinen Bewegung sich entfernt zu halten. Während alle Köpfe schwärmten, konnte sie allein nicht kalt bleiben. Der Gedanke, die Französische Nation eben so frey zu sehen wie die Englische, sie

auf der gleichen Höhe in allem zu sehen, was die Rechte des Menschengeschlechts sichert, und seine Würde hebt, musste ihren glühendsten Wünschen entsprechen. Wenn man bedenkt, dass mit dieser Aussicht sich noch die Hoffnung verband, ihr Vater werde viel zu einer so heilsamen Verbesserung beytragen, und den Dank dafür einernten, so kann man sich über ihren Enthusiasmus nicht verwundern. Alles was ihr Herz und ihren Geist auf das lebhafteste anregte, führte sie auf diese Bahn; sie eilte darin ihrem Vater voraus, und wagte es auf die Gefahr, bey dem Zusammenstoss der streitenden Kräfte zuerst getroffen zu werden.

Dieselbe Mässigung, welche Neckers Charakter und hohe Uebersicht ihm zum Gesetz machten, wurde indessen bald auch seiner Tochter durch ihre Ehrerbietung vor dem Unglück auferlegt. Nach ihren feurigen Hoffnungen lässt sich ermessen, was sie empfinden musste, als sie ihre Erwartungen getäuscht sah. Bey einem selbst für Gleichgültige so regen Mitleiden, dass es ein persönlicher Schmerz ward; bey einem Widerwillen gegen die Tyranney, welcher alle Kräfte ihres Gemüths in Aufruhr setzte, war die Schreckens-Herrschaft für Frau von Staël insbesondre entsetzlich. Unter denen, welche den Verlust der ersten Gegenstände ihrer Anhänglichkeit nicht zu betrauern gehabt haben, hat niemand mehr leiden können als sie. Mit dem innigsten Mit-

gefühl für das allgemeine Unglück, mit quälenden Besorgnissen für ihre Freunde, vereinigte sich bey ihr der Gedanke, der Name der Freyheit werde für immer verläumdet seyn, und der Name ihres Vaters werde das gleiche Loos theilen. Ihre beyden Idole auf Erden, die Freyheit und Neckers Ruhm, schienen mit Einem Streiche umgestürzt zu seyn.

„Mir scheinen," sagt sie in der Schrift über den Einfluss der Leidenschaften, „die „Anhänger der Freyheit die zu seyn, welche die in „ihrem Namen begangenen Unthaten in tiefster Seele „verabscheuen. Die Gegner der Freyheit können „ohne Zweifel vor dem Verbrechen einen gerechten „Abscheu hegen, aber da eben diese Verbrechen „ihnen als Gründe für ihr System dienen, so em„pfinden sie dabey nicht, wie die Freunde der Frey„heit, alle Arten des Schmerzes auf einmal."

Auch war Frau von Staël während der blutigen Regierung Robespierre's ausser Stande, irgend eine anhaltende Arbeit zu unternehmen. Die Begierde, dem Tode Opfer zu entreissen, hatte ihrer ganzen Seele sich bemeistert, ihre ganze Thätigkeit hingenommen. Diese Begierde erwachte immer von neuem, denn wenn sie einem Unglücklichen eine Freystätte gesichert hatte, so glaubte sie, es sey noch nichts geschehen, bis sie auch seine nächsten Freunde und Verwandten gerettet hätte. Ihre grossmüthigen Wagstücke in dieser Art sind bekannt,

dass es unnöthig ist, sie zu erzählen, und die Freundschaft würde eine gewisse Verlegenheit dabey empfinden.

Vertheidigung der Königin. — Gedicht an das Unglück. — Zwey politische Flugschriften.

In dem ersten Augenblicke, wo sie ihr Talent wiederfand, verwendete sie es auf die Vertheidigung der Königin. Man weiss, welche Schonung und Gewandtheit es in jener unseligen Zeit bedurfte, um blutgierige Ungeheuer nicht noch mehr zu reizen. Oft hat man dich damals, in guter Absicht, sogar einer niedrigen und wüsten Sprache bedient. Aber hiezu konnte sich Frau von Staël unmöglich entschliessen. Es wurde ihr nicht leichter, der Pöbel-Tyranney zu schmeicheln als irgend einer andern. Indessen da es nöthig war, sich bey den Häuptern Gehör zu verschaffen, so versucht sie jeden Ton, lässt kein Mittel unbenutzt, um durch die Tigerhülle hindurch das menschliche Herz zu berühren. Sie bestrebt sich, die Königin vergessen zu machen, um in der unglücklichen Marie Antoinette nur das liebenswürdige Weib, das gütige und mitleidige Wesen, die zärtliche Mutter, die Gattin soll muthiger Ergebenheit zu schildern. Es herrscht

in dieser Vertheidigungs-Schrift ein reges, tiefes Gefühl, ein zartes und sinnreiches Mitleiden. Brauchen wir zu sagen, dass Frau von Staël bey der Königin niemals in Gunst gestanden hatte? Hätte Marie Antoinette, was unmöglich war, sie gehasst, verbannt, verfolgt, sie hätte darum nicht weniger gethan, und hätte es eben so sehr bejammert, nicht mehr zu vermögen.

Späterhin ergoss sie ihren Schmerz in einer dichterischen Rede an das Unglück (Epître au malheur), einem kleinen Gedicht von merkwürdiger Stärke und Wahrheit des Ausdrucks. Man hat darin vor allen folgende Zeilen ausgezeichnet, worin sie zeigt, wie der Gedanke der allgemeinen Zerrüttung für jeden Unglücklichen die besondern Leiden des Lebens vermehrt:

Ja, der Natur unwandelbarer Lauf
Hat unter so viel Unheil nicht gestockt.
Der Tod zeigt unerbittlich sich wie sonst.
Und achtet Hymens heil'ge Bande nicht.
Du kannst der Liebe Undank noch erfahren,
Der Freundschaft Wankelmuth; und von der Last
Des allgemeinen Wehes schwer geängstigt,
Kährt manches Herz besondern Kummer noch,
Und weint im stillen um ein eignes Leid.
Beschränke, grosser Gott, des Unglücks Reich! —

Kurze Zeit nach Robespierre's Fall hat Frau von Staël zwey Flugschriften ohne ihren Namen her-

ausgegeben. Die eine führt den Titel: Betrachtungen über den Frieden, an Herrn Pitt und an die Französische Nation gerichtet; und die andre: Betrachtungen über den innern Frieden. Die erste dieser Schriften hat Fox im Englischen Parlamente mit grossem Lobe angeführt; beyde zusammen enthalten alles, was die Verfasserin im Jahre 1795 von ihren Ansichten über die innere und äussere Lage Frankreichs auszusprechen wagte, und sie werden dadurch zu schätzbaren Urkunden für die Geschichte. Ohne die politischen Meynungen der Frau von Staël der Prüfung unterwerfen zu wollen, will ich nur bemerken, dass obige Schriften ihr durch einen dringenden Antrieb des Gefühls eingegeben worden sind. Die Franzosen von beyden Parteyen mochten den Krieg wollen, ganz Europa mochte glauben bey dessen Fortsezzung interessirt zu seyn: aber es lag nicht im Charakter der Frau von Staël, jemals ein solches System zu dem ihrigen zu machen. Die heilige Angelegenheit der nationalen Unabhängigkeit ausgenommen, vermochte keine andre Vorstellung, sie mit dem Blutvergiessen auszusöhnen, und ihr Verstand war immer mit ihrem Herzen einverstanden, um die Angemessenheit des Friedens zu beweisen.

Dasselbe gilt von der zweyten Schrift. Auch abgesehen von ihrer Liebe zur Freyheit, hätte Frau von Staël nur mit Entsetzen die Bahn vorgezeich-

net, welche, nach ihrem energischen Ausdruck, „in „die Nothwendigkeit gesetzt haben würde, zum „zweytenmal über den Blutstrom zu setzen.“

Wenn man für eine bestimmte Lage der Dinge einen Rath ertheilt, so ist man genöthigt, mit dem vorhandenen Uebel, und dessen nothwendigen Folgen sich abzufinden. Aber Frau von Staël that es, ohne das Uebel gut zu heissen; sie hörte nicht auf, es für das zu erkennen, was es ist. Wer im Stande ist, diese Schriften mit Unparteylichkeit zu lesen, zu erwägen, wie die Zeitumstände beschaffen waren, und was sie einem Schriftsteller auferlegten, der wird erstaunt seyn, so viel Stärke der Beweisgründe, so viel Ehrerbietung vor allen Interessen, vor allen rechtlichen Meynungen, so viel Aufrichtigkeit, so viel Verstand nicht nur, das versteht sich von selbst, sondern auch so viel Gründlichkeit und gesunde Vernunft beysammen zu finden. Allerdings, die Verfasserin hat damals die Herstellung der Monarchie nicht gewünscht. Aber lag es in der Reihe der möglichen Dinge, dass eben diese Restauration, die seitdem Tage des Glücks und der Freyheit in Frankreich herbeygeführt hat, in dem Zeitpunkte, wo sie schrieb, Statt gefunden hätte, ohne dass eine schreckliche Rache ausgeübt worden wäre? Sie hat nicht in eine Entfernung von zwanzig Jahren hinaussehen können, weil der menschliche Blick überhaupt nicht so weit reicht: aber innerhalb ei-

nes begränzteren Horizontes hat sie mit ungemeiner Richtigkeit die Zukunft errathen. Ist es zum Beyspiel nicht sehr merkwürdig, dass sie schon im Jahre 1795 gesagt hat, Frankreich könne nicht zu einer eingeschränkten Monarchie gelangen, ohne durch den militärischen Despotismus hindurchzugehn? *)

Die Schrift: vom Einflusse der Leidenschaften auf das Glück der Individuen und der Nationen.

Die Frage, welche Frau von Staël in diesem Buche behandelt, konnte, ungeachtet ihrer Allgemeinheit und Abgezogenheit, dennoch dem gewohnten Gedankengange eines so philosophischen Geistes, als der ihrige war, selbst mitten in der Verstörung und Unruhe, nicht fremd seyn. Wiewohl daher auch die heftige Erschütterung, welche alle denkenden und empfindenden Wesen von der Revolution

---

*) Ich hatte noch andre Stellen gesammelt, und die Sätze, die ich anführen wollte, waren sehr hervorspringend. Aber wenn man das Ganze der damaligen Lage nicht darstellen will, so thut man besser, schmerzliche Erinnerungen nicht anzuregen, die nur allzuleicht in Ungerechtigkeit übergehen.

erlitten haben; in diesem Werke sichtbar ist, so entfalten sich doch höhere Kräfte darin, und ihre ganze Masse ist in Bewegung.

In den Briefen über Rousseau sieht man eine junge von Geist sprühende Frau, mitten unter dem rauschenden Beyfall eines zahlreichen Kreises mit Feuer und Gefühl eine Menge glänzende Fragen mehr im Fluge berühren als auflösen. In der Schrift vom Einflusse der Leidenschaften hingegen trägt alles das Gepräge einsamen Nachdenkens, und jener schmerzlichen Aufwallungen, welche die Thätigkeit des Verstandes nicht immer zu besänftigen vermag. Der junge Adler, verscheuchtert von den Stürmen des Lebens, sucht einen Zufluchtsort und eine Ruhestätte. Die Leidenschaften sind rings umher losgebrochen. Als Zeugin der Partеywuth, und nahe daran, deren Opfer zu werden, hat sie eine grosse Verwüstung vor Augen. Die gesetzlichen Einrichtungen der alten Zeit, und die zunächst an ihre Stelle getretenen, alles ist umgestürzt. Die Tugend, die Vernunft, die Freyheit selbst, in deren Namen die Leidenschaften sich empört hatten, haben vergeblich gegen die Leidenschaften gekämpft. Frau von Staël sucht also, diese geheimnissvollen Kräfte zu ergründen; sie fragt sich, ob die glühenden Hoffnungen, welche die Leidenschaft erregt, jemals zur Wirklichkeit gelangen, und die Antwort ist verneinend. Immer erwarten die Leidenschaften

die Erfüllung ihrer Wünsche vom Schicksale oder von den Wünschen, und stellen also unser Glück unter fremde Botmässigkeit. Die Liebe zum Ruhme, der Ehrgeiz, die Eitelkeit, wollen ein Ziel erreichen, das ihnen immerfort in die Ferne entweicht. Die zärtlichen Neigungen bedürfen einer Erwiederung, deren sie nie theilhaftig zu seyn glauben; und die sinnlichen oder selbstischen Triebe ertödten das Herz, dessen sie sich bemeistern, und zerstören somit die gemeinsame Quelle alles Genusses.

Die Leidenschaften sind folglich das eigentliche Hinderniss des Glücks für die Individuen; sie sind auch dem Glücke der Nationen nachtheilig: denn bey einem Volke, wo es keine gewaltthätigen Begierden gäbe, würden alle Verfassungen gleich gut seyn. Jedoch bietet sich hier ein Haupt-Unterschied dar. Der Mensch, als einzelnes Wesen betrachtet, kann immer darnach streben, seine regellosen Triebe zu zähmen; aber in der Gattung muss man die Leidenschaften als unvertilgbar ansehen, und die Kunst des Gesetzgebers besteht eben darin, ihnen den angemessenen Grad von Thätigkeit zu lassen. Diesem Unterschiede zufolge hat die Verfasserin das Ganze ihres Entwurfs unter zwey Abtheilungen gebracht: die eine umfasst die Schicksale der Einzelnen, die andre die verfassungsmässige Lage der Nationen.

Nur die erste Hälfte dieses Planes ist ausgeführt worden, aber sie reicht hin, um ein vollständiges Werk auszumachen. Frau von Staël zergliedert zuerst die Leidenschaften, dann die Gefühle, welche ihrem Wesen nach zugleich den Leidenschaften und den Hülfsmitteln verwandt sind, die ihnen entgegengesetzt werden können; endlich untersucht sie, welchen Beystand gegen das Unglück man in sich selbst suchen soll.

Die Zergliederung der Leidenschaften ist bewundernswürdig. Mehrere Triebfedern, die sich nur durch unmerkliche Abstufungen von einander unterscheiden, sind mit so festen Zügen charakterisirt, dass sie eine ganz bestimmte Physiognomie gewinnen; und die Erklärungen allgemeiner Begriffe werden, so zu sagen, individuelle Bildnisse. Ein seltnes Talent zur Satire entfaltet sich in diesen Schilderungen, jedoch bemerkt man darin nicht jenen heitern und leichten Scherz, wodurch Frau von Staël seitdem geglänzt hat. Sie war in diesem unglücklichen Zeitpunkte ganz in Bekümmerniss versunken.

Ein sehr merkwürdiger Abschnitt ist der über den Parteygeist. Der politische Fanatismus, seine Verblendung, sein thörichtes Vertrauen, seine Leichtgläubigkeit, wird von der noch so jungen Verfasserin auf das nachdrücklichste und richtigste dargestellt; und mit gleicher Bestimmtheit charakte-

risirt sie nachher die beyden Classen von Enthusiasten, die Neuerer und die Vertheidiger des Alten. Alles ist wahr in diesen Gemählden, und wird auch wahr bleiben, so lange dieselben Parteyen noch bestehen.

Aber welche furchtbare Offenbarung des entsetzlichsten Geheimnisses der menschlichen Natur ist nicht in dem Abschnitte vom Verbrechen enthalten, unter welchem Worte sie vorzüglich die Grausamkeit versteht! Zu einer Zeit, wo das Verbrechen aller Fesseln entbunden auftrat, war der Beobachtungsgeist für sich allein dennoch nicht im Stande, ein solches Gemählde auszuführen. Es bedurfte eines gewissermassen dramatischen Talents, jener Gewalt der Einbildungskraft, die in einem Wort, in einer Bewegung, in einem Ausdruck der Physiognomie den ganzen Menschen entdeckt, und ihn in dem Grade begreift, dass sie sich in ihn verwandeln und auf einen Augenblick seine Natur anlegen kann. Welch ein schreckliches Gemählde wird hier entworfen von jenem Bedürfnisse der Trunkenheit, jener convulsivischen Wildheit, jener innern Wuth, welche einen Menschen immerfort zu neuen Missethaten treibt, dem die Ruhe zur Marter geworden ist, der sich gehasst fühlt, weil er selber hasst, und der Andern die Qualen zufügen will, wovor er selbst sich nicht retten kann! ::

Und welch ein Lichtstrahl fällt mit folgenden Worten in die Tiefen des menschlichen Herzens: „Wenn sich ein solcher Chgrakter von irgend einer „Seite fassen liesse, so wäre es dadurch, dass man „ihn plötzlich überredete, er sey vollkommen be„gnadigt.“ Diess ist — zur Bestätigung dessen, was die Verfasserin sagt, sey es bemerkt — diess ist eine von den Ursachen der sittlichen Umwandlungen, welche die Religion so häufig bewirkt. Sie sagt dem Schuldigen, er sey im Himmel begnadigt; er setzt alles übrige hintan, und beginnt ein neues Leben.

Frau von Staël betrachtet die Leidenschaften, in so fern sie dem Glück, nicht in so fern sie der Tugend gefährlich sind. Sie fängt damit an, anzuerkennen, dass zum wahren Glück immer die Beobachtung der sittlichen Gesetze vorausgesetzt wird. Aber sie sagt den Menschen nicht: Die Leidenschaften werden auch vielleicht in Schuld verstricken; sie sagt ihnen: die Leidenschaften werden auch zuverlässig unglücklich machen. Auf eine Gesinnung, welche nicht durch die Möglichkeit, Fehltritte zu begehen, mehr als durch alles andre geschreckt wird, wirkt diese Sprache mächtig, weil sie sich auf das Wesen der Dinge selbst gründet, auf die unwandelbare Beschaffenheit unmässiger Begierden, und nicht auf ihre ungewissen Folgen. Welche Grundlage man der Moral auch geben möge,

dieser Theil des Werkes wird immer wichtig bleiben, und die merkwürdigen Beobachtungen, die er enthält, werden in keinem System verloren seyn. Alle Lebens-Philosophie muss dahin streben, den Willen von den Leidenschaften unabhängig zu machen. Wenn aber Frau von Staël, um diese Unabhängigkeit desto sicherer zu stellen, sogar die rechtmässigen Neigungen zu verwerfen scheint, verläugnet sie nicht ihre eigne Gesinnung sowohl als die Natur? Ist es nicht ein weniger herber Stoicismus, zu sagen, der Schmerz sey kein Uebel, als zu behaupten, schuldlose Liebe sey kein Gut? Soll die Freundschaft, die elterliche und kindliche Zärtlichkeit einer kalten Berechnung aufgeopfert werden, und heisst es nicht einen grausamen Gebrauch vom Talente machen, wenn man mit einer ergreifenden Wahrheit der einzelnen Züge schildert, was in den innigsten Verhältnissen das Herz verletzt? Der christliche Philosoph hat vielleicht allein das Recht, tröstende Täuschungen zu zerstreuen, und man muss uns etwas anderes verheissen als das irdische Leben, wenn man uns dessen edelste Güter widerwärtig machen will.

Im allgemeinen lag es nicht im Charakter der Frau von Staël, einem Grundsatze blindlings bis in seine entferntesten Folgerungen nachzugehn; gewöhnlich setzte ein sehr zuverlässiger Sinn sie über den Punkt ins klare, wo die misbräuchliche An-

wendung einer Regel zur Verletzung einer andern führen würde. Aber man lasse sich nicht durch den Schein täuschen: nicht um eine übertriebene Strenge zur Schau zu tragen, hat Frau von Staël hier ein solches System behauptet; und es ist leicht zu erachten, dass sie es eben so wenig aus Kälte des Gemüths gethan. Sie mahlt mit Flammenzügen das Unglück der Leidenschaften und ihre Macht; sie wendet sich allein an leidenschaftliche Wesen: die übrigen haben ihren Beystand nicht nöthig, und würden ihre Sprache nicht verstehen; nicht mit ihnen ist sie durch Sympathie verwandt. Aus der Strenge ihrer Warnungen und der Wärme ihrer Gefühle geht ein seltsamer Contrast hervor, dessen Grund darin liegt, dass sie viel gelitten hatte, und bey andern wie bey sich selbst jenes Uebermaass des Lebens zu dämpfen wünschte, welches so grosse Leiden verursacht.

Allerdings sind der Jugend und glühenden Lebhaftigkeit der Verfasserin gewagte Urtheile und allzu starke Ausdrücke entschlüpft. Allein wenn man die Sittlichkeit dieses Werkes im Ganzen beurtheilt, so kann man ihm eben keine andern Fehler vorrücken, als die, welche aller nicht auf religiösem Grunde gebauten Philosophie anhangen: die Hinwegnahme der Hoffnung, den Mangel eines ausser uns liegenden Antriebes, um uns selbst aufzuopfern; und diese Fehler werden hier immer von einer zar-

ten Regsamkeit des Gefühls überkleidet, die jener Philosophie überaus fremd ist.

Die Verfasserin lässt die Sterblichen, die sie von den Leidenschaften befreyt hat, nicht ohne einige Hülfsquellen des Genusses. Sie empfiehlt Geistesthätigkeit, unabhängig von dem Streben nach äusserer Wirkung; Güte, unabhängig von der Erwartung der Dankbarkeit; und sie bezeichnet als einen ziemlich wohlthuenden Zustand, nach der Entsagung auf das Glück, eine gewisse zärtliche und träumerische Stimmung, welche sie Melancholie nennt. Die Religion hat alle diese Tröstungen, und noch bessere: aber die Religion war damals für Frau von Staël weder eine Triebfeder des Handelns, noch eine Stütze des innern Daseyns; und man kann von allem, was sie hierüber sagt, an den besser unterrichteten Cäsar appelliren, ich meyne an sie selbst in ihren letzten Schriften.

Eine merkwürdige Zusammenstellung gewährt insbesondre ihre Schrift über den Selbstmord mit der vorliegenden, deren Ergänzung sie zu seyn scheint: denn Frau von Staël stellt darin das einzige wirksame Mittel gegen Uebel auf, die sie zuvor nur bemerklich gemacht und davor gewarnt hatte.

Wenn man indessen in den Leidenschaften ein verderbliches und zerstörendes Fieber, in den unschuldigsten Neigungen eine Quelle der Bekümmer-

niss und Trauer erkannt hat; wenn die Betrachtung, die Wohlthätigkeit, und eine gewisse beschauliche Entsagung die einzigen Stützen geworden sind, worauf man zu bauen wagt, so hat man, ohne es zu wissen, schon viele Schritte auf dem Wege zurückgelegt, der zum Christenthume führt: man hat sich mit seinem Geiste durchdrungen, ohne an seine Lehre zu denken; und hiedurch gewinnt das in andern Rücksichten so ausgezeichnete Buch ein noch höheres Interesse.

Wenn Frau von Staël die zweyte Hälfte ihres Entwurfes unausgeführt gelassen hat, so ist diess nicht aus Mangel an Beharrlichkeit geschehen, noch auch, weil etwa die weitläuftigen Arbeiten, welche sie hätte unternehmen müssen, sie abschreckten: man hat seitdem gesehn, was sie in dieser Art zu leisten vermochte. Allem Anschein nach wird sie gefühlt haben, dass die beyden Hälften des Werkes sich nicht innig genug mit einander verbinden liessen, und dass die zweyte schwerlich ihrem Titel entsprochen haben würde. Der Zweck der Verfasserin bey der Prüfung des Einflusses der Leidenschaften auf das Glück der Nationen war, aus der Geschichte eine Meynung zu bestätigen, für die sie sich ihr ganzes Leben hindurch erklärt hat: das nämlich die politischen Einrichtungen den Völkern ihre Erziehung geben, ihren Charakter bilden, und dadurch über ihre wesentlichen Schicksale entscheiden. Es

ist sehr richtig, dass die bey diesen Einrichtungen zu lösende Aufgabe darin besteht, den Leidenschaften den Grad von Thätigkeit zu lassen, welcher eine grosse geistige Entwickelung gestattet, ohne doch die öffentliche Ruhe zu gefährden. Aber das Spiel der Leidenschaften ist schon in der Idee der Freyheit begriffen, und es scheint nicht sehr nothwendig, diese Idee in ihre Bestandtheile zu zerlegen. Die Frage würde mit der über die Verbindung der Ordnung mit der Freyheit zusammengefallen seyn. Und wenn die Verfasserin hätte untersuchen wollen, welches die herrschende Leidenschaft im Charakter jedes Volkes gewesen, so würde die Leidenschaft nur als zufällig erschienen seyn, da sie jenen Charakter aus der Verfassung hätte erklären müssen. In jedem Falle würde die Leidenschaft dem Gegenstande dieser Abtheilung des Werkes ziemlich fremd geblieben seyn, oder sie hätte sich nur durch eine allzu spitzfindige Metaphysik daran knüpfen lassen. Indessen würde es sehr lehrreich seyn, wenn diese verschiedenen Fragen mit Rücksicht auf die Thatsachen der Geschichte behandelt würden, wie Frau von Staël es thun wollte.

Nachdem sie ihren ersten Plan aufgegeben hatte, so zog sie den ganzen Inhalt des anfänglich entworfenen Werkes in eine Einleitung zusammen. Dieses Stück, welches zur Zeit seiner Erscheinung die Aufmerksamkeit der Denker in hohem Grade auf

sich zog, bietet in der That eine bedeutende Masse von Ideen dar; es ist ein unbenutzter Erzgang, wo die, welche nachgraben wollen, unermessliche Reichthümer finden werden.

Die Schrift: von der Litteratur in ihrem Verhältnisse zu den gesellschaftlichen Einrichtungen.

Seit der Herausgabe des Buchs über den Einfluss der Leidenschaften bis zur Erscheinung der eben genannten Schrift sind vier Jahre verflossen. Während dieser Zwischenzeit scheint in dem Geiste der Verfasserin eine glückliche Umwandlung Statt gefunden zu haben. Ihre Meynungen sind dieselben geblieben, aber die Richtung ihrer Gedanken hat sich verändert. Die Betrachtung hat ihre Ansichten zur Reife gebracht, anhaltende Studien haben die Last des Unglücks für sie erleichtert und ihr Gemüth hat sich wieder aufgerichtet. Schon ist ihr Leben ganz in der Zukunft daheim, und weil die gegenwärtige Zeit ihren Wünschen nicht entspricht, so schwebt sie in vollem Fluge einer fernen Herrlichkeit entgegen: ihr Bedürfniss der Hoffnung wendet sich auf die gesammte Welt. Sie hegt den Glauben, der menschliche Geist bereichere sich durch die Erbschaft der Jahrhunderte. Nach ihrer Meynung folgen die Menschengeschlechter nicht ver-

geblich auf einander, und es rückt allmählich eine bessere Ordnung der Dinge heran, deren Hauptzüge der prophetische Blick des Genie's unterscheidet. Der Zustand der Zerrüttung und Anarchie hört auf, ihr als ein unnützes Uebel zu erscheinen, da sie ihn als eine Krise betrachtet, die zu einer glücklicheren Lage führen soll, vorzüglich, da sie ihn dem unvermeidlichen Widerstande zuschreibt, welchen lange verkannte oder unter die speculativen Wahrheiten verwiesene Grundsätze erfahren, sobald man sie auf das wirkliche Leben anwendet. Aber die Prüfung des Vergangenen muss diese glückliche Vorbedeutung bestätigen; es muss bewiesen werden, dass die Fortschritte zum Licht sicher, dass sie unter allen Abwechselungen beständig gewesen seyen, und dass man, durch das Dunkel der Zeiten hin, ein Gesetz der geistigen Entwickelung im menschlichen Geschlecht entdecke. Diess ist es, was Frau von Staël zu zeigen unternommen hat.

Sie war durch ihren analytischen Geist zu einer solchen Arbeit vorzüglich geeignet, und ihre glänzende Einbildungskraft musste Reiz darüber verbreiten. Die Schwierigkeit, dem ungleichen Gange der Cultur zu folgen, dessen Unregelmässigkeiten, augenblickliche Unterbrechungen und scheinbar rückgängige Bewegungen zu erklären; die mannichfaltigen Thatsachen der Geschichte auf ein gemeinsames Ergebniss zurückzuführen: diese erstaunliche Schwie-

rigkeit schreckt sie nicht ab; und ohne sie vielleicht ganz ermessen zu haben, hat sie fast immer sie glücklich überwunden. Dasselbe Talent der Beobachtung, welches sie auf die Regungen des Herzens gewendet hatte, übt sie hier an allen Denkkräften, an allen Erfolgen ihrer Thätigkeit. Sie betrachtet die Verfassungen, die Sitten und die Litteratur in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit; sie entwirrt die vielfachen und zarten Fäden, welche den Zustand der Gesellschaft mit dem der Religion und der Philosophie in Verbindung setzen, und zeigt, wie die Schriftsteller, die immer Einflüsse von dem Charakter ihrer Nation erfahren, auf eben diesen Charakter zurückwirken. Es ist ein schöner Gedanke, die Entwickelung des menschlichen Geistes durch die Jahrhunderte hin zu verfolgen, und jeder grossen Begebenheit, jedem grossen Manne, den gebührenden Antheil an dessen Fortschritten zuzuweisen.

Man kann nicht umhin, den Umfang des Geistes, der sich in diesem Werke kund giebt, ausserordentlich zu finden. Es ist nicht, wie die meisten guten Bücher dieser Classe, ein wohlgeordneter Auszug aus den üblichen Vorstellungsarten, durch einige neue Zusammenstellungen gehoben. Es ist auch wiederum keine von jenen systematischen Compositionen, worin der Verfasser, indem er alle Gegenstände von einer besondern Seite betrachtet, al-

lerley neue Wahrnehmungen vortragen mag, aber auf die Länge durch die Wiederholung derselben Art von Prüfung ermüdet. Alles richtet sich zwar auf ein Ziel, aber der Gang der Verfasserin hat nichts gezwungenes noch peinliches: ist Gesichtspunkt, ist richtig, umfassend, unparteyisch. Sie betrachtet alle Gegenstände, als wenn es ihr zuerst aufgegeben wäre, sie zu ergründen; sie sieht die Dinge im Grossen und Ganzen; sie schaut sie an mit eindringenden und wohlwollenden Blicken, welche eine Menge unerwarteter und erfreulicher Beziehungen entdecken. Es ist zum Erstaunen, dass sie in dem Grade, wie sie es gethan, den Kunstrichtern der neueren Deutschen Schule begegnet ist, deren Schriften sie damals noch nicht gelesen hatte. Eine verwandte Neigung zu allem, was die Empfindung erhöht und die Einbildungskraft belebt, hat sie auf diese Bahn geführt.

Mehrere Meynungen, die in der Folge Stoff zu Erörterungen unter den Kritikern hergegeben haben, sind in diesem Buche zum ersten Mal dargelegt: man findet darin die Quelle von vielem, was man seitdem gelesen, und wie es scheint, hat man das Buch weit mehr benutzt als angeführt. Vielleicht suchte Frau von Staël damals nicht, ihre Behauptungen so sehr als möglich hervorzuheben. Mancher Begriff, der fruchtbar werden könnte, manches Gefühl, das zu einem schönen Schwunge der

Beredsamkeit Anlass gab, ist mit Bestimmtheit aber ohne Ausführlichkeit ausgedrückt. Sie schreibt mit Theilnahme; sie hält fest an ihren Meynungen; aber ohne dass sie ein grosses Gewicht auf ihr Eigenthumsrecht an die Gedanken zu legen scheint. Man sollte sagen, sie habe sich selbst überredet, als sie zur Gleichgültigkeit gegen den Beyfall ermahnte. Es liegt in dieser Weise ein edles Bewusstseyn. Sie hatte noch nicht erlangt, was sie nach ihrem eignen Gefühl verdiente, und sie begnügt sich damit, den Platz zu bezeichnen, den man genöthigt seyn werde ihr einzuräumen. Da sie nicht auf die allgemeine Gunst rechnen darf, so überläset sie sich nicht ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Ich finde sie in diesem Buche mehr durch die Ueberlegenheit ihres Verstandes ausserordentlich, als durch die anziehenden Wendungen oder durch die Wärme ihres Styls.

Dieses Werk würde gewiss in Frankreich ein eben so ausgezeichnetes Glück gemacht haben, als bey andern Nationen, wenn der Augenblick, wo es erschien, günstiger gewesen wäre. Aber welch eine Frau, die zu einer Zeit, wo entscheidende Begebenheiten sich der Aufmerksamkeit ganz bemeisterten, ein solches Buch auszuführen vermochte! Die es vermochte, während sie verbannt war, Verfolgungen erlitt, und den Ungerechtigkeiten beyder Parteyen ausgesetzt war! Die ihren Verstand auf Gegenstände, welche dem Anschein nach den politi-

schen Streitfragen so fremd sind, zu richten, und diese Gegenstände wieder mit Ruhe an jene Fragen anzuknüpfen wusste!

Wenn man die Mässigung der Frau von Staël im Gespräch verkannt hat, so geschah es deswegen, weil sie mit Heftigkeit unparteyisch war. In ihren Schriften ist sie es ohne Leidenschaft, und in der vorliegenden kann man ihr kaum Lebhaftigkeit zuschreiben.

Die Vorrede ist dazu bestimmt, die Wichtigkeit der Geistes-Arbeiten ins Licht zu setzen. Die Verfasserin zeigt, in welchen Verhältnissen die Litteratur zur Tugend, zur Freyheit und zum Wohlseyn der Menschen steht. Sie beweist, dass die grossen dichterischen und rednerischen Schönheiten ihre Quelle in den höheren sittlichen Gefühlen haben; dass der gute Geschmack sich an die Vernunft anschliesst, so wie das Genie an die Begeisterung feuriger und edler Gemüthskräfte. Sie redet endlich mit Rührung von dem Trost, den manche Schriften Jahrhunderte hindurch den Unglücklichen gewährt haben. Alle leidenden und ausgezeichneten Wesen, die je gelebt, betrachtet sie als eine würdige Gesellschaft, welche der Tod nicht unterbricht; sie fühlt, sie sey schon ein Mitglied dieser Gesellschaft, und bereitet für künftige Unglückliche die Wohlthaten dieses Verständnisses der Gemüther, das

sie selbst mit den nicht mehr lebenden Unglücklichen unterhalten hat.

Die eine Hälfte des Werkes ist der Prüfung der Vergangenheit und Gegenwart gewidmet, die andre der Voraussicht der künftigen Zeiten. In der ersten bestimmt die Verfasserin den Charakter jedes Volkes in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte, so wie den Charakter seiner ausgezeichnetsten Schriftsteller. Auf diese Art mustert sie mit schnellem Ueberblick die ganze vorhandene Litteratur, und alles was Einfluss auf die Schriften gehabt hat, nämlich die Verfassungen, die Himmelstriche, die Religionen, die Sitten. Der Geist der gesammten Vergangenheit kann uns solchergestalt offenbart werden, denn es hat nichts wichtiges in der wirklichen Welt gegeben, das sich nicht in der litterarischen Welt abgespiegelt hätte.

Frau von Staël hatte ein seltnes Talent, den unterscheidenden Zug jedes Gegenstandes zu fassen. In allen ihren Gemählden tritt eine Idee hervor, aber die Wahrheit wird dem Bedürfnisse, diese Idee geltend zu machen, nicht aufgeopfert. Sie ist der Mittelpunkt, welcher den ins einzelne gehenden Beobachtungen die Einheit verleihet, ohne welche kein Interesse möglich ist; aber jene Beobachtungen sind nichts desto weniger treffend und unparteyisch. Die Verfasserin fängt damit an, uns mit den Gegenständen, wie sie sind, bekannt zu machen: sie

beschreibt mit Genauigkeit den Charakter eines Volkes, eines Zeitraumes, eines Schriftstellers, indem sie alle merkwürdigen Sonderbarkeiten andeutet; dann erklärt sie so einleuchtend, warum alles so ist, dass man zuletzt das vollkommen natürlich findet, was anfangs am meisten in Erstaunen gesetzt hatte.

Verschiedene ihrer Behauptungen können allerdings bestritten werden: sie hat sich oft dieser Gefahr ausgesetzt, indem sie sich von der Meynung der Gelehrten entfernte. Aber hier ist von Urtheilen, nicht von Thatsachen die Rede; und man wird nothwendig die Alten immer wieder beurtheilen müssen, so wie die Vergleichungs-Punkte mit ihnen sich vervielfältigen. Frau von Staël betrachtet das Alterthum auf eine ihr eigenthümliche Weise, und nöthigt uns dadurch, aufs neue über Gegenstände zu denken, welche das menschliche Nachsinnen erschöpft zu haben scheinen. Wenn ein wichtiger Stoff abgenützt ist, muss man sich nicht freuen, ihm neu belebt zu sehen? Verdient der Schriftsteller, welcher den bleichen Schatten der Geschichte ihre Farbe wiedergiebt, nicht unsre Dankbarkeit? Man soll den Irrthum scheuen, das versteht sich von selbst; aber die Unbekanntschaft ist auch eine Ursache des Irrthums, und was keinen Eindruck hervorgebracht hat, bleibt uns ewig unbekannt. Durch allzu ängstliches Grübeln über das

Wahre bleibt uns die Wahrheit selbst fremd. Man glaubt sich gegen die Einbildungskraft eines Schriftstellers nur dann wohl verwahrt, wenn er uns Langeweile macht: aber die Vergessenheit verschlingt bald die Früchte lehloser Studien.

Nach ihrem System über das durch die Zeit bewirkte Gedeihen musste Frau von Staël den Römern die Ueberlegenheit über die Griechen zugestehn, und nichts ist neuer und anziehender als ihre Weise das eigenthümliche Verdienst der Römischen Litteratur zu bezeichnen. Zum Beyspiel, welche Schönheit des Ausdrucks und Gedankens in folgenden Betrachtungen!

„Die Griechen hatten nicht jenes Gefühl, je„nen besonnenen Willen, jenen National-Geist, „jene patriotische Selbstverläugnung, welche die Rö„mer auszeichnete. Die Griechen waren berufen, „der Litteratur und den schönen Künsten ihren „Schwung zu geben. Die Römer haben der Welt „das Gepräge ihres Genius aufgedrückt.

„Die Geschichte des Sallustius, die Briefe des „Brutus, die Werke des Cicero wecken in dem „denkenden Geiste allgewaltige Erinnerungen. Man „fühlt die Kraft des Gemüths durch die Schönheit „des Styles hindurch, man sieht den Menschen in „dem Schriftsteller, die Nation in diesem Menschen, „und die Welt zu den Füssen dieser Nation.“

Was man der Verfasserin am meisten bestritten hat, ist die Ueberlegenheit, welche sie den jüngsten Schriftstellern des Alterthums zuschreibt. Aber man muss zuvörderst bedenken, dass man nicht das Recht hat, ihr den Homer und die antike Poesie entgegenzustellen, weil sie die Einbildungskraft von der Zahl der Geistesvermögen ausnimmt, welche eines Fortschrittes empfänglich sind; ferner, dass sie die Litteratur in Bezug auf die Verfassung der menschlichen Gesellschaft betrachtet, und also eine durchaus ernste Ansicht dafür wählen musste. Sie sah darin mehr den Ausdruck der Gesinnungen der Völker, den aufbewahrten Schatz von Gedanken, welche über ihre Schicksale entschieden, als eine Sammlung glänzender Spiele des Witzes. Die künstlerische Seite ist ihr verschwunden, neben der Grösse des Ueberblicks, der Allgemeinheit des Urtheils, der philosophischen Ergründung des Herzens, kurz neben allen den Eigenschaften, welche lange Zeit bedürfen, um sich in der menschlichen Gesellschaft zu entwickeln.

Der zweyte Band ist ganz dazu bestimmt, den Schriftstellern freyer Staaten Rath zu ertheilen, und handelt folglich für Frankreich von dessen künftiger Litteratur. Dieser Theil des Werkes hat damals, als es erschien, grossen Beyfall gefunden, und vielleicht ist er wirklich der glänzendste, weil der Stoff eben so neu ist als die Ansichten. Jetzt, da

die von Frau von Staël gefassten Hoffnungen sich auf einer festeren Grundlage erneuern, da man ihre Vorhersagungen schon halb verwirklicht sieht, muss das, was sie darüber sagt, ein besonderes Interesse erregen. Es ist wahr, man findet hier nicht jenes Gemisch von Thatsachen und Gedanken, das manchen Lesern so angenehm ist; aber das Verdienst dieses Stückes gehört einer höheren Ordnung an. Es ist ganz auf den grossen Zweck aller Schriften, und vielleicht des ganzen Lebens der Frau von Staël gerichtet: auf den Zweck, den Einfluss der Freyheit zu regeln und zu erweitern. Die Zergliederung der allgemeinen Begriffe ist darum nicht weniger fein und genau, und vermöge dessen unterscheidet die Verfasserin mit eindringendem Scharfsinn die Elemente, die in einem freyen Staate das Wesen des litterarischen Ruhmes ausmachen müssen.

Allerdings ist dabey nur von einer Republik die Rede, aber man sieht, dass diese Verfassung für Frau von Staël nichts anders als eine zufällige Form der Freyheit war. Alles, was sie sagt, lässt sich eben so gut, und zuweilen sogar besser, auf eine eingeschränkte Monarchie anwenden. Frankreich ist immer ihr Gegenstand, wiewohl die traurige Vergleichung des damaligen Zustandes mit dem, was sie im Auge hatte, sie immerfort abwärts führt zu dem idealischen Bilde eines grossen, freyen, erleuchteten und edlen Volkes, dessen Sitten mit sei-

ner Verfassung in Harmonie stehen würden. Oft entschlüpfen ihrer unabhängigen Feder satirische Züge gegen die Menschen des Augenblicks. Die Ehrgeizigen, die Furchtsamen, die Schmeichler der Macht, alle Eitelkeiten, alle Begierden, wie sie auf dem Schauplatze einander gegenüber stehen, sind mit den lebendigsten Farben gemahlt.

Das ausgezeichnet geistreiche Capitel vom Geschmack, von der Urbanität der Sitten, und ihrem litterarischen und politischen Einfluss, enthält einen feinen und scharf gewürzten Tadel des Tons der Litteratur und selbst der Gesellschaft in dem Zeitpunkte, wo sie schrieb. Die Nachtheile einer übertriebenen Verfeinerung, des Rigorismus der Eleganz in allen Stücken, sind den Nachtheilen gemeiner Manieren gegenüber gestellt; es wird gezeigt, dass das wahre Talent niemals genöthigt ist, weder die Stärke noch den guten Geschmack aufzuopfern. Durch ihre ganze Kritik unterwirft Frau von Staël die oberflächliche Anmuth ohne Gedankengehalt, und die Entstellung der Gedanken durch unschicklichen Ausdruck einer gleichen Verdammniss.

Wer sie selbst gern in ihren Schriften findet, wird das Capitel von den Frauen, welche sich der Litteratur widmen, mit immer neuer Theilnahme wiederlesen. An ihrer Weise, diese beynah persönliche Frage zu behandeln, sieht

man, wie sie ihre eignen Empfindungen ins allgemeine wandte. Sie beobachtete an sich selbst so zarte Regungen, dass sie nur dem Individuum anzugehören schienen, und dann entdeckte sie, diese Regungen seyen die Wirkung dieser oder jener Lage im Leben. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, eine Stelle abzuschreiben, wo sie zeigt, dass eben jener den Neid erregende Ruhm gewöhnlich für Wesen, die nur in den Neigungen des Herzens leben, ein wahres Unglück ist.

„Wie ausgezeichnet Frauen auch seyn mögen,
„sie zittern bey dem Anblick des Uebelwollens.
„Muthig im Unglück, sind sie schüchtern gegen die
„Feindseligkeit; ihr Geist schwingt sich empor,
„aber ihr Charakter bleibt schwach und furchtsam.
„Die meisten Frauen, denen überlegene Fähigkeiten das Verlangen eingeflösst haben, sich einen
„Namen zu machen, gleichen der Erminia des Tasso,
„wie sie eine Waffenrüstung angelegt hat: die Krieger sehen den Harnisch, die Lanze, den wallenden Helmbusch; sie glauben der Stärke zu begegnen, sie greifen mit Ungestüm an, und mit
„den ersten Streichen treffen sie das Herz.“

Die Urheberin eines solchen Werkes konnte nur mit Beyfall empfangen werden, aber ihr System fand vielen Widerspruch. Die Perfectibilität des menschlichen Geschlechtes ist von jeher der Ge-

genstand mancher Streitigkeiten gewesen, und man muss gestehen, dass der Ausdruck selbst auf den ersten Blick einen falschen Sinn darbietet. Um aller Zweydeutigkeit vorzubeugen, muss man also daran erinnern, was die gemässigten Vertheidiger dieser Lehre darunter verstanden haben. Diess sind die eignen Worte der Frau von Staël: „Ich be„haupte nicht, dass die Neueren grössere Geisteskraft „besitzen als die Alten, sondern nur, dass die „Masse der Ideen in jedem Fach mit den Jahrhun„derten zunimmt.“ Ingleichen, was die Sittlichkeit betrifft, weiss man wohl, dass das menschliche Here immer aus denselben Elementen bestehen wird: aber wer dürfte behaupten, dass nicht irgend ein System der Erziehung oder der geselligen Verfassung dessen unwandelbare Anlagen besser benutzen könnte?

Auf dem Gebiet der Litteratur ist man vielleicht nicht am vortheilhaftesten gestellt, um die Perfectibilität des menschlichen Geschlechtes zu behaupten. Aus den verschiedenen Zeitaltern der Vorwelt haben nur Hervorbringungen vom ersten Range bis zu uns gelangen können, und diese sind nicht sonderlich zur Vergleichung unter einander geeignet. Die ausserordentlichen Talente scheinen mehr der Gattung als der Grösse nach verschieden zu seyn, und sie heften unsre Blicke dergestalt auf den Schriftsteller, dass man nicht in Anschlag bringt, was er seinem Jahrhundert verdankt. Ueberdiess, wenn man

von Litteratur spricht, so ist es schwer, die Werke der Einbildungskraft bey Seite zu stellen, und die Herrlichkeit der antiken Poesie zieht die Betrachtung unwillkührlich an sich. Die Bemerkungen der Frau von Staël sind nichts desto weniger treffend, aber die ungemeine Feinheit des Stoffes, den sie untersucht, verbunden mit den Einreden, welche die Verschiedenheit des Geschmacks zu machen hat, verhindern sie, eine vollkommne Ueberzeugung zu bewirken.

Wenn man die Geschichte im grossen betrachtet, dann sieht man klar, was wir durch den Fortgang der Zeit gewonnen haben. Der Götzendienst ist in Europa gefallen, und auf dem ganzen Erdkreise erschüttert. Die Sclaverey, die Leibeigenschaft, der Negerhandel, sind eins nach dem andern dem Einflusse des Christenthumes gewichen: nicht als ob diese Religion die Unterdrückten empört hätte, sondern weil sie die Unterdrücker entwaffnet hat. Eine Sittenlehre der Geduld und Ergebung ist unverträglich mit der Knechtschaft befunden worden, und Fesseln, die noch nicht zerbrochen waren, haben sich wie von selbst abgelöst. Noch andre weniger reine Triebfedern haben die Sache der Menschheit begünstigt, zahllose Misbräuche sind abgestellt, und das Loos der Unglücklichen ist gemildert worden. Ob wir diese Veränderungen den Fortschritten des menschlichen Geistes verdanken

oder nicht, das ist hier nicht die Frage; es ist genug, dass sie diese Fortschritte herbeygeführt haben. Die Kenntniss dessen, was wesentlich zum Besten der Menschheit gereicht, ist erworben worden, und diese Kenntniss ist nichts anderes, als die vervollkommte Ausübung der Vernunft.

Wie' viele Generationen ephemerer Insecten würden erfoderlich seyn, um mit Zuverlässigkeit auszumachen, dass die Jahrszeit allmählich milder wird? Wie oft, im Februar, in den Tagen des Schnees, des Reifes und des frostigen Nordwindes, würden diese erst am Morgen gebohrnen Denker die Annaherung des Frühlings läugnen! So ist der Stand dieser Frage unter den Menschen. Was liegt uns daran, wird man sagen, uns die wir nur einen Augenblick, und oft einen unglücklichen Augenblick leben, dass die Jahrhunderte langsam zu einem bessern Zustande fortrücken? Ohne Zweifel, dem Selbstsüchtigen liegt wenig daran; wenig auch aus edleren Beweggründen dem Christen, der nur nach der Ewigkeit trachtet. Indessen, wie sollte man eine so herrliche Hoffnung von sich weisen? Wie sollte man nicht eine Lehre willig aufnehmen, die allein den überlegenen Geistern einen nützlichen Zweck ihrer Thätigkeit anweist', dem Denken einen wesentlichen Werth giebt, und in der Lenkung der irdischen Dinge der Vorsehung einen wohlthätigen Gang zuschreibt?

Alle Einwendungen, wozu das Buch der Frau von Staël Anlass geben konnte, wurden kurze Zeit nach dessen Erscheinung in zwey Heften des Französischen Mercurs zusammengestellt. Dieser besonders durch den Styl ausgezeichnete Aufsatz ist vielfältig angeführt worden, wiewohl eine Bitterkeit, die eben so sehr gegen die Person der Frau von Staël, als gegen ihre Schriften gerichtet ist, daraus hervorscheint, so sind doch die Formen der Höflichkeit beobachtet, die eine Frau ihrem Gegner Dank wissen muss, wenn sie auch ein Vortheil für ihn sind. Sorgfältig abgemessene Streiche treffen um so sicherer: aber die hier beygebrachten Streiche sind nicht tödlich gewesen, und wiewohl Frau von Staël den verbindlich ausgedrückten Rath vernachlässigt hat, sich mit dem Reden zu begnügen statt zu schreiben, so hat sie sich dennoch davon erhohlt. Indessen war ihr dieser Angriff empfindlich; und sie, die niemals auf irgend eine Kritik geantwortet, verwahrte sich diessmal mittelbar dagegen in der Vorrede zur zweyten Ausgabe ihres Buches.

Diese Erwiederung ist voll Verstand, und zugleich voll Anmuth und Milde. Frau von Staël rechtfertigt sich vollkommen in Absicht auf die Thatsachen, und nachdem sie von neuem ihre Meynungen mit Wärme vertheidigt hat, so giebt sie in den letzten Zeilen einen einleuchtenden Beweis je-

ner Güte, die sie verhinderte an den Hass zu glauben. Während La Rochefoucault anräth, künftige Feinde in den Gegenständen unsrer jetzigen Zuneigung zu sehen, konnte sie alle ausgezeichneten Männer, über die sie zu klagen hatte, nur als künftige Freunde betrachten.

Seitdem haben die in diesem Buche ausgestreuten Ideen Früchte getragen. Das schöne Talent des Herrn von Chateaubriant hat diesem System Proselyten gewonnen, indem er dem Christenthume ausschliessend die Fortschritte zuschrieb, welche Frau von Stael mit dem Christenthume selbst als Beweise der Vervollkommnung des menschlichen Geistes zusammenfasste. Diese Lehre hat demnach unmerklich in den meisten Köpfen Fuss gefasst, ohne dass man sich doch mit den Ausdrücken, worin sie zuerst dargelegt worden war, ganz ausgesöhnt hatte. Aber diess beunruhigte Frau von Staël nur wenig. Stets mit ihrem Geiste vorwärts schreitend, liess sie die bestrittenen Redensarten fahren, da sie sicher war, immer neue Formen des Ausdrucks für dieselbe Grundlage von Meynungen zu finden.

Delphine.

Ein Talent, zu dessen Wesen überströmende Fulle gehörte, wie das der Frau von Stael, konnte in philosophischen Werken nicht seinen freyesten Schwung nehmen; es musste ihr schwer fallen, einen so lebhaften Geist als der ihrige war, an eine strenge Regelmässigkeit zu binden; und vielleicht hat man ihre Ueberlegenheit am lichsten anerkannt, wenn sie sich unwillkührlich kund gab. Alle jene glänzenden Kinder des Augenblicks, jene bey zufälligen Veranlassungen entstandenen Gedanken konnten nur in einer Dichtung ein dauerhaftes Daseyn empfangen; ihre Einbildungskraft musste die Schauhühne der Welt herbeyzaubern, um wiederzufinden, was die Gesellschaft in ihr angeregt hatte. Die mannichfaltige Form eines Romans bot ihren bestimmtesten Ueberzeugungen so wie ihren flüchtigsten Wahrnehmungen eine natürliche Stelle dar, und schaffte noch überdiess ihrem feurigen und gefühlvollen Gemüth ein Mittel, sich ohne Rückhalt zu ergiessen. Niemand empfindet diese Gewalt der Beredsamkeit, der nicht das Bedürfniss sie auszuüben hätte. Es liegt ein Genuss, vielleicht ein gefahrlicher, aber ein unläugbarer Genuss, in jenen mächtigen Gemüthsbewegungen, welche durch den Ausdruck zugleich beruhigt und bestimmt gestaltet sind, und diese Befriedigung würde allein hinrei-

chen, das Talent zu belohnen. Die Leidenschaft, welche unter allen am meisten dramatisch ist, deren aufrichtige Aeusserungen sämmtlich ein Gepräge der Schönheit an sich tragen, die Leidenschaft, welche der Grossmuth, der Aufopferung, sogar der Anbetung gleicht, musste auch Frau von Staël am lockendsten zur Schilderung einladen.

Ein schwermüthiger Gedanke beunruhigte ihre Jugend: durchdrungen von tiefem Mitleiden für das Schicksal der Frauen, beklagte sie besonders die, welche mit ausgezeichneten Fähigkeiten begabt sind. Und wenn das Glück, in ihren Augen das grösste unter allen, das Glück der Liebe in der Ehe, ihnen nicht gewährt worden war, so schien es ihr schwer, dass sie sich in den engen Schranken ihres Looses halten, oder sie überschreiten könnten, ohne sich bittern Schmerzen auszusetzen. Dieser Gedanke, der in einem Roman in unendlich mannichfaltigen Formen ausgeführt werden konnte, führte natürlich die Schilderung einer zugleich glänzenden und unglücklichen Frau herbey, welche von den Neigungen ihres Herzens beherrscht, von der Unabhängigkeit ihres Geistes übel geleitet wird, und durch ihre liebenswürdigsten Eigenschaften leidet.

Die Schilderung einer solchen Heldin war der Verfasserin ungemein angemessen. Unter dem leichten Schleyer dieses erdichteten Wesens fand sie sich von ihrer persönlichen Verantwortlichkeit befreyt;

und indem sie unter fremdem Namen eine Menge Gefühle aussprach, die ihr selbst zur Hälfte angehörten, behauptete sie die ganze Lebhaftigkeit ihrer Eindrücke, ohne dass sie sich verbunden geachtet hätte, ein Urtheil darüber zu fällen. Die Unterschiede zwischen Delphine und ihr sind geflissentlich hervorgezogen. Sie hat ihrer Heldin nicht den eindringenden Blick gegeben, der sie in Stand setzte alles vorauszusehen, noch jene Festigkeit des Gemüths, vermöge deren sie ertrug, was sie nicht zu vermeiden gesucht hatte. Delphine sieht nichts voraus, und kränkt sich über alles. So schnell sie die feinsten Schattirungen der Gefühle und Ideen auffasst, so wenig versteht sie sich auf Eitelkeiten und eigennützige Triebfedern; aber diese Unwissenheit selbst giebt ihrem Charakter eine desto grössere Reinheit. Sie geht den Kämpfen des Lebens entgegen in der einzigen Hoffnung, durch unwandelbares Wohlwollen, durch die Aufopferung ihrer selbst in allen Verhältnissen, eine feindselige Gesinnung zu entwaffnen. Auch sind die Leiden, welche die boshafte Schadenfreude der Gesellschaft einem offnen vertrauenden Gemüthe zuzufügen weiss, in diesem Werke meisterhaft geschildert.

Aber unter tausend äusserlichen Verschiedenheiten ist dennoch eine innige Gleichheit zwischen der Heldin des Romans und der Verfasserin zu erkennen: die Aehnlichkeiten sind um so stärker, weil

sie unwillkührlich sind. Corinna ist das Ideal der Frau von Staël, Delphine ist das wirkliche Bild ihrer Jugend. Daher ist in diesem Charakter, den die Kunst aufgestellt zu haben scheint, alles Sache der unmittelbaren Eingebung. Delphine ist ein lebendes Wesen, und einzig in ihrer Art. Es liegt in ihr eine begeisterte Güte, eine angebohrne Hingebung, Zartheit und Grossmuth; daneben hat sie in dem Ungestüm ihrer Gefühle etwas von einem Kinde oder einer Wilden an sich: und diess zusammengenommen gleicht so wenig den Eigenschaften, die man erdichteten Personen zu verleihen pflegt, so selten denen, die man wirklich hat, dass sie in der That zu leben, und allein so geartet zu seyn scheint.

Aber der Zauber, die natürlichen Tugenden Delphinens sind es eben, was ihre Fehltritte und ihre Unbesonnenheiten unerträglich macht. Man leidet dabey, man wird ungeduldig, weil man sie liebt. Man verschwistert sich so innig mit ihr, dass man fürchtet, an ihren Fehlern Theil zu nehmen, und dass man eilt, sich zur Richterin über sie aufzuwerfen, um nicht ihre Mitschuldige zu seyn. Man weiss es ihr keinen Dank, dass sie nicht ganz schuldig geworden ist, weil sie es genug ist, um nicht auf Verzeihung Anspruch machen zu können. Man vergisst unaufhörlich, dass sie aufgestellt wird, um uns zu verhindern, ihrem Beyspiele zu folgen, und

dass das Werk dann in der That verdammlich seyn würde, wenn sie bey gefährlichen Meynungen geringere Fehler begangen, und für ihre Irrthümer auf eine weniger grausame Art gebüsst hätte.

Das Interesse des Romans ist mächtig, und vielleicht vorzugsweise in den weniger stürmischen Lagen. Vielleicht ist das Talent um so hervorstechender, wo es sich seiner selbst nicht bewusst wird, und wo die Verfasserin und die Leser nicht im voraus auf eine Wirkung gespannt sind. Frau von Staël war mehr dazu geeignet, die Liebe in ihrer edelsten Schwärmerey als in ihren wüthenden Ausbrüchen zu schildern. Auch sind, selbst als Ausdruck der Leidenschaft, die Briefe, welche Delphine in dem Augenblicke schreibt, wo sie sich auf immer vom Leonce getrennt glaubt, ohne allen Vergleich die schönsten. Aber was immer bezaubert, das sind die feinen Abstufungen in dem Gemählde der zartesten Regungen des Herzens. Unter andern sind hier und da Leiden der Freundschaft so lebhaft und so natürlich ausgedrückt, dass ihre Wirkung durch den Eindruck ungestümerer Schmerzen nicht vermindert wird; und Delphine rührt um so mehr, weil ihr zärtliches Gemüth durch die unschuldigsten Gefühle geängstigt werden kann.

Die Charakter sind im allgemeinen mit ausserordentlicher Kraft und Richtigkeit gezeichnet. Der Charakter der Frau von Vernon ist ein in seiner

Art durchaus neues Meisterstück, und die Schilderung dieser treulosen Freundin enthüllt Schätze des Mitgefühls und der Zärtlichkeit in der Verfasserin, die über ein solches Bildniss einen unwiderstehlichen Zauber zu verbreiten gewusst hat. Beständig findet man Frau von Staël in diesem Werke wieder: es sind ihre Neigungen, ihre Urtheile, es ist ihre Ansicht von den Pflichten der Freundschaft, von den Dienstleistungen, von der Dankbarkeit; es ist ihr Mitleiden für jede Art des Schmerzes, ihre zugleich so umfassende und so ins einzelne gehende Art, das Daseyn zu betrachten. Man sieht darin ihre Gewohnheit die verschiedenen Eindrücke, und selbst die Gedanken von Menschen ohne Geist zu zergliedern; so dass wenn diese, als Personen des Romans, ihre Bewegungsgründe entwickeln, sie es mit ungemeiner Feinheit thun. Allerdings ist diess eine kleine Unwahrscheinlichkeit, aber eine Unwahrscheinlichkeit voller Anmuth, und welche an das Vergnügen jener Unterhaltungen erinnert, wo Frau von Staël sich damit ergötzte, die Art zu seyn der Andern zu erzählen, und wo sie die Albernheit in so geistreichen Ausdrücken deutete, dass daraus der anziehendste Contrast hervorging. Selbst der Styl, den man getadelt hat, ist oft der Styl des unvergleichlichen Gespräches der Verfasserin. Freylich wenn sie sprach, so gab ihr lebhafter Blick, ihre ausdrucksvolle Stellung, ihre beredte und witzige

Art den Ton zu legen, gewissen Worten, die sie selbst dazu gestempelt hatte, einen auffallenden und äusserst anziehenden Sinn.

Ich gestehe es, wenn ich dieses Buch lese, so ergreifen mich die Erinnerungen mit allzu grosser Gewalt. Ich verliere mich in tausend Zusammenstellungen, und in der Rührung, die sie erregen. Die Ereignisse verschwinden vor meinen Augen wie eine leere Einfassung, und ich schaue [illegible] auf den Grund der Gedanken. Delphine ist nicht mehr eine Dichtung: sie verwandelt sich in die Vergangenheit, in das Leben, und leider auch in den Tod. Die Lesung dieses Buches, ist ein schmerzlicher Traum, wo eine Fülle von Bildern sich wieder gestaltet, wo alles, was man gekannt hat, hervortritt, sich verwandelt und in hundert flüchtigen Erscheinungen verwirrt, wo eine geheime Angst, eine dunkle Ahndung des Verlohrnen, sich in eine allzu süsse Täuschung mischt. Es war eben so sehr unter der Gesinnung der Frau von Staël als unter ihrem Talent, wirkliche Personen in dieses fantastische Gemählde einzuführen; und dennoch, wer unter ihren Freunden kann ein solches Werk wiederlesen, ohne dass jene sämmtlich in irgend einer Beziehung ausgezeichnete Wesen, welche von ihrem Leben lehrten, und auf ihr Herz Ansprüche machten, wie Schatten vor ihm vorüberziehen? Eine nun zerstreute Gesellschaft; Staubben, die sich von einem vernichteten

Mittelpunkt abgelöst haben; Menschen, die durch allerley Verschiedenheiten getrennt werden, und vielleicht im wirklichen Leben nicht mehr zu einander passen würden, die sich aber dennoch in einer gemeinschaftlichen Trauer für immer begegnen müssen.

Da ich also auf diese Hervorbringung als Roman nicht näher eingehen kann, so will ich von ihrer Wirkung auf die übrigen Leser reden. Man erkannte darin ein mehr im kräftigsten Wachsthume begriffenes als zur Reife gelangtes Talent. Die Aufwallung der Jugend verband sich mit dem Schwunge der Einbildungskraft: und wiewohl sich hier die Elemente jeder Art von Auszeichnung beysammen fanden, so konnte Frau von Stael doch schwerlich dem Tadel entgehen, da sie sich zum erstenmal ganz ihrer Eingebung überlassen, und das reizbarste, was es gibt, die politischen Leidenschaften beleidigt hatte. Delphine wurde also lebhaft bewundert, und lebhaft angegriffen. Die Verfasserin nahm es sehr leicht mit dem litterarischen Tadel; aber die, welche diesen Roman in Bezug auf Sittlichkeit verdammten, verursachten ihr eine wirkliche Kränkung. Delphine war in dieser Hinsicht ein sehr empfindlicher Gegenstand für sie, und sie hat immer betheuert, sie habe das Buch in der reinsten Absicht geschrieben. Da sie in einer eigenen Schrift die ihr vorgeworfene heilige Vertheidigung der

Selbstmordes zurückgenommen hat, so ist es unnöthig auf diesen Punkt zurückzukommen. Doch muss ich erwähnen, dass sie, ungeachtet des grossen Widerwillens, den sie davor hatte, sich mit ihren früheren Schriften zu beschäftigen, Betrachtungen über den sittlichen Zweck der Delphine geschrieben hat. In diesem Aufsatz, der gedruckt zu werden verdient, behandelt sie alle den Roman betreffenden Fragen, und knüpft sie nach ihrer Weise an allgemeinere Begriffe an. Sie zeigt zuvörderst, selbst nach ihrem Motto: „Ein Mann muss der Meynung Trotz zu bieten wissen, eine muss sich ihr unterwerfen;“ dass sie Leonce und Delphine misbilligt. Dann sucht sie zu erklären, warum jeder von uns durch einen natürlichen Hang zu gefühlvollen und schwärmerischen Wesen hingezogen wird, während die Gesellschaft in Masse sie mit grosser Strenge beurtheilt. Nach ihrer eignen Angabe hatte sie einen doppelten sittlichen Zweck. Von der einen Seite wollte sie den ausgezeichneten Frauen sagen: Verehrt die Meynung, weil euer edelstes Bewusstseyn durch sie verletzt werden kann, und weil sie euch selbst in dem Herzen derer, die ihr liebt, verfolgen wird; von der andern wollte sie die Meynung ermahnen, nicht unerbittlich gegen zarte Wesen zu seyn, die in hohem Grade für das Unglück empfänglich sind, und den Reiz und die Zierde des Lebens ausmachen.

Man könnte behaupten, eine strenge und eine nachsichtige Lehre müssten sich gegenseitig schwächen, und doch ist es wahr, dass beyde hier gerecht angewendet sind. In der That sind es gewöhnlich niedrige und gehässige Leidenschaften, welche hohe Eigenschaften anfeinden, und vielleicht musste die Bestrafung der Unbesonnenen und Schwachen der boshaften Schadenfreude anvertraut werden, denn die reine Tugend wäre nie grausam genug dazu gewesen.

Wenn gegen die Absicht der Verfasserin dieses Werk zu einigen Vorwürfen Anlass geben kann, so muss man es dem Einflusse des Augenblicks zuschreiben, wo sie es entwarf. Dieser Augenblick, eben so wohl wie der, in welchen die erdichtete Scene verlegt ist, gehört dem revolutionären Zeitraume an. In dieser Zeit trugen verschiedene Ursachen dazu bey, der Einbildungskraft der Schriftsteller eine schwärmerische Richtung zu geben. Entsetzliche Beyspiele von Grausamkeit, Niederträchtigkeit und Egoismus lenkten die Bewunderung um so entschiedener auf die hohen und edlen Eigenschaften; gewaltsame Lagen im wirklichen Leben riefen entsprechende in der Dichtung hervor; und endlich als das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft von allen Seiten einbrach, da war es nicht zu verwundern, dass in dem Geiste der Schriftsteller die Vorstellung von grossen unwillkührlichen Gefühlen, und

von der Selbstverläugnung, welche sie begleitet, über die Vorstellung von Banden, welche allzu oft nur die gesellige Convenienz geknüpft hatte, ein Uebergewicht bekam. Bestimmter ausgesprochene Folgerungen, ein richtender Tadler unter den Personen, hätten die sittliche Seite dieses Buches leicht mehr hervorheben können: aber Frau von Staël liebte die herkömmlichen Kunstgriffe nicht, und glaubte diese Mittel nicht zu bedürfen. Indessen hat sie den Schluss des Romans verändert; zwar, wie sie selbst sagt, „nicht um der Meynung derer nachzugeben, „welche behaupten, der Selbstmord müsse von dra„matischen Compositionen ausgeschlossen werden: „denn der Dichter drücke ja nicht seine eigne Ge„sinnung aus, indem er seine Personen handeln „lässt.“ Ungeachtet der wilden und grausamen Schönheit der ersten Katastrophe muss man gestehen, dass die neue Auflösung, und besonders ein bewundernswürdiger Brief der sterbenden Delphine, auf alle Weise einen bessern Eindruck zurücklassen.

Hier endigt der zweyte Zeitraum der litterarischen Arbeiten der Frau von Staël. Sie hatte die in der ersten gegebenen Hoffnungen erfüllt, und das Gebäude ihres Ruhmes schon gegründet. Ihre Schriften hatten die Aufmerksamkeit der denkenden Köpfe im Auslande in hohem Grade auf sich gezogen, während man ihnen in Frankreich nur noch unvoll-

kommne Gerechtigkeit wiederfahren liess. Die neuen und grossen Gedanken, die von allen Seiten daraus hervorleuchten, konnten in den Augen gewisser Kritiker unbedeutende Incorrectheiten, einige Neuerungen in der Sprache, und hier und da einige Dunkelheit nicht aufwiegen. Man betrachtete Frau von Staël als eine im Gespräch ausgezeichnet glänzende Frau; aber in der Litteratur setzte man sie noch in die Classe von Schriftstellern, welche einer fehlerhaften Manier wegen vom ersten Range ausgeschlossen sind. Sie hat sich gegen ein solches Urtheil aufgelehnt, aber diese Strenge ist ihr nützlich gewesen: ihr Talent war mächtig genug, um die Vollendung in allen Stücken zu erreichen. Bis dahin war die Sprache unter ihren Händen noch nicht so geschmeidig geworden, dass sie die unendlichen Schattirungen ihrer Gedanken hätte ausdrücken können, ohne sich etwas ungewöhnlicher Formen zu bedienen. Was der Mittelmässigkeit einen falschen Glanz giebt, schadete der ächten Ueberlegenheit. Man nahm einen höchst eigenthümlichen Geist für eine seltsame Art zu schreiben; und gerade als die Sprache der Frau von Staël die Sprache aller Welt zu seyn schien, hat man wohl gesehen, dass ihr Talent mit keinem andern zu vergleichen war.

Schriften der Frau von Stael.

Dritter Zeitraum.

Gegen Ende des Jahres 1803, nach Herausgabe der Delphine, wurde Frau von Stael der Tyranney eines Alleinherrschers verdächtig, wie sie es früher der Tyranney mehrerer Machthaber gewesen war; ihre Verbannung veranlasste ihre erste Reise nach Deutschland. Dort fand sie ihren Ruhm ausgebreiteter, als sie sich vorgestellt hatte. Männer von Genie, und von einem ihr verwandten Genie, bewillkommten sie mit der grösten Wärme; Fürsten zogen sie an ihren Hof, und eine wohlwollende Gesellschaft bezeugte ihren Talenten, ihren politischen Betragen, und ihrem Enthusiasmus für ihren Vater lebhaften Beyfall. Während dieser Reise wurde sie mit A. W. von Schlegel bekannt, und zog ihn auf eine dauerhafte Art in ihren Kreis: sowohl die Uebereinstimmung seines Geistes mit dem ihrigen als die Verschiedenheit machte ihr seinen Umgang angenehm; sein Lob wie sein Widerspruch regten sie unaufhörlich zum Denken an. Dieses Jahr war verschwenderisch für Frau von Stael, an Genuss, an Beyfall, und an neuen Ansichten; aber einen grausamen Schlag bereitet es ihr vor: es entriss ihr ihren Vater.

Ich werde auf diese unglückliche Zeit zurückkommen, aber jetzt will ich sie nur als den Zeitpunkt einer schönen Entwickelung des Talentes meiner Freundin betrachten. Sie hatte das Unglück schon kennen gelernt. Die Verbrechen der Revolution, die Undankbarkeit der Menschen gegen ihren Vater, ihre Ungerechtigkeit gegen sie selbst, noch andre Leiden hatten ihr Herz zerrissen. Aber in den Kränkungen, worüber man die andern, sogar in denen, worüber man sich selbst anklagt, liegt etwas herbes und aufreizendes, das den vollen Erguss des Gemüthes hemmt. Zuweilen hatte sie wohl jene bittre und satirische Ader, die auch ein Mittel ist, Beyfall zu erwerben; allein die grösste Schönheit ihres Talentes bestand doch in einer hohen und pathetischen Begeisterung. Ein vom Himmel gesendeter, durch die natürliche Ordnung der Dinge herbeygeführter Schmerz, ein Schmerz der etwas vom Wesen eines religiösen Gefühls an sich hatte, musste ihr Gemüth auf eine Weise umstimmen, die man glücklich nennen kann, wenn man den Fortschritt zur Vollendung als das höchste Glück anerkennt. Die beständige Beschäftigung ihres Geistes mit den wahrhaft bewundernswürdigen Eigenschaften Neckers; das glühende Verlangen, das sie hegte, ihren Kindern eben das zu werden, was er ihr gewesen war; die häufig mit ihnen vorgenommene Lesung jener schönen Schriften über die Religion und die Sitten-

lehre, wo geheiligte Gesetze ihnen von einem Vater mit dem doppelten Ansehen seines Lebens und seines Todes auferlegt zu werden schienen: alles traf zusammen, um bey ihr einen tiefen und feyerlichen Eindruck hervorzubringen, der dazu geeignet war, ihren Gedanken eine wohlthätige Richtung, ihren Schriften einen grossen Charakter zu verleihen.

Von dieser Zeit an wurden ihre religiösen Ueberzeugungen entschiedener bestimmt, ihre Gefühle der Frömmigkeit beständiger und wirksamer. Die Unbestimmtheit eines dichterischen Glaubens hörte auf ihrem Herzen zu genügen; sie bedurfte einen festen Glauben an jene Verheissung der Unsterblichkeit, welche allein sie von der Verzweiflung rettete; kurz, sie fühlte sich gedrungen Christin zu seyn, weil ihr Vater als Christ gestorben war. Jene Täuschungen zärtlicher Seelen, welche eine gleichwohl so reine Religion dennoch mit so viel Milde duldet oder begünstigt, das Gefühl einer Mittheilung mit Freunden, die nicht mehr leben, der Gedanke, dass sie uns beschützen, dass sie vielleicht einmal, als einen Theil ihrer Belohnung, für uns das Glück einer Vereinigung mit ihnen erlangen werden: alle diese Hoffnungen erfüllten seit jener Zeit das Herz meiner Freundin, und haben sie noch in dem langen und qualvollen Kampfe gestärkt, während dessen sie die Schrecknisse des Todes durch die Vor-

stellung von sich abwehrte, dass sie zu ihrem Vater hinüber gehe.

Solche Gesinnungen gaben ihr die bewundernswürdige Schrift über das Privatleben Neckers ein, dass sie an der Spitze seiner hinterlassenen Handschriften hat drucken lassen. Unter den Freunden der Frau von Stael, die ihrem Andenken öffentlich gehuldigt haben, hat ein gegenwärtig sehr berühmter Schriftsteller, Benjamin Constant, das ungemeine Verdienst dieser Schrift ausgezeichnet, indem er sagt, aus keinem ihrer Werke könne man sie vollkommen kennen lernen.

Es ist wahr, diese Schrift ist einzig in ihrer Art. Vielleicht ist es das einzige Mal, dass man ein Talent vom ersten Range, mit einem wirklichen Schmerze ringend, diesen so unwillkührlich hat mahlen sehen. Nicht nur sucht sie ihre Betrübniss nicht zur Hervorbringung irgend einer Wirkung zu benutzen, sondern sie ist sich nicht bewusst, dass sie sie ausdrückt. Es liegt darin ein gänzliches Vergessen, noch mehr eine Aufopferung ihrer selbst; sie stellt sich unter ihre Mutter, um Neckern in dem Gegenstande seiner Wahl zu erhöhen; sie will geflissentlich leichtsinnig und unbesonnen erscheinen, damit der Tadel, dem sie sich irgend einmal ausgesetzt haben mochte, nicht auf ihren Vater zurückfallen möge; sie geht endlich so weit, dass sie

zu verstehen giebt, sie habe von Natur kein sehr tiefes Gefühl gehabt, damit man glaube, der Eindruck, den er auf sie gemacht, würde bey einer andern Tochter noch stärker gewesen seyn. Ihr Seelenleiden ist in jedem Worte zu spüren, und doch entfaltet sie eine unbeschreibliche Mannichfaltigkeit im Ton, in den Wendungen und Mitteln der Darstellung, wenn es ihr darauf ankommt, die verschiedenen Verdienste Neckers fühlbar zu machen. Seinetwegen fürchtet sie, die Leser mit ihrer Trauer zu ermüden: deswegen berührt sie tausend verschiedene Saiten, sucht durch Gründe zu überzeugen, durch gefälligen Vortrag zu entwaffnen; sie bemüht sich sogar zu unterhalten, um sich desto gewisser Gehör zu verschaffen. Ihr Gefühl macht sich durch plötzliche Ausbrüche Luft, aber man sieht, ihre Absicht ist durchaus, eine edle Zurückhaltung zu beobachten. Die Besorgniss, durch Uebertreibung zu schaden, verfolgt sie. Ihre gehaltene und schüchterne Weise verräth ein schmerzliches Mistrauen in ihre Mittel der Ueberredung; ihre hingeworfenen, abgerissnen und wie mit beklommnem Athem ausgesprochenen Sätze beweisen, dass sie mit ängstlich glühender Stirne schrieb, dass sie davor zitterte, sie möchte nicht den rechten Ton treffen, und dadurch den Gegenstand ihrer Verehrung bloss stellen.

Wenn man Frau von Staël und ihren Vater gekannt hat, wenn man weiss, dass beyde in dem-

selben Grabmale ruhn, so kann man nicht, ohne Thränen zu vergiessen, der unendlichen Zärtlichkeit gedenken, welche eine solche Schrift beweist und rechtfertigt.

Corinna oder Italien.

Nachdem Frau von Staël ihr Herz durch diese Huldigung ein wenig erleichtert hatte, besuchte sie Italien. Noch ganz in ihrem Schmerz verloren, wie sie war, gewährte ihr diese Reise keine angenehme Aussicht; überdiess war die Art von Reiz, welche Italien für den Reisenden haben kann, nicht diejenige, wofür sie sich am empfänglichsten hielt. Bisher hatte sie nur den Verstand bewundert, sie hatte nur im menschlichen Herzen und in Büchern geforscht. Seit langer Zeit von dem glänzenden Schauplatze der Vergnügungen und des früher genossenen Beyfalls ihrer Jugend entfernt, hatte sie sich lebhaft nach Paris zurückgesehnt, ehe jener Schlag sie betraf, und noch jetzt schien Paris allein dazu gemacht, sie zu interessiren. Dem Genusse der schönen Künste ziemlich fremd, war sie von dem Schauspiel der Natur nur leicht berührt worden. Die landschaftlichen Schönheiten waren in ihren Augen nicht viel mehr als eine Decoration der

Verbannung, der kalte Schmuck eines langweiligen Aufenthalts; und sie war gewissermassen gegen die Seen, die Berge und Gletscher der Schweiz verstimmt worden, weil man ihr deren Anblick als eine Entschädigung anrechnete. Nichts was nicht Gefühl oder Gedanke war, hatte einen Werth in ihren Augen.

In verschiedener Hinsicht war ihre Gemüthsstimmung schon verändert, als sie nach Italien abreiste. Ihr Vater war gestorben, ohne dass die Französische Nation ihm hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen: ihre Landsleute gefielen ihr noch, aber sicherlich waren sie ihr in diesem Augenblicke weniger lieb. Sie war gewiss überall zu leiden, die Wahl des Aufenthaltes war ihr daher gleichgültiger geworden, und sie musste einen Aufenthalt vorziehen, der keine trübe Erinnerung in ihr weckte. Sie fand in dieser Reise eine Linderung, welche ihr rührender Aberglaube der Vermittlung ihres Vaters zuschrieb. Der schöne Himmel, das glückliche Klima Italiens wirkten auf sie, ohne dass sie sich dessen bewusst ward. Ihr gerührtes Gemüth öffnete sich sanften Regungen, und vielleicht musste sie etwas von ihrer Thätigkeit verloren haben, wenn die äussern Gegenstände ihren vollen Eindruck auf sie machen sollten. Dieser Eindruck war gross, mächtig, unerwartet, und sie glaubte zum ersten Mal die Natur und die schönen Künste zu entdecken, da

sie sich ihr in ihrer glorreichsten Herrlichkeit darstellten.

Die Entwickelung dieses Gefühls wurde ohne Zweifel durch die Gesellschaft ihres Reisegefährten entwickelt. Die Kenntniss dieses Gelehrten von den schönen Künsten, seine sinnreiche und dennoch dichterische Weise, ihre Wirkungen zu erklären, gewann die Theilnahme der Frau von Stael. Vermöge einer geheimen Verwandtschaft weckte die Bewunderung der Kunst in ihrem Herzen die Bewunderung der Natur, und die Nachahmungen führten sie zu dem Urbilde zurück.

Vielleicht ist es ein Gewinn für das Talent, wenn gewisse Eindrücke erst spät erfolgen, und in einem schon geübten Geiste eine plötzliche Umwandlung hervorbringen. Wenn Frau von Stael seit ihrer Kindheit für den Reiz landschaftlicher Aussichten empfänglich gewesen wäre, so hätte sie ihre früheren Werke mit angenehmen Gemählden bereichern mögen, aber sie hätte keine Corinna geschaffen.

Im Gebiet der eigentlichen Litteratur, ausserhalb des Kreises der Politik, ist **Corinna** das Meisterstück der Verfasserin, das glänzende und unsterbliche Werk, welches zuerst ihr eine Stelle unter den grossen Schriftstellern sicherte. Es ist eine genialische Composition, worin zwey verschiedene Darstellungen, ein Roman und ein Gemählde von Italien

in eins verschmolzen sind. Beyde Theile des Entwurfes sind offenbar zu gleicher Zeit entstanden: man fühlt, dass einer ohne den andern die Verfasserin nicht hätte anziehen, noch ihren Gedanken entsprechen können. Auch herrscht darin, mitten unter der reichen Fülle der Farben und Formen, eine entzückende Uebereinstimmung, und eine harmonische Beleuchtung ist über das Ganze verbreitet. Corinna ist zugleich ein Werk der Kunst und eine geistreiche Hervorbringung, ein Gedicht und ein Erguss des Gemüthes. Ihre angebohrne Sinnesart, glühend und leidenschaftlich, wiewohl zärtlich und melancholisch, spricht sich überall aus, und keine Zeile ist ohne innre Rührung geschrieben. Frau von Stael hat, so zu sagen, sich selbst unter die beyden Hauptpersonen vertheilt. Sie hat der einen ihre ewige Trauer, der andern ihre neue Bewunderung verliehen: Corinna und Oswald sind der Enthusiasmus und der Schmerz, und beyde sind wiederum sie selbst.

Die dem Lord Nelvil vom Anfange an zugeschriebene Schwermuth ist ein schöner Gedanke in der Anlage des Werks. Es wird dadurch bewirkt, dass die im ganzen so düstre zweyte Hälfte nicht disharmonisch gegen die erste absticht; und diese Schattirung von Traurigkeit bildet einen sanft gedämpften Hintergrund, worauf alle Gegenstände, und die blendende Gestalt der Corinna insbesondre,

sich mit ungemeinem Glanz hervorheben. Auch auf Corinna selbst wird dadurch ein reineres Licht der Anmuth geworfen. Das Mitleiden mischt sich in alle ihre Empfindungen. Sie ist nicht mehr bloss eine leidenschaftliche Frau, die zu fesseln strebt; sie ist ein wohlthätiger Genius, der dem Grame Linderung gewährt. Alles ist rührend, sogar das, was blendet und in Erstaunen setzt. Es ist, als wenn Strophen sehr mannichfaltigen Inhalts auf eine gefällige Melodie gesungen würden, deren Ausdruck jedoch traurig und eindringlich wäre. Nichts ist indessen beseelter, lebhafter, oft sogar lachender, als das Colorit dieses Werkes, und eben weil die Freuden wie die Leiden des Lebens mit Nachdruck dargestellt sind, ist die ganze Dichtung so schön und so gewaltig.

Der erste Theil, Italien, wie es von der Liebe gedeutet wird, hält uns in einer fortdauernden Bezauberung fest. Corinna feyert alle Wunder der schönen Künste, indem sie Oswalden das grösste der Wunderwerke kennen lehrt, Rom, dessen Gestalt das Gepräge des Genius so vieler Jahrhunderte an sich trägt, Rom, das über die Welt und die Zeit triumphirt hat. Sie besingt die ergiebige und prachtvolle Natur des Südens, die Denkmale der Vergangenheit in ihrer erhabenen Melancholie, die Helden, die Dichter, und die freyen Bürger, die nicht mehr sind. Alles was die Geschichte grosse

darbietet, was die Gegenwart einem beobachtenden Geist an angenehmen, auffallenden und zuweilen komischen Zügen eingeben kann, ist in ihren Reden vereinigt. Mit den originalen Ansichten einer jugendlichen Einbildungskraft verbindet sie die Kenntniss alles dessen, was über die Gegenstände, wovon sie spricht, gedacht worden ist. Sie ist vertraut mit der Sinnesart der Alten, der Künstler des Mittelalters, und der verschiedenen neueren Nationen; sie erklärt alle diese Gesichtspunkte, sie stellt sie einander gegenüber, aber mit der beseelten Anmuth einer jungen Frau, die vor allen Dingen gefallen und Liebe gewinnen will. Eine wahre Belehrung wird uns gegeben, durch ein gefühlvolles Wesen, das sich an unser Herz wendet.

Die Verfasserin hat auf eine geschickte Art den Anfang der Reise des Lord Nelvil in den Schatten zurückgedrängt, um alles Licht auf die glänzende Scene zu versammeln, womit eigentlich das Werk erst eröffnet wird. Niedergedrückt durch den Kummer, seinen Vater verloren zu haben, ist Oswald Lord Nelvil Abends zuvor in Rom angekommen, ohne auf irgend etwas zu achten, als am Morgen ein heitrer Sonnenschein, eine rauschende Festmusik, und Salven des groben Geschützes ihn aufwecken. Die Muse Italiens, Corinna, eine improvisirende Dichterin, Sängerin, Malerin, und ein reizendes Weib, soll auf dem Capitol gekrönt wer-

den. Die ganze Stadt ist in Bewegung, das Fest des Genius wird von einem ganzen Volke gefeyert. Man nimmt Theil an den mannichfaltigen Eindrükken, die Oswald erfährt, wie er unwillkührlich fortgezogen dem Triumphwagen der Heldin folgt. So wie er, hatte man ein ungünstiges Vorurtheil gegen die Frau gefasst, welche um öffentliche Huldigungen wirbt; so wie er, versöhnt man sich mit Corinna, indem man ihre liebenswürdige Physiognomie zu sehen glaubt, worin die Güte, die Einfalt des Herzens, verbunden mit dem schönsten Enthusiasmus, sich mahlt. Man theilt seine Gemüthsbewegung, als er, mitten unter dem Gedränge auf dem Capitol, gewahr wird, dass sein hoher Wuchs, seine Trauerkleider, und vielleicht der Ausdruck von Betrübniss in seinem Gesicht, Corinna's Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, dass sie von seinem Anblick gerührt worden ist, und schon das Bedürfniss empfunden hat, den Ton ihres Gesanges zu verändern, und ihren triumphirenden Hymnus gefühlvolle Worte einzustreuen. Aber selbst in der Verwirrung, die sich Oswalds bemeistert, kommt eine Spur seines Charakters zum Vorschein. Als bey der Rückkehr vom Capitol Corinna's Kranz zur Erde fällt, als Oswald ihn aufhebt, und sie ihm in wenigen Worten auf Englisch dankt, so ist es der unnachahmliche Ton seiner Muttersprache, was sein ganzes Gemüth erschüttert. Zuvor nur ange-

lockt, ist er jetzt im innersten Herzen getroffen: man weiss nun, was bey ihm die empfindliche Saite ist; und so wird der Roman angekündigt, und dieser prachtvolle Eingang schliesst das Geheimniss des übrigen in sich.

Corinna's improvisirte Gesänge, die als aus dem Italiänischen übersetzt gegeben werden, verleihen dem Werke einen reichen Schmuck; doch weiss ich nicht, ob ihr eingestandener Glanz viel vor der Anmuth der übrigen Reden Corinna's voraus hat. Alles, was sie sagt, ist entzückend. In dem Kreise von Freunden, der sie umgiebt, erregt sie immer den lebhaftesten Enthusiasmus. Ihre mit Ungeduld erwarteten Worte werden immer mit verdientem Beyfall aufgenommen. Jeder sagt: Hört sie reden, sie wird euch bezaubern; Corinna redet, und sie bezaubert uns in der That. Es fällt uns nicht ein, es als ein Selbstlob zu betrachten, wenn Frau von Staël rühmt, was sie geschrieben; so sehr finden wir, dass sie in diesem Lobe Recht hat. Welche unendliche Schwierigkeit für den Dichter, die Erscheinung ausserordentlicher Geistesgaben anzukündigen, und nachher immer Wort zu halten! uns auf das Erstaunen vorzubereiten, und uns dennoch in Erstaunen zu setzen! Es wäre ein beyspielloses Kunststück, wenn die Fülle und hinströmende Leichtigkeit nicht den Begriff eines Kunststückes entfernte, um den eines Wunderwerkes an die Stelle zu setzen.

Diese Menge von Ergüssen der Beredsamkeit und von lieblichen Gemählden schadet dem Interesse der Dichtung nicht, weil die Verfasserin mit künstlerischer Sorgfalt die Abschweifungen nur in Augenblicken angebracht hat, wo die Handlung stille steht, wo der Leser sogar fürchtet, sie von neuem fortschreiten zu sehen, und wo ein Augenblick der Ruhe ihm um so willkommner ist, weil er fühlt, dass ein Ungewitter herannaht.

Ueber den früheren Schicksalen Corinna's schwebt eine geheimnissvolle Dunkelheit: sie redet alle Sprachen, sie vereinigt in sich die Vorzüge verschiedner Himmelstriche, und man weiss nicht, wo sie geboren ist. Oswald, der kein andres als ein häusliches Glück begreifen kann, wünscht, durch ein geheiligtes Band sie zu der seinigen zu machen, aber er fodert zuvor ihr offnes Zutrauen. Diese Erklärung, die Corinna von einem Tage zum andern verschiebt, wird von dem Leser selbst gescheut: deswegen sind jene Spaziergänge, jene anziehenden Ausflüge willkommen, welche sie ihrem Geliebten unaufhörlich vorschlägt, um ihn von der Neugier des Herzens durch die Neugier des Verstandes abzulenken. Das ahndungsvolle Gefühl eines Glückes, das bald ein Ende nehmen soll, die Leidenschaft, die dieses Glück überleben wird, athmen aus den Reden Corinna's. Je näher der Augenblick des verhängnissvollen Geständnisses heranrückt, desto mehr

will sie sich selbst betäuben, und den, welchen sie liebt, in dem höchsten Genusse der Poesie und der Künste berauschen. Alle Gegenstände scheinen sich mit immer höheren Farben zu überkleiden, so wie der Anblick des Himmels drohender wird, und nur noch ein einziger Lichtstrahl aus dem Schoosse der Wolken hervordringt, die der Blitz bald durchzukken soll.

Nachdem Corinna eben mit Oswald den Vesuv bestiegen, und die Ströme brennender Lava in der Nähe gesehen hat, übergiebt sie seinen Händen die Blätter, worin ihre Geschichte aufgezeichnet steht.

Niemals gab es ein unglücklicheres Zusammentreffen von mancherley Umständen. Corinna ist eine Engländerin, und sie hat das einförmige Leben in einer Englischen Provinz nicht ertragen können; Corinna ist in ihrer Kindheit bestimmt gewesen, Oswalds Gattin zu werden, und die Lebhaftigkeit ihrer Fantasie und ihrer Neigungen, die sich schon damals entfaltete, hat seinem Vater Besorgnisse erregt, und dessen Absichten auf die jüngere Schwester Corinna's, Lucilie, hingewandt. Oswald wird also in seinem National - Gefühl eben so wohl als in seinem kindlichen Gefühl verletzt. Er wird getroffen in allem, was in seinem Innern noch tiefere Wurzeln hat als die Liebe selbst. Von dem Augenblicke an gewinnt die Dichtung einen andern Charakter, und man ahndet, dass forthin nur von

Trennung und Tod die Rede seyn wird. Das Verhältniss zwischen Oswald und Corinna lässt nichts andres mehr erwarten, als grausame innre Kämpfe, als jene Zerrüttungen des Gemüths, welche aus dem Widerstreit gleich lebhafter Gefühle hervorgehn, als die daher entstehende Ungleichheit des Betragens, und die Schonungen, welche noch trauriger sind als die Stürme selbst. Oswald muss darauf denken, in sein Vaterland zurückzukehren, und die Beschreibung seines Aufenthalts in Venedig mit Corinna, im Augenblicke der Trennung, ist von einer düstern höchst originalen Schönheit. Doch ich will den Faden der Geschichte nicht weiter verfolgen. Ich kann mich nicht entschliessen, alles folgende in der Erinnerung wieder aufzufrischen: die heimliche Reise Corinna's nach England; die schleichende Krankheit, woran sie hinschmachtet; die Vermählung Oswalds mit ihrer Schwester, wovon sie beynahe Zeugin wird; ihre einsame Rückkehr in Florenz; die Ankunft Oswalds und Luciliens; Corinna's Abschied von Beyden, feyerlich ausgesprochen in einem erhabenen Hymnus, einem wahren Schwanengesange, der eine unerschöpfliche Quelle von Thränen hervorruft, und ach! von Thränen, die nun nicht mehr um eine Dichtung fliessen.

Die letzte Hälfte des Werkes steht ganz im Gegensatz mit der ersten: eine düstre Farbe ist darüber verbreitet, und das Talent, Leiden zu schil-

dern, entfaltet sich in einem, man möchte sagen, schauerlichen Umfange. Eine ungemeine Fülle von Schattirungen ist aufgewandt, um die traurigen Eindrücke allmählich zu steigern, und die vorübereilenden Trübsale des Herzens festzuhalten. Man sieht zuerst eine gelinde Abnahme des Glücks; dann einen unbestimmten und flüchtigen Kummer, der mit jedem Augenblicke einen entschiedneren Charakter gewinnt; dann das Unglück mit seiner ganzen grausamen Gewalt; endlich die Verzweifelung unter einer stilleren Aussenseite, die Verzweifelung eines Wesens, das zu sanft und zu fromm ist, um sich zu empören, aber zu schwach, um nicht zu sterben. Welch ein erstaunenswürdiges und treues Gemählde, dass uns nöthigt, in der Verfasserin eine seltne Fähigkeit zu leiden, eben so selten als ihr Genie, anzuerkennen!

Ungeachtet dieser tiefen Traurigkeit ist in jedem Bilde eine schöne Harmonie. Die unglückliche Corinna ist immer noch eine begeisterte Muse, und der Genuss der schönen Künste, die einen tragischen Gegenstand haben, geht für den Leser nie verloren.

Vielleicht muss man von diesem Lobe eine episodische Intrigue ausnehmen, deren Schauplatz Paris ist. Dieses Stück scheint mir aus dem Ton des Ganzen herauszugehn, und das Verdienst, dass es

haben mag, ist in diesem Werke nicht an seiner Stelle.

Mat hat gesagt, die Person der Corinna habe etwas zu theatralisches, um wahrscheinlich zu seyn. Aber die Verfasserin hat keine gewöhnliche Natur schildern wollen, sondern den schwärmerischen Charakter einer Dichterin, die, während sie liebt und leidet, nicht aufhört, eine Improvisatorin zu seyn. Das Bewusstseyn ihres Talentes, und der Bewunderung, die sie erregt, verlässt sie nicht, und giebt dem Ausdruck ihrer wahrsten Gefühle eine ungewöhnlich hervorstechende Farbe. Frau von Staël, selbst viel einfacher als ihre Heldin, war gleichwohl dazu geeignet, eine solche Art zu seyn besser als irgend eine andre Frau zu begreifen. Es ist eben diese, sowohl auf die äussere Welt als auf die Regungen des Gemüths gerichtete Begeisterung, was zwischen dem beschreibenden und dem romanhaften Theil der Composition Einklang hervorbringt.

Die, welche das Buch bloss als einen Roman beurtheilen, finden den Helden nicht leidenschaftlich genug. Aber Corinna durfte in nichts übertroffen werden, selbst in der Liebe nicht; nur ein ganz von dem ihrigen verschiedener Charakter konnte sich neben ihr behaupten. Der Charakter Oswalds ist in der Natur, er ist besonders in der Natur eines Engländers. Wie viele solche Menschen giebt es nicht, vornämlich in sittlich strengen Ländern,

die wechselsweise die Freude und den Ernst vermissen, die zugleich von ihren Gewohnheiten und von dem Verlangen, sich davon los zu machen, beherrscht zu werden scheinen, und die niemals näher daran sind, mit ihren Leidenschaften oder ihren Grundsätzen zu brechen, als wenn man sie im Begriffe glaubt, den einen oder den andern nachzugeben! Dieser Charakter, welcher die unglückliche Corinna in einem Zustande beständiger Besorgnisse erhält, war es vielleicht eben, was erfodert wurde, um sich ihrer Einbildungskraft zu bemeistern und ihre Gedanken zu fesseln.

Alles, was die schönen Künste betrifft, ist anziehend und verdienstlich. In den Eindrücken ist die grösste Frische und Lebendigkeit, und dennoch blickt eine sinnreiche Anwendung gelehrter Kenntnisse hindurch. Die hervorstechendsten Ideen Winkelmanns, die, welche andre Deutsche Schriftsteller hinzugefügt haben, selbst die der Italiänischen Gelehrten, werden dargelegt, und scheinen oft in Corinna's Geist durch augenblickliche Eingebung sich neu zu gestalten. Corinna besitzt, neben ihrem Enthusiasmus, den fein unterscheidenden Sinn der Frau von Staël. Bey ihr ist die lebhafteste Bewunderung immer gehörig umgränzt: das Wort, dass sie ausdrückt, bezeichnet die Schranke; sie erblickt das Mangelnde durch das Geleistete hindurch, ohne dass sie aufhört, dieses zu geniessen.

Ich weiss nicht, ob man der Verfasserin vorgerückt hat, sie habe sich selbst in der Person der Corinna abgebildet. Vielleicht ist ihr der Wunsch nicht fremd gewesen, die Vorurtheile zu schwächen, welche die Welt gegen Frauen von grossen Talenten hegt; vielleicht hat sie zeigen wollen, wie sie es aus eigner Erfahrung wusste, dass die Liebe zum Ruhm nicht nothwendig die Fehler voraussetzt, welche die gemeine Meynung ihr beygesellt. Sie hat also ein ihr ähnliches Wesen geschaffen, eine Frau, die das Bedürfniss des Beyfalls mit tiefem Gefühl verbindet, die Beweglichkeit der Einbildungskraft mit der Beständigkeit des Herzens, die Hingegebenheit im Gespräch mit jener innern Würde, die sich dem äussern Wesen mittheilt, und endlich die Leidenschaft in ihrer ganzen Gewalt mit der Erforschung ihrer selbst und der Andern. Dieses von ihr ersonnene Wesen hat sie dergestalt verwirklicht, sie hat ihm in den Augen Aller eine so entschiedene Gestalt gegeben, dass die Dichtung der Wahrheit zum Beweise gedient hat; und in Corinna's Bilde hat man endlich Frau von Staël kennen gelernt.

Indessen konnte diess nur eine Nebenabsicht seyn. Man muss für das, was an sich selbst schön ist, keine Erklärung suchen. Corinna ist ein Erzeugniss der Begeisterung. Es ist ein Bild, das sich der Einbildungskraft der Verfasserin zu stark be-

mächtigt hatte, als dass sie es nicht hätte entwerfen sollen; und dem Genie ist es eigenthümlich, sich selbst in seinen Werken zu mahlen.

An der Erfindung der Geschichte ist es bemerkenswerth, dass der Zufall nur scheinbar eine Rolle darin spielt; die Begebenheiten stellen bloss das wahre Verhältniss der Dinge ins Licht. Freylich, kein unwandelbares Gesetz bewog den Vater Oswalds, Corinna nicht zur Schwiegertochter haben zu wollen. Aber man sieht, dieser Vater wird nur eingeführt, um die geheimen und unvermeidlichen Gedanken Oswalds anzukündigen, der selbst fürchtet, eine berühmte Frau sey nicht dazu gemacht, häusliche Pflichten in der Stille auszuüben. Lucilie und Corinna haben auch eine allgemeine Bedeutung: sie stellen England und Italien vor, das häusliche Glück und die Genüsse der Einbildungskraft, das glänzende Genie und die sittsame und strenge Tugend. Die Reden für und wider diese beyden Arten des Daseyns sind von gleicher Stärke; die beyden entgegengesetzten Seiten des Lebens sind mit derselben Lebendigkeit der Anschauung aufgefasst, und eine grosse Frage wird beständig in dem Werke behandelt, ohne dass man es wahrnimmt: so unwiderstehlich reisst das dramatische Interesse den Leser fort.

Es ist leicht zu erkennen, dass die Grundlage der beyden Romane Delphine und Corinna

dieselbe ist. Beydemal ist es eine mit überlegenen Fähigkeiten begabte Frau, die es nicht über sich gewinnen kann, auf der von der Meynung vorgezeichneten Bahn zu wandeln, und die bald ein Raub der grausamsten Leiden wird, weil sie sich von dieser Bahn entfernt hat. Allein wenn man die beyden Hervorbringungen vergleicht, so sind alle Vorzüge auf Seiten der Corinna. Die Heldin in der Delphine ist sehr geistreich, aber keine ausserordentliche Talente dienen ihr zur Entschuldigung. Vielleicht gewissenhafter als Corinna, stellt sie sich in eine zweydeutigere Lage: sie hat weder vollkommne Unschuld, noch vollkommne Auszeichnung, und nichts lenkt von dem peinlichen Eindrucke ab, den sie macht. Corinna stellt sich mit mehr Grösse dar. Sie hat mit der Meynung offen ohne Rückhalt gebrochen, und auf dem classischen Boden Italiens wird die von der Gesellschaft ausgeübte Unterdrückung nicht fühlbar. Sie will nur mit dem Ruhm zu schaffen haben, und sie erlangt ihn. In dem Kampfe der Leidenschaft liegt ebenfalls nichts, das sie herabsetzen könnte. Es ist nicht jener Widerstand gegen eigne Schwäche, der immer eine Frau in gewissem Grade erniedrigt, wenn sie ihn auch siegreich durchführt. Für sie giebt es keine andre Möglichkeit, als eine rechtmässige Verbindung oder Verzweiflung, als Glück oder Tod und diese Entschiedenheit der Gesinnung hat Würde.

Sie ist keinen Gewissensbissen, keiner Demüthigung bloss gestellt; sie erliegt dem natürlichen Lauf der Dinge, dem Unglück, und das Genie hebt sie wieder empor.

Corinna ward mit unglaublichem Beyfall aufgenommen. Ein Werk für jede Fassungskraft, woraus die Künstler neuen Enthusiasmus nebst den Mitteln ihn auszusprechen schöpften; wo die Gelehrten sinnreiche Zusammenstellungen, die Reisenden schätzbare Anleitungen, die Kritiker feine Beobachtungen fanden, wobey die kaltesten Gemüther sich der Rührung öffneten, wo endlich selbst der Hang zur Neckerey durch die so drollig charakteristischen Bildnisse der Nationen befriedigt ward: ein solches Werk, sage ich, musste wie im Sturme alle Stimmen erobern, und die verschiedensten Meynungen zu seinen Gunsten vereinigen. Im ganzen litterarischen Europa war nur Eine Stimme, Ein Ausruf der Bewunderung, und dieses Phänomen wurde überall zu einem Ereigniss. *)

*) Ich habe durch meinen Sohn erfahren, der sich in Edinburg befand, als ungeachtet des Krieges einige Exemplare der Corinna hingelangten, dass das Buch in dieser so gebildeten Stadt eine unbeschreibliche Sensation machte. Die ganze Gesellschaft war elektrisirt. Die Metaphysiker, die Geologen, die Professoren in jedem Fach, befragten sich in den Stras-

Von dieser Zeit an hat Frau von Staël den Erfolg ihrer Bemühungen nur mit Genugthuung betrachten können: der Neid hatte ihr, unter dem Namen Corinna, verziehen, und sie hat erlangt, was sie bedurfte, eine mit Sympathie, ich möchte fast sagen, mit Neigung gemischte Bewunderung. Vor allem war es ihr angelegen, Theilnahme zu gewinnen, und sie wollte, dass man ihre Leiden erriethe; auch hat sie denen, die sie loben wollten, den Weg vorgezeichnet. Eine natürliche Offenheit, eine gewisse Bescheidenheit über manche Punkte, bewog sie, jede Art des Ruhmes abzulehnen, die nicht für sie passte; und selbst den nach ihrem Gefühl verdienten Ruhm empfing sie als eine Wohlthat.

Diess Buch ist vielleicht das einzige unter den Werken der Frau von Staël, das der Politik durchaus fremd ist: und dennoch misfiel der Sinn, worin es geschrieben ist, einem mistrauischen Herrscher,

---

sen, wie weit jeder im Lesen vorgerückt wäre. Die Schilderung der Englischen Sitten ward vollkommen treu gefunden; man erfuhr, die Bewohner einer kleinen Landstadt hätten sich für beleidigt gehalten, weil sie glaubten, Frau von Staël habe ihre Stadt, deren Namen sie nicht einmal wusste, lächerlich machen wollen.

Anm. der Verfasserin.

der die Menschen durch ihren Eigennutz lenkte, und keinen Enthusiasmus als den der Siege dulden wollte. Er verzieh dem Talente nur, wenn er ihm eine Lobeserhebung abgenöthigt hatte, wodurch das Talent seiner Unabhängigkeit, und folglich seiner Macht entsagte. Aber den Despotismus und den Despoten zu preisen, welcher sich der gehässigsten Mittel bedient, um Lobsprüche zu erzwingen, diess war einem edlen Gemüth unmöglich.

Frau von Staël ergab sich also in das Exil, und gewöhnte sich, die ausgezeichneten Männer aller Länder als ihre wahren Landsleute zu betrachten. Im Herbst des Jahres 1807 ging sie nach Wien, in der Absicht neuen Stoff zu sammeln für das grosse Werk, woran sie arbeitete: die Schilderung Deutschlands in Bezug auf Sitten, Litteratur und Philosophie. Unter den Annehmlichkeiten, welche diese Reise ihr gewährte, schlug sie selbst das Vergnügen sehr hoch an, die letzten Jahre eines liebenswürdigen Greises verschönert zu haben, der eine grosse Zuneigung für sie gefasst hatte. Sie versprach dem Fürsten von Ligne, eine Auswahl aus den von ihm gesammelten Anekdoten von neuem herauszugeben, und sie mit einer empfehlenden Vorrede zu begleiten: sie sicherte ihm durch die Ausführung ihres Versprechens eine entschieden günstige Aufnahme in der litterarischen Welt. Dieses Buch hat, wie man weiss, ein solches Glück gemacht,

dass man einen ähnlichen Erfolg auch für die Anekdoten gehofft hat, welche sie nicht aufgenommen hatte. Es ist also eine zweyte und sogar eine dritte Auswahl veranstaltet worden, welche zeigen mochten, wie gut ihr Geschmack sie berathen hatte.

Ueber Deutschland.

Italien konnte besungen werden, von Deutschland liess sich nur erzählen. Ein Land, wo es nichts grosses giebt, als die Denkkraft, wo die Künste, die Natur, die Gesellschaft selbst nichts haben, was in die Augen fiele, oder die Einbildungskraft fesselte, konnte eine improvisirende Dichterin nicht begeistern. Indessen gab es hier für den Verstand unermessliche Reichthümer einzusammeln. Eine ganz eigenthümliche Art zu sehen, zu empfinden und zu seyn, bot sich hier dem beobachtenden Blicke der Frau von Staël dar; und die Fülle neuer Ideen, welche sie unter den aufgeklärten Männern im Umlauf gefunden hatte, nahm ihre ganze Gewandtheit in Anspruch, um sie zu erklären und geltend zu machen. Sie legt also das entlehnte Costum der Corinna ab, sie redet in ihrem eignen Namen, und erscheint selbst auf dem Schauplatze.

Diess war die verständigste Wahl. Da die didaktische Form keine Einheit fodert, so konnte sie

dem Werke eine grosse Mannichfaltigkeit des Tons geben. Auch treten die verschiedenen Talente der Verfasserin jedes mit einer entschiedenen Physiognomie hervor. Die ganze Glut ihrer Seele, ihr treffender und eigenthümlicher Witz, sogar ihr heitrer Scherz entfalten sich hier; und dabey eine Stärke des Denkvermögens, eine Fähigkeit der Abstraction, die man nach dem Schwunge ihrer dichterischen Einbildungskraft nicht hätte ahnden sollen. Diess Buch steht, ohne Widerstreit, auf derselben Höhe mit dem vorigen, und als das Werk einer Frau ist es vielleicht noch ausserordentlicher.

Indessen hatte man eine zweyte Corinna erwartet, und fand sich also im ersten Augenblick nicht befriedigt. Man hatte Rührungen gehofft, und man sah nicht voraus, wie die Verfasserin sie hervorbringen würde. Aber Frau von Staël konnte nicht ihre eigne Bahn von neuem durchwandeln. Ueberdiess hatte sie die Leidenschaft genug reden lassen, und wenn das Feuer ihres Genie's sich nicht auf andre Gegenstände gewendet hätte, so hätte sie ihren schönsten Ruhm nicht erworben.

Das Buch über Deutschland hat ein Verdienst, mit dem kein andres verglichen werden kann: es ist in seinem innersten Wesen sittlich und religiös. Tugend und Religion sind darin nicht etwa Mittel, um Wirkung zu machen. Es sind nicht tönende Saiten, deren Schwingungen das Talent in unserm

Herzen zu erregen liebt. In der ganzen Composition herrscht ein Verlangen; eine Leidenschaft, den Grundsatzen, welche den innern Menschen erneuern, Anerkennung zu verschaffen, und durch Bekämpfung der Lehren, welche das Gefühl und die Einbildungskraft lähmen, beyde zugleich neu zu beleben. Diess sind die einzigen Antriebe, welche Frau von Stael beseelt haben. Hier ist keine Rücksicht auf sich selbst, keine Spur einer persönlichen Einmischung. In ihren vorhergehenden Werken ist sie noch mit sich beschäftigt. Sie schildert ihr eignes Schicksal unter allgemeinen Zugen, und schöpft in der Vorstellung von den Leiden, die mit dem Loose der Frauen unvermeidlich verknüpft sind, die nöthige Ergebung, um ihr eignes Loos zu ertragen. In der Schrift über Deutschland findet sich nichts dergleichen. Sie strebt nur nach dem Guten, sie will nur das Gute, sey es nun in der Litteratur, in der Gesellschaft, oder im Innern der Gemüther. Die innige und nothwendige Verbindung des Genius der Religion mit dem Genius der schönen Künste und der höheren Philosophie zu zeigen, das ist der beständige Zweck der Verfasserin.

Aber wie geht es zu, dass man bey dem Bestreben, sich einem so löblichen Ziele zu nähern, so wenig Aufmunterung findet? Giebt es ein geheimes Einverständniss zwischen denen, welche so wenig als möglich von Religion reden hören wollen,

und denen, die aus übertriebener Gewissenhaftigkeit die Behandlung dieses Gegenstandes so mislich machen, dass er ganz ausgeschlossen bleiben muss? Manche fromme Gemüther scheuen sich weniger vor der Lesung ganz profaner Bücher, wenn sie nur sonst unschuldig sind, als vor einer Schrift, die sie der Gefahr aussetzt, weltliche Gedanken in das heiligste Asyl ihres Herzens aufzunehmen. Deswegen hat Frau More, die Frau von Staël selbst unter die ausgezeichnetsten Schriftstellerinnen Englands zählte, die Vermischung der schönen Künste und der Religion in diesem Werke getadelt.

Man muss die Beweggründe einer so achtungswürdigen und meistens so einsichtsvollen Schriftstellerin verehren, aber man darf wohl behaupten, dass sie die Frage nicht in ihrem Zusammenhange beleuchtet hat. Damit die Religon auf alle Augenblicke und auf alle Menschen Einfluss habe, muss das ganze Leben mit den Wissenschaften und Künsten, die dessen glänzendstes Erbtheil sind, in religiösem Sinne betrachtet werden können. So lange die religiösen Gedanken sich nicht mit allen übrigen verbünden, wird in der Seele Mangel an Harmonie, in den Handlungen innrer Widerspruch Statt finden. Wenn man nicht fühlt, dass alles von der Gottheit ausgeht, wenn die Verbindung der Strahlen mit ihrem Mittelpunkte unterbrochen wird, so wird die unermesslichste aller Ideen, die der Gott-

heit, zu einer enge beschränkten Vorstellung werden, und uns eben dadurch entschwinden.

Frau von Staël war innigst überzeugt von diesen Wahrheiten, die sie in Deutschland, dem Lande, wo man sich am meisten bestrebt hat, alles menschliche Wissen in eine einzige Masse von Strahlen zusammenzufassen, verbreitet fand. Kein Schauspiel konnte anziehender für sie seyn, als das einer Nation, wo die Herrschaft der Meynungen, zu denen sie sich bisher bekannt hatte, fest gegründet war; wo sie ihre eignen Ansichten, einerseits auf tausenderley Arten auf das wirkliche Leben angewandt, andrerseits gestützt auf die Grundsätze einer tiefen Philosophie, wieder erkannte. Dem ungeachtet beurtheilt sie diese Ansichten von neuem. Sie entdeckt ihre Nachtheile in dem Misbrauche, der zuweilen davon gemacht wird, und die Stärke ihrer unerwarteten Eindrücke giebt ihr unaufhörlich Gelegenheit, ihre Systeme zu berichtigen.

Freylich erschien ihr in Deutschland nichts vollkommen: die Bücher, das Theater, die Kunst des Gesprächs, nichts war zu einem hohen Grade der Vollendung gediehen; aber überall war Wärme und Leben, Wetteifer unter den Schriftstellern, Wohlwollen in der Gesellschaft. Alles war nur noch in der Hoffnung vorhanden, aber die Hoffnung beseelte alles. Sie glaubte freyer zu athmen, wenn sie sich von Männern umgeben sah, die dem Talent keine

Fessel anlegten, dem Gedanken keine Schranke setzten, die aller Intoleranz fremd waren, und die das Genie, wie ein Kind des Himmels, ohne Mistrauen aufnahmen. Der Geist, der die Schriftsteller leitete, bewog sie, ihre Werke günstiger zu beurtheilen; aber sie wünschte weit mehr, diesen Geist in Frankreich herrschen zu sehen, als dass sie die Deutsche Litteratur der Französischen Nation zum Muster der Nachahmung vorgestellt hätte. In einer Zeit, wo der Gedanke selbst in Knechtschaft gerathen zu seyn schien, verkündigte sie die Wohlthaten der geistigen Unabhängigkeit, wie in ihrer letzten Schrift die der politischen Freyheit.

Die Abfassung dieses Werkes war eine bedenkliche Sache. Sobald von Deutschland die Rede ist, macht man sich in Frankreich auf Pedanterey, auf verworrene Metaphysik oder empfindsame Schwärmerey gefasst. Da Frau von Staël diese Fehler, überall wo sie sich fanden, augenblicklich entdeckte, so musste sie beweisen, dass sie nie davon getäuscht werden könne. Ueberdiess war man gegen eine Menge Ideen, die sie zu entwickeln hatte, im voraus gewaffnet, und der über gewisse Punkte schon begonnene Streit hatte die nationale Eigenliebe noch widerspänstiger gemacht. Aber mit dem lebhaften Gefühle ihrer natürlichen Billigkeit macht sie sich Bahn durch alle diese Schwierigkeiten hindurch. Sie schont niemanden, und doch scheint

sie nicht verletzen zu können, weil sie die behandelten Gegenstände von einer gewissen Höhe herab ansieht, weil sie die litterarischen Streitigkeiten nicht über ihren wahren Werth schätzt, und weil sie aufrichtig genug ist, zuerst zu lächeln, wenn ihre Schützlinge selbst dem Spott irgend eine Blösse geben; endlich weil sie die Anmuth einer Frau behauptet, und weil der Wunsch zu gefallen sie selbst in ihren scharfen Aussprüchen nicht verlässt.

Auch haben die Deutschen ihre strengsten Vorwürfe sehr gut aufgenommen. Als neue Mitbewerber wollten sie sich gelehrig zeigen, und da Frau von Staël ihrer Litteratur gerade das gab, was ihr fehlte, eine Europäische Existenz, so waren sie mehr geschmeichelt als beleidigt; aber mit den Französischen Lesern war es nicht derselbe Fall. Ein unermesslich verbreiteter Ruf, Schriftsteller, die bey allen Nationen einheimisch geworden sind; Schauspiele die auf allen Theatern gespielt werden; eine Sprache, die in der ganzen Welt bey der gebildeten Classe für eine zweyte Muttersprache gilt: diess alles hatte die Franzosen mit einem gerechten Stolz erfüllt *); sie standen in jeder Beziehung auf dem

*) Die Ausdrücke der geistreichen Verfasserin scheinen etwas zu stark zu seyn. Meines Bedünkens ist es nie ganz so gewesen, vor allem aber ist es jetzt nicht

Gipfel der Macht, und mit Freymüthigkeit zu ihnen reden, hiess Königen die Wahrheit sagen.

---

mehr so, und war nicht mehr so, als Frau von Staël ihr Buch schrieb. Nur die grossen Prosaiker Frankreichs, sind in Europa auf eine dauerhafte Weise als classisch anerkannt. Alle Erzeugnisse der Französischen Litteratur ohne Unterschied, haben an den Höfen und in der vornehmen Welt grosse Gunst genossen; aber der selbständige und eigenthümlich empfindende Theil der Nationen hat zu der Französischen Poesie nie eine herzliche Neigung gefasst. Knechtische Nachahmung der Französischen Formen war immer, wo sie Statt fand, ein Kennzeichen von der Unmündigkeit einer Litteratur oder von ihrem Verfall. Die Verbreitung der Französischen Sprache seit Richelieu und Ludwig dem vierzehnten war mehr ein politisches als ein litterarisches Ereigniss; auch hatte die Herrschaft der Mode grossen Antheil daran: und Franzosen werden doch nicht an die Ewigkeit der Mode glauben? Das Französische eignet sich allerdings zu einer allgemeinen Mittheilungssprache, durch manche Eigenschaft, und durch die Abwesenheit mancher Eigenschaften. Sollte die Französische Sprache in Zukunft nicht von diesem Range verdrängt werden, so wird sie es zum Theil ihren eignen Beschränkungen, und den unbeschämbaren Vorzügen andrer Sprachen verdanken. Indessen bleibt der Schlusssatz immer richtig: denn wenn man für ein Französisches Publicum über die Europäischen Verhältnisse der Französischen Litteratur schreibt,

Aber diess war es eben, was Frau von Staël aller Bedenklichkeiten überhob. Sie liebte von Natur die Macht nicht, und all ihr Edelmuth trieb sie an, sich für den Ruf eines damals unglücklichen und verkannten Volkes zu verwenden. Ungeachtet dieses Gefühls, ungeachtet des schwärmerischen Enthusiasmus, den sie von der einen Seite erregte, und der Verfolgung, die sie von der andern Seite erlitt, hat sie indessen keine Ungerechtigkeit begangen, und eine etwas epigrammatische Wendung bey Urtheilen, die im wesentlichen billig sind, ist alles was die Französischen Leser ihr vorwerfen können.

Man muss sich erinnern, dass in dem Zeitpunkte, wo sie schrieb, Frankreich überhaupt in einer falschen Lage war. Alles gründete sich auf die Revolution, und täglich wurde die theuer erkaufte Frucht der Revolution, die Hoffnung der Freyheit, mehr vernichtet. Die Regierung täuschte niemanden durch ihre gewaltthätige Heucheley, und ausserhalb des Kreises der Regierung diente ein gewisser Firniss des Leichtsinns und der Unbekümm-

---

so kommt es nicht darauf an, wie sie wirklich sind, sondern wie man sie sich in Frankreich allgemein vorstellt.

Anm. des Uebersetzers.

merthcit, oder der stolze Trost des Sieges, nur dazu, die Selaverey leicht zu umhüllen, die man nicht zu verstecken hoffte. Daher entsprangen von allen Seiten Widersprüche, welche nur durch Sophismen verkleidet werden konnten; und der beständige Gebrauch dieser Sophismen reizte die Opfer der damaligen Ordnung der Dinge zum äussersten Unwillen. Die Vertheidiger der Willkühr griffen ihre Waffen auf, wo sie konnten: sie nahmen ihre Zuflucht zu dem alten Ruhm der Französischen Schriftsteller, zu dem Glanze der Regierung Ludwigs des vierzehnten; und da es keine lebende Litteratur gab, noch vermöge der Lage der Sachen geben konnte, so rief man Heere von Todten auf, und suchte seine Gegner mit Zeitaltern zu schlagen. Die Partey, welche Frau von Staël zu nehmen hatte, war hiedurch im voraus bestimmt: sie wurde nothwendiger Weise zu einer Art von Opposition hingedrängt, und einige Feindseligkeit gegen die Französische Kritik war nichts andres, als die natürliche Vertheidigung ihrer Meynungen.

Indessen wurde sie durch wichtigere Beweggründe beseelt. Sie wusste aus der Erfahrung, dass man seine Ideen verdoppelt, indem man den Gesichtspunkt verändert. Die Litteratur eines geistreichen und gebildeten Volkes scheint immer ein Ganzes auszumachen, wenn man sie von innen her betrachtet; und sie steht so genau im Verhältniss zu

dem Geiste, der sie gebildet hat, und zu dem Geiste, den sie wiederum bildet, dass es für sie eigentlich keine Richter mehr giebt. Aber wenn man aus dieser Sphäre herausgeht, wenn man einmal eine andre Luft einathmet, so finden sich unter den neuen Empfindungen, die sich darbieten, auch bisher unbekannte Genüsse. Diese vermisst man bey der Rückkehr in die Heimat. Alles erscheint in veränderter Gestalt, und man wird gewahr, dass das, was die Natur der Dinge zu seyn schien, oft nichts anderes ist, als die Empfindungsweise eines Volkes.

Diess ist die Wirkung, die Frau von Staël hervorbringen will. Da das Land, welches die stärksten Gegensätze mit Frankreich darbietet, dicht neben Frankreich liegt, so entdeckt sie in dessen Schilderung das Geheimniss jener Contraste, vermöge deren das, was zu schwankend und unbestimmt seyn würde, wenn man es für sich allein darstellte, stärker hervortritt. Zwey Grundverschiedenheiten fallen ihrem beobachtenden Blicke auf, und die Durchführung dieser Verschiedenheiten in jeder einzelnen Erscheinung ist gewissermassen der Geist ihres ganzen Werkes. Sie stellt einerseits die von der Gesellschaft ausgeübte Herrschaft der Freyheit des einsamen Denkens entgegen; andrerseits die Einwirkung einer metaphysischen Lehre, welche die Seele von den Sinneseindrücken abhängig macht,

der Einwirkung eines Systems, welches der Seele die Obergewalt zugesteht. Der erste dieser Contraste musste vornämlich in dem litterarischen Theile des Werkes, der zweyte in dem philosophischen hervortreten.

Die Verfasserin giebt zuerst den Ton des rein Französischen Geistes und Witzes an. Da sie beweisen will, dass sie auf dem Gebiet der edlen Eleganz und der gewandten Anmuth einheimisch sey, so trägt sie Sorge, allen Feinheiten eines leicht verletzbaren Geschmacks Genüge zu leisten, während sie einer neuen Gattung von Schönheiten huldigt. Vielleicht ist diess das erste Mal, dass man die Sache des Enthusiasmus mit den Waffen des Spottes und des treffenden Scherzes hat vertheidigen sehen.

Das unvergleichliche Capitel über den Geist des Gesprächs kann den Abhandlungen beygezählt werden, welche die grossen Meister in irgend einer Kunst über diese Kunst selbst geschrieben haben. Frau von Staël verräth darin alle ihre Geheimnisse, ohne sonderlich Gefahr zu laufen, dass man sie ihr ablerne.

Der erste Theil über die Deutschen Sitten und über das Aeussere des Landes im ganzen, nähert sich der Form einer Reisebeschreibung. Die Verfasserin schildert den Eindruck von Traurigkeit, der uns unter einem düstern und strengen Klima befällt,

und die sanftere Gemüthsstimmung, die bald an dessen Stelle tritt. Was sie erzählt von einer entzückenden Musik, die sie an einem grauen Wintermorgen in den mit Schnee angefüllten Strassen einer kleinen Stadt hörte, wäre geeignet, dem Lande selbst zum Sinnbilde zu dienen. Man hat eine ähnliche Empfindung, wenn man die Deutsche Sprache und Litteratur studirt. Etwas inniges und eindringliches, etwas zärtliches und starkes, scheint durch einen Nebel unentschiedener Ausdrücke hindurch bis zu unserm Herzen zu gelangen.

Frau von Staël charakterisirt mit einer seltnen Unterscheidungsgabe den Geist der Gesellschaft und der öffentlichen Einrichtungen in den verschiedenen Staaten dieses auf so vielfache Weise getheilten Landes; und da sie hiebey auf die Erziehung kommt, so legt sie ihre eignen Ideen über diesen wichtigen Gegenstand vor. Man kann nichts treffenderes und sinnreicheres lesen als ihre Gründe, warum es so wenig Gedeihen bringt, wenn man für das Knabenalter das Studium der Mathematik und der Naturgeschichte an die Stelle des Studiums der todten Sprachen setzen will. Dieser Theil wird glänzend beschlossen durch die Schilderung eines Nationalfestes in den Gebirgen der Schweiz: eine Episode, welche die geographischen Rigoristen hier nicht an ihrer Stelle finden, die aber von einer entzückenden Schönheit ist.

Der zweyte Theil, der von der Litteratur handelt, ist der ausführlichste, und muss die Erwartungen der Neugier am lebhaftesten spannen. Der Ausbund der Geisteswerke einer enthusiastischen und arbeitsamen Nation entfaltet sich hier vor unsern Blicken, und man wird von einer ganzen Ordnung unbekannter Schönheiten wechselsweise getroffen und angezogen. Ehe die Verfasserin von den Werken spricht, führt sie uns in die Gesellschaft der Schriftsteller, denn diese noch so junge Litteratur hat kaum zwey Menschenalter erlebt, und Frau von Staël hat sich noch selbst mit den berühmten Greisen unterreden können, die deren Gründer gewesen sind. Die plötzliche Entwickelung eines sehr originalen Geistes bey einer alten Europäischen Nation, die in vielen Beziehungen auf derselben Stufe der Verfeinerung steht, wie die übrigen, ist eine merkwürdige Erscheinung. Diese Erscheinung mit Wahrheit zu schildern, mit Scharfsinn die Ursachen davon aufzuspüren, war beydes eine ganz angemessene Aufgabe für Frau von Staël.

Sie hat die Bildnisse der Schriftsteller mit der Wärme und dem Wohlwollen entworfen, die in ihrem Herzen lebten. Schiller vor allen, der tugendhafte Dichter so mancher Schauspiele, in denen die bewundernswürdige Poesie allein hinreichen würde, ihnen einen dauernden Ruf zu sichern, Schiller wird mit einer besondern Vorliebe behandelt. Er

hatte persönlich ihre Zuneigung gewonnen, durch die liebenswürdigsten Eigenschaften, und durch jene rührende Offenherzigkeit, welche dem Genie so wohl ansteht.

Die Auszüge aus den Deutschen Schauspielen sind hinreissend; die glänzendsten Gemählde, die, welche die stärkste und oft die zerreissendste Wirkung hervorbringen, folgen rasch auf einander. Man wird durch zwey bis drey Worte ganz in die Lage der Handelnden versetzt, und die dramatische Kunst mit ihrer magischen Gewalt bemächtigt sich unser augenblicklich. Auch hier erscheint Schiller im vortheilhaftesten Lichte, und die Auszüge oder Uebersetzungen aus den Trauerspielen dieses Dichters haben eine wunderbare Schönheit des Colorits. Hier, wie in den improvisirten Gesängen der Corinna, lässt sich wahrnehmen, zu welcher Höhe Frau von Staël sich in der dichterischen Prosa erhoben hat, einer Gattung, die in der Französischen Sprache so schwierig ist, wenn es darauf ankommt, durch den Pomp des Ausdrucks hindurch das Herz gewaltig zu erschüttern.

Der Genius, vor welchem alle Deutschen sich neigen, Göthe, ist sehr treffend charakterisirt. Die unendliche Gewandtheit, womit Frau von Staël diesen so kühnen und so tiefen Geist, dieses vielseitige und bis in seinen Sonderbarkeiten sich immer selbst beherrschende Talent enträthselt; diese Gewandt-

heit, sage ich, war um so unentbehrlicher, weil vielleicht die ausserordentlichen Hervorbringungen eines solchen Schriftstellers ausser Deutschland nie nach ihrem vollen Werthe geschätzt werden können.

Unter der Zahl der ausgezeichneten Stücke, woraus dieser Theil des Werkes besteht, hat man als eine genialische Skizze das Bildniss angesehen, welches Frau von Staël vom Attila entwirft. Ihre Uebersetzungen aus der Maria Stuart, aus der Louise von Voss, die Uebersetzungen einer Menge kleinerer Gedichte, beweisen ihre wunderbare Empfänglichkeit für jede Art der Rührung, die erstaunlichen Mittel, die sie besass, um alles auszudrükken. Die Sprache, die Gewohnheiten, die National-Vorurtheile sind für sie nur ein durchsichtiges Medium, welches sie nicht verhindert, die Schönheit der Gefühle, der Situationen, der dichterischen Schopfungen, welche unsern Sitten die fremdesten sind, deutlich zu erblicken; und ihre gerührte Einbildungskraft theilt wie durch ein Wunder die empfangenen Eindrücke mit.

Was die dramatischen Systeme der Franzosen und der Deutschen betrifft, so hat Frau von Staël nicht so entschieden Partey genommen, als man vorgegeben hat. Sie wägt mehr die Nachtheile und Vortheile gegen einander ab, als dass sie einem von beyden irgend einen Vorrang zugestände. Sie ist

von der Deutschen Schaubühne lebhaft ergriffen worden, und diess ist für ihre Leser sehr glücklich. Wer von einer fremden Litteratur Bericht erstatten will, muss Geschmack daran gefunden haben, sonst ist es wahrscheinlich, dass er ihr selbst fremd geblieben seyn wird. Bey den beyden Nationen, wie Frau von Staël sie geschildert hat, musste die ganze Litteratur eine entgegengesetzte Richtung nehmen. Schriftsteller, welche das Verlangen beseelt, der Gesellschaft zu gefallen, bequemen sich natürlicher Weise nach den Foderungen dieser Gesellschaft, während einsam lebende Schriftsteller sich mehr ihren eignen Eindrücken überlassen. Die ersten setzen sich vor, ein Unternehmen zu vollbringen; die andern sind nur darauf bedacht, ihr innerstes Gefühl kund zu geben. Jene haben einen wohl überlegten Plan auszuführen, diese wollen den reichhaltigen Stoff ihrer Gedanken verwenden. Daher kommt es, dass in der einen Litteratur die Eleganz der Formen, in der andern die Wahrheit der Gefühle vorwaltet. Die grossen Meister wissen alles mit einander zu vereinigen; aber wenn etwas aufgeopfert werden muss, dann offenbart sich das herrschende Princip.

In der dramatischen Gattung wird das Ich des Dichters aus ihm heraus verlegt; aber hiebey legen die Deutschen und Englischen Schriftsteller einen eben so hohen Werth auf die Entwickelung ei-

ner fremden Persönlichkeit, als auf die Darlegung ihrer eignen. Sie wollen den Veränderungen nachgehen; die in demselben Wesen erfolgen, und den fortschreitenden Gang einer sittlichen Revolution mit Beybehaltung der Einerleyheit des Individuums bezeichnen. Dieses allein schon ist mit der Regel der vier und zwanzig Stunden nicht verträglich, weil die raschen Uebergänge mehr die Gewalt der Leidenschaften als die Energie des Menschen zeigen, und den Charakter vielmehr seiner Eigenthümlichkeit entfremden, als sie ihn offenbaren. Das historische Trauerspiel vorzüglich, wozu das Interesse des Augenblicks von allen Seiten auffodert, kann sich nicht ohne grosse Schwierigkeit der Regel der Einheiten fügen.

Diess findet sich so in der Anwendung; wenn aber die Frage in ihrer Allgemeinheit behandelt wird, so werden die Französischen Kritiker immer im Vortheil seyn, weil in der Art von Wahrscheinlichkeit, welche die Regeln des Aristoteles fodern, an sich nichts liegt, was mit der Natürlichkeit und dem Nachdrucke unverträglich wäre. Die Kunst hat an der äussern Anordnung der Deutschen Schauspiele keinen Antheil gehabt, wiewohl man darin eine erhabene Poesie der Gefühle und der Situationen bewundert. Die Französische Form ist die einzige schöne, die einzige regelmässige, sogar die

einzige, welche für eine Form gelten kann. *) Wenn also die Französischen Kritiker sie haben behaupten wollen, wenn sie immerfort den Schriftstellern gesagt haben: „Macht es besser, bringt einen tiefen Eindruck hervor, indem ihr der gesunden Vernunft getreu bleibt, verbindet die moralische „Wahrscheinlichkeit mit der materiellen;“ so haben sie vollkommen Recht gehabt, aber mit ihrem Rechthaben werden sie am Ende die Dichter verjagen.

Wenn der Baum, welcher die schönsten Früchte getragen hat, der Cultur widerspenstig wird, soll man deswegen den Boden zur Unfruchtbarkeit verdammen? Wenn die Lebenskraft sich nicht mehr in Fülle in ihre alten Kanäle ergiessen will, was wird daraus entstehen? Das Theater wird verarmen, weil die Veränderung der Sitten täglich mehr Stücke davon verbannen wird; jede starke und pathetische Einbildungkraft wird sich auf den Roman werfen, zu grossem Nachtheil ihres eignen Ruhmes, und des Ruhmes ihrer Nation und ihres Jahrhun-

*) Wenn die geistreiche Verfasserin diess von der Griechischen Form gesagt hätte, so möchte man eher mit ihr einverstanden seyn. Ich enthalte mich aller Erinnerungen, und beziehe mich auf meine Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur.

Anm. des Uebersetzers.

derts; zum Nachtheil der schönsten Wirkungen, und jener elektrischen Erschütterung, die sich von der Schaubühne her mittheilt; ja zum Nachtheil der Poesie selbst, welche aus Mangel einer zugleich edlen und volksmässigen Anwendung hinschmachten wird. Endlich, da man doch einmal tragische Eindrücke verlangt, so werden sich immer Schriftsteller finden, die alle Kunst bey Seite lassen, sich mit Thränen und vollen Schauspielhäusern begnügen, und Melodramen schreiben.

Dass diess die Meynung der Frau von Staël gewesen sey, erhellet klar aus folgenden Worten: „Einige Scenen in den fremden Schauspielen brin„gen lebhaftere Eindrücke hervor, aber nichts kann „mit dem majestätischen und wohlgeordneten Gan„zen unsrer dramatischen Meisterwerke verglichen „werden. Die Frage ist nur, ob es jemals neue „geben wird, wenn man sich auf die Nachahmung „dieser Meisterwerke beschränkt, wie man gegen„wärtig thut.“

Nach den beyden ersten Theilen, die so unterhaltend zu lesen sind, mag vielleicht der dritte über die Philosophie und die Moral den Lesern etwas abstract und schwierig vorkommen: indessen ist man darum der schönen Arbeit der Verfasserin nicht weniger Achtung schuldig; einer Arbeit, die sie aus den edelsten Antrieben unternommen, und mit der seltensten Einsicht ausgeführt hat. Es gehörte Muth

dazu, wichtige Gegenstände zu behandeln, auf welche man damals in Frankreich eine grosse Ungunst zu werfen suchte.

Da der Ursprung der Vorstellungen im menschlichen Verstande diejenige metaphysische Frage ist, an welche sich vorzugsweise die grossen Interessen der Religion und der Moral knüpfen, so ist es auch die, welche Frau von Staël insbesondre prüft. Die materialistische Philosophie hatte viel Feld in Europa gewonnen, seitdem man sich eines wahren Grundsatzes bedient hatte, um ein falsches System aufzubauen, das zugleich alle sittliche Verantwortlichkeit zerstört. Daraus, dass die Elemente unsrer Vorstellungen uns durch die Sinne zugeführt werden, hatte man geschlossen, die Seele selbst sey nichts als eine Maschine, welche durch sinnliche Empfindungen in Bewegung gesetzt wird; und da eine thätige Intelligenz im Innern des Menschen, und ein Gott in dem Weltall zwey einander so entsprechende Ideen sind, dass man nicht leicht eine ohne die andre verwirft, so war ein absoluter Materialismus oder der Atheïsmus das nothwendige Resultat dieser Meynungen. Solche Lehren zu bekämpfen sind die Deutschen Philosophen seit Leibnitz bemüht gewesen. Aber indem sie die Rechte der sittlichen Natur wieder herstellen wollten, sind verschiedene von ihnen zum Idealismus hingetrieben worden, und selbst die, welche die äussern Gegen-

stände die grösste Rolle haben spielen lassen, spiritualisiren die Materie weit mehr, als sie den Geist materialisiren.

Die Klarheit, man darf wohl sagen die Anmuth, womit Frau von Staël von allen diesen Systemen Rechenschaft ablegt, ist in der That etwas ausserordentliches. Hier findet sich keine Spur von Pedanterey. Sie vermeidet so viel möglich die wissenschaftlichen Ausdrücke; sie sagt nur gerade so viel, und macht auch keinen Anspruch darauf mehr zu wissen, als erfoderlich ist, um den sittlichen Einfluss dieser Lehren zu schätzen. Sie wirft sich nicht unmittelbar zur Richterin der Wahrheit auf: aber überzeugt, dass das Weltall das Werk eines wohlthätigen und erhabenen Gedanken ist, sucht sie die Wahrheit in dem, was unser Gemüth am meisten erhebt, was uns am fähigsten macht, grosses und schönes zu vollbringen, wie das Genie oder die Tugend es begreifen.

Der allgemeine Geist dieser Systeme musste Frau von Staël ansprechen. Nichts kann dem Schwunge der Einbildungskraft günstiger seyn, als eine Philosophie, welche die Thätigkeit der Seele erhebt, und die Welt der Intelligenz unterwirft. Auch ist wenig dagegen einzuwenden, wenn sie deren glücklichen Einfluss auf die Künste und die Poësie rühmt. Da die schönen Künste auf den geheimnissvollen Beziehungen zwischen unserm Gemüth und

dem Weltall beruhen, so muss der Künstler allen geistigen Neigungen, allen Gemüthsbewegungen Gehör geben. Er muss auf die leisesten Eindrücke achten, und sie verstärken, indem er sich ihnen hingiebt, um im Stande zu seyn sie mitzutheilen. In den moralischen Wissenschaften ist das Gefühl ebenfalls einer von unsern Führern, aber in den Naturwissenschaften verhält sich die Sache anders. Da ist der Mensch nur Zuschauer: es sind die Verhältnisse der Dinge unter einander, welche er studirt; er muss von sich selbst und von allem, was er empfindet, abstrahiren. Auch haben die Anhänger der neuesten Lehren in Deutschland wenig Fortschritte im Studium der Natur gemacht, *) und Frau

*) Für Deutsche Leser bedarf es hingegen keiner Erinnerung: doch würden wir eine Ungerechtigkeit gegen unsre vortrefflichen philosophischen Naturforscher zu begehen glauben, wenn wir nicht unsre entgegengesetzte Ueberzeugung ausdrücklich erklärten. Die vorhergehenden und nachfolgenden Sätze würden eine ausführliche Erörterung fodern, wir begnügen uns folgendes zu bemerken. Die sensualistische Philosophie konnte auch in der Physik nur rohe mechanische Erklärungsarten und Hypothesen erzeugen, die man fälschlich für Erfahrungen ausgab. Wenn einige Physiker des achtzehnten Jahrhunderts das innre geistige Leben in der Natur geahndet haben, so geschah es der herrschenden Phi-

von Staël ist nicht strenge genug gegen den verkehrten Hang, oder richtiger zu sagen, die Geisteskrankheit der Deutschen gewesen: gegen die Idee, dass die Seele alle Wissenschaften aus sich selbst schöpfen könne.

Ohne Zweifel hat sie eine solche Träumerey nicht ganz gebilligt; aber indem sie es bedauert, dass die Physiker gewisse Wahrnehmungen der Einbildungskraft nicht mehr ergriffen, scheint sie zu glauben, die experimentale Methode fördere die Kenntnisse nur durch eine Art von mechanischem Verfahren, und alles beschränke sich dabey auf die Beobachtung der Thatsachen. Da sie unglücklicher Weise niemals ihren Adlerblick auf diese Gegenstände gewendet hatte, so hat sie dem unermesslichen Umfange von geistigen Fähigkeiten, die sich in den mathematisch physischen Wissenschaften entfalten, wenn man den einzigen Weg einschlägt, der ihre Fortschritte sichern kann, nicht Gerechtigkeit

---

losophie zum Trotz; die Idee der Natur aber war eigentlich verloren gegangen, und konnte nur durch tiefere Speculation wieder hergestellt werden. Die geistreiche Verfasserin scheint, nach dem zu urtheilen, was sie im folgenden Absatze von der Mitwirkung der Einbildungskraft sagt, mehr mit uns einverstanden zu seyn, als sie selbst zugeben will.

Anm. des Uebersetzers.

widerfahren lassen. Nicht nur werden dabey erstaunliche Kräfte des Verstandes aufgewandt, (was sie nicht ganz hat verkennen können,) sondern die Einbildungskraft, wiewohl sie im Zügel gehalten wird, bleibt dennoch nicht unthätig. Die Einbildungskraft ist es, welche dem Forscher insgeheim den Weg andeutet, den er einschlagen soll; sie ist es, welche jene oft so kühnen Voraussetzungen erschafft, über deren Werth die Erfahrung entscheiden muss. Aber sie verräth sich nicht selbst: unerwartete Entdeckungen lassen allein ihre Mitwirkung spüren, und alsdann verschwindet ihr ungewisser Schimmer vor den Strahlen der Wahrheit. *)

Dagegen kann man das folgende Capitel, über die auf den persönlichen Eigennutz gegründete Moral, nicht ohne tiefe Bewunderung

*) Man wird diese Abschweifung der Tochter eines Naturforschers verzeihen, die sich in ihrem theuersten Gute, dem Ruhme der grossen Männer, welche die experimentale Methode befolgt haben, angegriffen fühlte. Herr von Saussure hat in der That das Beyspiel einer mächtigen, durch die Vernunft in Schranken gehaltenen Einbildungskraft gegeben, indem sein bescheidnes Mistrauen ihn nöthigte, seine glücklichsten Ansichten zu bezweifeln, bis er sie unwiderleglich auf Thatsachen gründen konnte.

Anm. der Verfasserin.

lesen. Mit einer niederwerfenden Bündigkeit in den Schlussfolgen, mit einer gefühlvollen Beredsamkeit, die nur ihr angehört, zermalmt hier Frau von Staël die Lehre, welche uns die Aufopferung unser selbst im Namen unsers eignen Nutzens auferlegen will; welche dem Feinde, dem Egoismus, die Bewachung der belagerten Festung anvertraut, und indem sie dieselbe eigennützige Berechnung für die Triebfeder aller Handlungen ausgiebt, das Laster eben so sehr rechtfertigt, als sie die Tugend herabwürdigt. Vergebens würde man alle Spitzfindigkeiten aufbieten, um ein solches Licht zu verdunkeln; man kann die Lesung dieses Abschnittes nicht genug empfehlen, der allein hinreicht, der Verfasserin einen Rang unter den ersten Moralisten zu sichern.

Aber der letzte Theil des Werkes, über die Religion und den Enthusiasmus, ist derjenige, in welchem ihre herrliche Gabe begeisterter Darstellung sich zu der grössten Höhe emporschwingt. Da erscheint wieder eine andre Corinna, oder vielmehr ein himmlischer Genius, der in einen entzückenden Hymnus alles zusammenfasst, was edle Gemüther erquickt und stärkt. Was sie unter Enthusiasmus versteht, und sie erklärt sich sorgfältig darüber, ist nicht eine schwärmerische Ueberspannung; es ist die göttliche Harmonie einer zugleich glühenden und ruhigen Seele, worin die Anbetung des sittlich Schönen, und des Urquells aller Schönheit herrscht. In-

dem sie die höchsten Befriedigungen nach der Reihe prüft: die des Herzens, des Denkens, selbst die Vergnügungen der Einbildungskraft, findet sie in allen jene göttliche Flamme wieder, welche das Gemüth, worin sie entzündet ist, der Erde entreisst. Der Ruhm, die Talente, die Künste, die Musik, die Poësie, die Liebe selbst, alle diese oft entweiheten, aber auch oft von den Menschen verläumdeten Freuden, erscheinen ihr in ihrer ursprünglichen Reinheit, als Gaben des Schöpfers. Ein Strahl der himmlischen Güte verklärt in ihren Augen die ganze Natur; sie sieht in ihrem eignen Enthusiasmus ein Glück, das sie niemals verlassen wird; sie fühlt, dass, „wenn der letzte Kampf heran„naht," (möge diese Ahndung erfüllt worden seyn!) höherer Beystand der begeisterten Seele gesichert ist, „deren letzte Seufzer wie ein erhabner Gedanke „zum Himmel emporsteigen."

Man weiss, welch ein Schicksal dieses Buch traf: die Censur strich darin eine Menge von Stellen; und die unterdrückten Sätze, die seitdem wieder hergestellt worden sind, werden durch ihre Unschuld zu einer Satire auf die Regierung, welche sie nicht ertragen konnte. Wiewohl jede Zeile untadelich scheint, so war dennoch der Geist des Werkes im ganzen dem Interesse des Despotismus allzu sehr entgegen, alle selbstischen Leidenschaften, die man sich damals angelegen seyn liess zu pflegen,

wurden allzu sehr entlarvt und bestritten; und wenn es eine Ungerechtigkeit war, auf ein solches Buch Beschlag zu legen, so war es vielleicht keine Inconsequenz. Man zerstampfte also diese schönen Blätter, und bald darauf wurde die Verfasserin noch grausamer verfolgt. Es gab Menschen, denen ein teuflischer Scharfsinn den Gedanken eingab, man könne Frau von Staël in den Gegenständen ihrer Anhänglichkeit am empfindlichsten treffen. Herr von Montmorency, vermöge so vieler Ansprüche ihr erster Freund, und eine schöne und liebenswürdige Frau, mit der sie vertrauten Umgang hatte, Frau Recamier, wurden zu einem beständigen Exil verdammt, weil sie das ihrige durch einen Besuch aufgeheitert hatten. Unter allem, was sie betroffen, war diess einer der härtesten Schläge; niemals gab es einen zerreissenderen Schmerz, und von diesem Augenblicke an beschloss sie, es koste was es wolle, ein Land zu verlassen, wo sie die Ansteckung des Unglücks zu verbreiten glaubte.

Von Beobachtern und Spähern umgeben, wie sie war, schien ihre Flucht eben so gefährlich als schwierig. Sie musste den Schauplatz des Krieges umgehen, um in Russland, nicht einen Zufluchtsort, sondern das einzige Meer zu suchen, wo es ihr noch möglich war, sich einzuschiffen. Der Gedanke, ihre Tochter den Gefahren einer solchen Reise auszusetzen; der Gedanke, alle ihre Freunde

zu verlassen; das Grab ihrer Eltern, selbst die Schweiz, die für sie, wiewohl ein trauriger Aufenthalt, doch ein zweytes Vaterland geworden war; endlich der Gedanke, wie eine Verbrecherin über Land und Meer zu fliehen: diess alles schreckte sie, oder zerriss ihr das Herz. Sie war muthig aus Selbstgefühl, aber ihre Einbildungskraft konnte leicht verstört werden, und die Pantome der Furcht gewannen für sie eine entsetzliche Wirklichkeit. Ihre Besorgnisse, ihre Unentschlossenheit, ihre innern Kämpfe, versetzten sie in einen gewaltsamen Zustand; aber unter den Auswegen, die sie wählen konnte, war einer, den sie nie einen Augenblick in Ueberlegung gezogen hat. Eine Zeile der Lobeserhebung für den Tyrannen; eine Zeile, die sie gewiss mit Schicklichkeit herbeyzuführen und zu wenden gewusst hätte; die ihr Frankreich, das Leben, mit ihren Freunden, die Ausübung ihres Talents, das eingezogene Eigenthum ihres Vaters wieder geschafft hätte: nie hat sie die Möglichkeit zugegeben, eine solche Zeile zu schreiben.

Um ihr erschüttertes Gemüth zu stärken, verfasste sie im Jahre 1812, kurze Zeit vor ihrer grossen Reise, eine Schrift gegen den Selbstmord. Sie warf es sich zuweilen vor, dass sie in ihren früheren Schriften eine Art von Bewunderung für den Muth geäussert hatte, den diese verdammliche Handlung erfodert. Wiewohl sie hiebey keine andre

Absicht gehabt hatte, als das Andenken einiger Unglücklichen von dem am wenigsten verdienten Fleck, dem der Feigheit, zu reinigen, so ergriff sie doch begierig eine Gelegenheit, die sich darbot, sich zu einer besseren Lehre zu bekennen. Ein doppelter freywilliger Mord, von romanhaften Umständen begleitet, hatte in Deutschland unter einigen Journalisten und Weltleuten einen unsinnigen Enthusiasmus erregt. Frau von Staël fühlte lebhaft das Bedürfniss, sich bey dieser Veranlassung von denen zu trennen, die sie gerühmt hatte. Sie entdeckte eine Mischung von Eitelkeit in dieser entsetzlichen Szene; sie sah darin ein schlechtes Melodrama, in der Wirklichkeit aufgeführt, und wollte zeigen, dass eine Art von Affectation bis zum letzten Augenblicke Menschen begleiten könne, die solchergestalt ihren eignen Tod zur Schau bieten. Sie fasst ihren Gegenstand unter einem allgemeinen Gesichtspunkt, und bietet alle Gewalt ihres Talentes auf, um die Hülfsmittel darzustellen, welche die Religion und eine erhabene Sittenlehre für den Unglücklichen bereit halten. Der Schmerz wird in dieser Schrift als ein Mittel in den Händen der Vorsehung betrachtet, das Innere des Menschen umzuschaffen. Sich nicht der Wirkung des Leidens zu entziehen, das bestimmt ist, uns zu vervollkommen; die Gesetze und vor allem den Geist des Christenthums zu ergründen, um sich zu überzeugen, dass

diese Religion den Selbstmord verdammt; endlich die sittliche Würde vielmehr in die Ergebung als in die Empörung zu setzen: diess sind die Rathschläge, welche sie den Unglücklichen giebt. Sie hatte in andern Werken das Christenthum bewundert, und den Beystand gepriesen, den es in reichem Maasse den Bekümmerten darbietet; aber diess konnte, so zu sagen, von der Aussenseite hergeschehen. In dieser Schrift aber, der letzten, die sie über diese Gegenstände abgefasst hat, versetzt sie sich in den Mittelpunkt des Systems, und, selbst unglücklich, erklärt sie ihre Anhänglichkeit an den einzigen Glauben, der vor der Verzweiflung rettet, indem er den Schmerz heiligt.

Endlich im Frühlinge des Jahres 1812, das heisst in dem letzten Augenblicke, wo die Flucht noch möglich war, entschloss sich Frau von Staël abzureisen. Sie hatte gewissermassen ihre Kräfte in der Ungewissheit erschöpft; und als keine Möglichkeit mehr da war, zurückzutreten, nachdem sie die Gränzen der Schweiz überschritten hatte, schien ihr Muth sie verlassen zu haben. Wenn man in ihrer Schilderung einer zehnjährigen Verbannung den Bericht von dieser sonderbaren Reise liest, so muss man sich wundern, dass sie mitten unter den Gefahren, die ihr vorschwebten, die Länder, die sie mit solcher Heimlichkeit durchflog, so wie sie es gethan, hat beobachten können. Es war

eben der merkwürdigste Augenblick in der Zeitgeschichte, der, welcher der Europäischen Befreyung voranging. Während von der einen Seite die Gefühle, welche bald einen so furchtbaren Ausbruch verursachen sollten, auf den höchsten Grad gesteigert waren, so schien, von der andern, Kleinmuth und eine beynahe knechtische Unterwürfigkeit der Charakter der Regierungen zu seyn, die in das grosse Netz der Bonapartischen Politik verwickelt waren.

Nicht einmal in Russland konnte Frau von Staël ruhig aufathmen, weil die vorrückenden Französischen Heere ihr auf dem Fusse nachfolgten. In ihrem Schrecken war sie im Begriff, den Weg nach Constantinopel einzuschlagen, um von da nach Griechenland zu gehen. Ihre Absicht war immer gewesen, Griechenland einmal zu besuchen, und an der Quelle die orientalischen Farben zu schöpfen, welche ihr Gedicht vom Richard Löwenherz beleben sollten. Aber die Furcht, ihre Tochter den Gefahren einer solchen Reise auszusetzen, bestimmte sie, den Weg über Moscau zu wählen.

Nichts ist anziehender als die Weise, wie Frau von Staël das Russische Volk beurtheilt. Durch die Knechtschaft, den Aberglauben und die Unwissenheit hindurch hatte sie in dieser Nation bewundernswürdige Charakterzüge entdeckt: einen herrli-

chen Gemeinsinn; verbunden mit einer gewissen Sanftmuth und Beweglichkeit der Einbildungskraft, im Contrast mit den heftigsten Leidenschaften. Sie sah in diesem Volke ein südliches nach dem Norden verpflanztes Menschengeschlecht. Das seltsame Schauspiel einer noch jungen Civilisation, geimpft auf die Reste des alten Orients; das Schauspiel einer wilden Natur, eines rauhen Klima's, die in gewissem Grade durch die Pracht eines unermesslichen Reiches gebändigt sind, würde sie in einem andern Augenblick lebhaft angezogen haben. Aber schon rückten die Französischen Heere heran: Frau von Staël verliess Moscau ungesäumt, und die Flamme verschlang dort ihre Spuren.

Auch in Petersburg war ihr Aufenthalt von kurzer Dauer, denn auch hier glaubte sie nicht ohne Gefahr verweilen zu können, und überdiess bemächtigten sich schmerzliche Gefühle ihres Gemüths. Diese schöne Stadt, ihre herrlichen Gebäude, eine liebenswürdige Gesellschaft, aufblühende Einrichtungen, welche viel für die Zukunft versprachen, alles war von der Zerstörung bedroht. Mit diesen Eindrücken vermischten sich andre entgegengesetzte, und nicht weniger peinliche. Das Nationalgefühl war im höchsten Grade aufgeregt, und wiewohl diese Stimmung der Gemüther den Enthusiasmus erhöhen musste, den sie einflösste,

als die berühmte Frau, die sich nicht unter das Joch hatte beugen wollen; so erfüllte doch der Gedanke, dass diese aufbrausenden Leidenschaften sich gegen ihre Landsleute richten würden, sie mit Schrecken. Schweden, das Vaterland des Herrn von Staël, bot ihr einen ruhigeren Zufluchtsort dar, und nach einem Aufenthalt von drey Wochen in Petersburg, begab sie sich nach Stockholm.

Die für ganz Europa so furchtbaren Verwüstungen dieses Jahres erschütterten sie tief; aber in dieser Gemüthsstimmung fand sie einigen Trost darin, in Schweden unter dem Schutze eines Französischen Helden zu leben, für den sie eine wahre Freundschaft hegte. Wie er, war Frau von Staël ihrem Vaterlande durch angebohrne Neigung, und der Europäischen Sache, vermöge einer noch mit manchen Besorgnissen gemischten Hoffnung zugethan. In Schweden gab sie ihre Schrift über den Selbstmord heraus, die sie dem damaligen Kronprinzen zueignete.

Im Frühlinge des nächsten Jahres ging sie nach England. Dort machte ihre Gegenwart den lebhaftesten Eindruck. Anfangs drängte man sich zu ihr als zu einer wunderbaren Erscheinung; aber die unerschöpfliche Fülle ihres Geistes, die Liebenswürdigkeit ihres Charakters sicherten ihr fortdauernd dieselbe entgegenkommende Wärme, womit

man sie zuerst begrüsst hatte. Kein Vorurtheil gegen die Frauen, welche sich mit der Politik beschäftigen, keine von jenen Gewohnheiten, welche den Einfluss der Frauen in der Gesellschaft beschränken, konnte dem Zauber ihres Umganges widerstehen. Bald von dem Zustande des Landes unterrichtet, setzte sie durch die Richtigkeit und Klarheit ihrer Ansichten, durch die Gewandtheit, womit sie die Angelegenheiten des Augenblicks und die der Zukunft ergriff, jene alten geübten Vertheidiger der bürgerlichen Freyheiten in Erstaunen. Wie in Frankreich, wie überall, hatte ihre Neigung sie bewogen, sich an die gemässigte, nach Erhaltung der Verfassung strebende Opposition anzuschliessen, ohne sich jemals ganz von der Ministerial-Partey zu trennen.

Indessen war der Beyfall, den Frau von Staël erwarb, nur eine schwache Zerstreuung für sie, und bald wurde ihr Gemüth durch ein trauriges Ereigniss von neuem erschüttert. In England erfuhr sie den Tod ihres zweyten Sohnes, eines jungen Mannes, dessen brausender Charakter ihr immer Besorgnisse erregt hatte, dessen edle und zärtliche Gesinnungen aber der Thränen würdig waren, die er seiner Familie gekostet hat.

Die Eindrücke, welche Frau von Staël bey ihrer Rückkehr nach Frankreich erfuhr, sind in ih-

ren Betrachtungen über die Französische Revolution geschildert, dem einzigen ihrer Werke, wovon ich noch zu reden habe.

Betrachtungen über die Französische Revolution.

Wiewohl Frau von Staël die verschiedenen Theile ihres Manuscriptes nach und nach ihren Freunden mitgetheilt hatte, so sind diese dennoch von der majestätischen Grösse des Denkmals überrascht worden, als es sich ihrem Blick nun im ganzen darstellte. Vielleicht ist diess die Wirkung einer lebhaft getroffenen Einbildungskraft, aber mir scheint eine gewisse Glorie von Unsterblichkeit das Werk zu umschweben. Dieses so glühende, so beseelte Leben, ist dennoch ein unvergängliches Leben; diese so thätige und so anhaltende Bewegung ist nicht mehr die Bewegung der Leidenschaften. Das Gemüth, das sich an uns wendet, scheint in einer oberen Region zu schweben; es ist auf den Punkt der Erhebung gelangt, wo die irdischen Gegenstände noch von ihren reichsten Farben bekleidet erscheinen, aber wo man sie in ihrer Gesamtheit überschaut, und schon Himmelsluft einathmet.

Welche Vorstellung Frau von Staël von ihren ausserordentlichen Fähigkeiten auch gegeben hatte, es herrscht in diesem Werke eine solche Höhe der Gedanken, dass man ihr ganzes Leben vor Augen haben muss, um zu begreifen, wie selbst sie es hat schreiben können. Es ist die Frucht der belehrendsten Vergangenheit, in einem Verstande, der mit der Zukunft beschäftigt ist. Die politische Erziehung, welche die beyden Ministerien ihres Vaters, und die verschiedenen Phasen der Revolution der Verfasserin gegeben hatten; ihre eigne Erfahrung von den Leiden, welche die Tyranney über die Menschen verhängt; ihre Reisen durch ganz Europa, vor allem ihr Aufenthalt in England, wo der Anblick einer herrlichen Verfassung in voller Wirksamkeit, sie gelehrt hatte, was man nicht aus der Theorie erfährt; wo ihre Gedanken über die Gesetzgebung durch ergründende Gespräche mit den ausgezeichnetsten Männern gereift waren: diess alles hatte dazu beygetragen, sie zur Ausführung eines solchen Werkes in Stand zu setzen. Erwägt man nun, in welche Bewegung diese Masse von Gedanken gesetzt wurde, durch das Schrecken der Verfasserin bey der Rückkehr Buonaparte's, durch den Wechsel ihrer Besorgnisse während der unglückschwangern hundert Tage, endlich durch den Schmerz, Frankreich von neuem von fremden Heeren überzogen zu sehen: so begreift man den Schwung und

die Lebhaftigkeit, die sich in diesem Buche mit der Besonnenheit der Betrachtung vereinigen. Sie war in der Lage, welche vielleicht für einen grossen Schriftsteller die günstigste ist, wenn äussere Ruhe auf gewaltsame Erschütterungen folgt, und die im Kampfe erhöheten Fähigkeiten eine neue Richtung nehmen.

Zwey grosse Triebfedern haben Frau von Staël beseelt. Das politische Leben ihres Vaters zu schreiben, war in ihren Augen eine heilige Pflicht, deren Erfüllung sie nicht länger verschieben wollte; aber als sie die Freyheit, die nationale Unabhängkeit, und folglich die Monarchie in einem wankenden und unsichern Zustande sah, setzte sie sich noch einen andern Zweck vor. Sie las die Deutung der Gegenwart in der Vergangenheit, die der Zukunft in der Gegenwart; sie glaubte die Gefahren zugleich mit den Mitteln dagegen zu erkennen: sie konnte sich daher berufen fühlen, die Wahrheit zu sagen. Der Gedanke einer so hohen Bestimmung hat ihr ganzes Wesen zugleich beruhigt und begeistert. Ohne Enthusiasmus für das Gute hätte sie ein solches Buch nicht geschrieben; und eben so wenig, wenn ihr Eifer nur vorübergehend gewesen wäre. Angeregt durch den festen und feurigen Willen, die Nothwendigkeit der Moral in der Politik zu zeigen, macht sie ihren Vater zum Mitgenossen ihres grossen Vorhabens. Sie betrachtet Neckern und sich selbst

als zwey Anwalde derselben Sache; sie beweist durch die Thatsachen, was er als Grundsatz ausgesprochen hatte: nämlich, dass alles was auf die Verkehrtheit gebaut wird, nothwendiger Weise einstürzen muss. Niemals ist man allen Rücksichten auf eine günstige Aufnahme, allen Schonungen der Klugheit unzugänglicher gewesen, als sie es war. Frau von Staël, die sonst immer den Bemerkungen ihrer Freunde ein bereitwilliges Gehör gab, erwiederte diessmal auf ihre vorsichtigen Erwägungen immerfort, ohne sich irren zu lassen: „Es ist die Wahrheit, ich denke es, und ich werde es sagen.“ Sie scheint das Vorgefühl gehabt zu haben, dass bald nichts mehr sie werde erreichen können. Die richtige Schätzung der menschlichen Dinge, die Erhebung des Gemüths, selbst die Milde, welche die letzten Augenblicke des menschlichen Lebens charakterisiren, scheinen sich bey ihr mit der vollen Kraft der Jugend zu verbinden.

Wenn die Form der Composition der Verfasserin nicht durch ihre verschiedenen Zwecke vorgeschrieben gewesen wäre, so dürften sich einige Mängel daran rügen lassen. Drey verwandte Gegenstände, die Biographie eines Staatsministers, die Geschichte eines unter politischen Unruhen verflossenen stürmischen Zeitraums, und die Darlegung einer Theorie der Verfassungen, gehen vermöge der Natur der Sache beständig ‚wechselsweise in einander über‘;

daher kommt es, dass die Umrisse des Ganzen und der Theile dem Verstande des Lesers nicht mit willkommner Klarheit vorschweben. Aber wenn es dem Werke an Einheit des Entwurfes mangelt, so hat es dagegen eine bewundernswürdige Einheit der Begeisterung. Die Verfasserin selbst, mit ihrem eindringenden Scharfsinn, mit ihren feurigen und edlen Gefühlen ist die centrale Idee des Buches, und diese fasst man vollkommen. Ueberdiess ist der von ihr gewählte Titel so unbestimmt und so bescheiden, dass sie gewiss seyn konnte, mehr zu halten, als sie versprochen hatte. Man kann weder eine vollständige Geschichte, noch eine vollständige Theorie von einem Schriftsteller fodern, der nur Betrachtungen ankündigt. Ich will also keinen formlichen Auszug aus einem Buche liefern, das zur Zergliederung nicht sonderlich geeignet ist, und begnüge mich damit, die Verfasserin in dem dreyfachen Geschäft des Biographen, des Geschichtschreibers, und des Publicisten zu betrachten.

Die Biographie muss nach ihrem Zwecke beurtheilt werden. Ob der Bericht von dem politischen Leben Neckers zu dem Verdienste des Werkes, das seine Tochter schrieb, etwas hinzufügen würde, oder nicht: diess war nicht die Frage, worauf es ihr ankam. Stand zu besorgen, sie würde ihrem Vater schaden, wie man behauptete, indem sie Anlass gab, aufs neue von ihm zu reden? Sie war be-

rechtigt, es nicht zu glauben. Frau von Staël wünschte nichts mehr, als zur Prüfung einer solchen Verfahrungsweise aufzufodern; und wenn ihr Euch auch zu einigen leeren Gegenreden gereizt hätte: war es nicht dazu gemacht, sie zu überdauern? Ueberdiess, wenn sie auch gewollt hätte, konnte sie ihren Vater nicht der Vergessenheit überantworten; denn die Geschichte wird wissen wollen, was für ein Mann Necker in der That gewesen ist. Wird die Nachwelt seiner Tochter glauben? könnte man sagen. Ja, sie wird ihr glauben, sie wolle oder nicht, wenn es zu sagen erlaubt ist. Es ist nicht leicht, dem Uebergewicht einer solchen Ueberzeugung zu widerstehen; und was liegt daran, ob man sich anfänglich geweigert hat, das Zeugniss der Frau von Staël gelten zu lassen, wenn sie am Ende dennoch überredet?

Sie versäumt nichts, was dazu dienen kann, ihr Gehör zu verschaffen. Da sie die Hoffnung aufgegeben hat, durch Enthusiasmus bey einem Gegenstande dieser Art zu überreden, so beschränkt sie sich auf eine genaue Darlegung der Thatsachen. Sie sieht Neckern in der Umgebung des Zeitalters, wo er gelebt hat; sie erkennt es an, dass sein sittliches Zartgefühl ihn durch zu viele Gewissenszweifel beunruhigte, als dass er einer solchen Gewalt der Zeitumstände hätte Meister bleiben können; aber sie glaubt, die Resultate wenigstens möchten gehö-

rig gewürdigt werden. Sie geht alle unläugbaren Ansprüche ihres Vaters auf die öffentliche Dankbarkeit nach der Reihe durch, und scheint in einem schmerzlich gehaltenen Tone zu sagen: „So „viel wenigstens wird man mir nicht abstreiten „können.“

Wir wollen hoffen, dass ihr Gefühl sie richtig geleitet, und dass es ihr zum mindesten gelungen, unbegreifliche Vorurtheile zu schwächen. Sie hat das Verdienst Neckers als Staatsmann geltend gemacht, indem sie die Richtigkeit seiner Voraussagungen gleichsam mit Händen greifen lässt; sein Verdienst als Schriftsteller, indem sie die Gleichgültigen nöthigt, seine beredten Blätter zu lesen; und da man, ungeachtet der Verschiedenheit der Gattungen eine gewisse Verwandtschaft der beyden Talente nicht verkennen kann, warum will man der Tochter allein den Tribut der Lobsprüche zugestehn, welchen mit ihrem Vater zu theilen, ihr so billig und so erfreulich schien?

Da ich den politischen Streitfragen auszuweichen wünsche, so will ich nicht lange bey der Prüfung dessen verweilen, was Frau von Staël in publicistischer Hinsicht geleistet hat. Ihre Bewunderung für die Englische Verfassung war die Frucht des Studiums und des Nachdenkens. Sie betrachtete sie als die beste realisirte Theorie, als das gemeinschaftliche Meisterwerk der Weisheit und der

Zeit. Die Grundsätze, worauf diese Verfassung ruht, diese in Frankreich nun schon durch die königliche Verfassungs-Urkunde geheiligten Grundsätze, sind nach ihrer Ueberzeugung hinreichend, das Nationalwohl zu sichern, sobald sie gehörig begriffen, und aufrichtig angenommen seyn werden. Eine solche Meynung beweist schon für sich allein eine grosse Aufrichtigkeit der Absichten, denn man hat keinen weiter gehenden Zweck, wenn man sich an ein erprobtes System anschliesst, das zu keinem andern führt.

Die Anwendung eines solchen Systems auf einen Staat des festen Landes, auf ein durch Sitten und Charakter von dem Englischen sehr verschiedenes Volk, bot Schwierigkeiten dar, welche Frau von Staël sich bemüht hat aufzulösen. Es war ohne Zweifel sehr erlaubt, ihre Gründe zu bestreiten; nur musste man sie nicht beschuldigen, sie überlasse sich den Eingebungen der Einbildungskraft, während sie nichts andres thut, als dass sie die Folgerungen, welche aus der von ihr vorgezogenen Regierungsform herfliessen, gelten lässt. Wie hat man zum Beyspiel die Wirkung einer weiblichen Schwäche in der Wichtigkeit sehen können, die sie den historischen Namen beylegt? Bey ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit an die eingeschränkte Monarchie, glaubte sie, die Erblichkeit könne sich nicht isolirt auf dem Throne behaupten, und man müsse

ihr durch einen verfassungsmässigen Adel eine Art von Stätigkeit nach aussen hin geben. Da nun aber eine erbliche Kammer nicht immerfort aus grossen Männern zusammengesetzt seyn kann, so muss sie mit grossen Namen angefüllt seyn, mit Namen, welche ein alter oder neuerworbener Ruhm den kommenden Jahrhunderten empfielt. Wenn die gewählten Abgeordneten die gegenwärtige Aufklärung einer Nation darstellen, so müssen die Pairs das Sinnbild ihrer geschichtlichen Ansprüche in den verschiedenen Zeiträumen seyn.

Es scheint wohl, der ehrenvolle Vertrag, welcher in diesem Werke mit so treuer Gesinnung dargeboten wird, verdiene nicht ausgeschlagen zu werden. Niemals wird die Freyheit, die Menschlichkeit und die Gerechtigkeit einen eifrigeren Vertheidiger finden. Jede Partey hat sich schon auf die Gründe der Frau von Staël berufen, und sich, wie man gesagt hat, mit ihrem Talente gewaffnet; nicht als ob sie von der einen Partey zur andern übergetreten wäre: sondern sie ist der Richtschnur der Vernunft treu geblieben, und jeder hat sich, in der billigen und gemässigten Hälfte seiner Meynungen, mit ihr in Uebereinstimmung gefunden.

Auch ist die Stimme, welche sich in diesem Werke vernehmen lässt, innerhalb und ausserhalb Frankreichs mit der ernstlichsten Aufmerksamkeit

angehört worden. Sie hat die leidenschaftlichen Menschen auf einen Augenblick zur Besinnung gebracht; und für die unparteyische Masse hat sie die belehrende Wirkung der Zeit um mehrere Jahre beschleunigt. Zum erstenmale hat die Apologie der liberalen Ideen auf diejenigen Eindruck gemacht, welche Interesse dabey hatten, sie zurückzuweisen.

Der historische Theil ist der, wo die Verfasserin vielleicht in dem grössten Glanze, gewiss in dem unerwartetsten erscheint. Der von ihr gewählte moralische Gesichtspunkt giebt ihren Gemählden etwas ungemein einleuchtendes und mannichfaltiges. Indem sie sich immer mit dem menschlichen Herzen beschäftigt, lässt sie dessen geheime Triebfedern durch alle Ereignisse des Lebens hindurch wahrnehmen. Sie schildert wechselsweise die gewaltsamen Krisen der Leidenschaften, die Agonie der Gewissensbisse, ja sogar das erbärmliche Treiben der Eitelkeit. Immer beredt, oft voller Anmuth und Naïvetät, äussert sie zuweilen ihren Unwillen mit einer furchtbaren und niederdonnernden Gewalt. Kein Geschichtschreiber vor ihr hatte so bestimmt die Vertheidigung der Freyheit von der Vertheidigung der in ihrem Namen begangenen Frevelthaten gesondert. Sie legt diese Frevelthaten ohne Entschuldigung, ohne Beschönigung dar; sie schaudert vor der Vorstellung des Verbrechens, und nur das Verlangen, dessen Rückkehr durch den Beweis sei-

nor Fruchtlosigkeit unmöglich zu machen; giebt ihr die Stärke, ihren Abscheu zu überwinden, und es aus der Nähe zu betrachten. Die Energie und Innigkeit des sittlichen Gefühls kann allein die Wirkung dieses Buches erklären, welche eben darum so ergreifend ist, weil nichts gemildert oder verkleidet wird.

Wenn Frau von Staël über die schlechten Triebfedern unbedingte Verdammniss ausspricht, so hat sie auch die Irrthümer und Fehltritte nicht geschont. Jedes Laster, so wie jede Beschränktheit des Kopfes und Herzens wird offen von ihr dargelegt. Wie kommt es, dass sie, indem sie so viele Wahrheiten sagt, dennoch nicht mehr beleidigt hat? Diess rührt daher, dass sie den Tadel mit Unparteylichkeit austheilt, und dass das Vergnügen, die Fehler seiner Feinde so gut ins Licht gesetzt zu sehen, jeden ein wenig über das nachtheilige tröstet, was sie von ihm selbst sagt; vor allem aber daher, dass man ihren wahren Bewegungsgrund erkennt. Hat sie verletzen und demüthigen wollen? Nein, gewiss nicht. Der Schmerz, den sie verursacht, ist die unvermeidliche Wirkung, aber nicht der Zweck. Sie musste den Fehler nachweisen, um zu beweisen, dass er nicht ungestraft geblieben sey; die göttliche Gerechtigkeit kann durch die menschliche Schwäche offenbart werden.

Auch zeigt sie Unwillen, aber niemals Hass; Entrüstung, aber niemals Feindseligkeit. Bey ihr konnte leidenschaftliche Abneigung nicht an den Individuen haften, wenn man sich so ausdrücken darf, sondern verwandelte sich bald in einen Tadel der befolgten Maximen. Die Denkschrift, die sie unter dem Titel, Geschichte einer zehnjährigen Verbannung, entworfen hatte, in dem Augenblicke wo der Triumph der Tyranney sie am heftigsten empörte; diese Denkschrift hat ihr nur Materialien oder abgerissene Bruchstücke geliefert, und alles ist mit der Mässigung eines besänftigten Gemüthes überarbeitet. Nur weil sie im Bonaparte ein System sah, wie sie sagt, zergliedert sie seinen Charakter und seine Politik mit einer so schonungslosen Schärfe. Er ist in ihren Augen der Genius des glühenden Egoïsmus, das Wesen, welches die Fahne des Eigennutzes und des entschiedensten Hohnes gegen die Gottheit und die Menschen aufgepflanzt hatte. Niemals konnte ein auffallenderes und schrecklicheres Beyspiel gewählt werden, um die Gefahr der Grundsätze zu beweisen, die sie von jeher bekämpft hatte. Sie greift ihn hauptsächlich als den Vertreter allgemeiner Begriffe an; und der Mann, dessen wahre Geschichte einer orientalischen Fabel ähnlich sieht, konnte der Sittenlehre nicht entgehen, welche sie daraus zieht.

Es bietet sich hier der Anlass zu einer wichtigen Bemerkung dar. Kein Schriftsteller hat besser als Frau von Staël den theoretischen Satz ins Licht gesetzt, dass die Moral nicht auf den persönlichen Nutzen, nicht einmal auf das besondre Interesse einer Nation gegründet werden darf; und auf der andern Seite hat keiner unwiderstehlicher durch Thatsachen bewiesen, dass Menschen und Völker ihrem Wohlseyn oder ihrem Fall entgegen gehen, je nachdem sie die heiligen Gesetze der Gerechtigkeit beobachten oder übertreten. Beydes ist der Ausspruch einer hohen und erleuchteten Vernunft: denn der Vortheil des Einzelnen und des Staates ist zwar gewöhnlich der Erfolg einer untadelichen Handlungsweise; aber wenn dieser Vortheil als ein Endzweck vorgestellt wird, so wird jeder glauben, er könne tausend kürzere Wege als den der Billigkeit finden, um zu demselben Endzwecke zu gelangen.

Aber wer wird bey der Verfasserin die Vaterlandsliebe in ihrer grössten Lebhaftigkeit verkennen? Zwar eine leidende, gereizte, verletzte Vaterlandsliebe, und die zuweilen das Bedürfniss hat, sich auf eine herbe Weise auszusprechen. Diess ist es, was ihr schnellere Wallungen des Blutes erregt, was sie immer begeistert, was sie zuweilen ängstigt, was ihr sogar die einer fremden Nation zuerkannten Lobsprüche eingiebt. England ist in ihren Augen nichts andres als das künftige Frankreich. „Dahin werdet

ihr gelungen," scheint sie zu sagen; und es war allerdings nöthig, das Ziel zu preisen, um zu dem Fortschritt anzufeuern. Sie bewundert freylich den edlen Charakter der Englischen Nation, aber als die langsam gereifte Frucht der schönsten gesetzlichen Einrichtungen; die Anlagen, womit die göttliche Weisheit die menschlichen Geschöpfe begabt hat, scheinen ihr in Frankreich in gleichem Masse, wo nicht überwiegend vorhanden zu seyn. Welche Energie! welche Regsamkeit für alles was auf die National-Ehre Bezug hat! Welcher Unwille gegen die Behauptung, das Französische Volk sey nicht für die Freyheit geschaffen! Welche Aufwallung bey dem Anblick der fremden Krieger in Paris! Welch ein herrlicher Grimm bey dem Gedanken einer Theilung Frankreichs! Man muss die allgemeine Richtung, die Tendenz dieses Buches vor Augen haben, und sich nicht bey einigen Einzelnheiten aufhalten, die Frau von Staël vielleicht weggelassen oder modifizirt hätte. *)

*) Ihre Werke erschienen ihr in einem ganz neuen Lichte, wenn sie sie drucken liess, und die Durchsicht der einzelnen Bogen war für sie eine zweyte Composition. Die Herausgeber haben es sich mit solcher Gewissenhaftigkeit zur Pflicht gemacht, den Gedanken der Verfasserin treu zu bleiben, dass sie, bey dem unerlasslichen Geschäft, das ihnen oblag,

Die Gesinnungen der Verfasserin offenbaren sich immer unwillkührlich. Man sieht sie niemals ihre Beweggründe in persönlicher Beziehung entwickeln; insbesondre dienen sie ihr niemals als ein Mittel der Rechtfertigung. Es ist ihr nicht einmal in den Sinn gekommen, dass man sie verläumden könne: darum ist ihr Gang so fest, und selbst so kühn. Sie hat es gewagt, das furchtbare Wiedererwachen der Freyheit zu feyern; sie hat den Muth zu gestehen, es habe Augenblicke gegeben, wo man einen bürgerlichen Krieg hätte wünschen müssen. So scheut sie sich auch nicht, das Grosse hervorzuheben, was sich an Menschen finden mochte, welche die öffentliche Stimme mit Recht gebrandmarkt hat. Sie bekennt mit Offenheit alle ihre Verblendungen und jugendlichen Täuschungen. Sie scheint ihr eignes Gemüth dem Leser eingeflösst zu haben, und vor ihres Gleichen als Richtern zu stehen.

Man kann ferner bemerken, dass Frau von Staël niemals weniger von Religion gesprochen hat,

---

vielleicht unberührter gelassen haben, was ihrer Meynung einigermassen widersprach, als was damit übereinstimmte, weil sie sich um so mehr scheuten, den Buchstaben anzutasten, wo sie in sich selbst keine Gewährleistung für den Geist fanden.

Anm. der Verfasserin.

als in diesem Werke. Sie äussert zuweilen eine sehr gereizte Gesinnung gegen die Intoleranz; sie erklärt sich gegen einen von der Regierung bezahlten Gottesdienst, gegen den Einfluss der Geistlichkeit in Staatsgeschäften; aber auf allen Blättern leuchtet ein religiöses Gefühl hervor. Die christliche Moral ist der ganzen Schrift, so zu sagen, einverleibt, und es ist das erste Mal, dass man sie auf die Politik des Jahrhunderts angewandt gesehen hat.

Das Talent, nach dem Leben zu schildern, ist eine auszeichnende Eigenschaft der Frau von Staël. Wie sehr sie auch wünschen mag, zu einem moralischen Resultat zu gelangen; sobald ihre Erinnerungen sich ihrer bemeistern, so bringt sie den Hergang der Sache selbst auf den Schauplatz, ohne einen andern Gedanken als den, sie lebendig darzustellen. Schon dadurch werden die vorgefassten Meynungen geschwächt: indem dieses Werk uns unwiderstehlich zu der Vergangenheit fortreisst, zerstreut es die natürliche Täuschung, vermöge deren wir unsre jetzigen Gefühle in die verflossenen Zeiten zurückverlegen, und bewegt uns, unabhängig von lange gehegten Eindrücken, rückwärts zu lieben und zu hassen. Wir werden genöthigt, über unsre eignen Irrthümer Musterung zu halten, und werden dadurch zur Nachsicht vorbereitet. Auch ladet diess Buch, ungeachtet der darin herrschen-

den Strenge, zum Verzeihen ein; es stimmt die Herzen zum Vergessen und zur Hoffnung; und, wenn es die Verbreitung gewisser Meynungen begünstigt hat, so geschah es wohl zum Theil dadurch, dass es oft die Gegner besänftigte.

Die Lesung eines Buches, dass so mannichfaltig anregt, rückt mit erstaunlicher Schnelligkeit vor. Jedem schlägt das Herz bey der Erneuerung so vieler, so gewaltiger Scenen; die Erwartung beginnt von neuem, und es ist, als ob alle Loose wieder in die Urne des Schicksals geworfen wären. Man liest in Einem Athem, was mit Einem Zuge geschrieben zu seyn scheint. Der lebendige und originale Ausdruck eilt rasch fort, die treffendsten Bemerkungen werden wie im Fluge aufgefasst; und die Evidenz kommt uns dergestalt entgegen, dass man die Schwierigkeit vergisst, sie ins Licht zu stellen. Vielleicht sind in diesem Werke weniger einzeln hervortretende geistreiche Züge als in den übrigen, und dennoch gewährt keines in gleichem Grade die Ueberzeugung einer unvergleichlichen Ueberlegenheit.

Unstreitig ist diess eine schöne Weise die Geschichte zu schreiben, eine neue Vereinigung des philosophischen Genie's, das über den Begebenheiten schwebt, um ihre Ursachen zu überschauen, mit dem dramatischen Talent, welches durch die ergreifende Darstellung der Dinge und der Menschen

ein mächtiges Interesse erregt. Aus dieser Mischung entsteht eine wunderbar hohe Begeisterung: diese Schilderung der Wirklichkeit scheint, wie die fantastischen Gemählde Homers, uns die Leidenschaften als gereizte Gottheiten zu zeigen, beschäftigt die schrecklichen Scenen vorzubereiten, die wir bald zur Vollbringung gelangen sehen. Vor allem aber erinnert dieses Buch daran, wie erstaunenswürdig die Verfasserin im vertraulichen Gespräche war. Hier finden sich jene geistreichen Porträte, worin sie den hervorspringenden Zug eines Charakters so entschieden traf; jene anziehenden Anekdoten; jene Erzählungen von gewissen Vorfällen ihres Lebens, wo sie sich mit den ihr am unähnlichsten Wesen in Contrast stellte. Hier finden sich auch jene Ausbrüche des Gefühls, jene Worte, die sich durch ihre Gemüthsbewegung hindurch Luft machten, und sie selbst erschütterten, wie sie die Andern rührten. Das Leben der Frau von Staël ist in verschiedenen Beziehungen in diesem Werke fixirt, und niemals wird man so gut über sie reden, als es von ihr Zeugniss giebt.

Ferner bemerkt man hier die ihr eigne Gabe, den Gegenständen rasch und fest das Siegel ihres Geistes aufzuprägen. Sie fügt allen Urtheilen den Abschluss bey; sie sagt das letzte Wort über jeden Menschen und jede Sache. Man hört ihr folglich weit mehr zu, als man sie liest; und die Unmög-

lichkeit, das Werk litterarisch zu beurtheilen, beweist am besten dessen Verdienst.

Wo der Zweck so erhaben, das Gefühl so lebhaft und so edel ist, da würden alle Lobsprüche über die Mittel der Ausführung ins kindische fallen. Frau von Staël hat ihre Gesinnungen in andre Gemüther übertragen, das ist der wahre Beyfall, den ihr Buch erwerben musste. Sie lehrt uns eine schützende und nicht feindselige Freyheit kennen; eine jeder Art von Grösse befreundete, nicht die Aufhebung aller Unterschiede begünstigende Freyheit; eine Freyheit, der durch Liebe, nicht durch Hass und Neid gehuldigt wird; eine Freyheit endlich, die man nicht mehr von der Gerechtigkeit unterscheiden würde, wenn die Zeit ihre Rechte geheiligt und genauer bestimmt hätte.

Allgemeine Prüfung des Talents der Frau von Staël.

Nachdem ich Frau von Staël in allen ihren Schriften aufgesucht habe, will ich versuchen, sie auch in der Gesammtheit ihres Talentes wiederzufinden. Was mir dieses Talent und sie selbst zu charakterisiren scheint, das sind die gleichmässigen Verhältnisse und die innige Verschmelzung des Verstandes,

des Gefühls und der Einbildungskraft. Während bey den meisten Schriftstellern und Menschen sich leicht bestimmen lässt, welches von diesen Elementen vorwaltet, ist das gleiche bey ihr unmöglich; es ist sogar sehr schwer, jedes abgesondert zu betrachten.

Daher kommt es, dass sie nichts von dem aufgeopfert hat, was die Menschheit adelt. Die Religion und die Aufklärung haben, bis auf sie, jede ihre besondern Vertheidiger gehabt. Die Sache dieser beyden grossen Angelegenheiten ist, so zu sagen, in durchgängigem Gegensatze geführt worden. Da jede von ihnen einem ganzen Ideenkreise fremd ist, so hat in dieser Beziehung eine verborgene Trennung unter den Menschen Statt gefunden, indem die einen die Herrschaft der Vernunft, die andern die Herrschaft des Glaubens nur aus blosser Nachgiebigkeit zu dulden scheinen.

Frau von Staël allein hat mit gleichem Eifer die Partey der Aufklärung und die der Religion ergriffen; sie allein hat mit ganzer Seele sich das Beste aus den verschiedenen Zeitaltern angeeignet, indem sie von der einen Seite die alte Unwissenheit und die alten Vorurtheile, von der andern den Egoïsmus und den Unglauben der neueren Zeit bestritt.

Der Schriftsteller, mit welchem man am meisten versucht seyn möchte, sie zu vergleichen, ist

Rousseau, weil er dieselbe Vereinigung von Fähigkeiten besass; aber er unterscheidet sich von ihr dadurch, dass er diese Fähigkeiten nicht auf ein gemeinsames Ziel gerichtet hat. Er hat oft die edelste Hälfte seines Wesens abgeschworen; und indem er die ganze Spitzfindigkeit seines Verstandes darauf verwandte, seine Gefühle Lügen zu strafen, war er skeptisch in der Philosophie, und gehässig im Leben, mit jener Wärme des Gemüths, welche sonst nur der Glauben und die Liebe verleiht. Er war in seiner Kunst ein vollkommnerer Meister; seine Compositionen sind vollendeter, vielleicht tiefer durchdacht; und dennoch steht er als Denker unter ihr, weil er weniger redlich ist, und mehr zu Declamationen und Sophismen seine Zuflucht nimmt: während sein unbiegsamer Stolz, sein schroffer und wilder Charakter über sein Talent eine düstre Glut verbreiten, die nichts mit der milde leuchtenden Flamme in dem Gemüth meiner Freundin gemein hat. Das menschliche Geschlecht, welches Rousseau zu lieben glaubte, war nur ein ihm selbst unbekanntes Ideal. Frau von Staël hegt mit Liebe ihre nächsten Umgebungen, und überträgt ihre Anhänglichkeit an diese auf die Menschheit. Was ihrem Styl an sorgfältiger Vollendung fehlen mag, wird mehr als ersetzt, durch den Zauber der ersten Regung, durch die Frische der Begeisterung, wenn man so sagen darf. Es ist eine Welle, die leben-

dig dem Quell entsprudelt, und in glänzenden Wallungen forteilt.

Aber man bemerkt in ihrem Talent noch etwas anders, als diese Vereinigung verschiedener Arten von Verstand. Jede hat eine entschiedene Originalität, und doch tragen sie alle ein gemeinsames Gepräge, das der Frau von Staël ausschliessend angehört. Diess Gepräge geht hervor aus ihrem Charakter, aus der Gewalt und der beweglichen Natur ihrer Eindrücke, aus den plötzlichen Aufwallungen des Unwillens, des Mitleids, des Selbstgefühls; endlich aus der Weiblichkeit, welche niemals sie verlässt.

Hier liegt vielleicht das Geheimniss ihres Zaubers. Sie wendet sich an ihren Leser mit den Ansprüchen einer Frau, sie setzt sich mit ihm in ein persönliches Verhältniss, um ihm zu sagen, was sie selbst, und was auch er im Gemüthe hegt. Aber es entgeht ihr nicht, dass er diese Ansprüche bald vergessen würde, wenn sie aufhörte ihm liebenswürdig oder anziehend zu erscheinen: sie mag nun also aufklären oder blenden wollen, niemals macht sie ihre Ueberlegenheit auf eine drückende Art geltend, niemals maasst sie sich irgend einen Vorrang an. Nur der Zufall scheint ihr einen guten Platz in dem Schauspiel der geistigen Dinge angewiesen zu haben, und sie erzählt aus der Ideenwelt.

Zuweilen stellt sie sich auch dar wie ein Kind, das einem weisen Manne, wegen seines etwas geschwächten Gesichtes, zum Führer dienen will. Sie erklärt diesem alles, was er nur verworren wahrnimmt, sie stellt ihn in ein heitres Sonnenlicht, damit er selbst ein wenig klarer sehe. Wenn sie ihn auf steilen und schwierigen Pfaden führen muss, so sagt sie zu ihm: „Fasse Muth, es wird dich freuen „hinüber gelangt zu seyn, wir werden es beyde „bald überstanden haben.“ Immer bemüht, ihm den Weg angenehm zu machen, sucht sie ihn durch die Rolle, die sie selber spielt, zu unterhalten, indem sie über ihre eignen lebhaften Eindrücke ein wenig spottet. Die Personen, die Reden, die Gesichtszüge, der Ton, die Stellungen, die Trachten, alles fällt ihr ohne ihr Zuthun auf, und alles ist charakteristisch in ihren Schilderungen. Sie kennt sich selbst wie alles andre, und jener blinde Instinct, der so oft über unsre Abneigung oder unsre Vorliebe entscheidet, ist bey ihr ein sicher leitendes Gefühl; wovon sie sich selbst deutlich Rechenschaft ablegt.

Die Bestimmtheit ihrer Wahrnehmungen ist so gross, dass man darüber ihre ungemeine Feinheit vergisst. Sie hat nichts mit eitlen Spitzfindigkeiten zu schaffen, und nöthigt ihre Leser nicht das Unbemerkbare zu unterscheiden, aber alles vergrössert sich unter ihren Händen. Sie wendet einen Augen-

blick ihre ungetheilte Aufmerksamkeit auf jeden Punkt: dieser wird so klar für sie, dass keine Beziehung ihr entgeht; aber sie trägt Sorge, die allzu zarten Faden an stärkere anzuknüpfen, deren Wichtigkeit man erkennt. So geht man mit ihr leicht von dem Einzelnen zum Ganzen über, und man findet sich unvermuthet an der Wurzel der Ideen, während man nur ihre letzten Verzweigungen zu verfolgen glaubt.

Eine von den Ursachen des Vergnügens, das ihre Schriften gewähren, ist das Vergnügen, welches sie selbst daran findet, ihren Blick auf alles zu wenden, die mannichfaltigen und glänzenden Seiten, von welchen die Gegenstände sich ihr zeigen, zu betrachten. In hohem Grade empfänglich für die Entdeckungen Andrer, scheint sie sich auch in ihren eignen zu gefallen. Durch das geschäftige Spiel ihres Geistes schafft sie sich selbst neue Eindrücke, und dann sprühen ihre Gedanken, wie blitzende Schwärmer, in allen Richtungen über den Weg.

Demungeachtet hat man sich wohl beklagt, dass die Lesung ihrer Werke einigermassen ermüdend sey, zwar immer mit Ausnahme des ersten und des letzten. Eine Empfindung ist eine Thatsache, über die sich nicht streiten lässt, und wenn diese allgemein genug wäre, um in Betracht zu kom-

men, so müsste man sie zwey Ursachen zuschreiben: der Menge ihrer Ideen, und einigen Fehlern des Styls, die hauptsächlich in dem zweyten Zeitraum ihrer Laufbahn fühlbar sind.

Der Reichthum an Gedanken ist bey ihr ausserordentlich gross. In dieser Hinsicht kommt ihr vielleicht kein andrer Schriftsteller gleich. Man nehme aufs gerathewohl drey Blätter aus ihren Werken, und eben so viele aus denen des geistreichsten Schriftstellers, es gilt die Wette, dass in den ersten die Zahl originaler und ausgezeichneter Ideen die überlegne seyn wird. Nicht als ob sie eine gedrungene Kürze erkünstelte: jeder Gedanke ist allerdings mit den nothwendigen Worten bekleidet; aber man ist es nicht gewohnt, so viele Gedanken beysammen zu sehn, und vielleicht ist ihre Fülle zu gross. Gewisse Redensarten, die in Bezug auf die Folge der Schlüsse nur Ausfüllungen sind, machen vielleicht auf die Seele dieselbe Wirkung wie jene Stücke Tuch in einem Clavier, welche den Nachhall einer Saite dämpfen, ehe man eine andre anschlägt. In den Werken der Frau von Staël ist für das Mittelmaass der geistigen Bewegung die Folge der Gedanken zu rasch und zu ununterbrochen; sie ist die Göttin des Ueberflusses: sie verstreut mit vollen Händen Aehren, Perlen, Rosen, Bänder und Diademe. Man will nichts verlohren gehen lassen,

weil alles seinen Werth hat; aber es kann seyn, dass man sich beym Aufsammeln ermüdet.

Die Schreibart in umfassenden Perioden, die jetzt aus der Mode kommt, hatte den Vortheil, der Entfaltung eines Gefühls Raum zu geben, indem sie die Sätze nöthigte, sich als Glieder einer musikalischen Tonreihe an einander zu schliessen. Da die Gedanken Neckers durch den Misbrauch, den er von der Harmonie machte, an Nachdruck verlohren hatten, so hat seine Tochter eine andre Gattung gewählt, und in der That hat sie darin weit mehr geglänzt: aber vielleicht hätte sie einer Form bedurft, die sie genöthigt hätte, ihren Schritt zu mässigen.

Man hat ferner den älteren Schriften der Frau von Staël einige Dunkelheit vorgerückt. Dieser Fehler rührt daher, dass sie in ihrer Jugend sich einer ziemlich eignen Sprache bediente; nachher hat sie diese Sprache zum Theil selbst aufgegeben, zum Theil hat das Publicum sie gelernt, und schliesslich lieb gewonnen. Dann lag die Schuld daran, dass sie nicht sogleich die Weise ausgefunden hatte, die am besten für ihr Talent passte. Immer bot sich ihrer fruchtbaren Einbildungskraft eine Fülle von Nebenbemerkungen dar, die es sehr Schade gewesen wäre nicht anzudeuten: aber wenn sie diese mit der Hauptidee verknüpfen wollte, so entsprang

daraus Verwirrung; auf solche Art muthete sie ihrem Leser zu, allzu entfernte Beziehungen auf einmal zu umfassen. Seitdem hat sie kein Bedenken getragen, den Faden ihrer Rede ganz fallen zu lassen, und als sie die Ausflüge ihrer Einbildungskraft für das gab, was sie waren, hat man sie zugleich verständlicher und originaler gefunden.

Während einer langen Zeit hat also den Werken der Frau von Staël etwas gefehlt in Bezug auf die Kunst, das heisst in Bezug auf die vollkommne Uebereinstimmung mit den Fähigkeiten der Menschen, für die sie bestimmt ist. Auch arbeitete sie nicht wie ein Künstler; sie betrachtete ihre Werke nicht von aussen her, mit Beyseitsetzung ihrer eignen Gefühle und Meynungen. Wenn sie von ihren litterarischen Entwürfen sprach, so sagte sie immer: „Ich will zeigen, beweisen, begreiflich machen;“ und nicht: Ich will über diesen oder jeden Gegenstand etwas ausarbeiten. Buffon, der sein ganzes Leben hindurch an seiner Beschreibung des Schwanes feilte, Rousseau, der mit eigner Hand seine schon gedruckte neue Heloïse für die Herzogin von Luxemburg wieder abschrieb, waren Mahler, die sich in dem Werk ihrer Hände gefielen. Sie verweilten vor der Gestalt, die sie geschaffen hatten, und bewunderten sie. Frau von Staël ist nur mit dem Geist beschäftigt. Das Wort ist in ihren Augen ein blosses Werkzeug; und wiewohl

der Ausdruck mehrentheils sehr glücklich ist, so liegt doch sein Verdienst mehr in seinem Gehalt als in seiner Form.

In den Schriften der Frau von Staël ist die Verkettung der Gedanken immer begründet, aber sie ist es durch das Gefühl, welches sie ihr eingegeben hat: alle bewegen sich gegen dasselbe Ziel, aber sie folgen einander mehr in der natürlichen Ordnung ihrer Entstehung, als dass sie künstlich zusammengestellt wären. Auch kann man anderswo geschickter ausgesparte Contraste, und eine gelehrtere Berechnung des Effectes finden. Bey ihr erkennt man allenthalben die Spur eines im Gespräche glänzenden Geistes, dem unversehens Gedankenblitze zuströmen. Oft unterbricht eine lichtvolle Wahrnehmung, wichtiger als der behandelte Gegenstand, eine Rede von leichtem Ton und flüchtigem Gehalt; noch öfter wird eine abstracte Erörterung durch einen unerwarteten Einfall belebt, und der Philosoph muss der liebenswürdigen Frau den Platz räumen.

Eine Art von Unbekümmertheit über den Werth, den man auf ihre Entdeckungen legen wird, lässt sich oft bey ihr bemerken. Diess ist freylich die Frucht der unermesslichen Schöpferkraft, welche ihr die Gewissheit giebt, sich unaufhörlich neu gestalten zu können; doch rührt es insbesondre daher,

dass sie, ganz in ihren Gegenstand verloren, ihren litterarischen Ruhm aus den Augen verliert. Frau von Staël will Fortschritte des menschlichen Geistes bewirken, sie will bey ihren Zeitgenossen, insbesondre bey ihren Landsleuten, eben jene Seelenkräfte neu beleben, die in ihr selbst so thätig sind. Sie war bereit, falls es nöthig gewesen wäre, sich für die von ihr vertheidigten Lehren aufzuopfern, und ausser dem Kreise der geistlichen Litteratur giebt es vielleicht kein andres Beyspiel als das ihrige, dass ein überlegener Schriftsteller etwas höheres als den Ruhm zu seinem Hauptzwecke gemacht hätte.

Je mehr ihre lobenswürdigen Beweggründe sich entfalteten, desto grösser wurde auch das Verdienst ihrer Werke. Sie hatte immer auf Antrieb des Gefühls geschrieben, aber eine Begeisterung, deren Ursprung persönlich ist, prägt dem Talente noch nicht den erhabensten Charakter auf. Nicht bloss in Absicht auf die Manier hat Frau von Staël gewonnen: die immer steigende Vortrefflichkeit ihrer Schriften in Gehalt und Form scheint mit einem ähnlichen Fortschritte ihres innern Daseyns zusammenzuhängen. Es war mehr Harmonie in ihr selbst, und also auch mehr zwischen ihr und den Andern. Ihre Wärme, ganz zu einem schönen Gefühl der Sittlichkeit hingewendet, schuf neues Leben in einer

umfassenderen Sphäre, sie wurde in demselben Grade gleichmässiger und mittheilsamer; ihre besser geordneten Regungen wurden der Uebertragung in andre Gemüther empfänglicher. Das Aufbrausen der Jugend vermehrte ihre wirkliche Stärke nicht: die Glut ihrer Seele bedurfte nicht, durch ein feuriges Blut erhöht zu werden.

Wenn keine unter den Hervorbringungen der Frau von Staël ihr selbst ganz entspricht, so hat sich ihr Gemüth doch in allen ergossen. Es wird schwer seyn, in Gedanken dieses wunderwürdige Wesen wieder herzustellen, aber die Nachwelt wird das zerstreut auffinden, was wir in der erstaunlichsten, so wie in der liebenswürdigsten Vereinigung besessen haben. Vor allem diejenigen, die schreiben wollen, müssen ihre Werke lesen und wiederlesen; nicht zwar als ob sie darnach streben sollten, eine Originalität nachzuahmen, die alsdann diesen Namen nicht mehr verdienen würde; sondern weil sie hier die beyden Elemente des Schaffens finden werden, die Bewegung und den Stoff. Sie können in unbestimmbarem Maasse aus dieser reichen Ader schöpfen, und dürfen nicht besorgen entdeckt zu werden, weil bey weitem nicht alles, was sie enthält, benutzt worden ist. Bey einer zweyten und dritten Lesung wird man überrascht durch Gedanken, die man noch nicht bemerkt hatte, Ge-

danken, die man durch seine eigne Erfahrung erworben zu haben glaubte. Diese Bücher, worin alles gesagt zu seyn scheint, laden dennoch zum Nachdenken ein, und sie öffnen dem Verstande mehr Bahnen, als die Verfasserin zu durchlaufen Musse gehabt hat.

Ueberhaupt scheinen die Werke der Frau von Staël neuen Zeiten anzugehören. Sie verkündigen eine andre Periode in der Gesellschaft und in der Litteratur, und sie zielen darauf ab, sie herbeyzuführen: nämlich das Zeitalter der starken, edlen, lebendigen Gedanken, der aus Herzensgrunde kommenden Gesinnungen. Sie giebt den Begriff einer gewissermassen mehr gesprochenen als geschriebenen Litteratur; einer Gattung, worin die unvorbereitete Beredsamkeit der nationalen Versammlungen für die Politik, eine vertrauliche Hingegebenheit für den Ausdruck der Leidenschaft, und die raschen Einfälle des Gesprächs für die Beobachtung der Gesellschaft, uns etwas innigeres und kräftigeres sagen, als eine studirte Rhetorik jemals vermocht hat.

Auf solche Art hat sie dazu beygetragen, die litterarische Kunst wieder zu heben. Diese wird nicht mehr ein müssiges Gewerbe seyn, ein Mittel, das Bild einer eitlen Schönheit in unserm Herzen zu erwecken. Sie wird sich näher an das Leben anschliessen, und mehr Einfluss darauf gewinnen;

sie wird weniger die Geistes-Arbeit der Menschen darlegen, als den Menschen selbst in seinem Verhältniss zur Unsterblichkeit. Sie wird der allgemeine Ausdruck der edelsten Wünsche seyn; die Niederlage der Gedanken, die irgend einmal durch nützliche Einrichtungen oder Unternehmungen verwirklicht werden sollen; und die Zukunft wird in ihrer ganzen Fülle darin liegen.

Zweyter Theil.

Häusliches und geselliges Leben der Frau von Staël.

Es ist nunmehr Zeit, Frau von Staël in ihrem persönlichen Wesen zu betrachten, und sie unmittelbar nach meinen Erinnerungen zu schildern. Eine schmerzliche und schwierige Aufgabe, der man Genüge leisten muss, ohne sie allzu genau ins Auge zu fassen, indem man sich einem fortreissenden Gefühle überlässt, und ein andres Gefühl von sich abwehrt, das jeden Schritt hemmen würde.

Ich will also diese berühmte Frau in den Verhältnissen darstellen, die mir am besten bekannt gewesen sind, oder die mir am meisten charakteristisch zu seyn scheinen. Ohne mich auf irgend eine Weise an die Zeitordnung zu binden, will ich sie zuvörderst so zeigen, wie ich sie bey Lebzeiten ihres Vaters gesehen habe, und behalte es mir vor, nachher die fast sämtlich vortheilhaften Veränderungen anzudeuten, welche die Zeit in ihr bewirkt hat.

Häusliche Verhältnisse.

Wenn man sich einen richtigen Begriff von Frau von Staël machen will, so ist es wichtig, sie in ihren Zuneigungen zu betrachten. Viele mögen geneigt seyn zu glauben, bey einer so berühmten Frau habe die Eigenliebe den ersten Rang einnehmen müssen. Aber wenn dem so gewesen wäre, so würde ihr Loos glücklicher gewesen seyn, denn der erworbene Beyfall war zu einem auf die Eitelkeit gegründeten Glücke hinreichend. Man muss Frau von Staël gesehen haben, wie sie sich in Gemüthsleiden verzehrte, wie sie ihrem eignen Ruhme fremd, und tausendfach bereit war, die Früchte ihrer Arbeiten den Gegenständen ihrer Anhänglichkeit aufzuopfern, um sich zu überzeugen, dass das liebende Wesen den Mittelpunkt ihres Daseyns einnahm, und dass das Leben des Herzens ihr eigentliches Leben war.

Man hat mit mehr Wahrscheinlichkeit behauptet, die mächtige Einbildungskraft der Frau von Staël habe sich bedeutend in alle ihre Gefühle gemischt: aber auch das ist ungerecht. Freylich ist es schwer, den Einfluss einer Seelenkraft genau zu bestimmen, die bey der wahrsten Anhänglichkeit über Furcht und Hoffnung entscheidet, und wechselsweise die angenehmen Eigenschaften und die Fehler derer, die uns werth sind, vergrössert. Je-

doch war in den Zuneigungen der Frau von Staël nichts chimärisches. Sie bildete sich nicht ein, dass sie liebe; ihre Zärtlichkeit war wirklich und innig: aber ihr armes Herz ist oft ein Raub der Fantome ihrer Einbildungskraft geworden.

Nichts, was dem Gefühle fremd war, störte bey ihr die Reinheit ihrer Triebfedern, wenn sie liebte. Sie hatte durchaus nicht den Ehrgeiz, die Gemüther zu unterjochen und zu lenken; auch bemerkte man bey ihr nicht jene unruhige Empfindlichkeit über die geringsten Schattirungen des Gefühles, das sie einflösste; jene Empfindlichkeit, welche die Eitelkeit des Herzens, wenn man so sagen darf, charakterisirt. Die, deren erster Gegenstand sie selbst sind, müssen auf die diesem Gegenstande geleistete Huldigung, natürlich am eifersüchtigsten seyn, und was ihnen an den andern gefällt, ist oft nur die in ihnen erregte Bewunderung. So war es nicht bey Frau von Staël: sie liebte an ihren Freunden ihre Eigenschaften noch mehr als ihren Enthusiasmus; und da sie mit Offenheit liebte, so fand sie es auch sehr natürlich, dass sie geliebt würde. Eben so flösste ihr die Hoheit ihrer Gesinnungen ein edles Vertrauen auf die Achtung derer ein, welche sie kannten, und sie konnte von ihnen viele Vorwürfe ertragen, ohne beleidigt zu werden. Sie beurtheilte die Gesinnungen im grossen, und nach dem ganzen Betragen: die Handlungen schienen ihr am Ende

das beste Mittel, die Regungen des Herzens gehörig zu würdigen. Demnach liess sie einerseits nicht leicht eine Entschuldigung für den Mangel an eifriger Ergebenheit gelten; andrerseits, wenn die Handlungsweise gut war, deutete sie die Triebfedern nicht kleinlich. Wenn man bey ihr einen eigennützigen Zweck hatte, so wurde sie es augenblicklich gewahr, aber ohne es vorauszusetzen.

Die Unterschiede zwischen den mancherley Arten von Anhänglichkeit konnten bey niemanden weniger schneidend seyn als bey ihr. Das Gefühl war eins in ihrem Herzen, und trug weit mehr die hervorstechende Farbe ihres Charakters, als die der verschiednen Lebensverhältnisse, oder der Eigenthümlichkeit der Personen, die sie liebte. Bey ihr waren die mütterliche und kindliche Zärtlichkeit, die Freundschaft, die Dankbarkeit, sämtlich der Liebe ähnlich. In allen ihren Anhänglichkeiten war Leidenschaft, oder wenigstens lebhafte Gemüthsbewegung. Sie schienen mehr dem Grade als ihrer Natur nach verschieden zu seyn; und diese Natur war überströmend, glühend, ungestüm, sogar stürmisch: nicht als ob die Stürme in ihrem Gemüth die Wirkung irgend eines grillenhaften Eigensinnes gewesen wären, sondern weil sie sich gegen die Hindernisse empörte, welche die geselligen Einrichtungen und oft die menschliche Trägheit den Befriedigungen des Herzens entgegensetzen. Lange Zeit hat

sie nur ihre eigne Weise zu lieben begriffen; lange Zeit hat sie sich geweigert zu glauben, dass es aufrichtige Gefühle geben könne, die sich nicht wie die ihrigen ausdrückten: und die so klare Kenntniss, die sie von sich selbst hatte, verleitete sie zu Irrthümern, wenn sie die Andern nach sich beurtheilte. Aber ihre lebhaftesten Vorwürfe waren auch die rührendsten: man sah ihre Liebe durch ihren Zorn hindurch. Sie hat nie Schmerz verursacht, als weil sie selbst noch mehr Schmerz empfand, und man musste Mitleid mit ihr haben, wenn sie verletzte.

Wenn man von ihren Anhänglichkeiten in ihrer vollen Energie so wie in ihrer vollen Schönheit urtheilen will, so muss man die Anhänglichkeit kennen, welche sie für ihren Vater hegte. Dieses bewundernswürdige Gefühl umfasste ihr ganzes Daseyn, und schöpfte seine Stärke noch mehr aus dem Gedanken des Todes, als aus der Vorstellung des heiligsten Lebensbandes. Da überdiess diese Zärtlichkeit einen Theil ihres Selbst ausgemacht, da es sich mit allen ihren Gedanken verschmolzen und sie auf eigne Weise bestimmt hat, so kann man sie nicht von der Betrachtung ausschliessen, wenn man von Frau von Staël spricht.

„Necker und seine Tochter verstanden sich so vollkommen, sie fanden ein so grosses Vergnügen daran, sich mit einander zu unterreden, in ihrem

Geist war eine solche Einstimmung, dass Frau von Staël geneigt war, sich von ihren Aehnlichkeiten mit ihrem Vater eine übertriebene Vorstellung zu machen. Je mehr sie ihm geistig verwandt zu seyn glaubte, desto mehr Enthusiasmus fasste sie für die Eigenschaften, worin er ihr in der That überlegen war. Sie sah ihn wie ein ihr ähnliches Wesen, das durch ein Uebermaass von Tugenden gefesselt worden wäre. Er ertrug die Eingezogenheit, er konnte Vergnügungen und Beyfall entbehren; das Gewissen und ein Gefühl von Würde waren vorwaltende Triebfedern in einem Leben, das die Weisheit vereinfachte; er widerstand sogar dem Zuge seiner ersten Zuneigung auf Erden, indem er sich weigerte, mit seiner Tochter in Paris zu leben: sie konnte von diesem Widerstande leiden, aber sie neigte sich mit Ehrfurcht vor seinem Entschluss. Sie lieh ihm ihr eignes Bedürfniss äusserer Bewegung, dass ganze Feuer ihres Charakters, um den Werth der Opfer zu erhöhen, die er sich selbst auferlegte. Sie schrieb ihm ihre jugendlichen Neigungen zu, um ihm aus seinen Entsagungen ein desto grösseres Verdienst zu machen, und gedachte seines hohen Alters nur, um den Witz und die Anmuth, die er unvermindert bewahrte, desto ausserordentlicher zu finden.

Zwey bey Frau von Staël ungemein lebhafte Gefühle, die Dankbarkeit und das Mitleid, lenkten

sich auch auf Necker als ihren Gegenstand. Eine wohlbegründete Dankbarkeit für eine Fürsorge, die selbst bey einem Vater wegen ihrer Beständigkeit und wohl verstandenen Richtung selten heissen konnte; Mitleiden, tiefes und zerreissendes Mitleid für die Leiden, die er empfand; Mitleid für diesen grossen Verstand, diesen edlen Charakter, die verkannt und verläumdet wurden; Mitleid für sein Alter, für die Uebel, wovon er bedroht war; Mitleid, und nicht für ihn allein, bey dem Gedanken des herannahenden verhängnissvollen Augenblicks: dergestalt, dass der lebhafteste Genuss seiner Tochter in seiner Gegenwart zuweilen den Thränen sehr nahe war.

Indessen war sie wenig geneigt, künftigen Leiden vorzugreifen, und wenn plötzliche Blitze ihr die Zukunft enthüllten, so nahm der gegenwärtige Augenblick bald wieder ihre Gedanken in Anspruch. Der Himmel hatte ihrem Gemüth nicht die Gabe der Voraussicht verliehen, und Necker sagte, sie sey wie die Wilden, die am Morgen ihre Hütte verkaufen, und am Abend nicht wissen was aus ihnen werden soll. In Bezug auf ihn ging sie plötzlich von den lebhaftesten Besorgnissen zu der vollkommensten Sicherheit über. In der Fülle eignen Lebens hatte sie Mühe an den Tod zu glauben. Sie konnte es nicht ertragen, in ihrem Vater einen Greis zu sehen, und alle gefälligen Eigenschaften, die sie

an ihm fand, seine Weise sie zu verstehen, eine gewisse Frische der Einbildungskraft, der theilnehmenden Neugier, der scherzenden Heiterkeit, die er noch hatte, erhielten sie unaufhörlich in der Täuschung. Sie ging in Absicht auf den Verstand mit ihm als ihres Gleichen um, und vergass den Unterschied des Alters. Da ihr jemand einmal sagte, Necker habe gealtert, so lehnte sie sich gegen einen solchen Gedanken mit einer Art von Entrüstung auf, und erwiederte, sie würde den als ihren grössten Feind betrachten, der ihr dergleichen Worte wiederhohlte, und ihn in ihrem Leben nicht wiedersehen.

Sie nährte sich also mit Hoffnung, und bewahrte solchergestalt die Möglichkeit ihren Vater zu zerstreuen und zu unterhalten. Da sie ihn aus dem Grunde kannte, da sie wusste, dass er, eben wegen seiner Entsagung auf eine äussere Thätigkeit, das Bedürfniss eines innerlich beseelten Lebens doppelt empfand, so unterhielt sie bey ihm unaufhörlich das heilige Feuer des Gefühls und des Gedanken; und vielleicht hat sie auf lange Zeit die Furcht vor den Uebeln und die Uebel selbst von ihm entfernt, indem sie über jeden seiner Tage ein mächtiges Interesse verbreitete.

Für sie waren die Regsamkeit des Geistes, die neuen Gegenstände, welche sie unterhalten, mit Ein-

nem Worte die Zerstreuung, nothwendige Bedingungen des Talentes, der Heiterkeit, des Glücks, ja sogar der Gesundheit. Es ist unbegreiflich, wie viel sie von der bunten Bühne der Welt mit zurückbrachte, und dieses für Andre so wenig erspriessliche Schauspiel setzte ihren ganzen Verstand in Thätigkeit, und belebte ihre geistigen Kräfte. In einer allzu sehr verlängerten Einsamkeit hingegen wandten ihre grossen Fähigkeiten sich gegen sie selbst. Vermöge jener Einbildungskraft, die ihre volle Thätigkeit nun nicht nach aussen richten konnte, wurde für sie das häusliche Glück bald gestört; und ungeachtet ihrer grossen Sanftmuth war sie alsdann nicht im Stande, in ihrer Familie eben so viel Freude zu verbreiten. Oft schalt sie sich selbst, sie versuchte es, ihren natürlichen Hang zu überwältigen, und sich an das eingezogene Leben zu gewöhnen: aber dann schien eine andre Person an ihre Stelle zu treten, und unter diesem ihr auferlegten Zwange war sie sich selbst nicht mehr ganz ähnlich.

Niemand hat sie in dieser Hinsicht besser verstanden als Necker. Er hatte das Ganze dieser Art zu seyn gefasst, und das Bedürfniss neuer Gegenstände erschien in seinen väterlichen Augen als eine nothwendige Mitgabe jener eigenthümlichen Auszeichnung, die ihn bezauberte. Dass der häufige Aufenthalt der Frau von Staël in Paris die vollkommne

Billigung ihres Vaters hatte, ist ganz natürlich zu begreifen. Wichtige Beweggründe riefen sie nach Frankreich, und sie unterhielt dort die einzigen Verbindungen, die ihm noch mit diesem ihm stets so theuern Lande übrig blieben. Aber als das Exil für sie angefangen hatte, billigte Necker es gleichfalls, dass sie die Einförmigkeit des Aufenthalts in Coppet durch erheiternde oder belehrende Reisen unterbrach. Er unterwarf sich der Abwesenheit ohne Schwierigkeit, und ohne irgend eine Affectation der Grossmuth, weil er einsah, dass man solchen Anlagen des Gemüths ihren freyen Schwung lassen müsse, um sich ihrer zu erfreuen.

Ueberdiess konnte, bey einem so ununterbrochnen, so beseelten, so entzückenden Briefwechsel, wie der zwischen Necker und seiner Tochter war, keine vollständige Vorstellung von Trennung Statt finden. Niemals hat sie an irgend wen so geschrieben wie an ihn. Die Briefe, die sie an ihre Freunde richtete, waren bezaubernd; aber wenn sie nicht etwa einen besondern Gegenstand im Auge hatte, so lag darin seit dem Tode ihres Vaters etwas zu unbestimmtes, vielleicht zu melancholisches. Immer rief irgend ein glücklicher Zug, irgend eine hinreissende Schattirung des Gefühls ihr Bild hervor; aber kaum hatte man sie deutlich erblickt, so befand man sich wieder im Dunkeln über alles, was sie betraf. Wir warfen ihr vor, dass sie nicht ge-

nug erzählte; ohne Zweifel wollte sie vermeiden, was sie allzu lebhaft an die Art von Briefwechsel erinnerte, die sie mit ihrem Vater gehabt hatte. „Liebe Freundin," schrieb sie mir aus Italien, „ich halte unwillkührlich mitten in diesen Erzäh-„lungen inne. So schrieb ich im vorigen Jahre an „Ihn, ich unterhielt ihn mit meinen Beobachtun-„gen; ach! kann alles noch eben so vor sich ge-„hen, wie damals, als er lebte?"

In der That, in ihren Briefen an Necker, welche Fülle von anziehenden Anekdoten! welche von einer Meisterhand entworfenen Beschreibungen! Nichts konnte angenehmer seyn als dieses Gemisch von Erzählungen, von Einfällen, von raschen und dennoch grossen Ansichten, von gelinden Neckereyen, von Bildnissen berühmter Personen, die mit einem leichten Anstrich von Caricatur charakterisirt waren; diess alles, verschmolzen in den allgemeinen Ton jener Rührung, die der blosse Gedanke an ihren Vater in ihr erregte. Unglücklicher Weise sind diese Briefe grossentheils verbrannt worden, und man wird nicht leicht etwas ähnliches wiedersehen.

Aber noch überraschender, noch ausserordentlicher war das erste Feuer ihrer Erzählungen, wenn sie bey der Rückkehr von einer grossen Reise ihren Vater in Coppet wiedersah. Ihre tiefe Gemüthsbewegung, die sie zurückdrängte, um sie ihm nicht

mitzutheilen, ergoss sich wie ein Strom in ihren Reden. Die Dinge, die Menschen, die Regierungen, die Wirkung, die sie selbst hervorgebracht hatte, alles wurde erzählt mit einem vollen Erguss von Freude, von Liebkosungen, von Thränen, von zärtlichen Scherzen. Alles hatte Bezug auf ihren Vater, und sie gab ihm, so zu sagen, eine Rolle in dem Schauspiele, das sie vor ihm aufführte; dergestalt wurde der Contrast dessen, was sie angetroffen hatte, mit seinem Verstande, seiner Güte, seiner vollendeten Sittlichkeit, lebhaft hervorgeholen. Die anziehendsten, sogar die seltsamsten Formen verkleideten ein mittelbares Lob ihres Vaters, oder einen Ausdruck der Zärtlichkeit für ihn. Wie alsdann das väterliche Selbstgefühl die edle Physiognomie Neckers beseelte, während er sie anhörte! wie es in seinen immer jugendlichen Augen strahlte! Nicht als ob er sich so grosse Lobsprüche zugeeignet hätte, sondern weil er in dem Herzen seiner Tochter las, und sich ihrer wunderwürdigen Gaben freute.

In dem Laufe eines oft verstörten Lebens hat sie ihrem Vater manchmal Unruhe verursachen können: aber welche Freuden hat sie ihm nicht gewährt! welche Anmuth hat sie nicht in dieser heiligen Innigkeit entfaltet! welche Hingebung! welche Selbstvergessenheit! welche Liebe! Sie hatte für ihn alles in ihrem Gemüthe: unwillkührliche Neigung, das blindeste kindliche Vertrauen, eine go-

wissermassen mütterliche Sorgfalt, sogar Selbstheit, reizbaren Egoïsmus in der Mitgenossenschaft an seinen Interessen und seinem Ruhm. Sie glaubte im buchstäblichen Sinne nicht ohne ihren Vater leben zu können. Ungewiss und unentschlossen in kleinen Dingen hatte sie ihn alle Augenblicke nöthig; sie zog ihn bey jedem noch so besondern Anlass zu Rathe, über ihre Ausgaben, über ihren Putz, über ihre häuslichen Einrichtungen, über die Leitung ihrer Kinder. In der Ueberzeugung, dass der Verstand zu allem tauge, verlangte sie, er solle die herausgekommenen Romane lesen, um sie mit den ihrigen zu vergleichen. In einem ihrer Briefe scherzt sie selbst über einen solchen einem Staatsmanne ertheilten Auftrag.

Eines der grössten Vergnügen war es für Frau von Staël, sich von ihrem Vater necken zu lassen. Es gab verschiedene Anekdoten, worin sie eine ziemlich lustige Rolle spielte, und die sie niemals müde ward, von ihm erzählen zu hören. Sie wusste den Anlass dazu von weitem herbeyzuführen, und während Necker sie erzählte, füllten sich ihre Augen mit Thränen. So gab es zum Beyspiel eine Geschichte von der alten Marschallin von Mouchy, einer grossen Dame des ehemaligen Hofs, an welche Fräulein Necker, damals siebzehn Jahr alt, die Frage gethan hatte, was sie von der Liebe dächte; von einer Polnischen Prinzessin, deren verstohlnen und

schmachtenden Blick Fräulein Necker, noch als Kind, nachgeahmt hatte, und ihn sich vielleicht angewöhnt hätte, wenn sie nicht von ihm bemerkt worden wäre; es gab noch andre drollige Geschichten, die Necker mit unendlicher Grazie erzählte.

Ich weiss nicht, ob ich manche vielleicht allzu vertrauliche Scenen schildern darf. Hier ist indessen eine, womit ich es wagen will, weil sie mir die Reizbarkeit meiner Freundin für Gemüthsbewegungen in allem, was ihren Vater betraf, und zugleich ihre Weise, auf die Einbildungskraft zu wirken, selbst wenn sie sich an Leute aus den unteren Ständen wandte, in hohem Grade zu charakterisiren scheint.

Ihr Vater war mit ihr in Coppet, und hatte uns, meine Kinder und mich, in seinem Wagen von Genf abholen lassen. Es war schon Nacht, als wir abfuhren, und unterwegs wurden wir in einen Graben umgeworfen. Niemand von uns war beschädigt, aber man verlor Zeit damit, den Wagen wieder aufzurichten, und wir kamen spät an. Wir fanden Frau von Staël allein in dem Gesellschafts-Zimmer, und ziemlich unruhig über uns; aber als ich anfing, ihr unsern Unfall zu erzählen, unterbrach sie mich plötzlich, um zu fragen, wie wir gekommen wären. Ich sagte ihr, in ihres Vaters Wagen. — Das weiss ich, aber wer hat euch

gefahren? — Nun, sein Kutscher, wie sich versteht. — Wie? sein Kutscher, Richel? — Ja freylich. — Ach, guter Gott! rief sie aus, er könnte meinem Vater denselben Unfall zuziehn. — Sogleich zog sie in grosser Eil die Schelle, und befahl, man solle den Kutscher kommen lassen. Er spannte eben die Pferde aus, man musste warten.

Während dieser Zeit war Frau von Staël in der heftigsten Unruhe, und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. — Wie! mein Vater, mein armer Vater, er hätte so umgeworfen werden können! In deinem Alter, in dem Alter deiner Kinder ist es nichts; aber mit seinem starken Körper, seiner Unbeholfenheit! In einen Graben, und er hätte lange darin liegen bleiben können; er hätte um Hülfe gerufen, und vielleicht vergeblich! — Hier nöthigte ihre Erschütterung sie, inne zu halten, bis ihr der Zorn wieder Kräfte gab.

Der Kutscher trat endlich herein. Ich war sehr begierig zu hören, was sie ihm sagen würde, weil bey einer Person, die gewöhnlich gegen Untergebene sehr nachsichtig war, ein so lebhaftes Gefühl sich auf die originalste Weise Luft machen musste. Sie ging ihm mit Feyerlichkeit entgegen, und mit einer anfangs gedämpften Stimme, die sich aber allmählich erhob, und zuletzt gewaltig ausbrach, sagte sie: — Richel, hat man euch gesagt, dass ich Ver-

stand habe? — Der Mann machte grosse Augen. — Wisst ihr, dass ich Verstand habe, sage ich euch? — Der Mann blieb noch immer stumm. — Merkt es euch, dass ich Verstand habe, viel Verstand, erstaunlich viel Verstand; nun gut! allen Verstand, den ich habe, will ich daran setzen, dass ihr eure übrigen Tage in einem Kerker zubringen sollt, wenn ihr jemals meinen Vater umwerft. —

Ich habe nachher oft versucht, sie durch die Schilderung dieser Szene zu unterhalten, wo sie einem Kutscher mit ihrem Verstande drohte. Aber sie, die sonst so leicht auf ihre eignen Kosten zu belustigen war, konnte niemals an diesen Vorfall nur denken, ohne von Zorn und Besorgniss aufs neue ergriffen zu werden. Das höchste, was ich von ihr erlangte, waren die Worte: „Nun, womit „anders soll ich denn drohen, als mit meinem ar„men Verstande?“

Wenn eingebildete Gefahren eine solche Wirkung auf sie hervorbrachten, so lässt sich abnehmen, was bey ihr besser gegründete Besorgnisse waren. Ich wünschte eine Vorstellung von den Briefen geben zu können, die sie aus Deutschland schrieb, als sie Anstalt machte zurück zu kommen, weil sie sich über den Zustand ihres Vaters beunruhigte. Ich habe insbesondre einen Brief von ihr, der durch die furchtbare und dennoch tief rührende

Gewalt des Ausdrucks alle Vorstellung übersteigt: es ist ein Brief von zwölf Seiten, den sie mir drey Tage nach Empfang der Trauer-Bothschaft schrieb. Er enthält nichts, was geheim bleiben müsste, und durch dessen Bekanntmachung würde ich dem Gedächtnisse meiner Freundin Ehre machen. Aber diesen Erguss eines zerrissenen Herzens, diese in der Hingegebenheit der Verzweiflung ganz enthüllte Natur, ich kann mich nicht entschliessen, sie öffentlich darzulegen. Noch ein andrer Grund hält mich ab, hier irgend einen Brief von Frau von Staël abzuschreiben. Ich habe sie oft mit gerechtem Unwillen von der neuerdings eingeführten Sitte reden hören, ohne Ehrerbietung vor den Todten, und ohne Schonung für die Lebenden den vertrauten Briefwechsel berühmter Personen bekannt zu machen. Ich wage es daher nicht, auf die Reinheit meiner Absichten eine Befugniss zu gründen, und enthalte mich gewissenhaft dessen, was ein Gefühl verletzen könnte, das ich mit meiner Freundin theile.

Frau von Staël war schon nach Coppet unterwegs, als sie ihr Unglück erfuhr. Wir reisten ihr entgegen, mein Mann und ich, und nahmen ihren jüngeren Sohn mit; wir trafen sie in Zürich, und kehrten alle zusammen zurück.

Ich hatte die schmerzliche Befriedigung gehabt, Zeugin von den letzten Augenblicken Neckers zu

seyn: ich hatte den Tod des Gerechten, des Christen, des zärtlichsten Vaters betrachtet; ich hatte ihn mit schon blassen Lippen, mit bebenden Händen, den Himmel für seine Tochter, für Frankreich, für sich selbst anrufen sehen; und niemals sind reinere Gebete zum Himmel emporgestiegen. Von diesem Augenblicke an haben sich die Bande zwischen mir und meiner Freundin noch enger geknüpft: ich bin die Schwester meiner Cousine geworden, und unsre Freundschaft hat einen heiligeren und innigeren Charakter gewonnen.

Ich will die grausamen Auftritte nicht schildern, welche für uns auf einander folgten. Wenn der Schmerz sich in seiner ganzen Heftigkeit entfaltet, dann ist das Genie nicht erkennbar. Die Convulsionen, die entsetzlichen Beängstigungen eines trostlosen Herzens sind bey dem armen Menschengeschlechte überall einerley, und für ausgezeichnete Eigenschaften ist kein Raum bey den Anfällen grosser Gemüthsleiden. Erst in den ruhigeren Zwischenzeiten finde ich Frau von Staël wieder, und in diesen will ich sie schildern.

Es gab einige solche Augenblicke des Stillstandes während dieser unglückseligen Reise, und was sie wunderwürdiges hatte, ist mir vielleicht niemals stärker aufgefallen. Wenn die Niedergeschlagenheit des Schmerzes an die Stelle der heftigen Ausbrüche getreten war, so hat uns Frau von Staël,

im Wagen unter uns ein Gespräch zu führen, wie es schien, weil das Geräusch der Worte es ihr leichter machte, ihre Gewalt über sich selbst zu behaupten. Herr von Schlegel begleitete sie nach der Schweiz, und da sie, sobald sie nur irgend Meisterin ihrer selbst war, sich mit der Aufmerksamkeit für Andre beschäftigte, so wünschte sie, er möchte sich vortheilhaft zeigen, und deutete ihm in ein paar Worten einen Gegenstand des Gesprächs an. Nach solchen Auffoderungen entwickelte uns Herr von Schlegel eine grosse Menge neuer Ansichten, und wenn die Unterredung sich belebte, so geschah es zuweilen, dass Frau von Staël, von ihrem Talent ergriffen, plötzlich in das Gespräch einging. Indem sie von Deutschland, von den Menschen, den Systemen, der Gesellschaft erzählte, entfaltete sie ein Feuer, eine Schönheit des Ausdrucks, die ausserordentlich waren; tausend glänzende Schilderungen folgten einander, bis sie, wie von einer mörderischen Klaue aufs neue gefasst, unter die Herrschaft des Schmerzes zurücksank. Man hätte es mit einem Feuerwerk vergleichen mögen, das an einem gewitterhaften Tage abgebrannt wird, wo eine plötzliche Entzündung geordnete Massen von Funken umhersprüht, bald aber alles unter Windstössen und Regengüssen wieder erlischt.

Indessen muss man nicht denken, dass ihre Zerstreuung hiebey jemals vollständig gewesen wäre:

ein fast unmerkliches Zittern, eine leichte Zusammenziehung der Lippen verriethen, dass sie nicht aufgehört hatte zu leiden, und dass sie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nur über ihren Schmerz hinsprach.

Mitten unter der Trostlosigkeit unsrer Ankunft liessen sich bald die seltsamen Eigenheiten ihrer Einbildungskraft spüren; eine Art von Schwindel bemächtigte sich ihrer. Sie glaubte den Bewahrer alles dessen, was ihr nothwendig war, verloren zu haben, und so schien ihr das allgemeine Band der Dinge zerrissen zu seyn. Sie bildete sich ein, ihr Vermögen würde verloren gehen, ihre Kinder würden nicht erzogen werden, ihre Leute würden ihr nicht gehorchen, nichts würde ohne ihren Vater in gehöriger Ordnung geschehen können. Kindische Besorgnisse waren eine von den Gestalten ihres Kummers, und wenn ich sie von Kleinigkeiten gequält sah, die bisher ihren Gedanken so fremd gewesen waren, und ihr sagte: Was liegt daran? so erwiederte sie: „Es ist nur, dass ich meinen Va„ter verloren habe.“

So lange Necker lebte, war Frau von Staël in der That unwissend wie ein Kind über die meisten äusserlichen Einrichtungen geblieben. Nicht nur hatte sie ihm nicht die Vorstellung geben wollen, dass sie ihn entbehren könnte, sondern sie hatte diese Vorstellung selbst nicht gefasst; derge-

stalt, dass er wirklich die Sorge für ihr ganzes Daseyn übernahm. Ohne ihn schien seiner Tochter der Boden unter den Füssen zu wanken, und es bedurfte für sie eines festen Willens und einer grossen Anstrengung, um sich in dem Augenblicke, wo das Unglück sie traf, über die Lage ihrer Geschäfte ins klare zu setzen. Indessen hielt sie sich dazu für verpflichtet, ein Gefühl kindlicher Ehrerbietung stärkte sie dabey, und es gelang ihr. Sie wollte nicht, dass ein von Necker gestiftetes Vermögen unter ihren Händen versplittert würde: sie hat es seitdem mit einer seltnen Einsicht verwaltet, und ist immer zugleich grossmüthig und gewissenhaft in der Verwendung der von ihrem Vater ererbten und ihren Kindern bestimmten Güter gewesen.

Man müsste die Geschichte aller Tage der Frau von Staël erzählen, um eine Vorstellung von der Stelle zu geben, die ihr verstorbener Vater immer in ihrem Herzen eingenommen hat. Sie hat niemals aufgehört mit ihm zu leben. Sie glaubte immer seinen Schutz, seinen Trost, seinen Beystand zu erkennen. Sie wendete sich an ihn in ihren Gebeten, und niemals gab es für sie ein glückliches Ereigniss, ohne dass sie gesagt hätte: „Mein Vater „hat diess für mich erlangt.“ Sein Bildniss verliess sie nicht, und war für sie der Gegenstand einer Art von Aberglauben. Nur ein einziges Mal hat sie sich davon getrennt, als sie selbst schon

sehr krank war; wie sie grossen Trost darin fand, diess Bildniss zu betrachten, so überredete sie sich, es würde auf ihre Tochter bey der erwarteten Niederkunft eben so wirken. „Sieh es an," schrieb sie ihr bey Uebersendung des Bildes, „sieh es an, „wenn du Schmerzen leiden wirst." Bejahrte Männer erinnerten sie auch zuweilen an die Gestalt ihres Vaters, und machten auf sie einen besondern Eindruck. Alles was von ihnen kam, war ihr ungemein empfindlich; und als einmal, in der Zeit ihrer Verfolgungen, ein Greis gegen sie ein kleinmüthiges Betragen annahm, welches damals so gemein, und ohne Zweifel in seinem Alter eher zu entschuldigen war, so verursachte es ihr einen ausserordentlichen Schmerz. „Es ist nicht vernünftig," sagte sie mir; „aber ich kann es nicht ändern: er „war gut, er war alt, er sass dort an meinem Ti„sche, ich unterbrach meine Beschäftigungen seinet„wegen, und das alles bewegt mir das Herz." Ihre Almosen an bejahrte Personen, die Unterstützung nöthig hatten, waren unermesslich; und wie die wahren Christen den Heiland in jedem Armen sehen, so sah sie in jedem Greise ihren Vater.

Alles andre konnte bey Frau von Staël wieder gut gemacht werden, ausser eine ihrem Vater zugefügte Beleidigung. Die erstaunliche Leichtigkeit, womit sie alle gegen sie selbst begangenen Fehltritte vergass, hätte ihr sogar den Schein des Leichtsinns

geben können: wenn sie nicht für den geringsten Dienst eine ewige Dankbarkeit bewahrt hätte. Aber wenn das Unrecht ihren Vater betraf, so gab es kein Mittel sie zu besänftigen, und nie hat sie vergessen können, was man übles von Necker gesagt hatte, noch sich dessen erinnern, was man von ihr selbst sagte. Nachdem sie ein Buch, der Anti-Romantiker betitelt, gelesen hatte, sagte sie mir: „Der Verfasser macht sich ziemlich lustig über „mich, aber in gutem Ton, und es ist ächt Fran„zösischer Scherz darin. Schade nur, dass er ei„nige Worte gegen meinen Vater eingestreut hat, „sonst würde ich ihn in Paris oft eingeladen ha„ben, bey mir zu speisen.“

Man kann versichert seyn, dass, wenn sich die Gelegenheit dargeboten hätte, sie das Andenken ihrer Mutter mit derselben Wärme vertheidigt haben würde. Man kennt ihre lange Geduld gegen Frau von Genlis, die niemals aufgehört hat, sie mit bittern Kritiken anzugreifen, während sie der Verfolgung ausgesetzt war. „Sie hat mich angegriffen,“ sagte sie, „ich habe sie gelobt: auf solche Art sind „sich unsre wechselseitigen Berührungen begegnet.“ Aber als dieselbe Schriftstellerin unter der Herrschaft Bonaparte's in nachtheiligen Ausdrücken von Frau Necker sprach, so wurde Frau von Staël in einem Grade gegen sie gereizt, wie ich es nie gesehen habe.

„Bildet man sich ein," sagte sie, „weil ich mich „selbst aufgebe, dass ich meine Mutter nicht ver- „theidigen werde? Frau von Genlis mag es auf „meine Schriften, auf meine Person anlegen, so viel „sie will: jene sind im Stande, sich Leser zu ver- „schaffen, diese, Liebe oder Furcht einzuflössen; „aber meine Mutter, die todt ist, die niemanden „hat als mich, der ihre Partey nehmen könnte! — „Sie hat mir meinen Vater vorgezogen, und darin „hat sie vollkommen Recht gehabt: ich fühle um „so mehr, dass all ihr Blut in meinen Adern fliesst, „und so lange es fliesst, werde ich sie nicht beschim- „pfen lassen." Es kostete lange Zeit, ehe man sie überreden konnte, dass es wenigstens unnütz seyn würde, diesen Angriff abzuwehren, weil eine Schrift, die sie wegen ihres Exils im Auslande erscheinen lassen musste, nur den Dienern der Französischen Regierung in die Hände gefallen wäre, und weil sie dadurch die Feindseligkeiten gegen die ihr theuern Personen nur vervielfältigt hätte, ohne es dahin zu bringen, dass man in Frankreich das zu ihrer Ver- theidigung gesagte bekannt machte.

Es ist indess in mehr als Einer Hinsicht zu bedauern, dass sie ihr Vorhaben nicht ausgeführt hat, und dass man das Bildniss ihrer Mutter nicht besitzt, wie sie es in einem solchen Augenblicke entworfen haben würde.

Nach Neckers Tode hat Frau von Staël auf das Grabmal ihrer Eltern ein Basrelief *) setzen lassen, dem ein schöner Gedanke zum Grunde liegt. Eine schwebende und wie schon verklärte weibliche Gestalt, zieht eine andre männliche mit sich zum Himmel empor; diese schaut voll Mitleid auf eine junge verschleyerte und an einem Sarkophage niederknieende Frau herab. Die Eltern und ihre Tochter sind unter diesen Gestalten vorgestellt, die zugleich den Uebergang von dem irdischen zu dem ewigen Leben sinnbildlich andeuten.

So war die kindliche Ehrerbietung, dieses zwischen der Frömmigkeit und der Liebe mitten inne liegende Gefühl, ein hervorstechender Zug im Charakter der Frau von Staël. Es hat ihr Leben erfüllt, es hat noch ihren Tod versüsst. Für uns, die wir sie jetzt beweinen, ist der Gedanke, der sie so sehr beschäftigte, der Gedanke der Wiedervereinigung mit ihrem Vater, ein lindernder Balsam auf unsre Wunde. Sie sind jetzt beysammen, sie sind bey Dem, der ihre Herzen geschaffen hat, und

---

*) Ausgeführt von meinem vortrefflichen Freunde, Friedrich Tieck. Das Werk verdiente wohl durch einen Kupferstich bekannt zu werden, da es in dem geheiligten Bezirk jener Ruhestätte vor den Augen der Welt verschlossen ist.

Anm. des Uebersetzers.

die Nachwelt selbst wird ihre Namen nicht mehr trennen, die sich gegenseitig Würde verleihen. Jeder von beyden leistet für den andern die Gewähr einer besondern Art von Vortrefflichkeit; und es giebt keine Grösse, keine sittliche Schönheit, welche nicht in ihrer Vereinigung begriffen wäre.

Der Wahlspruch der Frau von Staël hätte folgender Vers seyn können, den sie oft mit Rührung wiederholte:

O Freyheit Roms! o meines Vaters Manen! *)

Bey meiner Erzählung von den ersten Jugendjahren der Frau von Staël bin ich vor dem Zeitpunkte ihrer Vermählung stehen geblieben, weil mein einziger Zweck war die Erziehung kennen zu lehren, welche ihre Eltern und die Umstände ihr gegeben haben. Jetzt da ich meine Erinnerungen befrage, möchte ich darunter etwas näheres Herrn von Staël betreffendes finden, aber er ist mir kaum persönlich bekannt geworden. Mein vertrauter Umgang mit Frau von Staël hat im Jahre 1792 angefangen, in dem Zeitpunkte, wo sie sich zu ihrem Vater nach der Schweiz flüchtete, nachdem sie, wie durch ein Wunder, den mörderischen Greueln des zweyten Septembers entkommen war. Herr von

*) O liberté de Rome! ô mânes de mon père!

Staël war damals abwesend von Frankreich, und hatte sie nicht begleiten können; und nachher habe ich nur selten Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen.

Ungeachtet der grossen Zahl von Mitwerbern um die Hand der Fräulein Necker, war die Wahl eines Gemahles, der zugleich ihren Eltern und ihr selbst annehmlich seyn konnte, nicht leicht gewesen. Sie wollte Frankreich nicht verlassen, und ihre Mutter, eine eifrige Protestantin, bestand darauf, dass sie sich mit einem Glaubensgenossen verbinden sollte. Unter diesen Umständen zog Herr von Staël die Augen beyder Eltern auf sich. Mit einer grossen Biederkeit und Güte des Charakters, mit einer lebhaften Bewunderung für Fräulein Necker, verband er ein edles Aeusseres, und eine ausgezeichnete Geburt. Der König von Schweden, Gustav der dritte, der ihm besonders wohlwollte, begünstigte entschieden seine Ansprüche, und versprach, ihm auf mehrere Jahre den Gesandtschafts-Posten in Frankreich zuzusichern, um Fräulein Necker der Besorgniss zu überheben, dass sie einmal Paris verlassen müsste; Herr von Staël machte sich überdiess verbindlich, sie niemals gegen ihren Willen nach Schweden zu führen. Diess waren die Gründe, welche ihre Vermählung mit einem Ausländer entschieden, der viel älter war als sie, und in seinen Neigungen wenig Uebereinstimmung mit ihr hatte. Indessen würde diese ohne Zweifel etwas kalte Ver-

bindung nicht gestört worden seyn, wenn die unüberlegte Freygebigkeit des Herrn von Staël nicht in Verschwendung ausgeartet wäre. Seine Vermögens-Umstände geriethen hiedurch in Unordnung, und Frau von Staël achtete sich in der Folge für verpflichtet, das Vermögen ihrer Kinder vor diesem nachtheiligen Einflusse zu verwahren. Aber die hiedurch verursachte Trennung war nicht von langer Dauer. Als er, wegen der Fortschritte des Alters und der Krankheit die Pflege seiner Familie bedurfte, erfolgte eine Annäherung. Frau von Staël begleitete eben ihren Mann nach der Schweiz, um dort mit ihm bey ihrem Vater zu wohnen, als der Tod mitten auf der Reise Herrn von Staël hinwegraffte, und ihr selbst, wie ihren Kindern, die Befriedigung raubte, seine letzten Jahre zu erheitern.

Frau von Staël war eine sehr zärtliche Mutter; und wenn die mütterliche Liebe in ihrem Leben weniger hervortritt als die kindliche, so kam es nur daher, weil sie es sich mehr zum Gesetze gemacht hatte, den Ausdruck derselben zu mässigen. Schon in der Delphine, in diesem Roman, worin sie sich so ergriffen von der dichterischen Schönheit erhöheter Gefühle zeigt, sagt sie, dass leidenschaftliche Aeusserungen nichts für die Kindheit taugen, und dass eine gütige und gerechte Behandlung besser für dieses Alter passt. Späterhin hat sie sich dieselbe Zurückhaltung aus andern Gründen

auferlegt. So schrieb sie mir über ihren ältesten Sohn: „Ich weiss nicht, warum ich gegen August „weniger äussre, als ich empfinde. Die mütterliche „Liebe ist bey mir immer von einer gewissen Schüchternheit begleitet gewesen. In diesem Verhältnisse „muss man sich trennen. Habe ich nicht das beste, „was es auf Erden giebt, überlebt! Warum also „sich so vieler Rührung hingeben über Bande, die „der Tod zerreissen wird?“

Ungeachtet dieses gemässigteren Ausdrucks, hatte bey ihr das mütterliche Gefühl seinen Antheil an der Natur aller übrigen, wie sie davon tausend Beweise gegeben hat. Es war vielleicht keine blinde Liebe, die von dem Verdienst ihres Gegenstandes unabhängig gewesen wäre: die Fehler ihrer Kinder stellten sich ihrem Blicke nachdrücklich dar. Aber dennoch regte sich bey ihr der Naturtrieb: er verrieth sich in ihrem Zorn, wenn sie Unvorsichtigkeiten begingen; in ihrem muthigen und selbstvergessnem Eifer, wenn es darauf ankam, sie zu beschützen; vornämlich in ihrer Aengstlichkeit, wenn die Gesundheit ihrer Kinder bedroht war. Als ihre Tochter, erst sechs Jahre alt, in Frankfurt von einer Krankheit befallen ward, verlor sie beynahe die Besinnung vor Schmerz darüber. „Was würde,“ schrieb sie, „was würde aus einer Mutter werden, „die wegen ihres Kindes in Sorgen ist, wenn sie „nicht das Gebet hätte? Eine solche Lage würde

„dahin führen, die Religion zu entdecken, wenn „man niemals jemanden davon hätte reden hören.“ Die Freuden ihrer Kinder, das Wohlgefallen, das man an ihnen fand, die Meynung, die man von ihnen hegte, waren Dinge, woran sie den lebhaftesten Antheil nahm, und sie quälte sich nicht wenig mit Bedenklichkeiten über die Folgen der ihrentwegen zu fassenden Entschlüsse. Die Besorgniss, dass ihr Exil einen nachtheiligen Einfluss auf das künftige Loos ihrer Kinder haben könnte, hat ihr ungemein viel Kummer verursacht.

In der Familien-Erziehung glaubte sie nicht an den Erfolg ungewöhnlicher Systeme. Ihr Grundsatz war, man müsse der Jugend hohe und religiöse Gesinnungen einflössen, aber sie in die reinere Sphäre der wirklichen Welt einweihen, anstatt ihr gleichsam eine abgesonderte Welt zu schaffen, die immer nur ein unvollständiges Machwerk ist. „Ich habe meinen Kindern das Leben dargelegt, „wie es ist,“ sagte sie, „und mich keiner Art von „List gegen sie bedient.“ Die Wahrheit war die erste Grundlage, auf die sie alles baute; und nicht nur alle Täuschung, sondern auch alle Affectation schien ihr unnütz und gefährlich. Sie verschmähte es ebenfalls, mit Kindern jenen Ton einer manierirten Einfalt anzunehmen, wodurch man sich zu ihrer Fassungskraft herabzulassen meynt: sie erhob

die Kinder bis zu ihrem eignen Verstande, und erhob sich bis zu der Unschuld der Kinder.

Wenn man die Kinder nicht im voraus einschüchterte, durch die Vorstellung die man ihnen von Frau von Staël machte, so gefiel sie ihnen natürlicher Weise, und sie hat manchen eine sonderbare Leidenschaft für sich eingeflösst. In ihrer Art zu reden war Unbefangenheit und folglich Jugendlichkeit; das Genie, mit seinen unerwarteten Eindrücken hat immer etwas kindliches an sich. Sie beobachtete das zarteste Alter mit Rührung und mit Neugier. Ich habe sie an den drolligen Wahrnehmungen, an gewissen grotesken Ideen-Verknüpfungen der Kindheit sich sehr naïv ergötzen sehen: man merkte sich dergleichen, um es ihr zu erzählen, und es war für sie ein Stoff zum Nachdenken.

Sie war geneigt, die allzu sehr zur Schau getragene Aufopferung der Eltern für ihre Kinder zu tadeln, die ein Fehler der heutigen Erziehung ist. Kleine Wesen, welche sehen, dass alles auf sie bezogen wird, werden eitel und selbstisch, und weit entfernt, dass sie aus dem, was sie umgiebt, sich ein Beyspiel der Selbstverläugnung nehmen sollten, glauben sie an dem gemeinsamen Werk mitzuarbeiten, indem sie für ihr eignes Interesse sorgen. Sie üben eine grillenhafte Gewalt über die aus, die nach ihrer Meynung ihretwegen allein da sind, und

es entsteht von beyden Seiten ein Bestreben sich zu überlisten. Frau von Staël drückte ihren Willen ganz bestimmt aus. Da sie immer einen hohen Begriff von dem elterlichen Ansehen gehabt hatte, so gab sie das Gesetz in ihrer Familie, und glaubte nicht, dass ein vermöge religiöser Vorschriften eingeschärfter Gehorsam das Herz erniedrige.

Eine billige und gemässigte Ausübung des Ansehens erspart in der Erziehung tausend Listen und Falschheiten. Der Versuch, durch Gründe zu überreden, mislingt; Bitten würdigen diejenigen herab, die ihre Zuflucht dazu nehmen; das Gefühl, als Mittel gebraucht, nutzt sich ab, und verhärtet zuletzt das Herz. Das Verhältniss zwischen Eltern, die mit Sanftmuth befehlen, und Kindern, die gehorchen, ist das einzige wahre, das einzige ernste, das einzige ruhige; und die Kindheit, schwach und hülflos, wie sie es sich im Grunde selbst bewusst ist, gewinnt nur an die beschützende Festigkeit eine dauerhafte Anhänglichkeit.

Indessen war der Beweggrund der Befehle der Frau von Staël viel zu geistreich, als dass sie sich das Vergnügen hätte versagen sollen, ihn auszusprechen. Sie erklärte ihn deutlich, aber ohne sich in eine prüfende Unterhandlung darüber einzulassen, und ungeachtet der hinzugefügten Entscheidungsgründe hörte das Gesetz nicht auf, gebietend zu seyn.

Sie hat selbst ihren Kindern sehr viel Lehrstunden gegeben; aber ihrem Grundsatze gemäss, dass es nothwendig sey, mit vollkommner Offenheit zu verfahren, verwarf sie die kleinen Spiele, vermittelst deren man die Anfangsgründe aller Kenntnisse lehren zu können vorgiebt. Wenn das Interesse der Geistes-Beschäftigung nicht wirksam genug ist, was unfehlbar zuweilen der Fall seyn wird, so muss der einfache Begriff der Pflicht dessen Stelle ersetzen. Dieser Begriff wird von der Kindheit sehr gut gefasst, und weit entfernt, dass man ihn auf einen andern Zeitraum des Lebens versparen müsste, hat er niemals die gehörige Kraft, wenn er nicht allmählich tiefe Wurzeln in der Seele geschlagen hat. Die Kinder lassen sich nicht lange mit jenen gezwungenen Ergötzungen täuschen, und sie erklären durch tausend dem Zwecke hinderliche Einfälle das Recht, das sie haben, auf ihre Weise zu spielen. Da überdiess der Hauptvortheil des Unterrichts für ein noch zartes Alter in den Anstrengungen besteht, wozu er den Verstand auffodert, und der Hauptvortheil der Ergötzung in dem freyen Schwunge, welchen sie den Kräften eines kleinen Wesens giebt, so verliert man die Früchte beyder, wenn man die Zerstreuung in die Lehrstunden, und den Zwang in die Erholung verlegt.

Aber wie die Kinder der Frau von Staël in das jugendliche Alter eintraten, da war ihre Auf-

richtigkeit gegen sie am bemerkenswerthesten. Freylich verwahrloste sie nicht durch unvorsichtige Mittheilungen ihre eignen Angelegenheiten oder die der Andern: aber sie war natürlich und wahr in ihrer ganzen Weise sich ihnen darzustellen: sie entfaltete vor ihnen ihren Charakter, wie er wirklich war, ohne sich selbst zu schonen, und ohne sich jemals eine Eigenschaft oder ein Gefühl zuzuschreiben, die sie nicht besessen hätte. So gab sie sich immer Unrecht in ihren Verhältnissen mit ihrer Mutter; so sagte sie ihrer Tochter insbesondre, die Lebhaftigkeit ihrer Neigungen und ihrer Meynungen habe sie auf gefährliche Bahnen gezogen, von welchen glücklich einzulenken wohl niemanden sonst als ihr gelungen seyn würde; und zum Beyspiel ihre zu grosse Hitze bey politischen Streitfragen habe ihr vielen Hass zugezogen, dessen ihrem Herzen schmerzliche Wirkungen sogar sehr gefährlich hätten werden können, wenn nicht der Glanz ihres Talentes, und vielleicht der Ruhm der geleisteten Dienste sie beschützt hätte. Sie hatte selbst zu viel gelitten; als dass sie ihre Tochter hätte auffodern sollen, auf der von ihr betretenen Bahn zu wandeln. Auch rieth sie ihr, nicht nach dem Ruhme zu streben; und selbst in der Unterhaltung, wiewohl sie sie sehr geistreich fand, lenkte sie sie von der Nachahmung ab: sey es nun, dass sie mit Grund urtheilte, in ihrer eigenthümlichen Gattung müsse man ihr noth-

wendig nachstehn, oder weil ihr diese Gattung an einer andern Frau nicht gefiel. Sie liebte die Copien nicht. „Die Wiederhalle machen mir Langeweile," sagte sie; „ich habe in mir an mir selbst „genug, und ich will, dass man mir etwas andres „als meine eigne Stimme zurücksende."

Ihr Ehrgeiz für ihre Söhne mochte leicht weiter gehen; und dennoch wollte sie vor dem Talent nicht nur das sittliche Gefühl entwickeln, sondern auch die Tüchtigkeit zu Geschäften; weil sie fand, dass, wenn man auf der Bahn der wirklichen Dinge um Beyfall wirbt, man wenigstens ohne Nachtheil auf halbem Wege stehen bleiben kann. So hat sie ihren ältesten Sohn zeitig nach Paris geschickt, um ihn in den Mittelpunkt der Bewegungen und Interessen zu stellen, indem sie ihn durch ihre bewundernswürdigen Briefe leitete. „Beobachte die „Eindrücke," sagte sie ihm; „und lerne das Le„ben; dieses Studium ist wohl irgend ein andres „werth."

Durch ein seltnes Vertrauen und eine seltne Aufrichtigkeit, durch eine mitten unter so vielen verschiedenen Beschäftigungen schwer zu begreifende Wachsamkeit, durch eine beständige Sorgfalt für die Sittlichkeit, das Glück und das ganze Daseyn ihrer Kinder hat es Frau von Staël dahin gebracht, dass sie von diesen angebetet wurde, während sie dem Enthusiasmus, welchen sie ihnen einflösste, von

allen Seiten Gegengewichte gab. Neben dieser Einbildungskraft, dieser Regsamkeit des Gefühls, die sie an ihr bewunderten, fanden sie in ihrem Gespräch die ächteste sittliche Gesinnung, einen reinen, sogar strengen Geschmack, und die in ihrer Grundlage zwar auf der Vernunft beruhende, aber durch ihre Lebhaftigkeit beynahe abergläubische Ueberzeugung, dass es kein Unglück giebt, welches nicht von einem Fehltritt herrührte. Sie fanden vor allem diese Religion des Herzens, die sich in ihr mit dem Andenken an ihren Vater verband, und die Bande des Blutes in ihrer Familie um so inniger knüpfte. Sie schrieb ihrem Sohne an dem Jahrestage von Neckers Tode: „Ich schreibe dir, „geliebter Sohn, an einem sehr traurigen Tage, den „meine Abreise noch feyerlicher macht. Ich habe „deiner vor dem Grabmahle gedacht, das du eher „als ich wiedersehen, und wo du dein Gebet ver„richten wirst. In so schmerzlichen Augenblicken „schliesst sich meine Seele an die heiligen Gedan„ken, deren Bild Er ist. Glaube mir, lieber Freund, „nur diese helfen gegen die Leiden des Lebens.“

Ich weiss nicht besser eine Vorstellung von dem Eindrücke zu geben, den Frau von Staël auf ihre Kinder machte, als indem ich einige Bruchstücke eines Briefes hersetze, den die Herzogin von Broglie mir hierüber geschrieben.

„Meine Mutter legte eine grosse Wichtigkeit „auf unser Glück in der Kindheit, und nahm sicht- „baren Antheil an den Leiden, wofür unser Alter „uns empfänglich machte. Sie hatte zuweilen, als „ich erst zwölf Jahr alt war, Unterredungen auf „völlig gleichen Fuss mit mir, und nichts kann „eine Vorstellung von der Freude geben, die man „empfand, wenn man eine halbe Stunde in ver- „trauter Mittheilung mit ihr zugebracht hatte. Man „fühlte ein neues Leben, man war auf eine höhere „Stufe gestellt, und diess machte Muth zu allen „Anstrengungen des Geistes.

„Ihre Kinder haben sie immer leidenschaftlich „geliebt. Als wir kaum fünf oder sechs Jahr alt „waren, stritten wir uns, wer sie am liebsten hätte, „und wenn sie sich mit einem von uns unter vier „Augen unterhielt, so war es eine Belohnung, auf „die wir lebhaft eifersüchtig waren. Die Befriedi- „gung des Herzens und der Eigenliebe machte uns „zugleich bey ihr glücklich.

„Sonntags pflegte sie immer mit uns die Predigten „meines Grossvaters zu lesen; sie hat für mich nie „eine Erzieherin haben wollen, und hat mir alle „Tage während ihrer grössten Bekümmernisse Lehr- „stunden gegeben. Die Entwickelung unsers Ver- „standes war für sie ein so lebhafter Genuss, dass „für uns der Anblick der ihr gewährten Befriedi- „gung die aufmunterndste aller Belohnungen war.

„Sie hat sich so früh als möglich in ein Ver-
„hältniss der Gleichheit mit ihren Kindern gestellt,
„und ihnen gesagt, nicht nur dass ihr Herz der
„Liebe ihrer Kinder bedürfe, sondern dass diese
„ihr sogar eine Art von Stütze gewähren könnten.
„In den Leiden ihres Exils zog sie uns oft zu Ra-
„the. Ich habe sie zu meinem ältesten Bruder
„sagen hören: Ich habe deine Billigung nöthig. —
„Sie redete mit mir über mein künftiges Leben,
„über alle ihre mich betreffenden Entwürfe mit
„vollkommner Offenherzigkeit.

„Es konnte begegnen, dass sie bemerkte, eines
„ihrer Kinder sey ihr unter gewissen Umständen an
„Muth und Entschlossenheit überlegen gewesen, dass
„sie Verehrung vor seinem Charakter bezeugte, und
„dennoch hörte man niemals auf, sie selbst zu
„verehren, und diese Verehrung war immer mit ei-
„ner Art von Furcht gemischt. Wiewohl sie das
„grösste Vertrauen bewies, von dem Augenblicke
„an, wo sie sich wieder zu dem Geschäft der Er-
„ziehung wandte, gebot sie Ehrerbietung.

„Sie trieb in Absicht auf uns die Gewissen-
„haftigkeit sehr weit, sie warf sich selbst unsre
„Fehler vor, und sagte: Wenn ihr Fehltritte be-
„ginget, so würde ich nicht bloss unglücklich dar-
„über seyn, ich würde mir Gewissensbisse ma-
„chen. — Es war zerreissend, wenn sie uns ta-
„delte, und dann hinzufügte: Es ist meine eigne

„Schuld, ich habe das Exil nicht ertragen können, „ich habe euch das Beyspiel des Muthes und der „Ergebung nicht gegeben. — Es ist unmöglich, „den Eindruck zu schildern, welcher durch dieses „Gemisch von Würde und Vertrauen, von Rühr„rung und Zurückhaltung in der Weise mit ihren „Kindern umzugehn, hervorgebracht würde. Diese „Worte, die sie mit zurückgehaltnen Thränen aus„sprach, haben sich ihrem Gemüthe tief eingegra„ben; und der Gedanke an das Leiden, das sie „ihr durch ein übles Betragen verursacht haben „würden, der Gedanke an die Vorwürfe, die sie „sich selbst gemacht haben würde, ist eine der „mächtigsten Schutzwehren, um sie auf der Bahn „des Guten zu erhalten.

„Nie hat jemand mehr natürliche Würde ge„habt als sie, und diess erlaubte ihr, ihre Kinder „zu der innigsten Vertraulichkeit zuzulassen, ihnen „zuweilen sogar Mitleid mit ihrem Kummer einzu„flössen, ohne dass sie darum aufgehört hätten sie „zu verehren. Niemals hat eine Mutter bey so vie„lem Vertrauen ein gebietenderes Ansehen über ihre „Kinder behauptet.“ —

Für die, welche über die Erziehung nachdenken, ist es anziehend, die Folge der Charakter in den Familien zu untersuchen. Es lassen sich zuweilen zwischen Eltern und Kindern ziemlich entgegengesetzte Formen verbunden mit einer grossen

Aehnlichkeit in der Grundlage beobachten. Das Streben nach Originalität, der Anblick einiger aus einer gewissen Art zu seyn entspringenden Nachtheile, bringt äusserliche Contraste hervor, während die Gesinnungen unbemerkt von einer Generation auf die andre übergehen. So, zum Beyspiel, ist Frau von Staël eine feurige und leidenschaftliche Person gewesen, wie es ihre Mutter, ungeachtet der tugendhaften Herrschaft, die sie, über sich selbst ausübte, in der That war; und Frau von Broglie, (die mir erlauben wird von ihr zu reden, weil ich eine für ihre Mutter vortheilhafte Bemerkung zu machen habe) Frau von Broglie hat jene Hoheit, jene Offenheit, jene Reinheit des Gemüths geerbt, die bey Frau von Staël durch einige Seltsamkeiten der Einbildungskraft hindurch sich immer spüren liessen.

Selbstgewählte Verhältnisse.

Ich darf wohl die Verbindung, die ich das Glück gehabt habe mit Frau von Staël zu schliessen, unter die Zahl der freygestifteten rechnen, weil unsre Familien-Verhältnisse mehr die Veranlassung als die Ursache derselben gewesen sind. In dem Fortgange solcher Verbindungen entwickeln sich aber die natürlichen Anlagen am freyesten. Die Pflichten sind weniger bindend, die Gleichheit wird im-

mer dabey vorausgesetzt; und da die Fortdauer des vertrauten Umgangs nur durch die des Gefühles verbürgt wird, so finden Besorgnisse einer Erkaltung oder eines Bruches Statt, welche alle Triebfedern in regere Bewegung setzen. Hier wird man also im wirklichen Leben jene Contraste zwischen entgegengesetzten Eigenschaften wahrnehmen, wodurch das Talent der Frau von Staël so merkwürdig wird, und man wird in der Person die Originalität der Schriftstellerin wiederfinden.

Es konnte nicht fehlen, Frau von Staël musste viele Verbindungen der Freundschaft schliessen. Sie flösste dieses Gefühl fast auf den ersten Blick ein, und sie wurde selbst von der Wirkung gerührt, die sie hervorbrachte. Ueberdiess schien ihr alles ein Beweggrund zum Lieben: die Tugenden, die Talente, die Anmuth, die Freuden die man ihr gab, die Leiden die man selbst erduldete. Jede Art von Bewunderung, wofern sie sich nur irgend auf die Eigenschaften des Herzens erstreckte, war bey ihr eine zärtliche Zuneigung; die Dankbarkeit war es ebenfalls; und das flüchtigste Wohlgefallen, schon das blosse Wohlwollen hatte bey ihr etwas lebhaftes und beseeltes, das bey Andern, und durch die Rückwirkung bey ihr selbst, das Herz in Anspruch nahm. Und da sie in ihren Gesinnungen durchaus nicht veränderlich war, da sie niemanden vergass, da sie nach zehn Jahren der Trennung, wie sie es

selbst ausdrückte, den abgebrochnen Faden der Rede wieder aufnahm, so ist die natürliche Folge hievon gewesen, dass sie Freundschaften in einer unendlichen Verschiedenheit von Graden, und in jedem dieser Grade dauerhafte Freundschaften gestiftet hat.

Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man glaubte, ein ausgezeichneter Rang in ihrem Herzen sey leicht zu erlangen gewesen. Man war noch sichrer, die ersten Stellen zu behaupten, als eine der übrigen, und es gab dabey wenig Usurpationen. Die bey einer Einbildungskraft, wie die ihrige war, unvermeidlichen Schwankungen, fanden für jeden ihrer Freunde nur jenseits eines gewissen festen Punktes Statt, zu welchem ihr Herz immer zurückkehrte. — „In allen meinen Zuneigungen," sagte sie, „sind neunzig Grade unveränderlich, und nur „zehn wandelbar."

Wenn man von Frau von Staël redet, so möchte man den Worten eine thätigere und eindringlichere Bedeutung geben. So war das Mitleid für sie ein schmerzlich durchbohrender Pfeil, wovon sie sich nur dadurch befreyen konnte, dass sie das Unglück linderte. Ihre Güte hatte etwas begeistertes, wenn man so sagen darf. Der Gedanke einer Freude, die sie jemanden verschaffen wollte, verfolgte sie wie der Gedanke eines zu lindernden Schmerzes, und erst wann die wohlthuende Handlung verrichtet war, fand sie Ruhe. Das Wort

lieben ist auch zu schwach, um zu bezeichnen was sie empfand; und dennoch muss man keine andre Schattirung des Ausdrucks anwenden, denn das Unglück allein gab ihren mächtigsten Zuneigungen die grossen Charakterzüge der Leidenschaft.

Sie entdeckte in der That, und hier wird der Contrast besonders auffallend, mit einem ausserordentlichen Scharfsinn die schwache Seite eben jener Freunde, die ihr so unentbehrlich und so theuer waren, und sie empfand ihre Fehler mit einer schmerzlichen Lebhaftigkeit. Wie ich es in Absicht auf die Schriftsteller, die ihr am meisten gefielen, bemerkt habe, selbst ihr schwärmerischer Enthusiasmus hatte eine bestimmte Umgränzung, und umfasste nicht die Gesamtheit. Die Schärfe ihrer Zergliederung hat keinen von den Gegenständen ihrer Anhänglichkeit verschont, und vielleicht nur ihren Vater unberührt gelassen: aber die Eigenschaften, welche sie nach der strengsten Prüfung anerkennen musste, machten einen solchen Eindruck auf ihr Herz, trafen dergestalt ihre Einbildungskraft, dass sie ihr einzig und für ihr Glück unschätzbar zu seyn schienen; und eine beschränkte Bewunderung brachte bey ihr eine gränzenlose Zärtlichkeit hervor.

Diese beständige Abschätzung des Werthes ihrer Freunde, nicht nur für einen jeden, sondern auch für jeden Tag eines jeden, eine Abschätzung, die unaufhörlich in ihrer Gegenwart vorgenommen wurde, ver-

letzte diese Freunde zuweilen, und erregte Zweifel an der Zuneigung der prüfenden Freundin. Ich sagte ihr, man müsse sich bey ihr jeden Morgen einem neuen Urtheil unterwerfen, ohne sich auf die Gültigkeit eines vorhergehenden berufen zu können. — „Was „schadet es," erwiederte sie, „wenn ich dennoch „jeden Abend mehr liebe?" — „Wenn ich zum „Blutgerüste hingehen müsste," sagte sie ferner, „ich würde die mich begleitenden Freunde noch „unterwegs beurtheilen." —

Uebrigens erstreckte sich diese fortgesetzte Prüfung auf sie selbst. Sie war, so zu sagen, neugierig auf ihre eignen Eindrücke, und man war ihr willkommen, wenn man durch Bemerkungen, und sogar durch Vorwürfe ihren Blick auf ihr Innres lenkte. Sie erforschte sich selbst unter allen Umständen, und wenn sie den Personen ihrer Romane ein wenig zu häufig die Worte in den Mund gelegt hat: „das ist mein Charakter, das ist meine Art „zu seyn;" so kam es daher, dass diese Ausdrücke ihr geläufig waren. Sie bemühte sich, jeden Hang ihres Gemüths, die besondre Wendung ihrer Einbildungskraft genau zu kennen, um ihre Urtheile davon so unabhängig als möglich zu machen. Deswegen traute sie sich selbst zuweilen nicht in ihren allzustarken Antipathien, wiewohl sie geneigt war zu glauben, dass ihr Sinn sie im Grunde richtig

leitete, und dass die Zukunft ihre Ahndungen bekräftigen würde.

Oftmals äusserte sie, dass die gründlichere Kenntniss einer Person, nachdem sie sich selbst schon wegen ihrer Weise, das Verdienst zu schätzen, der Uebereilung angeklagt hatte, sie fast immer zu der anfänglich gefassten Vorstellung zurückgeführt habe. „Ein Tag oder zehn Jahre," sagte sie, „sind „das rechte, um Menschen zu kennen: was dazwi„schen liegt, ist trügerisch."

Man wird sich niemals eine richtige Vorstellung von Frau von Staël machen, wenn man ihr nicht den besonnensten Scharfblick zuschreibt. Sie sah hell, und immer hell: sie durchschaute die allgemeine Meynung in der Gesellschaft, die Eindrücke und Triebfedern jedes Individuums; sie durchschaute das Herz ihrer Freunde, und derer, die ihr am nächsten standen. Wenn sie sich Täuschungen gemacht hat, so haben sie sich immer nur auf die Zukunft bezogen: nicht als ob sie nicht oft die Zukunft auch errathen hätte, sobald sie daran dachte, aber sie war für die Beschäftigung damit wenig empfänglich. Eben so wie in dem Feuer des beseeltesten Gesprächs ihr beobachtender Verstand sie nicht verliess, wie sie in der entferntesten Ecke des Zimmers irgend ein misbilligendes Lächeln, irgend eine leidende Eigenliebe, irgend ein zu Einwendungen gerüstetes Gesicht wahrnahm: so wusste

sie vollkommen bey ihren Handlungen, ihre Neigungen oder Meynungen mochten nun die Triebfedern seyn, ob sie ihr künftiges Loos dadurch gefährdete oder nicht. Sie ist einem Ziele entgegengewandelt, das ihr Wille gewählt oder das Unglück ihr auferlegt hatte, ohne irgend eines der Hindernisse, irgend eine der Gefahren zu verkennen, die sie unterwegs antreffen musste. Ihr Leben war ein hoch poëtisches Drama, ein Trauerspiel, worin alle Rollen nachdrücklich gefasst, und in ihrem vollen Umfange entwickelt waren. Die Weisheit, die Klugheit traten in ihrer ganzen Würde auf: die Schönheit und Stärke ihrer Ueberredungsgründe konnte nicht übertroffen werden; aber ein vorwaltendes Gefühl spielte oft die Rolle des Schicksals bey den Alten, und gab der Wage den Ausschlag.

Frau von Staël war in ihren Anhänglichkeiten ausserordentlich standhaft; niemals hat sie mit irgend wem brechen, niemals hat sie aufhören können zu lieben. Die einmal gefasste Zuneigung wurde für sie eine Krankheit des Herzens, wovon die Vergehungen des Gegenstandes sie kaum zu heilen vermochten. Sie empfand diese Vergehungen sehr tief, aber nichts konnte ihr willkommner seyn, als der Erinnerung daran überhoben zu werden. Vielleicht wusste sie im Grunde, dass bey einem solchen Verhältnisse keine wahre Sicherheit mehr Statt finden könne, dass dieselben Gelegenheiten dieselben

Fehltritte wieder herbeyführen würden: aber nichts desto weniger verzieh sie, weil sie liebte. Sie war nachsichtig von Natur, aber sie war es auch durch eine Wirkung ihrer Ueberlegenheit. Sie sah alle Dinge von oben herab, und nach dem ersten oft sehr schmerzlichen Augenblicke verwunderte sie sich nicht mehr über irgend eine Unvollkommenheit. Mit ihrer Kenntniss der menschlichen Natur, mit ihrem tiefen Mitleiden dafür verband sich bey ihr, zu Gunsten derer die sie liebte, die Gewalt, welche ihre Züge, ihre Bewegungen, der Ton ihrer Stimme über sie ausübten. Sie waren sie selbst, das war ihre Entschuldigung, und sie schienen ihr gerechtfertigt zu seyn. Eine gewisse Rührung über ihre Schwäche, über die unächte Beymischung, wovon keine Vortrefflichkeit, keine Grösse in dieser Welt frey seyn kann, bemächtigte sich ihres Herzens, und sie erleichterte die Last des Unrechts, dessen ihre Freunde sich schuldig machten, indem sie es auf die ganze Menschheit und auf sich selbst mit vertheilte.

Man kann in der Delphine, in diesem Buche, worin sie sich über alles ausgesprochen hat, den Beweis meiner Behauptungen finden. In dem Augenblicke, wo Delphine erfährt, dass alle Hoffnung, sich mit Leonce zu vermählen, ihr durch die Treulosigkeit der Frau von Vernon geraubt worden ist, wendet sich ihr ungestümster Schmerz auf

den Verrath der Freundschaft. Sie macht ihrer Entrüstung durch heftige Vorwürfe Luft. Aber Frau von Vernon, da sie sich entlarvt sieht, giebt sich nicht mehr die Mühe sich zu rechtfertigen; sie verschmäht es, ferner gefallen zu wollen; sie antwortet mit Kälte, und zeigt sich unter einer neuen, ungemein widerwärtigen Gestalt. Durch diese Verwandlung wird Delphine von einer Art von Schrekken ergriffen: sie fühlt zum ersten Mal, dass sie ihre Freundin ganz verloren hat; die Vorstellung, dass sie sie niemals so, wie sie sonst war, wiedersehen wird, beschäftigt sie ausschliessend, und von dem Augenblicke an sind die Rollen umgetauscht. Delphine wird nun die Bittende und Hülfsbedürftige, die durch ihre erschütternde Gemüthsbewegung wenigstens eine Regung des Mitleids bey der sonst so geliebten Freundin hervorzurufen wünscht. Gerade so war Frau von Staël: sie hätte in dem Herzen eines Freundes sogar die Erinnerung an das gegen sie begangne Unrecht auslöschen mögen, weil sie besorgte, die Unruhe seines Gewissens möchte seiner Unbefangenheit Abbruch thun, und er möchte in ihrer Nähe weniger glücklich und weniger einnehmend seyn.

Was die gleichgültigen Menschen betrifft, so verzieh sie ihre Beleidigungen, ohne daran zu denken, und ohne dass es ihr einen Aufwand an Grossmuth gekostet hätte. Sie waren für sie nur Wesen

der Aussenwelt, die dem Gesetze ihres eignen Vortheils blindlings gehorchen. Die Undankbarkeit solcher Menschen konnte ihrem Glück nicht den mindesten Eintrag thun, denn sie fand es allzu thöricht, sein Glück durch diejenigen stören zu lassen, die ausser Stande sind, etwas dazu beyzutragen. „Wie kann man sich erzürnen," sagte sie, „ausser „gegen die, welche man liebt!" —

Wenn also ihre Achtung für ihre Freunde nicht von Grund aus erschüttert war, so ertrug Frau von Staël alle ihre Fehltritte. Was sie unfähig war zu ertragen, das war die Furcht sie nicht wieder zu sehen, die Vorstellung einer ewigen Trennung. Diess war das Fantom, das sie verfolgte, das Ungeheuer, dessen wechselnde Gestalten ihr immerfort neue Schrecknisse schufen; und als, während ihrer Verbannung in Coppet, ihre Umgebungen auch Gegenstände der Aechtung zu werden anfingen, und um sie her sich eine Wüste zu bilden schien, so waren ihre Leiden in dieser Art entsetzlich. Alle Gewalten ihres Gemüthes verschworen sich, um ihr Inneres zu zerreissen; und ihr Talent, für jedes erspriessliche Unternehmen abgestorben, übte seine Stärke gegen sie selbst mit Grausamkeit aus. Demungeachtet war sie in ihren schmerzlichsten Augenblicken zuweilen sehr glänzend in der Unterhaltung. Sie war es in einem Grade, der mich anfangs in Erstaunen setzte, aber bey näherer Prüfung erkannte

man bald ihren wahren Gemüthszustand. „Es ist „eine Sonate, die ich vorgetragen habe," sagte sie nach einem solchen Gespräch: „ich bin ein geüb„ter Musiker, der über die Schwierigkeiten hinspielt, „ohne daran zu denken. Ich rede, ohne mich „selbst darein zu mischen, und ich habe nicht ei„nen Augenblick aufgehört zu leiden." —

Aber unter allen Trennungen war die, welche aus dem Bruch des Verhältnisses entsteht, die zerreissendste für Frau von Staël. Die Eigenliebe hatte so wenig Antheil an ihren Zuneigungen, dass sie ihre alten Freunde noch lieber erkaltet und gegen sie verändert sehn, als sie gar nicht wiedersehen mochte. Diese Unmöglichkeit, worin sie sich befand, irgend ein Band zu zerreissen, gab ihr sogar, wie sie sagte, eine untergeordnete Stellung denen gegenüber, welche sie liebte. Nach ihrem eignen Geständnisse war die Lage ungleich: man konnte ihr damit drohen, zu brechen, womit sie niemals drohte, und auf solche Art sich einer grausamen Gewalt über sie anmassen. Ihre wahren Freunde waren ihr im buchstäblichen Sinne des Wortes nothwendig, sie waren es mehr, als sie sich bewogen fanden es zu glauben. Da sie sie immer zahlreich umringt sahen, immer von Witz sprühend, immer mit tausend verschiedenen Gegenständen beschäftigt, so glaubten sie oder gaben vor zu glauben, sie könnten sich unbemerkt zurückziehn. Aber es ver-

hielt sich nicht so: mit dem Glücke der Freundschaft würde das scheinbar so lebhafte Interesse ihres Verstandes an den Dingen zugleich verschwunden seyn. „Niemals," sagte sie oft, zwar ohne Grund, aber mit einer innigen und schmerzlichen Ueberzeugung, „niemals bin ich geliebt worden, „wie ich liebe." —

Im vertrauten Beysammenseyn mit ihr allein war ihr Gespräch etwas beyspielloses, und nur da konnte man sie ganz kennen lernen. Die schönsten Stellen ihrer Schriften, ihre beredtesten Reden in der Gesellschaft waren noch weit entfernt von der hinreissenden Gewalt dessen, was sie sagte, wenn sie nicht genöthigt war, sich nach der Empfänglichkeit eines Kreises von Zuhörern zu richten, sondern auf ein einziges Gemüth wirkte, wie auf ein musikalisches Instrument, das sie selbst gestimmt hatte. Dann entfaltete ihr hoher Geist seine Schwingen zum freyesten Fluge; dann sahe sie selbst nicht voraus, was in ihr vorgehen würde; mehr Zeugin als Herrin ihrer eignen Begeisterung, übte sie einen übernatürlichen Einfluss aus, der auf sie selbst zurückzuwirken schien: einen wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluss, wofür sie aber nicht verantwortlich war. Bald, ergriffen von einer bittern und spottenden Laune, vor deren tödlichem Hauche alle Blüthen des Lebens hinwelkten, verwüstete sie das innerste Herz wie mit Feuer und Schwert, und zer-

störte die Täuschung der Gefühle, den Zauber der theuersten Verhältnisse. Bald überliess sie sich einer äusserst originalen scherzenden Heiterkeit: dann hatte sie die unbefangene Grazie und das Zutrauen eines naïven Kindes, das Glauben an alles hegt. Bald endlich mit einem höheren Schwunge ergab sie sich der erhabenen Melancholie des religiösen Genius, der die Nichtigkeit des irdischen Daseyns durchschaut.

Aber nirgends entfaltete sie eine grössere Gewalt, als bey ihren Freunden, wenn sie unglücklich waren. Hingerissen von einem raschen und tiefen Gefühl, schien sie den Himmel und die Erde zu durchforschen, um Linderung für ihre Leiden zu finden. Nichts glich der sinnreichen Güte, womit sie Mittel ersann, sie zu zerstreuen, die düstern Wolken der Traurigkeit für einen Augenblick aufzuhellen: sie schien über die Zukunft zu gebieten, und ausdrücklich eine Zukunft für sie zu erschaffen, worin sie durch die Bestrebungen der Freundschaft jeden Verlust ersetzte. Die Leiden der Einbildungskraft, die sie jedes in seiner Art begriff, wurden durch eben so sonderbare Mittel gelindert, als diese Leiden selbst sonderbar waren. Mit welcher Begierde sie zuhörte! Eine brennende Neugierde für die Eindrücke aufrichtiger Personen mischte sich so auffallend in ihr zärtliches Mitleid, dass man niemals fürchtete sie zu ermüden, indem man

ihr seine Leiden anvertraute. Man unterschied sich selbst nicht mehr von ihr, die Gemüther schmolzen in eins zusammen, und man wurde durch sie auf eine solche Höhe gehoben, man schwebte so über dem Unermesslichen, dass Glück und Unglück, Vergangenheit und Gegenwart, die Schicksale Aller und die eignen, dem Blick entschwanden. Ein feyerliches Gefühl war an die Stelle aller übrigen getreten, und man glaubte mit ihr zusammen das würdigste aller Schauspiele zu betrachten, wie die Gottheit an dem Geschöpfe das Werk seiner Wiedergeburt durch das schreckliche und dennoch heilsame Mittel des Schmerzes vollendet.

Ach es ist entsetzlich, ohne Sie leiden zu müssen! Wohin sollen sich die Gefühle wenden, die sie alle geheilt hatte! Zu dem Kummer über ihren Verlust gesellt sich beynahe ein Gewissensbiss: man wirft es sich vor, dass die Trauer nicht uneigennützig genug ist. Man fühlt sich verbannt aus einer wonnevollen Sphäre, wo man einer Art von Genuss theilhaftig wurde, den man nicht wiederfinden wird. Sie war sie selbst mit ihren entzückenden Eigenschaften; und dann war sie auch das Organ, wodurch man alles bedeutende, lehrreiche, der Aufmerksamkeit würdige empfing, das auf Erden vorhanden ist. Man fühlt gleichsam eine Verengung, eine Verarmung des Daseyns; man verliert

sich selbst mit ihr zugleich, und es liegt etwas selbstisches darin, sie zu beweinen.

Um eine Vorstellung davon zu geben, wie sie die Leiden Anderer empfand, will ich einen Zug anführen, der mich betrifft, weil, wie natürlich, nichts anderes sich mir so stark eingeprägt hat. Man wird sehen, wie sie war, auch nachdem sie die Lebhaftigkeit der Jugend verloren hatte.

Im Jahre 1816, noch erschüttert von einem entsetzlichen Unglück, dem Verlust einer engelgleichen Tochter, war ich mit meiner andern ebenfalls sehr kranken Tochter in Nizza. Es erfolgte in ihrem Zustande eine heftige Krise, und während dieser entscheidenden Stunden waren meine Beängstigungen so qualvoll, dass ich die Meinigen nicht durch meine Briefe in Schrecken setzen wollte, und niemanden in der Welt hatte, ausser Frau von Staël, gegen die ich mein Herz auszuschütten wagte. Sie antwortete nicht auf den Inhalt meines Briefes; da unser gewöhnlicher Briefwechsel nachher wieder fortging, so glaubte ich, jener Brief sey verloren gegangen, und ich bedauerte es nicht, denn ich fürchtete, auch nachdem ich wieder beruhigt worden war, die Antwort möchte meine Gemüthsbewegung erneuern. Nach Verlauf einiger Monate hatte diese Vermuthung sich schon ganz bey mir festgesetzt. Wir hatten uns schon verschiedentlich wiedergesehen, ohne dass sie meinen Brief erwähnt

hätte, als sie eines Tages in Coppet nach einem schon lange fortgeführten Gespräch plötzlich aufhörte mir zu antworten. Ich sah sie an, sie war bleich und verstört, und da ich erschrocken fragte, was ihr wäre, erwiederte sie: „Es ist nur, dass „ich niemals vermocht habe, dir zu schreiben, dir „zu sagen," — — Sie gerieth so ins Stocken, dass es mir unmöglich fiel, sie zu verstehen. „Dein „Brief!" rief sie endlich aus: „lass uns nicht da„von reden! niemals!" und mit diesen Worten verliess sie ganz in Thränen das Zimmer.

Da ich nicht die Geschichte der Frau von Staël schreibe, so muss ich es vermeiden, Erzählungen zu vervielfältigen, welche dieser Charakteristik das Ansehen einer unvollständigen Biographie geben würden. Indessen würde ich mir einen Vorwurf machen, wenn ich ein so wichtiges Ereigniss, wie ihre zweyte Heirath war, mit Stillschweigen übergінge; und der Umstand ihres Lebens, welcher am meisten Verwunderung hat erregen müssen, nöthigt mich, etwas näher auf das einzelne einzugehen.

Ein junger Mann von guter Familie flösste in Genf viele Theilnahme ein, durch die glänzenden Beweise kriegerischen Muthes, die er gegeben hatte, und durch den Contrast seines Alters mit seinem wankenden Gange, seiner Blässe, und der Schwäche, worein er verfallen war. Wunden, die er in

den Spanischen Feldzügen bekommen hatte, und deren entfernten Folgen ihm tödlich geworden sind, hätten ihn an den Rand des Grabes gebracht, und er war krank und leidend geblieben. Wenige Worte des Mitleids, welche Frau von Staël an diesen Unglücklichen richtete, brachten in ihm eine wunderbare Würkung hervor. Sie hatte etwas himmlisches in ihrer Sprache. Frau von Tessé sagte: „Wenn ich Königin wäre, so würde ich Frau von „Staël befehlen, immerfort mit mir zu sprechen.“ Diese hinreissende Musik schuf das Daseyn des jungen Mannes um: sein Geist und sein Herz wurde entzündet; er setzte seinen Wünschen keine Gränze, und machte sogleich die grössten Entwürfe. „Ich „will ihr in so hohem Grade Liebe beweisen,“ hat er sehr frühzeitig gegen einen seiner Freunde geäussert, „dass sie sich endlich mit mir verbinden wird.“ Ein seltsames Wort, das verschiedne Beweggründe ihm eingeben konnten, das aber die nachherige Beharrlichkeit seines Enthusiasmus und seiner Ergebenheit günstig zu deuten nöthigt.

So hohe Ansprüche wurden durch die Umstände begünstigt. Frau von Staël war höchst unglücklich, und des Unglücks überdrüssig; ihr strebendes Gemüth widerstand dem Drucke, und bedurfte einer Hoffnung, um sich aufzurichten. Als also in dem Augenblicke, wo ihre Gefangenschaft sie immer mehr einengte, und wo düstre Wolken

sich von allen Seiten über ihrem Haupte zusammenzogen, ein neuer Tag für sie aufging, da erstand in ihrem trostlosen Herzen die Empfänglichkeit für das Glück wie aus der Asche, und es schien ihr möglich, den Lieblingstraum ihres ganzes Lebens, die Liebe in der Ehe, zu verwirklichen. Man weiss, was eine solche Verbindung in ihren Augen war. Ein scherzhaftes Wort, das man von ihr angeführt hat, sie wolle ihre Tochter zwingen aus Neigung zu heirathen, war die Einkleidung einer ernsthaften Meynung. Der Gedanke, selbst ein solches Bündniss zu schliessen, war ihr nie ganz fremd gewesen. Wenn sie von der Freystätte redete, die sie einst in England zu finden hoffte, hatte sie zuweilen gesagt: „Ich bedarf Zärtlichkeit, „innere Befriedigung, und eine Stütze; wenn ich „dort einen edlen Charakter finde, so werde ich „meine Freyheit aufopfern.“ Der edle Charakter fand sich plötzlich in ihrer Nähe. Sie hätte ohne Zweifel eine Wahl treffen können, wobey mehr Gleichheit Statt gefunden hätte, aber der Nachtheil der aus Neigung geschlossenen Ehen ist eben, dass man nicht wählt.

Bey allem dem ist es gewiss, dass diese Verbindung sie glücklich gemacht hat. Sie hatte Herrn Rocca's hohes Gemüth richtig beurtheilt. Sie fand bey ihm eine grosse Zärtlichkeit, eine dauerhafte Bewunderung, ritterliche Gesinnungen; und, was

ihr immer gefiel, eine von Natur dichterische Sprache, Einbildungskraft, sogar Talent, wie er es durch einige Schriften bewiesen hat, Grazie im Scherzen, eine regellose und unerwartete Wendung des Geistes, die den ihrigen anregte, und Abwechselung in ihr Leben brachte. Dazu kam nun das tiefe Mitleid mit seinem leidenden Zustande, und immer sich erneuernde Besorgnisse, welche ihre Rührung unterhielten, und ihre Gedanken fesselten.

Sie hätte ohne Zweifel besser gethan, wenn sie diese Heirath öffentlich erklärt hätte; aber da eine Schüchternheit, wovon die Art von Muth, die sie besass, sie nicht befreyte, da die Anhänglichkeit an den Namen, unter dem sie sich berühmt gemacht hatte, sie hieran verhinderte, so wandte sie allen ihren Verstand auf, um den Schwierigkeiten ihrer Lage auszuweichen. Ist es nöthig zu sagen, dass es besser gewesen wäre, sich nicht in diese Lage zu setzen? zu sagen, dass Frau von Staël nicht in allen Stücken zum Muster aufgestellt werden soll? Sie würde es willig eingestanden haben: sie hat es ihren Kindern gesagt, sie hat es in ihren Schriften angedeutet, so weit es ihr das Selbstgefühl eines edlen Gemüthes erlaubte, das sich seiner Grösse bewusst ist. Sie war ein auf der Erde einziges Phänomen. Man vergisst in Bezug auf sie die Bedingungen unsrer Natur; man vergisst, dass, da die Gesellschaft sich nach dem mittleren Durch-

schnitt der Fähigkeiten eingerichtet hat, die bewundernswürdigen Gaben in Disharmonie mit der Organisation des Lebens sind. Eine noch erstaunlichere Erscheinung als Frau von Staël selbst wäre es, wenn ihr Genie allein ausserordentlich gewesen wäre; wenn ein so thätiges inneres Daseyn, die Quelle ihres Talentes, sich nur in diesem Talent offenbart hätte.

Der glückliche Mangel an Voraussicht, der in ihrem Charakter lag, ist bey dieser Verbindung wohlthätig für sie gewesen. Nach quälenden Besorgnissen wegen Herrn Rocca's Gesundheit, kehrte sie schnell wieder zu dem Glauben zurück, sein Leben sey nicht wesentlich gefährdet, und die Uebel, woran er litt, seyen nur zufällig. Von der Unruhe blieb ihr nur eine unausgesetzte und bey einer so lebhaften Person merkwürdige Sorgfalt für alles, was zu seiner Erhaltung dienen konnte. Darauf wendete sich ihr ganzer Scharfsinn. Aber wer kann sagen, was sie in Augenblicken der Krise gelitten hat! In Pisa, wo er dem Tode sehr nahe war, verglich sie ihre Lage mit der des Marschalls Ney, der damals sein Urtheil in jedem Augenblicke erwartete. Begabt mit einem Talent, das sie vor keinem Schmerz bewahrte, aber durch alle Schmerzen erhöht ward, hat sie nachher gesagt, sie wolle ein Werk schreiben unter dem Titel: das einzige Unglück im

Leben, der Verlust eines geliebten Gegenstandes.

Dieses Unglück hat der junge und beklagenswerthe Rocca erfahren. Sein bedrohtes Leben, dieses schwache Rohr, das auf kurze Zeit einem scheinbar so starken Daseyn eine Stütze geliehen hatte, ist noch weniger hinfällig gewesen, als das ihrige. Indessen hat er sie nicht lange überlebt. Der Schmerz, die Gleichgültigkeit gegen das Leben, hat das Ziel seiner kurzen Laufbahn schleuniger herbeygeführt. Unter dem schönen Himmel der Provence hat er seinen Geist ausgeathmet, dort hat ein Bruder seine letzten Seufzer empfangen.

Gesellschaft und Gespräch.

In der Umgebung ihrer gewöhnlichen Gesellschaft war Frau von Staël überaus einnehmend. Sie hatte eine Einfachheit in den Manieren, ja sogar einen Schein der Unbekümmertheit, der jeden in eine behagliche Stimmung setzte. Es fand bey ihr nicht der mindeste Zwang Statt. Ein geordneter Kreis, die förmliche Abhandlung eines Gegenstandes, die Anstrengung um Verstand zu zeigen, gefielen ihr nicht; sie liebte in allen Dingen das Unvorhergesehene allzu sehr, als dass sie nicht vieles dem

Zufalle hätte überlassen sollen; eine rege und leichte Bewegung verbreitete sich um sie her. Wiewohl immer beobachtend, hatte sie doch niemals das Ansehen, als ob sie prüfte; und da ihre Aufmerksamkeit sich mehr auf den Inhalt des Gesprächs zu lenken schien, als auf die Weise, wie es geführt wurde, so glaubte man nicht einem richterlichen Blicke ausgesetzt zu seyn. Ihre Ueberlegenheit lastete also auf niemanden; sie verlangte nur, dass man ihr Unterhaltung verschaffte, nicht aber dass man seine Proben vor ihr ablegte.

Frau von Staël hatte Anmuth in allen ihren Bewegungen; ihre Gestalt, ohne den Blick ganz zu befriedigen, zog ihn sogleich an, und fesselte ihn hierauf, weil sie als Organ der Seele einen sehr seltnen Vorzug hatte: es entfaltete sich nämlich darin plötzlich, so zu sagen, eine Art von geistiger Schönheit. Die Folge ihrer Gedanken mahlte sich um so besser auf ihrem Gesicht, weil, die Augen ausgenommen, die von einer seltnen Herrlichkeit waren, kein sehr hervorstechender Zug dessen Charakter im voraus bestimmt hatte. Ihren Zügen war jener bleibende Ausdruck fremd, der auf die Länge nichts bedeutet, und ihre Physiognomie wurde gewissermassen auf der Stelle durch ihre Gemüthsbewegungen geschaffen. In der Ruhe konnte man vielleicht ihre Augenlieder zu tief gesenkt finden; aber plötzlich strahlte das Genie aus ihren Augen,

ihr Blick entzündete sich mit einem edlen Feuer, und verkündigte, wie der Blitz, die Donner ihrer Rede.

Auf der andern Seite hatte sie auch weder in ihrer Haltung noch in ihren Zügen jene unruhige Beweglichkeit, die nur ein trügerisches Zeichen von ausgezeichnetem Geiste ist. Vielmehr herrschte um sie her eine Art von äusserer Indolenz: aber ihr etwas voller Wuchs, ihre bedeutenden und wohl gezeichneten Stellungen gaben ihren Reden einen grossen Nachdruck; es war in ihrem ganzen Wesen etwas dramatisches, und selbst ihr Putz, wiewohl frey von aller Uebertreibung, war mehr in Bezug auf eine mahlerische Wirkung, als nach dem Gesetz der Mode geordnet.

Wenn Frau von Staël in eine Gesellschaft eintrat, so war ihr Gang ziemlich gemessen und feyerlich; eine kleine Schüchternheit nöthigte sie, ihre Kräfte ernstlich zu sammeln, wenn sie im Begriffe war, die Blicke auf sich zu ziehen. Da dieser leichte Anstrich von Verlegenheit sie verhinderte, gleich anfangs irgend etwas zu unterscheiden, so schien sich ihr Gesicht in dem Maasse aufzuhellen, wie sie die Personen wieder erkannte. Es liess sich abnehmen, dass alle Namen bey ihr mit Wohlwollen eingezeichnet wären, und bald bewiesen jene bezaubernden Worte, womit sie so freygebig war, dass die ausgezeichnetsten Handlungen und Eigen-

schaften, eines jeden ihren Gedanken vorschwebten. Ihre Lobsprüche kamen aus dem Herzen und gelangten zum Herzen, weil sie mit Aufrichtigkeit ertheilt wurden. Sie lobte ohne zu schmeicheln, denn sie war der Meynung, die Höflichkeit sey nichts anderes als die Kunst, unter dem, was man denkt, zu wählen. Ein scharfer Blick hätte vielleicht die Schranke aller ihrer Lobsprüche erkennen mögen: aber sie hatte ein so wahres Verlangen verbindlich zu seyn, dass man nicht über die Ausdrücke mit ihr rechtete, und ihre Herzlichkeit legte der Eigenliebe Stillschweigen auf.

Welchen innern Kummer Frau von Staël auch haben mochte, sie brachte fast immer in die Gesellschaft jene Geistesfreyheit mit, die es allein möglich macht, sie zu geniessen. Eine von den Ursachen der Lebhaftigkeit und Klarheit ihrer Ansichten war, dass keine vorgefassten Begriffe sich bey ihr festgesetzt hatten. Ihre Eindrücke kamen alle von aussen, und waren daher vollkommen richtig. Die Bilder mahlten sich in ihrem Geist wie auf einer wohlgeglätteten Tafel, und ihre Farben wurden durch die leichte Schattirung von Schwermuth gehoben, die über den Hintergrund verbreitet war. Daher kam es, dass jeder Gegenstand seine volle Wirkung auf sie that, und dass sie aus dem geselligen Umgange eine wirkliche und unfehlbare Aufheiterung schöpfte.

Diese Aufheiterung war ihr unentbehrlich, wie ich schon gesagt habe: der ihrem Talent inwohnende Instinkt der Selbsterhaltung widerstrebte der Unregsamkeit. Ihre Constitution, die schwächer war als man geglaubt hat, foderte vielleicht den belebenden Reiz der Zerstreuung, denn es ergriff sie eine Art von Schrecken bey der Vorstellung von einer Stockung des Daseyns. In ihrer Jugend konnte sie die Einsamkeit nicht ertragen, und die melancholischen Eindrücke, die mit so grosser Schönheit in ihren Werken geschildert sind, hatten bey ihr eine furchtbare Wahrheit. Erst sehr spät im Leben, nachdem sie gelernt hatte die Ungeheuer, welche ihre Einbildungskraft schuf, in der Ferne zu halten, ward es ihr möglich, nach ihrem Ausdrucke, in Gesellschaft mit der Natur zu leben.

Die Langeweile demnach, die, in der Welt oder anderswo, eine Einsamkeit ist, wobey man nicht einmal sich selbst besitzt, die Langeweile wurde ungemein von ihr gefürchtet. Es genügte ihr nicht, dass man geistreich war, man musste belebt seyn, und die Leute von Verstand, die sich für die Gesellschaft gar nicht in Unkosten setzen wollen, verstimmten sie vielleicht noch mehr als die mittelmässigen Menschen. Sie konnte es nicht leiden, wenn man ohne Theilnahme redete. „Wie „kann man verlangen, dass ich ihm zuhören soll," sagte sie, „da er sich selbst nicht die Ehre erweist,

„sich zuzuhören?“ Sie konnte leichter gewisse Charakterfehler ertragen, als die Abgestumpftheit eines ekeln Geistes, und sie sagte einmal von einem selbstischen und händelsüchtigen Menschen: „Er „spricht nur von sich selbst, aber das macht mir „keine Langeweile, weil ich wenigstens versichert „bin, dass er sich für das, was er sagt, inte„ressirt.“

Auch war die treuherzige Fröhlichkeit bey ihr immer willkommen; und wenn diese Fröhlichkeit nur nichts gemeines oder geschmackwidriges an sich hatte, (denn dies zu vermeiden, war bey Frau von Staël eine unerlassliche Bedingung) so legte sie ihr niemals etwas in den Weg. Sie empfand für die, welche sie unterhielten, eine lebhafte Dankbarkeit, die fast bis zur Rührung ging: ein witziger Einfall, eine komische Geschichte, waren für sie eine kleine Wohlthat, wovon sie mit innigem Wohlgefallen sprach, und jedesmal, wenn ein neuer Gast eintrat, verlangte sie die Wiederholung der Züge, welche sie ergötzt hatten. Das Scharfgewürzte, die Originalität, die Fantasie gefielen ihr vor allen Dingen: diess war es, was ihrem Geiste Schwung, ihrem Genie Flügel gab. Die mit Phrasen prangende Mittelmässigkeit, die lebendigen Repertorien aller Gemeinplätze, die Meisterstücke der mechanischen Erziehung waren nichts für sie; und was sie in ihrer Bibliothek finden konnte, war ihr in der Ge-

sellschaft nicht unentbehrlich. Sie foderte nicht, dass jeder alles in sich vereinigen sollte: ein einziger hervorstechender Vorzug gefiel ihr besser, als eine Auswahl von mittelmässigen Vorzügen; und da sie die Ergänzung dessen besass, was jedem mangelte, so verlangte sie von den andern nur gewisse hervortretende Gedanken, woraus sie mit ihren eignen ein Ganzes bilden konnte. „Meine Tochter „bedarf ein anregendes erstes Wort," pflegte Necker zu sagen, und er hatte vielleicht Recht; aber dieses erste Wort würde für jeden andern bedeutungslos geblieben seyn. Ein Korb, von Akanthus-Blättern umgeben, hat die Erfindung des Korinthischen Capitäls veranlasst; eine von der Feuchtigkeit ungleich geschwärzte Mauer gab einem grossen Mahler Ideen zu seinen Bildern.

Deswegen bezauberten manche ausländische Schriftsteller sie so sehr. Lord Byron insbesondre hatte in ihren Augen einen unerschöpflichen Gehalt. Er setzte ihre ganze Einbildungskraft in Bewegung, und sie schuf von neuem nach den Gebilden dieses Dichters. Ich sagte ihr einmal, ihr Richard Löwenherz werde wohl ein Lara werden. „Vielleicht," erwiederte sie mir lächelnd, „aber ich stehe dafür ein, „dass niemand auf diese Spur kommen soll." — Wirklich hat sie niemals irgend etwas nachgeahmt, aber unbemerkte Keime entwickelten sich bey ihr in einer originalen Gestalt, und während sie sich be-

ständig durch den Geist Andrer bereicherte, zeigte sie doch immer nur ihren eignen.

Man muss aber, selbst in rein intellectueller Hinsicht, ihre Vorliebe wohl von ihrer Achtung unterscheiden. Niemand hat mehr als Frau von Staël den Werth wohlgebildeter Verhältnisse erkannt; niemand hat in ernsthaften Dingen jene Richtigkeit, die aus dem Gleichgewichte entspringt, mehr zu schätzen gewusst. Wenn Sie aufgefodert worden wäre, eine vergleichende Schätzung anzustellen, so würde sie dem gründlichsten Verstande den obersten Rang angewiesen haben. Keiner hätte das Recht gehabt, mit seiner Stelle unzufrieden zu seyn, aber sie bedurfte der Vollkommenheit nicht immer am meisten.

Indessen machte die Absurdität sie auf die Länge ungeduldig, und die Excentricität ermüdete sie bald. Der vermittelnde Punkt zwischen der Einbildungskraft und der gesunden Vernunft wurde immer von ihr gesucht und oft gefunden. „Die Thorheit kann „poëtisch seyn," sagte sie einmal, „aber die Un„vernunft ist es niemals." —

Die Unvorsichtigkeiten in Worten, welche Frau von Staël begangen haben mag, sind viel öfter durch die Langeweile verursacht worden, als dadurch, dass sie sich hätte hinreissen lassen. Wenn die Erstorbenheit unheilbar zu seyn schien, so begegnete

es ihr zuweilen, dass sie eine Revolution in der Gesellschaft machte: sie brach das Eis einer schläfrigen Unterhaltung durch einen unerwarteten Streich, und brachte die verschiedenen Arten von Förmlichkeit in Verwirrung. Dann konnte sie auf Augenblicke das Maass überschreiten; aber je mehr sie belebt ward, um desto sicherer und fester war ihr Gang. Wenn sie einmal ihre Richtung genommen hatte, so liess sie sich keine einzige falsche Bewegung mehr zu Schulden kommen. Ihrer Stärke sicher, eilte sie der Gefahr entgegen, behandelte im Vorübergehen die bedenklichsten Fragen, berührte die zartesten Punkte; ihre Freunde zitterten für sie, die Gleichgültigen für sich selbst. Man wusste nicht, gegen wen sich das Feuer dieser fliegenden Artillerie wenden würde, man hörte die Kugeln neben sich vorbeysausen, das Schrecken ging von einem zum andern über, aber bald wurde jeder wieder beruhigt: die gewünschten Beschränkungen und Ausnahmen stellten sich gerade im rechten Augenblicke ein; durch einen Lobspruch wurde plötzlich der wieder gehoben, der sich dem Angriffe ausgesetzt glaubte; und am Ende triumphirte sie über alle die Schwierigkeiten, welche sie selbst um sich her gehäuft hatte. Die Freude, die man an ihr fand, war mit Besorgnissen vermischt, wie man einem gewandten aber gefährlichem Tanzen auf dem Seil zuzusehen pflegt.

Aber vor allem war sie ausserordentlich glänzend bey mündlichen Streitigkeiten über Meynungen. Ihre ungestümste Heftigkeit war niemals weder von Bitterkeit noch von Verachtung begleitet. Man konnte ihr keinen Uebermuth, keine Ironie, keine Sarkasmen vorwerfen, und es lag für ihren Gegner etwas schmeichelhaftes sogar in den Streitkräften, welche sie für nöthig erachtete gegen ihn aufzubieten. Wenn jemand sich einen unziemlichen Ausdruck erlaubte, so verwies sie es ihm mit Lebhaftigkeit: aber bald hatte sie es verziehen, und liess sich dadurch von der Sache nicht ablenken. Sie mochte gern, dass man von allen seinen Mitteln gegen sie Gebrauch machte; und in der That, je unerschöpflicher man neue Gründe zu ersinnen wusste, desto mehr bestätigte man ihre Ueberlegenheit. Sie hatte allen Verstand ihres Gegners, und noch etwas, das darüber hinausging. Wenn die Streitfrage erschöpft war, und die Erörterung sich allzu sehr in die Länge zog, so drängte sie alle ihre siegreichsten Beweisgründe zusammen, und stimmte gleichsam eine rauschende Schlusssymphonie an. Der Ausspruch, den man nun gelten lassen musste, war immer billig: sie hatte dem Besiegten sein volles Recht widerfahren lassen, und blieb schliesslich bey dem Punkte stehen, wo alle abweichenden Meynungen einander begegnen.

Dieser Geschmack an belebten Gesprächen erstreckte sich sogar bis auf solche Erörterungen, woran sie nicht selbst Antheil nahm. Man unterhielt sie, wenn man mit Lebhaftigkeit allerley sonderbare Meynungen vertheidigte, und jeder machte sich diess Vergnügen. Man stritt sich in ihrer Gesellschaft auf Leben und Tod: es wurden gewaltige Streiche geführt, aber niemand dachte weiter daran. Coppet war wie jener Saal des Odin in dem Scandinavischen Wallhalla, wo die in immer erneuerten Kämpfen getödteten Krieger gesund wieder aufstehn, und sich friedlich zum Mahle niedersetzen.

Da die Verschiedenheit der Geister und der Charakter für Frau von Staël ein beständiges Studium war, so hatte sie in der Gesellschaft eine ganz andre Beschäftigung als die, zu glänzen und zu gefallen: sie war der Naturforscher, der eine Gattung beobachtet, eben so sehr als der Redner, der überreden will.

Aber was sie durchaus bey diesem Studium störte, was ihr das Interesse an der menschlichen Rede nahm, das war die Affectation. Dieser Fehler, der alle hervorstechenden Züge verwischt, der der unendlichen Mannichfaltigkeit der geistigen und sittlichen Natur ein falsches und einförmiges Ideal unterschiebt: dieser Fehler machte ihr unüberwindliche Langeweile, und erregte ihre Ungeduld in eben so hohem Grade. Sie drückte sich hierüber folgen-

dergestalt aus: „Man ist mit affectirten Personen „niemals unter vier Augen; die angenommne Per„son kommt als ein überlästiger Dritter hinzu, und „ertheilt die Antworten, wenn man sich an die „wirkliche Person wendet. — Die affectirten Leute „sind die einzigen, aus deren Umgange nichts zu „lernen ist.“ — Die Uebertreibung misfiel ihr ebenfalls. „Wenn man hundert statt zehn setzt,“ sagte sie, „so hat man darum nicht mehr Einbildungs„kraft.“ — Eben deswegen waren ihr alle zur Schau getragenen Bezeugungen des Gefühls verdächtig, denn den natürlichen Empfindungen ist eine gewisse Schüchternheit eigen, wie sie zu bemerken pflegte.

Man war bey Frau von Staël, so zu sagen, gezwungen wahr zu seyn: nicht als ob man sicher davor gewesen wäre sie zu verletzen, wenn man freymüthig redete, sondern weil das Gegentheil ihr allzu fade und unbedeutend erschien. Man fuhr besser dabey, wenn man sich mit ihr stritt, als wenn man, ihr gegenüber, seine Eigenthümlichkeit verläugnete; denn vor allen Dingen verlangte sie, nach ihrem eignen Ausdruck, dass jeder er selbst sey. Ueberdiess wollte sie, was es auch kosten möchte, von allem unterrichtet seyn: sie glaubte, es sey ein gewisses Zeichen vom Verfall des Geistes oder des Charakters, wenn man einen Widerwillen davor hegt, die Wahrheit zu erfahren. Sie gab

selbst den Ton in dieser Hinsicht zu entschieden an, als dass man es nicht auf gleiche Weise hätte erwiedern sollen. Sie schrieb einmal an ihre Tochter bey Gelegenheit ich weiss nicht welcher Erörterung: „Ich habe darin Unrecht, dass ich die „Wahrheit zu leidenschaftlich verfechte; aber immer „ist es die Wahrheit, die volle Gewalt über mein „Gemüth hat.“

Dieses Wohlgefallen am Wahren war ferner bey ihr eine Quelle der Nachsicht, indem es dem allzu starken Reize, den das Witzige und Geistreiche für sie hätte haben können, das Gegengewicht hielt. Ueberall, wo sie ein wirkliches Gefühl, eine tiefe und innige Ueberzeugung antraf, da empfand sie Theilnahme; jene Natürlichkeit des Ausdrucks, die schon eine gewisse Grazie verleiht, war dazu nicht einmal erfoderlich. Eine ganz ihren Kindern ergebene Mutter, eine Frau von aufrichtiger Frömmigkeit, ein Mann voll Ehrgefühl und Rechtschaffenheit, waren ihr schon deswegen angenehm; sie schätzte alle Arten von Kenntnissen, alle positiven Erfahrungen; Kaufleute, Geschäftsmänner, alle die gelernt haben mit ihres Gleichen umzugehn, und diess selbst in den untern Volksclassen, zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich, und gaben ihr zu denken. Die menschlichen Wesen hatten in ihren Augen einen höheren verhältnissmässigen Werth, als sie eins für das andre haben. Sie wusste von manchen

Leuten Vortheil zu ziehen, die aller Welt Langeweile machen.

Frau von Staël war im Grunde ihres Herzens überzeugt, dass alle Creaturen, die Kinder der Gottheit, ursprünglich einander gleich sind; und wiewohl sie das Bewusstseyn ihres Genie's hatte, so hat sie doch nie geglaubt, eigentlich über irgend wem zu stehen. Sie behauptete immer, es gebe keinen wesentlichen Unterschied unter den Menschen, und die Vortheile und Nachtheile der verschiednen Arten zu seyn, seyen gegen einander aufgewogen. Jene Eleusinischen Mysterien der ausgezeichneten Köpfe, jene Einweihungen in vorgebliche Wahrheiten, die man für nützlich hält dem grossen Haufen zu verbergen, konnte sie nicht leiden. Auch war die Gewohnheit, Andre gering zu schätzen, für sie ein Gegenstand der Antipathie: sie sah darin ein Kennzeichen irgend einer verborgenen Beschränktheit. „Ich würde," sagte sie, „die Meynung des „letzten meiner Dienstboten nicht gering schätzen, „wenn irgend etwas in meinen eignen Eindrücken „den Eindruck, den eine Sache auf ihn gemacht „hätte, zu rechtfertigen schiene."

Selbst in Absicht auf die geistigen Fähigkeiten war sie geneigt zu glauben, das, was ausgezeichnete Menschen über die gewöhnliche Sphäre erhebt, bedeute wenig in Vergleich mit dem, was alle gut organisirten Wesen mit einander gemein haben. Die

allgemeine Wirkung des Talents schien ihr eine grosse Verwandtschaft der Geister, und eine Grundlage gemeinsamer Reichthümer zu beweisen, woneben die individuellen Unterschiede verschwinden. „Wenn „die Menschen dumm sind," sagte sie, „so ist es „immer in gewissem Grade ihr eigner Fehler; und „wenn ich die Macht dazu besässe, so würde ich „alle Welt nöthigen, Verstand zu haben." —

Sie konnte es demnach nicht leiden, dass man sich deswegen eine Ueberlegenheit über die Andern anmaasste, weil man nicht von ihnen verstanden werde. Da sie in demselben Maasse, wie ihr Talent einen grösseren Umfang gewonnen hatte, den Fehler einer gewissen Dunkelheit in der Schreibart abgelegt hatte, so hatte sie das Recht zu sagen, je höher man sich erhebe, desto mehr werde man in Stand gesetzt, Licht über grosse Gegenstände zu verbreiten, und zugleich verständlich und tiefsinnig zu seyn.

Einzelne Züge. Politische Meynungen. Treffende Antworten.

Was die mittelmässigsten Menschen bey Frau von Staël von aller Verlegenheit befreyte, das war ihre liebenswürdige Munterkeit: der Scherz, diese heitre Gegend, wo Köpfe von sehr verschiednem

Range sich begegnen, war für sie ein Mittel, sich allen mitzutheilen. Sie führte die Gleichheit ein durch eine gelinde Neckerey, wovon es ihr ganz willkommen war, selbst der Gegenstand zu werden; sie gestand, was ihr nächst ihren Freunden am meisten im Auslande gefehlt habe, seyen Leute gewesen, die den Scherz verständen. Die Neckerey war bey ihr ein Zeichen der Freundschaft, und wenn sie jemanden versicherte, an ihm sey nichts lächerliches zu finden, so lag in ihrem Ton eine gewisse Kälte.

Es war ihr unangenehm, wenn man sich vor ihr scheute. Da sie niemals das wohlverstandene Interesse irgend einer Eigenliebe aus den Augen verlor, so belohnte sie das Zutrauen, womit man sich ihr hingab. Jeder fand sich verschönert in dem lebhaft colorirten Bildnisse, das sie ihm von seinen eignen Zügen aufstellte: es war ein zugleich anziehendes und geschmeicheltes Bildniss, wo die immer angedeuteten Fehler nicht ohne einen gewissen Reiz waren.

Einer der Lieblingsgegenstände der Frau von Staël in der mündlichen Unterredung war die Vertheidigung der schönsten Naturgaben, gegen die Versuche sie anzuschwärzen, denen sie zuweilen ausgesetzt sind. Sie konnte es daher nicht leiden, dass man den Vorzügen des Geistes übles nachsagte, und dass man sie als dem gesunden Menschenver-

stande, und folglich dem Glücke nachtheilig schilderte. Sie nahm immer das Wort Geist in der umfassendsten Bedeutung, und wendete es an auf den hohen Verstand, auf die klare Ansicht aller Dinge, auf die Schätzung der Verhältnisse; sie behauptete, alle den Vorzügen des Geistes zugeschriebenen Nachtheile könnten nur von dessen mangelhafter Seite gelten. Wenn man ihr Albernheiten von irgend einem geistreichen Manne anführte, so erwiederte sie: „Man gebe ihm noch mehr Ver„stand, und alles das wird verschwinden.“ — Ein Schwede aus dem Kreise ihrer Freunde sagte ihr einmal: „Was Sie auch dawider einwenden mögen, „die Menschen von Geist haben viele verkehrten Ei„genheiten.“ — „Das ist wahr,“ erwiederte sie, „aber unglücklicher Weise haben die Dummen de„ren auch, nur dass es nicht der Mühe werth ist, „Acht darauf zu geben.“ — Ein andermal sagte sie: „Die Albernheiten der geistreichen Menschen „sind ein Benefiz für die Mittelmässigen.“ —

Eben so liess sie sich die Vertheidigung der Einbildungskraft, der Schönheit, der Jugend angelegen seyn; und die erworbenen Vorzüge, oder auch solche, die sich auf gewisse Vorurtheile gründen, fanden in ihr gleichfalls einen Anwald. Der Reichthum, eine erlauchte Geburt hatten einigen Werth in ihren Augen. Jene kleinlichen Vernünfteleyen, welche die Erfindung des Neides und der

Trost der Mittelmässigkeit sind; jene Sophismen, wodurch man sich bemüht zu zeigen, dass die Güter keine Güter seyen, gefielen ihr nicht: sie fand mehr wahre Grösse darin, Entbehrungen zu ertragen, als sie abzuläugnen.

„Alles das zweckt nur auf den Tod ab," sagte sie von jener negativen Philosophie, welche den schönsten Gaben so wie den unschuldigsten Freuden, einer nach der andern, entsagt, aus Besorgniss, man möchte einmal von ihrem Misbrauch oder ihrem Verlust zu leiden haben. Das Bestreben, die grossen Züge der geistigen Natur zu verwischen, war in ihren Augen nichts anders als die Entstellung einer hohen schöpferischen Idee. Und wenn sie die christliche Moral gepriesen hat, so war es deswegen, weil im Christenthum die Abgestorbenheit für die weltlichen Antriebe das Zeichen eines neuen, eines unsterblichen Lebens im innersten Herzen ist.

Ueberhaupt ergriff Frau von Staël immer die einfache und positive Seite jeder Frage, die, welche ein Kind oder ein Wilder vorzugsweise gewählt haben würde. Man konnte sie unterhalten, indem man seltsame Sätze behauptete: sie selbst aber nahm fast immer die Partey des gemeinen Menschenverstandes. Zuvörderst wusste sie nicht anders als aus Ueberzeugung zu reden, und dann glaubte sie, es lasse sich mehr ächter Verstand in der Sache der

Wahrheit, als in der des Irrthums entfalten; denn es ist nicht eben durchaus nöthwendig, die Vernunft durch Gemeinplätze zu vertheidigen. Gerade deswegen weil Frau von Staël sich auf die Seite der Vernunft gestellt hat, wird ihr Ruf im Verlauf der Zeit zunehmen. In dem Maasse, wie die Menschen sich mehr mit ihren wesentlichen Angelegenheiten beschäftigen, muss der Geist der Paradoxie aus der Mode kommen.

Da die geistige Thätigkeit für Frau von Staël zugleich ein Bedürfniss und ein Grundsatz war, so ist es nicht zu verwundern, dass sie durch das Exil viel gelitten. Sie konnte sich in der Einsamkeit im Nachdenken üben, wird man sagen; und wer wusste diess besser als sie? Sich mit allgemeinen Ideen beschäftigen, während das Schicksal aller auf der Wage steht; das ist ein Beweis von Willensstärke, dessen sie sich fähig gezeigt hat. Aber vorzüglich in ihrer Jugend, waren Geistesarbeiten für sie kein hinreichendes Hülfsmittel gegen den Verdruss, von ihren Freunden getrennt zu seyn, gegen den Kummer, sich selbst sowohl als ihren Vater den unaufhörlichen Angriffen der Ungerechtigkeit bloss gestellt zu wissen, vor allem gegen den Schmerz, die Willkühr über den Schicksalen Frankreichs schweben zu sehen. Sie liebte ihr Vaterland mit Leidenschaft. „Ich habe einen nagenden Kummer über dieses „Frankreich, das ich mehr als jemals liebe," schrieb

sie; und ein andermal: „Ich habe deutlich gefühlt, „dass ich ohne Frankreich nicht leben kann.“ — In der Zeit, wo es ihr noch erlaubt war, in den Französischen Provinzen zu wohnen, war es ihr eine Freude, den eigenthümlichen Accent ihrer Muttersprache zu vernehmen, und sie ertrug geduldig einen sehr langweiligen Aufenthalt, durch den Gedanken, dass sie doch in Frankreich sey. Aber es ist nicht zu läugnen, das Vaterland war für sie hauptsächlich Paris.

„Man zeige mir die Strasse Du Bac!“ antwortete sie in der ersten Zeit denen, die sie aufforderten, die herrliche Aussicht auf den Lemanischen See und dessen Ufer zu bewundern. „Ich „wäre es zufrieden in Paris zu leben,“ sagte sie ferner, „wenn ich mich auch mit hundert Louisd'or „jährlicher Einkünfte und einer Wohnung im vier„ten Stock begnügen müsste.“ Im Jahre 1807, wo sie vier Tage heimlich in Paris zubrachte, war ihr grösstes Vergnügen, Abends zu Fuss spazieren zu gehn, um die Strassen beym Mondschein zu betrachten. „Ich habe,“ schrieb sie, „eine Bestän„digkeit im Herzen, und eine Unbeständigkeit im „Kopf, für welche dieses Land gemacht ist, wo „die Szene immer wechselt, und wo ich meine al„ten Freunde habe.“ —

Demungeachtet, als sie dieses so lange ersehnte Vaterland, endlich wiedergefunden hatte, hat sie

sich von neuem freywillig dem Exil ausgesetzt. Denn sie schrieb ihr letztes Werk im J. 1815, und vor dem 5. September des Jahres 1816 war sie überzeugt, sie würde es nicht herausgeben können, ohne genöthigt zu seyn, Frankreich zu verlassen; aber sie liess sich hiedurch nicht irre machen.

Die politischen Meynungen der Frau von Staël waren dergestalt der Richtung ihres Charakters gemäss, dass man bey der ganzen Art zu seyn, die ihr natürlich war, nicht wohl irgend eine andre Lehre voraussetzen konnte. Sie huldigte der Freyheit zugleich auf Römische und auf christliche Weise. Sie hatte jenen stolzen Aufschwung des Gemüths, jenen Hass der Tyranney, welcher die Alten charakterisirt; und dann empfand sie auch ein wahrhaft evangelisches Mitleiden mit den Unglücklichen der untern Stände. Sie hätte gewünscht, denen, die am meisten durch die gesellschaftlichen Einrichtungen leiden, nicht nur Linderung zu verschaffen, sondern sie auch in ihren eignen Augen wieder zu erheben. Da nun zu diesem doppelten Antriebe noch die innigsten Gefühle ihres Herzens hinzu kamen, da alles, was sie in der Gedankenwelt bewunderte, was ihr unter den Sterblichen theuer war, sie auf dieselbe Bahn führte, so ist es nicht zu verwundern, dass die liberalen Ideen bey ihr, so zu sagen, in das Geblüt übergegangen waren. So ist sie mit immer geübteren Kräften in das

Gebiet der Politik wieder eingetreten, nachdem ihre verschiedenen Talente sie zur Behandlung andrer Gattungen aufgefodert hatten.

In einer Zeit, wo es kaum erlaubt war, Romane zu schreiben, und wo sie sich einzig auf die Litteratur zu beschränken schien, haben die grossen Angelegenheiten der Menschheit niemals aufgehört auf mittelbare Weise der Gegenstand ihrer Gespräche zu seyn. Bonaparte hat sich hierin nicht betrogen: er fühlte, gleichsam instinktmässig, dass alle Worte der Frau von Staël ihm nachtheilig seyn müssten. „Sie redet weder von der Politik noch „von mir, wie man versichert," sagte er: „aber „ich weiss nicht, wie es kommt, dass die, welche „mit ihr gesprochen haben, mir immer weniger er„geben sind als zuvor." — „Sie exaltirt die Kö„pfe," sagte er ferner, „auf eine Weise die mei„nen Absichten nicht gemäss ist." — Diess ist die wahre Ursache des Exils, wozu er sie verdammt hat; dazu kam noch der von seiner Gunst unabhängige und ihm folglich unangenehme Beyfall, den Frau von Staël in Paris fand.

Sie hat allerdings ihre politischen Meynungen mit grosser Lebhaftigkeit behauptet, aber in ihrer Heftigkeit war dennoch nichts feindseliges. Wenn sie gegen irgend ein schmerzliches Gefühl anstiess, so bemerkte sie es im Augenblick, weil in ihrem Herzen immer etwas der Stimmung ihres Gegners

verwandtes war. Also führte sie die Vergangenheit, die Verehrung der Vorfahren; und was irgend jemand heilig hielt, ging ihr zu Herzen. Jene glänzende Schöpfung barbarischer Zeiten, der ritterliche Geist, wohin sich vormals, mitten unter der allgemeinen Verwirrung, alles geflüchtet zu haben schien, was die sittliche Natur edles und grosses hat; der ritterliche Geist gefiel ihr ungemein, und das Beyspiel Englands bewies ihr, dass er sich mit der Freyheit vereinigen lasse. Die grossen Namen waren für sie eine lebende Geschichte, sie sprachen ihre Einbildungskraft an. Der Stand, dem man Mühe hat, seine Erinnerungen zu verzeihen; dessen Klagen gegründet sind, wenn man schon seine Anmassungen nicht rechtmässig findet; dessen Unglück man bedauern kann, ohne seinen Triumph zu wünschen: dieser Stand und seine Schicksale haben immer in den Gedanken der Frau von Staël eine bedeutende Stelle eingenommen. Sie konnte es nicht vergessen, dass unter dem alten Adel ihre ersten Freunde gewesen waren, dass sie in diesem Kreise ihre ersten schönen Tage erlebt hatte. Als sie nun, sowohl wie ihr Vater, der Gegenstand eines unauslöschlichen Grolles für die Partey des Adels ward, so hatte sie dennoch grosse Mühe, eine gewisse Sympathie zu bekämpfen, und nur die äusserste Ungerechtigkeit und der herbe Uebermuth dieser Partey konnte sie dahin bringen. Freylich konn-

ten weder die Grundsätze noch die Interessen der Frau von Staël sie geneigt machen, der Sache der Adelichen den Sieg zu wünschen: aber es lag für ihr Herz etwas sehr schmerzliches in der Vorstellung dessen, was sie zu leiden hatten; man weiss, wie viel sie gethan hat, um ihnen Dienste zu leisten; und wenn sie einen so grossen Werth darauf legte, sie zu überzeugen, so geschah es in derselben Absicht. Sie sah die Wendung, welche die Sachen nahmen; die unwiderstehliche Gewalt der Ereignisse. Sie schien ihnen zu sagen: Vermeidet einen unnützen Kampf, stosst nicht gegen die eiserne Nothwendigkeit an: so wollen es das Zeitalter, die Zukunft, das Verhängniss; ich beschwöre euch, geht der heranschreitenden Zeit Raum, lasst euch nicht unter den Rädern ihres Wagens zerschmettern. —

Es ist sehr bemerkenswerth, dass sie, wiewohl sie bey Streitfragen immer den empfindlichsten Punkt berührte, und bis ins innerste Leben drang, in der persönlichen Gegenwart unfehlbar diejenigen wiedergewann, die eine unbestimmte Vorstellung von ihr zu ihren Feinden gemacht hatte. Man konnte in dem Kampfe übel zugerichtet seyn: aber immer ging man geheilt von ihr, oder sie hatte wenigstens die Schmerzen der Wunde gelindert.

„Sie wünschen also meinen Untergang oder meine Entehrung?" sagte ihr in der Schweiz ein Emigrir-

ter, der sich an die Gränze begab. „Nein," erwiederte sie: „ich wünsche Ihre Niederlage und „Ihren Ruhm; ich möchte, Sie wären wie Hektor, „bis auf den Tod noch, der Held eines besiegten „Heeres." —

Es war anziehend, zu sehen, wie sie sich gegen die Bundesgenossen ihrer eignen Sache wandte, sobald sie ihre Meynungen durch tadelnswerthe Mittel vertheidigten, oder gegen die Gesetze jener Güte verstiessen, welche der natürliche Instinkt ihres Gemüthes war. Ihr Bedürfniss der Wahrheit führte sie zur Gerechtigkeit, und eben dadurch zur Mässigung zurück. Da ein Mann, der sich unter mehr als Einer Regierung bekannt gemacht hat, ihr nach der Schlacht bey Waterloo sagte, Bonaparte habe weder Talent noch Muth, so erwiederte sie: „Es „heisst doch wahrlich, die Französische Nation und „ganz Europa zu tief herabwürdigen, wenn man „behauptet, sie hätten funfzehn Jahre lang einem „Dummkopf und einer feigen Memme gehorcht." —

Die Uebertreibung in den Meynungen sowohl, als die Heftigkeit des Charakters haben nie etwas über Frau von Staël gewinnen können. Jedes Aeusserste warf sie vielmehr auf das entgegengesetzte Aeusserste zurück: und wenn sie jemals den Schein gehabt hat, von ihrer eignen Linie abzuweichen, so muss es hieraus erklärt werden. So hat die re-

ligiöse Intoleranz sie dahin bringen können, ungläubig zu erscheinen; die Verehrung der Willkühr, demokratisch, und der anarchische Geist der Gleichheits-Schwärmer aristokratisch: aber diese Schwankungen reichten nicht bis auf den Grund, und waren nur die plötzliche Wirkung davon, dass sie auf die Seite, wo die Vernunft es foderte, ein grosses Gegengewicht legen zu müssen glaubte.

Frau von Staël begriff so wenig, wie man sich um der Meynungen willen hassen könne, dass sie auf die lebhaftesten Angriffe antwortete, ohne eine feindselige Absicht zu argwohnen. Aber wenn sie dann plötzlich ein wirkliches Uebelwollen entdeckte, so wurde sie, diese Person, der sonst rasche und treffende Antworten so sehr zu Gebote standen, ganz aus der Fassung gebracht, und glich sich selbst nicht mehr. In ihrer Jugend ist es ihr zuweilen begegnet, in Thränen auszubrechen, wenn sie boshafter Schadenfreude begegnete; und wenn in der Folge ihr Selbstgefühl ihr eine festere Haltung gab, so hat der Hass sie doch immer in Erstaunen gesetzt, und sie gewissermassen betäubt. „Boshaften Menschen gegenüber habe ich kein Ta„lent mehr," sagte sie: „ich suche sie bloss durch „einen geistigen Stoss von mir abzuwehren, wenn „ich anders noch die Kräfte dazu habe." — Da sie in denen, welche zu verletzen suchten, keine gleichgearteten Wesen erkannte, so glaubte sie dann

mit ganz fremden und wilden Naturen zu thun zu haben. Die Weiblichkeit erschien immer wieder bey ihr in dem Bedürfnisse, das sie hatte, Zuneigung einzuflössen.

Das erste Mal als sie verbannt ward, im Jahr 1803, schrieb sie, unter andern nur für sie allein aufgezeichneten Bemerkungen: „Ich habe wohl an „meine Freunde gedacht, als ich über den Rhein „fuhr, aber ich weiss nicht ob die Erinnerung an „die, welche mich hassen, mir vorgeschwebt hat. „Ich habe den Hass, wenn ich dessen Opfer ge„worden bin, immer für eine Art von ausserordent„lichem und vorübergehendem Zufall angesehen. „Ich glaube an den Hass nur vermöge seiner Wir„kungen, so wenig begreife ich dessen Natur. Wenn „ich einen Feind antreffe, so bin ich versucht ihn „zu fragen, ob er mich im Ernste hasst? ob er „nicht weiss, dass ich durchaus kein Gefühl der „Bitterkeit im Herzen habe?“ —

Nachdem sie eine so gewaltsame Revolution durchlebt hatte, hat sie tausendmal gesagt, sie begreife weder die Erbitterung noch die Rachbegierde; und nie hat man sie jemanden, ein wirkliches Uebel anwünschen hören. Auch vergass sie alle Verschiedenheiten der Meynungen bey denen, die nach der Reihe das Opfer der verschiednen auf einander folgenden Tyranneyen geworden waren. „Mein Haus,“

sagte sie, „ist das Hospital der besiegten Par-
„teyen.“ —

„In dem Widerstande gegen eine ungerechte
„Gewalt,“ pflegte sie zu sagen, „liegt eine Art
„von physischem Genuss.“ —

Man kann finden, dass die politischen Erörterungen, in der letzten Zeit, einen zu grossen Raum in den Gesprächen der Frau von Staël einnahmen, und Herr von Schlegel führte darüber bittre Klagen. Aber da sie innig überzeugt war, dass die gesetzlichen Einrichtungen vornämlich den menschlichen Charakter bilden, so glaubte sie, alles schöne und grosse müsse das Resultat einer guten Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft seyn. „Sich mit Politik beschäftigen,“ sagte sie, „das
„ist Religion, Moral und Poësie, alles in eins be-
„griffen.“ —

Ich will hier aufs gerathewohl einige Worte der Frau von Staël über die öffentlichen Begebenheiten anführen, weil es Charakterzüge sind, sollten sie auch nicht alle an sich selbst merkwürdig seyn.

Als sie im Jahr 1814 in England war, glaubte man ihr zu der Einnahme von Paris, die ihrem Exil ein Ende machte, Glück wünschen zu müssen: sie antwortete auf diese Höflichkeits-Bezeugungen: „Wozu wünschen Sie mir Glück, ich bitte
„Sie? Zu etwas, worüber ich in Verzweiflung
„bin?“ — Seit der Schlacht von Leipzig hatte

sie angefangen, die Unfälle, welche Frankreich betrafen, schmerzlich zu empfinden.

Im Jahre 1815, als Bonaparte schon in Lyon eingerückt war, kam eine seiner Partey ergebene Frau zu Frau von Staël, und sagte ihr: „Der „Kaiser weiss, wie grossmüthig Sie während der „Zeit seines Unglücks über ihn gesprochen ha„ben.“ — „Ich hoffe,“ erwiederte sie, „er wird „noch erfahren, wie sehr ich ihn verabscheue.“ —

Während der hundert Tage sagte sie: „Hätte „man alle die declamatorischen Redensarten ange„worben, die man diesen Winter über gegen die „Revolution ausgesprochen hat, so hätte man am „20. März Soldaten genug gehabt.“ —

Im Jahr 1816, als Herr Canning den Gesellschaftssaal des Oberkämmerers im Schloss der Tuilerien als einen schicklichen Ort gefunden hatte, um zu Frau von Staël zu sagen: „Sie müssen sich nicht „täuschen, gnädige Frau: Frankreich ist uns un„terworfen, und wir haben Sie besiegt;“ — erwiederte sie: „Ja, wei' Sie Europa und die Ko„sacken auf Ihrer Seite gehabt haben; aber wenn „wir uns allein mit Ihnen messen dürfen, so wer„den wir sehen.“ — Ein andermal sagte sie zu Herrn Canning: „Man betrügt das Englische Volk; „es weiss nicht, dass man seine Kräfte verwendet, „um die andern Völker der Freyheit zu berauben, „die es selbst besitzt, und die Intoleranz gegen

„seine Religionsbrüder zu beschützen; wenn das „Englische Volk diess wüsste, so würde es diejenigen verläugnen, die seinen Namen misbrauchen.“ —

Die Besetzung Frankreichs durch die fremden Heere verursachte ihr einen bittern Kummer; sie war entschlossen, Paris im Jahre 1817 zu verlassen, und nicht eher wieder dahin zurückzukehren, als bis die Verbündeten das Land geräumt haben würden. Sie schrieb an ihren Schwiegersohn, den Herzog von Broglie: „Es gehört viel Glück in den „häuslichen Verhältnissen dazu, um die Lage Frankreichs den fremden Mächten gegenüber ertragen zu „können.“ —

„Frankreich,“ sagte sie, „muss sich todt stellen, so lange es von den fremden Truppen besetzt seyn wird. Zuvörderst die Unabhängigkeit, alsdann wird man auf die Freyheit bedacht seyn.“ —

Sie sagte von Herrn von Bonald: „Er ist der „Philosoph der Antiphilosophie; aber das kann „nicht weit führen.“ —

„Die Ministerial-Partey,“ bemerkte sie, „sieht „die menschliche Natur von der prosaischen Seite „an, die Opposition von der poetischen. Deswegen habe ich immer einen Hang zu der letzten „Art von Meynungen gehabt.“ —

Jemand behauptete einmal, es sey unmöglich, dass Staatsminister bey der Führung ihres Amtes

sich auf vollkommen rechtmässige Mittel beschränkten. „Was soll ich Ihnen sagen?“ erwiederte sie: „wenn man Genie hat, braucht man niemals sich „mit der Unsittlichkeit auszuhelfen; und wenn man „keines hat, sollte man schwierige Aemter nicht „annehmen.“ —

Im Jahre 1816 sagte sie von dem Ministerium: „Ich liebe es nicht, aber ich ziehe es vergleichungs„weise vor. Es ist zwar nur eine baumwollene „Schutzwehr gegen die Rückkehr der alten Mis„bräuche, aber es ist doch eine Schutzwehr.“ —

Bey Gelegenheit der Ertheilung zahlreicher Adelsbriefe sagte sie: „Man sollte ein für allemal ganz „Frankreich in den Marquis-Stand erheben.“ —“

Sie hielt gar nichts auf Wortspiele, und dennoch hat sie dergleichen zuweilen mit ihrer gewöhnlichen Raschheit gemacht. Bey einem Streit über den Handel mit Negersklaven sagte eine vornehme Frau vom Hofe zu ihr: „Wie? Sie interessiren sich „also lebhaft für den Grafen von Limonade, und „den Marquis von Marmelade?“ — „Warum nicht „eben so wohl wie für den Herzog von Bouillon?“ erwiederte sie.

„Da Bonaparte ihr im Jahre 1815 hatte sagen lassen, sie müsste nach Paris kommen, weil man sie bey den Verfassungs-Entwürfen nöthig hätte, so verweigerte sie es, indem sie sagte: „Er „hat zwölf Jahre lang ohne eine Verfassung und

„ohne mich fertig werden können, und auch jetzt „liebt er weder das eine noch das andre sonder„lich.“ — Dem ungeachtet, wenn in diesem Zeitpunkte Franzosen durch Coppet kamen, um sich zur Armee der Verbündeten zu begeben, so suchte sie sie von ihrem Vorhaben abzulenken, weil sie es nicht billigte, dass man die nationale Unabhängigkeit in Gefahr setzte, geschähe es auch, um die Freyheit wieder zu erobern.

Sie war schon sehr gefährlich krank, als das vorgeblich von Sct. Helena gekommene Manuscript in Frankreich eine so lebhafte Sensation machte. Ungeachtet des Zustandes von äusserster Schwäche, worin sie sich befand, liess sie sich doch dieses Werk von ihren Kindern vorlesen, und beurtheilte es mit der ganzen Stärke ihres Geistes. „Die Chal„däer haben eine Schlange angebetet,“ sagte sie: „die Bonapartisten machen es eben so mit diesem „Manuscript; aber ich bin weit entfernt, ihre Be„wunderung zu theilen. Es ist nichts andres, als „der Styl der Anmerkungen im Moniteur, und „wenn ich jemals wieder gesund werde, so hoffe „ich diese Schrift sehr von oben herab widerlegen „zu können.“ —

Ich will diesen Abschnitt mit einer allgemeinen Bemerkung über die Wirkung der Gespräche der Frau von Staël schliessen. Abgesehen von den politischen Urtheilen, über die man noch nicht

vollkommen einig werden kann, bleibt es ausgemacht, dass ihr Einfluss immer heilsam gewesen ist. Nicht nur blitzte sie mit ihrem raschen Unwillen alle in Bezug auf Sittlichkeit und Religion tadelnswerthen Reden nieder, sondern es konnte auch nichts zweydeutiges in den Gefühlen in ihrer Gegenwart bestehen. Man schien, auf einen Augenblick wenigstens, alles eitle, kindische und selbstische abzuschwören. Man musste sich und den Andern seine Triebfedern eingestehn, und jeder war zur Prüfung seiner eignen Regungen genöthigt, die für ein zartes Gewissen immer so nützlich ist. Das Leben vereinfachte sich in der Nähe der Frau von Staël: Pflicht, Ruhm, Neigung, Genuss, darauf liess sich in ihren Augen alles zurückführen; und die Vorwände zerfielen vor ihr in Staub.

Ueberdiess hat sie niemals anders auf die Menschen gewirkt als vermöge ihrer guten Eigenschaften. Niemals hat sie irgend wen durch unedle Interessen, durch niedrige und selbstische Beweggründe gewonnen; denn sie war überzeugt, dass im Innersten aller Herzen ein Prinzip des Edelmuthes liegt, das man in Anspruch nehmen muss. Hierin war sie von ihrem Vater verschieden, wenn ich es sagen darf, der die Individuen ziemlich verachtete, aber von der Menschheit im ganzen betrachtet eine hohe Vorstellung hegte. Frau von Staël hat zu den Nationen von ihren Interessen, zu

den einzelnen Menschen von ihren Tugenden gesprochen, und sie ist von den einen wie von den andern besser verstanden worden.

Diess war ohne Zweifel eine von den Ursachen der ausserordentlichen Zärtlichkeit, die sie ihren Umgebungen eingeflösst hat: ihre Kinder, ihre Dienstboten, die Armen, denen sie Hülfe leistete, fühlten alle ihr Daseyn durch sie veredelt. Sie theilte jedem einen zuvor unbekannten Genuss zu, und da sie allen edelmüthigen Bestrebungen als Belohnung einen höheren Grad von Zuneigung zu verheissen schien, so verband sich mit der Befriedigung, sich selbst zu achten, das Glück von ihr geliebt zu werden.

Lebensweise, Geschäfte, Studien, Briefwechsel, Gesellschafts-, Theater.

Es hat lange gewährt, ehe Frau von Staël sich an eine regelmässige Eintheilung ihrer Stunden hat gewöhnen können. Seitdem sie gezwungen war, in der Einsamkeit zu leben, fühlte sie den grossen Nutzen einer wohl überlegten Anordnung der Beschäftigungen. Sie erkannte nicht nur, dass diess ein Mittel sey mehr zu arbeiten, sondern sie hatte auch beobachtet, dass in einem Leben, wo nichts

neues vorfällt, die Einförmigkeit der Tagesordnung die allzu grosse Thätigkeit des Gemüthes gleichsam einwiegt.

Indessen hielt sie nicht ängstlich auf die Regel, die sie sich vorgeschrieben hatte, und nahm keine einseitigen Gewöhnungen an. Nirgends liess sich der Mechanismus der menschlichen Einrichtungen weniger spüren als bey Frau von Staël: keine blinde Gewalt beherrschte sie, und jedesmal, wenn es die Gelegenheit foderte, konnte sie plötzlich ihre Lebensweise verändern. Sie hatte sehr wenig körperliche Bedürfnisse, sie wusste nichts von Abspannung oder Muthlosigkeit, und so war sie niemals müde zu handeln und zu denken. Die Hitze, die Kälte, die Veränderungen der Jahrszeit übten nicht den mindesten Einfluss auf sie aus. Wiewohl sie ein grosses Bedürfniss geistiger Anregung hatte, war körperliche Bewegung ihr keinesweges nothwendig. Auch glaubte sie wenig an Nervenschwäche, und hatte einige Geringschätzung gegen die kleinliche Sorgfalt für die Gesundheit. „Ich hätte eben so „wohl wie andre krank seyn können, sagte sie mir „einmal, wenn ich nicht die körperliche Natur „überwunden hätte.“ — Aber ach! diese Natur macht am Ende immer ihre Rechte geltend.

Sie widmete also den Morgen den Geschäften, das heisst der Sorge für ihr Vermögen und den Studien, und den Abend der Gesellschaft oder ih-

rem Briefwechsel. Ich will sie noch einen Augenblick in einigen dieser Beziehungen betrachten.

Ungeachtet der Freygebigkeit der Frau von Staël, und der edlen Willfährigkeit ihres Charakters, herrschte eine grosse Ordnung in der Verwaltung ihres Hauses und ihrer Güter, so dass ihr Vermögen unter ihrer Aufsicht in beständigem Gedeihen war. Es hatte sie verstimmt, dass manche Leute ihr einen verwirrten Kopf zuschrieben, weil sie ein schönes Genie besass; und da es ihr oft begegnet war, dass ihre Schuldner ihr erklärt hatten, sie würden nicht zahlen, als wäre es eine einfache Sache, und die bey einer so ausgezeichneten Person sich von selbst verstände, so machte diese Art von Huldigung sie ungemein ungeduldig. Sie glaubte, der Verstand sey zu allen Dingen brauchbar, und würde es als einen Mangel an Verstand betrachtet haben, wenn sie ihr Erbtheil nicht zu bewahren gewusst hätte. Sie war den Sorgen über ihre äussre Lage nicht unzugänglich, und ihre Einbildungskraft hätte sich leicht auf Bekümmernisse dieser Art werfen können. Während der Revolutions-Zeiten hat sie oft gefürchtet, sie würde ihr Vermögen einbüssen: dann gab ihr der Gedanke Beruhigung, dass sie ihre Kinder durch ihre Arbeit, ernähren könnte, und sie ging hierüber in genaue Berechnungen ein. Nachher foderte sie von ihrem Sohne, dass er das Geschäft, sein Eigenthum wie-

der zu erlangen, mit grosser Beharrlichkeit betriebe, indessen war in allen ihren Anmahnungen eine gewisse philosophische Würde. „Quäle dich nicht," schrieb sie ihm, „wenn es nicht gelingen sollte; „thue was du sollst, es erfolge was da will: alles „was nicht das Herz trifft, lässt dem Leben seine „Freyheit." —

Da ein Minister Bonaparte's, ihr hatte sagen lassen, der Kaiser würde ihre Foderung zahlen, wenn sie ihm zugethan wäre, so antwortete sie: „Ich wusste wohl, dass ein Certificat des Lebens „nöthig wäre, um seine Renten zu ziehen; aber „ich wusste nicht, dass eine Liebeserklärung gefo„dert würde." —

Das Wesentliche für Frau von Staël in den Angelegenheiten ihres Vermögens war, dass sie sich nichts vorzuwerfen hätte. Folglich misfielen ihr die überflüssigen Ausgaben, und wiewohl ihr sehr darum zu thun war, Andern Vergnügen zu verschaffen, gestand sie der Eitelkeit nichts zu. Man hielt es ihr einmal als nicht anständig vor, dass ihr Zimmer in Coppet keinen Plasond habe, und dass man die Balken darin sehe. — „Sieht man die Balken?" sagte sie: „Ich hatte niemals Acht darauf gege„ben. Erlaubt mir aber, dieses Jahr, wo es so „viel Elende giebt, nur solche Fantasien zu befrie„digen, auf die ich selbst verfalle." —

Der einzige Luxus, worauf sie Werth legte, war die Gastfreyheit: sie mochte gern ihren Freunden eine Wohnung in ihrem Hause einräumen, und Personen zu Tische einladen, deren nähere Bekanntschaft sie zu machen Lust hatte. „Ich habe einen „Koch angenommen," sagte sie, „der mir zugleich „als Courier dient: ist das nicht gerade, was ich „brauche, um gleich beym Absteigen vom Reise„wagen in ganz Europa Gäste einzuladen?" —

Frau von Staël hatte etwas ungemein liebenswürdiges und naïves, wenn sie den Eindruck schilderte, den das ganze äusserliche Gerüst des Lebens auf sie machte. Es unterhielt sie, die kleinen Listen des Gesindes, ihre Art von Verstand, die Schlauheit der Bauern zu beobachten. Sie fand ein kindliches Vergnügen an gewissen Kleinigkeiten, und glaubte sich ein prächtiges Cabinet eingerichtet zu haben, wenn sie es neu hatte tapeziren lassen.

Ihre Weise zu arbeiten stimmte mit allem übrigen überein, und bey ihrem Schriftsteller - Beruf wusste sie durchaus von keiner Pedanterie. Studiren und schreiben war für sie ein nothwendiges Hülfsmittel, um ihr bewegtes Gemüth zugleich zu beruhigen und zu stärken, und ihren Geist auf seiner wahren Höhe zu erhalten. Das Ziel und der Weg dahin waren in gleichem Grade ihrer ganzen Bestimmung angemessen, und dennoch erlaubten ihre Freunde es sich immerfort, sie von ihren Be-

schäftigungen abzulenken, weil sie jederzeit bey ihr willkommen waren. Es gab kein Beyspiel, dass sie, in dem Augenblicke wo sie mit dem grössten Feuer an ihren Werken schrieb, irgend etwas als Vergnügen bezeugt hätte, wenn eine ihr werthe Person hereintrat.

Von ihrer zartesten Jugend an hatte sie sich gewöhnt, sich durch Unterbrechungen nicht verstimmen zu lassen. Da Necker seiner Gemahlin untersagt hatte, Werke von einigem Umfange zu schreiben, weil er besorgte, der Gedanke, sie durch unerwartete Besuche in ihrem Zimmer zu stören, möchte ihm Zwang auflegen, so wollte Fräulein Necker sich kein ähnliches Verbot zuziehn; sie hatte daher gelernt, gleichsam im Fluge zu schreiben, so dass ihr Vater, der sie immer stehend, oder seitwärts an ihren Kamin angelehnt fand, sich nicht vorstellen konnte, er unterbreche sie bey einer ernsthaften Arbeit. Sie schonte diese kleine Schwäche ihres Vaters dergestalt, dass sie, noch lange Zeit, nachdem sie ihn verloren, in ihrem Zimmer nicht die mindeste Anstalt zum Schreiben hatte. Endlich, als Corinna ein so grosses Aufsehen im Auslande gemacht hatte, sagte sie mir: „Ich hätte wohl Lust, „mir einen grossen Schreibtisch anzuschaffen; mich „dünkt, jetzt habe ich mir das Recht dazu erworben.“ —

Um sich mit dieser desultorischen Weise zu arbeiten begnügen zu können, war ein in der Freundschaft so unersättliches Herz wie das ihrige erfoderlich, und zugleich die volle Gegenwart des Geistes, die sie besass. Sie konnte nach Belieben den Gang und die Folge ihrer Gedanken wiederfinden. Der Zufall hatte keine Gewalt über ihre Begeisterung: sie hätte in jedem Augenblicke die beredtesten Stellen ihrer Werke schreiben können. Man bemerkte bey ihr die doppelte Fähigkeit, einen Gegenstand nicht aus den Augen zu verlieren, und dennoch nicht ausschliessend darein versenkt zu seyn. Sie lenkte häufig das Gespräch auf den Stoff der Arbeiten, die sie unternommen hatte, um die Wirkung ihrer eigenen Ideen zu versuchen, und die Ideen Anderer einzusammeln: aber diess geschah, ohne dass man es gewahr ward, oft sogar ohne bestimmte Absicht von ihrer Seite, nur weil sie in Gegenwart ihrer Freunde laut zu denken pflegte.

Ich habe nie begriffen, wo sie die Zeit hernahm, um über ihre Werke nachzusinnen: die Einrichtung ihres Lebens beweist sogar, dass sie dem Nachdenken keine bestimmten Stunden ausschliessend widmete. Sie hat mir immer den Entwurf ihres nächsten Werkes vorgelegt, und wir gingen dann diesen Entwurf im einzelnen durch. In Genf fiel es mir einmal ein, sie zu fragen, da sie die ganze Nacht schlafe, und den ganzen Tag in Geschäften

oder im Gespräch zubringe, wo sie denn diese Anordnung ausgesonnen habe? Sie erwiederte lachend: „Ey nun, in meiner Sänfte.“ — In dieser Sänfte brachte sie niemals länger als fünf Minuten zu: demungeachtet hatte sie den Titel, und den Inhalt aller Capitel festgesetzt.

Es gab folglich in ihrem Leben wenige Augenblicke, wo sie das Arbeiten ganz aufgegeben hätte. Ihre Fähigkeiten behaupteten meistens die Oberhand über ihren Schmerz; und da immer eine Beziehung zwischen dem, was sie schrieb, und der Veranlassung ihrer Leiden Statt fand, so konnte sie auch dann noch an ihren Werken arbeiten, wenn das Lesen ihr hinreichende Zerstreuung gewährte. „Ich begreife nichts von dem was ich lese,“ sagte sie, „und ich bin genöthigt zu schreiben.“ —

Aber wenn ihr Geist sich gern mit litterarischen Entwürfen beschäftigte, so verlor sie dagegen ihre älteren Hervorbringungen sehr schnell aus den Augen. „Wenn ein Buch gedruckt ist,“ sagte sie, „so bekümmre ich mich nicht mehr darum; es muss, gut oder übel, „seinen Handel selbst ausmachen.“ — Delphine ausgenommen, die sie mit Sorgfalt geprüft hat, weil man sie über die sittliche Wirkung dieses Romans beunruhigt hatte, glaube ich nicht, dass es ihr begegnet ist, ihre eignen Bücher wiederzulesen; sie dachte sogar so wenig daran, dass sie eins nach dem andern ver-

gass. Wenn man ihr eine Redensart daraus anführte, so war sie ganz erstaunt, und antwortete: „Ey, in der That? Bin ich es, die das geschrieben hat? Ich bin davon entzückt, es ist vortrefflich gesagt.“ — Zwey ihrer Freunde hatten einmal den Abschnitt über die Liebe in ihrer Schrift über den Einfluss der Leidenschaften gemeinschaftlich umgeschrieben, indem sie überall die himmlische Liebe an die Stelle der irdischen setzten. Als sie hierauf ihr dieses Stück vorlasen, hörte sie bis zum Schlusse mit der grössten Aufmerksamkeit zu, immer bezaubert, und immer ungeduldig den Verfasser kennen zu lernen.

Die Langeweile, die es ihr machte, auf ehemalige Gedanken und Darstellungen zurückzukommen, hatte einigen Antheil an dem Gleichmuth, womit sie alle Kritiken unbeantwortet liess. Wenn man sie damit bedroht hätte, alle ihre schon bekannt gemachten Bücher zu zerstören, so würde man sie nicht sonderlich erschreckt haben. Sobald die Orakel einmal ertheilt waren, so hätte sie, wie die Sibylle, die Palmblätter willig von den Winden entführen lassen.

Sie hatte sogar mehr das Bedürfniss zu schreiben, als das geschriebene herauszugeben. Sie ertrug sehr geduldig die Unterdrückung ihres Werkes über Deutschland, und als man ihr sagte, der General Savary habe die ganze Auflage zerstampfen

und Pappe daraus machen lassen, antwortete sie: „Ich wollte, dass er mir wenigstens von dieser „Pappe zu Schachteln für meine Hauben schickte.“ —

Niemals ist einem Schriftsteller die Vorstellung von seinem Rufe weniger gegenwärtig gewesen als ihr, niemals hat man sich durch den Beyfall weniger berauschen lassen. Die Befriedigungen der Eigenliebe waren bey ihr immer von einem traurigen Rückblick auf ihr übriges Loos begleitet, und sie schien von dieser Art von Genuss zu sagen: Ist es nichts weiter als das?

Indessen gab sie sich keinesweges den Schein, ihren Ruhm, und ihre Ansprüche auf diesen Ruhm verläugnen zu wollen. Sie hatte das Gefühl ihrer Ueberlegenheit, und zuweilen sagte sie von dem oder jenem Schriftsteller, den man gegen sie anführte: „Er ist nicht meines Gleichen, und wenn „wir jemals in Krieg mit einander gerathen, so wird „er den Kampfplatz hinkend verlassen.“ — Da sie noch sehr jung war, in einer Zeit, wo man mehr das Vorgefühl als den Beweis ihrer Kräfte hatte, habe ich sie ihren Hoffnungen ein so hohes Ziel setzen hören, dass ich manchmal zweifelte, ob es ihr gelingen würde, sie zu verwirklichen. Man konnte zuweilen über gewisse wenig übliche Redensarten verwundert seyn, die sie ganz unbefangen aussprach: Mit allem dem Verstande, den ich habe, mit meinem Talent, meinem

Ruf, u. s. w. Sie wiederhohlte oft gegen ihre Freunde die Lobsprüche die man ihr in Briefen ertheilte, aber in ihrer Eigenliebe war eine ungemeine Gutmüthigkeit. Was bey der Eitelkeit in der That unerträglich wird, das ist, wenn man sie plötzlich an der Stelle des Gefühls oder der Charakterwürde entdeckt. Wenn sie sich offenherzig als das ankündigt, was sie ist, wenn weder Geringschätzung Anderer noch Uebermuth sie begleitet, dann ist sie kein vorwaltendes Prinzip im Gemüthe.

Ueberdiess waren die Augenblicke der Eitelkeit bey Frau von Staël nur kurz: das Lob machte ihr Vergnügen, aber bald sah man wieder bey ihr irgend einen neuen Blitz des Talents oder des Gefühls leuchten. Dass ihre Eigenliebe nichts herbes noch reizbares hatte, davon ist noch diess ein Beweis, dass die Lobsprüche ihr immer mehr Genugthuung gewährten, als die Kritiken ihr Verdruss machten, wie sie tausendmal selbst gesagt hat.

Wenn die Briefe der Frau von Staël viel gerühmt worden sind, so geschah es, weil man darin ein schwaches Bild von ihr wiederfand. Sie scheint mir nicht, wie etwa Frau von Sevigné, für den Briefstyl ein besonderes Talent besessen zu haben, eine von jenen übernatürlichen Gaben, die beynahe von den übrigen Fähigkeiten der Person unabhängig zu seyn scheinen. Ihre Briefe kamen in Absicht auf Feuer und hinströmende Fülle ihrem Ge-

sprächen nicht gleich; sie legte nur so viel Verstand hinein, als sie nicht umhin konnte zu haben, und das war ohne Zweifel sehr viel. Es herrschte darin ein grosser Zauber des gefühlvollen Ausdrucks, und ein gelinder Anstrich von Melancholie, der wechselsweise ihr Verdienst ausmachte, und zum Fehler ward. Uebrigens sah sie die Briefe als unentbehrliche Mittel an, sich seinen Freunden mitzutheilen, und betrachtete sie gar nicht unter dem litterarischen Gesichtspunkte. „Seit ich geradezu durch „meine Schriften darnach gestrebt habe, berühmt „zu werden," sagte sie, „habe ich gar keine Sorgfalt mehr auf meine Briefe gewandt." Sie benutzte daher oft zu ihrem Briefwechsel die Zeit der Gesellschaft, und schrieb, ohne das Gespräch zu unterbrechen.

Die merkwürdigsten unter ihren Briefen, nächst denen, welche sie an ihren Vater gerichtet hat, sind die, welche sie in der innigsten Vertraulichkeit schrieb. Ihr langer Briefwechsel mit mir ist ein Schatz von Freundschaft und Offenheit, eine Quelle von Thränen, und demungeachtet von Befriedigung des Herzens für mein ganzes übriges Leben. Sie war auch ausserordentlich ausgezeichnet in den Briefen, die sie im Augenblick der Unruhe, des Unwillens oder des Schmerzes schrieb. Dann, hingerissen durch ein mächtiges Gefühl, füllte sie, ohne daran zu denken, eine Zahl von Blättern an, voll

von den glänzendsten Zügen einer bewundernswürdigen Beredsamkeit.

Ich möchte nicht in gleichem Grade die Briefe loben, welche Frau von Staël in einer Anwandlung von flüchtigem Enthusiasmus, oder ohne wahrhafte Gemüthsbewegung entworfen hat. In Briefen dieser Art ist sie nicht immer von einiger Uebertreibung frey gewesen, und man erkennt darin zuweilen das Talent des Romanendichters, der den Eindruck des Augenblicks oder eine chimärische Voraussetzung für die Wirkung benutzt, und dem Reize blendender Farben nicht zu widerstehen weiss. Ein leichter und flüchtiger Anflug von Theilnahme warf sie auf die idealische Seite des Gefühls, und sie schwärmte für das, was sie hätte empfinden können. Sie sagte selbst, sobald sie die Feder in der Hand hielte, erhitze sich ihr Kopf; sie erzählte unter andern, als sie erst vierzehn Jahr alt gewesen, habe ihre Mutter ihr aufgetragen, an einen alten Freund des Hauses zu schreiben; sie habe sich dabey so lebhafter und leidenschaftlicher Ausdrücke bedient, dass man nöthig gefunden, sie den Brief dreymal umschreiben zu lassen, bis der Styl ruhig genug war, um ihn zu seiner Bestimmung abzusenden.

Frau von Staël hat das vorzüglichste der Europäischen Litteratur gekannt, ohne jemals eine beträchtliche Zeit dem Studiren gewidmet zu haben;

sie las schnell, ohne oberflächlich zu lesen, nie hat sie etwas interessantes übersprungen, noch eine Minute bey etwas unnützem verweilt. Sie urtheilte genialisch, wenn man sich so ausdrücken darf; ein zuverlässiger Tact verrieth ihr bald den Geist, den Character, und die geheime Absicht eines Schriftstellers, und sie bediente sich nachher dieser Kenntniss, um das Werk zu schützen. Auch konnte kein noch so grosses Verdienst der Ausführung sie mit einem verwerflichen Zweck, oder zweydeutigen sittlichen Gesinnungen, oder mit der Unfruchtbarkeit an Ideen aussöhnen, und sie schätzte den Werth des Schriftstellers immer nach dem des Menschen. Da sie der Meynung war, der Styl stelle die eigenthümliche Farbe des Individuums dar, so hat sie die ausländischen Werke immer im Original gelesen, und den Muth gehabt, noch in reifem Alter die Sprachen zu lernen, die man sie während ihrer Jugend nicht gelehrt hatte. Sie legte einen unendlichen Werth auf diese Art von Studium, sie fand dass der Gedanke sich neue Bahnen öffnet, indem er zu einer neuen Sprache übergeht. Die Sprachen lernen und beurtheilen, diess hielt sie für eine der heilsamsten Uebungen des Geistes, und für das einzige Mittel, mit dem Charakter der Völker bekannt zu werden. Sie führte gern das Wort des alten Dichters Ennius an, welcher sich rühmte drey Seelen zu haben, weil er drey Sprachen redete.

Man fragte sie einmal, welches Buch sie wählen würde, wenn sie genöthigt würde, sich auf ein einziges zu beschränken. Nachdem sie die heilige Schrift, und die religiöse Sittenlehre ihres Vaters ausgenommen hatte, sagte sie, zur Anregung des Nachdenkens würde sie Bacons Werke wählen: dieser Schriftsteller schien ihr der unerschöpflichste.

Im Gebiet der eigentlichen Litteratur brachte sie nichts in Anschlag als die hervorgebrachte Wirkung; die überwundne Schwierigkeit galt ihr für gar nichts. Sie bedurfte der Schönheit, aber es gab keine Art von Schönheit, wovon sie nicht gerührt worden wäre. Unendlich empfänglich für den Zauber der Töne, wiederhohlte sie mit Entzücken harmonische Worte und Sätze; manche lyrische Strophen gewährten ihr ein von ihrer Bedeutung ganz unabhängiges Vergnügen, sie sagte sie mit Emphase her, und rief dann aus: „das ist ächte Poesie! Was ich daran liebe, ist die gänzliche Abwesenheit der Ideen.“ — Sie scherzte über sich selbst in dieser Hinsicht mit vieler Anmuth.

So waren die Ergötzungen der Litteratur, und selbst die der Welt für sie, was sie für niemanden sind: es lag in dem, was sie empfand, eine gewisse Rührung, und so zu sagen etwas genialisches. Eine Musik, ein Tanz, trafen sie lebhaft; eine schlechte Drehorgel in der Strasse konnte sie entzücken. Da sie einmal die berühmte Tänzerin Bi-

göttini eine Menuet aufführen sah, war sie ganz bezaubert, und sagte zu ihrer Tochter: „So lange „das währte, hätte ich die Herstellung des ehema„ligen Hofes wünschen mögen.“

Aber um auf ihren litterarischen Geschmack zurückzukommen, was sie über alle Vorstellung hinriss, das waren die fantasiereichen Stücke. Der Eindruck, den sie davon empfing, war von ausserordentlicher Lebhaftigkeit, und wenn sie in dieser Art eine neue Entdeckung machte, so redete sie unaufhörlich davon. Es war für sie ein Bedürfniss, alle ihre Freunde die Stellen lesen zu lassen, die ihr aufgefallen waren, und ihre Freude wurde zu einem Ereigniss in der Gesellschaft. René, die Episode von der Velleda in den Märtyrern von Chateaubriand; die Szene der Beerdigung in dem Roman von Walter Scott, der Antiquar; und die ersten Gedichte von Lord Byron, haben ihr unbeschreibliche Rührungen verursacht, und auf einige Zeit ihr ganzes Daseyn erneuert.

Diese grosse Regsamkeit gab ihr in der Litteratur einen sehr zuverlässigen Tact, weil sie gewiss war, dass das, was sie nicht rührte, keine wesentliche Schönheit habe. Von gewissen Stücken sagte sie: „das ist wohl gut, aber es ist nicht ergrei„fend.“ Man kann meinen Beobachtungen über die „Wirkung trauen, denn in Hinsicht der Einbil„dungskraft gehöre ich mit zum Volke.“ —

Auch hat sie sich niemals über den Beyfall, den ein Werk erwarten könnte, betrogen. Jeder Rath, den sie den Schriftstellern gab, war bedeutend, weil sie die genaueste Kenntniss sowohl von den Mitteln des Verfassers hatte, als von der dem Gegenstande angemessnen Behandlungsweise, und der Stimmung einer Nation oder eines Publicums. Sie erklärte sich gegen die Schriftsteller, welche sie zu Rathe zogen, mit der nachdrücklichen Freymüthigkeit, wozu ihre Ueberlegenheit, ihr Verhältniss als Frau, und vorzüglich der ungemeine Antheil, den sie an dem Gelingen nahm, ihr das Recht gab.

Ohne Zweifel, eine reizbare Eigenliebe hat dann und wann durch ihre Bemerkungen verletzt werden können: aber sie hatte ein so lebhaftes Gefühl, dass die, welche ihre Offenherzigkeit auf einen Augenblick niedergeschlagen hatte, sie dennoch voller Hoffnung verliessen; oft hat sie den Keim eines Talents, das sich seiner nicht bewusst war, entdeckt und belebt. Nichts konnte den Wetteifer mehr anfeuern, als ihre Aufmunterungen; und wenn es ihre Freunde waren, die als Kämpfer auftraten, und um den Preis warben, wie gross war dann ihr Eifer, ihnen zu Hülfe zu kommen! wie lebhaft ihr Verlangen, sie möchten ihr Talent, ihren Stoff, ihre flüchtigsten Gedanken so vortheilhaft als möglich benutzen! Wenn sie mit ihnen ihre Schriften durchging, so gab es keinen noch so

seinen Nebenzug, der für ihre Geduld zu kleinlich gewesen wäre. Sie rügte die kleinsten Fehler gegen die Zierlichkeit oder Genauigkeit, sie liess sich zuweilen auf die spitzfindigsten grammatischen Unterscheidungen ein, und oft entfaltete sie dabey einen solchen Scharfsinn, einen solchen Tact der Fantasie, dass selbst für einen dritten diese Erörterungen sehr anziehend waren.

Nicht nur das Ganze ihrer Gesellschaft und ihres Gesprächs hat den ausgezeichneten Männern, die in ihrer Atmosphäre gelebt haben, grossen Anlass zu geistiger Entwickelung gegeben; sondern ihre bestimmten Rathschläge sind für sie von unendlichem Nutzen gewesen, und ich glaube, kein einziger unter ihnen wird zu behaupten wagen, dass er ohne sie die Stufe erreicht haben würde, wozu er nachher gelangte.

Und ich, da ich es hier versuche, eine schwache Skizze von ihr zu entwerfen; da ich, zugleich ohne Jugend und ohne Erfahrung, zum erstenmal als Schriftstellerin aufzutreten wage: ich muss jeden Augenblick mich zu ihr wenden, sie um jede Zeile befragen; ich weiss nicht, ob es mir gelingt, meine Gefühle auszudrücken, und die Hoffnung von ihr gebilligt zu werden, ist der träumerische Wahn, der mir Muth giebt.

Unter den schönen Künsten war die Musik für Frau von Staël die unentbehrlichste im täglichen

Leben. Sie war selbst damit vertraut, sie hatte eine schöne und mächtige Stimme zum Gesang, und sie hat nicht eher aufgehört, dieses Talent auszuüben, als bis ihre Kinder ihr die Art von Zerstreuung haben verschaffen können, die sie bey der musikalischen Harmonie suchte. Sie wollte daraus zugleich Ruhe und Begeisterung schöpfen; die Vergessenheit des Wirklichen, und die Vorahndung eines andern Daseyns. Diese Kunst, welche unsern Geist ohne die Vermittelung der Gedanken in Bewegung setzt, und zärtliche Rührungen ohne Gegenstand erweckt, hatte für Frau von Staël einen Zauber, den nichts ersetzen konnte.

Indessen gefielen ihr nicht alle Arten von Musik. Nur die Stücke, worin der Rhythmus und die Melodie stark bezeichnet sind, machten Eindruck auf sie. Die gelehrte und geistreiche Musik sagte ihr nichts, und als ich ihr bemerklich machte, dass gewisse Compositionen, voll von einer überraschenden Originalität, dergleichen man so viele in Haydens Werken findet, eine Wirkung auf uns machen, die der Wirkung des Witzes nahe verwandt ist, so antwortete sie mir: „Ich möchte lieber, dass dieser Witz gesprochen würde.“ — Alles was sie nicht rührte, machte sie ungeduldig, wie eine getäuschte Hoffnung; aber sie konnte auch zu einem unbeschreiblichen Entzücken hingerissen werden. Ich habe sie in Thränen ausbrechen sehen, während

sie die Romanze von der Maria Stuart auf Blase-Instrumenten vortragen hörte; und da bey ihr die lebhaften Eindrücke schöpferisch waren, so wurde ihr, beym Anhören rührender oder erhabener Melodien, der Gedanke zu den schwungvollsten dichterischen Stellen ihrer Werke wie von oben herab eingegeben.

Aber von allen Unterhaltungen des geselligen Lebens gewährten ihr theatralische Darstellungen das lebhafteste Vergnügen. Ich will hier nicht von dem Genuss reden, den einer so gefühlvollen Person, von so regsamer Einbildungskraft, die Meisterstücke der Bühne, von den grössten Künstlern dargestellt, verschafften; sondern nur von dem Vergnügen, das sie daran fand, in einer kleinen Gesellschaft von Freunden, die sie sich angebildet hatte, selbst Schauspielerin zu seyn. Vor allem tragische Rollen zu spielen, durch den Vortrag erhabener Reden die tiefsten Rührungen zu bewirken, sich mit den Gefühlen einer zahlreichen Versammlung dergestalt in Harmonie zu setzen, dass ein Blick, eine Geberde, eine Biegung der Stimme in allen Herzen wiederhallte: das war nach ihrer Sinnesart eine Entfaltung des Daseyns, ein schwärmerischer und sympathetischer Genuss, wovon nichts anderes eine Vorstellung geben kann.

Sie machte in der That eine grosse Wirkung. Die Begeisterung, wovon sie ergriffen war, gab ih-

ren Gesichtszügen einen mächtigen und hohen Charakter; die schöne Form und die blendende Weisse ihrer Arme, ihre edlen und anmuthsvollen Bewegungen, ihre mahlerischen Stellungen, vor allem ihr Blick, der wechselsweise düster, durchdringend, entflammt, und immer natürlich war, gaben ihrer ganzen Erscheinung auf der Bühne eine Art von Schönheit, welche der Kunst entsprach, und von dem tragischen Dichter gerade so hätte gewählt werden mögen; ihre tönende und biegsame Stimme füllte das Theater, und es war nicht möglich, sich mit grösserem Nachdruck der Aufmerksamkeit der Zuhörer zu bemeistern.

Freylich hatte sie kein eigentliches Künstlertalent, aber ihr Spiel war geistreich und pathetisch im höchsten Grade: sie lockte viele Thränen hervor, und die Wahrheit ihres Ausdrucks erschütterte die Herzen bis ins innerste. Die ganze Gesellschaft, die mit ihr spielte, wurde durch sie elektrisirt: fremdartige Elemente setzten sich unter ihrem Einfluss in Harmonie; und so wie sie im Gespräch aus allen Mitredenden Leute von Verstand machte, so verwandelte sie auf ihrem kleinen Theater alle ihre Freunde in tragische Helden.

Da sie nach augenblicklicher Eingebung declamirte, so pflegte ihr Spiel bey den verschiedenen Vorstellungen sehr weit von einander abzuweichen; es lag in ihrer Art, gegen vorausgesehene Effecte

gleichgültig zu werden, und sie gefiel sich darin, dass sie wechselsweise die Erwartung täuschte, und sie übertraf. Sie drängte also oft jene berühmten Worte, die man als den Prüfstein des Talents betrachtet, in den Schatten zurück, und dann hob sie wieder diesen oder jenen bis dahin wenig bemerkten Ausdruck auf eine so glänzende Weise hervor, dass er in ihrem Munde erhaben ward. Dadurch entfernte sie sich jeden Augenblick von dem theatralischen Herkommen, und fand Mittel in der Darstellung dessen original zu seyn, was jedermann auswendig weiss.

Sie war selbst sehr heftig gerührt, wenn sie tragische Rollen spielte: in der Zaïre zum Beyspiel hat sie niemals lernen können, das Kreuz loszuheften, ohne es zu zerbrechen. Indessen verursachte diese Rührung vor den Augen der Zuschauer keine unregelmässige Wirkung, sondern schien ihr Schwung zu geben, ohne sie irre zu machen: sie behauptete vollkommen ihre Gegenwart des Geistes bey allen Vorfällen der Bühne, und wurde nicht ausser Stand gesetzt, ihr eignes Spiel und das der übrigen zu lenken.

Aber nichts war ergötzender, als sie komische Rollen spielen zu sehen: die ganze Fülle ihrer scherzhaften Laune ergoss sich in ihrem Spiel. Die Rollen der Kammermädchen unterhielten sie beson-

ders, und es lag schon etwas komisches in dem von ihr selbst und von allen gefühlten Contrast zwischen den kleinen Listen und der eigennützigen Schlauigkeit der dargestellten Person und der edlen Denkart und Gesinnung der Schauspielerin.

Um das Vollkommne in der Kunst zu leisten, liess sie sich vielleicht in allen ihren Rollen zu sehr wieder erkennen; sie zog die vorgestellten Personen mehr in sich hinüber, als dass sie sich in sie versetzte. Es ist zum Erstaunen, dass sie alle Schattirungen von Charaktern, die dem ihrigen am meisten entgegengesetzt waren, ausdrücken, und dabey Frau von Stael in ihrer ganzen natürlichen Art zu seyn bleiben konnte. Aber so verhielt es sich auch in ihren Schriften und in der Gesellschaft: sie war immer anders, und immer sie selbst.

Indessen gab es Rollen, die sie niemals recht gefasst hat. Wenn zum Beyspiel ein Charakter sie an ein gewisses Ideal erinnerte, womit sie sich lange Zeit beschäftigt hatte, so modelte sie ihn nach diesem Ideal um, ohne auf die Unterschiede Acht zu geben. So ist ihr die Nina immer mislungen, sey es nun, dass sie eine Nina spielen, oder selbst eine dichten wollte: sie ahmte nur den poëtischen Wahnsinn nach, und stellte eine Sappho oder eine Corinna dar. Die wahre Verstandes-Verwirrung, den Unzusammenhang in den Gedanken konnte sie

nicht begreifen: dazu war ihr Kopf zu gründlich gut organisirt.

Diess erinnert mich an eine Anekdote, die uns Frau von Staël in einer andern Beziehung kennen lehren wird. Es wird ungefähr zwanzig Jahre her seyn, dass wir uns, während eines Aufenthalts auf dem Lande bey mir, damit beschäftigten Sprüchwörter zu spielen. Man wählte zur beliebigen weiteren Ausführung eine Skizze von Carmontel, welche der Schwätzer betitelt ist. In diesem Stück verspricht eine vornehme Dame, die kränklich und von schwermüthiger Laune ist, sich für einen alten Militär zu verwenden, der um eine Pension anhält, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, dass er ihr sein Anliegen in wenigen Worten vortragen solle. Der Schwätzer, den man zuvor in die Schule genommen, lässt sich demungeachtet zu einer solchen Unmässigkeit im Reden hinreissen, dass er die Geduld seiner Beschützerin erschöpft, und dass sie nichts weiter von ihm wissen will. Frau von Staël stellte die vornehme Dame vor, und leistete anfangs ihrer Rolle vollkommen Genüge: sie machte vortrefflich die Lässigkeit nach, dann die Langeweile, den Verdruss und die Ungeduld; aber als der Augenblick kam, den alten Soldaten zu betrüben, konnte sie sich unmöglich dazu entschliessen. Er hatte von seiner Frau und seinen Kindern gesprochen,

er war im Grunde der beste Mensch von der Welt; es wäre eine zu grosse Härte gewesen, ihm seine Bitte abzuschlagen. Sie ging also ganz aus ihrer Rolle heraus, und verfehlte geradezu die epigrammatische Spitze des Stückes, indem sie ihm mit einer wahren Rührung sagte, er würde wohl thun, ein andermal nicht so viel Worte zu machen, aber für diessmal wolle sie sein Anliegen zu dem ihrigen machen. So war Frau von Staël in der That: nicht nur hat sie niemals irgend wen vorsätzlich betrüben können, sondern bey aller ihrer Empfänglichkeit für die Langeweile spürte sie keine mehr, sobald es darauf ankam, andern nützlich zu werden.

Da von dem muntern und witzigen Scherz, der das Gespräch meiner Freundin belebte, in ihren Schriften nur zerstreute Spuren sichtbar geblieben sind, so ist es um so anziehender, diese Gabe in den kleinen Lustspielen wiederzufinden, welche sie für ihr Gesellschaftstheater entwarf. Diese Stücke waren voller Originalität, und die Lieblingsideen der Verfasserin erschienen darin unter der drolligsten Verkleidung.

Bald war es eine bürgerliche Corinna, eine Signora Fantastici, zugleich Sängerin, Schauspielerin und Dichterin, die in einer kleinen Stadt der Schweiz ankömmt, wo man seit zweyhundert Jahren einen Tag wie den andern zugebracht hatte. Sie verrückt

erst dem einen Sohne des Hauses den Kopf, dann dem andern, dann dem Vater, dann der Mutter selbst, endlich sogar dem Polizey-Commissar, den man abschickt um sie zu verhaften, und führt dann diesen ganzen Zug von Personen mit sich nach Italien. Bald war es ein Geck, der das Bildniss seiner Geliebten gegen zwey Copien seines eignen vertauscht; der einer Frau voller Geist und Anmuth entsagt, weil sie ihn in der Gesellschaft verdunkelt, und endlich um die Hand einer Person von dem unscheinbarsten Verdienste wirbt, die aber unglücklicher Weise, wie es zuletzt herauskommt, nur eine Puppe ist.

Unter allen diesen kleinen Stücken verdient den Vorzug von Seiten der komischen Kraft eine Posse ohne bestimmten Zweck, unter dem Titel der Kapitän Kernadec. Das Salz eines solchen Scherzes würde in einem Auszuge verloren gehen, und nur die Unwahrscheinlichkeit des Hauptgedankens zurückbleiben. Aber überall, wo sich gute Schauspieler finden, wird man sich von der originalen Wirkung dieser Kleinigkeit auf dem Theater überzeugen können.

Frau von Staël hat auch einige ernsthafte Schauspiele ausgeführt, deren Stoff aus der Bibel oder der Legende hergenommen ist. Die pathetische Schönheit ihrer Sprache, die Hoheit und man kann

sagen die Aufrichtigkeit ihrer Gefühle, war hiezu insbesondre erfoderlich; nur dadurch konnte sie sicher seyn, einer auf Unterhaltung gespannten Gesellschaft eine religiöse Stimmung zu geben, und durfte weder die Gleichgültigkeit noch die gewissenhaften Aengstlichkeiten ihrer Beurtheiler scheuen. Diese Schwierigkeit war vielleicht um so grösser, weil die Zuschauer sie im voraus ahndeten, und demungeachtet hat sie immer darüber triumphirt. Sie erschien so durchdrungen von dem, was sie darstellte, es herrschte eine solche Milde in ihrer ganzen Weise, eine so bescheidene und edle Offenheit in einer gewissen dunkel gefühlten Beziehung ihrer Rollen auf sich selbst, dass man gleich beym ersten Eintritt gerührt wurde. Diese Mutter, diese Kinder, welche in ihren Stücken die vornehmsten Schauspieler waren, erregten die Theilnahme von so mancher Seite; und eine Reise von bezaubernden Gemählden, welche Frau von Staël mit Kunst herbeyzuführen wusste, verbreiteten eine mächtige Magie über das Ganze. Hagar in der Wüste unter andern, ein Schauspiel, das Fräulein von Staël, damals sechs Jahr alt, in der Rolle des kleinen Ismaël durch ihre kindliche Anmuth verschönerte, bot eine Folge von mahlerischen Stellungen und Gruppen dar, die würdig waren, einen grossen Künstler zu begeistern.

Eins dieser Schauspiele, vielleicht das ausgezeichnetste durch die antike und orientalische Farbe des Styls, die Sunamitin, veranlasste bey Frau von Staël eine sonderbare Entwickelung des Charakters, und zeigte uns, wie ihr Talent auf sie selbst zurückwirken konnte. Sie hatte die mütterliche Eitelkeit in der Person einer Frau schildern wollen, welcher der Himmel das unerwartete Glück gewährt hat, Mutter zu werden, und die nun sich allzu sehr in der Freude berauscht, ihre Tochter mit einer Fülle herrlicher Gaben ausgestattet zu sehen, und sich nicht entschliessen kann das gethane Gelübde zu erfüllen, und dieses Kind dem Dienste des Heiligthums zu weihen. Eine sehr ergreifende Szene stellte die Bestrafung der Sunamitin dar. In einem Zeitpunkte, der dieser Mutter besonders heilig hätte seyn sollen, hat sie ein weltliches Fest zubereitet, um ihre Tochter dabey auf eine glänzende Weise erscheinen zu lassen. Schon hat das junge Mädchen ihre schöne Stimme hören lassen; schon hat sie angefangen, ihre Anmuth in einem ausdrucksvollen Tanze zu entfalten, als man sie plötzlich ohnmächtig werden und niedersinken sieht, als wäre sie mitten unter ihren Gefährtinnen von einem tödlichen Pfeile getroffen worden. Diese Situation, deren ganze Gewalt Frau von Staël vielleicht nicht vorhergesehen hatte, machte auf Frau von Staël einen solchen Eindruck, dass sie am fol-

genden Morgen, da ihre Tochter, welche die Rolle des jungen Mädchens gespielt hatte, eine leichte Unpässlichkeit bekam, in die heftigste Unruhe versetzt wurde, und sich das Unglück der Sunamitin zugezogen zu haben glaubte.

Diese flüchtigen Hervorbringungen konnten zu dem Schlusse berechtigen, dass Frau von Staël in hohem Grade das Talent der theatralischen Wirkung besass: ein Talent, dessen Wesen schwer zu zergliedern ist, weil es von keiner bestimmbaren Eigenschaft abzuhängen scheint, und ohne Zweifel auf einer besondern Wendung der Einbildungskraft beruht. Ihre Stücke machten immer weit mehr Eindruck bey den Proben als bey der Vorlesung, und wiederum bey der Aufführung als bey den Proben; je zahlreicher die Versammlung, desto stärker und auffallender war die Wirkung. Eben so haben uns ihre Werke immer mächtiger ergriffen, wenn wir sie gedruckt sahen, als wenn wir sie im Manuscript lasen, und je mehr sie verbreitet waren, desto mehr gewannen sie in den Augen ihrer ersten Beurtheiler. Sie verstand die Kunst, sich der Geister im Grossen zu bemächtigen, und besass die Gabe auf die Massen zu wirken.

Wenn man die Ansprüche bedenkt, welche Frau von Staël auf einen dauerhaften Ruhm hatte, so kann man über das ausserordentliche Interesse ver-

wundert seyn, womit sie diese theatralischen Darstellungen betrieb. Aber sie fand darin, was ihr bey jedem erworbenen Beyfall das angenehmste war: die Gewissheit, sich mit ihren Zuhörern zu verstehen, das Vergnügen gewisse Saiten im innersten Herzen stark zu erschüttern. Sie foderte von dem Ruhme selbst eigentlich nicht mehr. In den Augen ihrer Zeitgenossen wünschte sie eine Vorbedeutung des Ranges zu lesen, den ihr die Nachwelt zugestehen würde, und sie genoss den gegenwärtigen Augenblick, als wenn sie nicht auf unsterblichen Ruhm gehofft hätte.

Wirkungen der Zeit.

Ein geistreicher Schwede, der ein Bildniss von Frau von Stael entworfen hat, sagte, jedes Jahr ihres Lebens habe mehr sittlichen Werth gehabt als das vorhergehende, so wie immer das letzte ihrer Werke in Absicht auf Styl und Composition das vollkommenste sey. Da nun die Züge, welche ich bisher zusammengestellt habe, hauptsächlich ihrer Jugend angehören, so ist es mir wichtig, die Veränderungen anzuzeigen, die allmählich in dem Gemüthe meiner Freundin vorgegangen sind.

Zuvörderst ist sie natürlicher geworden, in dem Maasse wie sie sich weiter von ihrer Jugend ent-

feit hat. Mit der Aufrichtigkeit des Charakters verband sie immer mehr die Wahrheit des Ausdrucks. Es giebt Gemüther, die sich in der ersten Hälfte des Lebens offenbar kund geben, andre scheinen wie eingehüllt in den glänzenden Dünsten ihrer eignen Täuschungen. Frau von Staël ist im Fortgange der Jahre mehr sie selbst gewesen, sey es nun, wie sie mir schrieb, dass der allgemeine Beyfall ihr den Muth gegeben, das, was sie ihre Seltsamkeiten nannte, ans Licht treten zu lassen; oder dass sie sich gewisser romanhaften Formen entledigt hatte, die ihre wahre Originalität verkleideten. Vielleicht gab es eine Zeit, wo das Leben, der Tod, die Melancholie, die leidenschaftliche Aufopferung eine zu grosse Rolle in ihrem Gespräche spielten. Doch als die Ansteckung ihrer Lieblings-Redensarten sich über den ganzen Kreis ihrer Gesellschaft verbreitet hatte, und sogar ihr Vorzimmer bedrohte, so verursachte ihr diess tödliche Langeweile. Die Affectation ihrer Nachahmer heilte Frau von Staël immer von allen lächerlichen Angewöhnungen. „Ich trete mit Holzschuhen auf den festen „Boden," sagte sie mir, „wenn man mich nöthi„gen will, in den Wolken zu leben."

Ueberdiess, nachdem sie aufgehört hatte, die Dinge aus dem Gesichtspunkte der Jugend zu betrachten, der, wiewohl der glänzendste, nicht eben

der umfassendste ist, so hat sie eingesehen, dass die schwärmerischen Gefühle keine so grosse Stelle im Leben einnähmen, als sie geglaubt hatte, und hat sich mit den Andern mehr in Uebereinstimmung gesetzt. Lange Zeit war in ihren Augen das menschliche Geschlecht in zwey Classen getheilt: die Classe der gefühlvollen Wesen, der sie selbst angehörte, und die der kalten Seelen, nach welcher sie wenig fragte: wie die Statue in dem Schauspiel Pygmalion schien sie wechselsweise von allem, was sie sah, zu sagen: das bin ich, das ist nicht mehr ich, das ist wieder ich. Weniger jung hat sie in allen Stimmungen gutgearteter Gemüther sich selbst häufiger wieder erkannt.

Ferner hat sie, vermöge dieser zunehmenden Richtigkeit des Urtheils, die wahren Güter des Lebens immer mehr schätzen gelernt, und sie hat etwas, ich will nicht sagen von ihrem Mitleid, sondern von ihrer zu grossen Achtung vor dem Unglück verloren. Selbst glücklicher, war sie mehr geneigt, das Daseyn als ein Gut zu betrachten. „Hätte ich auch nicht die Hoffnung eines künfti„gen Lebens," sagte sie, „so würde ich dennoch „Gott dafür danken, gelebt, und meinen Vater ge„kannt und geliebt zu haben." —

Aus eben dem Grunde scheute sie die Einsamkeit weniger, und wusste sowohl die Schönheiten

der Natur als die geistige Thätigkeit besser zu geniessen. Sie sagte zu ihrem Sohn, indem sie ihn zum Studiren anmahnte: „Wenn kein ausseror-„dentliches Unglück vorgefallen ist, so weiss ich „von keinem Kummer bis fünf Uhr Nachmittags, „wo meine Arbeitszeit zu Ende geht.“ — Sie führte häufig das Beyspiel des Horne Tooke an, der, in einem schon hohen Alter des Hochverraths angeklagt, zu seinem Anwald Lord Erskine sagte: Wenn Sie für mich auch nur die Verlängerung meines Lebens im Kerker, aber mit Schreibezeug und Büchern, ausgewirkt hätten, so würde ich es Ihnen Dank gewusst haben.

Mir scheint Frau von Staël durch den Fortgang der Jahre keinen wesentlichen Vorzug eingebüsst zu haben. Sie hatte in ihrer Jugend eine wunderwürdige Leichtigkeit gehabt, das Beredte und Dichterische zu improvisiren; aber sie hat niemals aufgehört, als Dichterin den Stoff zu bearbeiten, den sie durch Studium und Beobachtung unaufhörlich einsammelte. Die Sphäre ihrer Ideen hat sich immer vergrössert, verschiedne neue Welten haben sich nach einander ihren Blicken dargestellt, und ihre stufenweise erfolgten Entdeckungen haben ihre verschiedenen Werke veranlasst. So hat die Bekanntschaft mit den quälenden Verfolgungen der öffentlichen Meynung die Delphine erschaffen;

die Bekanntschaft mit der Natur und den schönen Künsten, die Corinna; die Bekanntschaft mit der Metaphysik und der idealistischen Philosophie, das Werk über Deutschland; die Bekanntschaft mit dem politischen und gesellschaftlichen Zustande von England, ihr letztes Werk. Jedes Ereigniss hatte in ihrem Geiste ein Resultat hinterlassen, jedes Gefühl hatte sie etwas gelehrt. Die ewige Jugend des Genie's behauptete ihre Rechte, während sie sich mit den Früchten des reiferen Alters bereicherte.

Die Zeit hatte für sie noch Schätze im Vorrath. So schrieb sie zum Beyspiel über ihren Entwurf der Dichtung von Richard Löwenherz: „Ich „hoffe, ein schönes Gemählde von den Wirkungen „der Einbildungskraft im reifen Alter darzustellen; „in dem Alter, wo die Gegenstände, die sich bald „umdunkeln sollen, noch von den purpurnen „Strahlen der sich neigenden Sonne erleuchtet wer„den.“ —

Was man aber besonders bey Frau von Staël bemerken konnte, in dem Maasse wie sie im Leben weiter vorrückte, das war eine grössere Zurückhaltung in ihrem ganzen Wesen. Es war ihr zuweilen übel gerathen, dass sie Gleichgültigen das Recht zugestanden hatte, sie zu verletzen, und sie

ging daher nicht so leicht auf die Mittheilung ihrer innersten Gefühle ein. Auch fanden manche Personen, sie habe dadurch etwas von ihrem einnehmenden Zauber eingebüsst, indessen war doch durchaus keine Kälte in ihr. Da sie die Gemüthsbewegungen scheute, und sie vermeiden wollte, so hatte sie, statt der ehemaligen edlen Hingegebenheit des Vertrauens eine gewisse Würde angenommen, welche die Andern in einiger Entfernung hält. Sie begehrte nicht mehr, den Kreis ihrer freundschaftlichen Verbindungen zu erweitern, und strebte nicht, neue zu schliessen. Ehemals hatte sie wohl gesagt: „Wenn Frauen Dienste leisten, so mischt „sich immer ein wenig Coquetterie darein, denn sie „suchen auf diese Weise Liebe einzuflössen.“ — Gegen das Ende ihres Lebens verlangte sie kaum Dankbarkeit, und die Befriedigung Gutes gethan zu haben, genügte ihr. „Die Thür meines Her„zens ist verschlossen,“ sagte sie, und hierin betrog sie sich. Niemals hat irgend eine Art von Vortrefflichkeit aufgehört, ihr Gefühl in Anspruch zu nehmen: aber für ihre Freunde lag eine gewisse Süssigkeit in dem Gedanken, dass sie sie von der ganzen übrigen Welt durch eine unübersteigliche Schranke abgesondert habe.

Die Eigenschaften der Frau von Staël haben mit dem Fortgange des Alters einen festeren Cha-

rakter gewonnen, und sie hat auch bey den Andern mehr Werth auf das festgegründete und dauerhafte gelegt. Die ganze Theorie von den schwärmerischen Gefühlen machte den Lehren der Sittlichkeit Platz; ihre Achtung wurde von den natürlichen Gaben auf die erworbenen Tugenden übertragen; der Muth und die Entsagung erlangten von ihr die Bewunderung, welche sie zuvor für den gewaltigen Schwung eines regsamen Gefühls gehegt hatte. Sie selbst gewann mehr Ruhe, und wenn keine wahre Ursache zur Betrübniss da war, so schuf sie sich keine chimärischen Leiden. Es erhoben sich in ihrem Herzen noch majestätische Wellen, aber es gab keine Stürme mehr.

Im Innern ihres Hauses habe ich sie ebenfalls interessanter gefunden, mehr mit den Andern um ihrer selbst willen beschäftigt; ihre Güte, ihre Grossmuth offenbarte sich mit mehr Weisheit und weniger Zerstreuung. Ihre sorgfältiger abgewogenen Worte galten um so mehr; ihre Lobsprüche, auf eine treffendere Art schmeichelhaft, gewährten mehr Freude. Weniger unwiderstehlich von dem Strome ihrer Gedanken und ihres Enthusiasmus fortgerissen, überliess sie sich willig dem Verlangen zu überreden und zu gefallen. Was sie an Lebhaftigkeit verloren hatte, ersetzte sie durch Tiefe und Harmonie. Vielleicht wurden ihre Züge durch die

Blässe nur noch rührender; vielleicht traf der leuchtende Blitz des Genie's nur noch stärker, wenn er unter einer etwas niedergeschlagenen Stirn hervorstrahlte. Wer weiss, ob nicht in der letzten Zeit manche Zeichen, welche das ihrem Leben drohende Ungewitter ankündigten, und deren ahndungsvolle Warnungen zu deuten wir uns scheuten, den Werth ihrer geringsten Worte, und den grossen und feyerlichen Eindruck erhöhten, den sie in unsern Gemüthern hervorbrachte?

In einer weiteren Sphäre, im Auslande zum Beyspiel, hat Frau von Staël niemals so viel Wirkung gemacht als in ihren spätern Jahren. In Paris fand man in ihrem Betragen eine ungemeine Mässigung und Klugheit. Während sie in den Fragen, welche die innern Angelegenheiten betrafen, immer das wesentliche Interesse der Freyheit behauptete, rieth sie gegen die fremden Mächte alle Schonungen zu beobachten, welche die damalige Lage Frankreichs nothwendig machte. Sie verband sich mit den ächtesten und aufrichtigsten Freunden der constitutionellen Monarchie, und hat, wie man versichert, in politischer Hinsicht sehr viel gutes gestiftet. Man hörte sie mit grosser Verehrung an: ihre Vorhersagungen waren so oft durch den Erfolg gerechtfertigt worden, dass das, was man sonst für begeisterte Aussprüche gehalten hatte,

nunmehr Erfahrung zu seyn schien. Da sie gewisser darauf rechnen konnte, zu überzeugen, und da sie wusste sie könne forthin nicht mehr verkannt noch verläumdet werden, so redete sie mit desto mehr Gewicht.

Allerdings hatte Frau von Staël ein gewisses Zutrauen zu ihren Einsichten gewonnen, aber ohne irgend eine Beymischung von Anmaassung. Sie hatte ein desto grösseres Ansehen, weil sie nicht in ihrem eignen Namen sprach, sondern als die Auslegerin der ewigen Gesetze der Billigkeit. Sie sprach nicht mehr wie ein grosser Meister in der Beredsamkeit, der sich darin gefällt, sein Talent zu entfalten; sie sprach wie ein Missionar, der von den Wahrheiten, die er verkündigt, innig durchdrungen ist; und die Bewunderung, wovon sie der Gegenstand war, wurde gewissermaassen von der Aufmerksamkeit verschlungen, welche die von ihr behandelte Frage erregte. Es war nicht mehr von ihr selbst die Rede, sondern von dem, was jedem als das wichtigste erschien: und da sie zu den Menschen von ihren dringendsten Interessen sprach, so war es die Sache eines jeden, sie anzuhören. Sie hat mit den stärksten Farben den gegenwärtigen Augenblick und seine unvermeidlichen Folgen geschildert; sie hat die Stände, die Nationen einan-

der gegenseitig erklärt; einem jeden die Bedürfnisse und die Gefühle aller: man fühlte, dass sie wahres verkündigte, und dass der Erfolg mit Härte die Lehren wiederholen würde, die man sich etwan geweigert hätte, von ihr anzunehmen.

Deswegen haben die Monarchen selbst sie begierig, und oft nicht ohne Gemüthsbewegung angehört. Und wenn sie sich ihrer übernatürlichen Gewalt zu erschüttern bediente; wenn sie in eben den Anordnungen der Vorsehung, welche sie enthüllte, die Linderung einer Masse von Elend sehen liess; wenn sie die heilige Sache des Vaterlandes und der Menschheit vertheidigte: so wurde man hingerissen, gerührt, elektrisirt. So ist der Ruf der Frau von Staël beständig angewachsen, ihr in Frankreich schon grosser Ruhm ist durch den Enthusiasmus der andern Nationen dort wie von neuem eingeführt worden; und ohne die Zeugen der Wirkung welche sie machte, in Erstaunen zu setzen, hat man sagen können, ihre Beredsamkeit habe den Abzug von dreymal hundert tausend Soldaten und die Räumung ihres Vaterlandes beschleunigt.

Unter die glücklichen Wirkungen, welche die Zeit bey Frau von Staël hervorgebracht, muss man

es zählen, dass die religiösen Ideen sich in ihrem Geiste immer mehr befestigten, und dass es bey ihr zur herrschenden Gewohnheit ward, sie auf das wirkliche Leben anzuwenden. Ihre Gewissenhaftigkeit, welche immer die Folgen ihrer Handlungen zum Gegenstande gehabt hatte, hat sich mehr auf die Beweggründe gelenkt. Das Gebet, ein Bedürfniss des Herzens für sie, setzte sie unaufhörlich in Berührung mit der Quelle aller Vortrefflichkeit, und durchdrang ihr Innres mit einem reineren Lichte. „So oft ich allein bin, bete ich," sagte sie zu ihren Kindern. Sie schrieb mir aus Schweden in Bezug auf Herrn von Montmorency: „Für religiöse Gemüther giebt es keine Abwesen„heit, denn sie begegnen einander in dem Gefühle „des Gebets." — Unzählig oft finde ich in ihren Briefen die Bitte, für sie und ihre Kinder zu beten.

Frau von Staël glaubte, es sey ein übermüthiges Streben des Menschen, in das Geheimniss des Weltalls eindringen zu wollen; sie sagte von den hohen Speculationen der Metaphysik: „Das „Vaterunser ist mir lieber als alles das." — Während ihrer langen Schlaflosigkeiten wiederhohlte sie unaufhörlich diess Gebet, um sich zu beruhigen. Gewisse Ausrufungen und Seufzer, die ihr zur Ge-

wohnheit geworden waren, hatten bey ihr eine fromme Bedeutung. Die Worte, die ihr oft entschlüpften: „Arme menschliche Natur! Ach, was „ist es doch mit uns? Was ist es mit dem Le„ben?“ — waren ein religiöses Gefühl, das sich Luft machte.

Zu ihrer Frömmigkeit gehörte auch die innige und so oft ausgesprochne Ueberzeugung, dass die göttliche Gerechtigkeit schon in diesem Leben ihre Vergeltungen auszuüben anfange. Sie sagte zu ihrer Tochter, indem sie eine schon bekannte Vergleichung auf die Religion anwandte: „Das Leben „gleicht den gewirkten Tapeten mit Figuren: von „der schönen Seite angesehen, lassen sich die Be„standtheile des Gewebes nicht sondern, aber an „der Kehrseite entdeckt man alle einzelnen Fäden. „Das Geheimniss des Daseyns ist der Zusammen„hang unsrer Fehler mit unsern Leiden. Ich habe „nie unrecht gehandelt, ohne dass ein Unglück „für mich daraus erfolgt wäre.“ —

Es kann seltsam scheinen, dass sie diese Idee der Vergeltung noch mehr auf das gegenwärtige als auf das künftige Leben anwendete. „Die ka„tholischen Schriftsteller,“ schrieb sie, „bedienen „sich immer des Schreckbildes der Hölle; ich wage

„es nicht, über diesen Glauben zu urtheilen, aber „ich habe nie gefühlt, dass ich besser dadurch „würde.“ — In ihren bedrängten Zuständen las sie indessen häufig Fenelons Werke; sie fand bey diesem Schriftsteller eine bewundernswürdige Kenntniss der Gemüthsleiden. Die Nachahmung Jesu Christi von Thomas a Kempis, die ihr anfangs nicht gefallen hatte, war auch gegen das Ende ihres Lebens für sie eine Quelle von Tröstungen.

Der Schwede, den ich erwähnt habe (Herr von Brinkmann) hat folgende Bemerkung über Frau von Staël gemacht, die im günstigsten Sinne gedeutet werden muss: „Sie hatte vor der christli„chen Religion die Ehrerbietung eines Kindes.“

In ihrem letzten Werke findet man die beyden erhabenen Aussprüche: „Durch den Unglau„ben wird der Mensch zu Staub zermalmt;“ und dann: „Die Religion ist das Leben der Seele.“ —

Im Jahre 1815, da die Intoleranz und der religiöse Fanatismus beständig der Gegenstand ihrer Misbilligung waren, fürchtete ich, die Religion selbst möchte in ihrem Geiste durch den Misbrauch gelitten haben, den man mit diesem gehei-

ligten Namen trieb. Da ich ihr meine Zweifel in dieser Hinsicht äusserte, so antwortete sie mir: „Ich kann betheuern, dass dem nicht so ist. In „meinen Unwillen mischt sich die Frömmigkeit auch; „und es vergeht keine Viertelstunde, ja vielleicht „noch weniger Zeit, ohne dass die Idee der Gott- „heit meinem Herzen gegenwärtig wäre.“ —

Indessen, man muss sich mit Bescheidenheit ausdrücken, wenn man von den religiösen Gesinnungen derer spricht, welche man geliebt hat. Man muss es schon der Welt wegen, weil Viele sich für berechtigt halten, übermenschliche Tugenden von einem Herzen zu fodern, welches diese Gesinnungen hegt; aber man muss es insbesondre, wenn man an deren erhabenen Gegenstand denkt. Wenn man seinen Blick zu dem höchsten Wesen erhebt, dann ist es nicht an der Zeit, irgend einen Sterblichen zu loben. Gott allein ist gross; dieses schöne Wort, das über dem Sarge Ludwigs des Vierzehnten erschollen, kann auch auf dem Grabe derer ausgesprochen werden, welche durch die Macht des Gedankens geherrscht haben. Frau von Staël redete mit bescheidenem Mistrauen von ihrer Frömmigkeit: in keinem Stücke war sie stolz, aber in religiöser Hinsicht hatte sie eine wahre Demuth des Herzens. Das Gefühl ih-

rer Ueberlegenheit verliess sie, sowohl solchen gottgeweiheten Menschen gegenüber, denen Gott eine wunderbare Erleuchtung verliehen, als auch vor den einfachen Gemüthern, die er in seinem Feuer geläutert hat. Sie glaubte, sie sey auf dem Wege, aber nicht am Ziel angelangt, und wiewohl die Religion in diesem irdischen Leben uns weder Vollkommenheit noch Seligkeit verschaffen kann, so sah sie dennoch darin das einzige kräftige Mittel, sich der einen und der andern zu nähern.

Dass dieser Fortschritt hat unterbrochen werden müssen, dass Frau von Staël uns in dem Augenblick entrissen worden, wo sich die schönste Entfaltung ihrer Tugenden und ihrer Talente offenbarte: das sind geheime Wege der Vorsehung, die es uns nicht ziemt zu ergründen. Der höchste Richter wird alles erwägen, und dem reichbegabten Genius seine Milde bewähren. Nicht um ihn grösseren Gefahren auszusetzen, hat er ihm eine erhabne Sendung anvertraut; und wenn die ihr verliehenen hohen Einsichten ein Grund der Strenge seyn könnten, so würde das Unglück, die Unruhe, die fieberhafte Glut, wozu Er sie auf dieser Erde verdammt zu haben schien, überwiegende Ansprüche auf Nachsicht begründen.

Die letzte Krankheit. Schluss.

Soll ich von dem allmählichen Hinsterben einer solchen Freundin reden? Soll ich Bilder hervorrufen, deren Anblick das Schicksal mir erspart hat, indem ich sie ganze Monate lang mit körperlichen Leiden, mit dem Tode ringend schildre? Kann ich mich entschliessen, mir zu vergegenwärtigen, wie diese furchtbare Einbildungskraft, dieser durchdringende Verstand sich auf die Fortschritte einer Krankheit heften mussten, welche die Organe des thätigsten, des regsamsten, des lebendigsten aller Wesen einer langsam überhand nehmenden Erstarrung überantwortete? Ach! mögen Andre diess entsetzliche Gemählde entwerfen, das sich meinem Geiste nur allzu sehr aufdrängt! Aber da es in der Krankheit der Frau von Staël andre Umstände gegeben hat, die für ihre Freunde weniger schmerzlich, die sogar tröstlich sind, so wird es mir vergönnt seyn, bey diesen zu verweilen.

Während dieser grausamen Prüfung ist ihr Charakter sich gleich geblieben, und wenn sie dabey zuweilen, wie natürlich, ihre grosse Empfänglichkeit für Gemüthsleiden kund gegeben hat, so waren ihre Klagen doch niemals ein Murren, und nie hat sie sich gegen die Schickung aufgelehnt.

Mitten unter den schrecklichen Zerrüttungen, die bey Uebeln dieser Art so schnell vom Körper in den Geist übergehen, hat ihre unwandelbare Sanftmuth sich nicht einen Augenblick verläugnet. Bis zum letzten Athemzuge ist sie zärtlich, vertrauensvoll wie ein hülfloses Kind, und innig dankbar gegen die gewesen, welche sie umgaben, besonders gegen eine unvergleichliche Freundin, Mlle. Randall, deren Sorgfalt und Pflege eben so zart, als ihre Anhänglichkeit gross war. Immer übte sie die Tugenden aus, welche sie von jeher auszeichneten, und in ihren schmerzvollsten Tagen war sie damit beschäftigt, Unglücklichen Hülfe zu leisten. Sie hatte während ihrer Krankheit um die Begnadigung eines jungen Menschen nachgesucht, der in Folge der Unruhen im mittäglichen Frankreich zu den Galeeren verurtheilt war: die Güte des Königs gewährte diess Gesuch am Tage nach ihrem Tode, so dass man sagen kann, über ihr Hinscheiden hinaus habe sie Wohlthaten erwiesen.

Man hat noch in dieser Zeit hinreissende Worte in ihrer besondern Weise von ihr vernommen. Sie sagte zu Herrn von Chateaubriand: „Ich bin mir „immer gleich geblieben, lebhaft und traurig; ich „habe Gott, meinen Vater und die Freyheit ge„liebt.“ —

Indem sie die bekannten Worte von Fontenelle anführte: „Ich bin ein Franzose, achtzig Jahr „alt, und niemals habe ich die kleinste Tugend „im mindesten lächerlich zu machen gesucht;“ fügte sie hinzu: Diess letzte kann ich von mir in Beziehung auf das kleinste Leiden rühmen. —

Allerdings ist ihr der letzte Abschied von ihren Kindern und Freunden sehr schwer gefallen. Die Art von Stoïcismus oder von schwärmerischer Ueberspannung, welche das Herz den Schmerzen der Trennung verschliessen kann, war nicht in ihrem Charakter. Ihre Tochter besonders hat ihr viele Seufzer gekostet. „Im Besitze solcher Reich„thümer des Herzens,“ dieso Worte dictirte sie für mich, indem sie von den Gegenständen ihrer Anhänglichkeit sprach; „ist es traurig das Leben ver„lassen zu müssen.“ — „Es sollte mir sehr leid „thun,“ sagte sie ein andermal, „wenn zwischen „Albertinen (ihrer Tochter) und mir in der an„dern Welt alles abgethan wäre.“ — Aber sie hat mehr den Verlust des Lebens bedauert, als dass sie den Tod wirklich gefürchtet hätte. Sie mochte vielleicht sich vor den letzten Leiden ängstigen; eine Einbildungskraft wie die ihrige mochte vor dem Gedanken der körperlichen Auflösung, der allen Lebenden schrecklich ist, sich entsetzen: aber

das Hinscheiden in seiner geistigen Beziehung erregte ihr kein Schrecken. Sie hatte so viel Gemüthsruhe behauptet, dass sie noch das Verlangen äusserte, Herrn von Schlegel eine Schilderung dessen, was sie empfand, zu dictiren. Ihre Gedanken haben sich immer hoffnungsvoll ihrem Vater und der Unsterblichkeit zugewendet. „Mein Vater „erwartet mich am andern Ufer," sagte sie. Sie sah ihren Vater in der Nähe Gottes, und sie konnte in der Gottheit selbst nichts anders als einen Vater erblicken. Diese beyden Vorstellungen hatten sich in ihrem Herzen verschmolzen, und die Vorstellungen einer beschützenden Güte war von beyden unzertrennlich. Eines Tages, als sie aus einem träumerischen Zustande erwachte, sagte sie: „Ich glaube nun zu wissen, was der Ueber„gang vom Leben zum Tode ist, und ich bin ge„wiss, dass die Güte Gottes ihn uns erleichtert. „Das Bewusstseyn verwirrt sich, und das Leiden „ist nicht sehr heftig." —

Ihr Vertrauen ist nicht getäuscht worden: der tiefste Frieden hat über ihren letzten Augenblicken gewaltet. Lange Zeit, ehe sie verschied, war der grosse Kampf ausgerungen; und sie hat ihre Seele gelinde ausgeathmet.

So war das Ende des liebevollsten Genius, der vielleicht je auf Erden gelebt hat. Die Trauer, die entsetzliche Leere, welche ihr Verlust zurückgelassen hat, wird den Rest unsers Lebens ausfüllen, und gehört nicht mehr zur Geschichte des ihrigen. Aber um mit einem weniger schmerzlichen und heilsameren Eindrucke zu schliessen, will ich versuchen, die Richtung ihrer Gedanken unter dem religiösen Gesichtspunkte zusammenzufassen, dem einzigen, welcher es möglich macht, das Ganze eines menschlichen Schicksals und seine Verhältnisse mit dem allgemeinen Loose der Sterblichkeit zu begreifen.

Wenn es wichtig für den Sittenlehrer ist, die Wirkung des Lebens kennen zu lernen, zu wissen, was in einem erleuchteten Geiste das natürliche Ergebniss der Auftritte ist, die in unserm Daseyn ziemlich regelmässig auf einander folgen, so kann diese Prüfung niemals belehrender seyn, als wenn Frau von Staël der Gegenstand davon wird. Allzu leidenschaftlich dem Glücke nachstrebend, allzu glühend in allen ihren Wünschen, konnte sie sich der Gewalt des Zufalls nicht entziehen, noch dem Wankelmuthe des Schicksals ausweichen; und jedes Ereigniss hat auf ein sehr gefühlvolles Herz Eindruck gemacht, und seine Lehre in einem un-

gemein zur Beobachtung geneigtem Geiste zurückgelassen. Sie hat also die Einwirkung des Lebens in ihrer vollen Stärke erfahren, und aus dem Leben alle Belehrung gezogen, die es ertheilen kann.

Aber welches ist diese Belehrung? Läßt sich eine wohlthätige Absicht in der allgemeinen Anordnung der menschlichen Schicksale erkennen? Frau von Staël war hievon überzeugt. Sie wollte ein Buch schreiben unter dem Titel: Erziehung des Herzens durch das Leben. Das blosse Vorhaben, ein solches Werk zu schreiben, beweist das Gefühl einer beständigen Läuterung in ihrem Gemüthe.

Wir wollen in der Kürze die Erziehung prüfen, welche das Leben ihr gegeben hat. Begabt mit der überströmendsten Fülle des geistigen Strebens, in einem Alter wo das Wachsthum der Fähigkeiten der ganzen belebten Schöpfung geboten zu seyn scheint, übt sie unaufhörlich ihren Verstand, und erweitert dessen Sphäre; die Freundschaft, die kindliche Zärtlichkeit haben bey ihr einen schwärmerischen Charakter. Die ersten religiösen Eindrücke werden wie ein neues Gefühl, und vielleicht wie die Quelle erhabener Rührungen aufgenommen. Aber bald tritt die Jugend ein, die-

ses zugleich vernünftelnde und enthusiastische Lebensalter, wo das Herz an alles und der Verstand an nichts glaubt, wo die Prüfung aller Fragen dahin führt, alle Entscheidungen abzulehnen, und wo häufig ein herber Stoïcismus in den Grundsätzen den Sophismen der Leidenschaften nur desto freyeren Spielraum lässt. Der Einfluss dieser Lebensperiode, und eines damit übereinstimmenden Zeitalters ist bey Frau von Staël wohl zu spüren; aber die Idee der Gottheit bleibt in ihrem Herzen unangetastet, und eine frühzeitige Fähigkeit der Beobachtung führt sie bald zu dem grossen Resultat, dass in den Leidenschaften kein Glück zu finden ist. Alle irdischen Gefühle werden von ihr für gefährlich erklärt; und in dem Schiffbruche der Hoffnungen sieht sie keine sichre Zuflucht als die hülfreiche Menschenliebe und die Entsagung, zwey vorzugsweise christliche Tugenden, denen sie unter andern Namen huldigt. Hierauf wendet sie ihren forschenden Blick auf die Geschichte und auf die Bestrebungen des menschlichen Geistes, sie erstaunt über das, was sie entdeckt, und das Christenthum erscheint ihr in seinem wahren Lichte. Getroffen von seinem grossen Einfluss, wird sie es noch mehr von seiner Schönheit. Sie fühlt, dass eine geheime Harmonie mit dem Herzen, mit allem, was in unsrer Natur gutes und edles liegt, allein solche

Wirkungen erklären kann, und sie bereitet sich allmählich vor, ein für das menschliche Geschlecht heilsames Gesetz, als ein göttliches anzuerkennen. Die eigne Erfahrung von dem Beystande, von dem innigen Trost, welchen das Gebet gewährt, stärkt bey ihr diese Gesinnung: aber dem Schmerze ist es vorbehalten ihre ganze Seele umzuschaffen, und ihr Herz dem christlichen Glauben zu öffnen.

Wenn man bedenkt, dass eben diese Bahn, die Frau von Staël in einer oberen Region mit so viel Glanz durchlaufen hat, unzähligen Geschöpfen, jedem in seiner angewiesenen Sphäre, vorgezeichnet ist; wenn wir fast in den Schicksalen jedes Einzelnen die gleiche Stufenfolge wahrnehmen: erst die Täuschungen der Leidenschaft; dann ihre betrognen Hoffnungen; dann jene Beobachtung der Individuen und der Gesellschaft, welche dahin führt, das Wohlthätige der Religion für die Sittlichkeit, für den Frieden, für die Eintracht der Familien zu erkennen; dann endlich jene unvermeidlichen Schmerzen des reiferen Alters, jene Schmerzen, die von den pomphaften Rührungen der Jugend entblösst sind, jene Schmerzen, wobey das Herz, der Fähigkeit sich zu zerstreuen beraubt, nur für das Leiden empfänglich bleibt: wenn wir, sage ich, das Ganze dieser Anordnung überschauen, scheint sie

nicht darauf eingerichtet zu seyn, das Herz der Herrschaft der Religion zu unterwerfen? Scheint es nicht, als ob das Wesen, welches der Anbeginn und das Ende, der Urquell und das Ziel ist, uns nur einen Augenblick dem Strome des Lebens überlassen hätte, weil der Lauf der Wellen uns wieder zu ihm zurückführen muss?

Frau von Staël hat in ihrem Zeitalter viel gutes gestiftet: und hiebey bringe ich weder die Hülfleistungen aller Art in Anschlag, die sie dem Unglück so freygebig zutheilte, noch auch die unendliche Masse von Genuss und Belehrung, die ihr Gespräch und ihre Schriften verbreitet haben; eine Erwägung, die mir in dieser Stunde besonders theuer wird, ist die, dass sie der geheiligten Sache der Religion nützlich gewesen. Sie wurde es vielleicht um so mehr, weil sie es nicht förmlich als ihren Zweck betrieben hat, diese Sache zu führen, sondern nur eine tiefe Ueberzeugung, ein inniges und mächtiges Gefühl unwillkührlich in ihren Schriften hervorbricht.

Da sie keine Absicht ankündigte, so hat der Unglaube sich nicht im Voraus gegen sie waffnen können. Immer ist sie mit Sanftmuth und Einfachheit aufgetreten. Sie hat nicht wie ein Lehrer

des Gesetzes; noch wie ein strenger Prediger gesprochen; sondern sie entlehnte eine eigne Art des Nachdrucks eben daher, dass sie alles gekannt, alles geliebt hatte, was Herz und Geist in diesem irdischen Leben bezaubern kann; sie sagte den Weltleuten, den Staatsmännern, den Schriftstellern: Alle Gegenstände eures Strebens haben mich ebenfalls beschäftigt, aber ich habe gefühlt, dass es ohne die Religion nichts grosses noch dauerhaftes giebt; durch sie allein besteht die Sittlichkeit, die Stütze der Gesellschaft; sie allein gewährt eine Zuflucht im Unglück, und ohne sie ist selbst das Talent seiner höchsten Begeisterung beraubt. Die, welche sich niemals zum Himmel emporgeschwungen, haben sich des schöpferischen Funkens nicht bemächtigt, und sie werden nicht einmal jenen Schatten von Unsterblichkeit erlangen, welchen der Ruhm zu vertheilen hat.

Nur ein Genius dieser Art konnte als Missionar bey einer gelehrten und vernünftelnden, einer leichtsinnigen und hoffärtigen Welt Eingang finden. Ohne in den Tempel selbst einzudringen, hat sie im Vorhofe ihren Platz genommen, und Anklänge der heiligen Hymnen vor der im Herzen heidnischen Menge angestimmt, welche den Musen Weihrauch streut, und die Propheten steinigt.

Aber vorzugsweise hat sie sich an die gefühlvollen Seelen gewendet, und wie der grosse Apostel zu den Athenern, hat sie zu den zärtlichen und enthusiastischen Gemüthern gesagt: Der unbekannte Gott, welchen ihr anbetet, ist der, welchen wir euch verkündigen.

J. A. Schmitt.

RÂMÂYANA,

ID EST,

CARMEN EPICUM

DE RAMÆ REBUS GESTIS,

A

POËTA ANTIQUISSIMO

VÂLMÎKE,

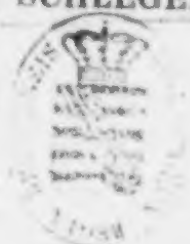
LINGUA SANSCRITA COMPOSITUM.

TEXTUM CODD. MSS. COLLATIS RECENSUIT,

ADNOTATIONES CRITICAS ET INTERPRETATIONEM LATINAM

ADIECIT

AUGUSTUS GUILELMUS A SCHLEGEL.



Prospectus.

AYANT fait depuis plusieurs années mon étude principale de la langue Sanscrite, je me propose de publier une série d'éditions de quelques ouvrages choisis parmi les plus marquans de la littérature ancienne et originale des Brachmanes.

Je viens de donner une édition du BHAGAVAD-GÎTA,* poème philosophique, célèbre dans l'Inde entière, et révéré presque à l'égal des livres sacrés. Ce travail a été mis sous les yeux des connoisseurs en Angleterre et en France, et le public savant est à même de juger la méthode que je m'attache à suivre, mes moyens pour exécuter une pareille entreprise, et l'exactitude que je mets à remplir les devoirs d'éditeur, de critique et d'interprète.

Je ferai suivre ce premier essai d'une *Edition complette* du poème épique intitulé RÂMÂYANA, ou *les Exploits de Ramas.*

Il me paroît essentiel pour l'avancement de l'étude du Sanscrit d'y appliquer dans toute leur rigueur les principes qui ont amené en Europe la connoissance des auteurs classiques au plus haut point de perfection. L'histoire de la philologie helleniste semble être faite exprès pour expliquer ma pensée. La littérature de l'antique Grèce étoit encore vivante à Constantinople, lorsqu'au 15e siècle des Grecs fugitifs enseignèrent leur langue dans l'Europe Occidentale. Ces Grecs étoient très-savans sans doute : mais ils étoient imbus de préjugés, ils avoient vieilli dans une certaine routine, et si on leur avoit laissé à eux seuls le soin de publier les auteurs classiques, nous n'aurions jamais eu des textes aussi corrects, ni des commentaires aussi satisfaisans que ceux que nous possédons maintenant.

Comme la Grèce moderne nous a transmis les chefs-d'œuvre de

---

* BHAGAVAD-GÎTA, id est, Θεσπέσιον μέλος, sive alma Krishnæ et Arjunæ colloquium de rebus divinis, Bharateæ episodium. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem Latinam adiecit *A. G. a Schlegel.* Typis Regiis. Bonnæ 1823. 6 maj.
(Se trouve à Paris, Strasbourg, et Londres, chez Treuttel et Würtz.

la Grèce ancienne, de même l'Inde nous offre aujourd'hui les monuments écrits d'une antiquité presque inaccessible. Le Sanscrit est vivant pour les Brahmes instruits, étant leur langue savante et sacrée; ils possèdent tous les trésors de leur littérature, même en fait de commentaires et d'autres ouvrages secondaires. Cependant les éditions que des savans Indiens ont publiées ou pourront publier, ne satisferont jamais entièrement aux besoins d'un lecteur Européen, besoins que ces savans ignorent nécessairement.

Le premier soin d'un éditeur de livres Sanscrits doit être voué à l'authenticité et à la correction du texte, que l'on pourra obtenir la plupart du temps, sans recourir à la critique conjecturale, par la confrontation du plus grand nombre de manuscrits accessibles, surtout de manuscrits exécutés dans différentes contrées de l'Inde, et par le correctif des commentaires, s'il en existe.

Ensuite l'éditeur doit s'attacher à éclaircir toutes les obscurités, qui pourroient se rencontrer, soit dans les mots soit dans les choses. Dans une étude aussi neuve on doit même avoir égard aux lecteurs qui ne seroient pas encore entièrement maîtres de la langue. Or le commentaire le plus succinct est une version littérale, écrite cependant d'un style pur, et intelligible par elle-même, dans laquelle on se permettroit seulement, d'ajouter en parenthèse quelques mots de paraphrase ou de développement lorsque cela paroîtroit nécessaire, de même que Sir William Jones l'a pratiqué dans son excellente traduction des *Lois de Menou*. D'après ces vues j'accompagnerai le *Rámáyana* d'une traduction, d'une introduction générale, et d'un dictionnaire mythologique et géographique, le tout en Latin, comme étant la

langue de communication universelle entre les savans, et plus adaptée qu'aucune autre à traduire du Sanscrit, par les raisons que j'ai indiquées dans la préface du Bhagvad-Gita. J'y ajouterai ensuite des notes critiques, dans lesquelles je rendrai compte des variantes et de mes raisons pour préférer telle ou telle leçon.

Il seroit inutile de répéter ce qui a été développé avec une lumineuse éloquence par plusieurs illustres savans Anglois, François et Allemands sur l'importance de l'étude du Sanscrit et de la littérature classique des anciens Brachmanes. L'admirable structure de cette langue considérée en elle-même, son étonnante affinité avec le Persan, le Grec, le Latin, et les langues teutoniques, en font un objet principal d'une science, on peut dire, toute nouvelle: *la grammaire comparée*; science qui, appuyée sur des faits, marchera en avant d'un pas assuré, tandis que l'étymologie conjecturale, traitée comme elle l'a été d'ordinaire, n'a conduit qu'à des systèmes chimériques. D'autre part l'antique religion, la mythologie et la législation des Brachmanes nous ramènent, pour ainsi dire, au berceau de la civilisation, et jettent le plus grand jour sur ces mêmes objets chez plusieurs peuples marquans de l'antiquité, notamment chez les Egyptiens. Les monuments écrits d'une littérature considérée encore comme sacrée par les Hindous d'aujourd'hui, nous font connoître à fond la source de leurs mœurs, de leurs usages, de leurs idées et de leurs préjugés, et enfin de cette civilisation stationnaire, à laquelle la tutèle d'un sacerdoce héréditaire (une des phases principales du monde primitif) a pu amener l'éducation des peuples. L'on peut affirmer, en un mot, que la connoissance approfondie de l'Inde ancienne, telle que les compagnons d'Alexandre le Grand l'ont déjà trouvée, est la clef de l'état social de l'Inde actuelle.

Quant au Rámáyana en particulier, il occupe avec le Mahâ-Bhárata le premier rang parmi les poèmes mythologiques, que les Indiens nomment Pourânas, c'est-à-dire, anciennes traditions. Les fictions qu'il contient sont répandues non-seulement dans toute l'étendue de l'Inde proprement dite, mais elles ont pénétré dans la presqu'île au-delà du Gange, dans les îles de l'Archipel Indien, et dans plusieurs contrées de l'Asie centrale; et jamais peut-être héros déifié n'a rempli de sa gloire un théâtre plus vaste que Ramas. Le sujet du poème est le bannissement de Ramas, prince issu de la dynastie des Rois d'Ayodhyâ, (aujourd'hui Oude,) ses erreurs à travers la péninsule, l'enlévement de son épouse par un géant, tyran de Ceylon, la conquête miraculeuse de cette île, et le rétablissement de Ramas sur le trône de ses ancêtres. L'unité de l'action; une teinte en même temps héroïque et patriarcale; l'abondance et la variété de fictions merveilleuses; des descriptions pittoresques de fleuves, de montagnes et de forêts, en un mot de toute la nature végétale et animale de l'Inde; des situations fortes et pathétiques; une grande élévation et une extrême délicatesse dans les sentiments du héros et des principaux personnages, répandent un charme unique sur ce poème pour des lecteurs qui savent se transporter en idée dans une sphère morale, intellectuelle et physique toute différente de la nôtre.

Plusieurs Pourânas sont trop volumineux pour pouvoir être facilement publiés autrement que par extrait; le Rámáyana n'est pas d'une longueur démesurée, étant évalué à 24,000 distiques, distribués en sept livres, dont chacun est sous-divisé en un nombre inégal de chapitres ou de rhapsodies.

La poésie épique et traditionnelle est, sans comparaison, la

partie de la littérature Indienne la plus facile à comprendre, le style se rapprochant beaucoup de la simplicité coulante et naive des chants Homériques. Pour l'avancement de l'étude du Sanscrit rien ne me paroît plus utile que de mettre entre les mains des écoliers une masse de lectures aisées et attrayantes, dans laquelle, après avoir saisi les principes généraux de la grammaire, ils pourront aller en avant sans le secours d'un maître, se pénétrer presque sans peine du génie de la langue, et se familiariser avec ses idiotismes singuliers.

Le Rámáyana n'est pas entièrement inédit: MM. *Carey* et *Marshman* en ont entrepris une édition dont trois volumes, contenant les deux premiers livres, ont paru à Serampore dans les années 1806—1810. Cette édition étoit calculée pour 10 volumes in quarto, mais l'entreprise en a été abandonnée depuis long-temps; et des trois volumes imprimés le second ne se trouve plus dans la librairie.

Dans mon édition le texte du poème et la traduction formeront sept forts volumes in 8vo.; un huitième, qui contiendra l'introduction et les explications générales, paroîtra le dernier, quoiqu'il soit destiné à être mis à la tête de l'ouvrage. Le tout sera publié par livraisons de deux volumes, et le prix de chaque livraison, franche de port à Paris, sera de fr. 100.

Le texte sera imprimé avec les caractères Devanágari, gravés et fondus à Paris sous ma direction par ordre du gouvernement prussien. Le format et la qualité du papier vélin seront les mêmes que dans mon Bhagavad-Gîta, seulement on soignera encore davantage l'exécution typographique, afin de produire un

livre qui, sous ce rapport aussi, puisse mériter une place dans les bibliothèques des amateurs.

Je ne saurois déterminer d'avance l'espace qu'occuperont les notes, imprimées séparément. Comme elles seront en partie de nature à ne pouvoir intéresser que ceux qui font une étude approfondie du Sanscrit, MM. les souscripteurs pourront à leur choix les prendre ou non. Dans le premier cas on les leur fournira au même taux que les volumes du texte, c'est-à-dire à raison de par fr. 50. volume.

On ne tirera sur papier de première qualité que peu d'exemplaires outre ceux commandés par MM. les souscripteurs, et le prix en sera augmenté d'un tiers pour les acheteurs qui n'auront pas souscrit.

L'impression ne pouvant être commencée, qu'après que les matériaux pour la totalité de l'ouvrage auront été rassemblés, du moins en grande partie, la première livraison ne pourra être fournie que dans un délai considérable. J'espère cependant pouvoir la publier au commencement de l'an 1825. Ensuite l'impression avancera rapidement, et je me flatte d'achever le tout dans l'espace de quatre années.

A. G. DE SCHLEGEL,

Professeur à l'Université de Bonn, membre de l'Académie Royale de Berlin, membre correspondant de la Société Royale de Gottingue et de l'Académie Royale de Bavière, membre honoraire des Sociétés Asiatiques de Calcutta, de Paris, et de Londres.

Londres, ce mois de Novembre, 1823.

La liste des Souscripteurs sera close et imprimée lors de la publication de la 1ère livraison consistant en deux volumes. Le prix de chaque livraison, imprimée sur très-beau papier, sera de 100.fr. pour les souscripteurs, et le nombre d'exemplaires de toute l'édition devant être très-limité, le prix de la livraison sera de fr. 150. pour ceux qui n'auront pas souscrit. On accordera cependant à ceux-ci, en faisant l'acquisition des volumes déjà publiés, la faculté de pouvoir devenir souscripteurs, pour toutes les livraisons qui resteroient à être publiées jusqu'à la terminaison de l'ouvrage.

On souscrit, sans rien payer d'avance.

POUR LA FRANCE, L'ANGLETERRE, ET LES PAYS-BAS,

A Paris, chez TREUTTEL ET WÜRTZ, Rue de Bourbon, No. 17.

A Strasbourg, a la même maison, Rue des Serruriers, No. 30.

A Londres, a la même maison, Soho Square, No. 30.

A Leyde, chez J. et S. Luchtmanns.

De l'Imprimerie de [illegible] et [illegible] 10, [illegible] Street Soho.

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

August Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königl. Preußiſchen Rhein-Univerſität, Ritter des St. Wladimir- und des Wasa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Geſellſchaften.

Erſter Band.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1823.

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königl. Preußiſchen Rhein-Univerſität, Ritter des St. Wladimir- und des Maja-Ordens, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Geſellſchaften.

Erſten Bandes Erſtes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1820.

An

Se. Durchlaucht

Herrn Fürſten von Hardenberg,

Königlich Preußiſchen Staatskanzler.

Durchlauchtigſter Fürſt!

Hochgebietender Herr Staatskanzler!

Ew. Durchlaucht haben geruhet, meine Vorſchläge zur Förderung der Indiſchen Sprachkunde in Deutſchland zu genehmigen, die Mittel zu deren Ausführung zu ſichern, und mir die Beſorgung der erfoderlichen Anſtalten aufzutragen.

Das mir hiedurch bewieſene ehrenvolle Zutrauen hat nicht nur meinen Eifer, ſondern auch meine Kräfte verdoppelt, und ich darf daher wohl ein erwünſchtes Gelingen hoffen.

Der Nutzen, der aus dem einheimiſchen Anbau eines neuen, für weltgeſchichtliche und philoſophiſche Forſchung

ſo wichtigen Feldes der Gelehrſamkeit erwachſen kann; für Deutſchland überhaupt, und inſbeſondere für die kaum geſtiftete, aber durch eine wahrhaft königliche Anlage, und durch die Berufung ſo vieler ausgezeichneten Männer ſchon blühende und berühmte Lehranſtalt, welcher ich anzugehören die Ehre habe: dieſer Nutzen wird ganz die Schöpfung Ew. Durchlaucht ſeyn.

Mich ſelbſt betrachte ich hiebey nur als Werkzeug, und ſchätze mich glücklich, wenn ich die ſchwierige Bahn ebnen, mitlebenden und künftigen Denkern den Zugang zu den ſchriftlichen Denkmalen der Aſiatiſchen Vorwelt

erleichtern kann. In ſo fern jedoch die Ergebniſſe meiner eignen Forſchungen einigen Werth haben mögen, ſind ſie das Eigenthum des erlauchten Gönners, der meine wiſſenſchaftliche Neigung zu meinem Berufe gemacht hat. Aber ſie Ew. Durchlaucht öffentlich, mit dem Ausdrucke meiner innigſten Dankbarkeit und Verehrung, zueignen zu dürfen, dieß gewährt meinem Gefühle eine unſchätzbare Befriedigung.

Möge der ſteigende Flor der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in den Preußiſchen Staaten, ein angeſtammter Ruhm dieſer Monarchie, noch in einer fernen Zukunft

von dem überschauenden Blick und der belebenden Für-
sorge Ew. Durchlaucht zeugen!

Ich verharre in tiefster Ehrerbietung

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

August Wilhelm von Schlegel.

Vorrede.

Der Zweck dieſer Zeitſchrift iſt, theils das bisher bekannte im Fache der Indiſchen Litteratur und Alterthumskunde zuſammenzuſtellen, zu prüfen und, wo es nöthig, zu berichtigen; theils das neue, das in Europa oder in Indien ſelbſt ans Licht gefördert werden mag, allgemeiner bekannt zu machen.

Für ein Gebiet des Forſchens, wo alles noch im Werden begriffen iſt, wo man den Umfang und die Gränzen des Gegenſtandes noch nicht einmal deutlich überſchaut, wo noch manche Entdeckungen gemacht werden müſſen, ehe man zu einiger Vollſtändigkeit gelangen kann, und wo ſolche Entdeckungen täglich zu erwarten ſind, ſchien mir die Form einer Zeitſchrift vorzüglich angemeſſen. Wenn meine Unternehmung Beyfall findet, ſo hoffe ich, ſoll nach einigen Jahren ein Repertorium daraus erwachſen, in deſſen Berichten man den Punkt, von welchem wir ausgingen, das während dieſer Zeit

geleiſtete, und was noch zu leiſten übrig bleibt, überſehen wird.

In einer Zeitſchrift können auch einzelne Bemerkungen, vorläufige Andeutungen, Fragen und Zweifel, oder verſuchte Auflöſungen von Fragen und Zweifeln eine Stelle finden, welche die Unterſuchung in mancherley Richtungen anzuregen dienen, deren Mittheilung aber vielleicht ganz verſäumt würde, wenn ſie auf die Ausarbeitung eines ausführlichen, und die Gegenſtände methodiſch umfaſſenden Werkes warten ſollte.

Ich bin nicht bloß Herausgeber, ſondern auch Verfaſſer der Indiſchen Bibliothek; ich habe für jetzt keinen Mitarbeiter, und will verſuchen, wie weit ich mit meinen eignen Kräften den billigen Erwartungen des Publikums entſprechen kann. Sollte ſich in der Folge ein in gleichen Forſchungen begriffener Gelehrter zur Herausgabe mit mir vereinigen, ſo werde ich es im voraus anzeigen; bis dahin bin ich für alles verantwortlich, was nicht als ein fremder Beytrag ausdrücklich bezeichnet wird.

Wiewohl mein Augenmerk zwar eigentlich auf die Vorzeit Indiens gerichtet iſt, ſo werde ich mich doch häufig mit dem heutigen Indien zu beſchäftigen haben, in ſo fern die genauere Kenntniß der Geographie und Naturgeſchichte des Landes zum Verſtändniß der alten

Schriften dient, und in so fern der gegenwärtige gesellige, religiöse und politische Zustand entweder noch ein treues Bild des vormaligen darstellt, oder darauf zurückschließen läßt.

Die alten Denkmale der Baukunst und Bildnerey, welche die diesseitige Halbinsel aufzuweisen hat, sind vielleicht noch nicht einmal dem Namen nach vollständig bekannt: geschweige denn, daß man von allen genaue Beschreibungen und charakteristisch treue Abbildungen hätte. Die Bestimmung ihres Zeitalters, wofern sie durch innere oder äußere Gründe möglich wird, ihre Deutung, ihre Beurtheilung in künstlerischer Hinsicht, endlich die Frage über die Originalität der Indischen Kunst überhaupt: dieß alles ist von der größten Wichtigkeit für die Beleuchtung des Alterthums, und gehört daher wesentlich mit zu meinem Plan. Auch die Bildwerke der neueren Zeit haben einen archäologischen Werth, weil sie, insbesondre bey der Darstellung geheiligter Gegenstände, immerfort nach alten Mustern ausgearbeitet werden.

Zwischen dem Indus und Ganges liegt ein weites und herrliches Gebiet, dessen Mannichfaltigkeit für die Betrachtung unerschöpflich ist. Dennoch werde ich mich nicht ausschließend darauf beschränken; im Wesen meiner Untersuchungen liegt die Nöthigung, von dorther den

Blick nach allen Seiten hinaus zu wenden, um die Berührungspunkte der Indiſchen Vorwelt mit den Geſchichten und Ueberlieferungen andrer Völker nachzuweiſen oder auszumitteln. Die Einflüſſe, welche von der dieſſeitigen Halbinſel, der Heimat des Sanskrit, über die jenſeitige Halbinſel, die gegen über liegenden Inſeln, Tibet und das ganze öſtliche Aſien ſich verbreitet haben, liegen am Tage. Der Zuſammenhang der alten prieſterlichen Lehre und Verfaſſung Indiens mit der früheſten Bildungsgeſchichte der Weſtwelt iſt, in Hinſicht der Zeit, der Weiſe und der Richtung, worin die Mittheilungen erfolgt ſeyn mögen, weit räthſelhafter, gleichwohl ſehr wahrſcheinlich, ja durch ſo viele auffallende Uebereinſtimmungen wird er faſt unläugbar. Nach den hierüber bereits in Umlauf geſetzten Anſichten und Begriffen kann es die Leſer nicht befremden, daß in dieſer Zeitſchrift häufig von Aegypten, von Medien und Perſien, von dem geſamten Vorder-Aſien, zuweilen auch von Griechenland, von den Etruſkern und übrigen Italiſchen Völkerſchaften, endlich von Germanien und Scandinavien die Rede ſeyn wird.

Vornämlich werde ich es mir angelegen ſeyn laſſen, die Zeugniſſe der Griechen, der Römer und der Byzantiner über Indien mit unſrer heutigen Kenntniß des Landes und der Sprache, und den Ausſagen der einheimiſchen Vorzeit zu vergleichen, dadurch ihren Sinn

aufzuklären, ihre Wahrheit zu bestätigen, oder die eingemischten Irrthümer darzuthun.

Die des Sanskrit kundigen Leser, die ich jetzt schon in Deutschland, ja in Europa zu finden hoffen darf, würden sich sehr bald aufzählen lassen. Diese wenigen werde ich mich bemühen, durch die strengste Genauigkeit zu befriedigen, wo es auf Auslegung und Sprachkritik ankommt. Hauptsächlich aber geht mein Bestreben dahin, die Theilnahme gebildeter Leser zu gewinnen, welche aller wahren Erweiterungen des geistigen Besitzes sich lebhaft erfreuen, ohne die philologischen Forschungen, wodurch dergleichen gewonnen werden, selbst abstellen zu wollen oder zu können. Ich werde daher Sorge tragen, daß solche Leser in jedem Hefte nur wenige Blätter zu überschlagen finden, der größte Theil des Raumes wird allgemein verständlicher Belehrung oder willkommner Unterhaltung gewidmet seyn.

Indessen darf es doch nicht vergessen werden, daß gründliche Sprachkunde immer die Grundlage aller zu hoffenden wahrhaft ersprießlichen Ergebnisse bleibt, und daß wir, sobald diese vernachläßigt wird, nur auf den Sand bauen. Es wird mir daher wohl vergönnt seyn, in dieser Hinsicht hier manches für eine, wie ich glaube, nicht sehr entfernte Zukunft niederzulegen, wo die Kennt-

niß des Sanskrit in Deutschland wenigstens nicht seltner seyn dürfte, als etwa die des Arabischen und Persischen.

Die Neigung denkender Gelehrten, welche sich durch keine Mühseligkeit abschrecken lassen, wo es auf Entdeckung der verborgenen Wahrheit ankommt, wie es deren in Deutschland so viele giebt; die Neigung, sage ich, durch Erlernung des Sanskrit an der reinsten Quelle Inner-Asiatischer Ueberlieferungen selbst zu schöpfen, hat sich bisher, wegen der Unzugänglichkeit dieser Quelle, nicht in ihrem ganzen Umfange kund geben können. Ich darf aber dem Deutschen Publicum eine hierin bevorstehende günstige Veränderung mit Zuversicht ankündigen.

Die Königlich Preußische Regierung hat mit der Freygebigkeit, womit sie gewohnt ist, alle Fortschritte der Wissenschaften aufzumuntern, thätig zu fördern und zu belohnen, die Kosten zur Anlegung einer Indischen Druckerey auf meinen Vorschlag bewilligt, und mir Befehl ertheilt, die Typen unter meiner Leitung verfertigen zu lassen. Vielleicht schon in Jahresfrist werden wir demnach anfangen können, Elementarbücher des Sanskrit und Indische Texte in Deutschland zu drucken.

Bis auf diesen Zeitpunkt verspare ich nun auch die Herausgabe einer von mir unternommenen grammatischen und etymologischen Sprachvergleichung zwischen dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, und den

verſchiedenen alten Mundarten des deutſchen Sprachſtammes, der Gothiſchen, Angelſächſiſchen, Fränkiſchen, Isländiſchen, u. ſ. w. Die im vorigen Jahre angekündigte Abhandlung: De vsu linguae Brachmanum sacrae in causis linguae graecae et latinae indagandis, ſollte nur einige Abſchnitte des größeren Werkes enthalten, welche ich vorläufig den Philologen vorzulegen wünſchte, weil ich nicht wußte, wie bald ich im Beſitz der zum Druck des Ganzen nöthigen Typen ſeyn würde. Denn bey einem Werke dieſer Art, wo es auf die wiſſenſchaftlichſte Genauigkeit ankommt, iſt der ungelehrte Nothbehelf nicht zu dulden, daß man die Wörter aus Sprachen, die ihre eigenthümliche und ganz von unſerm Alphabet abweichende Schrift haben, bloß mit Lateiniſchen Buchſtaben ausdrückt.

Die urſprüngliche Verwandtſchaft der oben genannten Sprachen, und einiger andern, wodurch ſie ſich, zuſammengenommen, als Eine große Sprachfamilie ausweiſen, und ſich eben ſo beſtimmt von andern Sprachgeſchlechtern abſondern, wird auf Glauben bereitwillig genug angenommen; ja dieſe merkwürdige Thatſache iſt ſchon manchen Misdeutungen ausgeſetzt geweſen, und hat nicht gehörig bewährte Folgerungen und Vermuthungen veranlaßt. Es iſt Zeit, daß das unfruchtbare Staunen über einzelne herausgegriffene Aehnlichkeiten, und das

etymologiſche Herumtappen aufhöre, und daß durch eine ſyſtematiſche und vollſtändige Vergleichung, welche von dem innerſten Bau der Sprachen und den grammatiſchen Elementen ausgeht, jene Verwandtſchaft nach ihrem wahren Weſen, und den Graden ihrer Abſtufung ins Licht geſetzt werde. Weit entfernt, Beyſtimmung ohne Prüfung zu begehren, werde ich vielmehr die kritiſchen Zweifler auffodern, mit allen ihren Einwürfen hervorzutreten.

Wo uns die ſchriftlichen Zeugniſſe verlaſſen, zeugen noch die ſteinernen Denkmale, wo dieſe, die Sprachen von den alten Menſchengeſchlechtern. Die Geſchichte der Urwelt iſt nicht durch eine unüberſteigliche Kluft vor uns verſchloſſen: nur müſſen wir durch die rechte Pforte zu ihren Weihungen eingehn, und nicht auf Nebenwegen einen apokryphiſchen Beſitz erlangen wollen.

Bonn im Junius 1820.

Inhalt
des erſten Bandes.

Seite.

Zueignung an Se. Durchlaucht den Herrn Staatskanzler Fürſten von Hardenberg. . . . . III.

Vorrede. . . . . IX.

I. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Indiſchen Philologie 1.

II. Indiſche Dichtungen.

Vorerinnerung. . . . . 28.

Von dem epiſchen Sylbenmaaße der Indier . 36.

Vom deutſchen Hexameter. . . . . 40.

Von der Schreibung und Ausſprache der Indiſchen Namen . . . . . 46.

Die Herabkunft der Göttin Ganga, in zwei Geſängen. . . . . 50.

III. Ausgaben Indiſcher Bücher. . . . . .

Nalus, Carmen sanscritum e Mahàbhàrato edidit Franciscus Bopp. 1819. 8. . . 97.

IV. Zur Geſchichte des Elephanten. . . . . 129.

V. Indiſche Sphinx

Vorerinnerung. . . . . 232.

§. 1. Geſchlechtsname der Oſtgothiſchen Könige 233.

§. 2. Kunde des Mittelalters von Deutſchen in Aſien. . . . . 235.

§. 3. Ueber Thiernamen . . . . . 238.

§. 4. Namen der Metalle. . . . . 242.

§. 5. Herſtellung einer Lesart beim Athenäus 245.

Seite.

§. 6. Deutung einiger Indiſchen Namen bei griechiſchen Geſchichtſchreibern . . 247.

§. 7. Wodan und Buddha. . . . . 252.

VI. Die Einſiedelei des Kandu, nach dem Brahma-Purana, einer epiſchen Dichtung aus dem höchſten Alterthume. Von Herrn von Chezy. . . 258.

VII. De studio etymologico. . . . . 274.

VIII. Wilſons Wörterbuch. . . . . 295.

IX. Nachrichten. . . . . 365.

X. Neueſte Mittheilungen der Aſiatiſchen Geſellſchaft zu Calcutta. . . . . 371.

Geographie. . . . . 372.

Das Himalaya-Gebirge und die Quellen des Ganges.

Botanik. . . . . 390.

Zoologie. . . . . 393.

Der Aſiatiſche Tapir. Von Herrn d'Alton.

Ethnographie und Alterthumskunde.

§. 1. Java und Bali. . . . . 400.

§. 2. Die Phanſigars. . . . . 425.

§. 3. Die Königsweihe. . . . . 430.

XI. Ueber die in der Sanskrit-Sprache durch die Suffixa त्रा und य gebildeten Verbalformen. Von Herrn Staatsminiſter Freiherrn von Humboldt. . . . . 433.

1.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Indiſchen Philologie.

Geſchrieben im Sommer 1819.

(Dieſer Aufſatz iſt zuerſt im 2ten Heft des Jahrbuchs der Preußiſchen Rhein-Univerſität erſchienen, und ſeitdem zweymal ins Franzöſiſche überſetzt, in der Bibliothèque universelle, und in der Revue encyclopédique. Da ich indeſſen nicht vorausſetzen kann, daß er allen meinen Leſern in die Hände gekommen, ſo habe ich dennoch, wegen der darin enthaltenen allgemeinen Ueberſicht, für zweckmäßig gehalten ihn hier voranzuſtellen.)

Auf nicht wenigen Gebieten der Forſchung ſind die Deutſchen allen übrigen Völkern Europa's entſchieden voraus; auf keinem werden ſie es ſich gefallen laſſen, hinter ihren Nachbarn zurück zu bleiben. Es iſt wahr, zum Gedeihen mancher Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes ſind äußerliche Bedingungen erforderlich; man muß den Stoff des Wiſſens und die Werkzeuge zu deſſen Verarbeitung in ſeiner Gewalt haben, und wenn man dieſe nur durch fremde Vermittlung überkommen kann, ſo iſt man dabei in einer gewiſſen Abhängigkeit vom Auslande, wie es bei der Indiſchen Philologie wirklich

der Fall iſt. Die Engländer, und jetzt beynahe ſie allein, ſind im Beſitz des Indiſchen Handels nicht nur, ſo wie der natürlichen und Gewerbs-Reichthümer dieſes mannichfaltig begabten Landes; ſondern ſie haben auch den Schlüſſel zu deſſen geiſtigen Schätzen, den ſchriftlichen und künſtleriſchen Denkmalen des Alterthums. Die Miſſionare ließen es ſich zwar ſchon frühzeitig angelegen ſeyn, die heutigen Mundarten Indiens zu erlernen und erlernbar zu machen; zur Kenntniß des Sanskrit drangen ſie nur ſelten und auf unvollkommene Weiſe hindurch. Ihre Mittel waren beſchränkt, überdieß hatten ſie mit dem Mistrauen der Brahmanen zu kämpfen, welche wohl einſahen, daß die chriſtlichen Prieſter ihre alten heiligen Bücher nur zu kennen begehrten, um ſie als ein Gewebe verderblicher Irrthümer zu widerlegen. Indeſſen haben die Miſſionare doch zuerſt Handſchriften ſanskritiſcher Bücher nach Europa geſchafft, wofür wir ihnen noch immer dankbar ſeyn müſſen. Der Vorrath in Paris iſt beträchtlich und ſehr ſchätzbar; ich bin nicht genau unterrichtet, wieviel in der Propaganda ſich finden mag. Allein dieſe Bücher lagen lange Zeit unbenutzt und beynahe ſo unzugänglich da, als die Aegyptiſchen Papyrus-Rollen. Seit einigen vierzig Jahren haben zwey Männer von ausgezeichnetem Geiſt, Warren Haſtings und nach ihm Sir William Jones, ſich das unſterbliche Verdienſt erworben, die Bekanntſchaft mit den Indiſchen Sprachen, den heutigen ſowohl, als der gelehrten Urſprache, in einem umfaſſenderen Kreiſe zu fördern. Von Warren Haſtings rühren die erſten Aufmunterungen her; Sir William Jones kam als ein vielgeübter Sprachkenner nach Indien: und wiewohl in höheren Geſchäften dahin berufen, fand er dennoch Muße mit ſeinem eignen Beyſpiele

vorzuleuchten. Die Fortschritte waren anfänglich langsam, weil unermeßliche Schwierigkeiten beseitigt werden mußten; sie beschleunigten sich aber in steigendem Verhältnisse, und jetzt geht es rasch vorwärts. Zuerst wurden Uebersetzungen geliefert, dann Elementarbücher, endlich Originaltexte. Das meiste zur Erlernung des Sanskrit dienliche ist in den letzten funfzehn Jahren erschienen.

Die Engländer sind bey dem Anbau und der Verbreitung der Indischen Sprachkunde auf einen großen politischen Zweck gerichtet. Sie haben ihre Europäischen Mitwerber entweder ganz aus Indien verdrängt, oder auf einen unbedeutenden Kreis beschränkt; kaufmännische Niederlassungen sind ihnen zu einem großen Reiche erwachsen; ihr Oberbefehlshaber ist an die Stelle des großen Mogols getreten, und handhabt diese Gewalt mit ganz anderm Nachdrucke als die letzten Herrscher jenes entthronten Stammes; von der auf hundert Millionen geschätzten Gesamt-Bevölkerung der diesseitigen Halbinsel gehorchen schon siebzig Millionen dem Brittischen Scepter, unmittelbar, oder mittelbar unter pflichtigen Fürsten; nicht einmal zu rechnen, daß ihre Obergewalt auch auf den Inseln des Indischen Oceans mehr und mehr um sich greift. Dieses mit der Weltherrschaft der Römer wetteifernde Reich streben sie nun fester zu gründen durch vorausſehende und vorbeugende Staatsklugheit; durch eine geordnete, der Willkühr möglichst entzogene Verwaltung; besonders aber durch Schonung der Denkart ihrer Unterthanen, und durch Entscheidung der Rechtshändel nach den einheimischen Gesetzen, welche jedem der untergebenen Völker vermöge seiner Religionsbegriffe für heilig gelten. Sie stellen daher nur

solche Beamten an, welche die Indischen Sitten und geselligen Verfassungen kennen. Diese Kenntniß ließe sich allenfalls aus übersetzten Büchern erwerben. Allein die Machthaber sollen nicht von treulosen oder ungeschickten Dollmetschern abhängen, sie sollen im Stande seyn, ihre Untergebenen selbst zu hören und zu bescheiden: deswegen wird es jetzt den verwaltenden Behörden zur unerlaßlichen Bedingung gemacht, die Landessprachen zu wissen. Die heutigen Mundarten der verschiednen Landschaften sind aber sämtlich durch Einmischung des Persischen, des Arabischen und andrer Sprachen, aus dem Sanskrit entstanden. Auf dieses, als die gemeinsame Grundlage der Indischen Sprachkunde, ist man also ebenfalls zurückgeführt worden. Man hat Druckereyen angelegt, Lehranstalten in Asien und in Europa gestiftet, jene sind zum Theil mit Indischen Gelehrten besetzt, und Britten gehen bey Brahmanen in die Schule.

Alle obigen Zwecke und Antriebe liegen außer dem Bereich der Deutschen; dagegen werden die weltgeschichtlichen, philologischen und philosophischen Gesichtspunkte, die sich sogleich bey Betrachtung der Indischen Denkmale darbieten, sie um so lebendiger ansprechen. Denn die Forschungen, welche das Auge für dergleichen Aussichten in die unbekannte Vorwelt schärfen, sind in Deutschland vorzugsweise einheimisch, und auswärtige Gelehrte ahnden manche Begriffe noch nicht, womit der Deutsche schon vertraut geworden ist. Es ist hier nicht der Ort, umständlich zu entwickeln, welche reichhaltigen Ergebnisse die Kenntniß des Sanskrit und das Verständniß der darin abgefaßten alten Bücher für allgemeine Sprach- und Völkerkunde, ja für die Urgeschichte der Menschheit versprechen; welche schöpfe-

rische Fülle der Einbildung in der Mythologie der Indier, welcher zarte Sinn in ihrer Poesie, welche Tiefe und Klarheit geistiger Anschauung in ihrer Philosophie sich offenbart. Auch darf ich mich wohl auf die Schrift über die Sprache und älteste Weisheit der Indier von Friedrich von Schlegel berufen, worin alle jene Gesichtspunkte angedeutet sind.

Wenn die heilige Bibliothek des Osymandyas, durch ein Wunder erhalten, uns plötzlich aufgethan, wenn uns zugleich der Schlüssel zu den Hieroglyphen, der Buchstabenschrift und Sprache der alten Aegyptier verliehen würde; welch ein Wetteifer würde unter den denkenden Alterthumsforschern entstehen, die Ueberlieferungen einer weisen Vorwelt sich anzueignen, und dem heutigen Geschlecht mitzutheilen! Wir sind keineswegs gesonnen, die Wissenschaft und die geheimen Weihungen der Aegyptischen Priester herabzuwürdigen, aber wir behaupten dreist: hier ist mehr als die Bibliothek des Osymandyas! Der Gehalt der geheiligten und wissenschaftlichen Ueberlieferungen beyder Völker mochte ungefähr gleich seyn, ehe die Aegyptischen zerstört waren; die Anfänge der gesetzlichen Bildung beyder gehen in eine Vorzeit zurück, von welcher unsre Geschichte nichts zu berichten weiß: denn die uralte Aechtheit der Indischen Denkmale denken wir schon gegen die Angriffe einiger Engländer von befangener Gesinnung und verneinender oder starr behauptender Denkart durchzufechten. Aber die Form der Darstellung dürfte sich, wenn die Vergleichung angestellt werden könnte, weit vollkommener in den Indischen Schriften aufweisen, als in den Aegyptischen. Vermuthlich war die Sprache der alten Nil-Anwohner

urſprünglich eine arme und rohe Africaniſche Mundart, nur durch prieſterliche Kunſt, wie das Volk ſelbſt, gezähmt, und zum Ausdruck höherer Begriffe gleichſam magiſch umgeſtaltet. Die Indiſche Sprache hingegen gehört zu dem edelſten Stamme, und hat unter den ihr im Bau und Weſen verwandten Sprachen zugleich das urſprüngliche Gepräge am reinſten bewahrt, und die höchſte in ſich beſchloſſene Vollendung erreicht. Sie iſt ein wunderwürdiger Beweis von dem Umfange jenes zuſammenfaſſenden, einigenden Vermögens im menſchlichen Geiſte, kraft deſſen Anſchauung und Begriff ſich gegenſeitig durchdringen, und das Ganze eines Gedankens ſeinen Theilen vorangeht.

Als mein Bruder ſeit dem J. 1803 in Paris ſich auf die Erlernung des Sanskrit wandte, da war es in der That ein herkuliſches Unternehmen in dieſer unbetretenen Wildniß ſich einen Weg zu bahnen, und in ſeinen Umgebungen, in ſeiner Europäiſchen Entlegenheit von den Quellen des heiligen Stromes konnte er mit Recht ſagen:

Avia Pieridum peragro loca, nullius ante
Trita solo, iuvat integros accedere fontes.

Glücklicher Weiſe fand er einen früher am Ganges einheimiſch gewordenen Wegweiſer. Einige unvollkommene handſchriftliche und gedruckte Verſuche der Miſſionare ausgenommen, gab es damals faſt noch gar keine Hülfsmittel; man mußte unmittelbar von den erſten Elementen der Sprache zur Leſung der Original-Handſchriften fortgehen, welche, wie ſich verſteht, dem Ungeübten weit ſchwerer zu entziffern ſind, als gedruckte Bücher. Was in Indien bald nachher geſchah, kam langſam nach Europa, und konnte, bey dem damaligen gewaltſamen Zuſtande des feſten

Landes, von England aus nicht mitgetheilt werden. In den wenigen seitdem verflossenen Jahren hat sich nun der Schauplatz ganz verwandelt. Die Zahl der Arbeiter ist bedeutend angewachsen, die Bemühungen haben sich vervielfältigt; was man kaum hoffen durfte, ist bereits geleistet worden. Hülfsmittel und Materialien sind im Vergleich mit dem früheren Zustande in ziemlicher Menge vorhanden; nur fehlt es grossentheils noch an einer zweckmäßigen Verarbeitung, um die Sache, die ihrem Wesen nach immer sehr schwierig bleiben muß, so viel möglich zu erleichtern.

Dazu kommt nun als äußerliches Hinderniß der Umstand, daß fast alle bisher erschienenen Bücher in Indien gedruckt sind; daß nur eine einzige Buchhandlung in London (Black, Kingsbury, Parbury, und Allen) welche die Aufträge der Ostindischen Compagnie zu besorgen hat, den Bücherverkehr mit Asien treibt; und daß, wenn der geringe Vorrath, welchen man nach dem zu erwartenden Absatz nach Europa kommen läßt, erschöpft ist, die Bestellungen über den Ocean sehr weitläuftig und von zweifelhaftem Erfolge sind. Denn in Indien selbst scheinen die Auflagen mancher vor nicht vielen Jahren gedruckten Bücher schon erschöpft zu seyn. Ich habe weder Kosten noch Mühe gespart, um eine vollständige Sanskrit-Litteratur zusammen zu bringen; ich sehe mich im Besitz einer Sammlung dazu gehöriger Werke, dergleichen vermuthlich in keiner öffentlichen Bibliothek Deutschlands vorhanden ist: aber, ungeachtet der Verwendung einiger gelehrten Freunde in England, fehlen mir noch verschiedene wichtige Stücke.

Erst seit fünf Jahren habe ich angefangen, das

Sanskrit zu erlernen, und nur unter mancherley Unterbrechungen darin fortfahren können. In Paris konnte ich die Handschriften der königlichen Bibliothek, und die unvergleichliche, über die Litteratur, Geschichte und Geographie des gesamten Asiens mit seltener Vollständigkeit sich verbreitende Büchersammlung des Herrn Langlès benutzen, dessen gefällige Mittheilung seiner Kenntnisse und Vorräthe an auswärtige Gelehrte nicht genug gerühmt werden kann. Die gütigen Hülfleistungen meines vortrefflichen Freundes, Herrn von Chezy, Professors der Indischen Sprache am Collége de France, haben mir die ersten Schritte erleichtert. Mit Herrn Bopp, der sich schon durch eine sprachvergleichende Schrift vortheilhaft bekannt gemacht hat, und gegenwärtig mit Unterstützung der Königl. Baierischen Regierung in London seine Forschungen fortsetzt, habe ich in Paris oft gemeinschaftlich gearbeitet. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas dazu beytragen könnte, das Studium des Sanskrit in Deutschland einheimisch zu machen. Eine diesen Sommer auf der Rheinischen Universität gehaltene öffentliche Vorlesung über die Litteratur und die Alterthümer Indiens hat mich überzeugt, daß selbst eine unvollkommne Uebersicht der künftigen Ergebnisse dieses Studiums hinreicht, um lebhafte Theilnahme zu erwecken. Bis ich mit reiferen Arbeiten hervortreten kann, mögen folgende kurze Andeutungen dazu dienen, denen unter mein.n Landsleuten, welche das Abenteuer bestehen wollen, (denn ein Abenteuer bleibt es noch immer) einigermaßen den Weg zu weisen.

Die Grammatik ist die Grundlage alles übrigen: ganz vorzüglich in der Indischen Sprache, weil sie im

höchſten Grade durch Anlage und wiſſenſchaftliche Ausbildung regelmäßig iſt, und in ihrer unendlichen Entwicklungsfülle einer einfachen in ſich zuſammenhängenden Geſetzgebung gehorcht. Die grammatiſchen Verſuche des Pater Paulinus *) ſind, abgeſehen von den vielen Irrthümern und Ungenauigkeiten, ſchon deswegen unbrauchbar, weil die Indiſchen Wörter mit Lateiniſchen Buchſtaben gedruckt ſind. Ich will alle ſprachvergleichende Etymologen daror gewarnt haben, auf die darin enthaltenen Angaben zu fußen. Die Arbeiten des Deutſchen Jeſuiten Hanxleden, aus deſſen Papieren der Verfaſſer geſchöpft hat, wögen zu ſeiner Zeit und mit ſeinen Mitteln ſehr verdienſtlich geweſen ſeyn: aber der Pater Paulinus theilte mit, was er nur ſehr unvollkommen verſtand.

Die Engländer haben ſchon vier Indiſche Sprachlehren geliefert **). Die von Colebrooke und Forſter ſind bis jetzt unvollendet, und die erſte wird es auch wohl bleiben.

*) *Sidharubam*, seu Grammatica Samscrdamica, cui accedit dissertatio historico-critica in linguam Samscrdamicam, vulgo Samscret dictam. Romae 1790. *Vyácarana* seu locupletissima Samscrdamicae linguae institutio, adornata a P. Paulino a S. Bartholomaeo. Romae 1794.

**) 1. A Grammar of the Sanscrit language. By *H. T. Colebrooke*, Esq. Vol. I. Calcutta, 1805. fol. (Preis in London: 2 Guineen) 2. An Essay on the principles of Sanscrit Grammar by *H. P. Forster*, Esq. Calcutta, 1810. P. I. royal 4to. (Preis: 3 Guineen.) 3. A Grammar of the Sungskrit language etc. By *W. Caren*. Serampore, 1806. royal 4to. (Preis: 8 Guineen.) 4. A Grammar of the Sanskrita language by *Charles Wilkins*. London, 1808. 4to. (Preis: 4 Guineen.)

Man kann sie daher nur in den ersten Abschnitten der Wissenschaft zu Rathe ziehen. Colebrooke, sonst ein bewundernswürdiger Meister in der philologischen Kritik, wurde bey dieser Arbeit durch die damalige Unvollkommenheit der Indischen Typographie behindert. Die zuerst gegossenen Buchstaben waren von einer so ungeschickten Größe, daß der Raum nicht verstattete, die Regeln durch Beyspiele gehörig zu erläutern. Der Verfasser spricht daher schon in der Vorrede von einer vorzunehmenden Umarbeitung. Die Grammatik von Carey empfiehlt sich durch den Reichthum an Paradigmen und Beyspielen; freylich ist sie auch sehr weitläuftig ausgefallen. Der Verfasser hat sich zwar der Europäischen Methode befleißigt, aber in vielen Stücken sich an die Indischen Grammatiker angeschlossen, und man lernt aus seinem Werke ihre treffende Terminologie kennen. Wilkins endlich hat mit ungemeiner Klarheit und Gewandtheit, wenn ich so sagen darf, die Algebra der Indischen Sprachlehre in die gewöhnliche Arithmetik übertragen. Man vermißt zwar in seiner Grammatik vieles, dessen Auslassung bey dem großen Maaßstabe, wonach das Werk entworfen ist, sich nicht wohl entschuldigen läßt; auch ist seine Terminologie nicht immer glücklich gewählt. Jedoch dürfte dieses Lehrbuch für den Anfang das bequemste und brauchbarste seyn, und da es in London gedruckt und leicht herbeyzuschaffen ist, so haben wir damit viel gewonnen.

Es sind nun auch bereits drey Original-Werke über die Indische Grammatik gedruckt: die Sprüche des Panini nebst einer Auswahl von den Anmerkungen der Scholiasten, die Siddhanta-Kaumudi, und die kurze Sprachlehre des

Vopadeva, unter dem Titel Mugdha - Bodha. *) Diese gehören aber nicht zu den Hülfsmitteln für Anfänger, sondern zu dem ans Licht geförderten Vorrath von Erzeugnissen der Indischen Gelehrsamkeit. Denn so schwere Bücher können nur erfahrne Kenner des Sanskrit lesen, und auch solchen wird Inhalt und Einkleidung noch Schwierigkeit genug machen, besonders da sie mit keiner Uebersetzung oder Erklärung in einer bekannten Sprache ausgestattet sind. Indessen ist es sehr wichtig, sie zu haben: die grammatischen Arbeiten der Europäischen Philologen können in der Folge mit diesen authentischen Quellen verglichen, darnach geprüft, daraus berichtigt oder bestätigt werden. Die Methode der alten Indischen Sprachlehrer ist strenge wissenschaftlich, und sie legen es keineswegs darauf an, die Anfangsgründe zu erleichtern. Sie sprechen die allgemeinen Gesetze in Formeln aus, welche den algebraischen an Kürze gleichen, und mit ihnen den Vortheil gemein haben, daß, wenn man sie einmal begriffen hat, alle darunter befaßten Fälle mit Sicherheit aufgelöst werden können. Was sich nicht unter eine Regel bringen läßt, wollen sie dem Gedächtnisse durch allerley mnemonische Kunstgriffe eingeprägt wissen. Sie haben auf Köpfe gerechnet, denen das spitzfindigste bald geläufig wird, und

*) The Grammatical Sûtras or aphorisms of *Pánini* with selections from various Commentators. *Nagari* Character. 2 Vol. 8. Calcutta, 1809. The Siddhánta - Kaumudi, a Grammar conformable to the system of Pânini by *Bhattôji Dikshita*. *Nagari* Character, 1 Vol. 4to. Calcutta, 1812. The *Mugdha Bódha*, a Grammar by *Vopadeva*. Bengali Character, 1 Vol. 12. Serampore, 1807.

nach dem groſsen und dauerhaften Ruhm ihrer Schriften zu urtheilen, haben ſie ſich nicht betrogen.

Das nächſte Bedürfniß nach der Sprachlehre ſind die Wörterbücher, und hierin ſind wir noch längſt nicht ſo gut berathen als in jenem Fache. Wir haben nichts als den Amara-Kosha, *) freylich in der vortrefflichen Bearbeitung von Colebrooke. Allein der Amara-Kosha iſt kein alphabetiſches, ſondern ein metriſch abgefaßtes Real-Wörterbuch, deſſen Hauptzweck iſt, das Geſchlecht der Nenn- und Eigenſchaftswörter zu beſtimmen: dieſe werden nicht als zwey verſchiedene Claſſen betrachtet, ſondern die letzten nur als dreygeſchlechtige bezeichnet. In den erſten beyden Büchern ſind die Benennungen nach der Folge der Gegenſtände geordnet; dann kommen im dritten Bande vermiſchte; vieldeutige Wörter, auch die der Biegung nicht empfänglichen. Die Zeitwörter ſind ausgeſchloſſen. Der Herausgeber hat ein alphabetiſches Regiſter beygefügt, und die Stelle oder die Stellen, wo jedes Wort vorkommt, nach der Seiten- und Verszahl angegeben. Es iſt alſo immer ein doppeltes, oft ein mehrfaches Nachſchlagen nöthig; nicht ſelten ſucht man vergeblich, denn bey vielen andern Verdienſten hat das Buch keineswegs das der Vollſtändigkeit. Indeſſen wird es immer zu Rathe gezogen werden müſſen, wenn wir auch künftig ein alphabetiſches Wörterbuch beſitzen, weil es merkwürdige Aufſchlüſſe über die Eigenthümlichkeit und den Zuſammenhang der Indiſchen Begriffe von der Geiſterwelt, der Natur und dem menſch-

*) *Cósha* or Dictionary of the Sanscrit language, by *Amara Sinha*. With an Englisch Interpretation and Annotations. By *H. T. Colebrooke*, Esq. Serampoor, 1808.

lichen Leben giebt. Da die Ausgabe von Colebrooke ſchon ſehr ſelten geworden iſt, (ich beſitze ſie nur durch die Güte meines verehrten Freundes Sir James Mackintoſh) ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß in England ein neuer Abdruck veranſtaltet werden möchte, der ſich bey den Vortheilen der Europäiſchen Typographie leicht um vieles bequemer einrichten ließe. Auf den in Calcutta erſchienenen Abdruck des Textes von Amara-Kosha nebſt drey andern ähnlichen Wörterbüchern *) ohne alle Erläuterung, iſt daſſelbe anzuwenden, was ich oben von den Original-Sprachlehren ſagte.

Am Schluſſe des von Wilſon herausgegebenen Gedichtes Megha-Duta **), wird ein alphabetiſches Wörterbuch deſſelben Verfaſſers, als bereits im J. 1813 unter der Preſſe befindlich, angekündigt. In England aber war es, als ich zuletzt Erkundigung einzog, noch nicht angekommen, und vermuthlich iſt es bis jetzt nicht an's Licht getreten. Zufällig habe ich Gelegenheit gehabt, die erſten dreyhundert Seiten davon genau durchzugehn, und habe mich dabey überzeugt, daß es noch viel zu wünſchen übrig laſſen wird. Die verſchiedenen Bedeutungen der Wörter ſind verworren hingeſchüttet, ſtatt daß die Grundbedeutung, woraus die abgeleiteten begreiflich werden, vor-

*) The *Amara Cúsha*, *Médini Cúsha*, *Tricánda Sésha*, and *Hárávali*, four original Vocabularies. 1 Vol. 8. *Nagari* character. Calcutta, 1807.

**) The *Mégha Dúta* or *Cloud Messenger*, a poem in the Sanscrit language, by *Cálidása*. Translated into English verse with notes and illustrations, by *Horace Hayman Wilson*. Calcutta, 1813. 4to.

angeſtellt ſeyn ſollte. Auch iſt keineswegs eine befriedigende Vollſtändigkeit erreicht. Die Indiſche Sprache beſitzt freylich eine ſo unbegränzte Fähigkeit, zuſammengeſetzte Wörter zu bilden, daß es ins Unendliche gehen würde, wenn man alle von Dichtern oder Philoſophen erſonnenen Zuſammenſetzungen in ein Wörterbuch aufnehmen wollte. Auch bedarf es deſſen nicht. Sehr häufig iſt das vielfach zuſammengeſetzte Wort unmittelbar verſtändlich, ſobald man den Sinn der Beſtandtheile weiß. Nicht ſelten aber erwächſt aus der Verbindung eine untheilbare Einheit der Bedeutung, die ſich aus der Beſchaffenheit der Elemente zwar wohl begreifen, aber nicht im voraus errathen läßt. Iſt es doch im Griechiſchen und im Deutſchen eben ſo. Was ließe ſich zum Beyſpiel mit einem Griechiſchen Wörterbuche machen, in welchem die mit einer oder mehreren Präpoſitionen zuſammengeſetzten Zeitwörter nicht angegeben wären? Und dieſe läßt Wilſon größtentheils aus. Schätzbar iſt es hingegen, daß er die Indiſchen Etymologien beygefügt hat. Die einheimiſchen Sprachlehrer behaupten, das Sanskrit ſey ein in ſich vollendetes zuſammenhängendes Ganzes, ohne die mindeſte fremde Einmiſchung. Sie leiten alle Wörter ohne Ausnahme von den Wurzeln, d. h. von den einfachen Zeitwörtern ab, und halten ſich dabey bloß an die Form, unbekümmert um die Bedeutung, was in der That vollkommen folgerecht iſt. Aber auch in Hinſicht der Form nehmen ſie, wie mich dünkt, zu allerley Nothbehelfen ihre Zuflucht; und ſo wird es wohl in allen Sprachen, ſelbſt den reinſten und urſprünglichſten, ergehen, wenn daſſelbe Syſtem durchgeführt werden ſoll. Gleichwohl iſt bey weitem der größte Theil der Indiſchen Wörter offenbar

von den Zeitwörtern abgeleitet, und zwar dergestalt, daß der, welcher die Regeln der Ableitung kennt, ihre Bedeutung mit Zuverläßigkeit bestimmen kann.

Ein Wurzel-Wörterbuch ist daher unentbehrlich. Das einzige, was man bisher hatte, ist das von Carey seiner Grammatik angehängte. Wilkins hat seitdem ein anderes drucken lassen, aber es ist nicht in den Buchhandel gekommen, und wird, wie ich höre, nur an die Schüler der Lehranstalt zu Hertford vertheilt. Sollten die Engländer etwan auf ein Monopol mit der Indischen Litteratur Anspruch machen? Das wäre zu spät. Der Zimmet und die Gewürznelken mögen ihnen bleiben; diese geistigen Schätze sind ein Gemeingut der gebildeten Welt.

Zwischen dem, was man aus Sprachlehren und Wörterbüchern lernen kann, und der fertigen Lesung der Bücher ist noch eine große Kluft, welche nur durch eine Auswahl von leichteren und schwereren Stellen, mit wörtlicher Uebersetzung, erläuternden Anmerkungen, und vollständiger Zergliederung aller zum erstenmal vorkommenden Wörter, mit einem Worte, durch eine Chrestomathie, ausgefüllt werden kann. Eine solche Chrestomathie, eine kurzgefaßte Grammatik, ein nicht allzu dürftiges alphabetisches Glossar: dieß sind die dringendsten Bedürfnisse für den ersten Unterricht, wovon noch kein einziges befriedigt ist.

Aus allem obigen geht demnach hervor, daß wer es unternimmt, sich des Sanskrit ohne Lehrer zu bemeistern, für jetzt nicht mit der Mühe abkommt, eine der schwierigsten Sprachen zu erlernen, sondern daß er in dem Falle ist, sie großtentheils entziffern und enträthseln zu müssen.

Wie dem auch sey, da man sich einmal ins Wasser

werfen muß, ehe man schwimmen gelernt hat, so mag man sich eben so gern dem Ganges anvertrauen, als dem Flüßchen des benachbarten Thales: dort stärkt einen wenigstens das Bewußtseyn eines kühnen Unternehmens. Unter allen bisher gedruckten Indischen Büchern, vielleicht unter allen vorhandenen, würde ich rathen, mit dem Ramayana anzufangen. Die Erzählung in diesem Heldengedicht schreitet anschaulich fort, wie die Homerische; der epische Ur-Styl ist großartig und einfach; man gewöhnt sich bald an die fremde Eigenthümlichkeit einer entfernten Zone, eines geistig und körperlich anders gearteten Menschengeschlechts. Ueberdieß entfaltet sich sogleich in der alten Götter- und Heroen-Welt eine Fülle schöpferischer Einbildung, welche den Leser abwechselnd unter lieblichen und hohen Bezauberungen festhält, und ihn keine Mühseligkeit gewahr werden läßt. In der Anstalt zu Hertford hat man das bekannte Fabelbuch, den Hitopadesa, zur Lesung beym ersten Unterrichte gewählt, und dieß mag vielleicht unter dem Vorsitze eines Lehrers zweckmäßig seyn, eben weil die Mannichfaltigkeit des Inhalts und der Form immer neue Uebung veranlaßt. Die Erzählung ist in Prosa; die eingeflochtenen metrischen Sittensprüche sind aus verschiedenen Büchern entlehnt, und weichen im Styl sehr von einander ab. Manche werden durch ihre gedrängte sinnreiche Kürze dunkel, und können dem Ungeübten viel zu schaffen machen.

Die bisher gelieferten Englischen Uebersetzungen Indischer Bücher haben die Wißbegier wenigstens vorläufig befriedigt, und manche Belehrung und Unterhaltung gewährt. Freylich, wenn es auf historisch-kritische Forschungen ankommt, kann gefodert werden, daß man auf die Ur-

ſchriften zurückgehe, da ſie nunmehr zugänglich ſind. Hier betrachte ich die Ueberſetzungen nur, in ſo fern ſie zum richteren Verſtändniß und zur richtigen Auslegung des Textes dienen mögen. Die Ueberſetzung des Hitopadeſa von Wilkins iſt voll von entſtellenden Misverſtändniſſen; aber die Jahrszahl der Herausgabe (1787) entſchuldigt den Verfaſſer. Nicht viel günſtiger kann ich von der Ueberſetzung des Bhagavad-Gita, ebenfalls von Wilkins, urtheilen, ſo weit ich ſie verglichen habe. Bey dem Hitopadeſa kommt noch hinzu, um ſie unbrauchbar zu machen, daß der Ueberſetzer einer von der gedruckten Ausgabe in Anordnung und Inhalt beträchtlich abweichenden Handſchrift gefolgt iſt. Die dem Ramayana, ſo weit er erſchienen, beygefügte Ueberſetzung iſt auch nicht frey von Fehlern, und längſt nicht genau genug; zugleich iſt ſie form- und geſchmacklos. Die Ueberſetzungen des Sir William Jones vom Hitopadeſa, von der Sakontala, von dem Gita-Govinda, und von den Geſetzen des Manu, durch Vergleichung mit den Originalen näher zu prüfen, habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt. Doch läßt ſich vorausſetzen, daß ſie weit vorzüglicher ſind, weil Sir William Jones große philologiſche Gewandtheit, und regen Sinn für die morgenländiſche urweltliche Denkart beſaß, und weil ihm in ſeinem hohen Poſten die beſte Hülfe gelehrter Brahmanen zu Gebote ſtand. Seine Uebertragung der Geſetze des Manu empfiehlt ſich ſchon durch den würdigen Styl. Colebrooke's Ueberſetzungen von mehreren Schriften Indiſcher Rechtsgelehrten und von der Algebra des Brahmagupta, werden ohne Zweifel meiſterhaft ſeyn, wie alles, was von dieſem Manne kommt. Sie ſind ein wichtiger Beytrag zur Kenntniß der noch gelten-

den Indiſchen Geſetze, und zur Geſchichte der Mathematik; aber die überſetzten Bücher ſind weder leicht lesbar, noch überhaupt geeignet, die Aufmerkſamkeit des Alterthumsforſchers vorzugsweiſe zu beſchäftigen.

Die Druckerey in Calcutta iſt zwar in den letzten Jahren ſehr thätig geweſen, und Ausgaben von Original-Texten ſind ſchnell auf einander gefolgt; dennoch hat es mit der Indiſchen Philologie im ganzen, wie mich dünkt, eine unerwünſchte Wendung genommen. Dieſe Ausgaben ſind nämlich durchaus nicht auf Europäiſchen Fuß eingerichtet; allem Anſchein nach hat dabey kein Engliſcher Gelehrter Hand angelegt, ſondern die Sache iſt den bey der Schule in Fort-William angeſtellten einheimiſchen Lehrern des Sanskrit überlaſſen worden. Dieſe wackern Männer haben denn nichts beſſeres gewußt, als das Gedruckte den Handſchriften ſo ähnlich zu machen wie möglich, welches höchſt unbequem iſt. Alles iſt in Devanagari-Schrift bis auf die Seitenzahlen; nicht einmal ein Engliſcher Titel benachrichtigt den der Sprache Unkundigen, was er in Händen hat. Ja es geht ſo weit, daß ein paar Bücher vor mir liegen, die auf lange ſchmale Papierſtreifen in Querformat gedruckt ſind, und zwar ſo, daß was an der Vorderſeite oben, an der Rückſeite unten iſt. Dieß iſt eine Nachahmung der Handſchriften auf zubereiteten loſen Palmblättern, die man bey weitläuftigen Werken den gebundenen auf Baumwollen-Papier vorzieht, weil man es in dem heißen Klima ermüdend findet, ein ſchweres Buch zu handhaben. Solche Bücher mögen wir nun auf ein Polſter vor uns legen, uns mit kreuzweiſe untergeſchlagenen Beinen dahinter ſetzen, und wie ächte Brahmanen Blatt

vor Blatt bedächtig aus der Capſel hervorheben: zum Nachſchlagen ſind ſie völlig unbrauchbar.

Nur ſehr wenigen Büchern ſind Erleichterungsmittel beygefügt. Vom Amara-Kosha habe ich ſchon geſprochen: es ließe ſich doch daran noch manches vervollkommnen. Bey dieſer Ausgabe des Amara-Kosha und bey dem Ramayana iſt eine ſcheinbar kleine Veränderung der Indiſchen Schreibung angebracht, die von unermeßlich großem Nutzen für das leichtere Leſen und ſchnellere Verſtehen iſt: Punkte unter der Zeile, welche den Anfang der Worte bezeichnen. Das Sanskrit iſt, wie ſchon bemerkt, zu ſtarken Zuſammenſetzungen geneigt: in den älteſten Schriften findet dieß vergleichungsweiſe noch in einem mäßigen Grade ſtatt; die Dichter des verfeinerten Zeitalters kennen darin weder Maaß noch Ziel. Allein außer dieſen wirklich grammatiſchen Zuſammenſetzungen giebt es noch andre bloß orthographiſche und euphoniſche Verknüpfungen der Wörter. Die ſchließenden und anfangenden Buchſtaben beſtimmen ſich wechſelſeitig; die zwey Wörtern angehörigen Vocale verſchmelzen in einen Diphthongen, oder einer davon geht in einen Halbconſonanten über. Hier kommen nun die Punkte vortrefflich zu Statten, und doch hat man dieſe ſinnreiche Methode wieder verlaſſen. Die Indiſchen Schreiber verknüpfen ſelbſt diejenigen Worte, die gar nichts mit einander zu ſchaffen haben: dieß iſt eine bloße Schreibverkürzung, um ſich die ausführlichere Form der anfangenden Vocale zu erſparen. Dennoch hat man es ebenfalls im Druck den Handſchriften nachgemacht. Ich frage, wie es mit dem Genuß der claſſiſchen Litteratur ausſehen würde, wenn z. B. die Herausgeber des Virgilius immer fortgefahren hätten, die Verſe ohne Sen-

berung der Worte und ohne Interpunction drucken zu laſſen, wie die älteſten Handſchriften ſie haben. Warum ſollte man nicht auf das Sanskrit die typographiſchen Bequemlichkeiten anwenden, welche eine Erfahrung von viertehalb Jahrhunderten uns gelehrt hat? Dem Schüler, der jene unerbittlich in eins fortlaufenden Zeilen vor ſich ſieht, muß zu Muthe werden, wie dem Freunde der Botanik, der am Eingange eines Indiſchen Waldes eine herrliche Mannichfaltigkeit rankender Wucherpflanzen vor ſich ſieht, welche die Stämme umſchlingen, wodurch aber zugleich alle Pfade ſo verwachſen ſind, daß er nicht vordringen kann, um das einzelne zu betrachten.

Die Anmerkungen zum Ramayana ſind äußerſt dürftig. Ueberhaupt giebt es faſt keine philologiſche Vernachläßigung, welche ſich die Herausgeber nicht hätten zu Schulden kommen laſſen. Sie melden nicht einmal, ob ſie einer einzigen Handſchrift gefolgt ſind, oder ob ſie mehrere verglichen, und ob ſie die verglichenen übereinſtimmend gefunden oder Abweichungen bemerkt haben; geſchweige denn, daß ſie über die Entſtehungsart des Gedichts, über deſſen vermuthliches Zeitalter und angeblichen Verfaſſer, endlich über die mythiſche und hiſtoriſche Bedeutung etwas zu ſagen gewußt hätten. Wiewohl der Ramayana in gewiſſem Sinne äußerſt leicht iſt, kann er dennoch ſehr verwickelte Unterſuchungen veranlaſſen. Die zahlreichen Verſehen beym Drucke, wo zuweilen ganze Verſe aus ihrer Stelle gerückt ſind, werden nirgends angezeigt. Ein künftiger Herausgeber wird daher aufs neue Handſchriften zu vergleichen haben. Das Ganze dieſer Ausgabe war auf zehn Quartbände berechnet: ſie ſcheint, aus Mangel an Unterſtützung, mit dem dritten

Bande ins Stocken gerathen zu seyn *). Man erschrecke nicht über diese Weitläuftigkeit eines einzigen Gedichtes: der Raum ist ungeschickt verschwendet, so daß auf jeder Seite nur zehn Verse, oft noch weniger stehen. Bey einer verständigen Einrichtung würde sich der Ramayana wohl in halb so viel Octav-Bände bringen lassen.

Mit der oben erwähnten Ausgabe eines kleinen Gedichtes von Kalidasas, des Megha-Duta, hat Wilson den Freunden der Indischen Poesie ein angenehmes Geschenk gemacht. Seine Anmerkungen zeugen von Sinn und Geschmack, und von Belesenheit in den Griechischen und Lateinischen sowohl, als den Indischen Dichtern. Viele Anspielungen auf einheimische Mythologie, Sitten und Naturgegenstände sind erläutert; aber die hier unentbehrliche grammatische Auslegung des Textes hat der Herausgeber übergangen. Die beygefügte freye Nachbildung in gereimten Versen wird schwerlich solche Leser befriedigen, welche das Original ergründen wollen und können.

Dieß sind nun, so viel mir bekannt geworden, alle Ausgaben von Büchern, in welchen von dem eröffnenden Gruße: Heil dem glückseligen Ganesa! an, bis zu dem Schlusse des Reinigungsblattes (so nennen die Indier das Druckfehler-Verzeichniß) irgend ein andrer als Indischer Buchstabe vorkäme. Scholien sind einigen Schriften beygegeben: aber bis wir erst mit dem Gedankengange, der Methode und der Kunstsprache der Indischen Commenta-

*) The *Ramayuna* of *Valmeeki*, in the original Sungskrit. With a prose translation and explanatory notes, by *W. Carey* and *J. Marshman*. Vol. I — III. Serampore, 1806 — 1810. 4to.

toren vertraut geworden seyn werden, sind die Scholien der Erläuterung fast eben so bedürftig, als der Text selbst.

Ich schließe diese kurze Nachricht mit einer allgemeinen Bemerkung. Soll das Studium der Indischen Litteratur gedeihen, so müssen durchaus die Grundsätze der classischen Philologie, und zwar mit der wissenschaftlichsten Schärfe, darauf angewandt werden. Man wende nicht ein, die gelehrten Brahmanen seyen ja durch ununterbrochne Ueberlieferung im Besitz des Verständnisses ihrer alten Bücher; für sie sey das Sanskrit noch eine lebende Sprache: wir dürften also nur bey ihnen in die Schule gehn. Mit den Griechen war es vor der Zerstörung von Constantinopel derselbe Fall; die Kenntnisse eines Lascaris, eines Demetrius Chalkondylas, von der alten Litteratur ihres Volkes waren allerdings schätzbar; dennoch haben die abendländischen Gelehrten sehr wohl gethan, es nicht dabey bewenden zu lassen. Zur Lesung der Griechen war man indessen in Europa durch die nie ganz ausgestorbene Bekanntschaft mit der Lateinischen Litteratur ziemlich vorbereitet. Hier hingegen treten wir in einen völlig neuen Ideenkreis ein. Wir müssen die schriftlichen Denkmale Indiens zugleich als Brahmanen und als Europäische Kritiker verstehen lernen. Die heutigen Homerischen Fragen waren jenen gelehrten Griechen nicht fremder, als es die Untersuchungen über den Ursprung der Indischen Religion und Gesetzgebung, über die allmähliche Entwickelung der Mythologie, über ihren Zusammenhang und ihre Widersprüche, über ihre kosmogenische, physische oder geschichtliche Deutung, endlich über die Einmischungen späteren Betruges, den Weisen Indiens seyn würden.

Dem Herausgeber Indiſcher Bücher bieten ſich dieſelben Aufgaben dar, wie dem claſſiſchen Philologen: Ausmittelung der Aechtheit oder Unächtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen; Vergleichung der Handſchriften, Wahl der Leſearten und zuweilen Conjectural-Kritik; endlich Anwendung aller Kunſtgriffe der ſcharfſinnigſten Hermeneutik. Für alles dieſes wäre es wohl das zweckmäßigſte, die Lateiniſche Sprache zum Werkzeuge der Mittheilung zu wählen. Sie iſt ſeit drey Jahrhunderten im Beſitz, die Kunſtſprache der Philologie zu ſeyn; und wenn ſie urſprünglich auch wenig Anlage dazu gehabt hätte, vielfältige Bearbeitung hat ſie für dieſen Zweck ausgebildet. Man hat bisher im neueren Europa die grammatiſche Terminologie der Lateiner noch nicht entbehren können. Auch für das Sanskrit wird ſie ſo ziemlich hinreichen, mit Hinzufügung weniger nach der Analogie neu zu prägender Ausdrücke. Die Engliſche Sprache iſt, wegen ihrer Formloſigkeit und ihres analytiſchen Charakters, durchaus untauglich zu wörtlich genauen Übertragungen aus dem Sanskrit, der erſten unter allen ſynthetiſchen Sprachen. Die Armuth des Lateiniſchen, und deſſen Beſchränktheit in der Zuſammenſetzung iſt ebenfalls ein Hinderniß. Man muß ſich da mit Umſchreibungen helfen; Striche, welche die Wörter verbinden, mögen andeuten, wie vieles durch ein einziges Indiſches Wort ausgedrückt wird: eine Methode, die man ſchon bey den Verſionen der Homeriſchen Geſänge angewandt hat. Allein die Lateiniſche Sprache hat den unermeßlich großen Vortheil, daß ſie der Wortſtellung des Sanskrit ſich Schritt vor Schritt anſchließen kann. Wir erfahren mit Vergnügen, daß Herr Bopp ſo eben eine

Episode des Mahabharata mit einer wörtlichen Lateinischen Version, und mit Anmerkungen in derselben Sprache in London hat drucken lassen. Dieses Beyspiel wird also auch zuerst von einem Deutschen Gelehrten gegeben.

Ferner wird, wenn die Sache wahrhaft gefördert werden soll, künftig planmäßiger in der Wahl der herauszugebenden Werke verfahren werden müssen, als bisher geschehen ist, da man altes und neues, ursprüngliches und abgeleitetes, allgemeines und besonderes, in verschiedenen Fächern, wie es eben der Zufall gab, herausgegriffen hat. Für praktische Zwecke mögen neuere wissenschaftliche Schriften den Vorzug verdienen; dem Europäischen Geschmack mögen die Gedichte eines Kalidasas oder Jayaderas mehr zusagen, als die dem Valmikis und Vyasas zugeschriebenen Dichtungen: in weltgeschichtlicher Beziehung aber bleiben die Denkmale des älteren, ich möchte sagen, des erzväterlichen Zeitraumes immer das wichtigste; sie sind die Grundpfeiler des ganzen Gebäudes. Handschriften der Veda's sind längst in Europa, und noch hat niemand sich an das schwierige Unternehmen gewagt, sie kritisch und auslegend zu bearbeiten. Die Gesetze des Manu sind im Original in Calcutta gedruckt, dazu haben wir die früher erschienene Uebersetzung von Sir William Jones: sie bedürfen und verdienen eben solche Aufklärungen, als die, welche die Mosaische Gesetzgebung besonders durch Deutsche Alterthumsforscher erhalten hat. Nach diesen heiligen Büchern nehmen die beyden großen Heldengedichte, der Ramayana und Mahabharata, den nächsten Rang ein; an die letzten schließen sich die übrigen Purana's an, so fern sie alt und ächt sind, wie die cyklischen Dichter der Griechen sich an den Homer angeschlossen

haben. Nur aus dieſen Ueberlieferungen der Sage, und der zwar volksmäßigen, aber doch prieſterlichen Dichtung kann ein authentiſcher Vortrag der Indiſchen Mythologie zuſammengeſtellt werden. Mit ihnen in der Hand müſſen wir die mit Bildwerken bekleideten Felſenwände betrachten und deuten.

Die neuere Indiſche Litteratur iſt unüberſehlich reich; in verſchiedenen Fächern fehlt es uns noch an den erſten Nachrichten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nicht alles gedruckt werden kann. Um das wichtigſte, das eigenthümlichſte, das belehrendſte heraus zu finden, wird man zuvor vieles kennen und prüfen müſſen. So weitläuftige Arbeiten auszuführen, ſo umfaſſende Aufgaben zu löſen, wird der beharrliche Fleiß Vieler in mehreren auf einander folgenden Menſchenaltern erforderlich ſeyn. Aber wir ſind Europäer, und unſer Vorrang, unſere geiſtige Mündigkeit beſteht eben darin, daß wir den Erdball mit ſeinen Bewohnern überſchauen, und den Trieb hegen, die Geſchichte beyder bis in die entfernteſte Urzeit zurück zu verfolgen. Kein Denkmal des ehrwürdigen Alterthums ſollte uns demnach vergeblich um Deutung anſprechen.

Für die Natur-, Länder- und Völkerkunde Aſiens, auch für deſſen neuere Geſchichte, haben die Engländer in der letzten Zeit viel gethan: dieß iſt die glänzende Seite ihrer wiſſenſchaftlichen Leiſtungen. Doch können wir nicht umhin, anzuerkennen, daß die Franzoſen, während einer vorübergehenden Eroberung Aegyptens, auf deſſen Kunſt-Denkmale mehr Sorgfalt, gelehrten Fleiß und künſtleriſche Treue verwendet haben, als die Engländer auf die Indiſchen während eines langen, ungeſtörten Beſitzes. Von

Seiten der Regierung iſt nichts geſchehen; die bisherigen Privat-Unternehmungen ſind mehr geeignet, das Auge durch auffallende maleriſche Wirkung zu ergötzen, als der Wiſſenſchaft zu genügen. Von dem Style der Alt-Indiſchen Architektur kann man ſich aus dem großen Werke von Daniell allenfalls einen Begriff machen; die merkwürdigſten Denkmale der Sculptur ſind entweder noch gar nicht, oder charakterlos abgebildet. Faſt im Angeſichte von Bombay, eines der Hauptſitze der Engliſchen Herrſchaft in Indien, liegt die Inſel Salſette; und dennoch kennen wir ihre Tempelgrotten bisher nur aus flüchtigen Beſchreibungen: man hat ſich nicht die Mühe gegeben, ſie in Kupfer zu ſtechen.

Was nun die Sprachenkunde betrifft, ſo iſt den Engländern das Sanskrit mehr Mittel, als Zweck. Von den älteren Gelehrten, deren Namen ſchon durch die Aſiatiſchen Unterſuchungen berühmt geworden, haben wir, dem Vernehmen nach, keine neuen Arbeiten zu erwarten; und man ſieht eben nicht, daß ihre Stelle durch jüngere Nachfolger erſetzt worden wäre. Die erſte durch Sir William Jones angeregte Begeiſterung ſcheint erloſchen zu ſeyn. Dem Deutſchen Fleiß und Tiefſinn ſteht alſo hier ein großes Feld der Mitwerbung offen. Doch wenn wir dabey nicht fernerhin vom Auslande abhängig ſeyn ſollen, ſo iſt eins unumgänglich nöthig: eine mit Indiſchen Typen verſehene Druckerey in Deutſchland. Die erſte Auslage würde beträchtlich ſeyn, aber durch den Nutzen reichlich vergütet werden. Es wird mit ſolcher Freygebigkeit von mehreren Deutſchen Regierungen, insbeſondere von der Königlich Preußiſchen, für die Förderung ächter Wiſſenſchaft geſorgt,

daß wir bey einem so wichtigen Zweck wohl auf öffentliche Unterstützung hoffen dürfen. *)

Ein Mann, auf den sein Vaterland stolz seyn kann, dessen Name jenseits, wie diesseits des Atlantischen Meeres, mit Verehrung genannt wird, Alexander von Humboldt, hat schon seit Jahren eine Reise durch Indien nach Tibet im Sinne gehabt; die äußeren Mittel zur Ausführung seines Vorhabens sind ihm, mit ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste, von des Königs Majestät zugesichert worden. Einem so umfassenden und unermüdlich thätigen Geiste ist kein Fach des Wissens fremd: wiewohl die Naturkunde sein erstes Augenmerk bleibt, so wird er doch gewiß keine Gelegenheit versäumen, auch über die Alterthümer Asiens fruchtbare Beobachtungen mitzutheilen. Wie wünschenswerth wäre es, daß diese in ihrer Art einzige Gelegenheit dazu benutzt würde, durch den Ankauf von Handschriften und Kunstgegenständen für die Regierung, ein Indisches Museum in Deutschland zu gründen! An Ort und Stelle könnte dieß vermuthlich ohne übermäßigen Aufwand geschehen.

So viel von allgemeinen Wünschen und Aussichten. Die Thätigkeit des Einzelnen erscheint oft unbedeutend; die Beschränktheit der äußerlichen und geistigen Mittel, mancherley Störungen, endlich die Kürze des Lebens, hemmen sie; die Ausführung bleibt meistens in weiter Ferne hinter dem Entwurfe zurück. Aber dem uneigennützigen Eifer gewährt es schon Befriedigung, auch nur einen oder den andern Stein zur Vollendung eines großen Baues herbeygeschafft zu haben.

*) Was hier nur als Wunsch ausgesprochen wurde, ist nunmehr schon in Erfüllung gegangen.

II.

Indiſche Dichtungen.

Vorerinnerungen.

Unter obiger Ueberſchrift bin ich geſonnen, wenn der erſte Verſuch Beyfall findet, nach und nach eine Reihe von Darſtellungen aus der Indiſchen Mythologie zu geben. Ueber dieſe fehlt es zwar nicht an Lehrbüchern. Aber theils ſind ſie nicht, wenigſtens nicht unmittelbar, aus den ächteſten Quellen geſchöpft; theils haben die Verfaſſer ſich nicht damit begnügt, die Sache einfach vorzulegen, wie ſie iſt, ſondern ſie haben fremdartiges eingemiſcht: unſtatthafte Vergleichungen mit der Aegyptiſchen, Griechiſchen und Italiſchen Götterlehre; Muthmaßungen über den Urſprung, die allmähliche Entwickelung und den Zuſammenhang der Indiſchen Mythen, welche für jetzt noch viel zu voreilig ſind; endlich allegoriſche Deutungen, nämlich ſolche, zu denen die Befugniß nicht in dem Weſen der Fabeln ſelbſt liegt.

Aechte Quellen nenne ich die heiligen Bücher oder Veda's, die Geſetze des Manus, die beyden Heldengedichte

von den Thaten des Ramas, und von dem Kriege der Geschlechter Kuru und Pandu, auch in verschiedenem Maaße die übrigen Sagen (Purana's); dann die alten Denkmale der Bildnerey. Diese werden aber durch jene erst recht verständlich, auch fehlt es noch sehr an genauen und charakteristischen Abbildungen.

Die mündlichen Mittheilungen der jetztlebenden Indischen Gelehrten und Priester, besonders wenn sie in Europäischen Sprachen Statt finden, welche dem Ideenkreise des Alt-Indischen so fremd sind, müssen unvermeidlich manchen Misverständnissen ausgesetzt seyn. Alles kommt dabey auf die Persönlichkeit an. Wem ist nicht das warnende Beyspiel Wilford's bekannt? Aber auch die Gelehrsamkeit und Redlichkeit des Mittheilenden vorausgesetzt, so kann dennoch der in Indien so vielfach verbreitete Sectengeist die Aechtheit der Mittheilungen verfälschen, und den Europäischen Lehrling auf Irrbahnen führen.

Man wird demnach wohl thun, denke ich, wenn man in das Alterthum eindringen, und die Indische Mythologie in ihrer ursprünglichen Gestalt kennen lernen will, sich fürs erste ausschließend an die schriftlichen Denkmale, und zwar an die aus dem erzväterlichen Zeitraume zu halten, und von da zu den steinernen Denkmalen überzugehn.

Eine ächtere Quelle kann es nicht geben als die, aus welcher die folgende Darstellung geschöpft ist. Die Verherrlichung des Flusses Ganges durch einen ihm zugeschriebenen himmlischen Ursprung habe ich genau mit allen Umständen dem Ramayana nacherzählt, wo der weise Visvamitras seinen jungen Freund Ramas von einer Begebenheit unterrichtet, die dessen Ahnen zu hohem und wundervollem

Ruhme gereicht. Das erſte Buch des Ramayana iſt voll von dergleichen kosmogeniſchen und theogeniſchen Episoden. Der Mahabharata, von welchem ich bisher nur noch einzelne Stücke kenne, iſt es ohne Zweifel ebenfalls. Aus diesen beyden Werken allein würde ſich ſchon eine reichhaltige Folge Indiſcher Mythen zuſammenſtellen laſſen.

Die Mythologie iſt ihrem Weſen nach Poeſie, und ein dichteriſcher Vortrag iſt alſo dabei ganz an ſeiner Stelle. Zugleich werden die Leſer auf dieſe Weiſe den Geiſt des alten Indiſchen Epos kennen lernen, der mit dem Charakter ihrer Mythologie in der innigſten Wechſelbeziehung ſteht.

Sir William Jones hat Gegenſtände der Indiſchen Mythologie lyriſch beſungen. Aber hiebey wird die Bekanntſchaft damit damit ſchon vorausgeſetzt, da die Gattung nicht viel mehr als flüchtige Anſpielungen in raſchen Uebergängen erlaubt. Die Geſtalten der Indiſchen Götterwelt erſcheinen in dieſen Hymnen unter allſeitiger Beleuchtung, mit der ganzen Fülle ihres bunten Schmuckes ausgeſtattet, und vielleicht in einem allzu blendenden Lichte.

Die einfache und ruhig entfaltende epiſche Darſtellungsweiſe ſchien mir am beſten für die Belehrung geeignet. Ich habe es den Leſern dabey ſo leicht als möglich zu machen, und ihnen alle mühſelige Arbeit des Gedächtniſſes zu erſparen geſucht. Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit bey dem erſten Eintritt in das Labyrinth der Indiſchen Mythologie verurſacht die Vielnamigkeit der Götter, welche noch viel weiter geht als bey den Griechen. Dieſe Namen ſind ſämtlich bedeutſam, und haben den Vorzug vor manchen Griechiſchen, daß ſie aus der Sprache ſelbſt ſich mit Zu-

verläßigkeit erklären, und den Kundigen ſogleich verſtändlich ſind. Sie erinnern an die theogoniſchen Verwandſchaften, an Eigenſchaften, Attribute, Thaten der Gottheiten; und ein Unterricht über die Indiſche Götterlehre ließe ſich bequem an die Deutung der Namen knüpfen, wie ſie zum Beyſpiel im Amara-Koſcha, aber bey weitem nicht vollſtändig, aufgezählt ſind. Der Indiſchen Poeſie ſchaffen dieſe tönenden und prächtigen Beywörter eine reiche Zierde: es wird unaufhörlich damit gewechſelt, aber nicht gerade immer mit beſonderer Beziehung auf die Stelle wo ſie vorkommen, ſondern nach Willkühr. Für den Leſer, welchem die Bedeutung der Namen nicht bekannt und gegenwärtig iſt, bleiben ſie ein leerer Schall, und können, bis man ſie dem Gedächtniſſe mit Mühe eingeprägt hat, nur verwirrend wirken. Ich habe mich daher an die bekannteſten und gewöhnlichſten gehalten. Allgemeine nicht perſönliche Benennungen, z. B. die Namen der verſchiedenen Ordnungen übermenſchlicher Weſen, habe ich ſo viel möglich überſetzt, und mich dabey nicht geſcheut, dem claſſiſchen Alterthume Ausdrücke abzuborgen. Denn wiewohl ich vor der Hand alle ins einzelne gehenden, und auf den Beweis eines geſchichtlichen Zuſammenhanges abzielenden Vergleichungen ablehnen muß, ſo liegt doch die allgemeine Aehnlichkeit zwiſchen den Mythologien aller Zonen und Menſchengeſchlechter am Tage. Es iſt immer die ihrem Weſen nach unwandelbare, wiewohl in ihren Erſcheinungen vielgeſtaltige Natur, abgeſpiegelt in dem menſchlichen Geiſte, dem überall dieſelben Ahndungen, Bedürfniſſe und Strebungen eingebohren ſind, welche ſich auf einer gewiſſen Stufe der Entwickelung mehr oder weniger kräftig und ſchöpferiſch ausgeſprochen haben.

Was ich hier gebe, iſt keine Ueberſetzung, ſondern eine freye Nachbildung. Alle dichteriſchen Ueberſetzungen ſind nur unvollkommne Annäherungen. Die Annäherung kann durch die Unnachahmlichkeit und Unerreichbarkeit des Originals in eine ſo weite Ferne verwieſen werden, daß man dann wohl beſſer thut, die Sache gar nicht zu unternehmen. Die Indiſche Sprache ſcheint mir, ohne alle Rückſicht auf Gehalt und Form der Schriften, ein ſolches unerreichbares und unnachahmliches Original zu ſeyn. Sie geht in Wortbildungen, Fügungen und Stellungen noch viel weiter als die Griechiſche über alles hinaus, was die Deutſche Sprache zu leiſten vermag. Dazu kommt der unendliche Reichthum an wohllautenden und bedeutſamen Synonymen, bey Gegenſtänden, wo wir immer an denſelben Ausdruck gebunden ſind. Die Anmuth wird alſo auf jeden Fall verlohren gehen: und was iſt eine dichteriſche Form ohne Anmuth anders, als der Buchſtabe eines Geſetzes, in welchem der Geiſt noch nicht durch freye Ausübung ſich offenbaren kann?

Wörtliche Ueberſetzungen, mit genauer Nachahmung der metriſchen Form, mochten und mögen für einzelne Proben zweckmäßig ſeyn, um den Leſern einigermaßen eine Vorſtellung von dem Tone des Originals zu geben, ſo wie man etwa ein Facſimile von einer Handſchrift in Kupfer ſtechen läßt. Für erzählende Gedichte von größerem Umfange würde ich aber dieſe Verfahrungsweiſe nicht empfehlen: ich beſorge, die Indiſche Poeſie möchte dabey allzu ſehr in Nachtheil geſetzt werden. Dem Epos iſt ſeinem Weſen nach eine gewiſſe Wortfülle eigen: alles darin erwähnte will in ſeiner Art geprieſen ſeyn, wozu auch immer

Raum und Ruhe genug vorhanden iſt. Allein das Indiſche Epos überſchreitet hierin bey weitem die Griechiſche Mäßigung, ungefähr in demſelben Grade, wie die Vegetation Indiens üppiger iſt als die des ſüdlichen Europa. Indeſſen in einer ſo geflügelten und wohllautenden Sprache, die in ihren Wortbildungen unerſchöpflich mannichfaltig iſt, wo überdieß jeder Ausdruck eine örtliche Farbe an ſich trägt, und uns in entlegene Zonen, in ferne Zeitalter verſetzt, wird man dieſe unermüdlich wiederkehrenden Rhythmen niemals überdrüßig; man vernimmt alles gern, was im Deutſchen, dieſer Vorzüge beraubt, leicht als Weitſchweifigkeit und Wiederholung mißfallen könnte. Ich will auch die Mängel der Indiſchen Poeſie nicht verſchweigen. Sie iſt, wenigſtens die alt-epiſche, durchaus eine prieſterliche Poeſie, ſo wie hingegen die homeriſchen Geſänge, unabhängig von prieſterlichem Einfluſſe, für den Kriegerſtand gedichtet ſind. Dieß letzte hat auch ſeine Nachtheile gehabt: wer würde in der Ilias nicht gern einen Theil von den ſo genau beſchriebenen Verwundungen und Todesarten unbekannter Streiter entbehren? Im Indiſchen Epos hingegen wird alles, was die heiligen Gebräuche und Ceremonien, oder den Vorrang des Prieſterſtammes betrifft, mit einer zuweilen läſtigen Umſtändlichkeit behandelt. Auch auf die Förmlichkeiten gegenſeitiger Ehrenbezeugungen, womit prieſterliche Zucht das Leben aller Stände, wie mit wohlthätigen Schranken umgeben hatte, wird ein großes Gewicht gelegt. Aber alles dieß auf Uebereinkunft gegründete fällt weg, ſo bald die Leidenſchaften rege werden; dann ſpricht die Natur aus der Tiefe des Gemüths; und zwar mit einer Gewalt und Schnellkraft, wovon nichts anderes einen Begriff geben kann.

In der vorliegenden Erzählung habe ich nicht nöthig gefunden, die Urschrift weit aus den Augen zu verlieren. In andern Fällen würde ich mir weit größere Abweichungen erlauben, Zusammenziehungen und Erweiterungen, um den Gesamt-Eindruck wiederzugeben.

Die Gunst, welche eine dichterische Einkleidung gewinnen mag, mit allem bescheidenen und schicklichen Schmuck ausgestattet, welchen ich ihr zu geben vermochte, muß vielleicht jetzt besonders für die Indische Mythologie in Anspruch genommen werden. Weise Menschen- und Völker-Kenner unter den Engländern, ein Sir William Jones, ein Robertson, ein Maurice, haben das Große und Schöne in jenen uralten Ueberlieferungen gefühlt, und in einem menschlichen und philosophischen Sinne darüber gesprochen. Jetzt aber ist eine Partey aufgekommen, welche es sich zum eigentlichen Geschäfte macht, nicht nur den heutigen ziemlich entarteten Götterdienst der Indier, sondern auch die alte Grundlage, worauf er ruhet, mit den gehäßigsten und schwärzesten Farben zu schildern. Dieß ist besonders von einigen Englischen Missionaren geschehen. Der Zweck ist klar. Da es mit der Ueberredung nicht sonderlich gelingen will, ich weiß nicht durch wessen Schuld, so möchte man bey dem Bekehrungsgeschäfte gern den weltlichen Arm zu Hülfe rufen. Das compelle intrare, wenigstens mittelbar durch Verbote und Hemmungen, ist schon im Parlamente in Anregung gebracht, aber verdienter Maaßen zurückgewiesen worden. Wen es vergnügt, ein paar Bände hindurch auf das verruchte Heidenthum schimpfen zu hören, der mag das Buch von Ward *) lesen, welches je-

*) A View of the History, Literature and Religion of the

doch in England viele Leſer zu finden ſcheint, wiewohl der Verfaſſer nebenher in ſeinem eigenen Fache, in der Theologie, nicht mehr Stärke verräth, als in der Philoſophie. Was dieſe ehrlichen Miſſionare wollen, iſt ganz leicht zu bewerkſtelligen, nicht eben ſchwerer, als es ſeyn möchte, die Griechiſche Mythologie, dieſe reizende Bezauberung der Welt, als ein Gewebe ſinnloſer, widerwärtiger, ja abſcheulicher Abgeſchmackheiten vorzuſtellen, wie es ja auch häufig geſchehen iſt. Man darf nur die wunderbar kühnen Schöpfungen einer neu erwachten und ſtaunenden Einbildungskraft, dieſe Schöpfungen, die in Indien wie in Aegypten, nach Alexander von Humboldts ſinnreichem Ausdrucke, den untergegangenen Thiergeſchlechtern der telluriſchen Urwelt zu vergleichen ſind, mit dem Maaßſtabe des heutigen und geſtrigen gemeinen Menſchenverſtandes meſſen; was begeiſterte Anſchauung ausgeſprochen, nach äußern Wahrſcheinlichkeiten berechnen; das kosmogoniſch und phyſiſch gemeinte bürgerlich moraliſch beurtheilen; das auffallende fremder Sitte und Denkart, die immer allen beſchränkten Menſchen lächerlich vorkommt, hervorheben; endlich das hohe und zarte durch niedrige und rohe Ausdrücke herabwürdigen: ſo iſt die Sache abgethan. Freylich wird man auf dieſem Wege niemals dahin gelangen, den Urſprung dieſes dichteriſchen Glaubens, dieſer wahr geglaubten Dichtungen, welche auf manche jetzt verdunkelte Seite der menſchlichen Natur ein ſo helles Licht werfen, zu begreifen, und die hieroglyphiſchen Ueberlieferungen der Vorwelt geſchichtlich und philoſophiſch zu entziffern.

Hindoos. In II Vol. By the Rev. *W. Ward*, one of the Baptist missionaries at Serampore. 3d. Ed. London 1817.

Auch unter uns hat neuerdings ein Mann vom gröſten Ansehen einen harten Bann über die Indiſche Götterlehre ausgesprochen, jedoch mehr im Sinne eines vom Heidenthum zum Islam Bekehrten, als eines methodiſtiſchen Predigers. Indeſſen Brahma und die übrigen mögen ihre Sache ſelbſt führen, indem ſie in ihrer wahren Gestalt auftreten. Was aber dieſer neue Zelot Allah's und ſeines Propheten eben ſo aburtheilend über die bildende Kunſt der Indier, über das weltberühmte Fabelbuch Hitopadeſa, und über das Schachſpiel, eine Indiſche Erfindung, vorträgt, das werden wir Gelegenheit finden in der Folge dieſer Blätter zu prüfen.

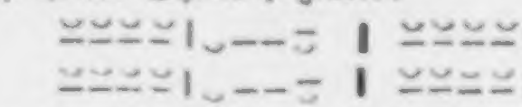
Von dem epiſchen Sylbenmaaße der Indier.

Die Indiſche Sprache befolgt in der Zeitmeſſung der Sylben dieſelben Geſetze wie die Griechiſche. Die langen Vocale, ſämtlich durch Schriftzeichen von den kurzen gleiches Namens unterſchieden, und die Diphthongen machen eine Sylbe lang; Sylben mit einem kurzen Vocal, auf welche nur Ein Conſonant folgt, ſind kurz; durch die Poſition bekommen ſie ebenfalls die Länge.

So weit ich die Indiſche Metrik kenne, habe ich nicht wahrgenommen, daß es erlaubt wäre, Füße von ungleicher Sylbenzahl einander vertreten zu laſſen, ſondern die Sylbenmaaße ſind zugleich an eine beſtimmte Sylbenzahl gebunden, wie es bey den Griechen nur in der meliſchen Poeſie Statt findet.

Das älteſte, einfachſte und am allgemeinſten verbreitete Sylbenmaaß iſt der Sloka, ein Diſtichon, aus zwey

ſechzehnſylbigen Verſen beſtehend, welche nach der achten Sylbe einen Abſchnitt haben. Nach unſerer Bezeichnungsweiſe iſt das Schema folgendes:



Die erſten vier Sylben jedes Versgliedes ſind an keine Regel gebunden; die zweyte Hälfte hingegen iſt unabänderlich beſtimmt, nur mit der Einſchränkung, daß die letzte Sylbe das allgemeine Vorrecht der Schlußſylben genießt. In dem zweyten Halbverſe erinnere ich mich nicht, jemals eine Abweichung von dem obigen Schema gefunden zu haben. Zuweilen, jedoch äußerſt ſelten, ſchließt der erſte Halbvers mit einem andern vierſylbigen Fuße.

Dieſes Sylbenmaaß mag dem Gedächtniſſe gute Hülfe leiſten, ein Zweck, der bey der älteſten Metrik allerdings in Betrachtung kam. Auch läßt ſich deſſen Anordnung wohl aus allgemeinen Gründen begreifen. Für die Mannichfaltigkeit iſt durch die Freylaſſung der erſten Hälfte jedes Versgliedes geſorgt; der Eindruck einer regelmäßigen Wiederkehr hingegen wird durch die Beſtimmtheit der letzten Hälfte geſichert. Die Versglieder ſind in der Sylbenzahl einander gleich, durch den Charakter der ſchließenden Füße einander entgegengeſetzt; und auch hierin iſt die Anordnung zweckmäßig, indem der Antiſpaſt am Schluſſe des erſten Versgliedes einen unruhigen und aufregenden Rhythmus hat, der zweyte Paeon hingegen dem Verſe einen gelinden Schlußfall giebt. Da die gepaarten Verſe meiſtens durch den Sinn zu einem Ganzen abgerundet ſind, ſo bleibt der Eindruck der Symmetrie der vorwaltende. Die Füße, Versglieder, Verſe und Diſtichen gehen alle in glei-

chen Sylbenzahlen, und in einer stätigen Verdoppelung fort.

In den Proben, welche mein Bruder, und nach ihm Herr Bopp gegeben haben, ist das metrische Gesetz nicht durchgängig beobachtet. Auch ist dieß nicht ohne Schwierigkeit, besonders in Absicht auf den Schluß des ersten Versgliedes mit dem Antispast oder ersten Epitrit. Wie genau man aber auch hierin seyn möchte, so würde doch immer ein Theil der Mannichfaltigkeit im Deutschen verloren gehen, weil die Indische Sprache mit der Griechischen die Eigenschaft gemein hat, Längen und Kürzen nach einander ins unbestimmte anhäufen zu können, die Deutsche hingegen hierin sehr beschränkt ist. Wir können nicht leicht einen Satz mit mehr als zwey Kürzen anheben; mit dreyen nur, wenn der schon erwartete Rhythmus die Sylben beflügelt; niemals mit vieren. Längen lassen sich zwar in beträchtlicher Zahl zusammenstellen, aber nicht häufig ohne Zwang in der Wortstellung, und ohne Gefahr für den Wohllaut. Ich glaube daher nicht, daß dieses Sylbenmaaß in unserer Sprache Wurzel fassen kann. Am ersten dürfte es bey Denksprüchen gelingen, und vielleicht ließen sich die des Hitopadesa mit Glück so übertragen. Im ganzen genommen aber kommt es uns bey den lehrenden Werken der Indier so sehr auf den Sinn an, und es ist so schwer, auch ohne jedes bindende Gesetz in irgend einer andern Sprache ihn richtig zu treffen, daß die metrische Nachbildung schwerlich für die unvermeidlichen Aufopferungen auf der andern Seite Ersatz leisten möchte.

Der Sloka hat bey den Indiern dieselbe Breite der Bestimmung wie der Hexameter bey den Griechen: sie ge-

brauchen ihn nicht nur zur erzählenden Darstellung, sondern auch zu der lehrenden Gattung: die alten Heldengedichte, die Gesetze des Manus, zum Theil auch die Veda's sind darin abgefaßt.

Dieses Sylbenmaaß hat den gehörigen Umfang, und eine gewisse ruhige Würde. Aber wenn es erlaubt wäre, so verschiedenartige Dinge an einander zu messen, so würde ich ohne Bedenken eingestehn, daß der Hexameter mir ein weit größeres Meisterstück der rhythmischen Kunst zu sein scheint als der Sloka. Die mythischen Erzählungen von der Erfindung dieser beyden uralten Sylbenmaaße haben Aehnlichkeit mit einander, und bilden dennoch einen Gegensatz. Die Nymphen, welche dem Apollo, als er seinen Bogen auf den Drachen Pythen spannte, den ersten Hexameter aufmunternd zuriefen, hatten eine höhere Eingebung als der weise Einsiedler Valmikis, da er einen Reiher durch einen Pfeilschuß plötzlich fallen sah, das Weibchen um ihren blutigen Gatten jammern hörte, und von tiefem Mitleiden getroffen, seine Verwünschungen gegen den Jäger in vier gleichgemessenen Gliedern aussprach.

Ich bin nicht besorgt vor dem Einwurfe, es sey eine fremdartige Verkleidung, wenn ich Indische Dichtungen in Deutschen Hexametern nacherzähle. Der Hexameter ist keine örtliche, viel weniger eine zufällige Erfindung: er ist eine unsterbliche und allgemein gültige Form für alle Sprachen, die vermöge ihres Baues ihn sich aneignen können. Sein wesentliches Verdienst besteht eben darin, daß er in seinem Wechsel und seiner Einheit der rhythmische Ausdruck vom Geiste des Epos ist. Was aber diesen betrifft, so stimmt darin das Indische Heldengedicht unter allen ab-

weichenden Aeuſerlichkeiten vollkommen mit dem Griechiſchen überein; und die Grundgeſetze der epiſchen Darſtellungsweiſe würden ſich eben ſo gut am Ramayana entwickeln laſſen, als an der Ilias.

Vom deutſchen Hexameter.

Ich habe in dem folgenden Gedicht den Hexameter mit der größten Sorgfalt, und ſo weit meine Einſicht reicht, nach den ſtrengſten Geſetzen ſowohl der alten Metrik, als der Deutſchen Proſodie behandelt; und nach dieſem Maaßſtabe wünſche ich meinen Verſuch von Kennern beurtheilt zu ſehn. Ich ſage, von Kennern: denn ich bemerke leider wohl, daß in unſern öffentlichen Blättern häufig Leute in Sachen des Sylbenmaaßes das Wort führen, welche noch nicht die erſten Anfangsgründe der Deutſchen oder irgend einer Verskunſt inne haben.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können. Sein Weſen wird dadurch zerſtört: denn es iſt ein allgemeines Geſetz, daß in den Sylbenmaaßen, welche nicht nach Dipodien, ſondern nach einzelnen Füßen gemeſſen werden, nur Füße von gleicher Dauer an die Stelle des vorwaltenden Fußes treten dürfen.

Schon vor einer Anzahl Jahre habe ich in meinem Gedichte Rom den Verſuch gemacht, die Trochäen ganz vom Hexameter und Pentameter auszuſchließen. Dieß iſt, wie ich höre, von Einigen übel vermerkt worden, wie diejenigen, welche nicht geſonnen ſind die Faſten zu halten, ſich wohl an denen zu ärgern pflegen, die den alten Ge-

brauch genau beobachten. Der Beifall eines ausübenden Kenners der lateiniſchen Poeſie, der mir die Ehre erzeigt hat, jenes Gedicht und noch eine andre Elegie von mir mit großer Zierlichkeit in Lateiniſche Diſtichen zu übertragen *), iſt mir, in Betreff dieſes Punktes, ſehr erfreulich geweſen.

Eine merkwürdige Mittheilung enthält der erſte Band der Analekten von Wolf: Proben einer neuen Ueberſetzung der Odyſſee, in Hexametern ohne Trochäen, nebſt Anmerkungen voll belehrender Winke über Griechiſche und Deutſche Metrik. Wer der ungenannte Verfaſſer dieſer Bruchſtücke iſt, das kann einem aufmerkſamen Leſer nicht zweifelhaft ſeyn. Deutſche Hexameter von einem Meiſter der philologiſchen Kritik, der gewohnt war das Lateiniſche als ſeine Mutterſprache zu ſchreiben, ſind ſchon in dieſer Rückſicht ein anziehender Gegenſtand. Hier iſt aber durch That und Lehre die Sache wirklich gefördert, und es iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß dieſe Mittheilungen fortgeſetzt werden mögen. Gegen eine oder die andre Kleinigkeit, die Beſtimmungen der Deutſchen Sylbenzeit betreffend, hätte ich vielleicht Einwendungen zu machen. In den Grundſätzen aber bin ich ganz mit dem Verfaſſer einverſtanden, und beſtrebe mich, auf derſelben Bahn fortzugehn.

Die Behandlung der alten Sylbenmaaße iſt in Deutſch-

*) Hr. Profeſſer Fuß in Lüttich. Er äußert ſich darüber in der Vorrede zu der Nachbildung eines Gedichtes von Schiller. Ambulatio, elegia Fred. Schiller, e germanica in latinam linguam translata a J. D. Fuss. Colon. Agripp. 1810.

land nur sehr allmählich und unter manchen Rückschritten vervollkommt worden. Seit der erste Gesang des Messias zum erstenmal erschien, sind nun beynahe achtzig Jahre verflossen. Vielleicht war es gut, daß man die Sache nicht sogleich auf die rechte Weise unternahm: denn hätte man die Gesetze der alten Metrik damals strenge durchgeführt, so würden vielleicht die Griechischen Sylbenmaaße, als unserm Ohr allzu fremd, bey uns eben so wenig Eingang gefunden haben, als bey andern neueren Völkern. Aber Klopstock faßte den Hexameter anfangs nur aus dem Gesichtspunkte der nach Accenten gemessenen Versarten, an die man bisher gewöhnt war; es schien ihm hinreichend, die Arsis jedes Fußes mit einer betonten Sylbe auszufüllen; um das Gewicht der Thesis war er ganz unbekümmert. Nachher stellte er eine Theorie des Hexameters auf, um seine Praxis zu retten, machte aus der Noth eine Tugend, und gab die Aufnahme der Trochäen für eine Verschönerung aus, weil sie der Mannichfaltigkeit und dem rhythmischen Ausdrucke einen weit größeren Spielraum verstatte. Klopstock hatte in der That einen sehr regen, wahrhaft künstlerischen Sinn für die nachahmende und ausdrucksvolle Bedeutsamkeit der Rhythmen, nicht so für ihre regelmäßige Wiederkehr und den wohlgegliederten Bau der Verse. Wiewohl daher die meisten der seinigen nicht für gute Hexameter, ja überhaupt nicht für Hexameter gelten können, so verdienen sie dennoch die aufmerksamste Betrachtung. Klopstocks erste Nachahmer ergriffen nur die regellose Willkühr, ohne die sorgfältige Wahl, wodurch er sich selbst gebunden hatte, zu ahnden; und so wurde es um ein beträchtliches leichter, aber auch in demselben

Grade unerspießlicher, Deutſche Hexameter zu ſchreiben als Deutſche Proſa.

Seitdem haben wir von vortreflichen Dichtern Hexameter und Pentameter bekommen, die zwar durch Beobachtung der Cäſur etwas beſſer gegliedert ſind, jedoch an ſchwachen Rhythmen und an Verſtößen gegen die Deutſche Zeitmeſſung einen unglücklichen Ueberfluß haben: wofern uns aber der geiſtreiche Gehalt für die Mängel der metriſchen Ausführung nachſichtig macht. Auf der andern Seite haben wir ſchon in großer Menge Hexameter, die, bis auf die freylich verminderte Zulaſſung der Trochäen, ganz richtig gemeſſen und eingetheilt ſind; aber

Die Grazien ſind leider ausgeblieben,

und die Härten in der Sprache, der Mangel an Geſchmeidigkeit und fließendem Wohllaut, gehindert keinen ungeſtörten Genuß des beſſer beobachteten Rhythmus.

Die Deutſche Quantität iſt anfangs, wie natürlich, mit dem Accent verwechſelt worden. Nach und nach lernte und lehrte Klopſtock die unbetonten oder tieftönigen Längen anerkennen, und wurde der erſte Begründer unſerer Proſodie, indem er entdeckte, daß die Länge und Kürze der Sylben bey uns von ihrem grammatiſchen Range, und der Selbſtändigkeit ihrer Bedeutung abhängig ſey. Die Schrift von Voß über die Zeitmeſſung enthält viele ſchätzbare Bemerkungen; doch würde ich das Gebiet der mittelzeitigen Sylben, die unter verſchiedenen Bedingungen lang oder kurz werden können, viel enger beſchränken. So ſcheinen mir alle Zeitwörter in einer einſylbigen Biegung, ſogar die Hülfswörter, immer lang zu bleiben. Auch die Regel, daß alle einſylbigen Wörter, die durch die Decli-

nation zu zweysylbigen anwachsen, lang sind, leidet nur äußerst wenige Ausnahmen, wie z. B. die des unbestimmten Artikels und einiger Fürwörter.

Wo das grammatische Gesetz nicht unbedingt entscheidet, bey den mittelzeitigen Sylben, da macht der hörbare Gehalt, der bey den Griechen und Römern allein die Quantität bestimmt, auch bey uns seinen Einfluß sehr merklich geltend. Ich glaube demnach, daß man unter Wörtern derselben Classe, z. B. den Conjunctionen und Präpositionen einen Unterschied machen muß. Gern möchte ich an den Stellen, wo Kürzen gefodert werden, so viel möglich die Diphthongen und stark gedehnten Vocale, so wie den Zusammenstoß widerstrebender und den Vortrag hemmender Consonanten vermeiden. Welche Arten der Position aber in unserer Sprache auf die vorhergehende Sylbe verlängernd zurückwirken, das würde eine eigne Erörterung fodern.

Freylich bleibt immer ein Unterschied zwischen den überall gültigen Längen, und solchen, die im Hexameter nur für die Thesis der Spondeen taugen, oder nur unter gewissen Voraussetzungen sich in die Arsis bringen lassen. Unser ganzes prosodisches System ist eigenthümlich, und darf nicht aus dem Gesichtspunkte fremder Sprachen beurtheilt werden. Da einige mechanische Regeln nicht ausreichen, sondern die Stellung der Wörter und Sylben, der logische oder emphatische Nachdruck, endlich der in einer Versart verwaltende und also schon erwartete Rhythmus, bey uns einen so großen Einfluß auf die Quantität haben, so erfodert sie allerdings gründliche Erlernung und Uebung des Gehörs. Wenn man aber diese im Ernst daran wen-

den will, so werden die Klagen über Unbestimmtheit und Willkühr bald wegfallen.

Von den wesentlichen Gesetzen des Hexameters darf freylich nichts nachgelassen werden: allein dieses Sylbenmaaß ist seiner Art nach biegsam und vielseitig. Schon bey der flüchtigsten Betrachtung fällt es in die Augen, wie verschieden der Lateinische Hexameter von dem Griechischen ist. Was die Römer in Bezug auf ihre Sprache thaten, dürfen wir ebenfalls nach den Bedürfnissen der unsrigen thun. Doch müssen wir uns weit mehr an das Griechische Vorbild anschließen, als an das Römische, und wenn wir von jenem abweichen, so lenken wir nach der entgegengesetzten Seite aus. Die Römer gebrauchten den Spondeus weit häufiger als die Griechen; wir werden dem Daktylus noch um etwas mehr das Uebergewicht geben müssen. Nächst der bedeutsamen und wohlklingenden Mannichfaltigkeit in dem Verhältnisse und der Folge der Füße, beruht die Schönheit des Hexameters hauptsächlich auf der Cäsur, den untergeordneten Einschnitten, und den Wortfüßen. Auch hierin schließen wir uns an die Griechen an; nur in wenigen Punkten möchte ich mich auf das Ansehen der Lateinischen Dichter berufen. Der durch eine Pause des Sinnes bezeichnete weibliche Abschnitt in dem Daktylus der vierten Stelle ist durchaus unstatthaft; aber beym Homer fällt auch äußerst selten eine Theilung der Worte an diese Stelle, sondern die beyden Kürzen gehören untrennbar zu der vorhergehenden oder nachfolgenden Länge. Bey den Lateinischen Dichtern ist diese Theilung häufiger, und zuweilen, wie in dem äußerst lieblichen: ubi mollis amaracus illum — der Gelindigkeit des Rhythmus gün-

ſig. Wir können ſie nicht wohl vermeiden, auch wenn bey den Worttheilungen, wie billig, die enklitiſchen Wörtchen zu ihrem Hauptworte gezogen werden. Der Kenner in Wolf's Analekten ſcheint einen durch den Sinn bezeichneten Einſchnitt nach der erſten Kürze des Daktylus in der fünften Stelle ganz zu verwerfen. Aus dem Homer weiß ich zwar kein Beyſpiel dieſer Art anzuführen; bey den Römern iſt der Fall aber nicht gar ſelten, daß der Sinn hier nicht nur eine merkliche Pauſe fodert, ſondern daß mit den drey letzten Sylben des Hexameters ſogar ein neuer Satz anhebt. Ich habe es mir daher ebenfalls erlaubt.

Doch genug und ſchon zu viel über die metriſche Behandlung. Ich wollte nur durch einige flüchtige Andeutungen in einem allzu ſehr vernachläßigten Fache die Aufmerkſamkeit anregen.

Von der Schreibung und Ausſprache der Indiſchen Namen.

Da in dieſen Blättern ſehr viele Indiſche Namen und Wörter vorkommen werden, ſo ſcheint es mir rathſam, gleich hier die nöthigen Erinnerungen vorauszuſenden.

Ich befolge die von Sir William Jones zuerſt vorgeſchlagene, von Colebrooke und Wilkins näher beſtimmte Schreibung der Indiſchen Laute mit Lateiniſchen Buchſtaben. An einem andern Orte *) habe ich die Gründe vorgelegt, warum ich es nicht für rathſam halte, dieſe Schreibung nach der Geltung der Buchſtaben im Deutſchen ab-

*) Heidelberg. Jahrbücher der Litteratur. 1815. Nr. 50.

zuändern. Zu merken iſt dabey folgendes: v iſt unſer w, y unſer Jod, s immer geſchärft wie unſer ß; sh iſt unſer ſch; j ein uns fehlender Gaumenlaut, das ge, gi der Italiäner; ch der ſtärkere Gaumenlaut, den wir, da er doch einfach iſt, ungeſchickt genug durch vier Buchſtaben, tſch, zu bezeichnen verſucht haben. Das kurze a wird flüchtig ausgeſprochen, es vertritt zugleich die Stelle des Griechiſchen ε und ο; ê und ô ſind immer gedehnt wie η und ω. Die Hauche nach den Conſonanten verſchmelzen nicht mit ihnen, wie etwa in dem Engliſchen th, ſondern ſie begleiten ſie nur: wir können ſie ſchwerlich recht hörbar machen.

Diejenigen Leſer, denen die Namen ſchon aus andern Werken über die Indiſche Mythologie bekannt ſind, werden hier in den Endungen eine Abweichung von der gewöhnlichen Schreibung bemerken, die ich gefliſſentlich durchgeführt habe. Die Indiſchen Sprachlehrer erkennen eine abſolute Form der Nennwörter an, die allen Biegungen zum Grunde liegt, oft aber mit keiner einzigen übereinſtimmt, und nur in Zuſammenſetzungen zum Vorſchein kommt. Die Europäiſchen Gelehrten haben die Namen in dieſer abſoluten Form aufgefaßt, z. B. Viſhnu, Siva. Freylich hat man dieß nicht immer befolgt, ſonſt müßte es Brahman und nicht Brahma heißen. Hieraus entſteht der Nachtheil, daß man unter den insgemein auf Vocale ausgehenden Namen die männlichen nicht von den weiblichen unterſcheiden kann. Das ſchließende a der weiblichen Namen iſt zwar immer lang, wie bey den Griechen in der Doriſchen Mundart, aber unſre Ausſprache vernachläßigt dieſen Unterſchied. Das Zeichen des Nominativs im männlichen Geſchlechte iſt meiſtens ein s, welches in einen ſchließenden Hauch (visarga)

übergeht, der dann noch andere Verwandlungen erleidet; vor gewissen Buchstaben tritt aber das ursprüngliche s wieder hervor. Dadurch, daß ich die Namen im Nominativ auffasse, werden die männlichen besser von den weiblichen unterschieden, und gewinnen zugleich ein mehr classisches Ansehen. Die weiblichen Namen nehmen auch zuweilen im Nominativ ein s ein, jedoch niemals nach dem langen a.

In der Scansion der Namen habe ich mir einige Abweichungen von ihrer Quantität in der Ursprache erlauben müssen, weil sonst manche gar nicht in einen Hexameter zu bringen gewesen wären. Ich habe dabey besonders den Wohlklang zu Rathe gezogen. Da uns die Ableitung fremder Namen nicht bekannt oder gegenwärtig ist, so gewinnt bey ihrer Aussprache der hörbare Gehalt der Sylben die Oberhand. Freylich hat auch die Gewohnheit der Tonstellung großen Einfluß. Ungern legen wir den Accent auf die letzte Sylbe eines dreysylbigen Namens, weil wir in unserer Sprache nur äußerst wenige so betonte Wörter haben. Besonders will dieß unserm Ohr nicht zusagen, wenn die letzte Sylbe auf einen offenen Vocal ausgeht; die Deutschen werden sich z. B. niemals gewöhnen, Potosi (⏑⏑–) zu sagen, wie es heißen sollte. Stärker reißt in ausländischen Wörtern die Position den Accent an sich: Element, Elephant, Amaranth, Horizont u. s. w. sind vollkommene Anapäste, deren erste Sylbe nur durch den trochäischen Rhythmus einigermaaßen verlängert werden kann. In zweysylbigen Namen habe ich den Ton und mit ihm die Länge auf die erste Sylbe gelegt; in dreysylbigen ebenfalls, wenn ich nicht einen besondern Grund hatte, beydes auf die zweyte zu verlegen; in viersylbigen habe ich die dritte Sylbe betont, wenn dort

eine Position Statt findet, sonst die drittletzte. Die der betonten Sylbe vorangehende oder nachfolgende trägt aus dem oben angeführten Grunde die Länge gar wohl, wenn sie das Ohr gehörig ausfüllt. Dasselbe gilt ja auch von den Griechischen Namen.

Der Vers wird die von mir angenommene Scansion ausweisen: doch habe ich sie zum Ueberflusse in den Anmerkungen nebst der ursprünglichen Quantität beygefügt; auch die Bedeutung, sofern sie mir zuverlässig ist, und den Sinn der Dichtung aufzuklären dient.

Die Herabkunft der Göttin Ganga.

Erster Gesang.

Vormals herrscht' in Ayodhya ein Fürst preiswürdiges Namens,
Sagaras; diesem Gerechten verlieh nicht Kinder des Ehbetts
Doppelter Bund, sehnsüchtig begehret' er, Kinder zu schauen.
Seine Genossin zuerst ward Kesini, Tochter Vidarbhas,
Wahrhaft, frommes Gemüths; dann Sumatis ferner das andre
Traute Gemahl, des Garudas, des Königes aller Gefieder,
Schwester, an Wuchs und Gestalt die gepriesenste sterblicher Frauen.
Buße zu thun zog einst samt beiden er hin zu dem Berge
Himavan, ob er die Gunst der Unsterblichen möchte gewinnen,
In Waldhütten am Fels, von des dort einsiedelnden Bhrigus

Eigenem Namen benannt. Als nun Ein Hundert der Jahre
Jen' in Gebet vollbracht und in Büßungen, wurde der Seher
Ihnen geneigt, und gewährte dem pilgernden König die Segnung.
Alſo zu Sagaras ſprach dieß Wort der untrügliche Bhrigus:
Ja, ſie gedeiht, Andächt'ger! die herrliche Kindererzeugung,
So du begehrſt: auch ſtrahlt glorreich dein Nam' in die Nachwelt.
Einen Erzeugten gebiert, Stammhalter zu ſeyn des Geſchlechtes,
Eine dir, Löwe der Menſchen! und ſechs Myriaden die Andre.
Innig erfreut nun wandten ſich hin zu dem Seher des Königs
Beide Gemahlinnen, ſprachen, in Demuth faltend die Hände:
Wer, Brachmane, von uns ſoll Mutter des einzigen Sohns ſeyn?
Welche von beiden gebiert die unzähligen? Dieß zu erfahren
Wünſchen wir ſehr: ſag' an, Brachman', und verkünde die Wahrheit!
Auf die vernommene Red' antwortete jenen der Weiſe:
Jede von euch kann Einen allein, kann viele gebären,

Söhne gewaltiger Kraft; euch iſt ja verſtattet die Willkühr.

Alſo vertheilt einmüthig die Segnungen unter einander.

Wie er das Wort ausſprach, der Prophet, ſo thaten die Frauen.

Keſini wählte, die Aelt're, zuerſt vor Sagaras Antlitz,

Einen zu bringen, den Sohn, Stammhalter der kommenden Erben;

Sumatis nahm ſich, zufrieden, die ſechs Zehntauſend der Söhne.

Dreymal wandelte dann rechtshin um den Weiſen der König,

Neigend das Haupt, und begab ſamt beiden Gemahlinnen heim ſich.

Als der Erfüllung Zeit in des Jahrs Kreislaufe herankam,

Brachte den Erſtlingsſohn dem Gemahl, Aſamanjas mit Namen,

Keſini; ferner gebahr dann Sumatis, fruchtbaren Schooßes,

Wunder zu ſchaun! vielkernig den flaſchengeſtalteten Kürbis.

Als ſie die Schal' aufbrachen des Kürbiſſes, regten hervor ſich

Sechs Zehntauſend der Söhne, wie kaum aufſproſſende Keime.

Dieſe bewahrten in Krügen geläuterten Oeles die Ammen,

Nährten sie auf: spät wuchsen heran zu der Jugend die Knäblein.
Doch, wie die Zeit fortschritt, in der Schönheit Füll' aufblühend,
Waren dem Vater ein Heer sie von sechs Myriaden der Helden.
Jener sofort, Asamanjas, des Sagaras erster Erzeugter,
Artete wilden Gemüths. Stets haschet' er Kinder, und warf sie
Hin in Sarayu's Flut, hohnlachend der Qual der Ersäuften.
Also zu Sünd' und zu Frevel gekehrt, feindselig den Guten,
Ward er den Bürgern ein Graun: drum wies sein Vater hinweg ihn,
Fern von des Reichs Hauptsitze, der mild obwaltende Herrscher.
Dieses Verstoßenen Sohn hieß Ansuman, würdig des hohen
Heldengeblüts, der Lebendigen Freund, holdseliger Rede.
Auf ihm ruhte das Erbe, des Reichs zukünftige Hoffnung.
Wieder in anderer Zeit sann Sagaras solcherley Rath aus.
Ich will opfern! gedacht' er, und sprach zu den lehrenden Priestern:
Wie vollbring' ich den hehrsten der Opfergebräuche, die Roßweih?

Jene, verſammelt im Rath, Wohlkundige heiliger Satzung,
Lehrten ihn jegliches nun; und die Roßweih wurde beſchloſſen.
Auf der geſegneten Flur, wo nordwärts weiß in den Himmel
Himavan ragt, der Gebirge gewaltigſter, Schwäher des Sivas,
Südwärts Vindhias dann: wo beide ſie gegen einander
Ueber die Erd' hinſchaun, wetteifernde Gipfel erhebend,
Dort in dem Tugendbegabeten Land, Gottſeliger Wohnſitz,
Hatte das Opfer beſtellt der erhabene Herrſcher Ayodhya's.
Anſuman aber, der Held, pfeilſendende, wagengeübte,
Auf großväterlich Wort, ward Führer des heiligen Roſſes.
Während ſie dort oblagen, mit Fleiß, vorweihenden Bräuchen,
Aus dem zerriſſenen Boden herauf fuhr eine gewalt'ge
Schlang', an Geſtalt ganz ähnlich dem ſiebengehaupteten Endlos,
Jener unſterblichen Schlange, dem Bett des entſchlummerten Viſhnus.
Schnell riß dieſe hinab das umwundene Roß in den Abgrund.

Alle die opfernden Prieſter, geſchreckt von dem Wundereregniß,
Eilten zu Sagaras hin; laut huben ſie klagende Red' an:
Einer in Schlangengeſtalt hat dein ſchon götter-geweihtes
Roß dir geraubt. Auf, tödte den Dieb! bring wieder das Roß her!
Denn dieß wär' in dem Opfer ein Bruch, uns allen zum Unheil.
König! bewirke mit Macht, daß nicht in dem Opfer ein Bruch ſey.
Als in der Aelteſten Rath dieß Wort der Beherrſcher erwogen,
Rief er die ſechs Zehntauſend der Söhne herbey, und begann ſo:
Nicht von dämoniſchen Rieſen, und nicht von des Erebus Schlangen
Wurde das herrliche Opfer geheimſucht; ſolches erkenn' ich
Leicht: denn kleiner Gefahr vorbeugeten ſicher die Weiſen,
Welche nach heiliger Satzung untadelich alles geordnet.
Irgend ein Gott raubt' alſo in Schlangengeſtalt mir das Roß weg;
Unſerem Werk abhold, weil ſchon er begonnen die Vorweih
Sah, nicht duldet' er wohl, daß fehllos bliebe das Opfer.

Wer's nun ſey, auch berg' ihn der Flut Schooß oder die Hölle:
Findet ihn! ſchlagt! bringt wieder das Roß, ihr Söhne, mir! Heil euch!
Erſt durchwandert die Erde, die wellenumkränzete, ringsum;
Grabt dann auf, nicht ruhet, bevor ihr gefunden den Renner.
Jeglicher klüfte den Boden, ſo weit aushöhlend, wie Eine
Raſte ſich ſtreckt, zu erſpähen den Roßdieb, meinem Geheiß treu.
Ich, mit dem Enkel indeß und der Schaar ſchriftkundiger Prieſter,
Bleib' in der Vorweih Stand, bis wann ihr gefunden den Renner.
Auf mir laſtet ein Opfer, das fehlſchlug, — Söhne, bedenket!
Heil euch! — eh' das entwendete Roß nicht wieder zurückkommt.
Durch anmahnende Worte des Sagaras alſo getrieben,
Freudiges Muths, aufmachten die Söhne ſich. Als ſie die Erde
Ganz durchwandert, und immer die Spur von dem Roß ungeſehn blieb,
Gruben ſie ein in die Tiefe, ſo weit jedweder, wie Eine
Raſte ſich ſtreckt, die Gewalt'gen, mit blitzgleichtreffenden Armen.

Und durchwühlt von den Schaufeln und Hau'n, Dreyzacken und Aexten,
Stöhnte die Erde vor Qual: dumpf scholl aus Klüften des Abgrunds
Wehausruf und Geheul von den Seelausathmenden Wesen,
Schlangen, Titanen und Riesen, die dort in der Finsterniß wohnen.
Sechs Zehntausend der Rasten entlang, voll Grimms, unermüdlich,
Bis in der Höll' Abgründe zerklüfteten jene die Erde,
Hierhin schwärmend und dort, bis ganz sie das bergebezirkte
Eiland Jambu's gehöhlet, des Königes Sagaras Söhne.
Aber die Götter anjetzt, samt allen Gandharven, und allen
Häuptern der riesigen Schlangen, sie wendeten sinnenverstöret
Zum Allvater sich hin. Muthlos, mit bekümmertem Antliz,
Neigten sie sich dem Erhabnen, und sprachen die zagende Red' aus:
Hör', o Brahma! Die Erde, bebirgt und beströmt und bewaldet,
Mit Eilanden besät, wird jetzt von des Sagaras Söhnen
Ganz durchgraben, so weit sie sich streckt; und die Grabenden schaffen

Mit eindringenden Streichen entsetzliche Wesenvertilgung.
Hier ist, rufen sie, hier der Entwender des Rosses! der Störer
Unseres Werks! Jetzt finden wir ihn! So tödten sie alle
Wesen der unteren Welt, die gewaltigen Sagarassöhne.
Dir, Allmächtiger, ziemt, Einhalt zu berathen, bevor sie
Deine Lebendigen alle, die Roßaufsucher, vertilgen.
Aber der hoh' Allvater, sobald er die Bitte vernommen,
Welche die Götter gesamt hinstammelten, bange vor solcher
Weltenerschütternden Kraft, sprach jenen das tröstliche Wort zu:
Vishnus, der Weise, mir gleich, nennt sein die Ernährerin Erde,
Seine Genossin; er selbst, deß Heil, Majestät und Gewalt ist.
Kapilas Leib annehmend, beschirmt er die Erde beständig.
Sein Zornfeuer, entbrannt, wird bald aufzehren des Königs
Söhne: mir sagt das Gemüth, schon sah er der Erde Zerspaltung.
Vom Weitschauenden ist der Verwegenen Ende bereitet.

Als sie die Red' Allvaters gehört, hochfreudiges Muthes,
Kehrten die Götter, die Dreißig- und-drey, von woher sie gekommen.
Aber indeß scholl laut der gespalteten Erde Getös' auf
Unter der Grabenden Hand, als kämpften die fünf Elemente.
Als sie die Erde, die ganz durchgrabene, völlig umkreiset,
Traten sie hin zu dem Vater, die Sagarassöhn', und begannen:
Ganz durchgraben die Erde, so weit hin reichet ihr Umfang,
Haben wir; haben getödtet die Schaar inwohnender Mächte,
Götter, Titanen und Riesen, Vampir' auch, Schlangen und Hydern.
Dennoch weder das Roß aufspüren wir, weder den Roßdieb.
Heil Dir, Herr! Was sollen wir thun? Wohl Rathes bedarf es.
Auf die vernommene Red' antwortete zornig der Herrscher:
Grabt ohn' Ablaß fort! dringt ein in die Tiefen der Erde,
Kehrt nicht wieder, bevor es geglückt, und gefunden der Roßdieb.
Auf die gebietende Rede des Sagaras stürzten die Söhne,

Alle die sechs Zehntausend, hinab in der Höll' Abgründe.
Als dort unten sie ferner die Gäng' aushöhleten, sahn sie,
Groß gleich einem Gebirge, der Weltregion Elephanten,
Ihn, Viruparas genannt, deß Haupt die bewaldete Erde
Trägt, voll mancherley Lande, mit mancherley Städten gezieret.
Wann der Koloß = Elephant, zur Erleichterung, müde der Last nun
Schüttelt das Haupt, dann wird Erdbeben gespürt von den Menschen.
Grüßend umwandelten diesen, der Weltregion Grundpfeiler,
Rechtshin feyerlich jene, die ein in die Hölle gedrungen.
Drauf, da erst sie gegraben gen Ost hin, gruben sie südwärts:
Dort auch sahn sie, im Süden, der Weltregion Elephanten,
Groß, gleich einem Gebirg, das erhabene Thier Mahapadmas,
Welches die Erd' auf der Scheitel emporträgt; Staunen ergriff sie.
Grüßend umwandelten diesen die sechs Zehntausend der Söhne
Sagaras, gruben sodann westwärts zu dem Rande der Welt hin.

Dort auch sahn sie, im Westen, der Weltregion Elephanten,
Groß, in Gebirges Gestalt, Saumanasas; jene Heroen
Wandelten grüßend umher, und erfragten das stätige Wohlseyn.
Als sie von da fortgruben, und nordwärts wendeten, sahn sie,
Prangend mit herrlichem Leib, Himapanduras, Träger der Erde.
Diesen begrüßten sie auch rechtshin mit gewohnter Umwandlung.
Weiter die Erd' aushöhlend, die sechs Zehntausend der Söhne,
Strebten sie dann Nordost, der gepriesenen Weltregion, zu.
Grimmiges Muths, schnellkräftig, zerklüfteten ganz sie den Abgrund.
Dort nun sahn sie, gestaltet wie Kapilas, Vishnus den Ew'gen,
Und nicht fern von dem Gotte das weidende Roß auf dem Anger.
Alle die Helden nunmehr, unermeßlicher Freude gewähret,
Weil sie den Räuber des Rosses erkannt, zornflammendes Auges,
Rannten ihn an, Grabschaufeln und Eisengeräth in den Händen,
Allerley Baumstämm' auch, samt zackigen Trümmern der Felsen.

„Steh! ſteh!“ riefen ſie aus: „Du biſt's, der unſern geweihten
Renner geraubt; Treuloſer! erkenn' uns, Sagaras Söhne!“
Kapilas aber, ſobald er die trotzige Rede vernommen,
Mächtiges Zornes entbrannt, der Unendliche, ſchnob mit den Nüſtern:
Strackſ da lagen in Aſche des Sagaras Söhne verwandelt.

Zweyter Gesang.

Sagaras nun, wahrnehmend, wie lang' ausblieben die Söhne,
Hieß herrufen den Enkel, und sprach zu dem herrlichen Jüngling:
Du bist kundig und kühn, und der Vorzeit Helden vergleichbar;
Forsche den Wandel der Oheim' aus, und des Rosses Entwender.
Groß sind, weißt du, und stark die der Erd' inwohnenden Wesen,
Drum zu der Wehr nimm Bogen und Schwert, Kind, wenn du die Oheim'
Aus da gespürt, und erschlagen der Roßweih feindlichen Störer,
Siegreich kehre zurück, mein Opfergelübde zu lösen.
Ansuman aber, gemahnt von dem traulichen Wort des Erzeugers,
Greifend zu Bogen und Schwert, hinwandelte, flüchtiges Trittes,

Unter der Erde den Weg, von der Oheim' Armen gegraben.
Dort nun ſah er zum erſten das Laſtthier, welches verehren
Götter, Titanen und Rieſen, Vampir' auch, Schlangen und Hydern.
Dreymal wandelt' um dieſen, der Weltregion Elephanten,
Rechtshin grüßend der Held, und erfragte das ſtätige Wohlſeyn,
Wegen der Oheim' auch ſich erkundigend, wegen des Roßdiebs.
Aber der Weltregion Elephant, von verſtändigen Sinnen,
Auf die vernommene Red' antwortete ſolchergeſtalt ihm:
Sohn Aſamanjas! du kehrſt bald ſiegreich heim mit dem Roſſe.
Durch deß Rede belehrt, fuhr Anſuman fort, in der Ordnung
Kreiſend herum, zu befragen die übrigen Welt-Elephanten.
Von den verſtändigen Thieren geſamt, Grundpfeilern der Erde,
Ward er geehrt. „Heim bringſt du das Roß!“ ſo ſprachen ſie alle.
Nach dem erweckenden Wort hinwandelt' er, flüchtiges Trittes,
Wo ſie, die Oheim' alle, von Aſch' Ein Haufe nur, lagen.

Jammer befiel dort plötzlich den Sohn Asamanjas: er weinte,
Laut wehklagend, um jener entsetzliches Todesverhängniß.
Unfern dort auch sah er das weidende Roß auf dem Anger.
Aber der Löwe der Menschen begehrt' erst, trauerbeklommen,
Sein Trankopfer zu spenden des Königes Söhnen mit Wasser,
Ueber die Asche gesprengt; doch nirgend ein Wasserbehälter
Zeigte sich ihm. Aussendend den Scharfblick rings in die Weite,
Sah er den Herrn der Gefieder, der Oheim Ahn von der Mutter,
Groß, gleich einem Gebirge, des Vishnus geflügeltes Fuhrwerk.
Der nun sprach zu dem Helden das Wort, der erhabne Garudas:
Klag' nicht, Löwe der Menschen! Der Welt Heil wollt' ihr Verderben.
Jene Beherzeten traf des unendlichen Kapilas Flamme.
Doch kein irdisches Wasser geziemt es sich ihnen zu spenden,
Kundiger Held! Wohl kennst du des Himavan älteste Tochter,
Ganga; von deren Gewässer die Spend' ausgieße den Todten.

Sie, Weltreinigerin, sprenge' all die verbrannten Gebeine.
Siehe! die Asche, genetzt von der heiligen Ganga, der Welt Zier,
Wird sie empor in den Himmel, die sechs Zehntausend der Söhne,
Ziehn. Du, führe die Ganga vom Göttergebiet zu der Erde.
Heil Dir! Wenn du vermagst, wirk' aus die Herabkunft Ganga's!
Greife das Roß, du gesegneter Held, dann kehre zur Heimath!
Dein großväterlich Opfer zu endigen ist dir beschieden.
Ansuman aber, sobald er das Wort des Garudas vernommen,
Faßte das Roß, schnellrüstig, und wandte sich dann zu der Rückkehr.
Noch in der Vorweih Stand' antraf er den König, und that ihm
Kund des Geschäfts Hergang, nicht minder das Wort des Garudas.
Sagaras, als er des Enkels entsetzenerregende Botschaft
Hatte gehört, vollbrachte die Roßweih, jeglicher Satzung,
Jeglicher Sitte gemäß; drauf wandt' er sich heim zu des Reiches
Hauptsitz, opfergelöst, voll Segnungen: doch die Herabkunft

Ganga's wußte der Fürſt durch keinerley Rath zu bewirken.
Lang' umkreiſende Zeit blieb rathlos Sagaras, dreymal
Zehn Jahrtauſende waltend des Reichs; dann ging er gen Himmel.
Als er gehorcht dem Geſetze der Zeit, da riefen die Völker
Anſuman aus, den Gerechten; er ward ein gewaltiger König.
Aber ein Sohn wuchs dieſem heran, ſein Name Dvilipas,
Deß Fürſorge vertraut' er das Reich: einſiedleriſch wählt' er
Einen der wonnigen Gipfel des Himavan, Buße zu üben.
Anſuman dort, den Unſterblichen gleich, durchlauchtiges Glanzes,
Sehnſuchtsvoll, zu bewirken der heiligen Ganga Herabkunft,
Uebte der Büßungen viel, doch nicht ward ſein die Gewährung.
Nach Jahrtauſenden dreißig und zwey, ſeit fromm in des Waldes
Einſiedley er gewohnt, ging ein zu dem Himmel der König.
Dann der belobte Dvilipas, belehrt von der Ahnen Verhängniß,
Wußte, bekümmertes Muths, doch keinerley Rath zu erſinnen.

Wie kommt Ganga herab? wie ſoll Trankopfer ich jenen
Spenden, und wie ſie erlöſen von dort? So dacht' er beſtändig.
Ihm, deß frommes Gemüth andächtigen Pflichten geweiht war,
Wurde gebohren ein Erbe, Bhagirathas hieß er mit Namen.
Dreymal zehn Jahrtauſende nun obwaltete ſeinem
Reich der belobte Dvilipas, verrichtete mancherley Opfer,
Doch es erſchien kein triſtiger Rath zu der Ahnen Erlöſung.
Krankend gehorcht' er zuletzt dem Geſetze der Zeit; zu des Indras
Himmliſcher Welt ging ein, ſein Thun einerntend, der König,
Als er zuvor zu dem Reiche Bhagirathas hatte geſalbet.
Dieſer, der fürſtliche Weiſe, dem Heil obliegende, blieb nun
Kinderverwaiſt: ſehnſüchtig begehret' er, Kinder zu ſchauen.
Alſo den Räthen vertraut' er das Reich: um der Ganga Herabkunft
Eiferig, ſtand viel Bußen er aus, an dem Fels Gokarnas;
Stand mit erhobenen Armen, umher fünf Feuer im Sommer,

(Eins nach jeglicher Weltregion, und die Sonne das fünfte)
Schlief beym Frost in dem Schnee, ohn' Obdach während der Regen,
Aß abwelkendes Laub, stets bändigend Sinnen und Seele.
Als Jahrtausende nun in der furchtbaren Buße verflossen,
Wurde geneigt ihm Brahma, der oberste Herr der Geschöpfe.
Jetzt, herwandelnd vom Himmel, umringt von den göttlichen Schaaren,
Nahe' Allvater, und sprach dieß Wort zu dem büßenden Herrscher:
Siehe geneigt mich dir, o Bhagirathas! Wähle, du frommer
König, ein Segengeschenk für die wohldurchbüßete Buße.
Drauf antwortete jener dem Welt-Allvater, der hohe
Herrscher Bhagirathas, demuthsvoll, mit gefalteten Händen:
Wenn du geneigt, Hochheiliger, bist; wenn Buße Gedeihn bringt:
Mögen des Sagaras Söhne von mir Trankopfer empfangen!
Sey der Beherzeten Asche genetzt von den Fluten der Ganga,
Daß sie, die Urgroßväter gesamt, in den Himmel hinaufgehn!

Schenk' auch Erben, o Herr! daß nicht absterbe mir unser
Stamm! Irvakus Geschlechte verleih solch herrlichen Segen!
Aber der Welt-Allvater, des Königes Bitte vernehmend,
Redet' ihn an, holdselig, mit sanft wohllautender Stimme:
Dein großherziger Wunsch, o Bhagirathas, Wagengeübter,
Sey dir gewährt! Neu schaffest du Heil Irvakus Geschlechte.
Ganga, die älteste Tochter des Himavan, aber zu tragen,
Muß erst Sivas jedoch einwilligen. Wenn sie herabfällt,
Wäre die Erde zu schwach, den gewaltigen Sturz zu bestehen.
Keinem, o König, gelang' es gewiß, wie dem Dreyzackführer.
Als er gesprochen das Wort, und erklärt sein Wollen der Ganga,
Kehrte gen Himmel der Schöpfer der Welt mit den göttlichen Schaaren.
Aber Bhagirathas nun hub an aufs neue die Büßung,
Ließ in den Boden der Erd' einwurzeln die vorderste Fußzeh;
Beyde die Arme gestreckt, schlaflos, von der Luft sich ernährend,

Stand er, die Nacht wie den Tag, ſtarr, Baum-
ſtamm-ähnlich, ein Jahr lang.
Als voll wurde das Jahr mit den kreiſenden
Monaten, redte
Sivas ihn an, Er, Uma's Gemahl, der lebendigen
Pfleger:
Siehe geneigt mich dir: was ſoll ich, o Held, dir
gewähren?
Und der geprieſene König, Bhagirathas, ſagte
dagegen:
Trage die Ganga, o Herr! Nimm auf der
Entſtürzenden Andrang!
Auf die vernommene Red' antwortete ferner der
Gott ihm:
Sey es! Ich will dem Geſuch einwilligen, will
mit dem Haupte
Jen' aufnehmen, die Tochter des Königes aller
Gebirge.
Sprach's, und erſtieg, der Gebieter, des
Himavan Gipfel, und ſagte:
„Falle herab!" zu der Ganga, der himmel-
umwallenden Stromflut.
Auf das vernommene Wort ward grimmvoll
Ganga gemuthet.
Rieſengeſtalt annehmend, und kaum aushaltbare
Schnelle,
Stürzte ſie jetzt vom Himmel herab zu dem Haupte
des Sivas.
Denn ſie gedachte, die Göttin, die ſchwer zu
ertragende Ganga:

Bis in die Höll' eindring' ich, mit meinem Gewog' ihn erfassend.
Als er den Trotz wahrnahm, ward grimmvoll Sivas, und hegte
Heimlichen Rath, sie zu fangen, der Gott mit geaugeter Stirne.
Jene, die heilige, fiel auf Sankaras heilige Scheitel.
Gleich dort ward sie bestrickt im Geflecht langlockiges Haares,
Aehnlich den waldigen Höhen des Himavan: nimmer und nimmer
Konnte, mit Macht anstrebend, hinab sie gelangen zur Erde;
Auch kein Ausweg zeigte sich ihr von den Flechtengewinden.
Also der Jahr' Unzahl in des Haars labyrinthischen Gängen
Irrte die Göttin umher. Dieß sahe Bhagirathas, wandte
Wieder zur Bußqual sich, und befriediget wurde der Gott nun.
Frey ließ Sivas die Ganga hinab sich ergießen in Bindu's
See: der Entlassenen Schooß aussendete sieben der Ströme.
Hladini, Pavani auch, dann Nalini ferner, die dreye
Wandelten ostwärts hin, heilflutende Adern der Ganga.

Sita, Sucharus ſodann, und der mächtige Sindhus, die Dreye
Wandelten hin zu der Weſtregion, glückſelige Waſſer.
Endlich der ſiebente zog dem Bhagirathas nach von den Strömen.
Jener, der fürſtliche Weiſe, beſtieg ſein ſtrahlend Geſchirr jetzt:
Wie er voranſchritt, folgte die göttliche Ganga dem Helden.
Erſt von dem Himmel zur Scheitel des Sankaras, dann zu der Erde
Stürzte ſie nieder, die laut auftoſende Flut-kataraкte.
Rings von den Schwärmen der Fiſche zugleich, Schildkröten, Delphinen,
Fallenden oder gefallnen, erſchien buntfarbig die Erde.
Aber die himmliſchen Weiſen, Gandharven und Genien alle
Lockte das Schauſpiel her, aus ihren ätheriſchen Sitzen.
Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt, Elephanten und Roſſen,
Oder in ſchwankender Sänften Umſchirmungen, kamen die Götter,
Dieß Weltwunder begierig zu ſchaun, die Herabkunft Ganga's.
Um den erlauchten Verein ſchien hell von des Edelgeſchmeides

Funkeln der Himmel, entwölkt, als leuchteten hundert der Sonnen.
Von der Delphin' und der Fiſche Geſchwärm, Krokodilen und Schlangen
Ward durchblitzet die Luft; und der hochaufbrauſenden Schäume
Schwingungen, tauſenderley ſich begegnende, deckten den Himmel,
Wie in der Schwül' ausziehn weißwolkige Schaaren der Schwäne.
Hier jetzt raſch hinwallte die Flut, dort wand ſie ſich krümmend,
Breitete glatt ſich umher, dann floß ſie gelinde, gelinde,
Bald dann rollten die Wellen ſich übergewälzt um einander,
Bald auch ſprudelt' empor, bald plätſcherte nieder die Stromflut.
Erſt zu der Scheitel des Sivas geſtürzt, von der Scheitel zur Erde
Schimmerte hell, durchſichtig, entſündigend, jenes Gewäſſer.
Und die Gandharven und Weiſen, der irdiſchen Fluren Bewohner:
„Sivakentfloſſener Thau iſt reinigend!“ dachten ſie jetzo,
Tauchten hinein. Wen irgend ein Fluch längſt hatte vom Himmel
Hin zu der Erde gebannt, wer dort die Beſprengungen vornahm,

Ward, alsbald von der Sünde gereiniget, wieder des Heils froh.
Und so durft' er, gelöst, eingehn zu den himmlischen Welten.
Alles Geschöpf sah jubelnd die Näh' des ätherischen Wassers,
Alle mit Ganga's Flut sich besprengenden wurden entsündigt.
Aber der weise Bhagirathas nun, sein strahlend Geschirr stets
Zügelend, eilte voran; ihm nach stets wandelte Ganga.
Götter und himmlische Weise, zugleich die Titanen, die Riesen,
Auch die Gandharven und Genien all, Roßhäupter und Schlangen,
Ferner die buhlenden Nymphen gesamt: des Bhagirathas Wagen
Folgten sie nach, und der Ganga; mit ihnen das Wild der Gewässer.
Wo hinlenkte Bhagirathas nun, da wandelte Ganga
Nach, die Entsündigerin, die Erkohrene unter den Strömen.
Aber sie kamen vorbey an des opfernden Heiligen Jahnus
Sitz: deß Opferbezirk ward wild von der Ganga beflutet.
Als er den frevelnden Trotz wahrnahm, da zürnete Jahnus,

Daß er die Waſſer des Stroms ganz eintrank, Wunder zu ſchauen.
Deſſen erſchracken die Götter, zuſamt den Gandharven und Weiſen,
Ehrten den Heiligen hoch, ankündigend ihm die Verheißung,
Daß in der Zukunft Ganga ihm töchterlich ſolle gehören.
Alſo beſänftiget, ließ er die Flut ausrinnen vom Ohre.
Jahnus darauf, wahrnehmend des hohen Bhagirathas Ankunft
Ehret' ihn nach der Gebühr, ging dann zu dem Opferbezirk hin.
Drum heißt Jahnavi noch, und Erzeugete Jahnus die Göttin,
Und dem Bhagirathas nun nachwandelte wiederum Ganga
An die Geſtade des Meers, dann tauchte die Herrliche nieder
Bis in der Höll' Abgrund, zu des heiligen Werks Vollendung.
Was ſein Ringen erſtrebt, das wurde dem fürſtlichen Weiſen
Jetzo gewährt: froh ſah er die aſchenverwandelten Ahnen.
Aber ſobald die verklärende Flut die Gebeine der Todten
Hatte beſpült, aufſtiegen entſündiget alle gen Himmel.

Jenem erſchien itzt Brahma, der Welt Herr, ſprach zu dem König:
Löwe der Menſchen, du haſt dein urgroßväterlich Ahnvolk,
Alle die ſechs Zehntauſend, des Sagaras Söhne, gelöſet.
Ewig unwandelbar ſteht dieß Fluteinſammelnde Weltmeer,
Welches in Zukunft ſoll nach Sagaras Namen benannt ſeyn.
Siehe! ſo lang' hier ſtehet das Weltmeer, bleiben die Söhne
Sagaras alle, den Göttern geſellt, Einwohner des Himmels.
Dieſe, die Göttin des Stroms, ſoll älteſte Tochter dir heißen,
Soll ja Bhagirathi ſeyn, drey Welten bekannt mit dem Namen.
Erſt Dreypfadige heißt ſie: die himmliſchen Weiſen ertheilten
Alſo den Namen ihr jetzt, weil durch drey Welten ſie wandelt,
Weil ſie den Himmel, die Erd', und der Höll' Abgründe beſtrömet;
Ganga, zum Andern, o König, benannt von dem Gange zur Erde;
Drittens Bhagirathi dann: Du gabſt ihr das kindliche Beywort.
Wiſſe! ſo lang' auf Erden der Ganga gewaltiger Strom bleibt,

Wird ſich unwandelbar auch dein Ruhm in die Welten verbreiten.
Hier ausgieße den Vätern geſamt von dem Waſſer die Spende,
Herrſcher des Volks! glückſelig erfüll' dein hohes Gelübde.
Nicht dein herrlicher Ahnherr ſelbſt, groß unter den Frommen,
Wurde des Wunſches gewährt; auch Anſuman, jener Gerechte,
Strahlende, flehet' um Ganga: die Sehnſucht blieb unerfüllt ihm.
Dann der belobte Dvilipas, ein Held, in des Kriegergeſchlechtes
Tugenden feſt, andächtig, ein Vorbild fürſtlicher Weiſen,
Er, dein Vater: umſonſt war all ſein Ringen und Streben.
Ewiger Ruhm wird dein: Du haſt das Gelübde gelöſet.
Dir nur iſt ſie gelungen, o Held! die Herabkunft Ganga's.
Sie wird immer den Frommen der Heiligung großer Altar ſeyn.
Deines Geſchlechts Vorahnen geſamt ausgieße die Spende,
Stets auch bade dich ſelbſt in der Flut: ſo lebe gereinigt,
Herrlichſter unter den Menſchen, und ernte der Tugenden Frucht ein.

Segen mit Dir! Ich kehre zurück zu den himmlischen Welten.
Als er gesprochen das Wort, der erhabene Welt-Allvater,
Ging er desselbigen Weges, von wannen er kam, zu den Himmeln.
Aber Bhagirathas nun vollendete jenen die Spende,
Wie es die Satzung heischt, den gepriesenen Sagaras-Söhnen.
Selber gereiniget dann, heim kehret' er wieder zu seiner
Herrschaft Sitze, bedacht sein erbliches Reich zu regieren.
All sein Volk, voll Jubels, begrüßte des Königes Einzug,
Lebte getrost, friedselig, beschwerlos, gütergesegnet.

Anmerkungen.

Die Gelehrten werden entschuldigen, wenn sie hier manches ihnen schon bekannte wiederfinden; ich wünsche, bey einem Gedicht besonders, den Bedürfnissen aller gebildeten Leser entgegen zu kommen. Uebrigens beschränke ich mich auf das zum Verständniß unmittelbar dienliche: mit allgemeinen Betrachtungen über den Geist und Gehalt der ganzen Dichtung will ich den Denkern für jetzt nicht vorgreifen.

Der Stoff dieser Erzählung ist aus dem Ramayana genommen, Book I. Sect. 32 — 35. Sie beträgt in der Urschrift etwas über zweyhundert Slokas oder vierhundert Verse. Die Geschichte ist verschiedentlich erzählt worden; wie natürlich, mit manchen Abweichungen und weiterer Ausführung der einzelnen Umstände. S. Ward Vol. I, p. 265 u. f. Ein besonderes Buch eines Sagengedichtes führt seinen Namen von dieser Flußgöttin, es dürfte aber schwerlich an Alter und Aechtheit dem Ramayana zu vergleichen seyn.

Der Göttin Ganga. (Ganga, —⏑ Gangâ, ——.) Die Gottheiten der Berge sind bey den Indiern insgemein männlich; die der Flüsse, mit wenigen Ausnahmen weiblich, wie es bey den Alten nur die Nymphen der Quellen waren. Die Griechen haben den Namen, durch Hinzufügung einer männlichen Endung, und Verwandlung des â in a nach der Jonischen Mundart, Γάγγης, sonst mit getreuer Auffassung ihrer Sprache angeeignet. Das n in Gangâ ist eben auch das nasale, welches die Griechen durch das erste Gamma ausdrücken.

Erster Gesang.

Vers 1. Ayodhya, ⏑——, (Ayôdhyâ, ⏑——,) die Unüberwindliche. Diese in den Heldensagen als der Königssitz des Ramas so berühmte Stadt führt noch den alten Namen, und giebt ihn einer Landschaft, im nördlichen Indien am rechten Ufer des Ganges, ostwärts von Bahar. Nur ist Ayodhya durch die Flüchtigkeit der neueren Aussprache in Aude, nach der Englischen Schreibung Oude, verkürzt. Die Einwohner zeichnen sich noch jetzt als ein edler und kriegerischer Stamm aus. Die Ruinen von Ayodhya in der Nähe von Fyzabad, der

Hauptstadt der Mahomedanischen Beherrscher, beweisen ihre vormalige Größe, wiewohl die aus Backsteinen erbauten Häuser in formlose Haufen zusammen gesunken sind. S. *Hamilton* East Indies Gazetteer, unter Oude.

V. 2. Sagaras, — ⏑ ⏑. Sagaras, ⏑ ⏑ ⏑. Das Geschlecht der Könige von Ayodhya, aus welchem später Dasarathas und sein Sohn Ramas abstammten, wird häufig nach dem ersten Stammvater Ikvakus benannt. Vielleicht wird es bequem seyn, hier gleich den Stammbaum der in diesem Gedichte erwähnten Nachkommen des Sagaras zu übersehen.

Erste Gemahlin. Zweyte Gemahlin.

Kesini. ⏑ Sagaras. ⏑ Sumatis.

Asamanjas. 60,000 Söhne ohne Nachkommenschaft.

Anssuman.

Dilipas.

Bhagirathas.

V. 2. 3. Es ist bekannt, daß die Kinderlosigkeit bey den Indiern als ein großer Unsegen betrachtet wird, und nichts ist häufiger in den alten Gedichten als Gelübde, Opfer, fromme Uebungen, um sich davon zu losen. Doch richtet sich das Verlangen besonders auf Söhne, weil nur diese den Dienst der Manen für ihre Väter verrichten können. Dasarathas, zu Anfange des Ramayana, betrachtet sich noch als kinderlos, wiewohl man nachher erfährt, daß er eine schon vermählte Tochter hat.

V. 4. Kesini, — ⏑ ⏑. Kêsini, — ⏑ —. Die Schöngelockte, εὐπλόκαμος.

V. 4. Vidarbhas, ⏑ — ⏑, wie im Indischen. Ein König, der einem Reiche des südlichen Indiens seinen Namen gegeben, worüber das nähere bey dem Gedichte vom Nalas.

V. 5. Sumatis, — ⏑ ⏑. Sumatis, ⏑ ⏑ ⏑. Die Wohlgesinnte, εὔφρων.

V. 6. Garudas, ⏑ — ⏑. Garudas, ⏑ ⏑ ⏑. Die Dichter beschreiben ihn als einen riesenhaften Adler, Geyer oder Kranich, auf welchem Vischnus mit unglaublicher Schnelligkeit

durch die Lüfte führt. In den Abbildungen aber iſt er der menſchlichen Geſtalt oft ſo ſehr angenähert, daß nur leichte Spuren von dem Vogel übrig bleiben.

V. 9. Himavan, — ⏑ ⏑. In der abſoluten Form Himavat, im *nom. masc.* Himavân, ⏑ ⏑ —. Der Schneeige, Winterliche. Hima iſt das Griechiſche χεῖμα, das Lateiniſche *hiems*. Die Neueren nennen dieſes Gebirge, das Indien im Norden begränzt, häufig Himâlaya, (der Aufenthalt des Schnees) mit abgekürzter Ausſprache Himaleh; in den Dichtern erinnere ich mich nicht eben dieſe Benennung gefunden zu haben: ſie eignete ſich wohl nicht ſo gut zur Perſonification. Verſchiedene Stellen des Himavan ſind noch jetzt das Ziel vieler Pilgerfahrten.

V. 10. Bhrigus, — ⏑. Bhrigus, ⏑ ⏑. Bhrigus führt einen großen Namen unter den mythologiſchen Weiſen. Ihm werden verſchiedene Abſtammungen zugeſchrieben: mittelbar oder unmittelbar vom Brahma, meiſtens aber heißt er ein Sohn des Manus, der durch ihn ſeine Geſetze offenbart. S. Jones Institutes of Menu. Chapt. 1, 59. 60. Bhrigus als Appellativ bedeutet auch einen ſteilen Abſturz, und hiemit ſcheint in der Urſchrift ein Wortſpiel beabſichtiget zu ſeyn, das einige Dunkelheit verurſacht. Freylich wohnt Bhrigus eigentlich im Himmel, man mochte aber an dieſem Berge, wohin ſich Sagaras begab, ſeine Orakelſprüche und Segnungen beſonders erwarten.

V. 18. Löwe der Menſchen. Die Namen der edelſten und ſtärkſten Thiergattungen, des Tigers, Lowen und Stieres, werden oft mit dem Namen des Menſchen zuſammengeſetzt, um einen hohen Vorrang zu bezeichnen; und zwar nicht bloß in Hinſicht der kriegeriſchen Eigenſchaften, ſondern auch Weiſe und Heilige werden ſo angeredet. Wir können nur den Lowen gebrauchen; der Tiger würde uns falſche Nebenvorſtellungen geben, die ihm in der Indiſchen Sprache durchaus fremd ſind.

V. 20. Faltend die Hände. Wir verſtehen unter gefalteten Händen meiſtens verſchränkte. Die Indier legen aber beym Gebet, und ſonſt als Zeichen der Ehrerbietung die Hände ausgeſtreckt vor der Bruſt zuſammen, ſo wie man es häufig

auf den Bildern ſieht. So war auch wohl bey uns die alte Sitte, die man an ſo vielen betenden Figuren auf chriſtlichen Grabmälern findet; der Ausdruck *falten*, ſchlicht zuſammenlegen, führt uns eben dahin.

Min hende ich valde
Mit trinwen al gerunde uf ir forſſe,

ſagt einer von unſern Minneſingern.

V. 21. *Brachmane*, — — ⏑. Unſre Weiſe, *Brahminen* oder gar *Braminen* zu ſchreiben, iſt ganz falſch, und vermuthlich zuerſt durch die Franzöſiſchen Miſſionare aufgekommen. Aber in Bramins lautet das i wie o, wodurch man das kurze a hat ausdrücken wollen. Dieſer Name iſt wieder ein Beyſpiel, daß die Griechen die von den Indiern ſelbſt vernommenen Worte ſo genau auffaßten, als es ſich mit ihrem Alphabet thun ließ. Es findet ſich im Indiſchen eine doppelte Form: Brahman, wie der Gott ſelbſt, und patronymiſch abgeleitet Brâhmana, im *nom. sing.* Brâhmanas; ſo findet ſich auch Βραχμάι, und wiederum Βραχμανοὶ. Da die Griechen keinen Hauch vor einem Conſonanten hatten, ſo haben ſie das h ganz richtig durch ihr χ ausgedrückt. Die erſte Indiſche Form verlängert die zweyte Sylbe in manchen Biegungen, z. B. *acc. sing.* Brahmânam. Die Leſer werden wohl fühlen, warum ich in einem Gedicht die Schreibung der Alten vorgezogen. Auch Camoëns ſchreibt:

Brachmanes eam os seus Religiosos,
Nome antigo, e de grande preeminencia.

V. 32. Eine übliche Ehrenbezeugung, mehrmals im Kreiſe um eine Perſon herumzugehen, die rechte Seite ihr zugewandt, und die Hände vor der Bruſt ausgeſtreckt zuſammen gelegt.

V. 35. *Aſamanjaſ*, ⏑ ⏑ — ⏑, wie im Indiſchen. Der Ungehörige, Ausſchweifende. Da die Indier ſo große Sorge tragen, ihren Kindern glückbedeutende Namen zu geben, ſo muß man wohl annehmen, daß er dieſen Beynamen erſt von ſeiner Ausführung bekommen.

V. 37. *Den flaſchengeſtalteten Kürbis.* Es ſcheint dieſer Sage eine Etymologie oder ein Wortſpiel zum Grunde zu liegen: Ikshváku, der Name, den das ganze

Geſchlecht führt, heißt ein Kürbis. Hier wird zwar ein andres Wort gebraucht: tumba, aber die Bedeutung iſt dieſelbe, cucurbita lagenaria. Wem übrigens dieſer Kürbis gar zu lächerlich vorkommt, der mag ihn zu den Eyern der Leda hinlegen. Dieſe Erwähnung ſteht hier, nur um zu erinnern, daß es bloß Wirkung der Gewohnheit iſt, wenn uns die Seltſamkeiten der Griechiſchen Mythologie nicht mehr auffallen.

V. 40. Geläuterten Oele. Im Original ausgeklärte Butter. Ob gewiſſe Begriffe und Namen in der Poeſie für edel oder unedel gelten, das hängt zuweilen von zufälligen Nebenvorſtellungen ab. Die ausgeklärte flüßige Butter leiſtet den Indiern bey den Opfergebräuchen, und auch zur Nahrung dieſelben Dienſte, wie den Alten das Oliven-Oel. Dieſes ſcheint kein Erzeugniß des Indiſchen Bodens, wenigſtens kein bisher angebautes, zu ſeyn. Oel zum Brennen in Lampen wird aus andern Pflanzen gepreßt.

V. 46. Sarayu, ⏑ — —. Sarayû, ⏑ ⏑ —. Ein Fluß der an der Stadt Oude vorbeyfließt, heutzutage aber häufig ſeinen Namen an den mit ihm vereinigten Soggrah verliert. S. Hamilton E. I. Gaz. unter Goggrah.

V. 50. Anſuman, — ⏑ —, Ansumân, — ⏑ —. Der Strahlende.

V. 55. Die Roßweih. Das Pferdeopfer, aswamédha. Wegen der vielen einmengenden Gebräuche habe ich geglaubt, es ſchicklich die Roßweih benennen zu können. Dieſes Opfer wurde als ein ſehr ſchwieriges Unternehmen betrachtet, theils wegen Beobachtung der Ceremonien, theils wegen des großen Aufwandes, den die prächtige Bewirthung vieler Tauſende von Gäſten erforderte. Hier iſt die Sache nur im allgemeinen berührt; am Eingange des Ramayana findet ſich eine ausführliche Beſchreibung, die uns Anlaß zu Vergleichungen mit den Scandinaviſchen Pferdeopfern geben wird.

V. 59. Schwäher des Sivas. Die jüngere Schweſter der Ganga, Uma, war dem Sivas vermählt. Unter vielen andern Namen heißt ſie auch Párvati, die Tochter des Berges.

V. 60. Vindhias, — ⏑ ⏑. Im Indiſchen zweyſylbig,

Vindhyas. Ich habe des Wohlklanges wegen das y in seinem Vocal aufgelöst. Das Vindhya-Gebirge streift von Osten nach Westen, ungefähr in der Linie des Wendekreises hin, und macht die große Scheidung zwischen dem nördlichen Indien, und der südlichen Halbinsel. Wir müssen annehmen, daß das Opfer an der westlichen Gränze des Reiches von Ayodhya, etwa in der Ebene beym Zusammenfluß des Sarayu und Ganges gefeyert wurde, wo die beyden Gebirge am nächsten zusammen rücken, und ohne Zweifel beyde gesehen werden können, ungefähr wie in der Lombardey die Alpen und Apenninen, wiewohl sie noch in ziemlicher Entfernung von einander bleiben.

V. 62. Dort in dem tugendbegabten Land. Dieser Lobspruch wird nicht auf ganz Indien ausgedehnt, sondern bestimmt auf die von den beyden großen Gebirgen eingeschlossene Landschaft beschränkt. S. Amara Cosha. B. II. Chap. 1, Sl. 8. So wird also dem nördlichen Indien vor dem südlichen entschieden der Vorrang in Hinsicht auf sittliche Bildung zugeschrieben.

V. 66. Dem siebengehaupteten Endlos. Indisch Anantas, zusammengesetzt aus dem verneinenden a mit angehängtem n, und anta, das Ende; Gothisch: Andi, Fränkisch: enti.

V. 69. Dem Bett des entschlummerten Vishnus. Dieser Gott wird häufig schlummernd auf dem Ocean vorgestellt: er ruht auf einem ausgefalteten Lotos, getragen von den Windungen jener Schlange, deren Häupter über ihm einen Baldachin bilden. Auf diese Weise ist auf einer kleinen Insel im Ganges, the rock of Jehangiri genannt, sein colossales Bild in dem Granitfelß ausgehauen. S. Wilkins Anmerkungen zum Hitôpadêsa, p. 295. Die Schlange Anantas ist durch ihre vielen Köpfe ausgezeichnet; sonst finden sich aber einfache Schlangen dieser Art, in andern Bestimmungen an den Indischen Götterbildern. Es scheint durchaus dieselbe Gattung zu seyn, wie die Schlange ὀφις, die unaufhörlich an den Aegyptischen Denkmalen wieder kommt.

V. 75. In dem Opfer ein Bruch. Es war ein allgemeiner Glaube bey den Indiern, daß ein Opfer, wobey etwas verfehlt wird, dem Unternehmer selbst zum Verderben

gereiche. Da die Priester die einzigen Richter darüber waren, ob alles den heiligen Anordnungen gemäß (rite) vollbracht worden sey, so mußte ihnen dieß eine fast unbegränzte Herrschaft über die Gemüther sichern. Hier in dem Gedichte bildet dieser Umstand eben den dramatischen Knoten.

V. 79. Von dämonischen Riesen. Bey der ersten Erwähnung der Riesen habe ich dieses Beywort für zweckmäßig gehalten, um zu erinnern, daß nicht körperliche Menschen von übergroßer Statur darunter verstanden werden dürfen, wie etwa die Riesen mit eisernen Stangen in unsern alten Heldensagen, sondern geistige Wesen, mit magischen Kräften begabt. Sie heißen Nachtwanderer, erscheinen und verschwinden, und wechseln ihre Gestalt nach Belieben. Doch scheinen sie eines dauerhafteren und verkörperten irdischen Daseyns fähig zu seyn, wie z. B. der Riese Ravanas die Insel Ceylon als König beherrscht. Der allgemeine Name ist Rakshas, und verlängert Rákshasa; sie sind männlich und weiblich, aber in beiden Fällen bleibt der erste Name im Neutrum, was, wie mich dünkt, eben die Zweydeutigkeit ihres Wesens ausdrückt. So heißt es in den Nibelungen: ein wildez getwerc.

V. 75. Des Erebus Schlangen. Die Schlangen haben ihre eigne Stadt in der Unterwelt, Bhôgavati genannt. S. Ramay. B. I. Sect. 5, sl. 25.

V. 83. Irgend ein Gott. Im Ramayana wird nicht gesagt, wer denn eigentlich das Roß geraubt. Nach andern Erzählungen war es Indras, der Gott des Firmaments, aus Eifersucht über die gelungenen Opfer des Sagaras.

V. 91. Raste. Dieses Wort habe ich dem Ulfilas abgeborgt, und glaube, es könnte mit Vortheil in der Poesie gebraucht werden, weil Meile theils Römischen Ursprungs ist, theils wegen des gemeinen Gebrauchs einen zu prosaischen Anstrich hat. Die Indische Meile heißt Yôjanam, und beträgt acht tausend Klafter.

V. 101. Titanen. So habe ich am schicklichsten die gleichbedeutenden Namen Asura, Dânava und Daitya übersetzen zu können geglaubt, da ihnen Kriege gegen die Götter, und zwar gleich im Anbeginn der Dinge, zugeschrieben werden.

V. 108. Eiland Jambu's. In der mythischen Geographie der Indier entweder Indien allein, oder das gesamte feste Land, womit es zusammenhängt. S. *Wilford* on the sacred Isles in the west, (Asiat. Res. Vol. VIII, p. 291 – 299.) auf den ich mich übrigens ungern berufe, weil er, bey dem allgemeinen Eingeständniß der erlittenen Mystification, doch die Gränze nicht genau angegeben, wo der Irrthum anhebt.

V. 109. Gandharven, die himmlischen Musiker, männliche und weibliche. Deswegen lassen sie sich nicht als Musen bezeichnen, wiewohl alle Musenkünste unter ihrer Obhut stehn.

V. 110. Häuptern der riesigen Schlangen. Die Häupter oder Könige der Schlangen sind der oben erwähnte Anantas oder Sèshas, dann Vâsukis, Takshakas, Sankhas, u. s. w. Die Schlangen erscheinen in der Indischen Mythologie nicht durchgehends als feindselige Wesen, noch ausschliessend in die Unterwelt gebannt.

V. 127. Kapilas, – ⏑ ⏑, eine göttliche Verkörperung des allgegenwärtigen Vishnus, über die ich für jetzt keine nähere Aufklärung zu geben weiß. An den Philosophen Kapilas ist hier nicht zu denken. Nach der vorliegenden Dichtung möchte man das unterirdische Feuer der Vulcane darunter verstehen.

V. 132. Die Dreyßig- und-Drey. Dieß sind Götter von untergeordnetem Range, die folgendermaßen aufgezählt werden: acht Vasus, eilf Rudras, zwölf Adityas und Aswini und Kumaras. Der oberen Götter zählt man dreyzehn, nach denen auch der Himmel die Wohnung der Dreyzehn genannt wird. Doch es ist hier nicht der Ort, die Hierarchie der Indischen Olympe genau zu entwickeln.

V. 139. Vampire. Im Original Pisâchas. Sie sind feindselige Wesen, lüstern nach dem Fleisch und Blut lebendiger Creaturen, (Ramay. B. I. Sect. 26, Sl. 19.) und büßen ihre grausame Lust an Weibern im Zustande des Schlafs, der Trunkenheit und des Wahnsinnes. Jones Instit. of Menu. Chap. III. §. 21 und 34. An einer andern Stelle hat S. W. Jones vermuthlich (ich kann die Urschrift jetzt nicht vergleichen) Pisâchas durch *blood-thirsty savages* übersetzt. Instit. Chap. I, §. 37.

V. 139. Hydern. Dieſen Ausdruck habe ich von den Engliſchen Ueberſetzern angenommen, die ihn gebrauchen, wo zwey Benennungen für Schlangen beyſammen ſtehn. Er wird durch die Vielköpfigkeit der Schlangen an den Indiſchen Denkmalen gerechtfertigt.

V. 148. Hier werden nur vier Elephanten aufgeführt, welche an den Cardinalpunkten die Erde tragen. Der Amara-Kosha zählt deren acht, nämlich vier in den mittleren Gegenden, Südoſt u. ſ. w. Sie entſprechen eben ſo vielen Gottheiten, den Beſchützern der acht Abtheilungen des Horizonts. Bemerkenswerth iſt es aber, daß die Elephanten der Weltgegenden hier ganz andere Namen führen, als die im Amara-Kosha angegebenen.

V. 149. Viruparas, ⏑⏑—⏑. Virûpâxas, ⏑——⏑, oder genauer Virûpâkshas. (Der Buchſtabe, den Wilkins durch ksh ausdrückt, iſt der einzige Doppelbuchſtabe, der im Alphabet mit aufgeführt wird. Er entſpricht in ſo fern dem Lateiniſchen x, und ich habe mir erlaubt, dieſes zu gebrauchen, um das Fremde jener Zuſammenſtellung zu vermeiden. Uebrigens iſt keine Irrung dabey zu beſorgen: die Indier haben zwar drey verſchiedene Ziſchlaute, aber auf k folgt nie ein anderer als der mittlere, sh, unſer ſch.) Viruparas heißt: mit verdrehten oder entſtellten Augen; es iſt auch ein Beyname des Sivas, wegen des dritten Auges auf der Stirn.

V. 157. Mahapadmas, ⏑⏑— , Mahâpadmas, ⏑——⏑. Mahapadmas heißt buchſtäblich Groß-Lotos, zugleich aber iſt es eine Zahlbezeichnung für 100,000,000,000.

V. 162. Saumanasas, ——⏑⏑, Saumanasas, —⏑⏑⏑. Der Name iſt patronymiſch gebildet von sumanas, wohlgemuth, welches aber auch ein allgemeiner Name der Götter iſt.

V. 163. Und erfragten das ſtätige Wohlſeyn. Die übliche Höflichkeits-Formel, ſich nach dem Befinden zu erkundigen, wird von den Indiern auch auf die Götterwelt übertragen.

V. 165. Himapanduras, ⏑⏑—⏑⏑, wie im Indiſchen; Himapânduras, ſchneeweiß. Die Beziehung dieſes Namens auf die Weltgegend, wo der Elephant ſteht, iſt klar; zugleich werden wir an die als eine Seltenheit geſchätzte Spielart der weißen Elephanten erinnert.

V. 168. Der geprieſenen Weltregion. Der Vorrang dieſer Weltgegend gründet ſich wohl darauf, daß ſie unter dem beſonderen Schutze des Sivas, eines der drey oberſten Götter ſteht.

Zweyter Geſang.

V. 30. Sein Trankopfer zu ſpenden. Der Dienſt der Manen iſt ein Hauptſtück in der Indiſchen Religion. Ich behalte mir vor, in der Folge ausführlich davon zu handeln, und ihn mit den Gebräuchen der Römer und anderer Völker zu vergleichen. Libationen mit Waſſer für die abgeſchiedenen Väter werden von den Frommen bey jedem Bade verrichtet. S. Ramay. B. I, Sect. 2, Sl. 11. Sect. 30, Sl. 31.

V. 33. Der Oheim' Ahn von der Mutter. S. Geſ. I., V. 6. 7. Garudas war der mütterliche Oheim der Söhne des Sagaras. Ich habe den Ausdruck Ahn um ſo eher brauchen zu dürfen geglaubt, da die Indier die Oheime mit zu den Vätern rechnen, denen man kindliche Ehrerbietung ſchuldig iſt.

V. 57, 58. Dreymal zehn Jahrtauſende. Jenes umgekehrte Geſetz der Optik, daß die Gegenſtände der Vorzeit, je entfernter, zu einer deſto gröſseren Ausdehnung anwachſen, findet bey den Indiern in einem höheren Grade Statt, wie vielleicht bey irgend einem andern Volke. Ihre ungeheuern mythiſchen Zeitangaben ſind bekannt, und das Lebensalter ihrer heroiſchen Patriarchen ſteht damit in Verhältniß. Doch ſcheint darin eine allmähliche Abnahme Statt zu finden: Ramas, ein ſpäterer Abkömmling des Sagaras, regiert nach Vollbringung ſeiner jugendlichen Thaten nur eilftauſend Jahr. S. Ramay. B. I, Sect. 1, Sl. 114.

V. 61. Dvilipas, ⏑ — ⏑, wie im Indiſchen, Dvilipas.

V. 74. Bhagirathas, ⏑ — ⏑ ⏑, wie im Indiſchen, Bhagirathas.

V. 78, 79. Zu des Indras himmliſcher Welt. Der Himmel des Indras iſt insbeſondre die Belohnung thätiger Tugenden. Eine höhere Seligkeit wird in der Welt des Viſchnus und Brahma der frommen Beſchaulichkeit zu Theil.

V. 84. Gokarnas, — — ⏑, im Indiſchen eben ſo. Ohne Zweifel in dem Gebirge Himavan, und vermuthlich nahe bey der Quelle des Ganges. Der Name bedeutet Kuh-Ohr.

V. 88. Aß abwelkendes Laub. Die gewöhnliche Nahrung frommer Einsiedler besteht in Wurzeln und Früchten. Ein besonderer Grad der Heiligkeit ist es, sich bloß von welkem Laube zu nähren, um auch kein Pflanzenleben zu verletzen.

V. 102. Ixvakus, ——⏑, Ixvâkus, oder genauer Ikshvâkus, eben so. Vgl. die Anm. z. Sef. 1, V. 37.

V. 110. Dem Dreyzackführer. Der Dreyzack ist dem Sivas ausschließend eigen. Er führt ihn zwar nicht in allen Abbildungen, aber doch sehr häufig.

V. 118. Uma, —⏑, Umâ, ⏑—.

V. 133. Der Gott mit geaugeter Stirne. Trinayanas. Dreyäugig, τριόφθαλμος, τρινέτης. Das dritte Auge befindet sich mitten auf der Stirne, und zwar in senkrechter Richtung. Meistens ist es an den Bildern des Sivas nur leicht angedeutet, so daß es keine Entstellung verursacht, wie etwa das gemahlte Zeichen, das die besondern Anhänger dieses Gottes tragen.

V. 134. Sankaras, ——⏑⏑, Sankaras, eben so. Ein Name des Sivas.

V. 135. Im Geflecht langlockiges Haares. Dieser Kopfputz des Sivas, langes fest um die Scheitel und darüber hinaus zusammen gewundenes Haar, heißt Jatâ, und ist die eigenthümliche Tracht der Büßer. Der Name ist von den vielfaserigen Wurzeln der Pflanzen übertragen.

V. 140. Irrte die Göttin umher. Häufig sieht man an den Bildern des Sivas, in Anspielung auf diese Dichtung, oben aus seinen Haarflechten den Kopf der Ganga, verhältnißmäßig sehr klein, hervorragen.

V. 142. In Vindu's See. Ueber diesen mythischen See finde ich keine Nachweisung.

V. 144. Hladini, ——⏑⏑, Hlâdini, —⏑—, Pavani, —⏑⏑, Pâvani, —⏑—; Malini, —⏑⏑, Nalini, ⏑⏑—.

V. 146. Sita, —⏑, Sitâ, ——; Suchaxus, ⏑—⏑, Suchaxus oder genauer Suchakshus, eben so; Sindhus, —⏑ wie im Indischen.

V. 143 – 147. Es wäre wichtig für die mythische Geographie der Indier, wenn man die sechs Flüsse, die mit dem Ganges demselben See entströmen sollen, zuverläßig bestimmen

konnte. Vermuthlich findet sich doch etwas in den Commentatoren, aber die Englischen Herausgeber lassen uns, nach ihrer Gewohnheit, hier durchaus im Stiche. Sie begnügen sich damit, die Namen zu deuten, was freylich sehr leicht war. Diese Namen sind ganz allgemein, und führen auf keine weitere Spur: Hlâdini, die Erfreuende; Pâvani, die Reinigende; Nalini, die Lotosreiche; Suchaxus, die Schönäugige; Sitâ, die Weiße. In obiger Ordnung folgen sie im Original auf einander. Ich weiß nicht, wie die Herausgeber sagen können, der sechste Strom, Sindhus, sey wahrscheinlich unser Indus. Nichts kann gewisser seyn. Dieß ist ja der eigne Name des Flusses, den er bis auf den heutigen Tag wie vor Alters führt. Zum Ueberfluß ist noch dazu gesetzt mahânadi, der große Strom. Das scheint mir ausgemacht, daß bey den fünf übrigen Namen durchaus nicht an Flüsse der diesseitigen Halbinsel Indiens zu denken ist. Wären diese gemeynt, so würden sie wie der Ganges und Sindhus mit ihren geschichtlichen Namen bezeichnet seyn. Die auf dem Himavan entspringenden gehören zum Flußgebiete der beyden Hauptflüsse, und denen, die ihre Quelle auf dem Vindhya oder dem westlichen Küstengebirge haben, konnte der Dichter keine gemeinschaftliche Quelle mit dem Ganges zuschreiben. Auch sind diese Ströme nicht bedeutend genug, um als Weltflüsse mit dem Ganges in gleichen Rang gesetzt zu werden. Endlich lehnt sich die Ordnung dagegen auf, worin die Flüsse aufgeführt sind: erstlich die östlichen, dann die westlichen, unter diesen der Sindhus zuletzt, nach ihm wird sogleich der Ganges genannt. Wie mich dünkt, müssen wir uns von der Quelle des Ganges links im Kreise herum wenden, um mit einiger Wahrscheinlichkeit die fünf großen Flüsse auszumitteln, die im Horizont der Indischen Erdkunde liegen mochten. Da nur die beyden Richtungen nach Ost und West genannt sind, nicht die nach Norden und Süden, so müssen jene mit einer gewissen Breite verstanden werden, wie denn auch der Sindhus wirklich nach Südwesten fließt. In der angegebenen Ordnung stellt sich nun zuerst der Brahmaputtra dar, der auf demselben Gebirge mit dem Ganges nur an dem entgegengesetzten Abhange entspringt. Allein ich

bezweifle, daß dem Brahmaputtra hier eine Stelle eingeräumt werden könne. Da er an seinem Ausfluß mit dem Delta des Ganges zusammen trifft, wird er unstreitig mit zu dessen Flußgebiete gerechnet. Auch wäre wohl schwerlich sein Indisch-mythologischer Name (Sohn des Brahma) verschwiegen, am wenigsten mit einem weiblichen vertauscht worden. Demnächst kommen die beyden Hauptflüsse der jenseitigen Halbinsel an die Reihe, der Iravaddi, und der Fluß von Camboja, oder der von Siam, wie sich nun, nach Aufklärung der noch bestehenden geographischen Ungewißheiten (S. *Malte-Brun* Géographie universelle T. IV, p. 170) der Vorrang zwischen den beyden letzten entscheiden mag. Hierauf folgt der große Fluß von China, der Dantse-Kiang, oder blaue Fluß. Damit wäre die Zahl der östlichen Flüsse erschöpft, wenn wir in der jenseitigen Halbinsel zwey mitrechnen wollen; wenn nur Einem eine Stelle eingeräumt wird, so käme noch der zweyte Chinesische Fluß, der Hoang-ho an die Reihe. Unter den beyden westlichen Flüssen außer dem Sindhus lassen sich schwerlich andre verstehen, als der Jaxartes und Oxus der Alten.

Wem fallen nicht bey diesen sieben Geschwisterströmen die vier vielgedeuteten Flüsse des Paradieses ein? Der mythischen Ansicht, Flüssen, die in verschiedenen Richtungen in verschiedene Meere ausströmen, eine gemeinschaftliche Quelle anzuweisen, liegt doch eine gewisse Naturwahrheit zum Grunde. Die Quellen sind oft sehr nahe bey einander, nur an verschiedenen Abhängen eines Gebirges oder einer hohen Bergfläche. In demselben Sinne könnte man den Rhein, die Rhone, und die Donau (wenn man den Inn als den Hauptfluß betrachtet) aus Einer Quelle ableiten. Die Quelle des Ganges hat vielleicht nie ein Sterblicher gesehen, da sie hinter ungeheuern Massen von Schnee versteckt liegt. Daß sie aber auf unsern bisherigen Landcharten in eine viel zu weite Entfernung gerückt wird, ist nach den neuesten Beobachtungen ausgemacht. S. As. Res. T. XI, p. 429 – 563 und Hamilton E. I. Gaz. in dem Artikel Ganges. Der See Vindus deutet vielleicht auf eine Ueberlieferung, daß in dem hohen Gebirgskessel von Tibet vor Zeiten ein großer See gewesen. Hoffentlich haben wir noch manche Aufschlüsse über die mythisch-geogra-

phiſchen Weltanſichten der Indier aus ihren alten Schriften zu erwarten: bis dahin verſparen wir alles übrige, denn auf die Wilfordſchen Ergebniſſe läßt ſich durchaus nicht fußen.

V. 149. Beſtieg ſein ſtrahlend Geſchirr jetzt. Es iſt ſehr ſchön, daß der fromme Büßer nun plötzlich in ſeiner urſprünglichen Heldengeſtalt auftritt. Vorbereitet war es. Vgl. V. 105. Hier kommt auch die prophetiſche Bedeutung des Namens zum Vorſchein. Bhagirathas heißt der glückliche Wagenlenker, εὐήνιοχος.

V. 155. Genien. Hier ſind im Original zwey Ordnungen von Weſen genannt, Yakscha's und Siddha's, die ich oft erwähnt, aber noch nirgends nach ihren Attributen, Kräften, Beſchäftigungen anſchaulich geſchildert finde. Doch über die erſten enthält der Meghaduta vieles, da in dieſem Gedicht ein Weſen dieſer Ordnung die redende Perſon iſt. Auch S. W. Jones hat, wie ich glaube, einen von dieſen Namen, oder beyde, durch *benevolent genii* überſetzt. S. Inst. of Menu. Chap. I, §. 37.

V. 157. Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt. Dieſes iſt von den Sitten des Götterdienſtes entlehnt. Bey vielen Tempeln befinden ſich ungeheuer große, hohe und vielräderige Wagen. Dieſe, ſchon an ſich prächtig, werden bey Feſten mit Flaggen und Kränzen bunt verziert, das verehrte Bild wird darauf geſtellt, Hunderte von Menſchen ziehen den Wagen in Proceſſion umher, viele Tauſende begleiten ihn jubelnd.

V. 157. Elephanten und Roſſen. Den meiſten oberen Gottheiten ſind beſondere Thiere zugeeignet, auf welchem ſie ſitzend vorgeſtellt werden: dem Viſhnus der Adler Garudas, dem Sivas der Stier, ſeiner Gemahlin Durga der Tiger, dem Ganeſas ſogar eine Ratte, u. ſ. w. Hier aber iſt die Schilderung mehr im allgemeinen nach der Weiſe entworfen, wie die Großen der Erde zu reiſen pflegen, auf Elephanten, zu Pferde, oder im Palankin. Nur dem Indras wird ausdrücklich ein Elephant beygelegt; Suryas, der Sonnengott, fährt auf einem Wagen gezogen von ſieben Roſſen, oder von einem Roſſe mit ſieben Häuptern. Ich erinnere mich nicht, daß irgend eine Gottheit zu Pferde reitend vorkäme.

V. 165. Weißwolkige Schaaren der Schwäne. In der Urschrift Gänse, ein Vogel, der in der Indischen Poesie einen edlen Namen führt, und für klug und anmuthig gilt. Ob die Gänse in dem dortigen Klima wirklich anders beschaffen sind, oder ob nur die Einbildungskraft der Dichter, in Bezug auf dieses Thier, eine andre Wendung genommen hat als die unsrige, lasse ich dahin gestellt seyn. Die Gänse sind Anwohner des Ganges, (Ramay. B. 1. Sect. 30, Sl. 30) und mögen als Zugvögel in so großen Schaaren ausziehn, daß sie weiße Wolken am Himmel zu bilden scheinen. Dieses geschieht in der Schwüle, d. i. in der Jahrszeit, welche unmittelbar auf die Regenmonate folgt.

V. 172. Der irdischen Fluren Bewohner. Nicht als ob dieß ihr gewöhnlicher Wohnsitz wäre, sondern hier sind solche Gandharven und himmlische Weisen zu verstehen, welche für irgend ein Vergehen auf eine Zeitlang zur Erde verbannt sind. Der Meghaduta ist ein Klagelied eines auf solche Weise verbannten Yakshas.

V. 183. Roßhäupter. Im Indischen Kinnara, zuweilen Kimpurusha. Beydes bedeutet etwas von einem Menschen, nämlich weil sie die menschliche Gestalt nicht vollständig haben. Doch heißen sie auch bestimmt Turangavadana, Pferdegesichter. Sie gehören zum Gefolge des Gottes der Reichthümer, Kuveras. Eine Abbildung habe ich noch nicht angetroffen.

V. 184. Die buhlenden Nymphen. Die Apsaras, die Tänzerinnen des Himmels, in ihren Sitten den irdischen Tänzerinnen, den bekannten Bayaderen ähnlich. Ihrer sind sechs hundert Millionen, aber die vornehmsten unter ihnen, Urvasi, Rambha, u. s. w., werden von den Indischen Dichtern als Urbilder der Schönheit und Anmuth aufgeführt, wie die Chariten bey den Griechen.

V. 210. Sägaras, — ⏑ ⏑, ist ein üblicher Name des Meeres, der hier patronymisch von Sagaras, ⏑ ⏑ ⏑, abgeleitet wird. In der vorhergehenden Erzählung graben die Sagariden offenbar unterirdische Gänge aus; das Meer wird schon vorausgesetzt: wie könnte sonst die Erde die Wellenumkränzte genannt

werden? In andern Erwähnungen der Geschichte wird aber ausdrücklich gesagt, daß die Sagariden das Bett des Oceans ausgegraben, und daß die Ganga dieses erst ausgefüllt. Ramay. B. 1, Sect. 5, Sl. 3, und Sect. 36, Sl. 2. Hierin liegt freylich ein Widerspruch, der jedoch ganz natürlich ist bey einer Dichtung, welche die Erschaffung dessen schildern soll, was man gleichwohl nicht umhin kann, sich als von jeher vorhanden vorzustellen.

V. 214. Bhagirathi, ⏑ — ⏑ ⏑. Im Indischen ist die Quantität der ersten Sylbe verändert: Bhâgirathi, — — ⏑⏑, wie gewöhnlich bey den patronymischen Ableitungen.

V. 214. Drey Welten bekannt. Die drey Welten werden unaufhörlich erwähnt: was sich zuerst darbietet, Erde, Himmel und Hölle, wird hier durch das folgende (V. 217) bestätigt. Zuweilen dürfte aber doch die Eintheilung anders gemeynt seyn. Vishnus, verkörpert als Zwerg, plötzlich ins unermeßliche angewachsen, durchmißt mit drey Schritten, mit dem ersten die Erde, mit dem zweyten das Firmament, mit dem dritten den Himmel, und stellt dadurch diese drey Welten wieder unter die Herrschaft des Indras. Ramay. B. 1, Chap. 27, Sl. 24 — 26. Den Gottheiten der Winde werden drey Welten zum Durchstreifen angewiesen: die Welt des Brahma, die des Indras, und endlich die Regionen des Horizonts. Ramay. B. 1, Chap. 37, Sl. 28 und 33. Die drey Welten können auch einen philosophischen Sinn haben. S. Fr. Schlegel über die Sprache und Weish. d. J. S. 304.

V. 215. Dreypfadige, Tripathagâ. Es tritt hier der merkwürdige und seltne Fall ein, daß in einem dreyfach zusammengesetzten Indischen Worte alle drey Bestandtheile sich als Deutsch wieder erkennen lassen. Tri, drey, (Gothisch: THRI), patha, der Pfad (Fränkisch: pad, Angelsächsisch: path), und gâ, von der Wurzel gam, gehen. (Altdeutsch gan, woher das Prateritum gie; ging, gegangen, der Gang, sind von dem alten Fränkischen Infinitiv gangan abzuleiten, schon beym Ulfilas GAGGAN; und dieser Infinitiv scheine aus Verdoppelung der Stammsylbe entstanden zu seyn.)

V. 218. Ganga benannt von dem Gange zur Erde. Das Wortspiel des Originals ließ sich im Deutschen

einigermaßen wiedergeben, doch hat es im Indiſchen eine doppelte Beziehung. Sect. 35, Sl. 53:

Gangèti (Gangâ-iti) gamanâd bhûmèh khyâtâ „Ganga, ſo heißt ſie von dem Gange auf der Erde;" und Sl. 55:

Dvitîyan châpi Gangèti gân-gatâyâh, „ihr zweyter Name iſt ferner Ganga, als der zur Erde gegangenen." Gâm iſt der Accuſativ von gô, die Kuh. Doch wird im Amara-Kosha, wo ſonſt die vieldeutigen Wörter mit Fleiß geſammelt ſind, nicht angemerkt, daß gô auch die Erde bedeute. Man könnte daher glauben, der Dichter habe, um das Wortſpiel herauszubringen, dem Sinne des Wortes Gewalt angethan. Aber man findet gâm auch ſonſt, wiewohl ſelten, für die Erde gebraucht. S. Ramay. B. I, Sect. 40, Sl. 19. Freylich iſt es mir noch in keiner andern Biegung vorgekommen als eben in dieſem Accuſativ, gâm, der ſo genau mit dem Doriſchen γᾶν übereinſtimmt. Daß der Name der Kuh als des allgemeinen Sinnbildes der Fruchtbarkeit, auch auf die Erde angewendet wird, darf uns nicht befremden. An den bekannten Waſſerfall des Ganges, gômukha, das Kuhmaul, ſo genannt, weil man in den Felſen, zwiſchen welchen der Strom hervorſtürzt, dieſe Geſtalt zu ſehen geglaubt, iſt hier zuverläſſig nicht zu denken.

III.

Ausgaben Indiſcher Bücher.

London, Paris und Straßburg bey Treuttel und Würtz: *Nalus*, carmen sanscritum e Mahàbhàrato: edidit, latine vertit, et adnotationibus illustravit *Franciscus Bopp*. 1819. 8. pag. XIII et 216.

Dieß iſt das zweyte Buch in Alt-Indiſcher Sprache, welches bis jezt in Europa gedruckt worden. Die Lypen von Wilkins ſind zum erſten Male in ſeiner Grammatik des Sanscrit im Jahr 1808 zum Vorſchein gekommen. Seitdem wurden ſie verſchiedentlich bey Elementarbüchern benuzt, z. B. in Shakespear's Wörterbuche der Indoſtaniſchen Sprache, wo die Stammwörter aus dem Sanscrit beygefügt ſind. Der Hitopadeſa iſt im Jahr 1810 zu London erſchienen, und dabey hatte es ſeit zehn Jahren ſein Bewenden gehabt, vermuthlich weil dieſes Buch zu einem nothdürftigen Unterricht in der Sprache für die Schüler in Hertford hinreichend ſchien. Die Druckereyen zu Serampore und Calcutta haben zwar, ſeit den erſten vor fünfzehn Jahren erſchienenen Verſuchen in Devanagari-Schrift, ſich ſehr vervollkommt, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Bänden geliefert. Allein die dortigen Ausgaben ſind ſehr unbequem zum Gebrauch: ich habe ihre

Mängel in der Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Indischen Philologie (S. 18 u. f.) ausführlich gerügt. Hr. Bopp hat dagegen bey der Herausgabe eines Stückes Alt-Indischer Poesie die Pflichten eines kritischen Auslegers erfüllt, und großentheils den Foderungen Genüge geleistet, welche ich in dem oben erwähnten Aufsatze darlegte, und denen bisher nur etwa der Amara-Kosha von Colebrooke entsprach. Wie Hr. Bopp in der Vorrede sagt, hat ihm Wilkins seine Typen aus Gefälligkeit zu diesem Gebrauche hergeliehen, er selbst aber hat, sehr verdienstlich, den Druck auf seine Kosten unternommen.

Das Gedicht vom Nalas ist eine Episode aus dem Mahabharata, aber darum keineswegs ein Bruchstück: es bildet ein Ganzes, wenigstens in künstlerischer Hinsicht. Die Geschichte wird dort als ein Beyspiel erzählt: aber mit solcher Ausführlichkeit, und auf eine die Theilnahme so lebhaft erregende Weise, daß das Mittel zum Zwecke wird, und daß man dabey die Veranlassung wohl ganz aus den Augen verlieren muß. Ich verspare es auf eine andre Zeit, das Gedicht nach seinem Gehalt und Geiste zu betrachten, die Sitten, die es uns kennen lehrt, die geographischen Bestimmungen des Schauplatzes, und manche andere Punkte zu erörtern. Hier will ich nur so viel sagen, daß nach meinem Gefühl dieses Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften nie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen, schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ganz dazu gemacht, alt und jung anzusprechen, vornehm und gering, die Kenner der Kunst, und die, welche sich bloß ihrem natürlichen Sinne überlassen. Auch ist das Mährchen in Indien unendlich volksmäßig, und verschiedentlich in neueren Formen und Mundarten behandelt worden. Dort ist die heldenmüthige

Treue und Ergebenheit der Damayanti eben so berühmt, als die der Penelope unter uns; und in Europa, dem Sammelplatz der Erzeugnisse aller Welttheile und Zeitalter, verdient sie es ebenfalls zu werden.

Die getroffene Wahl ist also in jeder Hinsicht ungemein glücklich, und wir können Hrn. Bopp nicht genug für diese schöne Mittheilung danken. *) Wir haben nunmehr ein zweckmäßiges und leicht anzuschaffendes Buch für den ersten Unterricht. Denn die epische Poesie ist ohne Vergleich die leichteste Gattung in der Indischen Litteratur; von da mag man nachher zu den Sprüchen des Hitopadesa übergehen.

Der Herausgeber hat nicht weniger als sechs Handschriften verglichen: eine Parisische, woraus er seine Abschrift genommen; die übrigen fand er in London, in der Bibliothek der Ostindischen Handelsgesellschaft, im Besitz der Herren Colebrooke und Alex. Hamilton, und in dem Nachlaß des S. W. Jones. Hiedurch hat er sich nicht nur der genauesten Richtigkeit des Textes versichert, sondern es ist auch aus dieser Untersuchung ein sehr wichtiges und erfreuliches Ergebniß hervorgegangen: daß nämlich die Handschriften in bewunderungswürdigem Grade mit einander übereinstimmen. Man konnte nach einigen Beyspielen das Gegentheil vermuthen; und durch bedeutende Abweichungen, welche die Willkühr der Abschreiber verrathen, würde die Aechtheit der alten schriftlichen Denkmale ganz verdächtig geworden seyn. Mein Bruder hat bey Uebersetzung einiger Stellen aus dem Eingange des Ramayana, nach der Parisischen Handschrift, hier und da einen ganz andern Text vor Augen gehabt als den, welchen die gedruckte Ausgabe lie-

*) Es ist ein Irrthum, wenn der Recensent in den Göttinger gel. Anzeigen (1820 d. 1. Januar) eine frühere Ausgabe, oder gar Uebersetzung voraussetzt. Das herausgegebene Stück ist im strengsten Sinne ein inedit.um.

fert. Aber der Schluß gilt nicht auf das Ganze. In diesem Eingange iſt vieles ausgemacht ein ſpäterer Zuſatz: namentlich die dreyfache Angabe des Inhalts, wo bey der letzten ſogar die Anzahl der Abſchnitte und der Diſtichen in jedem Buche bemerkt iſt. Dieß giebt ſich ſogleich kund als eine Vorſicht der Diaſkeuaſten gegen etwanige Interpolationen.

Die Ueberſetzung der Hitopadeſa von Wilkins ferner iſt der Londoner Ausgabe des Originals auffallend unähnlich. An ſehr vielen Stellen ſind freylich Misverſtändniſſe des Ueberſetzers daran Schuld; aber häufig iſt er auch, ſowohl in dem proſaiſchen erzählenden Theil als bey den Sprüchen, offenbar andern Leſearten gefolgt. Indeſſen der Hitopadeſa iſt zwar beträchtlich alt, wie aus Silveſtre de Sacy's Unterſuchungen hervorgeht, jedoch keines von den hochverehrten Büchern, ſondern nach des Verfaſſers eigner Aeußerung zu dem beſcheidenen Zwecke beſtimmt, Knaben daran den erſten litterariſchen und moraliſchen Unterricht zu geben. Dann mußte die Form der Zuſammenſetzung gewiſſermaßen zu Interpolationen einladen. Denn der Fehler des ſinnreichen Werkes iſt eben, daß die Sprüche nicht immer genau auf die Lage paſſen, bey welcher ſie angebracht werden, ſondern oft nur loſe zuſammenhängen, ja zuweilen mit Gewalt auf Veranlaſſung eines einzigen Wortes herbeygezogen ſind. Da konnte alſo ein beleſener Kritiker leicht auf den Einfall kommen, ſie hier und da anders zu ordnen, oder aus ſeinem eignen Vorrath neue hinzuzufügen.

Man darf nicht hoffen, in Indien ſehr alte Handſchriften zu finden, weil ihr gewöhnliches Material, Palmblätter oder Baumwollenpapier, in dem dortigen Klima den Angriffen der Inſecten nicht auf die Dauer widerſteht. Ein-

mal nach Europa geſchafft, und wohl verwahrt, können ſie Jahrhunderte lang dauern. Auch deswegen iſt es äußerſt wünſchenswerth, daß die vorhandenen Vorräthe vermehrt werden mögen. In Ermangelung des Alters, wonach bey der Europäiſchen Kritik immer zuerſt gefragt wird, kann die Herkunft aus verſchiedenen Landſchaften eine ähnliche Gewähr leiſten. Bey dem großen Umfange Indiens und den ſeit Jahrhunderten, vielleicht ſeit Jahrtauſenden, beſtehenden politiſchen Trennungen iſt die Uebereinſtimmung unter Handſchriften aus den entlegenſten Gegenden gewiß ein ſtarker Beweis für die treue Aufbewahrung des alten Textes. Die Herausgeber des Ramayana erwähnen einmal, (T. I. p. 212) daß eine Stelle ſich bloß in den Abſchriften aus dem nordöſtlichen Indien, nicht in denen der ſüdlichen und weſtlichen Landſchaften finde. Allein dieß ſcheint eine ſeltne Ausnahme zu ſeyn.

Hr. Bopp bemerkte eine genaue Uebereinſtimmung unter den Handſchriften, welche die aus dem Mahabharata ausgehobene Epiſode allein, mit den Erklärungen des Nilakanthas liefern; dagegen Abweichungen von den oft beſſeren Lesearten der vollſtändigen Abſchriften des Gedichtes. Man ſieht alſo, der Ausleger nahm zugleich eine Recenſion des Textes vor, und war dabey nicht immer glücklich.

Wenn man ſich nun in den Beſitz eines richtigen Textes geſetzt hat, ſo kommt es darauf an, ihn unentſtellt durch den Druck ans Licht zu fördern; und dieß iſt von nicht geringen Schwierigkeiten begleitet, da man mit Setzern zu thun hat, die nichts von der Sprache verſtehen, und durch die Menge der Schriftzeichen verwirrt werden müſſen. In der Grammatik von Wilkins nimmt das Druckfehler-Verzeichniß ſechs Quartſeiten ein, und iſt dennoch keineswegs vollſtändig. Sogar die von einheimiſchen Gelehrten

in Calcutta beſorgten Ausgaben ſind voll von Druckfehlern. Die Correctheit des vorliegenden Abdrucks hingegen iſt muſterhaft, ja ich möchte ſagen, beyſpiellos: die Kenner der Sprachkunde werden eingeſtehen, daß dazu nicht bloß die beharrlichſte Aufmerkſamkeit, ſondern eine große Feſtigkeit in den Grundſätzen der Grammatik erfoderlich iſt. Der Herausgeber hat in einem Stück von beynahe zweytauſend Verſen nur ſechs Druckfehler angezeigt, und ich finde wenige nachzuholen. Pag. 10, lin. 5. *Bhómé* lies Bhimo. P. 26. l. 17. *niviséshákritin* l. nirviséshákritin. P. 62. l. 3. *tatatah* l. tatah. V. 72. l. 13. *varáhárksha* l. varáharksha. P. 120. l. 15. *taspa* l. tasya. P. 62. l. 13 14. ſcheinen die beyden Verſe des Slok. 24 aus ihrer Ordnung gerückt zu ſeyn.

Der lateiniſche Theil des Buches iſt freylich ſehr fehlerhaft gedruckt, aber dieß iſt von geringerem Belang, und ich finde nicht nöthig, mich dabey aufzuhalten.

In dem oben erwähnten Aufſatze habe ich auseinander geſetzt, (S. 19) welche unnütze Schwierigkeit die Gewohnheit der Indiſchen Schreiber verurſacht, die Wörter nicht durch Zwiſchenräume zu trennen. Dieß hat keinen andern Zweck als die Erſparung des Raumes, und der Mühe die Vocale als Initial-Buchſtaben in ihrer vollſtändigen Geſtalt zu bilden. Hr. B. hat alſo mit Recht ſeine Aufmerkſamkeit auf die Sonderung der Wörter gewandt, und legt ſeine Grundſätze darüber in der Vorrede dar. „Ad faciliorem textus intelligentiam, verbis, quae in codicibus omnia in unum scripta, separandis, quantum fieri potuit, operam dedimus. Ubi verbum terminatur vocali, sequensque a consonante incipit, ambo separavimus; ubi consonans finalis initialem verbi sequentis praecedit vocalem, secundum generalem scribendi morem ambo coalescunt verba. Quodsi consonante terminatur verbum, sequensque incipit, nisi alterius

aut ambarum consonantium mutationem euphoniae requirunt regulae, verba separari possunt, et nos semper separavimus.“ Ich glaube, man könnte noch etwas weiter gehen. Freylich müssen nicht bloß die grammatisch zusammengesetzten, sondern auch die euphonisch verknüpften Wörter in eins geschrieben werden. Allein das letzte findet doch eigentlich nur dann Statt, wenn die schließenden und anfangenden Vocale in einen langen Vocal oder einen Diphthongen verschmelzen, und wenn überhaupt die Buchstaben durch die Berührung des nächstfolgenden oder vorhergehenden eine Veränderung erleiden. Wo dieß nicht der Fall ist, dürfen wir unbedenklich trennen. Auf die von Colebrooke und Carey eingeführten Punkte unter der Linie, um den Anfang und Schluß der verknüpften Wörter anzudeuten, ist die Schrift von Wilkins nicht eingerichtet; bey einer neu anzulegenden Druckerey würde ich sie dringend empfehlen.

Hr. B. hat dem Texte eine wörtliche Lateinische Uebersetzung gegenüber gestellt, und am Schlusse kurze Anmerkungen beygefügt. Wörtliche Uebersetzungen sind bey dem jetzigen unvollkommnen Zustande der Indischen Philologie ein unentbehrliches Erleichterungsmittel; sie dürften aber auch in der Folge die kürzeste und bequemste Form eines fortgehenden Commentars bleiben. Die Lateinische Sprache ist hiezu zweckmäßiger als irgend eine andre: theils in äusserer Beziehung, weil die Indischen Bücher für Gelehrte verschiedener Länder herausgegeben werden; noch mehr aber im Wesentlichen, wegen der Freyheit ihrer Wortstellung, und wegen mancher Verwandtschaften in ihrem grammatischen Bau mit der Indischen. Was Hr. B. hierin geleistet, muß, als erster Versuch eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen, billig mit Nachsicht beurtheilt werden. Indessen bleibt dieß doch die Seite seiner Arbeit, bey welcher ich

am meiſten Ausſtellungen zu machen finde. Claſſiſches Latein iſt freylich nicht zu fodern, aber Hr. B. hat, der wörtlichen Genauigkeit zu lieb, dem Sprachgebrauche oft allzu ſehr den Rücken gewendet; er hat die Hülfsquellen, welche die Lateiniſche Sprache, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, wirklich darbietet, um ſich ſo wohl durch die Farbe des Ausdrucks als durch die Wendungen dem Indiſchen anzunähern, nicht immer gehörig benutzt; und was das ſchlimmſte, ſo iſt ſeine Ueberſetzung nicht ſelten ſo ausgefallen, daß ſie für jeden Leſer, welcher das Original nicht damit vergleichen kann, unverſtändlich bleiben muß.

In Einem Punkte könnte die Lateiniſche Sprache wenig zur Uebertragung aus dem Indiſchen geeignet ſcheinen, nämlich wegen des Mangels an zuſammengeſetzten Wörtern. Hierin hat die Griechiſche Sprache, und unter den neueren die Deutſche, eine viel weiter reichende Befugniß. Manche Homeriſche Beywörter geben in wenigen Sylben ein ganzes Gemählde. Bey den Indiern iſt aber dieſes dichteriſche Element ſogar in die Sprache des gemeinen Lebens übergegangen, und viele Benennungen natürlicher Gegenſtände ſind zugleich Beſtimmung des Begriffs und anſchauliche Schilderung. Auch geht das Sanscrit in dem Maaße der Zuſammenſetzungen über alle bisher bekannten Sprachen hinaus, und erkennt Arten derſelben an, die ihr ausſchließend eigen ſind.

Es ſey mir indeſſen erlaubt zu bemerken, daß es dem Lateiniſchen urſprünglich keinesweges an Anlage zur Bildung zuſammengeſetzter Beywörter fehlt; nur haben ſie dem Ohr und Geſchmack des Auguſteiſchen Zeitalters nicht zuſagen wollen, deſſen Litteratur für die Folgezeit geſetzgebend geworden iſt. Die älteren Römiſchen Dichter hatten, zwar nicht ohne Gewaltſamkeit, jedoch ſprachgemäß, die Griechen

auch in den mahlenden Beywörtern nachgeahmt. In der Folge wollte man das incurvicervicum, repandirostrum Nerei pecus des Pacurius, als zu schwerfällig und ungelenk, nicht mehr gelten lassen. Virgilius und seine Zeitgenossen behielten mit feiner Wahl bey, was sich durch Wohllaut und Leichtigkeit empfahl, und diese wenigen zusammengesetzten Beywörter sind eine der schönsten Zierden der Lateinischen Poesie geblieben. Lucretius hat noch mehr von der alten Sitte: was kann glücklicher seyn als sein mare velivolum? Der Elephant heißt bey ihm anguimanus; dieß ist, möchte ich sagen, ganz Indisch gedacht, denn die Indier vergleichen auch den Rüssel mit einer Hand, (daher die Namen des Elephanten hastin, karin) und wegen der beweglichen Biegsamkeit mit einer Schlange. Da wir einmal bey einer wörtlichen Uebersetzung aus dem Indischen uns nicht strenge auf den Sprachgebrauch des Augusteischen Zeitalters beschränken können, so ist nicht abzusehen, warum wir nicht, eben so gut wie wir von den späteren Jahrhunderten Ausdrücke und Wendungen zur Aushülfe entlehnen, rückwärts gehen, und veraltetes erneuern sollten. Dieß möchte bey der epischen Poesie der Indier noch eine besondere Schicklichkeit haben; indem dadurch ihre alterthümliche Farbe nachgeahmt würde.

Dem Herausgeber des Nalas wäre wohl einige Rücksicht auf die Uebersetzung der Orphischen Hymnen von Jul. Cäsar Scaliger anzurathen gewesen: wenige Blätter, worin dieser genialische Mann ein ganzes Füllhorn blendender Gelehrsamkeit ausgeschüttet hat. Auf ähnliche Weise hat neuerdings Hermann in seiner Abhandlung de Mythologia Graecorum antiquissima die Hesiodischen Götternamen latinisirt. Ob Scaliger die Andeutungen der Alten über die einheimische Religion Italiens richtig gefaßt hat,

ob Hermanns Ableitungen und darauf gegründete Erklärungen immer annehmbar sind, das sind Fragen, die ich dahin gestellt seyn lasse. Genug, diese Kritiker haben gezeigt, daß man, völlig der Analogie gemäß, durch Ableitung und Zusammensetzung Lateinische Wörter bilden könne, die zugleich den Reiz der Neuheit und der Alterthümlichkeit haben.

Hr. B. hat sich sogar da mit Umschreibungen geholfen, wo der entsprechende Ausdruck ganz nahe lag. Z. B. P. 13. sl. 30. divaukasah, *coeli-habitatores*. Warum nicht *coelicolae*? — P. 145. sl. 8. sarvajnô, *omnia-noscens*, statt *omniscius*. Das gewöhnliche Beywort der Helden, mahâvâhu, der Großarmige, würde ich unbedenklich durch *longimanus* übersetzen. Vielleicht bezeichnete der Beyname des Persischen Königs auch nicht eine Misgestalt, sondern die Griechen hatten den morgenländischen Sprachgebrauch nur so misverstanden. Die Indischen Dichter zählen die langen Arme zu den charakteristischen Zügen einer Heldengestalt, wogegen kurze Arme ein Kennzeichen der Schwäche und Niedrigkeit sind, wie wir davon ein Beyspiel in der vorliegenden Dichtung finden. Ein Beywort der Frauen, um ihren schlanken Wuchs zu loben, tanumadhyâ, übersetzt Hr. B. *gracili* oder *tenui medio*. Dieß ist schwerlich verständlich; ich glaube, man könnte sich *teretilatera* erlauben. Für kâmarûpin, nach Gefallen die Gestalt verwandelnd, eine Eigenschaft der Riesen und andrer magischen Wesen, findet sich *versiformis*, und so ließen sich die Umschreibungen in vielen Fällen vermeiden.

Doch wir wollen die Uebersetzung im einzelnen durchgehen, und einige Stellen ausheben, wo wir entweder in der Auslegung mit dem Herausgeber nicht übereinstimmen, oder wo Wendungen und Ausdrücke nicht ganz treffend gewählt zu seyn scheinen.

Gleich zu Anfange Cap. 1, slok. 3. überſetzt Hr. B. akshapriyah durch *deorum cultui amicus*, und ſucht dieß in einer Anmerkung zu rechtfertigen. „Vox *aksha* frequentius talum significat, non vero in hoc loco sensum istum habere videtur, quanquam talorum ludo regnum suum Nalus perdidit; quia post reiteratam solum fratris Pushcari provocationem ad ludum invitus descendit; et quia non verisimile, ad celebrandum, talorum amicum poëtam eum appellare.“ *Aksha* iſt allerdings ein vieldeutiges Wort, (ſ. Am. K. p. 355.) aber daß es für die Götter gebraucht werde, dafür hätte Hr. B. vor allen Dingen eine Beweisſtelle beybringen ſollen. Vielleicht gründete er ſeine Annahme auf die Ableitung: *akshaya* heißt unvergänglich, und iſt zuſammengeſetzt aus dem verneinenden a und der Wurzel ксни, vergehen. Hier verwandelt ſich das i nach bekannten Regeln in den Halbconſonanten y; allein aksha lößt ſich ſchwerlich ſo von kshi ableiten, und hat eine ganz andre Wurzel. Ich ſehe keine Schwierigkeit bey der gewöhnlichen Bedeutung: warum ſollen gerade alle Beywörter, wodurch der Held angekündigt wird, lobend ſeyn? Die beyden: akshapriyah, satyavâdi, *aleator*, *veridicus*, ſcheinen mit beſonderer Hinſicht auf die Verwickelung des Ganzen gewählt zu ſeyn. Nalas liebt das Würfelſpiel: dieſe Neigung benutzt der böſe Dämon des eiſernen Zeitalters, um ihn ins Unglück zu ſtürzen. Zugleich iſt er wahrhaftig, er erfüllt alſo die eingegangene Verbindlichkeit, und da er ſein Reich an ſeinen Bruder verſpielt hat, tritt er es ihm ohne Widerſtand ab, und geht in die Wüſte. Eben ſo abſichtlich wird gleich in dem erſten Diſtichon die Geſchicklichkeit des Nalas gerühmt, mit Pferden umzugehn; nachher, als er in verwandelter Geſtalt erſcheint, erkennt ihn Damayanti an ſeiner wunderwürdigen Kunſt des Wagenlenkens.

C. I, sl. 14. Chittapramathini bâlâ dêvânâm api sundarî.
Animum quatiens puella, Deorum quoque pulcra.

Die letzten unlateiniſchen Worte erklärt Hr. B.: pulchra quoque, si cum Diis comparetur. Meines Bedünkens muß anders abgetheilt werden: wenn man das Komma nach puella wegnimmt, und eins nach quoque ſetzt, ſo wird die Ueberſetzung richtig ſeyn. Der Genitiv dêvânâm, *deorum*, wird durch das in dem zuſammengeſetzten Beyworte ſteckende chitta, *mens*, regiert. Um es in einen Hexameter zu faſſen:

Percuticordia erat, Divum quoque, bella puella.

C. I, sl. 17. Tayôr adrishtakâmô 'bhût, *eorum non-videntium-amor factus est*; und in der Anmerkung: ad verbum, non-visus-amor. Dieß iſt nicht ganz genau, und giebt auch keinen guten Sinn. Durch die Zuſammenſetzung wird ein casus obliquus des erſten Beſtandtheils ausgedrückt: adrishtakâmô iſt das Verlangen nach dem Ungeſehenen. Evend. *Alterius alterum adversus.* Wenigſtens ſollte *erga alterum* ſtehen, da von der Liebe die Rede iſt; anyônyam prati iſt ganz genau πρὸς ἀλλήλους. I. Sl. 18. rahô gatah, *clam profectus*, ſollte heißen: *secretum petens.* Nalas begab ſich nicht insgeheim in den Luſtwald, der nahe an ſeinem Palaſte lag, ſondern er ſuchte da die Einſamkeit. Sl. 20. Karishyâmi tava priyam, *faciam tuum carum.* Dieß iſt ganz unverſtändlich; der Sinn iſt: *faciam tibi gratum.* Sl. 23. *Vidarbha-nagarem profecti.* Die Benennung ſollte erklärt ſeyn: *ad Vidarbhorum urbem*; der eigentliche Name iſt ja *Kundina.* II. Sl. 18.

Ayam lôkô 'kshayas têshâm yathaiva mama kâmadhuk.

Hic mundus incorruptibilis suus, perinde ut mea Camadhuc,

Dieß würde heißen: dieſe unvergängliche Welt gehört ſich ſelbſt an. Indras ſagt von den heroiſchen Königen: mein Himmelreich gehört ihnen eben ſo eigen, als mir die Kuh des Ueberfluſſes: *Hic mundus perennis eorum est, sicuti mea est vacca omnimulga.* (Vacca copiae.) Sl. 30:

Tatŏ 'ntarikshè vishtabhya vimânâni divaukasah.
Deinde in aëre qui substiterant currus coeli-habitatores.

Man ſollte glauben, die Wagen wären ſelbſt die Himmelsbewohner, welche in der Luft verweilen. Auch drückt subsistere, transitio genommen, die Bedeutung von vishtabhya nicht ganz aus.

Tunc, in aëre sepositis curribus, Coelicolae
Allocuti sunt Naishadum etc.

III. Sl. 2. *Qui vos? quisque* (et quisnam) *ille, cuius ego nuntius optatus?* Weſſen Bote er ſeyn ſollte, wußte Nalas ſchon; er fragt: an wen? Yasya iſt der ſo häufig vorkommende genitivus commodi, den Hr. B. wider den Sprachgebrauch, und zum Nachtheil der Deutlichkeit zuweilen beyzubehalten verſucht hat. Sl. 7. *Uno-consilio-adgressum me non* (ne) *mittere velitis.* Es ſollte heißen: eodem consilio advenientem. Nalas ſagt: Sendet mich nicht an Damayanti, um für euch zu werben, da ich ja in derſelben Abſicht wie ihr gekommen bin. Arhatha, *velitis*; arhasi, *velis*; ſo überſetzt Hr. B. beſtändig, nicht ganz richtig, wie mich dünkt. *Velis* drückt bloß eine Bitte aus; in arhasi liegt die Mahnung an eine Verbindlichkeit. Es entſpricht ganz genau dem Deutſchen: du mußt; *te oportet, debes.* Sl. 17. Kânti bedeutet nicht die Liebe, ſondern die Schönheit, Lieblichkeit. Von der Liebe des Nalas konnten die Gefährtinnen der Damayanti noch nichts wiſſen. Sl. 19:

At eam subridentem, quae-subriserat-prius-allocutus, Damayantia Nalum heroëm allocuta est.

Hr. B. überſetzt das anmuthige Beywort smitapûrvâbhibâshini, als ob es eine gegenwärtige Handlung ausdrückte; es bezeichnet aber eine beſtändige Eigenſchaft: die vor dem Anreden lächelnde.

IV. Sl. 9. Die Benennung des Feuers und des Feuergottes Hutâsa, der Opferverzehrende, hat Hr. B. beybehalten. Vielleicht könnte man ſie durch *Turivorus* ausdrücken, da tus urſprünglich alles bedeutet zu haben ſcheint, was auf den Altären verbrannt wird. V. Sl. 6.

Ibi pinguia videbantur (cernebantur) *brachia clavis similia, Formosa, perdelicata, quinque capitibus veluti serpentes.*

Da von heroiſchen Königen die Rede iſt, ſo geben *brachia pinguia, perdelicata* eine unpaſſende Vorſtellung; pînâ vâhavah — suslakshnâh, würde wohl beſſer ausgedrückt durch lacerti torosi, teretes. Das letzte Beywort könnte immer noch im Widerſpruch mit dem erſten zu ſtehen ſcheinen; aber man gebe auf die Anordnung Acht, ſo wird man finden, daß der Dichter eben die auserleſenſte Form eines ſchönen männlichen Armes geſchildert hat: der Oberarm, von fleiſchigen Muskeln geſchwellt, iſt einer Keule ähnlich; der Vorderarm geht fein aus, und die ſchlanken beweglichen Finger werden einer fünfköpfigen Schlange verglichen. Es iſt bekannt, daß die Indier ſich durch zierliche Bildung der Hände und Füße auszeichnen.

Vier Götter ſtellen ſich ein bey der feyerlichen Verſammlung, wo Damayanti einen Gatten wählen ſoll; mit ihnen kommt Nalas, den ſie gezwungen haben, um die Schöne in ihrem Namen zu werben, wiewohl er ſelbſt eine Neigung für ſie hegt. Da alle als Sterbliche erſcheinen, ſo fürchtet Damayanti, entſchloſſen dem Nalas vor den Göttern den Vorzug zu geben, ſie werde ihn nicht herausfinden. Sie fleht alſo die Götter an, ſich in ihrer wah-

ren Geſtalt zu offenbaren: nun berühren ihre verklärten Körper die Erde nicht mehr, Nalas aber ſteht unter ihnen, wie er von der Reiſe kam, mit welkem Kranz, beſtäubt, ſchweißbedeckt, und wirft allein einen Schatten. V, Sl. 26. Das Beywort des Nalas chàyàdvitiyo überſetzt Hr. B. ſehr undeutlich: *umbrâ-sine-secundo*, als wären die Beſtandtheile chhàyâ, der Schatten, und advitiya, gebildet aus dem verneinenden a und dvitiya, der zweite. Allein da chhàyâ auch in der Zuſammenfügung ſein ſchließendes langes â behält, ſo kann das Wort zuſammengeſetzt ſeyn, und iſt ohne Zweifel zuſammengeſetzt aus chhayâ — dvitiya, *umbra geminatus*. Auch *rigidis oculis* giebt einen zu harten Begriff für stabdhalòchana; es iſt ἀνυπόβλεπτοι, inconniventes. Sl. 32. *hoc* (*nosce*), *tuo sermoni deditum*. Das eingeklammerte Wort ſoll die Ellipſe ergänzen, welche Hr. B. annimmt, weil er état von tè trennt. Allein die beyden Fürwörter bilden eine Zuſammenſetzung, wobey das erſte in der abſoluten Form bleibt; étattè vachanè ratam heißt: durch dieſe deine Rede erfreut.

Die Stelle, wo die Götter, die es ſich gefallen laſſen, daß Nalas ihnen vorgezogen worden, dem Brautpaare ihre Gaben verleihen, V, Sl. 30 — 39 iſt nicht ohne Schwierigkeit, und es haben ſich dabey einige Misverſtändniſſe eingeſchlichen. Jeder der Götter gewährt zwey Gaben, die ſich auf ſein eignes Weſen beziehen; dann machen alle noch ein gemeinſchaftliches Geſchenk. Indras zuerſt:

Pratyakshadarsanam yajnè gatim chànuttamàm subàm
Naishàdàya dadau sakrah —
Visibilis visum in sacrificio, gressumque excellentissimum
faustum
Naishado dedit Sacrus, —

Dieß giebt gar keinen klaren Sinn. Indras iſt der Gott

des Firmaments, der alles ſichtbare überſchaut, der Tauſendäugige; zugleich werden in den mythologiſchen Ueberlieferungen ſeine Opfer geprieſen: er heißt Satakratu, der hundert Opfer verrichtet hat. Yajnè gehört ausgemacht zu dem folgenden, und demnach überſetze ich:

Aciem oculorum, et in lirando successum eximium, fanstum, Naishado dedit Sacrus, etc.

Zunächſt Agnis, der Gott des Feuers:

Agnir âtmabavam prâdâd yatra vânchhati naishadah
Lôkân âtmaprabhânschaiva dadau tasmai hutâsanah.
Agnis sui existentiam dedit, ubi optat Naishadus,
Mundos per se nitidosque etiam dedit ei Hutasanus.

Wie kann der Gott des Feuers dem Nalas glänzende Welten ſchenken, die ihm ſelbſt nicht gehören, und die jener, als ein ſterblicher König, nicht zu regieren vermöchte? Lôka, die Welt, bedeutet häufig die Leute, gerade wie das Franzöſiſche monde. Der Gott verleiht ihm feurige Krieger. Meines Erachtens ſollte es alſo heißen:

Ignis *suam ei vim impertiit, ubicunque optaret Naishadus,*
Catervasque ipsius luce splendentes quoque dedit ei Furiosus.

Warum der Gott der Unterwelt ihm den Geſchmack der Speiſen gewährt, laſſe ich hier unerörtert, aber der Sinn ſeiner zweyten Gabe: dharmè cha paramân sthitim, ſcheint mir durch Hr. B's Ueberſetzung: *in virtutegue eximium statum*, nicht ganz ausgedrückt zu ſeyn. Die Bedeutungen des richtigen Wortes dharma werden durch den Umfang des Lateiniſchen *religio* nicht erſchöpft: es heißt, zuvörderſt Geſetz; dann Beobachtung des Geſetzes, Gerechtigkeit; endlich weil alles Geſetz heiligen und göttlichen Urſprungs iſt, Frömmigkeit, Religion. Da Yamas die ſtrafende Gerechtigkeit verwaltet, ſo iſt der Sinn hier nicht zweifelhaft: *et in iustitia summam perseverantiam.* Nun der Gott der Gewäſſer:

Apâm patir apâm bâvam yatra vânchhati Naishadah
Srajas chôttamagandhâdyâh sarvê cha mithunan daduh.
Aquarum dominus aquarum existentiam, ubi optat
Naishadus;
Sertaque, quorum excellentissimus - odor - prima (virtus),
cuncti etiam par (eorum) *dederunt.*

Der erſte Vers iſt ganz richtig überſetzt, aber durch die Interpunction wird dem Gotte nur Eine Gabe gelaſſen, da alle die übrigen zwey verleihen. Auch iſt es klar: die friſchen Kränze gehören dem Gotte der Gewäſſer insbeſondre. Das Wort âdi, oder âdya, *primus*, hängen die Indier überall an, um anzudeuten, daß das Erſte einer gewiſſen Claſſe genannt iſt, und alles übrige mit verſtanden werden muß. Z. B. sinhâdi, *leo primus*, heißt: der Löwe und die übrigen Thiere des Waldes. Oft kann man es durch et cetera überſetzen. Hr. B. hat es bloß auf das Beywort bezogen, dem es angehängt iſt; meiner Meynung nach bezieht es ſich aber auf Beywort und Hauptwort zuſammen, und deutet alles an, was ſonſt noch außer wohlriechenden Kränzen zur Erfriſchung des Körpers in dem heißen Himmelſtriche gehört, als zerriebenes und angefeuchtetes Sandelholz u. ſ. w. Nun aber das letzte Hemiſtich: *cuncti etiam par eorum dederunt.* Wie iſt dieß zu verſtehen? ein Paar von Kränzen? Unmöglich: mithunam wird durchaus nur von einem Paar lebendiger Geſchöpfe, einem männlichen und einem weiblichen, gebraucht. Die Götter insgeſamt ſchenken dem Nalas ein Paar von Kindern, einen Sohn und eine Tochter; dieſe bekömmt er auch wirklich aus ſeiner Ehe, und daſſelbe Wort wird nachher von ihnen gebraucht. (Vgl. VIII, 81. 22.) Nach allem obigen wird die Ueberſetzung dieſes Diſtichons folgendergeſtalt lauten:

Aquarum dominus aquarum abundantiam, ubicunque optaret
Naishadus,

Corollasque suaveolentes et cetera eiusmodi; universi autem par liberorum dederunt;

V, Sl. 46. Das Beywort der Opfer âptadakshina, bedeutet wohl etwas beſtimmteres als *sacrificia recta.* Was Hr. B. über die Beſtandtheile des Wortes ſagt, iſt ganz richtig: âpta, kann zuweilen durch *aptus*, öfter durch *adeptus* überſetzt werden; und dakshina, als Adjectiv, entſpricht dem Griechiſchen δεξιος, dem Lateiniſchen *dexter*. Aber dakshinâ, subst. fem. heißt die Belohnung der Prieſter bey einem Opfer. S. Ramay. B. I. Sect. 12, 49. Das an einer andern Stelle unſeres Gedichtes (XII, Sl. 45.) vorkommende Beywort der Opfer dakshinâvat kann nur von jenem Femininum abgeleitet werden, und beydes bedeutet Opfer, wobey die Prieſter reichliche Gaben empfangen.

VII, Sl. 13. Rajnò dharmârthadarsinah, *regis juris-sensum-cernentis.* In grammatiſchen Schriften heißt freylich artha der Sinn der Worte; aber neben dharma bedeutet es ohne Zweifel die zweyte von den drey Hauptrichtungen des menſchlichen Handelns, auf das Gute, das Nützliche, das Angenehme: dharma, artha, kâma. Dieß iſt bey den Indiern eine uralte philoſophiſche Eintheilung. Ich würde alſo überſetzen: *honestum et utile discernentis.*

XI, Sl. 18, und wiederum XV, Sl. 18, überſetzt Hr. B. svâpada, durch *caninam carnem captantes*, nämlich Chandala's, Menſchen von der verworfnen Caſte. Er ſucht dieß in der Anmerkung vergeblich zu rechtfertigen, giebt aber doch zugleich die richtigere Erklärung gleichſam zweifelnd an. Svâpada heißt hundsfüßig, von svan (mit dem erſten oder palatalen s) der Hund, und pada, der Fuß. S. Carey Grammar, p. 625. Es fragt ſich aber weiter, was dieß als Subſtantiv bedeuten ſolle? Im Amara-Kosha findet ſich das Wort nicht, aber im Trikânda-Sèsha, einem Sach-

Wörterbuch, das eben dazu beſtimmt iſt, die Lücken in jenem zu ergänzen, wird es erklärt, und zwar nach einem zwiefachen Gebrauche: erſt für ein Raubthier überhaupt, und dann für den Tiger insbeſondre. Hier paſſen dieſe Bedeutungen vollkommen; in andern Fällen dürfte wohl die zweyte Ableitungsweiſe, welche Hr. B. anzieht, annehmlich ſeyn: von svan, der Hund, in der Zuſammenſetzung sva, und dem Zeitwort âpad. Dann hieße es: *ferae, quas canes sectantur.* In dem gedruckten Stück aus dem Markândèya-Purâna wird eine Einſiedeley geſchildert:

Prasânta *svâpada*kîrnâm munisishyôpasôbhitam,

Sedem — MANSUETIS FERIS plenam, ab anachoretae discipulis celebratam;

wo es nur von dem friedlichen Wilde des Waldes verſtanden werden kann.

XI, 32. Pinasrônipayôdharâm, *cum arctis lumbis et mammis.* Ich würde arctis für einen Druckfehler halten, wenn nicht Hr. B. auch XXIV, Sl. 21, vipulasrôni, durch *gracilibus lumbis praedita* überſetzt hätte: beydemal wird im Gegentheil die Fülle gerühmt. Ueber die eigentliche Bedeutung von pina habe ich ſchon bey V, Sl. 6. geſprochen: es iſt nicht ſowohl *pinguis* als *turgidus, plenus.* Srôni würde auch beſſer durch *femur* gegeben als durch das unedle *lumbus.* Das Beywort tanumadhyâ, *teneti latere*, läßt ſich bey der Schilderung derſelben weiblichen Schönheit gar wohl mit jenen vereinbaren: ungemeine Schmächtigkeit in den Seiten neben der Fülle des Buſens und der Hüften, iſt ein hervorſtechender Zug in der Geſtalt der Indiſchen Frauen, wie die von Einheimiſchen verfertigten Coſtum-Bilder, die Bronzen und andere Bildwerke ausweiſen. Man ſehe z. B. die vortreffliche, in den Ruinen eines Tempels zu Bangalore gefundene Statue der Göttin Lakſhmi, die einmal ausnahms-

weise ziemlich charakteristisch in Kupfer gestochen ist. *Langlès Monuments de l'Indoustan.* T. II, Pl. XXV.

Zu Anfange des zwölften Abschnittes findet sich eine herrliche Schilderung einer großen Waldung in den Vindhya-Gebirgen, die, wie so manche Gemählde dieser Art in den Indischen Dichtern, auch dem Freunde der Naturgeschichte merkwürdig seyn muß. Hier zeigt sich die Macht der Sprache: die Fülle einer erhabenen wilden Natur ist durch die collectiven Zusammensetzungen nachgeahmt, die oft durch eine ganze Zeile hingehn. Sl. 2.

Sinhadvipararuvyâghramahishârkshagaṇair yutam.

Leonum - pardorum - cervorum - tigrium - bubalorum - ursorum - turbis instructam.

Hr. W. übersetzt dvipa durch *pardus.* Im Am. K. finde ich in dieser Bedeutung nur dvipin. Doch will ich die andre Form nicht abläugnen; auch das Rhinoceros heißt khanghin, *ensifer*, und dann bloß khanga, eigentlich der Säbel. Sonst bedeutet dvipa eine Insel, und vielleicht ist der Panther bildlich von den Flecken, die man mit Inseln verglich, so genannt werden. Allein ich vermuthe eine falsche Leseart, dvipa statt dvipa mit kurzem i, der Elephant; und zwar aus folgenden Gründen. Dvipin wird im Am. K. als Synonym vom Tiger aufgeführt; nur wenn genauer unterschieden wird, bemerkt Colebrooke, bezeichne es den Panther. Hier wird aber der Tiger noch besonders erwähnt, und unter seinem Namen müssen wohl die verwandten Gattungen als mitbegriffen gedacht werden. Dann darf auch der Elephant unter den Bewohnern der großen Wälder nicht fehlen, und er findet sich wirklich in andern ähnlichen Aufzählungen Sl. 39:

Sinhasârdûlamâtangavarâhârkshamrigâyutam.

Leonibus - tigribus - elephantis - apris - ursis - cervis - repletam.

Und mittrum S. 179:

Kunjarodvipamahishasárdúlarkshamrigáh api.

Elephantos-pardos-bubalos-tigres-ursos-cervos quoque.

Hier möchte ich ebenfalls dvipa lesen, wiewohl Kunjara für sich allein schon den Elephanten beteutet. Aber der Name hat eine andre Beziehung, und Kunjarodvipa, zusammengesetzt, ließe sich gar wohl durch *domatos elephantos* übersetzen.

In demselben Abschnitte Sl. 113 hat Hr. B. Kraoncha durch Cuculus übersetzt. Allein der Indische Vogel, welcher mit dem Kukuk verglichen wird, heißt Kókila. Sein dem Lateinischen so auffallend ähnlicher Name ist wohl auch aus der Nachahmung entstanden; doch ist der einförmige Laut nur dem Weibchen eigen, der Gesang des Männchens soll den der Nachtigall weit übertreffen. Von Colebrooke wird Kraoncha durch *curlew* erklärt, nach dem Herausgeber des Ramayana ist es eine Art von Reiher. Das letzte scheint nach der Beschreibung in dem eben erwähnten Gedicht richtiger zu sein. Es ist zu bedauern, daß Colebrooke nicht die wissenschaftlichen Lateinischen Namen der Thiere beygefügt, wie er es bey den Pflanzen gethan. Ich habe eben ein Indisches Bild vor Augen, das badende Tänzerinnen in einem Teiche vorstellt: auf den Bäumen am Ufer sind viele Reiher, wiewohl sehr klein, doch vollkommen kenntlich abgebildet. Auf jeden Fall ist es, wie auch aus der Erwähnung an dieser Stelle hervorgeht, ein am Wasser wohnender Vogel. Der Name Kraoncha erinnert an Kranich, eine verwandte Gattung.

XII, 115. Malinà, *lutulenta*. Der Ausdruck ist wohl etwas zu stark, und *vapuisara, maculata* wäre genug. Da Damayanti indessen eben in der Wildniß herumirrt, so läßt es sich rechtfertigen. Aber nachher, als sie schon wieder bey ihren Eltern ist, XXIV, Sl. 9, wird *malapankini*

zu stark durch luto-coeno-obducta gegeben. *Mula* heißt bloß ein Fleck, *paulia*, schmutzig. Damayanti trauert, so lange sie ihren Gemahl vermißt, d. h. sie enthält sich alles weiblichen Putzes, frisch gewaschener Gewänder u. s. w., ganz nach der Römischen Sitte. *Squalida* würde also recht eigentlich den Begriff ausdrücken. An eben der Stelle könnte jatâ, *implicatis comis*, die Vorstellung von zufällig verwirrten Haaren geben. Jatâ ist das oberhalb des Kopfes fest zusammen gewundene Haar, die Tracht der Büßer und Traurenden.

XIII, Sl. 6. *At mediae noctis tempore, tacito, silente.* Dieß wäre eine Wiederholung: nihsabdastimitê, heißt *silente, humido.* XIII, 49. *Eam in palatium profecta vidit regis mater.* Schwerlich konnte die Königin-Mutter die auf den Straßen umherirrende Damayanti sehen, wenn sie in den Palast ging. Und wo wäre sie denn zuvor gewesen? Prâsâda heißt zwar überhaupt ein königlicher Palast, hier aber bedeutet es die obere Plateforme, das flache mit einem Geländer umgebene Dach, den Söller; was im Eingange des Hitopadesa prâsâdaprishtha, der Rücken des Palastes, genannt wird. Eben so wird prâsâda im Ramayana, B. II, Sect. 6, Sl. 1, gebraucht.

XIV, Sl. 4. *Hic serpens, conjunctis manibus dum erat.* An den Aegyptischen Denkmalen sieht man hier und da aufgerichtete Schlangenleiber, denen, lächerlich genug, menschliche Arme und Beine angehängt sind; aber auf Indischen Bildwerken kommt meines Wissens dergleichen nicht vor, und hier ist von einer eigentlichen Schlange, ohne menschliche Glieder, die Rede. Prânjali heißt zwar buchstäblich: mit gefalteten Händen, dann aber auch allgemeiner *supplicis habitu, supplex.* XVI, Sl. 31. Kramêna, *gradatim*; es heißt *deinceps*, nach der Reihe. XVI, Sl. 34. Die

Tochter berichtet der Königin, daß die als Magd bey ihr wohnende Damayanti sich heimlich mit einem Brahmanen unterrede: *Opifex flet valde cum Brahmane congressa; eam cognoscitis, si putas.* Ich vermuthe einen Druckfehler, denn vêda kann durchaus nur die erste oder dritte Person des Singulars seyn. Das letzte Hemistich ist etwas dunkel durch die starken Auslassungen: tâm vêda, yadi manyasê, d. h. *eam novi* (ubi sit), *si tibi videtur*, (eam adire). Die so häufige Redensart yadi manyasê, übersetzt Hr. B. immer durch *si putas*, statt daß es heißen sollte: *si tibi placet, si tibi videtur.* XVII, Sl. 23.

Utsrijya vâshpam sanaikai râjamâtâdam abravît.

Relictis lacrimis, paulatim regis mater hoc dixit.

Gerade umgekehrt: *Effusis leniter lacrimis, regis mater* etc. So schnell war die Rührung der Königin über die plötzliche Entdeckung ihrer Nichte nicht vorüber, und die Worte, die sie spricht, sind ganz dazu geeignet, von Thränen begleitet zu werden. XX, Sl. 2.

Uttariyam adhô 'pasyad bhrashtam parapuranjayah.

Superius subter videbat lapsum hostium-urbis-expugnator.

Dieß ist ganz undeutlich. Vermuthlich ist aber durch einen Druckfehler, nach *superius, vestimentum* oder etwas ähnliches ausgefallen. Es sollte heißen: *pallium humi videbat lapsum.* Auch der Singular *urbis* giebt den irrigen Begriff, als ob der Held irgend eine besondre Stadt erobert hätte; parapuranjaya ist ein allgemeines Beywort, *urbium expugnator.* Daß pura in der unächten Zusammensetzung wirklich im acc. sing. steht, macht nichts aus: eben so ist es in srindoma, welches doch durch *hostium domitor* übersetzt werden muß. XX, 23. Kâryagauravât, *negotii vocatu*; statt *negotii gravitate.* XXIV, Sl. 33.

Tathâ charati tigmânsuh purâna bhuvanam sadâ.

Ita vadit Sol super aquâ semper.

Bhuvanam bedeutet zwar, nur figürlich wie ich glaube, das Waſſer; aber auch die Welt, (S. Am. K. p. 66, Sl. 6) und hier muß es ausgemacht ſo verſtanden werden: denn was hat die Sonne mit dem Waſſer zu ſchaffen? Damo-dara ruft zu Zeugen ihrer Unſchuld drey Gottheiten an, deren Wirkſamkeit überall hindringt, und die alſo am fähigſten ſind, die geheimen Handlungen der Menſchen zu beobachten: den Gott der Luft und des Windes, die Sonne und den Mond. Ich überſetze den obigen Vers:

Similiter perambulat Phaëthon superne orbem semper.

XXVI, Sl. 2. Durch einen Druckfehler iſt *agnis* wiederholt, ſtatt daß das zweytemal pedibus (*paddibhih*) ſtehen ſollte.

Ich habe hier eine allgemeine Bemerkung beyzufügen über die angemeſſenſte Weiſe die Indiſchen Namen zu latiniſiren, wobey unter den Philologen ein Einverſtändniß zu wünſchen iſt: eine Bemerkung, die ſich an das über die Schreibung dieſer Namen überhaupt (S. 46 u. f.) geſagte anſchließt. Hr. B. ſetzt alle männlichen Namen, die in der abſoluten Form auf ein kurzes a ausgehn, und im Nominativ ein s annehmen, in die zweyte Declination auf us. Dieß läßt ſich in ſo fern rechtfertigen, daß das kurze a des Indiſchen Alphabets zugleich das Omikron, und folglich das an deſſen Stelle geſetzte kurze u der Lateiner in vielen Fällen vertritt. Auch ſind die Indiſchen Adjective auf as, ā, am, durchaus den Griechiſchen auf ος, η, ον, und den lateiniſchen auf us, a, um, zu vergleichen. Gleichwohl würde ich der erſten Declination auf as den Vorzug geben. Wir ſehen, daß die Griechen einige zu jener Claſſe gehörige Indiſche Namen, und eine große Menge Perſiſcher auf ſolche Weiſe gefaßt haben. Den Römern iſt ja der Gebrauch der erſten Declination für männliche Namen keineswegs fremd: nur werfen ſie das s des Nominativs nach

Etruskischer Weise weg, wie denn auch diese Namen (Sisenna, Caecina, etc.) wohl meistens ursprünglich Etruskisch waren. Mit den weiblichen Namen auf â hat es keine Schwierigkeit: sie gehören zur ersten Declination, sind aber wegen des langen Vocals der Griechischen, besonders in der Dorischen Mundart, ähnlicher als der Lateinischen. Hr. B. hat auch die weiblichen Namen auf i durch Anhängung eines a zur ersten Declination gezogen: z. B. *Damayantia* für Damayanti. Dieß kann ich nicht billigen: solche weibliche Namen haben die größte Analogie mit den Griechischen auf ώ, und können füglich eben so declinirt werden: *Damayantis, tos, etc.*, oder latinisiren, wie Charybdis, is; auch der Indische Accusativ lautet Damayantim. Wenn es Patronymica sind, wie Bhaimi, die Tochter des Bhimas, mit besonderer Schicklichkeit: *Bhaimis, idis, etc.* Wiewohl wir keine Beyspiele von Lateinischen Namen der vierten Declination haben, würde ich diese unbedenklich für die männlichen Namen auf u gebrauchen; also zum Beyspiel der Gesetzgeber Manu: *Manus, Manuis* oder *Manûs* u. s. w. Denn das u ist charakteristisch, und bleibt, die regelmäßigen Verwandlungen abgerechnet, durch alle Biegungen, wie die vierte Declination der Lateiner auch nur eine Spielart der dritten mit einem charakteristischen u ist. Mit den weiblichen Namen auf u ist man am meisten in Verlegenheit; sie gleichen den Griechischen wie Ταβοῦς, wo das Υ vor Alters auch wie der Lateinische Vocal V geschrieben und gesprochen worden ist. Die seltneren Namen, die in der absoluten Form auf einen Consonanten ausgehen, gehören unbezweifelt zur dritten Declination. Hr. B. scheint über diesen für die künftige Behandlung der Indischen Philologie in Lateinischer Sprache nicht unbedeutenden Punkt noch nicht ganz aufs reine gekommen zu seyn: er setzt manchmal die Namen ohne Dis-

ganz als indeclinable Wörter, was höchst unbequem ist. Die Griechen haben dieß nur zuweilen bey Sprachen gethan, die wirklich keine Declination hatten. So sehen wir z. B., daß Procopius die Gothischen Namen durchgehends declinirt, die Hunnischen hingegen, die nicht schon durch den häufigen Gebrauch graecisirt waren, ohne Biegung läßt.

In den Anmerkungen hat der Herausgeber auf wenigen Blättern, S. 191 — 216, viel nützliches und belehrendes zusammengedrängt. Er beschränkte sich jedoch geflissentlich auf das nothwendigste, um den Band nicht zu sehr anzuschwellen; er hätte aus der Fülle seiner Belesenheit leicht viel mehr geben können, und wir hoffen, er wird bey einer bequemeren Gelegenheit auf so manche hier übergegangene Erörterung zurückkommen. Das Gedicht, wiewohl es keinem großen mythischen Kreise angehört, gibt zu den wichtigsten Sacherklärungen Anlaß: wir finden deren nur wenige, und meistens sind sie nicht sehr bedeutend oder nicht erschöpfend. Was die Worterklärungen betrifft, so darf man es, bey der gegenwärtigen Seltenheit und Unvollständigkeit der Hülfsmittel, einem Herausgeber nicht verargen, man muß es ihm vielmehr Dank wissen, wenn er manches ausdrücklich erinnert, was dem, welcher auch das leichteste Indische Buch zu lesen unternimmt, schon geläufig seyn sollte. Neben solchen grammatischen Erörterungen, die zum Elementar-Unterricht gehören, finden sich jedoch in den Anmerkungen andre, welche neues, aber auch nicht bestreitbares enthalten. Hr. B. hat hier verschiedentlich, wie schon früher in seiner Abhandlung über das Conjugations-System der Sanscrit-Sprache, versucht in die Tiefen der Sprachbildung einzudringen, und gewissermaßen über die Indischen Grammatiker hinauszugehen. Dieß ist ein mißliches Unternehmen: denn wir werden nicht

in Abrede ſeyn, daß dieſe Männer ihre Sprache ganz anders bis in die feinſten Verzweigungen hinein durchgearbeitet haben, als wir es bis jetzt thun konnten. An wiſſenſchaftlichem Geiſte werden wir ſie ſchwerlich übertreffen; bequemere Formeln und Methoden mögen wir gebrauchen, wenn wir ſie aufzufinden wiſſen. Nur von Einer Seite ſind wir ihnen überlegen: ihre Betrachtung war ausſchließlich auf eine einzige Sprache, wiewohl eine ſehr vollkommene, gerichtet; wir können viele Sprachen mit einander vergleichen. Bey dieſer Vergleichung dürfte aber die Indiſche Grammatik nicht eben eine leidende Rolle ſpielen, ſondern vielmehr als Correctiv für die Grammatik anderer minder wiſſenſchaftlich behandelten Sprachen dienen.

Indeſſen in den Lehren der Indiſchen Grammatiker läßt ſich zweyerley unterſcheiden. Das eine iſt die Aufſtellung der reinen Thatſache des Sprachgebrauchs, und zwar eines ſehr ſorgfältig ausgebildeten, ſeit Jahrtauſenden durch geheiligte Auctoritäten feſtgeſtellten, und völlig unwandelbar gewordenen Sprachgebrauches. Von dieſer Seite können wir nur Schüler ſeyn, und dürfen gar nichts anders ſeyn wollen. Das andere aber iſt meiſtlich Theorie, Speculation über den Gang, welchen die Sprachbildung genommen, ſofern er ſich nicht factiſch nachweiſen läßt. So ſcheint mir die ganze Lehre von den Unâdi-Affixen in der Abſicht erfunden zu ſeyn, um von Wörtern, die entweder aus verlorenen gegangenen Zeitwörtern, oder aus noch vorhandenen durch nicht mehr übliche und gangbare Ableitungsformen gebildet ſind, doch einigermaßen Rechenſchaft abzulegen. Bey ſolchen Theilen ihrer Lehre (vgl. S. 14 dieſer Zeitſchrift) mögen die Indiſchen Grammatiker uns vielleicht ungläubig finden, wir werden genöthigt ſeyn ihnen zu widerſprechen, ohne gleichwohl noch recht zu wiſſen, in welcher

Richtung: ob wir nämlich die abgeläugnete Einmischung fremder Wörter behaupten, oder die behauptete Ableitung aller Wörter ohne Unterschied von den noch vorhandenen einfachen Zeitwörtern abläugnen sollen. Hr. B. hat in seiner oben erwähnten Deutschen Schrift versucht, einige grammatische Formen hypothetisch zu erklären: die Personal-Endungen der Zeitwörter im Indischen und den verwandten Sprachen sollen durch Anhängung der persönlichen Fürwörter, verschiedene Zeiten durch Anhängung eines Hülfszeitwortes entstanden seyn. Ich bin in den meisten Punkten nicht mit ihm einverstanden, verspare aber die Prüfung, die nicht anders als weitläuftig ausfallen kann, auf eine andre Zeit. Hier ist er nun verschiedentlich auf demselben Wege: zur Probe hebe ich die Anm. 77 aus, wo ich fast keinem Satze des Verfassers beystimmen kann. Er handelt von dem indeclinabeln Particip auf tvâ, und will es zuvörderst Gerundium genannt wissen, „weil es zwar am häufigsten die Bedeutung der Vergangenheit, zuweilen aber auch die der Gegenwart habe." — Das letzte einmal zugegeben, so würde dadurch die Benennung noch nicht gerechtfertigt seyn, denn das Gerundium hat eine Richtung auf die Zukunft, wie schon der Name ausweiset. Dieses Participium, welches Carey *the adverbial past participle*, Wilkins *the indeclinable preter participle* nennt, kann, wenn es einen Accusativ regiert, im Lateinischen füglich durch den absoluten Ablativ gegeben werden: z. B. tan drishtvâ, *eo viso*; zuweilen, mit oder ohne Accusativ, durch das part. praet. eines Deponens: z. B. ityuktvâ, (iti-uktvâ) *ita locutus*. Es drückt nicht nur eine Vergangenheit überhaupt aus, sondern eine solche, die einer andern Vergangenheit vorangestellt ist, daher es meistens mit einem Zeitwort im Präteritum, im Imperfectum oder im

Accuſt conſtruirt wird. Es verſteht ſich, daß hier bloß von der grammatiſchen Darſtellungsweiſe die Rede iſt: dem Sinne nach kann die durch dieſes Partikipium ausgedrückte Handlung der andern unmittelbar voranzehn, oder vielleicht während derſelben noch fortdauern; das verändert die Natur der Sache nicht. Zuweilen wird es mit einem Zeitwort in der zukünftigen Zeit geſetzt, dann gewinnt es die Bedeutung des Futur. exactum. Z. B. Nalus. X, Sl. 22. Katham buddhvâ bhavishyati. „Wie wird ihr ſeyn, wenn ſie erwacht ſeyn wird?" Mit Einem Wort, jenes abſolute Participium entſpricht ſowohl in Abſicht auf die Bedeutung als auf die Stelle, die es in der Wortfügung einnimmt, den Franzöſiſchen und Engliſchen ebenfalls indeclinabeln Participien: *ayant fait*, having done; und wer wird dieſe jemals mit Gerundien vergleichen? Ferner erklärt nun Hr. B., und dieß iſt eigentlich ſein Hauptſatz, den Indiſchen auf tum ausgehenden Infinitiv für den Accuſativ eines Verbal-Nomens auf tu, und das Particip auf tvâ für den Casus instrumentalis eben dieſes Nomens. Das erſte hat einen gewiſſen Schein für ſich: denn das Supinum der Lateiner hat allerdings das Anſehen eines Verbal-Nomens der vierten Declination; und was die Engländer im Indiſchen den Infinitiv genannt haben, läßt ſich zwar ſo betrachten, verrichtet aber zugleich die Dienſte des Supinums, und hat mit dieſem in der Form die größte Aehnlichkeit; eine Aehnlichkeit, die bey manchen beyden Sprachen gemeinſamen Wurzeln bis zur buchſtäblichen Uebereinſtimmung geht. Z. B.

Radix.	Infinitivus.	Supin. Lat.
sthâ, *stare.*	stîtum,	*statum.*
pâ, *potare.*	pîtum,	*potum.*
i, *ire.*	itum,	*itum.*
dâ, *dare.*	dâtum,	*datum.*

jan, *gignere.*	janitum,	*genitum.*
labh, *habere.*	lábhitum,	*habitum.*
jná, *noscere.*	jnátum,	*notum.*
srip, *serpere.*	sarptum,	*serptum.*

Endlich hat der Indiſche Infinitiv noch dieſe Eigenheit mit dem Supinum gemein, daß er, zwar nur in der Zuſammenſetzung, auch mit der Endung auf u vorkommt. Z. B. drashtum, *videre*; drashtu-kâma, *videndi cupidus.* So weit wäre alles gut. Wenn aber das abſolute Participium in tvâ für den Casus instrument. jenes Verbal-Nomens angeſehen werden ſollte, (wogegen ſich doch meines Erachtens die Bedeutung auflehnt, da das Supinum eine Richtung auf die Zukunft hat;) ſo müßte wenigſtens das den Endungen tum und tvâ vorhergehende mit einander übereinſtimmen. Dieß iſt wirklich der Fall in dem von Hrn. B. angeführten Beyſpiele: Rad. tyaj, *relinquere.* Inf. tyaktum. Part. absol. tyaktvâ. Aber in hundert Fällen nehmen die Wurzelbuchſtaben der Zeitwörter ganz andre Modificationen im Infinitiv an, als bey der Bildung jenes Participiums. Z. B.

Radix.	Infin.	Part. fract. absol.
bhû, *esse.*	bhavitum.	bhûtvâ.
ji, *vincere.*	jêtum.	jitvâ.
gai, *canere.*	gêtum.	gîtvâ.
pâ, *potare.*	pâtum.	pîtvâ.
vach, *loqui.*	vktum.	uktvâ.
kri, *facere.*	kartum.	kritvâ.
gam, *ire.*	gantum.	gatvâ.
dris, *videre.*	drashtum.	drishtvâ.
yaj, *immolare.*	yashtum.	ishtvâ.
vas, *habitare.*	vastum.	ushitvâ.

Dieſe Beyſpiele ſind keineswegs anomal, ſondern die Verſchiedenheit ergiebt ſich aus beſtimmten Regeln der Um-

wandlung. Es wird Hr. B. eben so leicht fallen als mir, dergleichen Beyspiele zu häufen, und ich wäre begierig, seine Hypothese vor dem daraus hervorgehenden Einwurfe gerettet zu sehen. Die in derselben Anm. 77 beygefügte Ableitung der andern Participialform auf ya oder tya, welche in derselben Bedeutung wie die auf tvâ bey den mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörtern gebraucht wird, ist noch viel gezwungener, und gänzlich unveranlaßt, da hier der Zusammenhang mit dem Infinitiv schon im voraus aufgegeben werden muß.

Eine willkommene Zugabe zu den Anmerkungen sind einige in der Urschrift eingerückte Scholien des Nilakanthas. Wir dürfen bey der Auslegung der Indischen Bücher die Scholiasten nicht übergehn. Für das Verständniß der altepischen Gedichte sind sie zwar am ersten entbehrlich, wenn sie nicht etwa Sacherklärungen enthalten; der philosophischen Schriften werden wir häufig erst durch sie den Eingang in den einheimischen Ideenkreis finden. In der Anm. 118 ist eine Bemerkung des Scholiasten mitgetheilt, welche der Feinheit seines Gefühls Ehre macht. Im Texte des Gedichtes findet sich eine grammatische Unregelmäßigkeit, der Plural des Imperativs neben dem Vocativ im Singular. Er sagt: „Dieß ist hier kein Fehler, wegen der Gemüthsverwirrung der redenden Person." Vortreflich! Ein andermal müssen wir ihm widersprechen, (Anm. 79.) nicht als ob er den Buchstaben misverstanden hätte, der zweyerley Deutungen zuläßt, sondern er hat nur den Zusammenhang nicht gehörig erwogen.

Da Hr. B. nur eine kleine Auflage von einigen hundert Exemplaren hat drucken lassen, und bereits eine bedeutende Nachfrage für England, Frankreich und Deutschland Statt gefunden, auch nach Ostindien Exemplare versendet werden

ſind, ſo werden alle Schüler des Sanſcrit, oder die es werden wollen, wohl thun, ſich den Zeiten ein Buch zu verſchaffen, das zweckmäßiger als irgend ein andres bisher vorhandenes für die erſte Uebung im Leſen eingerichtet iſt.

Mit Verlangen ſehen wir der Zurückkunft unſers gelehrten Landsmannes entgegen: wir ſind gewiß, an ihm einen eben ſo gründlichen als redlichen Mitarbeiter in dieſem Fache zu finden. Da die Königlich Baieriſche Regierung, rühmlichſt auf die Förderung der Wiſſenſchaften bedacht, und ein eifriger Gönner jedes edlen geiſtigen Strebens, Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Baiern insbeſondre, ſeine Bemühungen unterſtützen, ſo dürfen wir von Hrn. Bopp reiche und erfreuliche Mittheilungen der im Auslande durch den beharrlichſten Fleiß geſammelten Schätze mit Zuverſicht erwarten.

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königl. Preußiſchen Rhein-Univerſität, Ritter des St. Wladimir- und des Main-Ordens, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Geſellſchaften.

Erſten Bandes Zweytes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1820.

IV.

Zur Geſchichte des Elephanten.

Wenn ich es unternehme, einen Beytrag zur Geſchichte des Elephanten zu liefern, ſo faſſe ich den Begriff der Geſchichte in dem allgemeinſten Sinne. Denn es giebt nicht bloß eine natürliche Geſchichte des Elephanten, wovon wiederum die antediluvianiſche einen bedeutenden Theil ausmacht; ſondern das merkwürdige Thier hat auch ſeine politiſche und militäriſche, ja vermöge des Eindrucks, den es auf den menſchlichen Geiſt gemacht, ſeine mythologiſche, artiſtiſche und litterariſche Geſchichte.

Der Beſitz des Elephanten, als des mächtigſten aller Laſtthiere, hat die Gewerbthätigkeit erhöhet, die Streitkräfte der Staaten vermehrt; die Elephanten ſind in unzähligen Kriegen die Bundesgenoſſen des Menſchen geweſen, im ſüdlichen Aſien zu allen Zeiten, in den Ländern, welche das mittelländiſche Meer umgeben, einige Jahrhunderte hindurch. Die Kunſt, den Elephanten zu zähmen und insbeſondre ihn zum Kriege abzurichten, das Meiſterſtück ſinnreicher Kühnheit in der behaupteten oder wieder erworbenen Herrſchaft des Menſchen über die Thierwelt, wurde in In-

dien seit einer unbestimmbar entfernten Vorzeit ausgeübt: dort war sie ursprünglich und ausschließend einheimisch. Wenn dasselbe später in verschiedenen Gegenden Africa's unternommen ward, so geschah es auf Veranlassung dessen, was man in Indien gelernt hatte; es geschah nicht durch die Eingebohrnen des Landes, denen es an Mitteln und Antrieben dazu fehlte, sondern durch gebildetere Völker, die in diesem Welttheile angesiedelt waren.

In der Naturgeschichte hat man meistens den Indischen Elephanten mit dem Africanischen vermengt: erst kürzlich hat ein berühmter Naturforscher den wesentlichen Unterschied zwischen den beyden Arten derselben Gattung wissenschaftlich erörtert. Das wußten jedoch schon die Alten, daß der Indische Elephant dem Africanischen, wenigstens aus den ihnen zugänglichen Gegenden, an Größe, an Stärke und an Muth überlegen sey. Ueberhaupt ist der Indische Elephant zu höherem Ruhme gelangt, weil er seit Jahrtausenden der Landsgenosse von Menschen war, die seine Fähigkeiten zu schätzen wußten, und den regsten Sinn, nicht nur für die schönen, sondern auch für die furchtbaren Erzeugnisse der Natur besaßen. Die Indische Mythologie ist die einzige uns bekannte, worin der Elephant eine bedeutende Stelle einnimmt, und wo ihm eine Art von Apotheose zu Theil geworden ist. An den Denkmalen der Baukunst in Indien finden wir ihn nicht bloß häufig in halb und ganz erhobener Arbeit vorgestellt, sondern er ist in das Ganze der Verzierungen verflochten, und trägt die künstlich geformten Felsmassen als colossale Caryatide. Die alten heroischen Lieder feyern ihn als den beständigen Begleiter der Könige und Helden. Ueberhaupt sieht man,

daß der Einbildungskraft der Dichter die Riesengestalt immer gegenwärtig war: viele Lieblingsbilder werden davon hergenommen, sprüchwörtliche Redensarten verrathen eine vertraute Bekanntschaft mit der vernunftähnlichen Eigenthümlichkeit des Thieres; ja selbst in den mannichfaltigen Benennungen drückt sich eine gewisse Verehrung aus, vielleicht eine Ahndung von dem Range, den der Elephant ehemals bey einer andern Verfassung unsers Planeten unter dessen lebenden Geschöpfen eingenommen haben möchte. Der Africanische Elephant hingegen wohnt zum Theil in unerforschten Wildnissen; er hat an dem Löwen der Wüste fast einen würdigeren Gegner als an dem blöden Wilden, dessen armselige Hütte er niedertritt, ohne es nur zu merken. Der Indische Elephant ist ein Achilles, der seine Homere gefunden; auf den Africanischen hingegen läßt sich die Klage Alexanders des Großen anwenden, daß die Thaten des Helden ohne den Preis des Sängers verloren seyen.

In unserer Westwelt ist der Elephant überhaupt spät bekannt geworden, aber auf eine um so glänzendere Weise. Der besonnenste und scharfsichtigste Beobachter hat ihn in die Wissenschaft, der edelste unter allen Eroberern in die Kriegskunst eingeführt; und die Kenntniß des ausgezeichneten und in seiner Art einzigen Thieres knüpft sich für immer an die großen Namen Aristoteles und Alexander. Auch in den folgenden Jahrhunderten, wo die Elephanten in großer Anzahl auf der Bühne der Weltgeschichte erschienen, ist ihre Erwähnung, ich weiß nicht durch welche Fügung, häufig mit dem Andenken der bedeutendsten Menschen, der entscheidendsten Ereignisse verbunden.

Zuvörderſt, um mit den älteſten unter unſern Alten anzufangen, iſt es ungemein bemerkenswerth, wie mich dünkt, daß an den Aegyptiſchen Denkmalen nicht die mindeſte Spur von Bekanntſchaft mit dem Elephanten vorkommt, welcher doch in einem benachbarten Lande, dem oberen Aethiopien, von jeher einheimiſch war und noch iſt. Von den Elephanten-Jagden der Ptolemäer wird nachher die Rede ſeyn; die Prätorianer, welche Nero aufgeſendet hatte, um Aethiopien zu erforſchen, berichteten, gleich oberhalb Meroe hätten ſie Spuren von Elephanten gefunden. *) Die Aegyptiſchen Prieſter waren ſehr aufmerkſam auf alle Erzeugniſſe der Natur, welche dem Menſchen nützlich oder ſchädlich werden konnten: und man ſollte denken, bey den ungeheuern Bauen, welche die Aegyptier immerfort unternahmen, hätten ſie ein ſolches Laſtthier, wo die Fortſchaffung großer Steinmaſſen zu Lande geſchehen mußte, ſehr gut brauchen, und es bey dem Ueberfluß an cerealen Pflanzen leicht ernähren können. Aber, die Möglichkeit der Zähmung des Elephanten bey Seite geſetzt: wie kam es, daß ſie die auffallende Rieſengeſtalt, wofern ſie ihnen bekannt war, nicht in Stein nachbildeten, und als würdigen Zierrath an ihren Tempeln und Paläſten anbrachten! ſie nicht als Sinnbild unter die Hieroglyphen aufnahmen? Aegypten hatte eine glückliche Armuth an wilden Thieren; **) die wenigen die ſie hatten, haben ſie vielfältig in halb erhobener Arbeit dargeſtellt: nicht nur das Krokodil und den Hippopotamus, ſondern auch den ſeltner vorkommenden Wolf

*) Plin. *Hist. nat.* L. VI, c. 19.

**) Hanodot. II, c. 65.

oder Jackal. Unter den Aegyptiſchen Sculpturen findet ſich ſogar das unverkennbar treue Bild der Giraffe. *) Dieſe konnte doch nur zur Schau nach Aegypten gebracht worden ſeyn; aber freylich ließ ſie ſich, wehrlos und ungeſchickt zu ſchneller Flucht, leichter von den rohen Bewohnern des innern Africa einfangen als der furchtbare Elephant. Löwen gab es in Aegypten ſelbſt nicht: die Löwenjagden, die wir ſo herrlich dargeſtellt ſehen, **) müſſen wohl an der Libyſchen Gränze gedacht werden; und dennoch war der Löwe, in unvermiſchter Geſtalt oder mit andern gepaart, ein Lieblingsgegenſtand der altägyptiſchen Bildnerey. Dieſe Löwen, unter andern die an den Diocletianiſchen Thermen in Rom, ſind von ſo vortrefflicher Arbeit, das Eigenthümliche iſt ſo meiſterhaft aufgefaßt, daß ſie eine ruhige und anhaltende Beobachtung des Lebens bey dem Künſtler vorausſetzen. Ohne Zweifel ernäherten alſo die Aegyptiſchen Könige Löwen in ihren Thiergärten. Warum nicht auch Elephanten, als eine fremde und erhabene Seltenheit, wenn ihnen dieß zugänglich geweſen wäre?

Darüber iſt man einverſtanden, daß der Anbau Aegyptens dem Laufe des Nilſtromes gefolgt ſey; und vielleicht müſſen wir dieſen Anbau für ſo alt anerkennen, daß er mit der geognoſtiſchen Entwickelung des Landes gleichen Schritt

*) Man ſehe das große Franzöſiſche Werk Description de l'Egypte, Antiquités. T. I. Planche 95, No. 7. Dieſes Basrelief befindet ſich an einem Tempel zu Hermonthis, noch oberhalb Thebä, alſo gewiß an einem ſehr alten Denkmale.

**) Descr. de l'Egypte, Antiquités. T. II, Planche 9, an dem königlichen Palaſt zu Thebä.

gehalten. So wie durch die fortgesetzten Anschwemmungen des Flusses das untere Nilthal aus dem Sumpfe hervortrat, scheint die menschliche Bevölkerung sogleich nachgerückt zu seyn. Aber über den geographischen Anfangspunkt der eigenthümlich Aegyptischen Bildung sind die Meynungen getheilt. Manche Forscher möchten gern alles nach Aethiopien hinaufschieben: ich gestehe, ich kann dieser Ansicht nicht beytreten. Es geht aus vielen Umständen hervor, daß der Gesichtskreis der Aegyptier nach der Seite von Aethiopien äußerst beschränkt war. Man müßte dann behaupten, sie hätten den benachbarten und durch keine unübersteigliche Kluft von ihnen getrennten Ursitz ihrer Cultur ganz vergessen, was bey einem Volke, welches seine alten Ueberlieferungen so sorgfältig aufbewahrte, keineswegs glaublich ist. Meines Erachtens wirft die Unbekanntschaft mit dem Elephanten ein nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagschale der Gründe, die von beyden Seiten angeführt werden mögen.

Weit früher als der Elephant selbst, ist in den Ländern, auf deren Kreis unsre alte Weltgeschichte sich beschränkt, die von dem erlegten Thiere gewonnene kostbare Beute, das Elfenbein, bekannt geworden. Hieron finde ich denn auch in der Geographie von Aegypten eine Spur, ich meyne den Namen der Stadt **Elephantine**, die auf einer Insel im Nil, Syene gegenüber, lag. Es ist klar, daß alle griechischen Benennungen Aegyptischer Städte vor der Zeit Alexanders des Großen von den unter dem Psammitichus in Aegypten angesiedelten Jeniern, oder vom dem auf Anlaß dieser Ansiedelung entstandenen Stamme der Dolmetscher herrühren; und wir dürfen deßt annehmen,

daß der Griechiſche Name die Bedeutung des einheimiſchen ausdrückte. Nach meiner Meynung muß aber unter Elephantine nicht die Stadt der Elephanten (was hätten dieſe mit einer Felſeninſel des Nils zu ſchaffen gehabt?) ſondern die Stadt des Elfenbeins verſtanden werden. Nichts iſt natürlicher, als daß die Bewohner des obern Aethiopiens bis an dieſe ſüdliche Gränze Aegyptens kamen, um hier ihre Elephantenzähne gegen andre Waaren zu vertauſchen. Der ſcharfſinnige Bochart *) hält Elephantine für einerley mit Philae, als wäre dieß der durch jenen verdollmetſchte Aegyptiſche Name deſſelben Ortes. Hieraus würde dann unwiderſprechlich hervorgehen, daß der Elephant, oder wenigſtens das Elfenbein, einen im Orient weit verbreiteten Namen, auf den ich nachher zurückkommen werde, auch in Aegypten geführt habe. Herodot nennt Philae gar nicht, ſondern bloß die Stadt Elephantine; Strabo, der die Gegend bereiſet hatte, unterſcheidet beyde genau: Elephantine lag unterhalb der Katarakten, Philae oberhalb derſelben, auf dem Landwege hundert Stadien weit davon entfernt, ebenfalls auf einer Inſel im Nil. **) Indeſſen

*) Hierozoic. L. II, c. 23. „Sed olim utrosque (Aethiopes et Aegyptios) aut alterutros elephantum *phil* appellasse, ex eo mihi suspicio est, quod *Philae* urbs „in Aegypti et Aethiopiae confiniis, ex Herodoto et „Plinio videtur eadem esse cum aliorum Elephantine.“

**) Durch die nie genug zu preiſenden Bemühungen der Franzöſiſchen Gelehrten kann nun jeder die Lage der beyden Oerter und ihre Denkmale ſo genau kennen lernen, als wäre er ſelbſt an Ort und Stelle geweſen. Man ſehe die topographiſche Charte vom Laufe des Nils in der Gegend

ist es nicht unwahrscheinlich, daß beyde Oerter, wegen einer ähnlichen Bestimmung als Stapelplätze des Aethiopischen Handels, einerley Namen führten. Bis Philae konnten die Aethiopier den Nil hinunterfahren, dort mußten die Waaren wegen der Kataraktен ausgeladen, und auf dem Landwege nach Elephantine gebracht werden, wo man sie dann wieder einschiffen mochte. Auch begreift es sich, daß die Jonier die näher liegende Stadt in ihrer Sprache benannten, dem seltner besuchten Philae aber seinen Aegyptischen Namen ließen. Hr. Jomard, in seiner vortrefflichen Beschreibung von Elephantine, *) nimmt mit Bochart an, die Namen Philae und Elephantine seyen in der Aegyptischen und Griechischen Sprache gleichbedeutend gewesen, und hätten eigentlich als Gesamtname die ganze Inselgruppe der Kataraktен bezeichnet. Er sucht mit scharfsinnigen Gründen zu beweisen, Herodot habe unter der Stadt Elephantine das Strabonische Philae verstanden. Die verworrene Stelle beym Plinius **) ist dieser Meynung eher günstig als entgegen, und so hätte Bochart doch gewissermaßen Recht gehabt.

Es ist hieben nicht zu übersehen, daß das Wort, welches von den Griechen zunächst die Römer, von diesen die Völker des neueren Europa geerbt haben, Ἐλέφας, im Griechischen ursprünglich gar nicht den Elephanten, sondern bloß das Elfenbein bezeichnet. In der letzten Bedeutung

---

der Kataraktен, Descr. de l'Egypte, Antiquités. T. I, Pl. 30, und die Beschreibung in dem ersten Bande des Textes.

*) Descr. de l'Egypte, Antiquités. T. I. Chap. III, §. VI.

**) Hist. Nat. l. V. cap. 9.

kommt es häufig in den Homeriſchen, und einmal in den Heſiodiſchen Geſängen vor, zum Beweiſe, daß den Griechen dieſes Zeitalters, acht bis neun Jahrhunderte vor unſerer Aera, das Elfenbein bereits wohl bekannt war. Sie verſtanden die Kunſt, es zu zerſägen und zu drechſeln. *) Die Mäoniſchen und Kariſchen Frauen färbten es theilweiſe mit Purpur, wodurch die glänzende Weiße noch erhöht ward; und ſo verziert brauchte man es zu den Backenſtücken am Geſchirr der Pferde. **) Das Brautbett des Ulyſſes, der Seſſel der Penelope war damit eingelegt; der Palaſt des Menelaus glänzte von Gold, Silber, Elektrum und Elfenbein. ***) Wiewohl es für eine Koſtbarkeit galt, mußte es doch ſchon in beträchtlichen Maſſen verwendet werden, da der Dichter ſich eine ganz damit bekleidete Pforte, wenn auch nur eine ſinnbildliche, vorſtellen konnte. ****)

Durch welches Volkes Vermittlung das Elfenbein ſo frühe nach Griechenland kam, kann nicht zweifelhaft ſeyn. Aber es iſt eine für die Geſchichte des Völkerverkehrs nicht unwichtige Frage, ob die Phönicier das Elfenbein, welches ſie in Kleinaſien und Griechenland verhandelten, aus Africa oder aus Indien hohlten. Alle Wahrſcheinlichkeiten ſind für die erſte Annahme. Daß ein alter Handelsweg von Indien aus nach den Abendländern geführt habe, vielleicht ſpäter über Colchis und das ſchwarze Meer, will ich nicht läugnen: allein durch Perſien ging damals dieſer Weg ſchwerlich, denn wie wir bald ſehen werden, zieht ſich die

*) Od. VIII, 404, 405. XIX, 56.

**) Il. IV, 141 sq.

***) Od. XIX, 55. 56. XXIII, 200. IV, 73.

****) Od. XIX, 562 — 565.

auf den Darius Hyſtaspis eine völlige Unbekanntſchaft der Perſer mit dem eigentlichen Indien kund. Ferner haben wir ein ausdrückliches Zeugniß, daß die Schiffe des Königes Salomo gemeinſchaftlich mit den Schiffen der Phönicier aus dem Arabiſchen Meerbuſen nach dem Lande Ophir ſegelten, daß ſie von dort nebſt andern Koſtbarkeiten Elfenbein in Menge für ſeinen prächtigen Thron und ſeinen Tempelbau zurückbrachten; und Ophir iſt, nach der wahrſcheinlicheren Meynung der Ausleger, ein Theil der Africaniſchen Oſtküſte, etwa Sofala oder Mozambique. *) Endlich liegt es in der Natur der Sache, daß Africa von jeher mehr Elfenbein für den auswärtigen Handel liefern konnte als Indien.

In Aſien iſt der Elephant durchaus nur im Süden der großen Gebirgskette einheimiſch: auf den beyden Halbinſeln Indiens, und auf den gegenüber liegenden Inſeln. Bey der ſtarken Bevölkerung dieſer Länder ſind ſeine Wohnſitze beſchränkt auf die Gegenden, welche der menſchliche Anbau entweder noch nicht erreicht hat, oder wo die Natur dieſem Anbau unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſetzt: auf die mittleren Bergthäler und die waſſerreichen Waldungen am Fuß der Gebirge. In Africa hingegen iſt der Elephant häufig von der Südſpitze an, wo ihn die Europäiſchen Anſiedelungen nur etwas zurückgedrängt haben, längs der Weſtküſte bis an den Senegal, längs der Oſtküſte, wie es ſcheint mit einigen Unterbrechungen, bis nach Abyſſinien; und dann in Nigritien quer durch den ganzen Welttheil hindurch. Man werfe nur einen Blick auf die Landcharte,

*) Robertson historical Disquisition concerning ancient India. Sect. 1. p. 9.

um zu ſehen, wie dagegen der eben angegebene Aſiatiſche Landſtrich zuſammen ſchwindet. Wie weit in das Innere des unerforſchten Africa der Elephant ſich verbreitet, wiſſen wir nicht; aber es läßt ſich wenigſtens nicht verneinen, daß die zum Gedeihen der Gattung erfoderlichen Bedingungen ſich dort beyſammen finden: denn wenn auch an der Küſte keine Mündungen großer Flüſſe erſcheinen, ſo dürften ſie doch vorhanden ſeyn, aber ſich in Landſeen ergießen oder im Sande verſiegen.

Weit entfernt, daß die uralte Zähmung des Elephanten in Indien den Ueberfluß an Elfenbein hätte vermehren ſollen, mußte ſie die Waare vielmehr ſeltner machen. Denn der Preis der Zähne des erlegten Thieres ſteht in gar keinem Verhältniſſe mit dem Werthe des lebenden, zu einem wichtigen Zwecke ſorgfältig abgerichteten. Die Elephantenjagd ſcheint in Indien von jeher ein königliches Vorrecht geweſen, und mit einer gewiſſen Schonung angeordnet worden zu ſeyn, um die Fortpflanzung nicht zu vermindern.

Dazu kommt, daß die Indier in dem Zeitalter, zu welchem unſre älteſten Nachrichten vom Aſiatiſchen Handel hinaufreichen, ohne Zweifel ſchon alle Bequemlichkeiten des Lebens kannten; daß alſo ein ſtarker inländiſcher Verbrauch die Ausfuhr vermindern mußte. Im Amara-Kosha, einem vermuthlich vor beynahe zweytauſend Jahren geſchriebenen Buche, wird das Elfenbein als ein gewöhnlicher Stoff angegeben, woraus man ſogar Puppen für die Kinder ſchnitzte. *)

*) Cosma by Colebrooke, p. 245, sl. 29, und die Anmerkung des Herausgebers.

Ein Hauptumſtand hieben iſt es aber, daß die Afrikaniſchen Elephanten viel reichlicher mit Elfenbein verſehen ſind, als die Indiſchen. In Afrika ſind die lang hervorſtehenden Fangzähne beyden Geſchlechtern gemein, ſtatt daß ſie bei den weiblichen Elephanten in Indien nur die Länge von wenigen Zollen erreichen. *) Ja in Ceylon, das doch ſonſt wegen ſeiner ſtarken und kriegeriſchen Elephanten berühmt iſt, und ſchon vor Alters war, **) giebt es ſogar eine zahlreiche Spielart, welcher die Fangzähne ohne Unterſchied des Geſchlechts gänzlich fehlen. ***) Da der Naturforſcher, der zuerſt die charakteriſtiſche Verſchie-

---

*) La Ménagerie du muséum national d'histoire naturelle, par *Lacépède*, *Cuvier*, et *Geoffroi*. Paris 1805. 12°. T. I, p. 95.

**) Aelian. de natura animal. L. XVI, c. 18.

***) Dieſe Thatſache finde ich bezeugt in einem ſehr glaubwürdigen handſchriftlichen Aufſatze in Holländiſcher Sprache, der mir gefälligſt aus der Bibliothek der Leopoldiniſchen Akademie mitgetheilt worden iſt. Beschryving van de Olifanten, zoodanig dezelve op het eiland Ceilon bevonden worden, getrokken uit het Relaas van verscheyde olifante bediende. Es gebe in Ceilon zwey Arten von Elephanten, die bezahnten und die Aliaſſen, denen die Fangzähne in beyden Geſchlechtern gänzlich fehlen. Die Weibchen ſeyen ſchwer zu unterſcheiden, weil nur wenige der bezahnten Art Fangzähne von etlichen Zollen haben. Die bezahnten Männchen begehen ſich zuweilen mit Weibchen der andern Art, aus dieſer Vermiſchung werden aber nur Aliaſſen erzeugt. Dieſe ſeyen überhaupt ohne Vergleich die häufigſten, und gegen Ein bezahntes Thier werden fünfundzwanzig bis dreißig Aliaſſen gefangen.

denheit der beyden Arten von Elephanten, beſonders aus dem innern Bau der Backenzähne ins Licht geſtellt hat, Hr. Cuvier, es wenigſtens zweifelhaft läßt, ob die Africaniſchen Elephanten nicht etwan auch ihre Fangzähne wie die Backenzähne in beſtimmten Zeiträumen wechſeln, *) ſo wird es wohl erlaubt ſeyn, das ausdrücklich bejahende Zeugniß eines Griechiſchen Schriftſtellers anzuführen. Aelian ſagt, daß den Elephanten in Mauritanien alle zehn Jahre die Hörner, wie er die Fangzähne nennt, ausfallen. **) Leider giebt er nicht an, aus welcher Quelle er dieß geſchöpft; (ob vielleicht aus den Schriften des Königs Juba? dann wäre es nicht ohne Gewicht:) er begleitet, nach der Weiſe eines Sammlers ohne Urtheil, die Thatſache mit ſo abgeſchmackten Mährchen, daß ſie das glaubhafteſte zweifelhaft machen könnten. Indeſſen iſt es bekannt, daß bey weitem nicht alles aus Africa verhandelte Elfenbein von erlegten Elephanten herkommt, ſondern daß in den dortigen Waldungen häufig Elephantenzähne gefunden werden, ***) und durch dieſen Umſtand erhält jene Angabe einen Grad der Wahrſcheinlichkeit mehr. Die Sache verdient von künftigen Reiſenden unterſucht zu werden.

Der ſcharfſinnige und geſchmackvolle Geſchichtſchreiber der Griechiſchen Toreutik, oder der Kunſt, aus edlen Metallen, feinen Hölzern, Elfenbein und andern koſtbaren Stoffen Bildwerke zuſammenzuſetzen, Hr. Quatremere-de-Quincy iſt durch den Zuſammenhang ſeiner Unterſu-

*) Ménagerie etc. T. I, p. 107.

**) Aelian. de natur. animal. L. XIV. cap. 5.

***) General Zoology by G. Shaw. London 1800. Vol. I. P. I, p. 214.

dungen auch auf den Handel mit Elfenbein im Alterthume geführt werden. Er behauptet, zu der Zeit als Phidias an ſeinen coloſſalen Statuen die nackten Theile ganz mit Elfenbein bekleidete, ſey dieſe Waare in Griechenland im Ueberfluß vorhanden geweſen; das Elfenbein ſey im Fortgange der Jahrhunderte immer ſeltner geworden, und müſſe wegen Verminderung der Gattung noch ferner ſeltner werden. *) Die neueren Reiſebeſchreibungen von Africa beſtätigen dieſe Beſorgniß nicht. Je nachdem die Waare mehr oder weniger geſucht ward, und mehr oder weniger Märkte zu deren Ankauf offen ſtanden, mochte der Preis des Elfenbeins ſteigen oder ſinken; im ganzen aber wird das Verhältniß ungefähr daſſelbe geblieben ſeyn. Wiewohl jetzt keine Toreutik das Elfenbein in Anſpruch nimmt, ſo läßt ſich doch zweifeln, ob die Einfuhr im neueren Europa nicht ſtärker iſt, als ſie bey den verfeinerten Völkern der alten Weltwelt war. Die Maſſe von Elfenbein, welche die Griechen zu Denkmalen der bildenden Kunſt verwendeten, gränzt an das unglaubliche: aber es herbeyzuſchaffen erforderte gewiß auch große Koſten und Anſtrengungen; und die Meiſterwerke des Phidias und Polyklet erregten nicht bloß wegen ihrer unerreichbaren Schönheit, ſondern auch wegen der Koſtbarkeit der Stoffe allgemeine Bewunderung. Dieſer Aufwand wurde jedoch ein für allemal gemacht: ein ſolches Werk blieb viele Jahrhunderte

*) Le Jupiter Olympien etc. par M. *Quatremère de Quincy*. Paris 1815. fol. III Part. §. 4. De l'ivoire; du prix de cette matière chez les anciens; de son emploi dans la sculpture aux premiers siècles de l'art. p. 163 — 169.

lang unverſehrt. Tauſend kleine Geräthſchaften aus Elfenbein hinzegen, welche im neueren Europa zu den gemeinſten Bequemlichkeiten gehören, nutzen ſich ab, und müſſen unaufhörlich erneuert werden. In Rom, im letzten Zeitalter des Freyſtaates und im erſten des Kaiſerthums, trafen beyde Urſachen eines unmäßigen Verbrauchs zuſammen: die Pracht der öffentlichen Denkmale, und ein Privatluxus ohne Gränzen. Da trat dann der beſondere Fall ein, deſſen Plinius erwähnt: eine vorübergehende Vertheurung und Seltenheit, beſonders der großen Zähne, die man nur noch in Indien aufzutreiben wußte. *) Die Handelsverhältniſſe der Römer erſtreckten ſich damals mittelbar zuverläßig bis auf die jenſeitige Halbinſel, die auch jetzt noch, vorzüglich in Pegu und Cochinchina, ungewöhnlich große Elephantenzähne liefert. **) Der oben genannte Gelehrte hat, wie mich dünkt, hieraus eine zu allgemeine Folgerung auf das entferntere Alterthum gezogen, und eine Stelle des Plinius irrig ausgelegt. ***) Plinius redet hier nur von der überlegenen Größe der Indiſchen Elephanten, nicht ihrer Zähne; wir haben ſchon geſehen, daß der Schluß von dem einen auf das andre nicht gültig iſt. Noch jetzt kommt bey weitem das meiſte, und, nach Verſicherung der

*) Hist. Nat. L. VIII. cap. 3.

**) Shaw Zoology. Vol. I. P. I. p. 213 et. 224.

***) Quatremère-de-Quincy *Jupiter Olympien*, p. 167. „Voilà pourquoi l'on recherchait les plus grandes défenses. Selon Pline, on les trouvait dans l'Inde.“ Die Stelle beym Plinius (L. VIII. cap. 9.) lautet aber vollſtändig ſo: Indicum (elephantum) Afri pavent, nec contueri audent: nam et maior Indicis magnitudo est.

gründlichſten Kenner, der Londoner Elfenbeinhändler, auch das beſte Elfenbein aus Africa. *) Nach allem obigen, und nach manchen bald zu erwähnenden Umſtänden mußte dieß im Alterthum noch mehr der Fall ſeyn, wenigſtens bis auf die Zeit Alexanders des Großen, durch deſſen Eroberungen Indien bekannter und zugänglicher wurde. Ohne Zweifel waren demnach die toreutiſchen Rieſenwerke des Phidias und Polyklet ganz oder großentheils aus Africaniſchem Elfenbein zuſammengeſetzt.

Auf die Ausdrücke der Dichter iſt hiebey nicht viel zu achten. Sie nannten, der Verherrlichung wegen, irgend ein entferntes Land, woher die koſtbare Waare gekommen, ſey es nun Indien, Aethiopien, oder Mauritanien, je nachdem es ihnen gefiel, oder für den Versbau bequemer war. Das hinzugefügte Beywort Indiſches Elfenbein in einem Homeriſchen Gleichniſſe denn Virgilius kann ich nicht eben ſchicklich finden; **) dagegen möchte ich auch kein beſonderes Gewicht darauf legen, wenn Propertius von den elfenbeinernen Thorflügeln am Tempel des Palatiniſchen Apollo, ohne Zweifel einer älteren Griechiſchen Kunſtarbeit, ſagt:

Libyſchen Zahns Bildwerk, herrliche Pforten ſodann. ***)

Solche Ausdrücke beweiſen nur, daß den Dichtern im Zeitalter des Auguſtus die Nennung aller Gegenden geläufig war, woher Elfenbein kommen konnte. Die Frage muß aus ganz andern Zeugniſſen und Gründen entſchieden werden.

*) Shaw Zoology, Vol. I. P. I. p. 224.

**) Aeneid. XII, 67.

***) Propert. L. II. El. XXXI, 12:

Et valvae Libyci nobile dentis opus.

Auch in Italien wird das Elfenbein in ſehr frühen Zeiten erwähnt, aber freylich nicht von gleichzeitigen Schriftſtellern. Die Römer ſollen die Sitte der curuliſchen Stühle von den Etruskern überkommen haben. Dieſe empfingen das dazu nöthige Elfenbein vermuthlich von den in Africa angeſiedelten Phoeniciern, namentlich den Carthagern; denn über das weſtliche Becken des Mittelmeers hinaus ſcheint die Schiffahrt der Etrusker in früheren Zeiten ſich eben nicht erſtreckt zu haben.

Es veranlaßt eigene Betrachtungen, wenn man bedenkt, daß die Zeitgenoſſen des Perikles, welche die Pallas im Parthenon und den Olympiſchen Jupiter verſtändig bewunderten, ja daß vielleicht die Künſtler ſelbſt, von dem Thiere, aus deſſen Zähnen oder Hörnern (denn auch darüber war man nicht einig) jene herrlichen Götterbilder zuſammengefügt waren, entweder gar keine oder eine irrige und wunderliche Vorſtellung hatten. Man ſieht, daß die höchſte künſtleriſche Ausbildung mit großer Beſchränktheit der geographiſchen und phyſiſchen Kenntniſſe gar wohl verträglich iſt, wie uns dagegen die Erfahrung von der Möglichkeit des umgekehrten Falles ganz nahe liegt.

Herodot iſt unter den auf uns gekommenen Griechiſchen Schriftſtellern der älteſte, bey welchem das Wort ἐλέφας den Elephanten bezeichnet. Aber es iſt eine bloße Erwähnung ohne irgend eine Beſchreibung: allem Anſehen nach hatte der Geſchichtſchreiber, ungeachtet ſeiner weiten Reiſen, das Thier ſelbſt nicht geſehen. Er theilt die Nordküſte von Africa in zwey Hälften: das öſtliche von Nomaden bewohnte Libyen bis an den Fluß Triten ſey flach und ſandig; weſtwärts von dieſem Fluſſe hingegen werde das

Land bergig und bewaldet, und habe einen mannichfaltigen Ueberfluß an wilden Thieren, darunter auch Elephanten. *) Wenn das Zeugniß des Herodot vereinzelt dastände, so könnte man einen Irrthum argwöhnen, da heutzutage in diesen Gegenden, den Raubstaaten, Fez und Marocco, durchaus keine Spur von Elephanten zu finden ist. Aber wir werden es zur Genüge bestätigt sehen, daß weit später, und in ganz geschichtlichen Zeiten die Elephanten dort noch sehr häufig waren; wir werden auch die Ursachen errathen, wodurch das Aussterben der Gattung im Norden der großen Wüste bewirkt worden.

Die vom Herodot berichtete Musterung des Heeres, womit Xerxes Griechenland überzog, ist eine merkwürdige Urkunde. Uebertreibungen und Misverständnisse mögen sich eingeschlichen haben; hingegen Auslassungen, besonders des Auffallenden und Außerordentlichen, sind nicht zu besorgen, da die Griechen so sehr darauf bedacht waren, ihre Siege zu verherrlichen. Aus dieser Herrschau geht nun unwidersprechlich hervor, daß die Könige von Persien damals keine Kriegselephanten besaßen; denn wenn Xerxes deren in seiner Gewalt gehabt hätte, so würde er sie gewiß nicht zurückgelassen haben, bey einem Feldzuge, wozu er alles aufbot, und wobey sogar die Araber auf ihren Kameelen als eine seltsame Art von Reiterey erschienen. Aeschylus, ein Augenzeuge der Begebenheiten, schweigt ebenfalls von Elephanten im Heere des Xerxes, wiewohl er sonst in vielen Stücken vom Herodot abweicht; was uns nicht wundern darf, da von einem Dichter nicht dieselbe Vollständigkeit

*) Herodot. L. IV, cap. 191.

und Genauigkeit wie von dem Geſchichtſchreiber zu fodern iſt.

Aus dem Mangel an Kriegselephanten folgt dann wiederum, daß damals kein einziger Indiſcher Fürſt in Abhängigkeit von dem Perſiſchen Reiche ſtand, wiewohl Darius ſich rühmte, in Indien große Eroberungen gemacht zu haben. Unter den angeblichen Indiern des Herodot, ſind, wie ſich von ſelbſt ergiebt, durchaus keine wahren Indier, Sanskrit oder eine daraus abgeleitete Mundart redende, und unter Brahmaniſcher Geſetzgebung lebende Völker zu verſtehen; ſondern rohe Stämme, negerartige Autochthonen am rechten Ufer des Indus, im heutigen Candahar und Baluchiſtan. Man weiß nicht recht, was man von der Entdeckungsfahrt denken ſoll, welche Darius auf dem Indus anſtellen ließ, da ſogar dem Laufe des Fluſſes eine ganz falſche Richtung nach Oſten gegeben wird. So viel iſt klar: wenn Herodot alles erfahren und richtig aufgefaßt hatte, was die Perſer zu ſeiner Zeit von Indien wußten, ſo wußten ſie ſo gut wie gar nichts, und wir ſind zu der Folgerung berechtigt, daß zwiſchen dieſen benachbarten Ländern damals nicht der mindeſte Verkehr Statt fand. Nach der Sprache müſſen wir die Perſer und Indier für nahe verwandte Völker halten, die in einer entfernten Vorzeit aus gemeinſamen Urſitzen ausgewandert. Aber, wie es ſcheint, wußten ſie nichts mehr von einander, und lernten ſich erſt ſpäter als Fremde wieder kennen.

Freylich hat die Natur auch eine ſtarke Kluft zwiſchen den beyden Ländern befeſtigt: im Norden Gebirge, weiter hinunter längs dem Laufe des Indus und des von dem Fluſſe bewäſſerten Thales, große Wüſteneyen. Die Ge-

gend, wo Alexander über den Indus ging, iſt die Pforte geweſen, wodurch die meiſten ſpäteren Eroberer eingedrungen; und hier ſetzten noch die fünf großen Flüſſe des Panjab ein bedeutendes Hinderniß entgegen.

Aus dieſer Unbekanntſchaft der Perſer mit Indien ergiebt ſich ferner, daß die Phoeniciſche Schiffahrt, vom Arabiſchen Meerbuſen aus, ſo frühe die Küſten Indiens noch nicht erreicht hatte: denn ſonſt hätte Darius von den Phoeniciern, die ſeinem Reiche angehörten, und ihm Kriegsdienſte zur See leiſten mußten, beſſere Auskunft bekommen können.

So viel wir wiſſen, war Kteſias, ungefähr ſechzig Jahre nach dem Herodot, der erſte Grieche, der eine etwas ausführlichere Beſchreibung des Elephanten aus eigner Anſicht gab. Aber freylich, überhaupt wegen ſeiner Lügen übel berufen, hat er ſie auch an dem fremden Wunderthiere nicht geſpart. Ariſtoteles widerlegt ſeinen Bericht hierüber einigemale mit Nennung ſeines Namens; *) einmal erwähnt er bloß die alte Sage, **) aber ſo, daß dieſe Bezeichnung nur auf den Kteſias gehen kann, deſſen Schriften, nicht viel über ein halbes Jahrhundert zuvor geſchrieben, doch das älteſte waren, was die Griechen über dieſe Gegenſtände hatten.

Kteſias war ein Lieblings-Schriftſteller ſeiner Landsleute, wegen ſeiner anmuthigen Schreibart, und vielleicht auch wegen ſeiner Lügenhaftigkeit. Denn die Griechen hat-

*) Aristot. *de animal hist.* L. III, c. 22 in fine. *De animal. generat.* L. II, c. 2.

**) Aristot. de animal. ingressu, cap. 9.

ten eine liebenswürdige Neigung, den Irrthum aufzufaſſen, wenn er von irgend einer Seite der Einbildungskraft ſchmeichelte, und ließen ihn ſehr ungern wieder fahren, die nüchterne Wahrheit mochte ihnen auch noch ſo beſtimmt dargelegt worden ſeyn. Ich glaube, es giebt kein anderes Beyſpiel von einem ſo geiſtreichen Volke, das ſich ſo viel abgeſchmacktes hätte aufbinden laſſen. Deswegen haben ſich die häufig wiederhohlten Erzählungen des Kteſias bis auf eine ſpäte Nachwelt fortgepflanzt, wiewohl ſeine Schriften verlohren gegangen ſind. Insbeſondere iſt ſein Buch über Indien die große Schatzkammer von Mährchen für alle folgenden Fabelreiſen geworden. Da waren die hundsköpfigen Menſchen zu Hauſe, die Kopfloſen mit dem Geſicht auf der Bruſt, (beyde zwar erborgt, vermuthlich aus dem Reiſebericht des Samiers Koläus, und vom weſtlichen Libyen *) nach Indien verſetzt) die einbeinigen behenden Läufer, die Plattfüße, die ſich auf den Rücken legten, und die Beine emporſtreckten, um ihre großen Füße als Sonnenſchirme zu gebrauchen, und vieles andre, was nachher theilweiſe in den falſchen Kalliſthenes, in die Legende vom heil. Brandanus, in die Reiſen des Sindbad und Maundeville, und bey uns in die Abentheuer des Herzogs Ernſt übergegangen iſt.

Neben dieſer müßigen Bethörung der Einbildungskraft, welche Kteſias mittelbar auch bey ſolchen Leſern bewirkt hat, die ſeinen Namen niemals vernommen hatten, haben ſeine Schriften einen ernſteren Einfluß auf die Weltgeſchichte gehabt: denn ohne allen Zweifel iſt durch deren Leſung im

*) Da finden ſie ſich beym Herodot, L. IV, cap. 191.

Gemüthe Alexanders des Großen jener unwiderstehliche Trieb entzündet worden, bis zu dem Wunderlande hindurchzudringen und es zu erobern; und wiewohl der flüchtig erworbene Besitz einiger Landschaften an der Gränze bald wieder verlohren ging, so war sein Indischer Feldzug dennoch äußerst folgereich.

Ob Ktesias wirklich selbst nach Indien gekommen, und wie weit, ist eine Frage, die eine eigne erschöpfende Untersuchung verdient. Unter den wenigen Bruchstücken seines Berichtes ist manches recht dazu geeignet, die Wirklichkeit seiner Reise verdächtig zu machen: ich meyne nicht eben das unverhohlen Unglaubliche, sondern ganz einfache naturgeschichtliche Bemerkungen, wobey Ktesias zwischen der Wahrheit und der Lüge unparteyisch hätte wählen können. Für unsern gegenwärtigen Zweck ist es aber gleichgültig, ob er als Leibarzt des Persischen Monarchen Gelegenheit fand die Reise zu machen, oder ob er, ohne den Hauptsitz des Reiches zu verlassen, einige wahrhafte Erkundigungen einziehen, Indische Erzeugnisse und ihre Namen kennen lernen konnte. Daß er dergleichen in der That kennen gelernt, muß unbedenklich bejahet werden. Aus beyden Voraussetzungen ergiebt sich dieselbe Folgerung: daß nämlich vermöge uns unbekannter Ereignisse in dem Zeitraume zwischen Xerxes und Artaxerxes Mnemon das Verhältniß der beyden Länder sich verändert haben muß.

Indien war nun den Persern nicht mehr so unzugänglich wie zuvor: es f ~d einiger politische und Handelsverkehr Statt. Indische Fürsten sendeten den Königen von Persien nach morgenländischer Weise Ehrengeschenke. Die vom Ktesias erwähnten sind von der Art, daß er sie nicht

erkannt haben kann. Zu dieſen Ehrengeſchenken gehörte wohl auch der Elephant, welchen Kteſias zu Babylon einen Palmbaum ausreißen und aufwurzeln ſah. Dieß iſt nun einmal, gegen die Gewohnheit der Zeugen, etwas ganz glaubliches, ja ſogar gewöhnliches. Daß Kteſias das Thier geſehen, läßt ſich kaum bezweifeln, wiewohl ſein Bericht in manchen Stücken ſo lautete, als hätte er nur vom Hörenſagen geſchrieben. Wer anders als er hat den ägyptiſchen Irrthum verbreitet, der Elephant habe keine Gelenke in den Beinen, und ſchlafe deßwegen an einen Baumſtamm gelehnt; dieſer werde nun von den Jägern über der Wurzel dergeſtalt durchgeſägt, daß er nur noch eben halte, und durch das Gewicht umſtürzen müſſe; worauf dann das Thier, weil es ſich, einmal zu Boden gefallen, nicht wieder aufrichten könne, leicht gefangen werde. Auf das letzte hat Ariſtoteles verſchmäht ſich einzulaſſen; das erſte widerlegt er, und beſchreibt genau, wie der Elephant ſchreitet, und wie er ſich niederlegt. *) Es iſt bekannt, daß das Thier ſich gern auf dem Rücken wälzt, und aus dieſer Lage ſich mit Leichtigkeit wieder aufrichtet; ja im Zuſtande der Wildheit ſoll es ſich, ungeachtet ſeiner Schwere, hoch in die Luft bäumen.

Kteſias hatte denn auch zuerſt unter allen Griechen erfahren, welche wichtige Stelle der Elephant in der Indiſchen Kriegskunſt einnahm. Er verſicherte, (dießmal vorſichtiger Weiſe) er habe gehört, daß vor dem Heere des Königs von Indien (als ob es nur Einen gäbe) hundert-

*) Aristot. De animal. ingressu, cap. 9. De animal. hist. L. II, cap. 1.

tausend Elephanten hergingen; dreytausend der kleinern wurden in der Nachhut gehalten, und bey Belagerungen als Mauerbrecher gebraucht. Diese Angabe geht unermeßlich weit hinaus, nicht nur über alle geschichtlich beglaubigten Beyspiele, sondern auch über die stärkste Zahl, welche von Indischen Schriftstellern über die Kriegskunst, als zu einem vollständigen Heere gehörig, berechnet worden ist. *) Die Möglichkeit, so viele Elephanten zusammen zu bringen und zu erhalten, ließe sich wohl nur in dem Falle denken, daß die ganze diesseitige Halbinsel Indiens unter einem einzigen Beherrscher gestanden hätte; was gewiß zur Zeit des Ktesias, und viele Jahrhunderte zuvor, nicht Statt fand. Indessen mag ihm dießmal die Uebertreibung verziehen werden, weil sie augenscheinlich dem Lucretius zu folgenden schönen Versen Anlaß gegeben:

Gleichwie wir, auf dem Geschlechte Vierfüßiger, erst Elephanten,
Schlangengehandete, sehn, die ringsher India schirmen,
Mit vieltausenden bildend ein elfbeinblinkendes Bollwerk,
Daß nicht Feindes-Gewalt eindringt: so mehrt sich der Thiere
Menge, von welchen wir kaum hier Beyspiel' einzeln erblicken. **)

---

*) Vgl. Cosma, p. 202, sl. 49, und Colebrooke's Anmerkung.

**) Lucret. de Rer. Nat. II, 536 sq.
Sicuti quadrupedum cum primis esse videmus
In genere anguimanos elephantos, Indiâ quorum
Millibus e multis vallo munitur eburno,
Ut penitus nequeat penetrari; tanta ferarum
Vis est, quarum nos perpauca exempla videmus.

Ich setze die Stelle im Original her, weil die Ausleger sie seltsam mißgedeutet haben. Man sehe die Havercampische Ausgabe.

Diodor hat uns außerdem ein Mährchen des Ktesias aufbewahrt, *) wodurch, wenn auch nichts anders, doch dieß bewiesen wird, daß der Erzähler von der Wirkungsart und Furchtbarkeit des Elephanten im Kriege wohl unterrichtet war. Semiramis will einen Feldzug gegen den Indischen König Stabrobates unternehmen; da sie aber keine Elephanten hat, so läßt sie dreyhundertausend schwarze Ochsen schlachten, insgeheim ihre Felle zusammen nähen, und in der Gestalt von Elephanten mit Stroh ausstopfen. Diese Masken setzt sie auf eben so viele Kameele. Sie geht über den Indus, der Anblick der vermeynten Elephanten aus der Ferne erregt anfangs ein großes Schrecken unter den Indiern, welche bis dahin geglaubt hatten, dergleichen allein zu besitzen. Aber bald verrathen Ueberläufer das Geheimniß. Nun wagt sich die Indische Reiterey dreist heran, wird aber durch den ungewohnten Anblick und Geruch der Kameele in Verwirrung gebracht. Hierauf läßt Stabrobates das Fußvolk in gemessener Schlachtordnung anrücken: die vorangestellten Elephanten dringen unaufhaltsam vor, und richten große Verwüstung an; Semiramis, selbst verwundet, nimmt die Flucht, und ihr ganzes Heer zieht sich über den Indus zurück. Die Heldin hatte hiebey zwey Drittel ihrer Kriegsmacht eingebüßt, welche aus drey Millionen Fußknechten, fünfhunderttausend Reitern, und hunderttausend Streitwagen bestand.

Dieß ist ein kurzer Auszug des Berichtes; denn er ist mit so besondern Umständen ausgeschmückt, als wäre der Erzäh-

*) Diodor. Sic. Bibl. L. II. cap. 16 — 19.

ser in Persien bey dem Feldzuge gegegen gewesen. Es fragt sich nun: hat Ktesias dieses alles aus freyer Faust ersonnen? oder hat er den Stoff seiner Erzählung aus den Persischen Archiven geschöpft, die er benutzt zu haben sich rühmte? Und wenn man das letzte annehmen will: wird uns hier die geschichtliche Aufzeichnung einer wahren Begebenheit mitgetheilt? oder lesen wir ein Stück eines mythischen Heldengedichtes auf die vielbesungene Herrscherin des Morgenlandes? Oder endlich: hatte Ktesias diese Wundergeschichte etwa nicht in Persien, sondern in Indien vernommen? Ein willfähriger Forscher, der es redlich versucht hat, auf den morschen Pfeilern des Misverständnisses und der Interpolation eine Brücke von den Indischen Ueberlieferungen zu den Alterthümern unserer Weltgeschichte hinüber zu bauen; der sich dabey selbst getäuscht hat und von andern getäuscht worden ist, bietet uns zwar aus Indischen Dichtungen eine Semiramis und auch einen Stadrobates dar. *) Man sieht indessen leicht ein, wie wenig ersprießlich es seyn würde, wenn man auf solche Art ein apokryphisches auf das andere, verfälschte Purana's auf die verdächtige Erzählung eines Griechen, impfen wollte. Meines Bedünkens nehmen die vier Voraussetzungen in derselben Ordnung an Wahrscheinlichkeit ab, wie ich sie auf einander habe folgen lassen. Für eine gleichzeitige Aufzeichnung ist die Geschichte zu abenteuerlich; als heroischer Mythus nicht rühmlich genug für die Heldin; überhaupt, die Wahrheit zu sagen, allzu carnavals- und

*) Asiat. Res. (London 1807.) Vol. IV. A. Dissertation on Semiramis, etc., from the Hindu sacred books, by *Fr. Wilford*. p. 369.

opernmäßig. Ich finde wenig Bedenken dabey, keine entferntere Quelle zu suchen, als das Gehirn des Ktesias, da er doch einmal von der Beschuldigung nicht losgesprochen werden kann, geflissentlich zu erlaubtem Ergötzen seiner Leser gelogen zu haben. Wenn aber der fabelnde Geschichtschreiber irgend eine urkundliche Grundlage seiner Erzählung in Persischen Schriften vorgefunden hätte, so läge darin das Geständniß, daß von den Assyrischen oder Medisch-Persischen Königen schon in einer frühen Vorzeit vergebliche Versuche gemacht worden, Indien zu erobern, und daß die Indische Kriegskunst der in dem Westasiatischen Reiche üblichen, insbesondre auch durch den Gebrauch der Elephanten, überlegen gewesen sey.

Die Schlacht zwischen dem Könige Artaxerxes Mnemon und dem jüngeren Cyrus, wobey Ktesias selbst gegenwärtig war, und den verwundeten Monarchen pflegte, wird vom Xenophon, der mitgekämpft hatte, auf das genaueste beschrieben; und aus diesem Berichte erhellet wiederum, daß Artaxerxes keine Kriegselephanten besaß. *)

Die ersten, deren in unserer Weltgeschichte eine beglaubigte Erwähnung geschieht, kommen in der Schlacht bey Arbela vor. Wiewohl Darius Codomannus dem Alexander an die Pforte seines Reiches bey Issus selbst entgegen rückte,

---

*) Man vergleiche noch die Stelle am Schlusse der Cyropädie, wo Xenophon den Zustand des Persischen Kriegswesens schildert, wie es zu seiner Zeit war, und die verschiedenen Bestandtheile, Reiterey, Fußvolk und Sichelwagen tadelnd durchgeht. Hier ist das Stillschweigen über die Elephanten ganz entscheidend. Cyrop. L. VIII, cap. 8 in fine.

hatte er dorthin keine Elephanten mit sich geführt: sie wurden als eine unersetzliche Leibwache auf die letzte Vertheidigung aufgespart, und standen in der entscheidenden Schlacht neben Persens edelsten Rittern dicht vor dem Kriegswagen des großen Königes. *) Von Indiern ist in der Schlacht bey Arbela vielfältig die Rede, aber im uneigentlichen Sinne, wie bey der Heerschau des Xerxes: es waren nach der ausdrücklichen Bemerkung des bewährtesten Berichterstatters, Anwohner vom rechten Ufer des Indus, **) welche auch jene Elephanten, die sich nur auf funfzehn beliefen, herbeygeführt hatten. So gering diese Zahl ist, so beweist sie jedoch, daß entweder die nächsten Vorgänger des Darius Codomannus sich Landschaften diesseits des Indus unterwürfig gemacht hatten, die zur Zeit des Xerxes, und vielleicht noch des Artaxerxes Mnemon nicht zum Persischen Reiche gehörten; oder daß in der Bewaffnung und Kriegskunst der abhängigen Indus-Völker seit dem Xerxes eine Veränderung vorgefallen war, welche nur dem neu entstandenen Verkehr mit eigentlich Indischen Staaten des jenseitigen Ufers zugeschrieben werden kann.

Da nun, nach der einstimmigen wiewohl zum Theil stillschweigenden Aussage Griechischer Zeitgenossen und Augenzeugen der Begebenheiten, in den Persischen Heeren ein schwacher Anfang vom Gebrauche der Kriegselephanten zum erstenmal in dem Augenblicke vorkommt, wo die Dynastie

---

*) Arrian. Exped. Alex. L. III, cap. XI, 6. Vgl. cap. IX, 11.

**) Ibid. cap. VIII, 11. Ἐλέφαντες δὲ οἱ πολλοὶ, ἀλλὰ ὡς πεντεκαίδεκα μάλιστα, ἰνδοῖς τοῖς ἐπὶ τῷδε τοῦ Ἰνδοῦ ἔθνεσι.

der Abenteuer geführt ward, (331 J. v. Chr. Geb.) so ergiebt sich hieraus, was von der Urkundlichkeit der einheimischen Ueberlieferungen der heutigen Perser zu halten ist, welche die Sitte in ein weit entferntes Alterthum zurück versetzen. Nach dem Zirbuss soll Feridun zuerst Elephanten gezähmt und zum Kriege abgerichtet haben, *) und Feridun wird auf den Medischen Arbaces der Griechen (im achten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung) gedeutet. War Feridun, möchte man fragen, zugleich Beherrscher von Indien? Oder gab es wilde Elephanten in Iran? Die Persische Ruhmredigkeit würde wohl keinen Anstand nehmen, das erste zu behaupten, aber selbst in der richtigen Deutung der Sagen liegt es gewiß nicht. Die drey Söhne des Feridun bezeichnen offenbar sinnbildlich drey große Nationen: Salm die Aramäischen Völker im Westen, Tur die nomadischen im Norden, der jüngste Lieblingssohn, der von den beyden andern gemordet wird, Iraj, die Perser selbst. Kein Mitglied der Familie erscheint als Stellvertreter des Indischen Volkes. Dieß ist um so auffallender, weil die Perser und Indier nach ihrer Sprache wirklich als Brüder betrachtet werden müssen, da hingegen jene Völker ausgemacht verschiedenen Stammes sind. Aber über ganz Vorderasien und einen Theil der Tartarey hatte sich die Persische Herrschaft zuweilen erstreckt; über Indien niemals. Wenn wir nicht einem ganz neuen Buche, worin von einer uralten Persisch-Indischen Weltmonarchie gefabelt wird, dem Dabistan, ein unstatthaftes Ansehen einräumen wollen, so müssen wir so-

*) *Sir John Malcolm* History of Persia. Vol. I, p. 24 Herbelot. Bibl. or. art. *Feridoun.*

gen, so weit unsre Geschichte reicht, waren Persien und Indien immer getrennt, immer von einander unabhängig; und Mahmud der Ghaznevide ist der erste gewesen, der mit Persischer Heeresmacht Indien wirklich erobert hat. Es wird ferner in dem Shah-Nameh berichtet, Ruskan, der Lieblingsheld der Persischen Sage, Zeitgenosse des Kai Kaous (nach Sir John Malcolm des Orxares der Griechen) habe bey der Eroberung von Mazenderan viele Elephanten erlegt. Der so eben genannte neueste Geschichtschreiber Persiens, dessen Ansehen sehr groß ist, weil er das Land selbst bereist hat, und als ein Kenner der Sprache die einheimischen Ueberlieferungen mit den Zeugnissen der Alten hat vergleichen können, schließt hieraus, etwas gewagt wie mich dünkt, der Elephant sey vormals in Persien häufig gewesen. Er beruft sich dabey sowohl auf die Landesgeschichte als auf die Denkmale der Sculptur; und bemerkt, Mazenderan, das Hyrcanien der Alten, am südlichen Ufer des Caspischen Meeres, sey unter den Landschaften Persiens durch Klima und Fülle der Vegetation vor den übrigen dem Gedeihen dieser Gattung günstig. *) Dieß letzte würde nur auf die Möglichkeit schließen lassen: so manche gelungenen Verpflanzungen der Thiere durch den Menschen beweisen, daß die Natur die lebenden Geschlechter nicht überall hin vertheilt

*) Hist. of Persia. Vol. I, p. 35 in einer Anmerkung. Ich kann hiemit nicht ganz in Uebereinstimmung bringen, was der Verf. Vol. II, p. 515 sagt: It is not probable that the elephant was ever indigenous to Persia: but there is no doubt that, *from the most early times*, they were known and used in war by its inhabitants. Den letztern Satz glaube ich hinlänglich widerlegt zu haben.

hat, wo sie gedeihen können. Von Hyrcanischen Tigern haben wir genug in den Dichtern gelesen; aber kein Geograph, so viel ich weiß, hat jemals Elephanten, wilde und einheimische Elephanten, in Hyrcanien erwähnt. Wegen der allzutrocknen Luft und des wasserarmen Bodens taugt der größte Theil des Landstrichs zwischen dem Euphrates und dem Indus schwerlich für den wild lebenden Elephanten: hieron mag die Landschaft Mazenderan eine Ausnahme machen. Wie es mit den Zeugnissen der urkundlichen Geschichte bewandt ist, haben wir gesehen. Der dichterischen Sage wird gern die Freyheit gegönnt, ein späteres Costum verherrlichend auf eine entfernte Heldenzeit zu übertragen; nur beweisen läßt sich daraus nichts. Was endlich die Persischen Denkmale betrifft, so sehe ich es hingegen als ein untrügliches Kennzeichen an, daß ein Bildwerk jünger ist als das Zeitalter Alexanders des Großen, wenn Elephanten darauf vorkommen. *)

Wir müssen noch einmal auf die bey Arbela zu Kriegsgefangenen gemachten Elephanten **) zurückkommen: denn so gering ihre Anzahl war, so merkwürdig werden sie dem aufmerksamen Betrachter der Geschichte durch verschiedne zusammentreffende Umstände. Zuvörderst waren diese Thiere gleichsam der erste Kern jener neuen Kriegsgeschwader, dergleichen sich nun in einem kurzen Zeitraume über die ganze abend-

*) Die beyden Sculpturen in der Felsengrotte Taki Bostan, wo eine Saujagd und eine Hirschjagd vorgestellt ist, (Hist. of Persia, Vol. I, p. 258) gehören nach Sir John Malcolms eigner Meynung in die Dynastie der Sassaniden. Vgl. Vol. II, p. 515. Anm.

**) Arrian. Exped. Alex. L. III, cap. XV, 11. 16.

ländische Welt vom Indus bis an die Pyrenäen verbreiteten; dann haben wir alle Ursache zu glauben, daß einige darunter eben die gewesen, an welchen Aristoteles seine Erfahrungen angestellt hat. Es ist klar, daß der Philosoph seine Bücher über die Thiere erst in den letzten Jahren seines Lebens geschrieben haben kann. Er mochte früher schon seine Aufmerksamkeit der Thierwelt zugewendet haben, allein er war dabey auf die einheimischen Gattungen Griechenlands beschränkt. Erst durch die Feldzüge Alexanders wurden ihm die lebenden Geschlechter entfernter Himmelsstriche zugänglich: der Welterforscher bedurfte einen Welteroberer, der ihm die seltenen und bisher unbekannten Erzeugnisse der Natur als eine wissenschaftliche Beute zu Handen übergab. Man weiß, wie großartig Alexander der Wißbegierde seines Lehrers entgegen kam: er wandte nicht nur große Summen auf, stellte einige Tausende von Menschen, Jäger, Fischer, Vogelsteller, u. a. m. zu dessen Befehl; *) sondern er scheint auch keine Gelegenheit versäumt zu haben, durch eigne persönliche Sorgfalt ihm merkwürdige Gegenstände zu verschaffen.

Die obige Angabe des Plinius hat Aelian **) sehr unpassend, und vermuthlich durch einen bloßen Irrthum, auf den Philippus übertragen. Die vom Athenaeus ***) angegebene Summe von achthundert Talenten, welche zum Behuf der Thiergeschichte aufgewendet worden sey, wäre für den Philippus groß, vielleicht unerschwinglich gewesen; den Mitteln und der Freygebigkeit seines Sohnes, der die

*) Plin. Hist. Nat. L. VIII, cap. 16.

**) Aelian. Var. Hist. L. IV, cap. 9.

***) Athen. L. IX, pag. 398.

Schätze der Welt erwarb, und sie auch sogleich unter seine Freunde vertheilte, war sie angemessen. Nur ein solcher Schüler konnte seinen Lehrer so belohnen; nur ein solcher Lehrer konnte so belohnt zu werden begehren. Man hat gegen die Aussage des Plinius nichts einzuwenden, als daß er seinen Gewährsmann nicht nennt: sie hat die größte innere Wahrscheinlichkeit für sich, und diese Wahrscheinlichkeit wird durch die Beschaffenheit der zoologischen Schriften des Aristoteles zur Gewißheit erhoben.

Nun eröffnete aber Alexander seine Laufbahn als Eroberer durch den Uebergang nach Asien (Ol. CXI, 3.) zwölf Jahre vor dem Tode seines Lehrers, der ihn nur um zwey Jahre überlebt hat. Im vierten Jahre nachher (Ol. CXII. 2.) fiel die Schlacht bey Arbela vor; noch vier Jahre später that Alexander den Feldzug nach Indien, wo er eine größere Anzahl von Elephanten in seine Gewalt bekam. Hätte der Philosoph sein Werk nach dem Plane der meisten neueren Zoologen entworfen, die jede Gattung besonders abhandeln, so hätte er die ihm später bekannt gewordenen Gattungen ohne Schwierigkeit hinzufügen mögen. Aber er hatte es auf eine allgemeine vergleichende Physiologie der Thiere angelegt: erst nach vollständiger Einsammlung des Stoffes hat er an die Ausarbeitung seiner Bücher, in der Gestalt wie wir sie haben, gehen können. Bey allen Zusammenstellungen ist dem Blicke des Aristoteles die abweichende Eigenthümlichkeit des Elephanten gegenwärtig; seine Beobachtungen über dieses Thier sind durch alle Bücher zerstreut, und so beschaffen, daß wir dem arbeitsamen Forscher so viel Zeit als möglich dazu gönnen müssen.

Der neueste Herausgeber der Aristotelischen Thierge-

ſchichte hat die Frage über die Zeit ihrer Abfaſſung geprüft und ſcharfſinnig erwogen. *) Unter manchen Zweifeln giebt er es beynahe auf, eine genaue Zeitbeſtimmung auszumitteln: nach einer leichten Spur in den meteorologiſchen Büchern, welche nach ſeiner Meynung gleichzeitig mit den zoologiſchen ſeyn müſſen, entſcheidet er ſich jedoch dafür, daß Ariſtoteles beyde Werke ſeit ſeiner Rückkehr nach Athen (Ol. CXI, 2) geſchrieben oder vollendet habe. Allein er nimmt hiebey keine Rückſicht auf die Naturgeſchichte des Elephanten, die, wie mich dünkt, ein bedeutendes Moment in obiger Zeitbeſtimmung ausmacht. Bey andern Gegenſtänden mochte Ariſtoteles Vorgänger, auch nicht genannte Vorgänger benutzen; bey dieſem gab es ſchwerlich einen andern als den Kteſias, welchem ſein ſtrenger Prüfungsgeiſt durchaus keinen Glauben zugeſtehen will. **) Daß vor den Siegen Alexanders des Großen niemals ein Elephant in Griechenland geſehen worden, wird ausdrücklich bezeugt. ***) Seine Unterſuchungen über den Elephanten konnte der Philoſoph alſo auf das früheſte einige Zeit nach der Schlacht bey Arbela anfangen; und wären, nach der Annahme des Pauſanias, welchem Buffon gefolgt iſt, die vom Porus eroberten Elephanten die erſten geweſen, die jemals nach Europa gekommen, erſt ſeit Ol. CXIII, 2. Der Aufenthalt des Ariſtoteles in Athen während der letzten dreyzehn Jahre ſeines Lebens macht hiebey keine Schwie-

---

*) Aristot. de anim. hist. L. X. rec. I. G. Schneider. T. I, p. XXXVIII — LIV.

**) Οὐκ ἂν ἀξιόπιστος, ſagt er.

***) Pausan. L. I, cap. XII, 4.

rigkeit: bey seiner Wohlhabenheit, und dem, was Alexander für ihn that, konnte er gar wohl eine förmliche Menagerie in der Nähe seines Wohnortes unterhalten.

Es ist demnach höchst wahrscheinlich, daß Alexander einige der bey Arbela erbeuteten Elephanten sogleich nach Macedonien und von da nach Athen gesendet: theils, wie natürlich, als dort noch nie gesehene Trophäen seiner Siege, theils um seinem Lehrer eine neue und große Befriedigung zu gewähren. Man stellt sich leicht vor, daß die regsame Einbildungskraft des jugendlichen Eroberers von dem Anblick des Thieres und dessen Gebrauch im Kriege lebhaft getroffen ward: er eignete sich die Sitte zu, und bemeisterte sich bey dem Indischen Feldzuge so vieler Elephanten, als er konnte. Sonst aber scheint er nicht eben Muße gehabt zu haben, die merkwürdigsten Thiere Indiens zu sammeln. Den Tiger erwähnt Aristoteles nur einmal, hatte ihn also gewiß nicht gesehen, das Rhinoceros ist ihm gänzlich unbekannt geblieben.

Den Elephanten hingegen beschreibt er aus eigener Ansicht und anhaltender Beobachtung an beyden Geschlechtern: er giebt das tägliche Futter nach Macedonischen Maaßen an; er hat zuerst den Elephanten zergliedert. Was er nicht selbst wahrnehmen konnte, die Lebensweise des Thieres im wilden Zustande, erfuhr er ohne Zweifel von den Indischen Führern, welche die Elephanten begleitet hatten. Er mußte es wohl verstehen, diese Leute auf die rechte Art zu befragen, denn sie haben ihm ganz verständige Dinge berichtet, und nicht solche Mährchen wie die vom Ktesias vernommenen oder erfundnen. Ueberhaupt hat Aristoteles den körperlichen Bau des Elephanten, seine Bewe

gungen, seine Bedürfnisse, seine Zähigkeiten, endlich seinen Charakter und seine Sitten so meisterlich mit festen Umrissen aufgefaßt, daß er den künftigen Naturforschern bis auf eine genauere Zergliederung der innern Organe wenig zu thun übrig gelassen; und wenn wir die sämtlichen Bücher des Aristoteles über die Thiere, insbesondre seine mit Zeichnungen versehenen Anatomen noch hätten, so dürfte auch in dem letzten Stücke die Nachlese der Neueren geringer gewesen seyn. Nicht ungestraft durch eigenen Irrthum hat ein großer Naturforscher über einige Punkte seine Meynung gegen das Ansehen des Aristoteles geltend zu machen gesucht. Die Paarung der Elephanten, einen schwer zu beobachtenden Gegenstand, weil sie im Zustande der Zahmheit nur ausnahmsweise Statt findet, hat Aristoteles in wenigen Worten ganz richtig und genau beschrieben, wie es durch die neuesten Erfahrungen bestätigt worden ist. Buffon erregte Zweifel dagegen aus einem anatomischen Grunde: er übersah, daß dieser schon beseitigt war, durch eine merkwürdige physiologische Erscheinung an dem weiblichen Elephanten in der Brunst, die Aristoteles beschreibt, die aber unter den neueren Zoologen Hr. Cuvier zuerst wieder beobachtet hat. *) Aristoteles hatte schon gesagt, der junge Elephant sauge mit der Lefze und nicht mit dem Rüssel; Perrault behauptete das Gegentheil, Buffon faßte diese Vermuthung auf, und glaubte dabey seiner Sache gewiß zu seyn: beyde sind durch die Erfahrung widerlegt worden. Was Aristoteles über einen so neuen Gegenstand

*) De animal. hist. L. II. cap. 1. Vgl. *Ménagerie du Muséum*. T. I. p. 100.

geleiſtet, lernt man noch höher ſchätzen, wenn man damit die Irrthümer vergleicht, welche nach ihm, und gleichſam ihm zum Trotz, von andern Griechen verbreitet worden ſind, zum Theil von ſolchen, die ſelbſt in Indien geweſen waren. So wollte z. B. Oneſikritus die längſte Lebensdauer des Elephanten auf fünf Jahrhunderte, die Dauer der Trächtigkeit auf zehn Jahre ausdehnen, *) da Ariſtoteles das Wahre oder ganz nahe hinan getroffen hatte. Ich vermiſſe jedoch in den noch vorhandenen Büchern ſeiner Geſchichte der Thiere eine auffallende phyſiologiſche Eigenthümlichkeit des Elephanten, daß er nämlich neben den Schläfen eine kleine Oeffnung hat, wodurch zu gewiſſen Zeiten eine ſtark riechende Feuchtigkeit ausſchwitzt. Ein in Indien lebender, und um die Sanskrit-Litteratur hochverdienter Gelehrter, Hr. Wilſon, rügt es, daß die Europäiſchen Zoologen, namentlich Buffon und Shaw, dieſen Umſtand überſehen haben, auf welchen von den Indiſchen Dichtern häufig angeſpielt wird. **) Die vortreffliche Beſchreibung des Elephanten von Hrn. Cuvier war wohl noch nicht nach Calcutta gelangt: in dieſer wird die Beobachtung allerdings mitgetheilt. ***) Jedoch iſt ſie auch außerhalb Indien nichts weniger als neu, denn ſie findet

*) Strabonis R. G. L. XVII. e rec. Casaub. Amstel. 1807. p. 1031.

**) *The Méghadúta or Cloud Messenger, a Poem, by Cálidása. Translated into English verse, by* H. H. Wilson. Calcutta 1813. p. 26. 27.

***) Ménagerie etc. T. I, p. 121.

sich schon beym Strabo; *) wie es der Zusammenhang der ganzen Stelle giebt, aus dem Megasthenes, der sonst eben nicht wegen seines Beobachtungsgeistes und seiner nüchternen Wahrheitsliebe berühmt ist. Der eben genannte Naturforscher behauptet aber, dieser periodische Ausfluß habe mit der Brunst nichts zu schaffen, **) und hierin hat er nicht bloß den Megasthenes gegen sich, über dessen Ansehen man sich wohl hinwegsetzen könnte, sondern die tausendjährige Erfahrung der Indier, die sogar in den hierauf bezüglichen Ausdrücken ihrer Sprache niedergelegt ist. ***) Es ist begreiflich, daß die Erscheinungen, welche die Brunst begleiten, in einem kälteren Klima nicht so vollständig und regelmäßig zum Vorschein kommen, als in der natürlichen Heimath des Thieres.

Wie von der einen Seite Alexander den Elephanten als ein Naturwunder der Wissenschaft überliefert hatte, um welches die Wahrheit und der Irrthum sich fernerhin streiten möchten, so machte er ihn auf der andern Seite zu einem Gegenstande des Ehrgeizes kriegerischer Fürsten und Staaten. Dieß führt uns auf seinen Indischen Feldzug: ein unendlich merkwürdiges Ereigniß, bey welchem es

---

*) *Strabonis* R. G. L. XVII, p. 1031. Καιρὸς δ' ἐστὶ τῷ μὲν ἄῤῥενι (ἐλέφαντι) ἐπειδὰν οἴστρῳ κατέχηται, καὶ ἀγριαίνῃ· τότε δὴ καὶ λίπους τὶ διὰ τῆς ἀναπνοῆς ἀνίησιν ἣν ἔχει παρὰ τοὺς κροτάφους· ταῖς δὲ θηλείαις, ὅταν ὁ αὐτὸς πόρος οὗτος ἀνεωγὼς τυγχάνῃ. Die Berufung auf den Megasthenes findet sich zu Anfange der Beschreibung Indiens, pag. 1028.

**) *Ménagerie* T. I, p. 101.

***) Cosma by *Colebrooke*, p. 191.

ſchwer fällt, der einladenden Verſuchung zu Abſchweifungen zu widerſtehen, um nur einen einzelnen Umſtand herauszuheben. Geographiſch iſt dieſer Feldzug ſchon ſehr ſorgfältig erläutert worden; in andern Beziehungen kann die jetzt erworbene Kenntniß der Sprache, der alten Verfaſſung und Sitte Indiens ein neues Licht auf die Berichte der Geſchichtſchreiber werfen, ja in manchen Stücken zum Maaßſtabe ihrer Glaubwürdigkeit dienen. Aber dieſe Unterſuchung darf nicht im Vorbeygehn angeſtellt werden.

Alexander ließ es ſich, als eine nothwendige Vorbereitung, angelegen ſeyn, das Land zwiſchen Baktrien und dem Indus zu unterwerfen, ehe er über dieſen Fluß zu gehen wagte. *) Die tapfern Völkerſchaften, die er dort antraf, in dem heutigen Kabul und einem Theile von Afghaniſtan, ſcheinen entweder in völliger Unabhängigkeit gelebt, oder höchſtens in einer loſen Verbindung mit dem Perſiſchen Reiche geſtanden zu haben. Denn die Macedonier hatten es hier mit Streitkräften zu thun, wovon offenbar nur ein geringer Theil zur Vertheidigung Perſiens aufgeboten worden war. Dagegen geben ſich enge Verhältniſſe mit den benachbarten Indiſchen Fürſten kund. Es gab hier ſogar Indiſche Miethsvölker vom jenſeitigen Ufer des Indus, welche vor der Macedoniſchen Uebermacht zum Abiſares, dem Könige von Kaſhmir, flüchteten. Kleine Dynaſten beſaßen Elephanten, zwar nur wenige, jedoch mehr, als man deren in dem Heere des großen Königes geſehen hatte.

*) Ich brauche es kaum zu erinnern, daß ich in dem folgenden mich an den Arrian gehalten habe, der in allem, was die Kriegsgeſchichte Alexanders des Großen betrifft, allein zu Rathe gezogen werden kann.

Alexander ließ sich keine Mühe verdrießen, so viele Elephanten als möglich zusammenzubringen. Freylich, wenn er seine Kriegsbedürfnisse nach den übertriebenen Anzaben des Ktesias abmaß, konnte er nicht hoffen, sich in diesem Stücke mit einem Indischen Heere zu messen, aber ohne Zweifel hatte er nun schon genauere Nachrichten. Durch Einnahme der Stadt Ora fielen ihm die Elephanten der Assacener, dreyßig an der Zahl, in die Hände. Die eben erwähnten Indischen Miethsvölker ließen bey ihrer Flucht zum Abisares ihre Elephanten in den Waldungen am diesseitigen Ufer des Indus frey laufen, es gelang Alexandern durch die Indischen Elephanten-Jäger, die er an sich gezogen hatte, diese einzufangen und von neuem zu zähmen. Taxiles, ein Fürst im heutigen Lahore, zwischen dem Indus und Hydaspes (Vahuda), der sich aus Feindschaft gegen seine Nachbarn für den Eroberer erklärte, brachte ihm beym Uebergange über den Indus nebst andern Geschenken dreyßig Elephanten entgegen. So hatte er schon eine ziemliche Anzahl beysammen, aber sie halfen ihm nichts bey dem Kriege gegen den Porus, weil er sie im Angesichte des Feindes nicht über den Hydaspes setzen konnte. Dagegen erschwerten ihm die feindlichen Elephanten den Uebergang ungemein: sie standen als Vorposten am jenseitigen Ufer; er wagte es nicht die Reiterey einzuschiffen, weil er fürchtete, die Pferde würden gar nicht landen wollen, ja durch den Anblick und das Gebrüll der Elephanten scheu gemacht, von den Flößen ins Wasser springen. Er mußte alle seine Kühnheit und geübte Feldherrnkunst aufwenden, um den Uebergang, bey nächtlicher Weile, unter Regen und Ungewitter, in beträchtlicher Entfernung vom

Lager des Porus zu bewerkſtelligen. Hier erfolgte nun die ewig denkwürdige Schlacht: alles wohl erwogen, der glorreichſte Sieg, den Alexander jemals erfochten. In Perſien hatte er es mit Horden von Barbaren zu thun, die, mit der Geißel zuſammengetrieben, der dem erſten entſchloſſenen Angriff auseinander geſprengt wurden; mit zahlloſen Heeren ohne einen Begriff von Taktik; mit Völkern, die ausgeartet waren, die urſprünglich edlen Perſer durch Uebermuth, die gehorchenden durch Knechtſchaft; mit einem verweichlichten Despoten, der immer zuerſt das Signal zur Flucht gab, damit nur ſeine geheiligte Perſon keine Gefahr lieſe. Hier ſtellte ſich ein ganz andres Schauſpiel dar: eine gebildete Kriegskunſt, verbunden mit der größten perſönlichen Tapferkeit; ein König, der durch Geſtalt und Wuchs als ein Heldenſohn ausgezeichnet, durch unerſchütterlichen Muth ſich ſo bewährte; ein Heer, das beſiegt aber nicht entehrt werden konnte, weil alle, vom erſten bis zum letzten, durch Ehrgefühl beſeelt, dem uralten Geſetz des Kriegerſtammes (dem Kshatriya-dharma) mit Aufopferung ihres Lebens getreu blieben. Porus war ein Indiſcher Fürſt von untergeordnetem Range: ſein Gebiet lag im heutigen Lahore, am linken Ufer des Hydaspes; die Kriegsmacht, welche eine ſo beſchränkte Landſchaft aufzubringen vermochte, läßt die Höhe der damaligen Indiſchen Cultur ermeſſen. In der Schlachtordnung des Porus erkennen wir die Kriegesſitte der Indier, wie ſie in ihren Heldengedichten geſchildert wird. Auf den Flügeln ſtanden die Streitwagen, demnächſt die Reiterey, in der Mitte war eine Reihe von zweyhundert Elephanten in gemeſſenen Abſtänden aufgeſtellt; hinter ihnen bildete das Fußvolk die

zweyte Linie, in Geschwader eingetheilt, welche die Zwischenräume ausfüllten, so daß diese ungehindert vorrücken, jene sich zurückziehen konnten. Das waren die Bestandtheile eines Indischen Heeres: Streitwagen, Reiterey, Elephanten und Fußvolk, weyen es den Namen Chaturanga, das viergegliederte, führt. In der alten Welt schien es fast überall das würdigste, von einem Wagen herab zu kämpfen. So die Homerischen Helden; so die weit älteren Aegyptischen Könige, die wir noch mit ihrem herrlichen Gespann vor Augen sehen; so auch Arjunas mit seinem göttlichen Begleiter Krishnas, in der Schlacht der Kuru's und Pandu's: aber Porus saß in strahlender Rüstung auf dem größten seiner Elephanten, und schleuderte von da herab wie Indras die Blitze seiner Wurfspieße.

Alexander war aus Unkunde des Klima's (Ktesias hatte berichtet, es regne in Indien gar nicht, sondern das Land werde bloß durch die Ueberschwemmungen der Flüsse befruchtet) mit seinem Feldzuge in die Regenmonate hineingerathen. Dieß hätte ihm unter andern Umständen verderblich werden können, in der Schlacht war es ihm günstig. Die Streitwagen verunglückten in dem verschlämmten Boden, er überflügelte den Feind mit seiner überlegenen Reiterey, und als endlich die Phalanx nach einem hartnäckigen und oft zweifelhaften Gefecht gegen die Elephanten vordrang, so ward Unordnung und Flucht in dem Indischen Heere allgemein. Der verwundete König ergab sich erst, als nichts mehr zu retten war: seine beyden Söhne, und seine sämtlichen Befehlshaber hatten auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden. Dem Sieger fielen nun alle Elephanten seines Gegners zu, die nicht etwan in dem Treffen er-

legt worden waren. Abiſares, geſchreckt durch den Unfall ſeines Bundesgenoſſen, ſendete jenem einen zweymaligen Tribut, zuſammen von ſiebzig Elephanten; Porus brachte die ihm noch übrig gebliebenen herbey. So waren die Streitkräfte Alexanders auch von dieſer Seite vermehrt, jedoch immer noch in weitem Abſtande von denen, die er jetzt anzugreifen gedachte. Man weiß, wie Alexander durch den Unmuth ſeines Heeres genöthigt ward, ſeine ferneren Entwürfe aufzugeben. Ob es ihm am Ganges eben ſo gut gelungen wäre als am Indus, bleibt immer zweifelhaft. Nach einer ſehr glaubwürdigen Angabe wurden die Macedonier vornämlich dadurch geſchreckt, daß ſie vernommen hatten, der König der Gandariten und Praſier unterhalte vier bis ſechstauſend Elephanten mit einer angemeßnen Heeresmacht. *) Als Alexander ſeinen Rückzug zu Schiffe auf dem Aceſines und Indus antrat, hatte er zweyhundert Elephanten; er eroberte deren noch zu dreyen Malen in den Staaten am untern Indus: die Zahl wird nicht angegeben, ſchwerlich war ſie bedeutend. Aufs höchſte mochte er dreyhundert zuſammengebracht haben. Er wendete eine beſondere Sorgfalt darauf, ſie glücklich nach dem Hauptſitze ſeines Reiches zu bringen. Sie zogen bis an das Delta des Indus längs dem linken Ufer herab. Nachher, als Alexander den beſchwerlichen Zug durch die Wüſte Gedroſiens machte, woben ſeine Schaaren durch Hitze, Durſt und Hunger in die größte Noth geriethen, hatte er ſie mit dem Reſt des Heeres unter der Leitung eines ſeiner

*) Diodor. Sic. L. XVII, cap. 93. Plutarch. Alex. cap. 62.

geprüftesten Feldherrn, des Krateros, am rechten Ufer des Flusses wieder hinauf geleitet, um sie den wirthbareren Weg durch Arachosien und Drangien zu führen. Krateros stieß in Caramanien wieder zu ihm. Ohne Zweifel verherrlichten die Elephanten den verhängnißvollen Einzug des Eroberers in Babylon: gleich nach seinem Tode werden sie dort erwähnt.

Alexanders Lebenskraft war erschöpft, vielleicht auch sein Glück, während sein unermüdlicher Unternehmungsgeist erst noch einen neuen Aufschwung zu nehmen schien. Aber es war ihm nicht beschieden, die neuen Mitstreiter aus der Thierwelt zur Ausführung seiner großen Entwürfe aufzubieten; ihr Bild zierte seinen Leichenwagen. Der Sarkophag stand unter einem gewölbten Dach, von Säulen getragen, an denen sich von der halben Höhe des Schaftes ein Akanth zum Jonischen Knauf emporwand, Löwen lagen am Eingange, Victorien standen auf den vier Akroterien, die Zelle war vergittert: alles dieß gleichermaaßen von Gold. An dem innern Fries unter der Säulenlaube liefen Gemählde umher: vorn war Alexander selbst auf einem kostbaren Wagen sitzend vorgestellt, seine Macedonischen und Persischen Leibwachen um ihn her, hinten eine Flotte, an der einen Seite Geschwader von Reiterey, an der andern Elephanten mit ihrem kriegerischen Geschirr, ihren Indischen Führer auf dem Nacken, einen Macedonischen Krieger auf dem Rücken. Zuverläßig war dieß das erstemal, daß Griechische Künstlerhände, und zwar sehr ausgezeichnete, die fremde Gestalt nachahmten. Man sieht hieraus, welche Wichtigkeit von denen, die Alexandern zunächst umgaben, auf diese lebenden Trophäen seiner Indi-

schen Siege gelegt ward. Vier und sechzig glänzend angeschirrte Maulthiere zogen das künstliche Gestell des Wagens, worauf das Ganze ruhte. *) So, mit unbeschreiblicher Pracht, wurden die Reste des Eroberers von Babylon nach Alexandria gebracht, angestaunt von den Völkern, denen sein Tod wie sein Leben verderblich war, wiewohl die Nachwelt herrliche Früchte seiner Thaten einerntete.

Von dieser Zeit an sind nun die Elephanten, beynahe drey Jahrhunderte hindurch, fortwährend in den endlosen Kriegen gebraucht worden, welche um die Weltherrschaft geführt wurden, bis die Römer endlich allein siegreich auf dem Kampfplatze blieben: zuerst von den Nachfolgern Alexanders, in den verschiedenen Satrapien, die sich zu unabhängigen Reichen erhoben, in Macedonien, in Epirus, dann von den Carthagern und den westlichen Africanischen Fürsten, endlich von den Römern. Ich weiß nicht, woher es einige Neuere genommen haben, der Gebrauch der Kriegselephanten sey von geringer Bedeutung gewesen, und nur als eine Art von morgenländischem Luxus beybehalten worden. Etwan aus der Rede, welche der Rhetor Curtius

*) Diodor. Sic. Lib. XVIII, cap. 26 – 28. Man vergleiche die ausführliche archäologische Erklärung dieses Denkmals in *Quatremère-de-Quincy* Recueil de dissertations sur différens sujets d'antiquité. Paris 1819. p. 126 — 206. Ueber verschiedene Theile der Restauration, welche der Verfasser in einem colorirten Blatte giebt, ließen sich vielleicht Zweifel erheben; aber über die Stelle, welche den vier Gemählden angewiesen wird, bin ich ganz mit dem vortrefflichen Alterthumskenner einverstanden.

Alexandern in den Mund legt? *) Diese Rede wäre mit der Erfahrung seines Heeres, und seinen eignen Handlungen in geradem Widerspruche gewesen. Oder aus den Prahlereyen späterer Römer, die gut reden hatten, nachdem die Gefahr vorüber war, und sie nur noch in schwelgerischer Ruhe den Thiergefechten des Circus zusahen? In entscheidenden Augenblicken war ihnen ganz anders zu Muthe gewesen, und nach der Erfahrung einiger Siege, welche eigentlich die Elephanten über sie davon getragen hatten, versäumten sie nichts, um diese furchtbaren Feinde aus dem Wege zu räumen. Es ist wahr, jede Waffe muß nach dem gesamten Zustande der Kriegskunst beurtheilt werden, worauf sie angewendet werden soll. Durch seine unüberwindliche Scheu vor dem Feuer ist der Elephant, seit Erfindung der Schießgewehre, untauglich geworden in Schlachten aufgeführt zu werden; aber noch ist er bey den Feldzügen in Indien ein unentbehrlicher Begleiter der Heere, als Lastthier, besonders zur Fortbringung des groben Geschützes. Bey der damaligen Bewaffnung und Taktik bildeten die Elephanten im offenen Felde eine Art von beweglichem Bollwerk, wohinter man sich zurückziehn und wiederum Ausfälle thun konnte. Sie beschützten, doch mußten sie auch wiederum beschützt werden, damit man sie nicht mit Vortheil von der Seite angriffe. Am wenigsten gelang es den Colonnen schwerbewaffneten Fußvolkes, ihnen gegenüber Stand zu halten: sie durchbrachen auch festgeschlossene Reihen, und richteten alsdann unter den verwirrten Haufen der Fliehenden eine entsetzliche Verheerung

*) Q. Curt. de R. G. Alex. L. IX. cap. 2.

an. Man lernte, leichte Truppen zu Fuß oder zu Pferde (vorausgesetzt daß die Pferde schon an den Anblick gewöhnt waren) gegen sie gebrauchen, welche in allen Richtungen um sie her schwärmten, mit Pfeilen oder Wurfspießen auf die Führer zielten, und die verwundbaren Stellen der Thiere selbst zu treffen wußten.

Bey der Kriegskunst muß allerdings die Wirkung auf die Einbildungskraft sehr mit in Anschlag gebracht werden; und was den eigenen Kriegern Zuversicht giebt, den feindlichen Schrecken einflößt, wird schon dadurch nützlich, wenn es auch sonst nicht brauchbar wäre. Darauf hat man zu allen Zeiten, nach Verschiedenheit der Sitten und Trachten, den militärischen Putz berechnet, woran ja so vieles weder zum Angriff noch zur Vertheidigung etwas beyträgt. Die Wirkung, welche die Elephanten bey ihrer ersten Erscheinung auf die Einbildungskraft auch sehr tapfrer Nationen, der Griechen und Römer, machten, war unermeßlich: sie mochte sich durch die Gewohnheit etwas abstumpfen, aber sie ging nie ganz verlohren. Die Macedonier hatten von den Indiern gelernt, den Eindruck der massiven Größe des Thiers durch prächtiges Geschirr zu erhöhen; ich weiß nicht, ob auch dieses, daß sie die Elephanten unter einer rauschenden und zugleich rhythmischen Musik von Pauken und Cymbeln anrücken ließen. Die letzte Sitte war bey den Bewegungen Indischer Heere allgemein, den Griechen aber so fremd und auffallend, daß sie es nur aus dem erträumten Zuge des Bacchus zu erklären wußten. Als die Soldaten des Eumenes die Schaaren des Antigonus, mit Rüstungen von Golde blinkend, die Elephanten mit ihren Purpurdecken und Thürmen, im Sonnenschein

die Hügel gegenüber herabschreiten sahen, wollten sie nicht ohne ihren Feldherrn vorrücken, der krank in einer Sänfte herbey getragen ward. *) Die Thürme sind nicht so ganz wörtlich zu verstehen: es war wohl nur eine Brustwehr um die Fläche des Saumsattels. Ueberhaupt finden sich bey den Alten übertriebene Angaben von der Zahl der Krieger, welche die Elephanten getragen haben sollen. Dem Gewichte nach könnte ein Elephant allenfalls dreißig Menschen tragen, da die Last der stärksten auf drey bis viertausend Pfund geschätzt wird. Aber wie hätten diese Raum gehabt, besonders um sich zu bewegen, und ihre Waffen zu gebrauchen? Dann wären auch die Elephanten durch die unbeholfene Last zu allen raschen Bewegungen untauglich geworden. In Indien bestand die Bemannung aus vier Menschen, einem Führer und drey Bogenschützen, um die Angriffe von allen Seiten abzuwehren. **) Wenn man anderswo beträchtlich darüber hinaus ging, so geschah es gewiß nur zur Schau.

Das erheblichste, was man gegen den Gebrauch der Elephanten eingewendet hat, ist wohl dieß, daß es eine zweydeutige Waffe sey, welche dem selbst, der sich ihrer bediente, großes Unheil bringen konnte. Denn die Elephanten, verwundet, ihrer Führer beraubt, zurückgedrängt, wurden unbändig, wendeten sich gegen die Schaaren hinter ihnen, zertraten die Menschen und verwirrten die Reihen. Gegen diese Gefahr ersann in der Folge Hasdrubal, Hannibals Bruder, ein untrügliches aber freylich ein verzweifeltes Mittel,

*) Plutarch. Fumen. cap. 11.

**) Strab. R. G. Lib. XV, p. 1015

wobey die Thiere aufgeopfert wurden, um größerem Unheil vorzubeugen. Er bewaffnete die Führer mit einem Meißel und einem Hammer: wenn der Elephant so wild geworden war, daß alle Hoffnung aufgegeben werden mußte, ihn ferner zu regieren, so tödtete ihn augenblicklich ein einziger starker Schlag auf die Fuge des Schädels und der Halswirbel. *) Die Kunst des Feldherrn mußte darin bestehen, die Elephanten erst in dem günstigen Augenblicke in das Handgemenge zu wagen. Durch eine geschickte Anordnung konnten sie, indem sie einen Theil der Fronte deckten, zum Gewinn einer Schlacht beytragen, sogar ohne sich von der Stelle zu bewegen. Es scheint damit meistens entschieden geglückt oder entschieden mislungen zu seyn.

Es ist nicht meine Absicht, hier die Kriegsannalen des Elephanten in unserer alten Weltgeschichte aufzuzeichnen. Theils ist es unmöglich, dieß vollständig zu thun, weil wir über so viele Begebenheiten dieses Zeitraums die Original-Schriftsteller verlohren haben, und uns mit Auszügen behelfen müssen; theils würde es sehr weitläuftig ausfallen, denn die Schlachten, worin Elephanten aufgeführt worden, dürften schwer zu überzählen seyn. Ich muß mich damit begnügen, auf einige vielleicht nicht genug beachtete Gesichtspunkte aufmerksam zu machen. Der Zuzug neuer Elephanten aus Indien, und das Aufhören dieses Zuzuges steht in genauem Zusammenhange mit der Fortdauer der vom Alexander dort angeknüpften Verhältnisse; aus der näheren Beleuchtung dessen, was von den Africanischen Elephanten gemeldet wird, werden wir vielleicht einige naturgeschichtliche Ergebnisse gewinnen.

*) T. Liv. Hist. L. XXVII, c. 49.

Die Kriegselephanten Alexanders wurden natürlich als ein Erbtheil der Krone betrachtet, und so sehen wir sie denn auch den Perdikkas, der zuerst im Namen eines unfähigen Nachfolgers das Reich verwaltete, bey seinen Unternehmungen begleiten. Gleich nach dem Tode des Helden schreckte er die widerspenstige Phalanx durch das Aufbücken der Elephanten, und ließ durch sie an den Anstiftern der Meuterey das Todesurtheil vollstrecken. *) Er führte sie nach Aegypten gegen den Ptolemäus, und wollte sie, wie es scheint ungeschickt und deswegen ohne Erfolg, zu Erstürmung einer Feste gebrauchen; sie fuhrteten bei diesem Feldzuge zweymal durch den Nil. **) Nach dem gewaltsamen Tode des Perdikkas blieben die nächsten Reichsverweser und Vormünder der Thronerben im Besitz der Elephanten: Antigonus, als ihr Feldherr, hatte deren dreyßig in Kleinasien; sie halfen ihm den Eumenes und Alcetas besiegen. Als Polysperchon mit dem königlichen Heere nach Macedonien und Griechenland zog, begleiteten ihn fünf und sechzig Elephanten, und erregten ein allgemeines Schrecken. ***) Bey der militärischen Anarchie, die nach Alexanders des Großen Tode eintrat, rissen kühne und schlaue Befehlshaber nicht nur die Provinzen, sondern auch die Bestandtheile der Kriegsmacht an sich, und verwendeten das ihnen im Namen des Scheinmonarchen anvertraute zu Begründung einer unabhängigen Gewalt. Es war die Zeit der Condottieri im großen. Wie etwan auf der

---

*) Q. Curt. L. X, cap. 9.

**) Diodor. Sic. L. XVIII, c. 34. 35.

***) Diodor. Sic. L. XVIII, c. 70.

Schaubühne wenige Soldaten einen langen Heereszug vorstellen müssen, so scheinen sich die Elephanten zu vervielfältigen, weil sie unter verschiedenen Feldherrn, in weit von einander entlegenen Ländern erscheinen. Es sind aber immer dieselben, und zwar während der ersten sieben Jahre nach Alexanders Tode durchaus keine andern, als die er mitgebracht hatte. Erst nach einem halben Jahrhundert fing man an, Africanische Elephanten zum Kriege zu benutzen; unterdessen hatte sich schon der Griechische Sprachgebrauch festgesetzt, den Führer eines Elephanten seinen Indier zu nennen: dieß wurde nachher beybehalten, der Führer mochte nun ein Aethiopier, ein Mauritanier oder von irgend einem andern Volke seyn.

Wir haben bestimmte Nachrichten, auf welche Veranlassungen in dem ersten Zeitalter nach Alexander neue Elephanten aus Indien gekommen sind, sogar ihre Zahl wird angegeben. Eudamus hatte den Porus, welcher nach Alexanders Tode in seiner Satrapie bestätigt worden war, mit Hinterlist umgebracht, und führte dessen hundert und zwanzig Elephanten dem Eumenes nach Susa zu; (Ol. CXV, 4.) er bekam für die aufgewendeten Kosten zweyhundert Talente. *) Die Siege, welche Eumenes über den Antigonus erfocht, halfen ihm nichts, weil er zuletzt von seinem eigenen Heere verrathen ward, und seine ganze Macht fiel dem Gegner zu.

Als Seleukus sich in den östlichen Landschaften des Reiches, von Babylon bis Baktrien festgesetzt hatte, schloß er, nach einem Indischen Feldzuge, wovon wir nichts näheres

*) Diodor. Sic. L. XIX, c. 14. 15.

wissen, ein Bündniß mit dem Sandrokottus, oder vielmehr dem Chandraguptas, einem mächtigen Könige und Eroberer am Ganges, wobey er den Megasthenes als Abgesandten brauchte. Einige Landstriche an der Gränze seines Reichs trat er dem Indischen Monarchen ab, der ihm dagegen fünfhundert Elephanten sendete. Dieß muß schon vor der Schlacht bey Ipsus (Ol. CXIX, 4.) geschehen seyn, die vierhundert oder nach Andern vierhundert und achtzig Elephanten, die im Heere der gegen den Antigonus verbündeten erwähnt werden, gehörten sämtlich dem Seleukus. Sie leisteten treffliche Dienste; denn als Antigonus mit seiner Reiterey dem fliehenden Feinde unvorsichtig nachsetzte, rückten sie in die Mitte zwischen ihn und das Fußvolk hinein, und schnitten ihm den Rückzug ab; die Phalanx, von Reiterey entblößt, ergab sich, und Antigonus büßte sein Leben ein. *)

Von dieser Zeit an hatte Seleukus eine entschiedene Ueberlegenheit in dieser gefürchteten Waffe. Demetrius hörte es gern, wenn seine Schmeichler das, was seine Nebenbuhler vor ihm voraus hatten, in Spottnamen verwandelten: sie sagten ihm, er allein sey der wahre König, Lysimachus der Schatzmeister, Ptolemäus der Admiral, Seleukus der Elephantarch. **) Der Oberbefehl über die Elephanten war nun, überall wo man deren hatte, besonders aber in Syrien, eine wichtige Stelle beym Kriegswesen. Hierauf bezieht sich der Zug beym Terentius, daß der militärische Prahler sich rühmt, zu dem Befehlshaber der Indischen Elephanten spottend gesagt zu haben: „Bist du darum so unbändig,

*) Plutarch. Demetr. c. 28. 29.

**) Plutarch. Demetr. c. 85. und Athen. L. VI, c. 78. Beyde haben es aus dem Phylarchus.

weil du die Herrschaft über die Bestien hast?" *) Ein berühmter Gelehrter deutet diese Stelle auf Kriegsdienste eines Griechen in Persien, und schließt daraus, (wie wir gesehen haben, gegen die Geschichte) daß die Persischen Könige von jeher Kriegselephanten gehabt. **) Allein Terentius hatte die Rolle des Prahlers aus dem Menander entlehnt; der Attische Komiker, ein Zeitgenosse des Demetrius und Seleukus, dichtete nach dem Costum seines Zeitalters, und damals gab es keinen König von Persien. Hingegen läßt sich denken, daß Griechenland von Abenteurern wimmelte, welche in fremden Kriegsdiensten ihr Glück zu machen suchten. Bey welchem Könige Thraso gedient haben soll, wird in der angeführten Scene nicht ausdrücklich gesagt; aus allen Umständen geht aber hervor, daß der König von Syrien gemeynt ist, bey welchem das Amt des Elephantarchen gerade die größte Wichtigkeit hatte. Dieß wird dadurch noch mehr bestätigt, daß der militärische Prahler des Plautus, ganz jenem Thraso ähnlich, Auftrag zu Werbungen vom Seleukus empfangen zu haben vorgiebt. ***)

---

*) Terent. Eunuch. A. III, Sc. I, v. 23.

**) Quatremere-de-Quincy *Jupiter Olympien*. pag. 165, 166.

***) Plaut. Mil. Glor. A. I. Sc. 1.

Nam rex Seleucus me opere rogavit maximo,
Ut sibi latrones cogerem et conscriberem.

Unter den erlogenen Thaten des Pyrgopolinices war auch die, daß er einem Elephanten in Indien mit der Faust den Schenkel entzwey geschlagen, worüber sein Schmeichler in derselben Scene artig scherzt. Da die Prahlerey doch einen historischen Schein haben mußte, so kann

Die Seleuciden ausgenommen, konnten die übrigen Fürsten, welche Elephanten aus der Erbschaft Alexanders an sich gebracht hatten, keinen neuen Zuzug bekommen: ihr Vorrath mußte sich also allmählich erschöpfen, und endlich ganz ausgehn. Die letzten Könige von Macedonien haben keine mehr gehabt. Demetrius hatte, wie es scheint, nach dem Falle seines Vaters Antigonus einen Theil der Elephanten gerettet. Er verlohr deren zwanzig an den Pyrrhus, als er aus Macedonien vertrieben ward. *) Mit diesen ging Pyrrhus in der Folge nach Italien, und die kleine Anzahl reichte hin, ein unglaubliches Schrecken in dem Römischen Heere zu verbreiten, und dessen Niederlage zu bewirken. Dieß sind die einzigen Indischen Elephanten, welche jemals zu einem Feldzuge in Italien gebraucht worden: es läßt sich nachweisen, daß sie entweder noch von denen waren, die Alexander mitgebracht hatte, oder die Eudamus dem Porus abnahm. Welche wunderbare Verkettung der Begebenheiten wurde dazu erfodert, wenn Thiere, am Fuß des Himalaya aufgewachsen, nachdem sie so manchen gewaltsamen Glückswechsel überlebt hatten, und mit der Herrschaft so oft von einem ehrgeizigen Machthaber zu dem andern übergegangen waren, fast ein halbes Jahrhundert nach dem Indischen Feldzuge Alexanders des Großen, in einer entfernten Zone, in einer ganz fremden

---

dieß nur auf den Indischen Feldzug des Seleukus bezogen werden. Der des Alexander war schon ein zu altes Ereigniß.

*) Pausan. Att. cap. XII, 4. cf. Plutarch. Demetr. c. 44. et Pyrrh. c. 15.

Sphäre der Menschenwelt, gegen ein Volk streiten sollten, das von dem Lande ihrer Heimath noch nicht einmal den Namen vernommen hatte, und in seiner bäurischen Einfalt sie Lucanische Ochsen nannte!

Die mittlere Lebensdauer des Elephanten wird auf hundert und zwanzig Jahre geschätzt. Dieß ist doch wohl von seinem Zustande als Hausgenosse des Menschen zu verstehen; denn welches Alter er in der Wildniß erreichen mag, läßt sich nicht wohl beobachten. Die Elephanten, welche man im heutigen Europa hier und da einzeln in Menagerien unterhält, sterben meistens nach einer kurzen Anzahl Jahre. Aber hievon läßt sich kein Schluß auf die Kriegselephanten der Alten machen. Zuvörderst genossen sie ein südlicheres Klima: in Syrien mochte es ihnen beynahe eben so zuträglich seyn als in ihrem Geburtslande. Dann wurden sie immer in lebhafter Bewegung erhalten, man nahm tägliche Uebungen mit ihnen vor, um sie auf den Krieg vorzubereiten. Wenn dem Elephanten in einem Thiergarten auch einiger Raum zum Herumgehen gegönnt ist, so hat er keinen Antrieb dazu, und wird dennoch träge und unbehülflich. Endlich muß auch wohl die traurige Absonderung von andern Geschopfen seiner Gattung auf ein so geselliges Thier nachtheilig wirken. Die Kriegselephanten wurden dagegen zu den taktischen Evolutionen und Scheinbildern von Schlachten in Schaaren herausgeführet; man benutzte den Wetteifer, um sie anzufeuern. Der stärkste und muthigste zog voran, ihm folgten die andern, wie schon die wilden Heerden zu thun pflegen. Als der Ajax des Königes Antiochus (denn man gab diesen Thieren, die zuvor wohl aus der Indischen Mythologie benannt worden

waren, Griechiſche Heerennamen) ſich beym Uebergange über einen Fluß furchtſam bezeigt hatte, wurde ſein Vorrang nebſt dem ſilbernen Geſchirr auf den Patroklus übertragen; jener ſoll ſich darüber zu Tode gegrämt haben. *) Die freyere und geſelligere Lebensweiſe jener Elephanten mußte dazu beytragen, ihre Munterkeit und Rüſtigkeit, und ſomit auch ihre Geſundheit zu erhalten. Daß die zuerſt erbeuteten wirklich ziemlich lange gelebt, erhellet ſchon einigermaßen aus den Feldzügen des Pyrrhus; ferner daraus, daß Antigenus Gonatas noch welche hatte, und ſie den Geſandten der Gallier zeigen konnte, um dieſe von ihren Einbruche abzuſchrecken. **)

Ich mache die obige Bemerkung in einer geſchichtlichen Beziehung. Es iſt nämlich ausgemacht, daß die Könige von Syrien immer Indiſche Elephanten gehabt haben, ſo lange ſie deren hatten. Dieß hat aber nach der Schlacht bey Ipſus noch gegen hundert und vierzig Jahre fortgedauert. Die Sache nahm ein Ende mit einer blutigen und beynahe tragiſchen Kataſtrophe. Als nach dem Tode des Antiochus Epiphanes das Syriſche Reich im Namen des unmündigen Antiochus Eupator verwaltet ward, benutzten die Römer, unedel, dieſen Zuſtand der Schwäche. Sie verlangten die Vernichtung der Syriſchen Kriegsmacht: auf Befehl ihres Geſandten Cn. Octavius mußten die Kriegsſchiffe verbrannt, die Elephanten getödtet werden. Ein Laodicäer Namens Leptines wurde ſo ergrimmt über das grauſame Schauſpiel, daß er den Octavius ermordete. ***)

*) Plin. Hist. nat. L. VIII. c. 5.

**) Justin. L. XXV. c. 1.

***) Appian. Syriac. cap. XLVI.

Wir kennen die Geſchichte des Reichs der Seleuciden ſehr unvollſtändig, ſo zu ſagen nur die Vorderſeite davon. Indeſſen glaube ich nicht, daß wir andre Zuzüge von Elephanten aus Indien anzunehmen brauchen als die, welche in den auf uns gekommenen Geſchichtbüchern und Bruchſtücken erwähnt werden. Von der Sendung des Sandrokottus habe ich geſprochen: ſie fällt nach der wahrſcheinlichſten Berechnung in die nächſten Jahre vor der Schlacht bey Ipſus, und war in der That ein außerordentliches Ereigniß. Denn wie mächtig mußte ein Fürſt ſeyn, der fünfhundert Kriegselephanten abtreten konnte, ohne ſeine Streitkräfte merklich zu ſchwächen! Es wird bezeugt, daß Antiochus mit dem Indiſchen Könige Amitrochates einen freundſchaftlichen Verkehr und Briefwechſel unterhalten. *) Unter dem Antiochus ohne nähere Bezeichnung iſt hier unſtreitig der erſte ſeines Namens, der Sohn des Seleukus, zu verſtehen; und Amitrochates war wohl ein Sohn und Nachfolger des Sandrokottus. Ob wichtigere politiſche Verhandlungen zwiſchen den beyden Königen Statt fanden, wiſſen wir leider nicht. Noch vor Ende der Regierung des nächſten Nachfolgers kam das Parthiſche und das Baktriſche Reich auf, wodurch die Verbindung mit Indien abgeſchnitten, und die Syriſche Monarchie, welche unter ihrem Stifter beynahe dem Umfange der Perſiſchen entſprochen hatte, weit nach Weſten zurückgeworfen ward. Antiochus der Große bahnte den Weg zum Indus aufs neue durch ſeinen glücklichen Feldzug gegen die Parther und gegen die Baktrier. Nach einer gewonnenen Schlacht gegen den Grie-

*) Athen. L. XIV, c. 67.

chischen König von Baktrien, schloß er aus politischen Gründen mit diesem einen Vertrag, erkannte seine Unabhängigkeit an, ließ sich aber seine Elephanten ausliefern. Hierauf ging er über den Paropamisus, und erneuerte seine Freundschaft mit dem Indischen Könige Sophagasenus, von welchem er noch so viele Elephanten bekam, daß die ganze Zahl sich auf hundert und funfzig belief. *) Er hatte jedoch zuvor schon über hundert, die er in der Schlacht bey Raphia gegen den Ptolemäus Philopator aufstellte. Diese konnten noch ein Rest von denen des Sandrokottus seyn, die vierund-achtzig Jahre zuvor die Schlacht bey Ipsus hatten entscheiden helfen. Der Befehl der Römer, die Elephanten des Königs von Syrien zu vertilgen, erfolgte vierzig Jahre nach dem Baktrischem Feldzuge Antiochus des Großen, seit welchem eine neue Erwerbung gewiß nicht Statt gefunden hat. Daß übrigens die Seleuciden diesen Theil ihrer Kriegsmacht gern geltend machten, sieht man an ihren Münzen, worauf Körpe und ganze Figuren von Elephanten häufig vorkommen.

Wir müssen nun in der Zeit wieder zurückgehn, um über die Benutzung der Africanischen Elephanten zum Kriege noch einiges zu bemerken. Als Nachbar, als Nebenbuhler, und-oft als Gegner des übermächtigen Syrischen Reichs hatten die Ptolemäer Antriebe genug, in keiner Art der Bewaffnung zurückzustehen. Indische Elephanten konnte man sich nicht verschaffen, man kam daher auf den Gedanken, Aethiopische zu zähmen. Aber die Ptolemäer waren nicht Meister des Landes, wo sie einheimisch sind; die rohen Bewohner hatten,

*) Polyb. Hist. exc. e L. XI, c. 32.

wie es ſcheint, keinen Begriff davon, und man durfte nicht hoffen, durch Verträge regelmäßige Lieferungen von ihnen zu erhalten. Die Könige von Aegypten mußten alſo die ganze Mühe ſelbſt übernehmen, ſich erſt mit gewaffneter Hand auf dem fremden Boden feſtſetzen, und durch ihre eignen Schaaren die Elephanten einfangen und abrichten laſſen. Dieß geſchah unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus: (285 — 247 v. Chr. Geb.) ſein Befehlshaber Eumedes ſchiffte mit einem Geſchwader längs der Weſtküſte des Arabiſchen Meerbuſens hinunter, bemächtigte ſich durch Ueberraſchung einer kleinen Halbinſel, verſchanzte ſie mit einem Graben und Wall, und ſuchte nachher die Einwohner durch freundliche Begegnung zu gewinnen. Der Ort wurde Ptolemais genannt, durch Hinzufügung ſeiner Beſtimmung aber von andern gleiches Namens unterſchieden. Noch weiter nach Süden, nahe bey der Mündung des Meerbuſens, neben dem Hafen Saba, wurde eine zweyte Niederlaſſung für die Elephantenjagd geſtiftet. Von dieſen Poſten an der Küſte mußte man noch ziemlich weit landeinwärts bis an die großen Flüſſe gehen, um die Wohnſitze der Elephanten zu finden; die eingefangenen wurden dann ohne Zweifel zu Schiffe nach Aegypten gebracht. Es wird bemerkt, der dritte Ptolemäus, Euergetes, habe beſondern Fleiß auf die Abrichtung der Elephanten zum Kriege gewendet. Unter ſeinem Nachfolger Philopator machte man aber die unangenehme Entdeckung, daß alle dieſe Mühe gewiſſermaßen vergeblich geweſen ſey, indem die Aethiopiſchen Elephanten ge-

*) Strab. R. G. L. XXI. p. 1115. Vgl. die Landcharten zur alten Geographie von d'Anville und Malte-Brun.

gen die Indischen nicht Stand hielten. Die Schlacht gegen Antiochus den Großen bey Raphia (217 v. Chr. Geb.) wäre hiedurch beynahe verlohren gegangen, der linke Flügel des Aegyptischen Heeres war schon in Verwirrung gerathen, die Feldherrn des Ptolemäus trugen dennoch durch andere Mittel den Sieg davon.

In den neueren Zeiten ist noch kein Elephant aus Aethiopien nach Europa gebracht, viel weniger genau abgebildet und zergliedert worden. Auf das Zeugniß des Ludolf, dem sein Abyssinier berichtet hatte, die weiblichen Elephanten seines Landes hätten keine Fangzähne, *) vermuthet Hr. Cuvier, daß die Elephanten der Ostküste von Africa nicht der Westafricanischen, sondern der Indischen Art angehören. Er beruft sich dabey auch auf das Zeugniß der Alten, **) welches ihm aber geradezu entgegen ist. Man kann sich nicht stärker und bestimmter darüber ausdrücken, als Polybius in seiner Schilderung der Schlacht bey Raphia thut. ***)

---

*) Ludolfi Hist. Aethiop. L. I, cap. 10.

**) Ménagerie etc., p. 94. „Pline affirme aussi en général, que les africains sont plus petits, et redoutent „ceux des Indes. Diodore, *lib.* 2, dit la même chose „des éléphants d'Afrique, comparés à ceux que possédaient les Égyptiens, et qu'ils tiraient sans doute *de „l'Abyssinie et du reste de la côte orientale, où j'ai lieu „de croire qu'on ne trouve que l'espèce des Indes.*" Im zweyten Buche des Diodorus steht nichts dergleichen, sondern bloß, (cap. 35) daß die Indischen Elephanten den Africanischen an Stärke weit überlegen seyen, was alle Alten einstimmig bezeugen.

***) Polyb. Hist. L. V. c. 84. Τὰ δὲ πλεῖστα τῶν τοῦ Πτολεμαίου θηρίων, ἀπεδειλία τὴν μάχην' ὅπερ ἔθος ἐστὶ ποιεῖν

Die Indischen Elephanten waren nicht bloß durch ihre Stärke den Aethiopischen überlegen, sondern diese ließen es meistens aus angebohrner Antipathie gar nicht zur Probe kommen: sie konnten die Stimme und den Geruch der Indischen Elephanten nicht ertragen, was doch wohl der stärkste Beweis einer innern physiologischen Verschiedenheit ist. Man wird also am sichersten gehen, wenn man sich vorläufig an die Erfahrung der Alten hält, bis genauere Beobachtungen künftiger Reisenden und Naturforscher sie wissenschaftlich bestätigen oder widerlegen.

Es ist möglich, daß unter der Menge der Thatsachen eine oder die andre mir entgeht: aber ich erinnere mich keines Berichtes von einem Treffen, wo Schaaren Aethiopischer Elephanten den Mauritanischen gegenüber gestellt worden wären. Die letzten wurden von den Carthagern zuerst benutzt. Sie konnten dazu durch das Beyspiel der Ptolemäer veranlaßt werden, welche als Besitzer von Cyrene ihre Nachbarn waren; wahrscheinlicher jedoch durch ihre eigne Erfahrung in den Sicilischen Feldzügen des Pyrrhus. In den früheren Kriegen der Carthager ist mehrmals von Streitwagen die Rede: diese kommen nachher nicht weiter vor, die Ele-

---

τοῖς Λιβυκοῖς ἐλέφασι. τὴν γὰρ ὀσμὴν καὶ φωνὴν οὐ μένουσιν, ἀλλὰ καὶ καταπεπληγμένοι τὸ μέγεθος καὶ τὴν δύναμιν, ὡς γέ μοι δοκεῖ, φεύγουσιν εὐθέως ἐξ ἀποστήματος τοὺς Ἰνδικοὺς ἐλέφαντας· ὁ καὶ τότε συνέβη γενέσθαι. Libysch heißt beym Polybius, nach dem Sprachgebrauche seiner Zeit, Africanisch überhaupt, so daß auch Aethiopien darunter begriffen ist. Die Herkunft der Kriegselephanten der Ptolomäer aus Aethiopien konnte dem Geschichtschreiber nicht unbekannt seyn.

phanten scheinen an deren Stelle getreten zu seyn. Fünf und zwanzig Jahre nach dem ersten Siege des Pyrrhus über die Römer machten die Carthager zum erstenmal mit glänzendem Erfolge Gebrauch von diesem neu erworbenen Theile der Kriegskunst, in der Schlacht, wo Regulus zum Gefangenen gemacht ward. Ihr Feldherr Xanthippus stellte die Elephanten nach den richtigen Grundsätzen auf, sie durchbrachen die Colonnen des Fußvolks, und zertraten im eigentlichen Sinne einen großen Theil des Römischen Heeres, welches gänzlich vernichtet ward. Die Römischen Soldaten waren hiedurch so muthlos geworden, daß sie in Sicilien zwey Jahre lang nicht wagten, sich mit dem Hasdrubal und seinen hundert und vierzig Elephanten in offenem Felde zu messen, bis L. Caecilius Metellus ihm den Vortheil abgewann. Dieß geschah durch die unvorsichtige Kühnheit der Elephantenführer, welche das Römische Lager erstürmen wollten, wodurch die Thiere sämtlich eine Beute des Feindes wurden. Metellus brachte sie nach Rom, und soll sie von Tagelöhnern mit stumpfen Spießen durch den Circus haben treiben lassen, um seinen Landsleuten eine Art von Verachtung gegen den bisherigen Gegenstand ihrer Furcht beyzubringen. *)

Dem politischen System der Carthager, die so gern ihre Phoenicische Bevölkerung schonten, und zu Miethvölkern aller Art ihre Zuflucht nahmen, war der Gebrauch der Elephanten sehr angemessen. Dieß waren gewissermaßen Miethstruppen vom Berge Atlas. Wenn sie auch Einbußen von

*) Plin. Hist. nat. L. VIII, c. 8. Die Niederlage des Regulus und die Feldzüge in Sicilien im ersten Punischen Kriege sehe man beym Polybius.

dieſer Seite erlitten, ſo ließ es ſich wieder erſetzen: freylich nicht ohne Aufwand und große Anſtalten. Denn ſie mußten es ungefähr eben ſo machen wie die Ptolemäer. Sie ſendeten ihre vornehmſten Feldherrn mit beträchtlicher Heeresmacht auf die Elephantenjagd aus, *) und die Zurüſtung zu künftigen Feldzügen war ſelbſt ſchon ein Feldzug. Auf dem Iſthmus der Halbinſel, worauf Carthago lag, waren die Ställe für die Elephanten angelegt, und daneben ein geräumiger Platz zu den Uebungen eingerichtet. **) Auch leiſteten dieſe Thiere den Carthagern ausgezeichnete Dienſte, den ganzen Zeitraum der drey Puniſchen Kriege hindurch, in Africa ſelbſt, in Sicilien, in Spanien und Italien; insbeſondre, weil die Carthager es mit Gegnern zu thun hatten, die ihnen dieſelbe Waffe nicht entgegen ſetzen konnten: denn ſonſt hätte es ihnen gehen mögen wie den Ptolemäern. Auch war das Volk dankbar dafür: als die Römer den unmenſchlichen Befehl ertheilten, Carthago müſſe geräumt werden, und alles von Verzweiflung erfüllt war, riefen die Bürger die Elephanten, ihre Bundesgenoſſen, welche ſie ausgeliefert hatten, wehmuthsvoll mit Namen an. ***) Cato der Cenſor fand es der Mühe werth, da er in ſeinen Jahrbüchern die Namen vieler Befehlshaber verſchwieg, den Namen eines Elephanten aufzuzeichnen, der in dem Puniſchen Heere am tapferſten gekämpft hatte. Er hieß Surus, und der eine Fangzahn war ihm abgebrochen. ****) Die Mauritа-

*) Appian. de reb. Pun. c. 9.

**) Strab. L. XVII, p. 1179.

***) Appian. de reb. Pun. c. 92.

****) Plin. Hist. nat. L. VIII, c. 5. Wenn etwa von einem Elephanten des Antiochus die Rede wäre, ſo würde

nischen Kriegselephanten waren also in der That vortrefflich, nur gegen Indische taugten sie nicht. Wo und wie die Erfahrung zuerst gemacht worden, kann ich nicht finden; aber ich sehe, daß es als eine bekannte Sache angenommen ward. In der Schlacht gegen Antiochus den Großen bey Magnesia hielt der Römische Feldherr Domitius seine Africanischen Elephanten, unstreitig Mauritanische, in der Hinterhut, weil er sich überzeugt hielt, wenn er sie gegen die Indischen des Antiochus ins Feld wagte, würden sie ihm eher schädlich als nützlich werden. *)

Von den Carthagern ging die Sitte der Kriegselephanten auf die Könige von Numidien und Mauritanien über. Jugurtha hatte deren, Juba zuletzt gegen Julius Caesar, und hiemit nimmt die Kriegsgeschichte der Africanischen Elephanten ungefähr eine Ende.

Die Beyspiele vom Gebrauch dieser Waffe in den Römischen Heeren sind nicht sehr zahlreich: eines haben wir eben gesehen; auch Flaminius führte Elephanten gegen den König Philippus von Macedonien. Man könnte die Frage aufwerfen, warum die Römer ein Mittel, dessen Wirksamkeit sie so oft gegen sich erfahren hatten, nicht auf eine dauernde Weise in ihre Kriegskunst einführten, nachdem sie Meister des nordwestlichen Africa geworden waren? Daß die Römi-

---

die Deutung dieses Namens aus dem Sanskrit leicht seyn: sûra heißt ein Held, und das Wort wird von den Dichtern auf die mächtigen Thiere angewandt. Ramay. B. 1. Sect. VI. sl. 25. Aber der Name war unstreitig Phönicisch.]

*) Appian. de reb. Syr. c. 31. T. Liv. hist. L. XXXVII, c. 39.

ſchen Soldaten ſolche Gegner geringgeſchätzt hätten, wie ſpäter behauptet worden, iſt durchaus ungegründet. Als Caeſars gerüſtes Heer in Africa erfuhr, L. Scipio und Juba hätten zuſammen neunzig Elephanten, gerieth es in große Beſtürzung, weil dieſe Art des Kampfes ihm etwas ungewohntes war. Indeſſen ward Juba durch einen andern Feind abgerufen, und Scipio behielt nur die ihm zugehörigen dreyßig. Die fünfte Legion faßte wieder Muth, und begehrte, den Elephanten gegenüber geſtellt zu werden: nach erfochtenem Siege bekam ſie zur Belohnung das Bild des Thieres zum Feldzeichen.

Es giebt andere Urſachen, wodurch der Gebrauch der Elephanten den Römern entbehrlich, ja gewiſſermaßen zu einer unausführbaren Sache wurde. Nachdem ſie alle Reiche zerſtört hatten, die auf Alexanders Eroberungen gegründet waren, blieben ihnen im Oſten keine Feinde zu bekämpfen übrig als die Parther; und gegen die Tartariſche Kriegsſitte dieſes Volkes war eine ſo ſchwere Waffe nicht anwendbar. Auch hätten ſie wohl Mühe gehabt, die Elephanten in den brennenden Sandwüſten, wo ſie die Parther aufſuchen mußten, zu ernähren, und beſonders ſie zu tränken. Die andre kriegeriſche Gränze der Römer war der Rhein und die Donau: in dem rauhen Klima, in den Moräſten und Waldungen Germaniens konnte das ſüdliche für die Kälte ſo empfindliche Thier ebenfalls nicht ausdauern. Vielleicht kam auch ein moraliſcher Grund hinzu: vielleicht wollten die Römiſchen Gewalthaber nicht, daß ihre Soldaten auf dem Schlachtfelde eine Art von Bollwerk vor ſich hatten, und ſich auf fremden Schutz verließen.

Wie dem auch ſey, die Römer gebrauchten, ſeit den

letzten Zeiten der Republik, die Mauritanischen Elephanten bloß zu den Kampfspielen des Circus; aber sie verbrauchten sie dergestalt, daß nichts davon übrig geblieben ist. Denn ich kann nicht umhin, dieß als die einzige Ursache des Aussterbens der Gattung in den Gegenden um den Atlas zu betrachten, wo wegen der dazwischen liegenden Wüste keine neue Heerden vom Senegal und Niger her einwandern konnten. Buffon behauptet, aber ohne die Geschichte zu Rathe zu ziehn, die zunehmende menschliche Bevölkerung habe das Thier, welches einen weiten Raum bedarf, aus jenen Gegenden verdrängt. In den blühenden Zeiten des Römischen Kaiserthums bis auf die Antoninen war die Provinz Africa viel stärker bevölkert, viel besser angebaut, als je seitdem; und doch gab es noch im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dort Elephanten.*) Freylich mochte zur Zeit des Caesar ihre Menge schon beträchtlich vermindert seyn: denn die Carthager, und die Numidischen und Mauritanischen Fürsten hatten seit zwey Jahrhunderten Jagd auf sie gemacht. Indessen war der Krieg längst nicht so mörderisch für die Gattung als der Circus: es traten doch Friedenszeiten ein, das abgerichtete Thier wurde sorgsam gepflegt, und es ging wohl mancher Feldzug vorüber, ohne daß ein einziges verunglückt wäre. Bey den Kampfspielen hingegen ward das Leben der Thiere muthwillig aufgeopfert; das Schauspiel galt nicht für prächtig, wenn es nicht blutig war; diese grausame Met-

*) Auf einer Münze des Gordianus sieht man das Amphitheater, und darin den Kampf eines Elephanten und eines Stiers, mit der Umschrift: Munificentia Gordiani Aug. *Museum Florent. numism.* Vol. I, Tab. LXXI, E.

zelen erneuerte ſich alljährlich, und beſchränkte ſich nicht auf Rom allein: die Hauptſtädte der Provinzen hatten auch ihre Thiergefechte. Man ließ alſo der erſchöpften Natur keine Zeit, ſich wieder zu erhohlen. Unter den verſchiedenen Arten des Römiſchen Luxus war dieſes nicht die geringſte Raſerey. Abwechſelnd mit Elephanten und wilden Stieren erſchienen Löwen, Tiger, Panther und Hyänen auf dem Kampfplatze: Africa, ſo fruchtbar an wilden Geburten, wurde faſt verödet; und wenn dieß lange in gleichem Uebermaaß fortgedauert hätte, ſo wären am Ende die Römer als die einzigen Raubthiere auf dem Erdboden übrig geblieben. Unerhörte Mühe und Koſten wurden verſchwendet, um die Gemüther eines müßigen und feigen Pöbels durch den barbariſchen Zeitvertreib noch mehr zu verderben. Zuweilen machte ſich doch die Menſchlichkeit Luft: das Volk nahm Parten für die Elephanten gegen den groſſen Pompejus, und ſtieß an dem Feſte, welches er ſelbſt gab, Verwünſchungen gegen ihn aus.

Unfruchtbar zwar für die Wiſſenſchaft, weil kein Ariſtoteles zum Beobachten da war, aber doch eine harmloſere Befriedigung der Neugier war es, wenn die Imperatoren aus weit entlegenen Ländern auch friedliche Thiere, als die Giraffe, das Zebra, u. ſ. w., herbeyſchafften, und bloß zur Schau aufführen ließen; oder wenn man durch allerley Gaukeleyen die Kunſtfertigkeiten der Thiere in ein glänzendes Licht zu ſtellen ſuchte. Hieraus erfahren wir wenigſtens, daß die Mauritaniſchen Elephanten an Gelehrigkeit den Indiſchen nicht nachſtanden. Man lehrte ſie, Griechiſche Buchſtaben mit dem Rüſſel zeichnen, auf ſchräg geſpannten Seilen (aber was für Seile mußten das

fern!) hinauf und rückwärts hinunter gehn; viere trugen auf einer Sänfte einen fünften, der eine Kindbetterin vorstellte. Die Elephanten des Germanicus, dem der Versuch gelungen war, sie in Italien im Zustande der Zahmheit fortzupflanzen, führten einen Tanz auf, nicht bloß nach dem Takte, sondern mit Bewegungen, die dem Charakter der Musik angemessen waren; paarweise geordnet, und nach dem Unterschied der Geschlechter mit männlichem und weiblichem Putz angethan, lagerten sie sich auf Polstern und Teppichen um eine prächtig besetzte Tafel, und nahmen aus goldenen oder silbernen Bechern und Schüsseln bedächtig ihre Mahlzeit ein; wie versichert wird, mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes. Es läßt sich denken, wie ein so groteskes Schauspiel die gaffende Menge entzückte, welche durch den Anblick eines weißen Elephanten, wie der satirische Dichter klagt, von der geistreichsten dramatischen Darstellung weggelockt zu werden pflegte. *) Weiße Elephanten konnten wohl nur aus Indien kommen, (vermuthlich zur See über Alexandria) und zwar aus der jenseitigen Halbinsel: wenigstens erinnre ich mich nicht, daß diese Spielart anderswo erwähnt würde. Bahnte sich die Gewinnsucht der Unternehmer, welche die Schaulustigkeit der Menge immer durch etwas neues zu reizen wußten, einen so weiten Weg? oder brachten die Gesandten der Seres und Inder dem Augustus solche Ehrengeschenke mit? Gewöhnlich versah jedoch Mauritanien den Circus mit Elephanten; die Imperatoren schickten eigene

*) Sive elephas albus vulgi converteret ora.

Horat.

Beamte auf die Jagd dahin aus. *) Daß Aethiopien zu dieſem Zweck den Römern nicht zugänglich genug war, läßt ſich aus dem ſchon erwähnten Entdeckungszuge unter dem Nero ſchließen.

Für die Phyſiologie der Thiere haben die Alten ſeit dem Ariſtoteles wenig oder nichts geleiſtet; was ſie aber von den Sitten und Fähigkeiten ſolcher Thiere melden, welche ſie aus lebendiger Beobachtung kannten, verdient gründlich erwogen zu werden. Insbeſondere iſt dieß der Fall mit ihren Erzählungen von Elephanten. Sie hatten hier die Fülle der Erfahrung voraus, wegen des vielfältigen Gebrauchs im Kriege und wegen der Spiele des Circus. Durch den Umgang des Menſchen mit den Thieren wird das Individuelle in ihnen entwickelt, da ſie im freyen Zuſtande bloß einen allgemeinen Gattungscharakter zu haben ſcheinen; und das Außerordentliche, was unter einer großen Anzahl von Fällen vorkommen mag, iſt nicht ſo ſchlechthin abzuläugnen. Der Europäiſche Naturforſcher, der wenige Elephanten vereinzelt, und in einer kümmerlichen Gefangenſchaft beobachtet hat, iſt nicht eben ſonderlich berechtigt, in dieſem Stücke die Zeugniſſe der Alten zu beſtreiten.

Außer den ſchriftlichen iſt aber noch eine andere Art von Zeugniſſen aus dem Alterthume zu uns gelangt: ich meyne die Darſtellungen der bildenden Kunſt. Es ſey mir erlaubt, die Naturforſcher aufmerkſam hierauf zu machen. Die Zoologie dürfte überhaupt verſchiedene noch unbenutzte Berührungspunkte mit der Archäologie haben; bey dem vorliegenden Gegenſtande tritt ein beſonderes Intereſſe ein,

*) Aelian. de nat. animal. L. X., cap. 1.

weil man mit der Gränzbeſtimmung der Unterarten, worin ſich die Gattung theilt, noch nicht im reinen iſt, und weil die Alten Elephanten aus Gegenden abgebildet haben, aus welchen den neueren Naturforſchern entweder noch keine zugekommen ſind, oder gar keine mehr zukommen können. Sobald wir die Herkunft eines alten Bildwerkes wiſſen, können wir auch ſagen, in welchem Lande ein darauf vorgeſtellter Elephant einheimiſch war. In Griechenland und Vorderaſien hatte man ſeit Alexander dem Großen keine andere als Indiſche Elephanten vor Augen; in Aegypten unter den Ptolemäern; Aethiopiſche; und in Rom zur Zeit der Kaiſer, Mauritaniſche. Ich will nicht behaupten, daß jedesmal neue Studien nach der Natur gemacht worden ſeyen: aber der Künſtler richtete ſich nach ſchon vorhandenen Kunſtwerken, oder das häufig geſehene Thier ſchwebte ſeiner Einbildungskraft vor, nothwendiger Weiſe mit dem beſondern Charakter der Landesart. Dieß würde nur dann wegfallen, wenn die Geſtalt ganz willkührlich, und nach einer auf Uebereinkunft gegründeten Manier vorgeſtellt worden wäre. Aber von den alten Künſtlern, welche auf viele Thiergattungen, auch ſolche, die nicht zu den günſtigſten Gegenſtänden für die Sculptur gehören, ſo großen Fleiß gewandt, einen ſo ſcharfen Sinn für Thierphyſiognomik bewährt haben, iſt dieß höchſtens da zu beſorgen, wo die Figur als Nebenwerk angebracht iſt, wie z. B. der Elephant in den Basreliefs von Bachiſchen Zügen. Hier iſt das Verhältniß ſeiner wahren Größe zu den daneben ſtehenden menſchlichen Figuren dem Ebenmaaße des Ganzen zu lieb vernachläßigt; zu der conventionellen Darſtellungsweiſe gehört es auch, wenn der ganze Körper mit

ſchräg ſich durchkreuzenden Linien wie mit einem Netzwerk überzogen iſt, um die Runzeln und Falten an der Haut des Elephanten auszudrücken, die ja doch ihre anatomiſche Bedeutung haben. Gewiß aber wurde nach der Natur gearbeitet, wenn das coloſſale Thier an einem Denkmale als Hauptgegenſtand vorkam. Solche größere Werke nahm dann der Arbeiter im kleinen, z. B. der Verfertiger eines Münzſtempels, zum Muſter. Von den Münzen der Seleuciden habe ich ſchon geſprochen. Auf den Römiſchen Münzen kommen ebenfalls ſehr häufig Elephanten vor, theils einzeln, theils zu Bigen und Quadrigen zuſammengeſtellt. Julius Caeſar führte einen Elephanten auf ſeinen Münzen. Man hat ſeltſame Erklärungen dafür ausgedacht; es war ein Sinnbild der Eroberung von Africa, wie auf andern Münzen des erſten Caeſars ein Crocodil das eroberte Aegypten bezeichnet. Unter den folgenden Kaiſern deutet der einzelne Elephant auf außerordentliche Feſte des Circus: die Umſchrift MUNIFICENTIA AUG. weiſet es beſtimmt aus. Die Römer haben zuweilen wirklich Elephanten vor einen Wagen geſpannt; zuerſt Pompejus bey ſeinem Africaniſchen Triumphe, aber es fand ſich, daß das Thor zu ſchmal war, um ſie hindurchzubringen. Die Elephanten-Quadrigen auf den Kaiſermünzen ſind jedoch nicht ſowohl auf dergleichen Triumphzüge zu beziehen, als auf öffentliche Denkmale, wo die Statuen der Imperatoren auf Quadrigen geſtellt waren. Dieß iſt um ſo gewiſſer, da uns die Münzen auch Triumphbogen mit zwey Elephanten-Wagen auf der oberen Fläche zeigen. Der Elephant iſt alſo in Rom häufig in Erz oder Marmor groß abgebildet worden, und dazu konnte es dem Künſtler niemals an lebendigen

Modellen fehlen. Es wäre demnach zu wünschen, daß die Römischen Münzen, worauf Elephanten ausgeprägt sind, (versteht sich die Originale, und zwar in gut erhaltenen Exemplaren; denn auf Kupferstiche ist bei einer so feinen Unterscheidung nicht zu fußen) mit einem zoologisch gelehrten Auge betrachtet, und mit größeren antiken Kunstarbeiten verglichen würden. Vielleicht ließe sich dadurch ausmitteln, ob der Mauritanische Elephant in seinem ganzen Bau dem Südafricanischen glich, oder ob er noch einen besondern, weder mit dem Südafricanischen noch mit dem Indischen übereinstimmenden Geschlechtscharakter hatte, und einer dritten jetzt ausgestorbenen Art angehörte. Es wäre gewagt, das, was gleichförmig wiederkommt, dergleichen ich schon an wenigen vorliegenden Originalen bemerken kann, z. B. das höhere Gestell der Beine, den nicht gegen die Schenkel schräg abhängigen Rücken, die großen Ohrlappen, u. s. w. für bloße Zeichnungsfehler zu erklären.

Wir sind freylich noch sehr mangelhaft mit Abbildungen Africanischer Elephanten in den zoologischen Werken der Neueren versehen. Eine einzige, und noch dazu eine mittelmäßige, findet sich bey der Abhandlung von Perrault. Dieser Elephant war aus Congo, und von einem Könige von Portugall Ludwig dem Vierzehnten geschenkt worden. Der Holzschnitt in Geßners Thierbuch, worin sonst so viele charakteristische Figuren zu loben sind, soll, nach den ungeheuern Ohrlappen zu urtheilen, ebenfalls einen Africanischen Elephanten vorstellen, sieht aber keinem erschaffenen Dinge ähnlich, und der Herausgeber hätte wohl gethan, dabey zu bemerken, wie bei einer Zeichnung des Ures: „es „sey nicht die rechte wahre Bildtnuß, und wolle sich nit

„bekunken, ganz eigentlich contrafetet seyn.“ Der Indische Elephant ist häufig abgebildet, jedoch selten vorzüglich. Die besten Zeichnungen, die man hat, sind die in der Folio-Ausgabe der oft erwähnten Königlich Französischen Menagerie: besonders der weibliche Elephant in leidenschaftlicher Bewegung ist meisterhaft. Möchten nur öfter talentvolle Zeichner ihre Dienste der Zoologie widmen! *) Wenn die Abbildung eines Thieres in künstlerischer Hinsicht getadelt werden muß, so kann sie schwerlich zoologisch befriedigend seyn.

Seit dem Julius Caesar schweigt die Römische Geschichte einige Jahrhunderte lang von Kriegselephanten. Didius Julianus machte in der Noth, als er den Angriff seines Nebenbuhlers erwartete, einen schwachen Versuch, die in Rom zum Behuf der Aufzüge und Feste befindlichen Elephanten zum Kriege abzurichten; **) sonst haben die Römischen Kaiser sich deren niemals bedient. Auch die Könige der Parther hatten keine Kriegselephanten, aber in dem neueren Persischen Reiche kommen sie sogleich wieder zum Vorschein, und in den Kriegen gegen die Sassaniden haben die Römischen und Byzantinischen Heere oftmals Schaaren derselben zu bekämpfen gehabt. Daß die Persischen Monarchen aus dieser Dynastie fortwährend Kriegselephan-

*) Was die Verbindung künstlerischen Sinnes mit gründlicher Einsicht in die vergleichende Anatomie und Physiologie leisten kann, davon sieht man ein Beyspiel an dem vortrefflichen Werk über die Pferde von Hrn. d'Autenn. Der Verfasser hat auch über den Elephanten und über die untergegangenen Arten dieser Gattung viele Studien gemacht.

**) Herodian. L. II, cap. XI. 18.

ten unterhalten haben, ist eine Thatsache, und wir brauchen uns dabey nicht auf das zweydeutige Ansehen der Neupersischen Geschichtschreiber zu berufen. Es wird von Augenzeugen, und zwar eben sowohl im vierten als im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, eben sowohl vom Ammianus Marcellinus als vom Prokopius berichtet. Nur bey den Zahlen möchten sich, zuweilen in den Römischen, öfter in den morgenländischen Geschichtschreibern, starke Uebertreibungen eingeschlichen haben. Gibbon hat schon mit Recht die siebenhundert Elephanten in dem Heere des ersten Sassaniden, Artaxerxes, samt dem angeblichen Siege des Alexander Severus, verdächtig gemacht.*) Dem Kosru Parviz, oder Cosroes dem Zweyten, werden zwölfhundert Elephanten zugeschrieben: natürlich vermöge der Indischen Eroberungen Nushirvans. Die Persischen Geschichtschreiber lassen diesen Monarchen durch seine Feld-

*) Gibbon hist. etc. chap. VIII, note 49. Gibbon geht jedoch viel zu weit, wenn er behaupten will, so große Zahlen von Elephanten seyen überhaupt niemals zum Kriege gebraucht worden, weder in Indien selbst, noch auswärts. Der vielbelesene, oder um mich genauer auszudrücken, der zierlich belesene Geschichtschreiber vergaß, als er die obige Anmerkung abfaßte, den Sandrokottus, die Schlacht bey Ipsus, und vieles andre, was eben so gut beglaubigt ist, als wäre es gestern oder heute geschehen. Was können die Berichte neuerer Reisebeschreiber von der verfallenen Macht des großen Mogols, und von dem Kriegsbestande heutiger Indischer Fürsten, da das Feuergewehr den Elephanten beynahe unnütz gemacht hat, für jene alte Zeit beweisen, wovon Plinius sagt: elephanti magna ex parte Orientis bella conficiunt? Plutarch (Alex. c. 62.) macht die treffende Bemerkung, die Angabe von den sechstausend Elephan-

herrn (er gab sich nicht einmal selbst die Mühe) ganz Indien wie im Fluge erobern; ja bis Serendib, d. h. bis auf die Insel Ceylon, soll sein Heer vorgedrungen seyn. *) Das letzte ist doch, selbst für eine morgenländisch geblümte Rhetorik eine zu starke Hyperbel, und ich gestehe, ich glaube es nicht buchstäblicher, als was Mirkhond sagt, der Stifter der Dynastie, Ardeshir, habe alle Lande des Erdkreises seinem Scepter unterworfen. **) Nachdem nun Nushirvan solchergestalt Meister von ganz Indien war, fand er für gut es wieder zurückzugeben, und sich mit einer Landschaft an der Gränze zu begnügen: eine verständige Vorsicht des Geschichtschreibers, damit man nicht frage, was nachher aus diesen Eroberungen geworden. Die Wahrheit ist, daß die Sassaniden, eben so wenig als die Achaemeniden, jemals irgend etwas jenseits des Indus beherrscht haben. Mich dünkt, wir erweisen der zerbrechlichen Größe jener Dynastie alle mögliche Ehre, wenn wir annehmen, ihr Reich habe, als sie den Gipfel ihrer Macht erreicht hatten, Cabul und Afghanistan unter sich begriffen. Ihre Kriegselephanten konnten die Sassaniden sich auf dieselbe Weise verschaffen, wie die Seleuciden, die ja auch anfangs wahre Könige von Persien waren: nämlich durch Verträge mit benachbarten Indischen Fürsten der nördlichen Halbinsel. Die Zahlen müssen auf das wahrscheinliche

ten des Königs der Prasier und Gandariten sey gewiß nicht übertrieben gewesen; dieß erhelle daraus, daß nicht lange nachher Sandrokottus dem Seleukus fünfhundert abgetreten habe.

*) Silvestre de Sacy Antiquités de la Perse. Traduction de l'histoire de *Mirkhond*, p. 372.

**) Ebend. p. 278.

nach diesem Verhältniß zurückgeführt werden. Daß in diesem Zeitraume, besonders in der letzteren Hälfte, ein sehr lebhafter Verkehr zwischen Persien und Indien Statt gefunden, ist ausgemacht: Indien erscheint dabey, selbst nach den Persischen Erzählungen, immer im Lichte einer überlegenen Cultur, in Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiß; immer mittheilend, niemals empfangend. Dieß verdient eine eigene Erörterung, der ich hier nicht vorgreifen will. Von den litterarischen Mittheilungen unter Nushirvan wird fast nur eine einzige Anekdote erwähnt, die Reise seines Leibarztes Barzuyeh, und die Uebersetzung des Hitopadesa. Ich bin gleichwohl überzeugt, man wird bey näherer Untersuchung noch vieles entdecken, was bisher für ursprünglich Persisch oder Arabisch gegolten, in der That aber damals aus Indien gebracht worden ist, und durch Persien und die Pehlvi-Sprache hindurch sich in andern Ländern und Sprachen verbreitet hat.

Ich habe gleich im Anfange dieser Abhandlung behauptet, die einheimischen Völker Africa's hätten den Elephanten niemals zu zähmen und abzurichten gewußt. Um nichts zu verschweigen, was man hiegegen einwenden möchte, muß ich noch eine späte Erwähnung vom Gebrauche der Kriegselephanten in Abyssinien anführen, welche sich seltsamer Weise in einem Buche findet, wo man sie nicht erwarten sollte, im Koran. Abrahah, des Kaisers von Abyssinien Statthalter im glücklichen Arabien, soll, eben im Geburtsjahre Mahomeds, gegen Mecca angerückt seyn, um die Kaaba zu zerstören. In seinem Heere, wird versichert, seyen Elephanten gewesen. Der, auf welchem Abrahah ritt, habe gleich beym Anblick der heiligen Stadt,

von Schrecken getroffen, die Flucht genommen; ihm seyen die übrigen gefolgt. Ein Schwarm von Wunderrögeln habe hierauf die fliehenden Krieger Abrahah's sämtlich mit herabgeworfenen Steinchen zerschmettert. So erklären die Ausleger den dunkeln Text des Korans im hundert und fünften Abschnitt, oder dem Surat Alfil. *) War dieß nun etwa seit den Zeiten der Ptolemäer im obern Aethiopien üblich geblieben? Oder hatten die Abyssinier den Sassaniden, bey Gelegenheit ihrer Arabischen Kriege, den Gebrauch der Elephanten abgelernt? Oder wußten sie davon vermöge einer unmittelbaren Verbindung mit Indien? Oder endlich, hat der Prophet das ganze Mirakel nur in einer seiner verworrenen Visionen erträumt? Ich muß den Kennern der Arabischen und Abyssinischen Sprache und Geschichte überlassen, dieß auszumachen. Wie dem aber auch sey, der obige Satz, daß die Ureinwohner Africa's die Elephanten von jeher nur erlegt, und sich mit ihrem Fleische genährt, aber ohne fremde Einwirkung sie nicht zu zähmen verstanden haben, wird dadurch keinesweges angefochten. Denn die Abyssinier sind ja Arabischen Ursprungs, und erst spät in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert. Indessen werde ich nachher eine Spur in der Abyssinischen Sprache bemerken, die uns in dieser Hinsicht gerade nach Indien hinweist.

Ich habe bis hieher die vornehmsten Zeugnisse der Alten über den Gegenstand dieses Aufsatzes zusammengestellt, mit beständiger Hinsicht auf das Land unserer Forschung, auf dessen Stellung gegen Vorderasien und die ganze Westwelt,

*) Herbelot Bibl. orient. art. *Abrahah.*

auf den innern Zuſtand und die Wirkungen nach außen. Jetzt will ich aus der Sprache, der Mythologie und Poeſie, endlich aus der bildenden Kunſt Indiens einiges mittheilen, was entweder für die Denkart und Sitten der Einwohner bezeichnend iſt, oder dazu dienen kann, die Naturgeſchichte des Thieres in einigen Zügen lebendiger auszumahlen.

Zuvörderſt die Namen des Elephanten. Sie ſind ſehr zahlreich im Sanskrit: wie natürlich, bey einem Gegenſtande, der im täglichen Leben in den mannichfaltigſten Beziehungen vorkommt, auf welchen aber zugleich die Poeſie, wegen des Großen und Außerordentlichen, ihre Anſprüche niemals aufgeben kann.

Ich will die Namen nicht vollſtändig aufzählen, ſondern nur diejenigen ausheben, die wegen ihrer klar vorliegenden Deutung bemerkt zu werden verdienen, oder die uns bey der Vergleichung mit andern Sprachen auf eine etymologiſche Spur führen können. *)

Von dem Rüſſel heißt der Elephant hastin, karin; von hasta, kara, die Hand. Die Vergleichung liegt ſehr nahe, und Ariſtoteles hat ſie bereits gemacht; die Lateiner nennen den Rüſſel manus, eben ſowohl wie die Indier.

Die beſondre Art des Elephanten zu trinken, daß er nämlich das Waſſer zuerſt mit dem Rüſſel ſchöpft, und es dann in die Kehle gießt, wird durch die Namen dvipa, zweimal trinkend, anêkapa, mehr als Einmal trinkend, mit ſinnreicher Kürze ausgedrückt.

---

*) Wegen der Geltung der Buchſtaben in den Indiſchen Wörtern verweiſe ich auf das S. 47 bemerkte.

Von den hervorstehenden Fangzähnen heißt der Elephant dantin, entsprechend dem Lateinischen DENTATUS, dem Französischen *dentu*, von danta, der Zahn; dvirada, der zweyzahnige, von rada, der Zahn; die Wurzel ist RAD, *rodere*. Ferner kunjara, von kunja, welches schon einen Elephantenzahn insbesondre bedeutet. Da nicht alle Elephanten Fangzähne haben, diese aber für die Kriegerischen eine unentbehrliche Waffe sind, so werden die daher abgeleiteten Benennungen oft mit andern zusammengefügt. Seltsam genug heißt nâga zugleich eine Schlange und ein Elephant. Ich weiß nicht, ob dabey eine Vergleichung der Beweglichkeit des Rüssels mit dem Körper der Schlange zum Grunde liegt, oder ob beyde Geschöpfe den Namen führen, weil ihre Heimath in den Waldungen der Gebirge ist. Naga kann nämlich von naga, der Berg, durch Verlängerung des ersten Vocals patronymisch abgeleitet seyn. Ich vermuthe das letzte, weil auch nagaja, der Bergerzeugte, vorkommt.

Warum man dem Elephanten auch den Namen der Lotosblume, padma, gegeben, ist mir noch nicht erklärlich. Ich hätte es bey dem Namen eines der Weltelephanten, Mahâpadmas, (S. 88) bemerken sollen.

Im gemeinen Leben scheint gaja die üblichste Benennung gewesen zu seyn, welche daher in neuere volksmäßige Mundarten, nur mit etwas veränderter Aussprache, übergegangen.

Da in Asien der Elephant durchaus nur in Indien einheimisch ist, so wäre die Voraussetzung natürlich, der Name werde zugleich mit der Sache in die westlichen Länder gekommen seyn. Dieß bestätigt sich aber nicht in Absicht

auf die Griechiſche Sprache. Zuerſt bedeutete, wie wir geſehen haben, ἐλέφας das Elfenbein, und wurde längſt, ehe man von Indiſchen Elephanten wußte, vermuthlich durch Griechiſche Reiſende an der weſtlichen Küſte Nordafrica's, auf das Thier übertragen. Die Armuth der ſonſt ſo reichen Sprache in dieſem Stücke konnte Misverſtändniſſe veranlaſſen. Pauſanias nimmt einmal zu Umſchreibungen ſeine Zuflucht; *) dem Plinius iſt es lächerlicher Weiſe begegnet zu verſichern, die gefangenen Elephanten würden durch ein Getränk aus Gerſte ſchleunig zahm gemacht, da der Griechiſche Schriftſteller, dem er folgte, hatte ſagen wollen, das Elfenbein könne durch einen Aufguß auf Gerſte in einem gewiſſen Grade erweicht werden. **)

Von dem Worte ἐλέφας hat man verſchiedene Ableitungen verſucht, die aber ſchwerlich als befriedigend betrachtet werden können. Mich dünkt, man darf dabey zweyerley nicht aus den Augen verlieren: einmal die urſprüngliche Homeriſche Bedeutung; dann, daß man nicht von dem Nominativ, der durch Ausſtoßung zweyer Buchſtaben verſtümmelt iſt, ſondern von dem vollſtändigen Worte, das in den übrigen Biegungen zum Vorſchein kommt, ΕΛΕΦΑΝΤος, Rechenſchaft abzulegen hat.

In den Gloſſarien des Zend und des Pehvi, womit wir uns bis jetzt behelfen müſſen, finde ich aus der erſten

*) Pausan. Att. c. XII, 4.

**) Plin. Hist. nat. L. VIII, c. 7. „Capti celerrime mitificantur hordei succo.“ Cf. not. Franz. Vgl. *Quatremère-de-Quincy* Jupiter Olympien p. 119.

Sprache gar keinen Namen, aus der zweyten solche, die sich an nichts mir bekanntes anknüpfen. Pehlvi: Baubarbita, Elephant; Zangrota, wütender Elephant. *) Dagegen ist der Persische Name pil in den Aramäischen Sprachen des vordern Asiens weit verbreitet. Ich überlasse es den Kennern dieser Sprachen, auszumitteln, in welcher Folge dieses Wort aus einer in die andere übergegangen, und wo es am ursprünglichsten einheimisch zu seyn scheint. Nur bemerke ich, daß es sich auch im Sanskrit findet, und zwar in einer vollständigeren Form: pilu. Der Verfasser des Amara-Kosha hat zwar in dem Abschnitte vom Elephanten diesen Namen übergangen, ihn aber unter den vieldeutigen Wörtern aufgeführt. Denn pilu bedeutet außerdem eine besondere Baumart, und einen Pfeil, dieß letzte übereinstimmend mit dem Lateinischen PILUM, dem Schwedischen pil u. s. w. In dem Ergänzungs-Wörterbuche Trikanda-Sesha wird nebst verschiedenen andern Benennungen des Elephanten auch diese nachgeholt. **) Im Medini, einem alphabetischen Wörterbuche der Homonymen, und im Haravali, einem Verzeichniß ungewöhnlicher Ausdrücke, gleichfalls. ***) Die classische Gültigkeit des Wortes im Sanskrit ist also hinlänglich gesichert. Ich erinnre mich nicht, daß es mir bey der Lesung Indischer Bücher vorgekommen wäre, und kann daher nicht angeben, in was für Schriften, und in wie alten es gebraucht wird. Auch weiß ich nicht, woher die Indischen Grammatiker es ableiten; nach

*) Zend-Avesta, nach Anquetil von Kleuker. Th. III, S. 173, 183.

**) Trikânda-Sèsha, pag. 32, sl. 33.

***) Mèdini, p. 144, sl. 32. Hâràvali, p. 2. sl. 14.

der Form vermuthe ich, daß es zu den durch die Unâdi-Affixe gebildeten Wörtern gerechnet wird.

Indeſſen muß, wie mich dünkt, das bloße Daſeyn dieſes Wortes im Sanskrit der etymologiſchen Unterſuchung eine neue Wendung geben. Denn für dieſen Gegenſtand ausländiſche Wörter in Indien einführen wollen, das hieße in der That Holz in den Wald tragen. Da nun das Wort pil im Hebräiſchen Text des alten Teſtaments nirgends, ſondern zuerſt in den Chaldäiſchen und Syriſchen Paraphraſen vorkommt, da es ferner, wie ein gelehrter Orientaliſt mir verſichert, im Arabiſchen vereinzelt daſteht, ſo iſt wohl das wahrſcheinlichſte, daß es mit den Indiſchen Elephantenführern zuerſt nach Perſien gekommen, und von da in die Aramäiſchen Sprachen übergegangen.

Freylich, wenn auf die vorhin angeführte Deutung des Aegyptiſchen Philae zu fußen wäre, ſo hätten wir eine weit ältere Spur auswärtiger Mittheilung. Das Koptiſche kommt uns hiebey nicht zu Hülfe: denn die Koptiſchen Namen des Elephanten, ΕΛΦΙΝΟΣ oder ΔΕΛΦΙΝΟΣ, die ich bey Kircher angegeben finde, ſcheinen aus der Corruption des Griechiſchen entſtanden zu ſeyn. Wenn es ſich jemals beweiſen ließe, daß der Elephant im Altaegyptiſchen phil geheißen habe, ſo würde dieß bey den Forſchungen über eine vorgeſchichtliche Verbindung zwiſchen Indien und Aegypten allerdings zu berückſichtigen ſeyn.

Dieſes Wort hat denn auch durch Vermittlung des Arabiſchen ſeinen Weg in einige Europäiſche Sprachen gefunden. Das Elfenbein heißt auf Spaniſch mar*fil*, auf Portugieſiſch mar*fim*; der Läufer im Schachſpiel auf Spaniſch *alfil* (rein Arabiſch mit dem Artikel) oder durch eine verderbte

Aussprache *arfil*. Es ist bekannt, daß unter den vier Gliedern eines Indischen Heeres die Figuren, welche wir Läufer nennen, die Elephanten, die Thürme oder Rochen aber die Streitwagen vorstellen.

Wenn das Wort fil im Arabischen einheimisch wäre, so sollte man erwarten, es in der Sprache der Abyssinier wieder zu finden. Aber der Name des Elephanten im Aethiopischen ist nage, *) durchaus Indisch. Dieses deutet auf eine Mittheilung: in welchem Zeitalter sie aber vorgefallen seyn mag, wage ich nicht zu entscheiden.

Der Lateinische Name barrus ist unstreitig Africanischer Herkunft; vielleicht Punisch, denn in der Mauritanischen Sprache soll ja der Elephant caesar geheißen haben. Der Name des Elfenbeins, ebur, beweist daß die Italischen Völker diese Waare nicht erst durch die Griechen kennen gelernt haben, ist mir jedoch übrigens vollkommen räthselhaft.

Im Amara-Kosha ist der Elephant nicht zugleich mit den Lastthieren, dem Ochsen, dem Kameel u. s. w., abgehandelt, sondern in dem Abschnitt vom Kriege, neben und vor dem Pferde. Wir dürfen dabey nicht übergehen, wie in demselben Buche das Verhältniß der Bestandtheile eines Kriegsheeres bestimmt wird. Ein Elephant, ein Streitwagen, drey Reiter, fünf Fußknechte: diese zehn Stücke machen eine Rotte aus; 2,187 solche Rotten ein vollständiges Heer; dieses verzehnfacht ein großes Heer, akshauhini genannt. **) Der Grammatiker hat dieß ohne Zweifel aus

*) Bochart. Hieroz. p. 248. Ludolfi Lex. Aethiop. p. 317 et 198. Nage, *elephas*, Karus-nage, *ebur*, *proprie cornu elephanti*.

**) Cosha by Colebrooke, p. 202, Anm. 1 und 2. Vgl. die Anmerkung der Herausgeber des Ramay. Vol. 1, p. 243.

theoretiſchen Schriften über die Kriegskunſt geſchöpft. Alles gründet ſich dabey auf die Zahlen: 4, 10, 3 und 7. Der Glieder des Heeres ſind vier; der einzelnen Stücke in einer Rotte zehn; und die Zahl der geſoderten Rotten iſt die ſiebente Potenz von drey. Es verſteht ſich wohl, daß es in der Wirklichkeit nicht immer ſo beobachtet wurde, aber es iſt ſchon merkwürdig genug, daß man die Sache nach einem arithmetiſchen Princip hat ordnen wollen. Im Verhältniß zu den übrigen Beſtandtheilen ſcheint die Zahl der Elephanten nach den geſchichtlichen und ſelbſt nach den mythiſchen Beyſpielen zu hoch angegeben zu ſeyn. Doch muß man nicht vergeſſen, daß zur Bemannung jedes Elephanten vier Menſchen, jedes Streitwagens wenigſtens zwey gehörten, daß alſo mit einem großen Heer 306,150 Menſchen in der Schlachtordnung geſtanden hätten.

Ich finde nirgends eine Ueberlieferung oder mythologiſche Sage von der erſten Zähmung des Elephanten. Es iſt damit wie mit allen Grundlagen der Indiſchen Cultur: ſie werden überall ſchon vorausgeſetzt, und reichen über Menſchengedenken hinaus. Die Sage der Perſer fabelt hierüber prahleriſch, eben weil ſie gar keinen Anſpruch darauf zu machen haben; die Sage der Indier ſchweigt in der Sicherheit des Beſitzes. Das Thier erſcheint als ein Lebensgenoß der Götter wie der Menſchen, wenn Indras, der Monarch des Firmaments, auf einem Elephanten reitet; als ein williges Laſtthier, in kosmogoniſcher Beziehung ſogar, wenn den acht Cardinalpunkten des Erdkreiſes tragende Elephanten untergeſtellt werden.

Wie hoch die Indier die geiſtigen Fähigkeiten dieſes Thieres von jeher geſchätzt haben, erhellet zur Genüge aus

einem einzigen mythologiſchen Symbol: Ganeſas, der Gott aller Wiſſenſchaft und ſinnreichen Kunſt, wird mit einem Elephantenkopf abgebildet. Die organiſchen Bedingungen, ohne welche die Vernunft und alles Vernunftähnliche ſich nicht entwickeln kann, ſind bey dem Elephanten vorhanden. Er hat an ſeinem Rüſſel ein Werkzeug mannichfaltiger und willkührlicher Bewegung, verſehen mit einem feinen Taſtſinn, wovon die meiſten Thiere faſt gänzlich entblößt ſind; und dieſe Hand iſt zugleich das leitende Organ für die Empfindungen des Geruchs, des Sinnes, dem die Unterſcheidung der innern chemiſchen Eigenſchaften der Dinge anheim fällt. Was der Elephant behendes leiſtet, ſetzt wegen ſeines maſſiven Baues und ſeiner ſcheinbaren Unbeholfenheit um ſo mehr in Erſtaunen. Ganz ſo iſt die Wiſſenſchaft der Urwelt beſchaffen, welche unter der Laſt der Sinnenwelt mühſam ſich aufringend, dennoch mit unübertrefflicher Sicherheit und Zartheit, ja mit einer gewiſſen Spitzfindigkeit, die unkörperliche Wahrheit herausgreift.

Gegen das Symbol, als ſolches, wäre alſo nichts einzuwenden: aber ſichtbar vorgeſtellt, bleibt es immer eine entſetzliche Misgeſtalt. Aus allgemeinen Grundſätzen läßt ſich einſehn, daß ein Thierkopf, was für einer es auch ſeyn möge, auf einem Menſchenkörper widerwärtig ſeyn muß. Alles an der menſchlichen Geſtalt ſpricht die Menſchheit aus, aber das Geſicht in unendlich hervorſtechendem Grade; und wenn nun hier die erregte Erwartung getäuſcht wird, wenn uns, wo Geiſt und Gemüth aus einem Antlitz hervorſtrahlen ſollte, das finſtere Leben der Thierheit ſtarr entgegentritt, ſo werden wir gewaltſam zurückgeſtoßen. Auf der andern Seite müſſen einem Geſicht auch einige menſchliche Glie-

der zugesellt seyn, um den Uebergang zur Thiergestalt zu vermitteln. Dieß haben die Aegyptischen Künstler bey den Sphinxen beobachtet, die Griechischen bey den Centauren, Satyrn, Tritonen u. s. w., nach den feinsten Wahrnehmungen des Naturſinnes. Die Griechische Kunst hat das Geheimniß, schöne Ungeheuer zu erschaffen, woran der physiologische Widerspruch durch die physiognomische Harmonie verkleidet wird, in allen Abstufungen erschöpft; nur wenn die mythologische Aufgabe gar zu bestimmt lautete, mußte sie auch einen Minotaurus oder einen Hebon bilden, Gestalten, mit welchen das Auge sich niemals aussöhnen kann. In Griechenland hat sich die Kunst erst spät nach langem Kampfe der priesterlichen Vormundschaft entzogen, wie die Poesie schon früher gethan hatte. Zuvor sahen die Idole der Griechen nicht besser aus, als die der übrigen Völker; sie haben eine Ceres mit einem Pferdekopf angebetet, und im Zeitalter der höchsten Bildung hat die Diana von Ephesus sich priesterlich ungeheuer behauptet. Bey den Aegyptiern herrschte das Symbol unbedingt, daher die endlosen Sperber- Ibis- Crocodilen- Löwen- Widder- Jackals- und Hundsköpfe auf Menschenleibern. Ganesas steht dagegen in seiner Art fast vereinzelt da; die Einbildungskraft der Indier hat sich mehr auf die Vervielfältigung menschlicher Glieder gewendet. Wenn man daher an den Indischen Götzenbildern, als etwas unerhörtem, ein neues Aergerniß verkündigt hat, so scheint man das ganze polytheistische Alterthum vergessen zu haben.

Die Mißgestalt des Ganesas wird vielleicht durch eine Nachahmung der Natur gemildert, die etwas naives und drolliges hat. Der Elephant faßt gern Büschel von Zweigen

und Laub mit dem Ende des Rüſſels, um die Fliegen damit zu ſcheuchen: ſo ſteht nun auch Ganeſas ehrerbietig neben ſeinem Vater, wie die Diener der Großen zu thun pflegen, und ſchwingt mit dem gehobenen Rüſſel den koſtbaren Fliegenwedel, das Chamaram. Oder er ſitzt mit einem offnen Schächtelchen voll Süßigkeiten auf der Hand, und langt ganz gravitätiſch mit dem Rüſſel etwas heraus, wie der Elephant auch dergleichen Näſchereyen liebt.

An der Lehre von der Seelenwanderung läßt ſich ermeſſen, welchen ſittlichen Rang die Indiſchen Denker dem Elephanten unter den Thieren einräumten. Die Körper und Formen, in welchen die Seele in ein neues Leben eintritt, werden beſtimmt nach der Eigenſchaft oder dem Princip des Handelns, das in dem irdiſchen Leben eines Menſchen vorwaltend geweſen. Dieſer Principien ſind drey: die Weſenheit oder das Wahre und Gute; die Leidenſchaft; und die Finſterniß, d. h. die ſinnliche Selbſtheit. Die Seelenwanderungen derer, bey welchen das erſte vorgewaltet, ſind ſämtlich Verklärungen oder wahre Apotheoſen; auch die Seelen der zweyten Ordnung treten nur in menſchlichen oder übermenſchlichen Geſtalten wieder auf; die Bannung in Thierkörper iſt einzig denen vorbehalten, welche ſich der finſtern Eigenſchaft ergeben haben. Und hier ſind wiederum drey Stufen: zu der unterſten gehört die Metempſychoſe in mineraliſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen, in allerley Gewürm, Fiſchen, Schlangen, Amphibien, zahmem Vieh, und dem unedlen Raubthier, dem Jackal. Ferner heißt es dann in den Geſetzen des Manus: „Elephanten, Roſſe, „Menſchen des knechtiſchen Standes und Barbaren (Mlêch„chha's), Löwen, Tiger und Eber, ſind die mittleren Zu-

„stände, wozu die Eigenschaft der Finsterniß führt.“ Auf der obersten Stufe dieser Ordnung kommen keine thierischen Metempsychosen mehr vor, außer den Vögeln. Die Betrachtungen, welche diese ganze Lehre veranlassen kann, gehören nicht zu unserm gegenwärtigem Zweck. Was aber die Anordnung in dem angeführten Spruche betrifft, so sollte ich denken, das vornehmste wäre hier vorangestellt, und der Elephant, nächst ihm das Pferd, würden also für die edelsten unter den vierfüßigen Thieren erklärt. Uebrigens sind im Sanskrit die Namen: Löwe, Tiger, Elephant, Stier, einem andern Worte angehängt, gleichgeltende nnd übliche Bezeichnungen des Vorrangs unter irgend einer Ordnung von Geschöpfen.

Zu dem wunderbarsten und unglaublichsten, was die Alten berichtet haben, gehört die Ueberlieferung, der Elephant habe eine Art von Religion. In den Mauritanischen Gebirgen, erzählt Plinius, *) vermuthlich nach dem Juba, steigen die Elephantenheerden bey Erscheinung des neuen Mondes an einen Fluß, Namens Amilo, herab; sie reinigen sich durch feyerliches Besprengen mit Wasser; und nachdem sie das Gestirn begrüßt, kehren sie in ihre Waldungen zurück. Wie leichtgläubig auch die Vorwelt hierüber gescholten werden möge, kann ich gleichwohl nicht umhin, es merkwürdig zu finden, daß diese Mauritanische Sage von der Verehrung des Elephanten vor dem Monde in Indien ebenfalls verbreitet gewesen zu seyn scheint. Eine Fabel des Hitopadesa spielt unverkennbar darauf an, und ungeachtet der phantastischen Freyheit der Gattung sind in diesem Buche die Er-

*) Hist. nat. L. VIII, cap. 1.

dichtungen immer auf allgemein angenommene Voraussetzungen von den Thieren gegründet. Ich setze die ganze Fabel treu nach der Urschrift her. *) Zum Verständnisse ist es nöthig zu wissen, daß der Mond unter andern Sasin heißt, eine possessive Ableitung von sasa, der Hase; oder auch Sasánka, von demselben Wort, und anka, ein Fleck, ein Maal, weil man in den Flecken der Mondscheibe das Bild dieses Thieres zu sehen geglaubt. Der Gott des Mondes, Chandras, trägt zuweilen einen Hasen, oder führt dessen Bild in seiner Fahne.

Man hilft sich wohl mit Vorwänden gegen mächtige Könige:
Durch den Vorwand des Mondhasen lebten die Hasen ferner froh.

Ich sagte: Wie war das? Die Vögel erzählten:

Einsmals, da es selbst in der Regenzeit an Regen mangelte, sagte eine von Durst gequälte Elephantenheerde zu ihrem Anführer: Herr! was haben wir für ein Mittel zu leben? Hat nicht geringes Volk eine bewässerte Wohnung? Und wir, aus Mangel an Bewässerung, gehn irre wie die Blinden. Was sollen wir thun? — Hierauf ging der Elephantenkönig nicht gar weit weg, und zeigte ihnen einen lauteren See. Mittlerweile wurden die an dessen Ufer wohnenden Hasen von den Fußtritten der Elephantenheerde zerquetscht. Ein Hase, Namens Wurmgesicht, bedachte hiebey: Diese Elephantenheerde, von Begierde zu trinken getrieben, wird täglich wiederkommen, dann ist es um unser ganzes Geschlecht geschehn. — Hierauf sagte ein alter Hase, Namens Siegreich: Laßt den Muth nicht sinken! Ich will euch eine Schutzwehr hiegegen

*) Es ist die vierte Fabel des dritten Buchs; in der Londoner Ausgabe S. 75.

schaffen. — Mit diesem Versprechen ging er fort, und indem er so wanderte, überlegte er: Wie soll ich reden, wenn ich der Elephantenheerde gegenüber stehe? Denn

Der Elephant mit Anrühren, mit dem Hauch tödten Schlangen schon,
Auch beschirmend des Lands Herrscher, lächelnd sogar der Böse wicht.

Ich will also auf eine Bergspitze steigen, und mich dem Anführer der Heerde zu erkennen geben. — Als er dieß ausgeführt, sagte der Heerdenführer: Wer bist du? woher kommst du? — Er sprach: Ich bin ein Gesandter, von dem hochheiligen Monde abgeschickt. — Der Heerdenführer sprach: Melde dein Geschäft! — Siegreich sagte:

Wenn auch Schwerter gezückt wurden, spricht ein Gesandter anders nicht:
Der Unverletzlichkeit wegen sagt er frey, was sich ziemt, heraus.

Nun spreche ich auf Dessen Befehl: höre! Weil diese Hasen Mondesschützlinge sind, so ist es nicht wohl gethan, daß du sie vertrieben hast. Weil sie meine Schützlinge sind, führe ich eben die Hasenfahne. — Da der Gesandte so gesprochen hatte, erschrack der Heerdenführer, und sagte: Es ist aus Unwissenheit geschehen, künftig will ich nicht wiederkommen. — Der Gesandte sprach: Deswegen neige dich vor dem hochheiligen Monde, der hier in dem See vor Zorne zittert, versöhne ihn, und geh. — Hierauf führte er ihn in derselben Nacht dahin, ließ ihn in dem Wasser des Sees das wankende Mondbild sehen, und hieß den Elephanten sich verneigen. Göttlicher Herr! sprach er, was er aus Unwissenheit gethan, werde ihm verziehen! — Hiemit wurde von dem Hasen der Elephantenführer entlassen. Darum sage ich:

Man hilft sich wohl mit Vorwänden, und so weiter.

Hier läßt ſich der Elephant gutmüthig betrügen; eben ſo in der Fabel mit dem Jackal, der ihn in einen Moraſt lockt. Man darf ſich nicht wundern, wenn im Hitopadeſa, worin überhaupt eine ſcherzhafte Anſicht von der Thierwelt herrſcht, die Verſtandeskräfte des Elephanten herabgeſetzt werden, wie in folgendem Spruch:

Wichtiger als Stärke iſt Klugheit, durch deren Mangel Elephanten in ſolche Knechtſchaft gerathen ſind. Dieſe Lehre verkündigt gleichſam die Handtrommel des Elephantenlenkers mit ihrem Getöſe.

Die Sache iſt hier nach ſatiriſcher Weiſe einſeitig gefaßt. Freylich verliert der Elephant ſeine Freyheit zuerſt durch Ueberliſtung: aber wenn er nicht einer unüberwindlichen Sympathie für den Menſchen empfänglich wäre, ſo möchte es ſchwer halten, ihn zu einer brauchbaren Unterwürfigkeit zu erziehen.

Sonſt wird an andern Stellen des Buchs viel von ihm gerühmt. Sein freyer Muth:

Von der Heimat hinweg wandern Leu'n, Männer, Elephanten auch;
Eben daſelbſt des Tods harren Krähen, Memmen und ſcheues Wild.

Seine Theilnahme an den Mitgeſchöpfen:

Bereitwillige Nothhelfer ſind die Guten den Guten ſtets:
Brüdern, die im Moraſt ſinken, trägt ja der Elephant die Laſt.

Seine Stärke:

Ein Starker muß bekämpft werden! Wer ſo ſagt, der bedenkt es nicht.

Mit Elephanten anbinden brächte den Menſchen leicht den Tod. Unter den wilden Bewohnern des Waldes wird jedoch der Löwe, von welchem ſo viel in den alten Dichtern die Rede

iſt, während die neueren Reiſebeſchreiber Indiens meiſtens von ihm ſchweigen, als dem Elephanten überlegen anerkannt. Nur an dieſem findet jener einen würdigen Gegner. „Der Löwe, heißt es, läßt den Jackal fahren, wenn er auch dicht neben ihn hintritt, und erlegt den Elephanten.“ Die Kämpfe der gewaltigſten Naturen ſind in folgenden Zeilen erhaben geſchildert:

Was iſt dem klugen Tapfern eine Heimat, oder eine Fremde? In welches Land er ſich begiebt, das unterwirft er ſich auch durch die Majeſtät ſeines Armes. In welchem Walde der Zahn- Klauen- Schweifbewaffnete Löwe wandern mag, eben in dieſem löſcht er ſeinen Durſt mit dem Blute des erlegten Hauptelephanten.

Dieſer Vorſtellung gemäß ſind die beyden ſteinernen Löwen abgebildet, die vor einer der Tempelgrotten von Ellore liegen, und aufbrüllend einen Elephanten unter ihren Tatzen würgen. *) Freylich iſt in dieſen Gruppen das Verhältniß der Größe, mit einer der Sculptur wohl vergönnten Freyheit, umgekehrt, auch wenn man annimmt, daß es ein junger Elephant ſeyn ſoll. Von dem Styl läßt ſich nach den Kupferſtichen, die wir haben, nicht urtheilen: der Gedanke iſt groß, und der Gegenſtand der erhabenſten Bildnerey würdig. Nach einem ſprüchwörtlichen Volksglauben, gereicht aber dem Löwen ſelbſt dieſer Sieg über den mächtigſten Gegner zum Verderben, vermuthlich weil er ſich in deſſen Blute überfüllt. Hierauf bezieht ſich ein ſchöner Spruch im Hitopadeſa:

Bald verzehren ein Reich Feinde, das ein Gefäß der Sünden iſt. Frevel am Recht gedeiht Fürſten, wie dem Leu'n Elephantenmord.

*) Langlès Monumens de l'Indoustan. T. II. pl. 43.

In demſelben Buche kommt unter den Regeln der Kriegskunſt manches über den Gebrauch der Elephanten daben vor. Ich hebe nur folgenden Spruch aus:

Der Elephant, des Heers Vormann, dient dem König, wie keiner ſonſt;
Mit ſeinen eignen Gliedmaßen nennt das Sprüchwort ihn achtbewehrt.

Dieſe acht natürlichen Waffen ſind nämlich der Rüſſel, die Stirn, die beiden Fangzähne und die vier Füße.

Ob in den älteſten unter den Indiſchen Büchern, den Veda's, ſchon etwas vom Elephanten vorkommt, kann ich nicht ſagen. In den Geſetzen des Manus iſt die Erwähnung häufig, und man ſieht, es gehört zu den Gegenſtänden, welche durch beſtändige Beobachtung der Einbildungskraft geläufig ſind. Das Mädchen, das man zur Gattin wählen will, räth der ehrwürdige Geſetzgeber, ſoll den anmuthigen Gang eines Flamingo oder eines jungen Elephanten haben. Man brauchte die Figur des Thieres ſchon zum Spielzeug für Kinder. „Wie ein aus Holz geſchnitzter Elephant," heißt es, „wie eine aus Leder verfertigte Antelope, „gerade ſo iſt ein ungelehrter Brahmane: dieſe drey Dinge haben nichts als den Namen." Der zahme Elephant kommt vor als ein gewöhnliches Privat-Eigenthum, indem die Geldbuße für deſſen Tödtung feſtgeſetzt wird. Vom Kriegsgebrauche des Thiers iſt häufig die Rede, und einiges im Hitopadeſa hierüber vorgeſchriebene iſt aus den Geſetzen des Manus entlehnt. Dem Kriegerſtande werden manche fromme Gebräuche erleichtert, um ihn nicht in ſeinen Uebungen zu ſtören. Wenn ein Krieger einem Leichenbegängniſſe beygewohnt hat, ſo reinigt er ſich durch Anführen ſeiner Waffen,

ſeines Roſſes oder ſeines Elephanten. Dieſe ſind ſeine nächſten Heiligthümer.

Im Eingange des Ramayana wird die Hauptſtadt Ayodhya geſchildert, die Elephanten des Königs Daſarathas werden ausführlich geprieſen. *) Ihre Heimat iſt in den Vindhya- und Himarat-Gebirgen; wie man bey uns an den Pferden die Abſtammung rühmt, ſo ſind ſie aus den edelſten Geſchlechtern der Gattung, und durch beſonders glückliche Merkmale ausgezeichnet. Dieſe Angaben bedürfen einer Erläuterung, die ſich bey der Engliſchen Ausgabe nicht findet. Die allgemeine Bedeutung der Beynamen bhadra, malla, mriga, deren auch zwey zuſammengeſetzt werden, vermuthlich um zwey auszeichnende Merkmale als an demſelben Thiere vereinigt auszudrücken, ſind ganz bekannt; aber in der Anwendung auf einen Elephanten finde ich nur das letzte erklärt. Mriga iſt überhaupt das flüchtige Wild, insbeſondere die Antelope; dann werden Elephanten mit einer weißen Bläſſe ſo genannt. **) Deswegen heißt im Hitopadeſa ein Elephant Karpura-tilaka. Tilaka iſt nämlich die Figur, welche die Indier, meiſtens mit Beziehung auf die beſondere Verehrung irgend einer Gottheit, ſich auf die Stirn mahlen. Solche Elephanten ſcheinen zum Staat vorgezogen worden zu ſeyn. Ich habe ein Original-Bild vor Augen, das den Reiſeaufzug einer großen Fürſtin vorſtellt: die zwey Elephanten, worauf die Fahnenträger ſitzen, haben große weiße Bläſſen, welche von der Stirn als ein langer Streif auf den Ruſſel herabgehn.

---

*) Ramay. B. I, Sect. VI, sl. 20 u. f.

**) Cossa by Colebrooke, p. 295. Die erſte Anmerkung.

Die Ausdrücke, welche den Zuſtand der wilden Unbändigkeit bezeichnen, worin der ſchon gezähmte Elephant, vorzüglich in den Zeiten der Brunſt, wieder zurückfällt, werden häufig im guten Sinne gebraucht: nicht bloß matta, toll, freudig berauſcht; ſondern auch prabhinna, wüthend, eigentlich der ſich losgeriſſen hat. *) Dieſe periodiſche Wildheit, wo das Thier einmal wieder ſeine Rieſenkraft fühlt, hat kürzlich in Europa volkreiche Städte in Schrecken geſetzt, und man hat ſich nur mit Kanonenkugeln zu helfen gewuſt. In Indien kennt man und beſitzt die wirkſamſten Mittel dagegen: die gehorchenden Elephanten müſſen den widerſpänſtigen bändigen, der dann gebunden und feſtgekettet wird, bis der Anfall vorüber iſt; auch weiß man, daß der Elephant in den Zeiten des periodiſchen Ausfluſſes leicht in dieſen Zuſtand geräth, und alſo vorſichtig gehütet werden muß. Da der Hauptzweck immer der Gebrauch im Kriege war, ſo wurde an dem Thiere eben die muthige Müſſigkeit geſchätzt. Gewöhnt, es in volkreichen Städten, bloß von dem Haken ſeines Führers gelenkt, oder auch wohl ganz frey umherwandern zu ſehen, geräth man nicht ſo leicht in Beſorgniß. Es gehört zur Pracht eines königlichen Aufzuges, daß die Elephanten hinter dem Wagen des Monarchen ſpielend in kriegeriſchen Bewegungen prunken, **) wie man bey uns edle Pferde gefliſſentlich tanzen, und den Boden mit ihren Hufen ſtampfen läßt.

Es drängt ſich hierbey die Bemerkung auf, daß in Indien, wo man ſeit Jahrtauſenden ſo unzählige Erfahrungen hat

---

*) Ramay. B. II, Sect. 13, ſl. 48.

**) Ramay. B. II, Sect. 75, ſl. 9. Sect. 76, ſl. 60.

machen können, die Möglichkeit, den Elephanten als ein erbliches Hausthier fortzupflanzen, wohl schon vor Alters eingesehen werden mußte, daß man es aber vermuthlich nicht gewollt hat, weil man Ausartung von Seiten der Stärke und des Muthes besorgte. Wie wäre es möglich, wenn der Elephant als Hausthier erzogen würde, seinen kriegerischen Instinkt so zu entwickeln, wie es in den großen Waldungen,

Wenn Löwen, Tiger, Bär, Eber, Nashorn und Elephant bewohnt, *)

durch die Nöthigung der Natur geschieht? In solchen Wildnissen müssen die Elephanten, nicht bloß aus geselligem Triebe, sondern ihrer Sicherheit wegen, sich in Heerden zusammen halten; der männliche schon erstarkte Elephant mag wohl für sich allein jeder Gefahr trotzen, aber die junge Brut würde schwerlich auf andere Art unversehrt heranwachsen können.

Bussons Schilderung von der Friedlichkeit des Elephanten im wilden Zustande dürfte etwas übertrieben seyn. Wir finden in einem alten Indischen Gedicht **) eine Darstellung von dem nächtlichen Ueberfall einer Elephantenheerde, welche gewiß nach der Natur entworfen ist. Eine Karavane mit allerley Lastthieren, Pferden, Kameelen, Elephanten, zieht über das Vindhea-Gebirge, und nimmt ihr Nachtlager an einem klaren, kühlen, mit Lotus bestümten See. Als alles in tiefer Ermüdung schläft, in der Stille der Mitternacht, kommt eine Heerde wilder Ele-

*) Ramay. B. I, Sect. 18, sl. 15.

**) Im Mahabharata. S. Nalus, carm. Sanscr. p. 90. sq.

phanten zur Tränke. So wie sie die zahmen Elephanten gewahr werden, werfen sie sich auf sie, gleich einer vom Berge herabstürzenden Felslawine, erwürgen sie, tödten die Kameele, die Menschen, mit ihren Fangzähnen und Fußtritten, und richten eine furchtbare Verwüstung an. Das ganze Gemählde gehört zu dem Erhabenen, das nur aus einer großen Natur, mit einem großen Dichtersinn aufgefaßt, hervorgehn kann.

Die Kriegselephanten sind allerdings die Bundsgenossen des Menschen gegen seine noch freyen Brüder. Bey den großen Treibjagden umstellen sie das Pfahlwerk, und treiben die wilden Elephanten, die herausbrechen wollen, zurück. Hier, sehen wir nun, wird dem wilden Elephanten ein feindseliger Instinkt gegen den zahmen beygelegt, so daß er, auch ungereizt, diesen angreift. Vermuthlich erkennt er an ihm durch den Geruch den Verkehr mit dem Menschen; und wenn der einzelne männliche Elephant durch die zahmen weiblichen in die Gefangenschaft verlockt wird, so mag jener Instinkt wohl nur durch die Verblendung der sinnlichen Begierde überwogen werden.

Das Mitgefühl des geselligen Thieres preisen die Dichter in manchen Gleichnissen. Der große männliche Elephant streichelt mitleidig den weiblichen, der von dem vergifteten Pfeile eines Jägers getroffen, in Schmerzen niedersinkt; die weiblichen Elephanten hinwieder brüllen wehklagend, wenn sie den bezahnten Führer gebunden sehn. *) Daß diese Jä-

*) Ramay. B. II, Sect. 9, sl. 35. Sect. 32, sl. 20. Bey einer solchen Jagd mit vergifteten Pfeilen kann nur an Barbaren gedacht werden: gesittete lebende Bergbewohner, dergleichen es von jeher in Indien gegeben hat und noch

higkeit des Mitgefühls in einem wunderbaren Grade ſich auch auf den Menſchen wende, dafür haben wir ſchöne Zeugniſſe der Alten, unter andern die rührende Geſchichte von dem Indiſchen Weibe, die einem Elephantenführer im Heere des Antigonus begleitet hatte, und da ſie als Kindbetterin ſtarb, dem treuen Thiere ihr Kind zu pflegen anbefahl. Der Elephant wollte nun immer die Wiege neben ſich ſtehen haben, indem er alle Nahrung verweigerte, wenn man ſie wegnahm; er ſchaukelte ſie gelinde hin und her, wenn das Kind weinte, und ſcheuchte ihm mit einem Strohbüſchel die Fliegen weg, wenn es ſchlief. *)

Der Elephant iſt empfindlich für die Annäherung des Ungewitters, und brüllt dem entfernten Rollen des Donners gleichſam entgegen. Dieß hat der Dichter des Nalus herrlich benutzt. Als der Held mit Blitzesſchnelle in den Hof des Palaſtes hereinfährt, wo ſeine lange von ihm getrennte Geliebte lebt, ſo erkennt ihn Damayanti an dem Donnergerell ſeines Wagens, die Thiere werden getäuſcht: die Pfauen im Hofe ſchreyen, die Elephanten in den Ställen brüllen freudig auf. **)

Ein andrer Dichter giebt folgende Schilderung: „Die „Waldelephanten, ergriffen von der Brunſt, brüllen unauf„hörlich, einſtimmend in das Getöſe der heranziehenden

---

giebt, und die entweder Reſte von Urvölkern ſind, oder Nachkommen der von dem gebildeten Menſchengeſchlecht Ausgeſtoßenen, oder Miſchlinge von beyden.

*) Athen. L. XIII, c. 85. Aelian. de nat. animal. L. XI, c. 14. Herdr haben es aus dem Geſchichtſchreiber Phylarchus, und dieſer Zeuge iſt ganz unverwerflich.

**) Nalus. p. 152.

„Regenwolken; ihre Schläfen glänzen, wie eine reine Lotos-„blume, umschwärmt von Bienen, die sich in den Thau be-„rauschen.“ *)

Der wüthende Elephant wird häufig mit einer Donner-wolke verglichen: sehr treffend, wegen der riesenhaften Grö-ße, der dunkeln Farbe, der gewaltsam raschen Bewegung, und des drohenden Getöses.

Ich habe aus den Dichtern das Merkwürdigste von dem mitgetheilt, was ich eben im Vorrath hatte; es wird sich in der Folge ohne Zweifel Gelegenheit zu Nachträgen finden. Nun will ich noch einiges über die Darstellungen der bilden-den Kunst beyfügen.

Abbildungen von Elephanten kommen an den ältesten Indischen Denkmalen vor, die wir kennen. Zuweilen steht die colossale Gestalt, abgesondert in Stein gehauen, vor den Tempeln; z. B. vor der berühmten Felsgrotte mit der Tri-murti, auf einer Insel bei Bombay, welcher die Portugiesen hievon den Namen Elephanta gegeben. Noch häufiger aber gehört sie als ein untrennbarer Theil zu den Gebäuden selbst, und bildet einen architektonischen Zierrath. Hier lie-gen an der erhöhten und nach Art eines Frieses verzierten Basis einer Tempelgrotte Protomen von Elephanten, eine vor jedem Säulenfuße, während eben am Capitäl ein Tiger hervorspringt. Dort wechseln an einem in Fächer getheilten Friese Köpfe von Elephanten mit Figuren springender Löwen. Einige viereckige Massen von Tempeln, im Lichten, aber aus dem natürlichen Fels an der Stelle selbst ausgehauen, wer-den ganz von Elephanten getragen, die nach außen gewen-

*) Megha Duta by Wilson. p. 28, note.

det, drey oder vier an jeder Seite, zusammen geordnet sind, so daß ihr Körper sich hinten in der Basis verliert. Dieser Gedanke scheint von den tragenden Welteleyhanten hergenommen zu seyn, und erinnert an ein Werk Phoenicischer Kunst: an das colossale eherne Becken im Tempel Salomons, das ebenfalls auf zwölf nach außen gewendeten Rindern ruhte.

Die Schicklichkeit und der große Sinn, womit die Figur angebracht ist, wird schon aus dieser flüchtigen Angabe einleuchten. Was aber den Styl der Ausführung betrift, so sind vielleicht manche Denkmale zu sehr beschädigt und verwittert, als daß sich darüber ein Urtheil fassen ließe. Nach den vorhandenen Abbildungen können wir es wenigstens nicht mit Sicherheit; in den großen Englischen Kupferwerken ist alles der mahlerischen Wirkung der Ruinen aufgeopfert, und sie lassen in Bezug auf die Architektur noch vieles, auf die Bildwerke, womit die Tempel- und Felsenwände angefüllt sind, alles zu wünschen übrig. Wer sich nicht in eine fremdartige Nationalität und Sinnesart versetzen kann, wird vielleicht der bildenden Kunst der Indier, wie der Aegyptier, noch am ersten den Thierfiguren Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe dergleichen in Bronze gesehen, an denen ich die treue, noire und charakteristische Nachahmung der Natur unübertrefflich fand. Ich besitze selbst einen in Bronze gegossenen Elephanten, etwa vier Zoll hoch, von ächter Indischer Arbeit, an welchem die Verhältnisse des Baues vollkommen richtig getroffen sind; manche Bestimmungen einzelner Theile werden vermißt, vermuthlich weil der Guß aus einer etwas abgestumpften Form hat überarbeitet werden müssen. Man sieht hier auch die Art der Anschirrung: der eben mit einer runden Fläche versehene Saumsattel ist über

einer Schabracke am Bauchgurt, Vorbug und Schwanzriemen befeſtigt; am Vorbug hängt eine Reihe kugelförmiger Schellen; eine mit Troddeln und Perlenſchnüren verzierte Kappe bedeckt die Stirn; an den Fangzähnen ſtecken Ringe.

Weit vollſtändiger jedoch lernt man das prachtvolle Geſchirr, das man den Staatselephanten in Indien, vor Alters wie noch jetzt, bey feſtlichen Aufzügen anlegte, aus Mahlereyen kennen, wo die Stoffe angegeben, und die Zierrathen feiner ausgeführt werden konnten. Es liegt ein Originalbild vor mir, das einen auf ſeinem Elephanten ſitzenden Fürſten vorſtellt. Der ſchon bejahrte weißbärtige Monarch, ſein Haupt mit einer Glorie umgeben, der auf dem Nacken reitende Führer, das ſchreitende Thier ſelbſt, ſind augenſcheinlich Porträte, und mit ſo anſpruchsloſer Wahrheit aufgefaßt, daß ein Benozzo Gozzoli oder Johann von Fiesole es nicht beſſer hätten machen können. Der Fürſt ſitzt nach morgenländiſcher Weiſe in einer Art von vergoldetem Karren, die Schabracke iſt von Goldſtoff, mit Blumen geſtickt. Neben den Gurten laufen goldne Zierrathen hin, in der Form von Guirlanden; unter dem Bauchgurt hängt eine Glocke, ein paar andre am Halſe; eine Schnur mit goldnen Kügelchen oder Schellen, dieß ſogar ein weiblicher Schmuck, iſt um die Ferſe jedes Fußes geſchlungen; vor der Oeffnung des Ohres hängt ein Chamaram, oder weißer Fliegenwedel aus dem ſeidenhaarigen Schweif des grunzenden Ochſen; ein Fleck an den Schläfen iſt mit Staub von rothem Sandelholz eingerieben; die Stirnkappe iſt mit einer doppelten Schnur, einer von Perlen und einer von edeln Steinen, eingefaßt; an jedem der Fangzähne ſtecken drey goldne Ringe. Die Spitzen ſind der Vorſicht wegen abgeſtumpft, was ich

auch an andern ähnlichen Figuren bemerke: für einen Kriegselephanten würde dieß nicht taugen. Dieß alles ist in der That überaus geschmackvoll angeordnet; wodurch es aber erst recht merkwürdig wird, das ist die Betrachtung, daß wir hier nicht bloß die Sitte der neueren Zeit, sondern zugleich der alten und uralten, vor uns sehen. Denn von dem Prachtgeschirr und Geschmeide der Elephanten ist auf eben solche Weise schon in den Heldengedichten die Rede. Es ist dieß ein ganz eigenthümlicher Zug in der Geschichte der Indischen Cultur, daß ein verfeinerter Luxus jeder Art in eine entfernte Vorzeit zurückgeht, und daß dieser Luxus, der sonst eine Veränderung der Gesinnungen in seinem Gefolge zu haben pflegt, hier mit dem Ton patriarchalisch heroischer Sitten im Einklange bleibt: eine Erscheinung, die wohl nur aus der geheiligten Gesetzgebung der Indier befriedigend erklärt werden möchte.

Bey Thierfiguren, woran nicht alles gleich bedeutend seyn kann, ist es eine Hauptaufgabe für den Künstler, besonders für den Bildner, der Natur die Stellungen und Bewegungen abzulauschen, welche, dem Charakter angemessen, zugleich den Gliederbau am besten entfalten. Der Löwe, ganz Muskel, ganz Gewandtheit und Stärke zugleich, kann liegend, kauernd, stehend, schreitend, springend vorgestellt werden: alles ist günstig für die Bildnerey. Ein stillstehendes Pferd hingegen aus Bronze oder Marmor würde immer eine steife Gestalt seyn. Auch der Trab ist ungünstig, wegen des spitzen Winkels, den das straff vorgreifende Bein mit dem andern macht, wie man es an einigen Werken älterer Griechischer Kunst sehen kann. In den Zeiten des gebildeten Geschmacks haben daher die Griechen das Pferd immer

ſchreitend oder zum Galopp anſpringend abgebildet. Auch der Elephant wird am vortheilhafteſten ſchreitend vorgeſtellt. Auf Indiſchen Basreliefs und Bildern (die freyſtehende ſteinerne Maſſe bedarf alle vier Stützen) iſt dieß meiſtens geſchehen, und zwar auf eine eigne Weiſe: das ruhende Vorderbein iſt etwas ſchräg vorwärts geſetzt, das zum Schreiten gehobene zurückgeworfen, ungefähr wie bey den muthigen Stieren der antiken Kunſt. Einem Künſtler, dem der Auftrag ertheilt würde, wie ehemals dem Bernini, einen Elephanten in Erz oder Marmor für ein Denkmal im Groſſen auszuführen, würde ich immer rathen, bey den wenigen Studien nach der Natur, die man in Europa machen kann, die Betrachtung Indiſcher Originale nicht zu verſchmähn, um ihnen ein oder das andere Motiv abzulernen.

Ich könnte noch von den fantaſtiſchen Elephantenfiguren reden, die man aus allerley Thieren oder menſchlichen Geſtalten zuſammengeſtellt hat. Sie ſind merkwürdig genug, jedoch in anderer Beziehung als auf unſern Gegenſtand. Ueberdieß iſt es Zeit dieſen Aufſatz zu ſchließen, der mir unter den Händen unerwartet angewachſen iſt, damit er nicht zu weitläufig ausfalle als die fleißig geſammelte aber freylich nicht kritiſche Elephantographia des Grafen von Hartenfels. Ich wünſche nur, daß mein Verſuch, durch Zuſammenſtellung der Zeugniſſe einige geſchichtliche und naturgeſchichtliche Punkte aufzuklären, nicht eben ſo fruchtlos befunden werden möge, als, nach dem Indiſchen Sprüchworte, das Waſchen eines Elephanten iſt.

V.

Indiſche Sphinx.

Vorerinnerung.

Der berühmte P. Kircher hat einen Aegyptiſchen Oedipus herausgegeben; in einem ähnlichen Sinne iſt die obige Ueberſchrift gemeynt, nur daß ich mich nicht anheiſchig mache, die Räthſel zu löſen, ſondern mich damit begnügen will, ſie aufgeſtellt zu haben. Auch iſt das Beywort, Indiſche Sphinx, nicht ſo zu verſtehen, als ob die Indier ſelbſt, wie die Aegyptier durch ihre Hieroglyphen, uns Räthſel aufgegeben hätten: ſondern es ſoll nur andeuten, daß durch die Bekanntſchaft mit der Sprache, mit den ſchriftlichen und ſteinernen Denkmalen Indiens ſich manche neue Aufgaben zur Löſung darbieten. So lange es als unmöglich erſcheint, unſere weltgeſchichtlichen Kenntniſſe von dieſer oder jener Seite zu erweitern, müſſen wir uns bey unſerer Unwiſſenheit beruhigen. Sobald aber irgend ein Strahl, auch nur ein vereinzelter und verlohrner, in das Dunkel der Vorzeit hineinfällt, ſo erwacht die Hofnung, und mit ihr zugleich entſteht gewiſſermaßen die Verpflichtung, die Erforſchung bisher verborgener Thatſachen wenigſtens zu verſuchen.

Unter dieſer Aufſchrift werde ich alſo von Zeit zu Zeit Fragen und Zweifel vortragen, Winke, Andeutungen und vorläu-

ſige Zuſammenſtellungen mittheilen, auf Spuren aufmerkſam machen, die vielleicht in der Folge einmal uns auf eine Bahn leiten können. Hier mag denn auch gewagten Vermuthungen und etymologiſchen Traumdeutereyen eine Stelle gegönnt werden. Zwar hege ich die Ueberzeugung, daß die Etymologie nicht methodiſch und wiſſenſchaftlich genug behandelt werden kann, wofern ſie erſprießlich werden ſoll; und ich bitte meine Leſer zu glauben, wenn ich etwa mit leichten Truppen weit voraus ſtreife, daß ich ſchweres Geſchüz in der Nachhut halte.

---

§. 1.

Geſchlechtsname der Oſtgothiſchen Könige.

Die Könige der Oſtgothen nannten ſich die Amaler, nach dem vierten ihrer bekannten Ahnherrn, AMALA. Dieſer Name muß ſehr volksmäßig bekannt, und unter den andern Deutſchen Stämmen mit Ruhm verbreitet geweſen ſeyn. Denn viele Jahrhunderte nach dem Umſturz des Oſtgothiſchen Reichs und dem Ausſterben jenes Königſtammes finden wir ihn in unſern alten Heldenliedern wieder, deren Urheber die Kunde gewiß nicht aus geleheten Quellen geſchöpft hatten. Im Liede der Nibelungen wird das Volk der Oſtgothen nicht anders als die Amelungen patronymiſch bezeichnet.

Die richtige Deutung des Namens hat ſchon Wachter gegeben: AMALA heißt unbefleckt, von MALO, der Fleck, und dem verneinenden A. Maal heißt noch in unſerer heutigen Sprache ein Fleck; MALO kommt vor beym Ulfilas, in der beſondern Bedeutung des Roſtes, eines Fleckes am Metall. Der neueſte Herausgeber des Ulfilas, Zahn,

hat den seltsamen Mißgriff gethan, MALO durch tinea, und NIDVA, die Motte, durch aerugo zu übersetzen, weil die beyden Dinge in unserm Text (Matth. VI, 19. 20.) so auf einander folgen; statt daß er hätte schließen sollen, Ulfilas habe entweder eine andre Lesart vor Augen gehabt, oder sich dießmal nicht so genau an die Wortstellung gehalten.

Diese Deutung empfiehlt sich dadurch, daß sie der stolzen Sinnesart der alten Deutschen vollkommen angemessen ist, welche einen so unendlich hohen Werth auf die unbefleckte Ehre der Geschlechter legten. Von Seiten der Sprache wäre etwa nur dagegen einzuwenden, daß wir in den vorhandenen Ueberresten des Gothischen kein einziges ganz unzweydeutiges Beyspiel von dem Gebrauche des verneinenden A antreffen. Ob AGLAITEI und AGLAIT-GASTALDS damit gebildet sind, ist mir wenigstens nicht klar. Dagegen findet es sich unverkennbar im Fränkischen des Otfried, und zwar hat es den Ton, (in der Vaticanisch-Heidelbergischen Handschrift; leider hat Schilter die Accente weggelassen) als der bestimmende Begriff: ákust, ádeilo, ágaleizi. Es ist daher wahrscheinlich, daß das verneinende A, wie dem Griechischen und Indischen, so vor Alters allen deutschen Mundarten gemein gewesen, in der einen aber früher, in der andern später abgekommen, und durch die Partikel un ersetzt worden. Dabey ist nicht zu übersehn, daß der Name AMALA sich aus einer weit früheren Zeit herschreibt, als die Gothische Bibel-Uebersetzung, da ihn der Ahnherr Theoderichs des Großen im zehnten Gliede führte.

Mit diesem Worte sind andre Namen zusammengesetzt worden, wo AMALA entweder in der allgemeinern Bedeutung, oder als Eigenname des Geschlechtes verstanden werden konnte: Amalaberga, Amalasvintha, (dieß hat Wachter irrig gedeutet: svinthei heißt die Stärke) Amalafred,

Amalarich. Dergleichen Namen kommen zuvörderst bey Angehörigen des Ostgothischen Königsstammes vor, dann auch bey andern Deutschen Völkern.

Was ich nun zu dem bisher bekannten hinzuzufügen habe, ist die Bemerkung, daß das Wort AMALA, der Bedeutung und Form nach, eben so ächtes Sanskrit als Deutsch ist: amala, *immaculatus*, von mala, *macula*, und dem verneinenden a. Ich glaube zwar nicht, daß sich hieraus Folgerungen, die Gothen betreffend, ziehen lassen, etwa über ihre spätere Ansiedelung in Europa, ihre früheren Wohnsitze, u. s. w. Aber mich dünkt, der gemeinsame Besitz eines Wortes, das eine so hervorstechende geschichtliche Stelle einnimmt, drückt der anerkannten Verwandtschaft der Völker gleichsam feyerlicher das Siegel auf.

---

§. 2.

Kunde des Mittelalters von Deutschen in Asien.

In dem Lobgesange auf den heil. Anno heißt es von den Baiern:

Dere geslehte dare quam wilin ere
Von Armenie der herin.
Da Noe uz der arkin ging,
Du'r diz olizwi von der tuvin intfieng.
Iri zeichin noch dü archa havit
Vf den bergin Ararat.

Dann fügt der Dichter hinzu:

Man sagt daz dar in halvin noch zin
Die dir Diutischin sprecchin,
Ingegin India vili verro.

Man hat seltsam genug dieses geistliche Gedicht für Volkspoesie ausgegeben, ein Name, unter welchen man über-

haupt jetzt die fremdartigsten Dinge zusammenzuschütten pflegt. Es ist die Arbeit eines nach der Weise seiner Zeit gelehrten Mönches, der an die Geschichte der Offenbarungen die Weltgeschichte, an diese die Geschichte seines Volkes, an alles vorhergehende die Lebensbeschreibung seines frommen Helden anknüpft, und solchergestalt uns einen großen Zusammenhang der Begebenheiten prophetisch darstellt. Der so genannte Lobgesang, den man der Sprache nach zuweilen für älter gehalten hat, ist in der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts geschrieben. Dieß läßt sich beweisen aus der Vergleichung mit der Vaticanisch-Heidelbergischen Handschrift einer alten Kaiserchronik in Deutschen Reimen, welche bey Kaiser Conrad des dritten Kreuzzuge (im J. 1147) abbricht. Viele Stellen stimmen genau mit Stücken des Lobgesanges überein, und zwar dergestalt, daß man nicht bezweifeln kann, sie sind in dem letzten aus der Chronik entlehnt.

Es würde sehr nützlich seyn, für die Alterthümer unsrer Geschichte und Sprache, besonders aber für die Kenntniß der Denkart des Mittelalters, wenn ein gründlicher Kenner dieses älteste Geschichtbuch in Deutscher Sprache, zwar voll von Legenden und andern apokryphischen Erzählungen, aber in den letzten Zeiten ächt historischen Inhalts, (ich habe es ganz durchgelesen und große Stücke daraus abgeschrieben) aus der Heidelbergischen, dem Augenschein nach ungefähr gleichzeitigen Handschrift heraus gäbe, und es kritisch auslegte.

Die ersten sechs von den angeführten Zeilen stehen fast wörtlich so in der Kaiserchronik; die drey letzten sind aber ein Zusatz von dem Verfasser des Lobgesanges. Ich frage nun: wie kam ein Mönch des zwölften Jahrhunderts zu der Behauptung, es gebe weit nach Asien hinein, gegen die Gränze von Indien zu, ein Deutsch redendes Volk? Hatte er es etwa in einem Lateinischen Buche gefunden? Ich würde dem

Gelehrten ſehr verbunden ſein, der mir dieſes ältere Buch nachweiſen könnte. Findet es ſich etwa in irgend einer Behandlung des Romans von Alexander dem Großen, womit der Dichter ſchon Bekanntſchaft verräth? Oder war es eine nur mündlich verbreitete Meinung? Vielleicht aus Gelegenheit der Kreuzzüge entſtanden, deren zwey der Abfaſſung des Gedichtes vorhergingen? Hatten die Deutſchen im Heere Conrads vielleicht die Reſte der Gothen in Taurien kennen gelernt? Aber ſo verworren waren, ſelbſt im zwölften Jahrhundert, ſchwerlich die geographiſchen Begriffe, daß man geglaubt hätte, am ſchwarzen Meere ſchon nahe bey Indien zu ſein. Ueberdieß ſetzt der Dichter ſeine Aſiatiſchen Deutſchen ausdrücklich in die Nähe, oder vielleicht jenſeits (clar in halvin) des Berges Ararat.

Es iſt ganz etwas andres mit der behaupteten Herkunft der Franken von den Trojanern, der Sachſen von den Gefährten Alexanders des Großen, u. ſ. w. Dieſe Sagen ſind, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, gelehrt mythiſcher Art. Man ſieht, der Stand der Gelehrten, die Geiſtlichen, nahmen Theil an der kriegeriſchen Ruhmliebe ihres Volkes, und ſannen für ihre Landsleute die glorreichſte Abſtammung aus, die ſie wußten.

So ſeltſam es klingt, der Verfaſſer des Lobgeſanges könnte wohl Recht gehabt haben. Daß die Deutſchen aus Aſien, und tief aus dem innern Aſien her, in ihre Wohnſitze zwiſchen dem Rhein, der Donau und der Oſtſee eingewandert, iſt gewiß. Warum hätten nicht einige ihrer Stämme in den Urſitzen zurückbleiben, und ſich viele Jahrhunderte lang unvermiſcht erhalten können, wenn ſie auch jetzt, in dem vielbewegten Mittelaſien unter andern Völker verloren, nicht wieder zu finden ſind? Nur wie der Dichter zu der Kenntniß kam, das iſt mir ein unauflösliches Räthſel.

§. 3.

Ueber Thiernamen.

Die Thiernamen verdienen bey der Vergleichung der Sprachen eine besondre Aufmerksamkeit. Denn unstreitig gehören die Thiere zu den Naturgegenständen, welche sich dem Menschen bey dem ersten besonnenen Blick auf die umgebende Welt darboten, und ihn gleichsam aufforderten, ihnen durch eine Benennung den Stempel seiner geistigen Herrschaft aufzuprägen.

Die Hypothese, der Mensch habe die Thiere durch Nachahmung ihres Geschreyes bezeichnet, bestätigt sich nur selten. Es giebt allerdings solche Onomatopöen, die meistens an der Wiederhohlung einer Sylbe kenntlich sind, selbst in den edleren Sprachen, z. B. im Lateinischen: turtur, cuculus, ulula. Auch im Indischen bey einigen Vögelgattungen: tittiri, eine Art Rebhun; kukkubha, eine Art Fasan; kaka, die Krähe; ulukâ, die Eule (*ulula*); kôkila, der schwarze Kukuk, (*cuculus*) weil das Männchen dieser Gattung zwar einen die Nachtigall übertreffenden Gesang hat, das Weibchen aber nur einen einförmigen Laut wie der gewöhnliche Kukuk vorbringt. Dergleichen Namen sind, wie sich versteht, für den Beweis einer näheren ursprünglichen Verwandtschaft der Sprachen nicht zu gebrauchen.

Andre Thiernamen sind vermöge einer leicht erkennbaren Ableitung oder Zusammensetzung des Wortes wahre Beschreibungen des Thieres: Beywörter, die von seiner Gestalt, seinen Eigenschaften, seinen Handlungen hergenommen sind. Mit solchen Namen kann eine schon ganz gebildete Sprache bereichert werden, wie der des Rhinoceros, Nashorn, im Griechischen erst seit dem Aristoteles erfunden zu seyn scheint. So auch καμηλοπάρδαλις, στρουθοκάμηλος, u. a. m. Die Indische Sprache ist an dergleichen mahleri-

schen, oft auch das Wesen der Gattungen bezeichnenden Namen unendlich reich; es würde der Mühe werth seyn, sie zusammenzustellen, um die darin liegende sinnige Naturbetrachtung hervorzuheben. Den in der Genesis über die Schlange ausgesprochenen Fluch schildert der Indier mit dem kurzen Wort uraga, das auf der Brust gehende Thier.

Endlich, oder vielmehr zurörderst, giebt es auch einfache Thiernamen von unbekannter Ableitung, für welche die Grammatiker derjenigen Sprachen, worin es Grundsaz ist, alles von den Zeitwörtern herzuleiten, wohl eine Wurzel nachweisen mögen, aber schwerlich eine solche, deren Bedeutung sich befriedigend auf die Thiergattung anwenden ließe. Dergleichen Namen gehören gewiß zu den ältesten Erzeugnissen des Sprachvermögens.

Es tritt aber die eigne Erscheinung ein, daß in verwandten Sprachen dieselben Namen zwar unverändert wiederkommen, aber zuweilen ganz verschiedene Thiere bedeuten. Hieben darf nicht vergessen werden, daß der Name weit älter seyn kann, als die Bekanntschaft eines Volkes mit der Gattung, die es gegenwärtig bezeichnet. Wir haben hievon ein geschichtliches Beyspiel. Krokodile nannten die Griechen eigentlich die in altem Gemäuer nistenden Eidechsen; die in Aegypten angesiedelten Jonier verglichen damit das im Nil wohnende Thier, das sie vorher nicht kannten, (Herodot. II, 69.) und nun wurde jener riesenhaften Eidechse der Name vorzugsweise eigen.

Man sehe nun folgende Beyspiele:

Hebräisch: aleph, der Ochse.

Griechisch: ἔλαφος, der Hirsch.

Ich habe diese oft bemerkte Aehnlichkeit nicht übergehen wollen, doch erkläre ich ausdrücklich, daß ich keine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen den beyden Sprachen annehme, sondern nur eine starke Einmischung phönicischer Wörter in

die Griechiſche. Man hat auch ἐλέφας hieher zu ziehen verſucht, worüber ich auf das S. 208 geſagte verweiſe.

Lateiniſch: vulpes, der Fuchs.

Gothiſch: VULFS, der Wolf; eben ſo in allen Sprachen des Deutſchen Stammes.

Griechiſch: κάπρος, der Eber, das männliche Schwein.

Lateiniſch: caper, der Bock.

Das obige Griechiſche Wort iſt ſpäterhin ziemlich aus dem Gebrauch gekommen: es gehört gerade zum älteſten Sprachgebrauche. Wir finden es beym Homer, und in den prieſterlichen Büchern der Athener ſtand es neben πόρκος, porcus.

Lateiniſch: ursus, der Bär.

Altdeutſch: ors, das Pferd.

So findet ſich das Wort noch in unſern Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts. Zwar wird auch ros (ich weiß nicht, ob aus der Umſtellung der Buchſtaben, oder aus einer andern Wurzel entſtanden) frühzeitig gebraucht; ſchon beym Otfrid für einen Eſel, überhaupt für ein Thier, worauf man reitet. Beym Ulfilas kommt kein Name des Pferdes vor; im Angelſächſiſchen heißt es mit dem Hauch: hors.

Griechiſch: καμήλος, das Kameel.

Lateiniſch: caballus, das Pferd.

Caballus war ein Italiſches Bauernwort, womit das Pferd nicht in ritterlicher und kriegeriſcher Beziehung, ſondern bey der Landwirthſchaft bezeichnet wurde. Deswegen iſt das Wort, mit Verdrängung des edleren, in alle Romaniſchen Sprachen übergegangen. So betrachtet ſind beyde, Kameel und Pferd, Laſtthiere. Das Kameel heißt im Hebräiſchen gamal, im Chaldäiſchen nach dem Heſychius γαμάλη. Die bisher allgemein angenommene Meynung,

der Name dieſes Thieres ſey im Griechiſchen aus den Aramäiſchen Sprachen entlehnt, (ſchon Varro ſagt: Camelus suo nomine Syriaco in Latium venit.) könnte dadurch wohl einigermaßen zweifelhaft werden, daß im Sanskrit ſich neben dem ganz abweichenden ushtra, auch kramêlaka, das Kameel, findet.

Griechiſch: ἐλέφας, ἐλέφαντ-ος, der Elephant.

Gothiſch: ULBANDUS, das Kameel. Fränkiſch: Olbent. *Gl. Mons.* olpentara, *dromedarii.* Angelſächſiſch: olfend, olfynd, olvend.

Dieß iſt äußerſt merkwürdig. Einige Gelehrte haben das Gothiſche Wort für entlehnt aus dem Griechiſchen, und die Anwendung auf das Kameel für einen Irrthum des Ulfilas ausgegeben. Aber die aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen erborgten Wörter ſind im Gothiſchen nicht verderbt, ſondern ganz treu, nur nach der Eigenthümlichkeit der Gothiſchen Ausſprache und Schreibung verändert, übertragen. Wäre Ulfilas in dem Falle geweſen das Wort Elephant zu gebrauchen, ſo würde er wahrſcheinlich AILAIFANTHS geſchrieben haben. Fand er keine Benennung des Kameels in ſeiner Sprache, ſo durfte er nur die Griechiſche beybehalten, die ſeinen Landsleuten bey ihrem vielfältigen Verkehr mit Griechen und Römern gewiß ſchon verſtändlich war. Ferner, wenn die Deutſchen den Namen von den Römern annahmen, ſo konnten ſie in Abſicht auf das Thier, dem er zukam, nicht irren; denn die Deutſchen Leibwachen der Kaiſer hatten in Rom Gelegenheit genug, Elephanten zu ſehen. Es iſt gar nicht denkbar, daß die Entlehnung zugleich mit dem Mißverſtändniſſe ſich durch alle Deutſchen Mundarten bis zu den Sachſen fortgepflanzt haben ſollte. Noch ſpät im Mittelalter haben die Deutſchen fortgefahren ein Kameel olbent zu nennen, wiewohl ihnen der alte Name nicht nur aus dem

Lateiniſchen, ſondern auch aus allen Romaniſchen Sprachen entgegen kam. So heißt es in dem älteren Roman von Karl dem Großen:

Oluente unde mulo;

und dieſer Dichter des zwölften Jahrhunderts überſetzte doch aus dem Romaniſchen. Das angeſtammte Bürgerrecht des Wortes bleibt demnach unbeſtritten. ULBANDUS ſieht ganz aus wie eine uralte Aſiatiſche Erinnerung. Auf der andern Seite wird es hiedurch wieder wahrſcheinlich, (Vgl. S. 136) daß ſchon in einer vorhomeriſchen Zeit ἐλέφας irgend ein groſſes Thier bedeutet habe, und daß die Griechen, da ſie das Elfenbein kennen lernten, dieſem Thiere die großen Zähne oder Hörner zugeſchrieben.

Es werden ſich wohl noch mehr ſolche Beyſpiele ſammeln laſſen, wenn man die Aufmerkſamkeit darauf richten will. Man überſieht leicht die Aehnlichkeiten der Laute, wo die Bedeutungen unähnlich ſind. Eine allgemeine Zuſammenſtellung der Thiernamen bleibt meiner Sprachvergleichung vorbehalten.

---

§. 4.

Namen der Metalle.

Von den Namen der Metalle gilt zum Theil daſſelbe wie von den einfachen Thiernamen: ſie widerſtreben allen etymologiſchen Verſuchen. Da nicht jedes Land alle Metalle in ſeinem Schooße hegt, da ein Volk dem andern in der Metallurgie voraus ſeyn konnte, ſo mußten hier oft fremde Einmiſchungen Statt finden. Daher iſt es nicht zu verwundern, wenn in dieſem Stücke anerkannt nahe verwandte Sprachen weit von einander abweichen. Im Griechiſchen und Lateiniſchen haben nur ἄργυρος und argentum Aehnlichkeit. Bey-

de Namen ſind von der weißen Farbe hergenommen: ἀργὸς, ἀργεννός; und im Sanskrit: arjuna, weiß.

Auch tritt wohl der Fall ein, daß Namen von Metallen mit ganz neuen vertauſcht werden. Das Wort θησαυρὸς weiſet uns auf eine Vorzeit zurück, wo das Gold in der Griechiſchen Sprache wie in der Lateiniſchen αὐρὸν hieß, wie beyde Scaliger ſchon bemerkt haben. Die neueſten Entdeckungen über Griechenland beſtätigen die Vermuthung dieſer großen Gelehrten, indem die noch vorhandenen Theſaure, undurchdringlich feſt gemauerte und gewölbte Schatzkammern, unſtreitig zu den vortrojaniſchen Denkmalen gehören. (Vgl. meine Rec. der Röm. Geſchichte von Niebuhr. Heidelb. Jahrb. 1816. S. 868.) — Aber woher nun χρυσός?

Von einer verſchiedenen Bedeutung deſſelben Metallnamens in verwandten Sprachen habe ich nur ein einziges, aber ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel anzuführen. Das Wort, womit die Indiſche und die Germaniſchen Sprachen das Eiſen bezeichnen, bedeutet in der Lateiniſchen das Kupfer.

Ich muß dabey zuvörderſt auf das alterthümliche Latein zurückgehn. Aes, ehemals AIS. Das S gehört zur Wurzel; man laſſe ſich durch den Genitiv aer-is nicht irre machen: in unzähligen Fällen iſt das R im Lateiniſchen an die Stelle des S getreten. In as, assis, iſt das letzte ſtehen geblieben, das Wort hat nur, durch Verwandlung des Diphthongen in den einfachen Vocal, eine andere Veränderung erlitten. An der Identität der beyden Wörter wird wohl kein Sprachkenner zweifeln; das Geſchlecht iſt verändert, weil as nicht mehr das Kupfer im allgemeinen, ſondern ein Stück Kupfer, ein beſtimmtes Gewicht bedeutet. Von der ſpäteren Form aeris iſt aereus abgeleitet; von der älteren, aeneus, durch Ausſtoßung des S. Man ſchrieb auch ahenens, alſo auch ahes zweyſylbig. Dieß iſt nicht bloße Vermuthung;

man lieſt in den Iguviniſchen Tafeln: AHESNES. (Vgl. Lanzi Ling. Etr. III, p. 698.)

Im Sanskrit heißt nun das Eiſen ayas, ein Neutrum mit einem radicalen s; nach einer vermehrten Form, ayasa, ebenfalls ein Neutrum, im *nom.* und *acc.* ayasam. Das y iſt der Halbvocal, worein das i immer, wenn ein andrer Vocal darauf folgt, ſelbſt mit Ablöſung von dem Diphthongen, übergeht. Die erſte Form ſtimmt mehr mit dem Lateiniſchen ais, die zweyte mit dem Deutſchen Eiſen, überein.

Im Gothiſchen finden wir EISARN, ferrum, und EISARNEIN, ferreus. Nach einer trügeriſchen Analogie ſollte man das erſte ſchon für ein abgeleitetes Adjectiv halten, wie unſer eiſern, und die Stellen des Ulfilas, wo es vorkommt, ließen ſich wohl ſo deuten, denn es iſt darin von etwas aus dem Eiſen gearbeiteten die Rede. Aber das zweyte ſteht uns im Wege; es wäre wenigſtens unregelmäßig, zwey poſſeſſive Endungen zu häufen. Ein alter Oſtgothiſcher König, der Sohn des Amala, hieß ISARNA, oder vielmehr EISARNA, denn jenes iſt nur die Lateiniſche Schreibung.

Die Gothiſchen Formen ſtehen ebenfalls beym Kero, und in gleichzeitigen Gloſſen: isarn, *ferrum*; isarninin, *ferreis*. Aber beym Otfrid: isinae steina. Der einfache gedehnte Vocal iſt im ganzen Mittelalter an die Stelle des Diphthongen getreten; dieſer iſt, faſt zufällig, erſt im neueren Hochdeutſch wieder zum Vorſchein gekommen, als unſre Sprache überhaupt ſo reich an Diphthongen ward.

In einigen Deutſchen Mundarten hat das Wort eine ähnliche Veränderung erlitten, wie aes im Lateiniſchen: das radicale s iſt mit R vertauſcht. Angelſächſiſch: iren, irn; daher Engliſch: iron; Isländiſch: iarn; Schwediſch: jern, u. ſ. w.

AIZ beym Ulfilas, in der Bedeutung des Geldes, iſt

nichts anders als das aus dem Lateinischen entlehnte aes. So halte ich auch ehern und Erz nicht für einheimische, sondern spät erborgte Wörter.

Das uralte Grundwort in seiner doppelten Anwendung erinnert uns an jenes Zeitalter, wovon Hesiodus sagt:

Aber sie wirkten in Erz; noch war nicht schwärzliches Eisen. Das härteste Metall, das ein Volk kannte, war ihm sein ais, sein Eisen. Italien hatte vormals ungemein ergiebige Kupfergruben, und die Italischen Völker mögen lange ihre Waffen und Pflüge daraus geschmiedet haben.

---

§. 5.

Herstellung einer Lesart beym Athenäus.

Die Englischen Gelehrten, welche sich damit beschäftigt haben, die Zeugnisse der Alten durch die neu erworbenen Kenntnisse über Indien aufzuklären, sind übereingekommen, jener mächtige König und Eroberer am Ganges, der Bundsgenosse des Seleukus, Sandrokottus, müsse in seiner Muttersprache Chandraguptas geheißen haben; und sie haben eben diesen Chandraguptas in den Indischen Ueberlieferungen wiederzufinden geglaubt. (S. W. Jones on Asiatic History. *As. Res.* Vol. IV, p. xxvi.) Ob die Identität der Person so ganz erwiesen, ob es ferner thunlich ist, wie es neuerdings versucht worden, (Francis Hamilton Genealogies of the Hindus, extracted from their sacred writings. Edinb. 1819. Introd. p. 14.) an diesen einzigen Nagel ein ganzes System der Indischen Chronologie hinauf- und hinunterwärts anzuheften, das ist eine zweyte Frage, die ich jetzt bey Seite stelle.

Wenn der Name auch nicht in den Genealogien der Indischen Könige vorkäme, so würde man ihn doch als classisch im Sanskrit, und als dem Geiste der Namentheilung

nach Brahmanischen Begriffen gemäß, anerkennen müssen. Chandra-gupta, der Mondbeschützte. Diese Endung mit Versetzung eines Götternamens ist häufig: z. B. Brahmagupta. Was nun die Schreibung mit Griechischen Buchstaben betrifft, so hat es mit der ersten Hälfte nicht die mindeste Schwierigkeit. Den Griechen fehlten die palatalen Laute: das cha (das ce der Italiäner) schrieben und sprachen sie also wie ein bloßes s, wie es wohl Personen, welche lispeln, zu machen pflegen. In Italien selbst geht ja dieß durch die ganze Venetianische Mundart hindurch.

Bey der zweyten Hälfte des Namens fand ich aber immer das Bedenken, daß Megasthenes mit dem Griechischen Alphabet dem Indischen Laute weit näher hätte kommen können, ohne seinen Landsleuten eine unangenehme Anstrengung der Sprachorgane zuzumuthen. Warum schrieb er nicht Σανδρόγυπτος, oder, wozu die Aehnlichkeit mit einem Griechischen Worte einlud, Σανδρόκυπτος? Nun finde ich endlich, daß er wirklich so geschrieben hat. Die ächte Schreibung Σανδρόκυπτος hat sich in den Handschriften des Athenäus (Epit. L. I, c. 32) erhalten; so steht der Name in den beyden ältesten Ausgaben: die späteren Herausgeber haben dieß willkührlich verändert, weil sie beym Strabo und sonst Σανδρόκοττος gelesen hatten. Casaubonus sagt darüber: *Sandrocottus* is est, de quo Strabo, et nos olim ad illum: nam alii *Androcottum* indigetant. *Sandropyeton* Dalecampius, nescio unde: nam aliter hoc nomen corruptum in prioribus editionibus, quarum mendum Natalis recte correxerat. Der neueste Herausgeber, Schweighäuser, fügt hinzu: Σανδρόκυπτον ed. Ven. et Bas. Σανδρόκυττον nostri mssti.

Man sieht leicht ein, wie sehr ausländische Namen, wobey die Abschreiber sich nichts dachten, der Verfälschung ausgesetzt waren. Σανδρόκοττος ist ferner in Ἀνδρόκοττος

verfälſcht worden: natürlich, weil eine Menge Griechiſche Namen ſo anfingen. Strabo und Plutarch mochten ſchon verderbte Leſearten vor Augen haben, und man muß die Namen freylich ſo ſtehen laſſen, wie ihn die Handſchriften geben; in obiger Stelle des Athenäus aber wird das Rechte nur durch Herauswerfung einer irrigen Conjectur hergeſtellt.

Somit verſchwindet nun der letzte Schatten eines Zweifels gegen die Deutung Chandragupta, welche Sir William Jones gegeben hat.

---

§. 6.

Deutung einiger Indiſchen Namen bey Griechiſchen Geſchichtſchreibern.

Ξανδράμης.

Beym Diodorus L. XVII, c. 93. Xandrames war zur Zeit Alexanders des Großen König der Praſier und Gandariten. Chandramas iſt der vollſtändigere Name des Mondes, der auch bloß Chandra heißt; mäsa für ſich allein bedeutet einen Monat. (Griechiſch μείς oder μήν.) Sehr häufig führen in Indien Menſchen nicht bloß patronymiſche Ableitungen und andere Zuſammenſetzungen von Götternamen; ſondern die Götternamen ſelbſt. Der Buchſtabe cha iſt hier nicht wie in dem vorigen Beyſpiele durch Σ ausgedrückt, ſondern durch Ξ; beydes ſehr begreiflich.

Ἀμιτροχάτης.

Beym Athenäus. L. XIV, c. 67, aus dem Hegeſander. Ein Indiſcher König, mit welchem Antiochus, wahrſcheinlich der erſte, in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtand. Amitra heißt Feind, vom verneinenden a, und mitra, Freund. Man ſieht ſchon voraus, daß die letzte Hälfte

des Namens den Begriff des Sieges, der Ueberlegenheit, ausdrücken muß. Amitra-jit, Feindesbesieger, kommt in den Genealogien vor; (Bentley Remarks on ancient Hindu aeras and dates. As. Res. V, p. 338. Fr. Hamilton Genealogies. Index.) und anders kann Ἀμιτροχάτης nicht wohl ausgelegt werden. Die letzte Sylbe ist von der Wurzel Ji, *vincere*; JITA, *victus*; aber so einsylbig angehängt, haben die Zeitwörter in der Composition eine active Bedeutung. Einer Griechischen Endung bedurfte diese Indische Form; die Veränderung war um so gelinder, da das Wort in den andern Biegungen wächst: z. B. *acc.* Amitrojitam. Freylich wäre Ἀμιτρογίτης dem Laute und dem Wesen der Buchstaben näher gewesen. Wo im Sanskrit der mittlere unter den palatalen Consonanten, ja, steht, da haben die Griechen und Römer in den entsprechenden Wörtern gewöhnlich g: z. B. janu, das Knie, γόνυ, genu.

Σοραγασῆνος.

Beym Polybius, Exc. L. XI, c. 32. Ein Indischer König, mit welchem Antiochus der Große ein Bündniß schloß. Subhaga-sênas. Su ist eine Vorsatz-Partikel, die dem Sinne nach dem Griechischen εὖ entspricht; subhaga, glücklich, *bene auspicatus*, *faustus*; sênâ, *fem.* ein Heer: der Führer eines glücklichen Heeres. Das kurze u der Indier drückt der Grieche, dem ου immer ein Diphthonge war, natürlich durch sein Omikron aus; für die beyden aspirirten Consonanten jeder Classe hat er nur einen: sowohl ph als bh wird also φ. Die auf sêna ausgehenden Königs- und Heldennamen sind im Sanskrit sehr häufig, und den Griechischen auf στρατός ähnlich. Wir finden Bhîmasênas, von bhîma, *terribilis*, Virasênas, von vira, *vir*, u. s. w. Man bemerke noch, daß der Grieche die Quan-

tität der vorletzten Sylbe beobachtet, und den Indischen Diphthongen ê, zusammengesetzt und ausgesprochen wie das Französische ai, durch η ausgedrückt hat.

Κητείς.

Beym Diodorus L. XIX, c. 33, 34. Ein Indischer Krieger von hohem Adel, der Anführer Indischer Hülfstruppen, der in einer Schlacht des Eumenes gegen den Antigonus ruhmvoll sein Leben einbüßte. Kêtu, *nom.* Kêtus, heißt eine Fahne, ein Kriegspanier. Eine gewöhnliche Endung zusammengesetzter Namen: z. B. Chitra-kêtus, buntfahnig; der Gott der Liebe heißt Makara-kêtus, weil er ein Seeungeheuer in der Fahne führt. Aber Kêtus kommt auch für sich allein als eigner Name vor. (Vgl. Fr. Hamilton Geneal.) Das charakteristische u haben die Griechen schicklich durch die Endung ευς ausgedrückt, da sie sonst die Indische Namen auf ης oder ος ausgehen lassen.

Ξάθροι.

Ein Indisches Volk beym Arrian, L. VI, c. 15. Der Kriegerstamm heißt im Sanskrit nicht bloß Kshatriya, sondern auch Kshatra: die letzte Form erkennt man leicht in der Griechischen Schreibung wieder. Wie Alexander auf einen Staat der Brahmanen traf, nicht als ob alle Einwohner aus dem Priesterstamme gewesen wären, sondern so benannt, weil die Brahmanen die politische Herrschaft führten, so fand er auch einen Staat von Kshatriya's. Die heutigen wegen ihrer Tapferkeit berühmten Rajputs nennen sich so, rajaputtrás, Königssöhne, weil sie von Adel des Kriegerstammes zu sein behaupten. Es gab also schon zu Alexanders des Großen Zeit in Indien solche unabhängige Staaten von Rajputs, ἔθνος Ἰνδῶν ἀντόνομον. Auf ähnliche Weise war unter den alten Deutschen das Volk der Eruler (eorlas nach Malte-Brun's scharfsinniger Ver-

muthung) nichts anders als eine Verbündung des kriegerischen Adels.

Σοροάδειος.

Der Indische Gott des Weines beym Athenäus, Epit. L. I, 48, nach dem Chares von Mitylene, der die Geschichte Alexanders geschrieben hatte. Die Indier haben zwar keinen Gott des Weines, aber die Griechen, ihren Indischen Zug des Bacchus im Kopfe, mußten durchaus einen finden. Der Wein nimmt bey den Indiern überhaupt keinen so hohen Rang ein wie bey uns: er steht nur mit in der Reihe der gegohrenen oder distillirten Getränke, als Rum, Arrack, u. s. w., welche sämtlich sehr alte Erfindungen zu sein scheinen, aber von den Gesetzgebern weislich mit einem harten Banne belegt worden waren. Sollte irgend eine Gottheit des Indischen Olymps der Gott des Weines heißen, so hätte der Gott der Gewässer, Varunas, am ersten Anspruch darauf, da alle geistigen Getränke Kinder des Varunas, varunatmaja, genannt werden. In Σοροάδειος kann ich nichts andres erkennen als Sûrya-dêvas, der Sonnengott, durch dessen Strahlen freylich die Trauben reifen. Chares fügte hinzu: *ἑρμηνεύεται δὲ Ἑλλάδι φωνῇ οἰνόπιος.* Auch dieses Mißverständniß erklärt sich einigermaßen durch das Indische Wort surâ, welches allgemein ein geistiges Getränk bedeutet, und wovon sogar in der Kosmogonie spielend der Name der Götter und Ungötter (sura und asura) abgeleitet wird.

Obige Auslegungen boten sich mir eben dar: ich übergebe sie den Kennern zur Prüfung, und hoffe dabey keinen Zwang angewendet zu haben. An den Philologen der Sanskrit-Litteratur wird allerdings die Anfoderung gemacht, alle bey den Griechen vorkommenden Indischen Wörter, Perso-

nennamen, geographiſche Namen, und Benennungen natürlicher oder künſtlicher Erzeugniſſe grammatiſch aus dem Sanskrit zu deuten. Dieß wird nicht immer ganz leicht ſeyn. Man muß bey der Beurtheilung des Verſuchs eine billige Rückſicht nehmen auf die Mängel des Griechiſchen Alphabets, auf die Scheu der Griechen vor ungewöhnlichen Combinationen der Laute, auf ihre Neigung den ihrem Ohre ſchmeichelnden mythologiſchen Anklang wiederzufinden oder zu erkünſteln. So machte Megaſthenes, wie S. W. Jones bemerkt hat, aus einem Beynamen des Fluſſes Sonas, Hiranyavâhus, der Goldarmige, oder Hiranyavâhas, der Goldführende, Ἐρανοβόας, der lieblich hallende; hätte er die Bedeutung gewußt, ſo würde er Luſt gehabt haben, ihn Paktolus zu nennen.

Zuweilen wird ſich auch angeben laſſen, warum die Deutung nicht gelingen kann: wenn wir z. B. erfahren, daß der Philoſoph Kalanus nicht wirklich ſo hieß, daß die Macedonier nur nach einem häufig ausgeſprochenen Wort ihm dieſen Namen beylegten; oder daß Alexander aus eigner Vollgewalt einen der fünf Flüſſe des Panjab völlig umbenamte, weil ihm der wahre Name für ſeine Feldzüge, worin alles nach den Thaten des Bacchus und Hercules ſchmecken ſollte, nicht claſſiſch genug klang.

Aus der Prüfung der Indiſchen Wörter bey den Griechen geht unwiderleglich der Beweis hervor, daß das Sanskrit mit ſeinen feinſten Eigenthümlichkeiten drey Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung völlig ſo fixirt war, wie wir es in den Schriften leſen. Man ſollte ſich freylich ſchämen, ſo etwas noch zu beweiſen; da jedoch das Alter der Indiſchen Bücher mit der dreiſten Zuverſicht der Unwiſſenheit angefochten worden iſt, ſo mag man ſich immerhin dazu verſtehen. Ferner wird ſich, wenn dieſe Namendeutung vollſtändig durchgeführt wird, doch vielleicht irgend ein oder der andre aus-

wärtige hiſtoriſche Stützpunkt ausmitteln laſſen, wiewohl hiebey die größte Vorſicht zu empfehlen iſt.

---

§. 7.

Wodan und Buddha.

Sehr achtungswerthe Gelehrte haben in dem Wodan der alten Deutſchen den Indiſchen Religionsſtifter Buddha erkennen wollen. Ich kann ihrer Meynung nicht beytreten. Ich ſehe viele Gründe dagegen, und faſt nichts, was dafür ſpräche, als eine flüchtige Aehnlichkeit des Namens, welche bey näherer Prüfung als zufällig erſcheint.

Der Wodansdienſt iſt vermuthlich nicht ſehr alt unter den Deutſchen Stämmen geweſen. Beym Tacitus findet ſich keine Spur davon, wenn man es nicht etwa dafür nehmen will, daß er ſagt, die Germanier verehrten insbeſondre den Mercurius, weil nämlich dieſer Planet dem Wodan zugeeignet wurde. Sein Bericht von der Religion der Germanier entfernt übrigens jeden Gedanken an den Wodansdienſt.

Hingegen iſt es ausgemacht, daß zu Anfang des vierten Jahrhunderts einige Deutſche Völker, wahrſcheinlich, daß alle den Wodan verehrten. Von mehreren, den Gothen, Vandalen, Burgunden und Franken, wird zwar nirgends beſtimmt erwähnt, welcher Art des Heidenthums ſie vor ihrer Bekehrung zugethan geweſen, die ſchon vor oder kurz nach der Eroberung Römiſcher Provinzen erfolgte. Bey andern, den Langobarden, Allemannen und Sachſen wird Wodan genannt, aber erſt weit ſpäter. Den beſten Beweis einer frühen und allgemeinen Verbreitung liefern immer die heidniſchen Namen der Wochentage, unter ihnen des Wodanstages. Zwiſchen dem erſten und vierten Jahrhundert muß alſo die neue Religion eingeführt worden ſeyn. Daß ſie aus Aſien, und letztlich, durch manche Mittelglieder, aus Indien

hergekommen, glaube ich ſelbſt; aber ich meyne darin weit eher eine Verzweigung des Brahmaniſchen Polytheismus, als eine Verpflanzung der verneinende Lehre des Buddha zu finden. Die älteſte (zwar eine ſehr junge) einigermaßen ausführliche Beſchreibung des Wodansdienſtes, die wir haben, iſt die, welche Adam von Bremen giebt; dieß iſt das eigentlich claſſiſche Zeugniß, denn es gründet ſich auf die Berichte der Miſſionare, welche zu Upſala die heidniſchen Gebräuche noch in vollem Gange gefunden hatten. Drey große Götter wurden gemeinſam in Einem Tempel angebetet. Thor thronte in der Mitte mit einem Scepter; neben ihm Wodan in kriegeriſcher Rüſtung; an der andern Seite Fricco mit dem Phallus. Die beyden erſten vergleicht der Geſchichtſchreiber dem Jupiter und Mars; für den dritten hat er keine Lateiniſche Bezeichnung. Dieß iſt nun freylich nicht die Indiſche Dreyheit des Brahma, Viſhnus und Sivas, welche überhaupt über die Begriffe der meiſten polytheiſtiſchen Völker hinausgeht. Wenn wir jene Götzen nach der Indiſchen Mythologie benennen wollen, ſo wäre Thor der Donnergott Indras, Wodan, Kartikeyas, und Fricco etwa Sivas. Adam von Bremen ſchildert den Fricco bloß männlich, aber unläugbar iſt Freya auch als eine weibliche Gottheit verehrt worden. Wenn das Götzenbild vielleicht die Kennzeichen beyder Geſchlechter an ſich trug, ſo möchte man es dem Sivas Ardha-nari, d. i. Halbweib, vergleichen. Was hat nun der wilde Kriegsgott, der Phallus, was haben die blutigen Thier- und Menſchenopfer mit der nüchternen aber harmloſen Lehre des Buddha gemein? Ein kriegeriſches Geſchlecht konnte dieſe nicht brauchen. Das Scandinaniſche Pferdeopfer endlich hat die auffallendſte Aehnlichkeit mit dem grauſamſten unter den Brahmaniſchen Opfergebräuchen.

Wenn wir den Namen Wodan etymologiſch erklären

wollen, so müssen wir vor allen Dingen wissen, welcher Sprache das Wort angehört. Der Indische Name Buddha bedeutet einen Weisen; es ist das *part. praet. pass.* von der Wurzel BUDH, erwachen, sich besinnen. Mit der Verehrung einer fremden Gottheit kann allerdings auch ihr unverstandener Name zugleich eingeführt werden. Aber die Namen der beyden andern großen Götter sind rein Deutsch. Thor hieß in Deutschland Thunaer, Donner; daher noch jetzt Donnerstag, nicht der Tag des Donners, sondern des Donnergottes und des Planeten Jupiter. Freya, woher der Freytag, heißt die Liebe. Gothisch: FRIJON, amare; noch jetzt freyen, sich um Liebe bewerben. Die etwas abweichende Form Fricco, wenn es nicht bloß eine härtere Aussprache ist, kann vielleicht durch das Gothische FRIKAI, cupidi, erläutert werden, womit wiederum unser frech zusammenhängt.

Die ächt Deutschen Namen dieser beyden Gottheiten sind ferner nicht mythologisch persönlich, sondern eigentliche Appellative, welche den Begriff ihres Wesens allgemein ausdrücken. Sollte es nun mit dem Wodan nicht eben so gewesen seyn? Es war wirklich so, Adam von Bremen gibt uns die wahre Deutung. WODAN, id est, FUROR, bella regit. So hat Junius in seinem Gothischen Glossarium die Lesart aus einer Handschrift hergestellt. Sonst las man: id est, *fortior*; aber dieß ist offenbar ein Schreibfehler, denn aus Wodan läßt sich mit aller Gewalt kein Comperativ herausbringen. Wodan, id est, Furor. Vortrefflich! Gothisch: WODS, furore correptus; (das s ist Endung des Nominativs;) Angelsächsisch: wod, *rabidus*; noch heißt im Englischen wood, wild; bey uns bis auf den heutigen Tag, Wuth, wüthen; der andern Mundarten nicht zu gedenken. In der Lebensbeschreibung des heil. Columbanus heißt der Götze sogar Wotanu, als wäre

es das Particip. Welchen ſchicklicheren Namen als dieſen konnte die wilde Streitluſt der alten Deutſchen ihrem Kriegsgotte beylegen? Aber was kann auch weiter von einander abſtehen als Wodan und Buddha, die Wuth und die Weisheit?

Nun möchten aber Scandinaviſche Antiquare mir den Weg mit der Behauptung vertreten, nicht Wodan, ſondern Odin habe der vielverehrte Gott von jeher geheißen; Odin ſey ſein urſprünglicher Name, den er ſchon aus Aſien mitgebracht. Wenn dem ſo wäre, ſo ginge freylich meine Etymologie, oder vielmehr meine Deutung zu Grunde; aber ich würde bei Gelegenheit wenigſtens den Buddha los.

Die Form Odin iſt ſehr jung. Adam von Bremen nennt den Götzen in Upſala noch Wodan; Saxo Grammaticus iſt, denke ich, der älteſte Geſchichtſchreiber, bey dem jenes (Othinus) vorkommt. Man mache die Lieder der Edda ſo alt, als man will: ſo lange ſie nur mündlich fortgepflanzt wurden, mußte die Ausſprache ſich mit dem wechſelnden Sprachgebrauche verändern, und aufgeſchrieben wurden ſie doch erſt ſeit Annahme des Chriſtenthums. Der Unterſchied zwiſchen Wodan, nach der Sächſiſchen Ausſprache Woden, und Odin, liegt nur in einer Eigenthümlichkeit der Scandinaviſchen Mundarten, daß ſie das anfangende w wegwerfen: z. B. Wurm, orm, Wort, ord, u. ſ. w.

Mein Bruder, Friedrich von Schlegel, hat die Anſicht aufgeſtellt, die Sachſen hätten außer dem Gotte Wodan noch einen einheimiſchen Helden Ote oder Odin göttlich verehrt. Nichts iſt natürlicher als daß unter den Völkern, welche dem Wodansdienſte anhingen, kriegeriſche Fürſten ſich den Namen des Kriegsgottes gaben. Dieß kann mehrmals geſchehen ſeyn: Einmal wiſſen wir es zuverläßig. Der König Woden in Altſachſen, von welchem die ſämtlichen

Fürſten der Sächſiſchen Heptarchie, die Wodeningen, abſtammten, iſt eine ganz hiſtoriſche Perſon; da er der Urälter-Vater des Hengiſt und Horſa war, läßt ſich ſogar ſein Zeitalter auf den Anfang des vierten Jahrhunderts beſtimmen. Nur von einer Vergötterung finde ich keine Spur. Und wie ſollte man dazu gekommen ſeyn, ihn in Altſachſen Ote oder Odin zu nennen, da ſowohl Beda als die Angelſächſiſche Chronik, dieſe ſo zu ſagen auf allen Blättern, ihn Woden nennt?

Jene Annahme gründet ſich auf die in der Synode vom Jahre 742 feſtgeſetzte Abſchwörungsformel, welche der heil. Bonifacius ſeinen Bekehrten vorlegte, und worin es heißt:

> End ec forsacho allom Diaboles vuercum end vuordum, Thunaer ende Vuoden, end Saxn-Ote, ende allem them unholdum, the hira genotas sint.

Ich argwöhne in dieſem äußerſt wichtigen Text wenigſtens zwey Schreibfehler. Einmal fehlt die dritte Gottheit, die Freya: und dieſes anſtößige Götzenbild abzuſchwören, wurde doch wohl nicht vergeſſen? Zweytens rühret die Abtheilung Saxn-Ote von Eckhart her. Sie iſt unausſprechbar, und auf jeden Fall der Grammatik entgegen. Saxn müßte der Genitiv des Plurals ſeyn, dieſer lautete aber Saxono. Wie die Leſeart jetzt ſteht, läßt ſich kein leidlicher Sinn herausbringen. Ich leſe: Sax-mote, (Angelſächſiſch: mot, *conventus*, *concilium*; folc-mot, *populi consessus*;) dann hieße es die Zuſammenkunft der Sachſen, wobey heidniſche Feſte gefeyert wurden.

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königl. Preußiſchen Rhein-Univerſität, Ritter des St. Wladimir- und des Wasa-Ordens, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Geſellſchaften.

Erſten Bandes Drittes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1822.

VI.

Die Einsiedelei des Kandu,

nach dem Brahma-Purana, einer epischen Dichtung aus dem höchsten Alterthum.

Eine akademische Vorlesung

von

Hrn. von Chezy.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Mein gelehrter Freund, Hr. von Chezy, hat mir erlaubt, den folgenden Aufsatz, welcher von ihm, als Mitgliede der dritten Abtheilung des Königlichen Instituts, in einer öffentlichen und außerordentlichen Versammlung der vier Akademien vorgelesen worden, und bisher noch nicht im Druck erschienen ist, in einer Uebersetzung dem Publicum mitzutheilen; und ich bin gewiß, meinen Lesern ein sehr angenehmes Geschenk damit zu machen. Hr. von Chezy vereinigt in einem seltenen Grade mit tiefer und umfassender Sprachkunde die Gabe einer zierlichen und gewählten Schreibart in seiner Muttersprache, und ist daher vorzüglich dazu berufen, als Vermittler zwischen dem Geiste der Orientalischen Poesie und den Forderungen des Europäischen Geschmacks aufzutreten. Schon vor einer Anzahl Jahre bewährte er dieses Talent in seiner anmuthigen Nachbildung des Persischen Romans Medjnun und Leila, welche

von allen Kennern mit dem größten Beyfall aufgenommen wurde. Seit geraumer Zeit beschäftigt er sich vorzugsweise mit dem Ramayana, und wir sehen mit Ungeduld der Vollendung seiner eben so gründlichen als geschmackvollen Arbeit über dieses wichtige Werk entgegen, wovon sich nach zwei kleinen Proben, dem Tode des Dajnadattas, und dem Kampfe des Lakshmanas mit dem Riesen Atikayas, die Erwartung hegen läßt, daß sie die des Sanskrit unkundigen Leser auf die anziehendste Weise mit dem Geiste und Inhalte des vortrefflichsten unter den alten Sagengedichten Indiens bekannt machen, und zugleich den Gelehrten eine Fülle von Aufklärungen über den Zusammenhang und die Bedeutung der Brahmanischen Mythologie liefern wird.

Die folgende Dichtung, aus einem unter den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen und noch nicht ans Licht gezogenen Sagengedichte geschöpft, bedarf keiner Empfehlung bei den Freunden des Schönen; und die strengeren Sittenrichter wird ihre Anmuth vielleicht entwaffnen, eben wie es jenem Einsiedler der Vorwelt ging. Wiewohl als Episode einem größeren Ganzen eingeflochten, ist sie für sich abgerundet und vollendet. Es finden sich manche ähnliche Erzählungen, deren eine ich nächstens meinen Lesern vorzulegen gedenke. Die Gefahren und Störungen, welche für das beschauliche Leben aus den Bezauberungen der Liebe erwachsen, sind ein Lieblingsgegenstand der Indischen Poesie; aber die folgende Behandlung des Gegenstandes ist ohne Zweifel eine der ausgezeichnetsten.

Einleitung.

Die Griechiſchen Muſen heißen an dieſem Tage ihre Schweſtern vom Ganges willkommen; ſie unterbrechen die gelehrten Harmonien ihrer Leyer, um den vielleicht etwas flüchtigen Accenten der Indiſchen Laute ein günſtiges Gehör zu gönnen.

Indem ich ein Band der Verwandtſchaft zwiſchen den Muſen des Helikon und denen vom Berge Meru anerkenne, indem ich den Namen Schweſtern ausſpreche, glaube ich ſchon tauſend Stimmen zu vernehmen, welche ſich gegen eine ſolche Behauptung, gegen die Möglichkeit eines ſolchen Vereins erheben. Lange Zeit, ich geſtehe es, habe ich ſelbſt dieſes Vorurtheil gehegt; aber nach der beſonnenſten Prüfung, nach anhaltender Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtande, muß ich, ungeachtet des weiten Zwiſchenraums, welcher dieſe Völker trennt, ihre Poeſie als verſchmiſſert, und in derſelben Wiege gepflegt, anerkennen: ſie redet dort und hier ungefähr dieſelbe Sprache, bedient ſich ähnlicher Ausdrücke und Bilder, und ſcheint von Einem Genius begeiſtert zu ſeyn.

In der That, Keinem, der nur einige Fortſchritte in der Erlernung des Sanskrit gemacht hat, können die auffallenden Uebereinſtimmungen dieſer reich entfalteten Sprache mit der Griechiſchen und Lateiniſchen entgehen. Dieſe Uebereinſtimmungen zeigen ſich nicht blos in einzelnen Wörtern, ſondern in dem innerſten Bau der Sprachen ſelbſt: ſie können nicht die Wirkung des Zufalls ſeyn, und führen nothwendiger Weiſe auf die Annahme eines gemeinſamen Urſprungs

der Völker, oder auf einem uralten lange fortgesetzten Verkehr, der zwischen ihnen Statt gefunden haben muß.

Die Geschichte liefert uns freilich noch keine hinreichenden Andeutungen, um dieß Problem zu lösen. Aber wie viel andere Thatsachen verhüllt die Dämmerung der fabelhaften und heroischen Zeiten, welche unläugbar sind, wiewohl es bis jetzt der historischen Forschung noch nicht gelang, ihr reines Licht auf sie zu werfen.

Das Studium des Sanskrit, dieß für sich betrachtet, vernichtet beinahe alle etymologischen Systeme, welche man bis jetzt aufzubauen versucht hat. Dieses Studium ist durchaus unentbehrlich, um unsere Forschungen mit einiger Sicherheit in einem Labyrinthe zu leiten, wo man nur allzu oft nichts als Chimären angetroffen hat. Wenn man hiezu zu dem Studium der Glaubenslehre der Indier, ihrer gottesdienstlichen Gebräuche, und ihrer geheiligten Sagen übergeht: welche noch viel merkwürdigere Zusammenstellungen bieten sich dann sogleich der Einbildungskraft dar!

Wenn wir in den Sinn ihrer metaphysischen Schriften eindringen, so glauben wir die erhabenen Betrachtungen eines Plato zu lesen. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist von diesem Weisen und von andern Philosophen Griechenlands nicht mit größerem Tiefsinn und Scharfsinn zugleich entwickelt worden, als von den Brahmanen, in ihren Upanishad's (geheimen Texten der Veda's), wo meistens die Gegenstände in der Sokratischen Weise unter der Einkleidung von Gesprächen zwischen einem Lehrer und seinem Schüler abgehandelt werden.

Die Lehre von der Einheit Gottes, welche offenbar von den wahren Weisen des Heidenthums erkannt worden

ist, wird gleichfalls von den Indischen Philosophen behauptet, welche das unendliche Wesen unter dem Namen Brahma anbeten. Die Beschuldigung der Vielgötterei, die man ihnen gemacht hat, ist allem Anschein nach nur darauf gegründet, daß sie die Attribute der Gottheit unter den Gestalten des Brahma, Vishnus und Siras personificirt haben, um auf eine sinnliche Weise die Gewalt des Schaffens, des Erhaltens und des Zerstörens darzustellen.

Das System des Pythagoras, wovon nur Bruchstücke auf uns gekommen sind, findet sich in seiner Gesamtheit in den Schriften der Indischen Philosophen wieder.

Die Uebereinstimmung, welche man auf beiden Seiten bis in die feinsten einzelnen Züge erkennt, ist so groß, daß es sehr wahrscheinlich wird, der Griechische Weise habe aus jenen alten Büchern seine Lehre von der Seelenwanderung geschöpft; und diese Thatsache allein ist nach unserer Meinung hinreichend, die Wirklichkeit seiner Reise nach Indien glaublich zu machen.

Sollte nicht auch ein anderer Philosoph, von welchem man behauptet, daß er im Gefolge Alexanders des Großen Indien besucht habe, sollte nicht Pyrrho aus seinem Umgange mit den Brahmanen den Keim seines berühmten Systems geschöpft haben, welches die auffallendste Uebereinstimmung mit einem in Indien weit verbreiteten Systeme darbietet, wenn gesetzt wurde, alles, die Gottheit ausgenommen, sei nur Täuschung? Es ist noch besonders zu bemerken, daß dieser Skeptiker in seinem ganzen Betragen die vollkommenste Gleichgültigkeit und Entsagung kund gab, welche das beschauliche Leben der Indier bezeichnet. Erfüllt von dem Gedanken der Flüchtigkeit und des

geringen Werthes aller irdischen Dinge, führte er beständig den Spruch Homers im Munde, wo dieser große Dichter die menschlichen Geschlechter mit verwelkten Blättern vergleicht, die ein Spiel des Windes sind; eben so wie die Gymnosophisten sich in der Vergleichung der Kürze des menschlichen Lebens mit einem Thautropfen gefallen, der an einem zitternden Lotos-Blatte glänzt, und in einem Augenblicke verschwindet.

Es würde leicht seyn, dergleichen Zusammenstellungen zu häufen, wenn man die verschiedenen Zweige menschlicher Wissenschaft und Kunst nach einander durchgehen wollte: die Astronomie, die Mathematik, die Musik, die Poesie, sowohl die epische und dramatische, als die lyrische, die Gesetzgebung und die Sittenlehre. Es würde leicht seyn zu beweisen, daß in allen diesen Fächern die Indier den Griechen nur weniges zu beneiden haben. Aber diese Arbeit würde zu viel Zeit erfodern; ich ziehe es daher vor, nur einen flüchtigen Blick auf einige Stücke der Indischen Mythologie zu werfen, deren Einerleiheit mit den Griechischen Fabeln sogleich allgemein einleuchtend seyn wird.

Wenn Valmiki, der Erfinder der Poesie unter diesem Volke, uns im Geiste auf den erhabenen Gipfel des Berges Meru führt, so glauben wir uns von Homer auf die Höhen des Olympus versetzt zu sehn, und dem Rathe der Götter beizuwohnen, die er uns, genährt von der himmlischen Ambrosia, mit so reizenden Farben darstellt, gerade wie die Indischen Götter das Amrita oder den Trank der Unsterblichkeit genießen.

Wenn wir hier den Zeus mit seinem Blitze bewaffnet sehn, so strahlt dort dieses furchtbare Meteor in der

Rechte des Indras. Das unermeßliche mit Augen beſäte blaue Gewand, das ihn bekleidet, der Regenbogen, auf den er ſich ſtüzt, läßt in ihm ſogleich das perſonificirte Firmament erkennen.

Venus, die Mutter der Grazien, findet auch ihre Nebenbuhlerin an der Göttin der Schönheit Lakſhmi, die, was am meiſten in Erſtaunen ſezen muß, wie jene aus dem Schaume des Meers hervorgegangen ſeyn ſoll.

Apollo bietet eine Menge Aehnlichkeiten mit dem Kriſhna dar, und vielleicht würde nicht unmöglich ſeyn, dergleichen zwiſchen den Musen und jenen Hirtinnen zu finden, welche unaufhörlich ihrem Lieblings-Gott, dem Schönſten der Unſterblichen, begleiten.

Was den Griechiſchen Bacchus betrift, ſo würde es ſchwer ſeyn, ſeine Einerleiheit mit dem Indiſchen auf dem Berge Meru gebohrenen Bacchus nicht anzuerkennen. Dieſer lezte Umſtand hat die Griechiſchen Mythologen veranlaßt, die Fabel von ſeiner Geburt aus dem Schenkel Jupiters zu erſinnen, indem ſie auf den Gleichlaut der Wörter Meru und μηρὸς anſpielten, wie es allgemein anerkannt iſt.

Und Kama, der Bruder des Griechiſchen Liebesgottes, eben ſo ſchalkhaft, eben ſo anmuthig wie dieſer: unter welcher reizenden Allegorie wird er uns nicht von den Indiſchen Dichtern dargeſtellt! Er iſt ein liebliches Kind, das den Frühling und den Zephyr zu unzertrennlichen Begleitern hat; ſeine Waffen ſind ein Bogen, aus Zuckerrohr gebildet, ein Köcher, angefüllt mit fünf Pfeilen (nach der Zahl der menſchlichen Sinne), welche ſcharf und in brennende Pflanzenſäfte eingetaucht ſind, und deren er ſich ohne Schonung bedient, um die Herzen mit leidenſchaftlicher Qual zu durchdringen:

Waffen, ſo ſchleunig wirkſam wie der Blitz, deren Ziel vor Alters einmal ein armer Einſiedler geweſen, wie uns der Dichter Vyaſa berichtet.

Aber ehe ich Ihnen den Inhalt ſeiner Erzählung vorlege, ſey es mir erlaubt, Ihre Aufmerkſamkeit für einige beſondere Umſtände in Anſpruch zu nehmen, die den Indras betreffen, und die man nothwendig kennen muß, um den Geiſt dieſer kleinen Dichtung gehörig zu faſſen. Ich habe ſie aus dem Brahma-Purana gezogen, einem Werke, welches, nach der Meinung der gelehrteſten Kenner der Indiſchen Litteratur, in einem eben ſo hohen Alterthume abgefaßt ſeyn dürfte, als die Homeriſchen Geſänge.

Wiewohl Indras in vielen Beziehungen dieſelbe Stelle einnimmt wie der Griechiſche Jupiter, ſo unterſcheidet er ſich dennoch darin von dieſem Herrn der Göttermelt, daß ſein Thron nicht auf eben ſo feſter Grundlage ruht. Wenn Jupiter einmal Gefahr lief, durch die Titanen entthront zu werden, ſo gelang es ihm, ſie in den Tartarus zu bannen; und ſeitdem er ihren verwegenen Unternehmungen durch dieſe Gefangenſchaft ein Ende gemacht hatte, regierte er in vollkommener Sicherheit. Aber mit dem Indras verhält es ſich nicht eben ſo, denn er kann ſeinen Rang als Oberhaupt der untergeordneten Gottheiten verlieren, und ſich durch den unwandelbaren Brahma oder das Verhängniß genöthigt ſehen, ſeinen Thron irgend einem Büßer abzutreten, der durch das Uebermaaß frommer Selbſtqual die verdienſtlichen Werke übertreffen würde, die er ſelbſt zuvor verrichtet hatte.

Mitten unter den entzückenden Genüſſen, die ſich ihm in ſeiner himmliſchen Wohnung von allen Seiten darbieten, iſt dieſer Gott alſo nicht ohne Unruhe, welche durch die himm-

lischen Harmonien der Gandharven, durch die lustigen Tänze der lüsternen Apsaraſen nicht ganz zerſtreut werden kann. Auch ſchweifen ſeine Blicke, durchdringend wie die des Adlers, von Zeit zu Zeit auf der Erde umher, und verweilen vorzüglich auf jenen düſtern Wäldern, in deren Schatten menſchenſcheue Anachoreten ſich am liebſten zu begraben pflegen. Wenn er einen bemerkt, deſſen ſtrenge Büßungen durch den beinahe errungenen Erwerb vollendeter Heiligkeit ihm Gefahr bringen könnten, ſo ſendet er alſobald die reizendſte Nymphe ſeines Hofes an ihn ab, und trägt ihr auf, alle Mittel aufzubieten, um den tugendhaften Einſiedler zu verführen. Wenn dieſer der Verſuchung unterliegt, ſo iſt er genöthigt, ſeine lange Buße von neuem zu beginnen, und während dieſer Zeit kann Indras ſorglos die Süßigkeiten der Ruhe genießen.

Dergleichen Mittel wandte dieſer Götterfürſt vor etwa dreitauſend Jahren an, um an den Ufern des Fluſſes Gomati die Buße des Einſiedlers Kandu zunichte zu machen.

Die Einsiedelei des Kandu.

An den geheiligten Ufern des Flusses Gomati, in einem einsamen Walde, dessen Boden Wurzeln, Kräuter und Früchte jeder Art im Ueberflusse trug, wo man nur die Gesänge des tonreichen Gefieders, die flüchtigen Tritte des Hirsches und der schüchternen Gazelle vernahm, lag, weit entfernt vom Getümmel der Menschen, die friedliche Einsiedelei des Kandu.

In diesem wonnigen Aufenthalt ergab der Heilige sich ohne Unterlaß den strengsten Bußübungen. Fasten, Waschungen, Gebete, Entbehrungen ohne Zahl: solche peinliche Pflichten schienen ihm noch allzu süß. Wenn der Sommer die Fluren gewaltig erhitzte, zündete er um sich her vier Feuer an, und fing mit seiner entblößten Scheitel die Sonnenstrahlen auf; in der regnichten Jahreszeit legte er sich auf den durchnäßten Boden nieder; mitten im Winter hüllten feuchte Gewänder seine vor Kälte starrenden Glieder ein.

Zeugen dieser furchtbaren Büßungen, welche genügten ihm die Herrschaft über die drei Welten zu erobern, waren die Deva's, die Gandharven und die übrigen dem Indras untergebenen Gottheiten von Bewunderung getroffen.

„Welche erſtaunenswürdige Beharrlichkeit! welche Standhaftigkeit im Schmerz!“ ſo riefen ſie einmal über das andere aus.“

Bald ging indeſſen ihre Bewunderung in ernſtere Beſorgniſſe über: ſie wünſchten ihn der Frucht ſeiner langen Buße zu berauben. Voll von Beſtürzung begaben ſie ſich zu ihrem Herrn, und ſprachen ſeine Hülfe an, um ihr Vorhaben auszuführen.

Der Gott des Firmaments gab ihren Bitten Gehör, und wendete ſeine Rede zu der Nymphe Pramnocha *), die durch ihre Jugend, ihre Schönheit, ihren ſchlanken Wuchs, die Perlenreihen ihrer Zähne, und die liebliche Fülle ihres ſchwellenden Buſens alle ihre Geſchwiſter übertraf.

„Geh, Pramnocha,“ ſagte er, „geh mit der Eile des Blitzes in die Wildniß, wo Kandu ſich angeſiedelt hat. O Schöne! verſäume nichts, um ſeine Buße zu unterbrechen, und ſeine Sinne zu bethören.“—

Mächtiger Götterfürſt, erwiederte die Nymphe, ich bin bereit deinen Befehlen zu gehorchen, aber ich zittere für mein Leben: ich ſcheue mich vor jenem erhabenen Einſiedler mit dem furchtbaren Blick, deſſen Antlitz

*) Hr. von Eberz ſchreibt nach der Geltung der Buchſtaben im Franzöſiſchen Pramnotcha; ich habe die Schreibung, wie immer, nach der Methode von Wilkins verändert. Der Name könnte hart ſcheinen, beſonders für eine Nymphe: indeſſen iſt die Endung doch keine andre als die im Italiäniſchen ſo häufig vorkommende auf occia.

Anmerk. d. H.

leuchtet wie die Sonne. Welchen verderblichen Fluch könnte er gegen mich in seinem Grimme aussprechen, wenn er die Absicht meiner Ankunft erriethe! Warum erwählst du nicht lieber zur Ausführung dieses gefahrvollen Unternehmens meine Schwestern Urvasi, Menaka, Rambha, Misrakesi, oder andere Nymphen deines Himmels, die so stolz auf ihre Reize sind?

„Nein!" dieß gab Sachi's göttlicher Gemahl ihr zur Antwort: jene Nymphen müssen bey mir bleiben. Auf dich, himmlische Schönheit, habe ich meine Hoffnung gesetzt, doch will ich dir den Liebesgott, den Frühling, und den Zephyr zu Gehülfen geben." Ermuthigt durch diese schmeichelhaften Worte machte die Nymphe mit dem lieblichen Blicke sich alsobald auf, sie durchschwebte mit ihren drei Gefährten die ätherischen Regionen, und alle ließen sich in der Wildniß nahe bey Kandu's Einsiedelei zur Erde herab.

Einige Zeit irrten sie unter geräumigen Schattengängen umher, die ihnen das ewige Grün der bezauberten Gärten Indras darzustellen schienen. Die geschmückte Erde lächelte sie an, und bot ihnen Blumen und Früchte dar; melodische Gesänge begrüßten ihren Eintritt. Dort verweilte ihr Blick auf einem stolzen Mango, hier sahen sie Citronenbäume mit goldnen Früchten prangen, oder hohe Palmen ihre Kronen entfalten; Bananen, Granaten und breitblätterige Feigenbäume liehen ihnen wechselsweise Schatten und Kühlung.

Geflügelte Schaaren, so bunt von Gefieder als mannigfaltig an Stimmen und Gesang, wiegten sich auf

den ſchwankenden Zweigen und ſchmeichelten zugleich dem Auge und dem Ohr.

Hier und da ſah man kryſtallklare Bäche, und kleine Silberſeen, auf deren ſtiller Fläche ſich die purpurnen und azurnen Blumenkelche des heiligen Lotos erhoben, und blendendweiße Schwäne, anmuthig gepaart, gelinde Furchen zogen; während muntere Waſſervögel, gelockt von dem Schatten und der Kühle, an den Ufern ſich eintauchend und plätſchernd ſpielten.

Pramnocha wurde nicht müde, dieſes entzückende Schauſpiel zu betrachten; jedoch erinnerte ſie den Zephyr, den Frühling und den Liebesgott an die Abſicht ihrer Reiſe, und foderte ſie auf, im Einverſtändniß mit ihr zu handeln, und das Gelingen ihres Unternehmens zu fördern. Sie ſelbſt hielt alle Waffen der Schönheit, alle Künſte der Bethörung in Bereitſchaft.

„Ach!“ rief ſie aus, „ſo werden wir ihn denn ſehen, den unerſchrockenen Lenker von Brahma's Wagen, der ſich rühmt, das feurige Roß der Sinne unter dem Joche zu zähmen! O wie ich für ihn fürchte, daß bey dieſer Ueberraſchung die Zügel ſeiner Hand entgleiten werden! Ja wäre er Brahma, Viſhnus, ſelbſt der unerbittliche Sivas, ſein Herz wird heute erfahren, was die Pfeile der Liebe vermögen.“—

Mit dieſen Worten näherte ſie ſich der Einſiedelei, wo, durch die Macht des heiligen Klausners die grimmigſten Raubthiere ihre Wildheit ablegen mußten. Abwärts am Ufer des Fluſſes geſellte ſie ihre bezaubernde Stimme zum Geſange des Kokilas, und ließ lobpreiſende Hymnen vernehmen.

In demselben Augenblicke ergoß der Frühling neue Reize über die ganze Natur; der Kokilas flötete inniger und sehnsuchtsvoller: eine unnennbare Harmonie versenkte die Seele in wollüstiges Schmachten.

Der Zephyr, beladen mit allen Wohlgerüchen seiner Heimat, der Malaya-Hügel, fächelte die Lüfte gelinde, und besäete die Erde überall mit den duftendsten Blüthen; der Liebesgott, mit seinen brennenden Pfeilen bewaffnet, trat in Kandu's Nähe, und verwirrte sein innerstes Gemüth mit unwillkührlichen Regungen.

Hingerissen von dem melodischen Gesange, schon von Verlangen trunken, und kaum sich seiner selbst bewußt, eilt er der Gegend zu, von woher die Töne kommen: er entdeckt die Schöne, und steht in Staunen verlohren bey dem Anblick der Reize, welche die Nymphe vor seinen Augen entfaltet.

„Wer bist du? welcher Herkunft rühmst du dich, himmlisches Wesen?" ruft er aus: „du, deren schlanker Wuchs, deren zartgeschwungene Augenbrauen, deren bezauberndes Lächeln mich aller Herrschaft über meine Sinne beraubt? Ich beschwöre dich, sage mir die Wahrheit." —

Du siehst in mir, erwiederte Pramnocha, die demüthigste der Dienerinnen, die nur beschäftigt war, diese Blumen zu pflücken. Gebieter! laß mich deine Befehle wissen. Sage, was kann ich thun, um dir gefällig zu seyn?

Bey diesen holdseligen Worten schwand die ganze Standhaftigkeit Kandu's dahin; er ergriff die Hand der jungen Nymphe, und führte sie mit sich in seine Waldhütte.

Der Liebesgott, der Frühling und der Zephyr sahen nun, daß es ihrer Bemühung nicht mehr bedürfe. Sie erhoben sich zu den ätherischen Regionen, und erzählten den hocherfreuten Göttern das Gelingen ihres schlauen Ueberfalls.

Durch die Wunderkraft, welche seine Büßungen ihm erworben hatten, verwandelt unterdessen Kandu sich augenblicklich in einen Jüngling von überirdischer Schönheit. Himmlische Gewänder, Kränze, gleich denen womit die Götter sich schmücken, erhöhten noch die Lieblichkeit seiner Gestalt; und die Nymphe, die bloß ihn zu bestricken gewähnt hatte, fühlte sich selbst wiederum bestrickt.

Fasten, Gebete, Opfer, beschauliche Andacht, alle frommen Pflichten unterblieben, und wurden gänzlich vergessen. Tag und Nacht einzig mit seiner Leidenschaft beschäftigt, bedachte der arme Einsiedler nicht die Störung, welche seine Buße erlitt, und in der Fülle der Liebesfreuden entflohen die Tage ihm unbemerkt.

Schon waren mehrere Monathe in immer sich erneuerndem Entzücken verflossen, als Pramnocha ihm den Wunsch ausdrückte, in ihre himmlische Heimath zurück zu kehren; aber Kandu, mehr und mehr an sie gefesselt, beschwor sie, noch zu verweilen. Die Nymphe willigte ein, aber nach einiger Zeit kündigt sie ihm ihr Vorhaben von neuem an. Der Einsiedler bietet wiederum alles auf, um sie zu überreden; Pramnocha, aus Besorgniß einen furchtbaren Fluch auf ihr Haupt zu laden, verlängert ihren Aufenthalt zum zweiten Male. Immer inniger wurde seine Liebe, er verließ sie keinen Augenblick mehr. Eines Abends, als er an ihrer Seite saß, sahe

sie mit Erstaunen, daß er plötzlich aufstand, und seine Schritte einem geweihten Haine zuwendete. „Wohin?“ rief sie ihm nach, „welcher Gedanke verstöret dich?“ — Siehst du nicht, erwiederte Kandu, daß der Tag sich eben zu Ende neigt? Ich eile, das Abendopfer zu verrichten; meine frommen Uebungen dürfen nicht die mindeste Unterbrechung leiden. —

„Nun wohl, vollkommener Weiser! warum gilt dieser Tag dir mehr als hundert andere? Wenn auch dieser ungefeyert vorüberginge, wie alle die übrigen, welche seit so manchen vollen Monaten uns verflossen sind, wer würde es denn bemerken, oder sich daran ärgern?“ —

Wie? sagte der Anachoret: ist es nicht eben heute Morgen, o liebliches Weib, daß ich dich an dem Ufer des Flusses gewahr ward, und dich in meine Einsiedelei aufnahm? Ist nicht zum ersten Male die Abendröthe Zeugin deiner Gegenwart in diesem stillen Wohnsitze? Sage mir, was bedeutet denn diese Rede, und das spottende Lächeln, das auf deinen Lippen schwebt?

„Und wie sollte ich nicht,“ gab sie zur Antwort, „über deinen Irrthum lächeln, da seit diesem Heute Morgen, wovon du sprichst, die Jahreszeiten ihren kreisenden Umlauf beinahe vollendet haben?“ —

Wie? so ist es Wahrheit, was dein Mund mir betheuert, o allzuverführerische Nymphe, oder vielmehr nur ein Scherz? Es dünkt mich doch immer, daß ich nur einen Tag an deiner Seite verlebt habe. —

„So kannst du den Argwohn gegen mich hegen, daß ich es wagen sollte, einen ehrwürdigen Brahmanen zu

belügen, einen heiligen Einsiedler, der das Gelübde that, sich niemals von dem Pfade der Weisheit auch nur um einen Schritt zu entfernen?“ —

„O wehe! wehe mir!“ rief der unglückliche Brahmane, vor dessen Blick die Täuschung sich endlich zerstreute: „O für ewig verlohrne Frucht meiner langen Büßungen! Alle jene verdienstlichen Werke, alle jene den Lehren der heiligen Bücher gemäßen Handlungen sind also vernichtet durch die Verführung eines Weibes? Flieh! fliehe weit von mir, Treulose! Deine Sendung ist vollendet. —

VII.

DE STUDIO ETYMOLOGICO.

Vorerinnerung.

Der folgende Aufsatz ist dazu bestimmt, als Einleitung einem großen sprachvergleichenden Werke vorangestellt zu werden, woran ich seit einigen Jahren arbeite, das ich aber gern zur Vollständigkeit und Reife möchte gedeihen lassen, sofern es in meinem Vermögen steht. Dieses Werk gedenke ich herauszugeben unter dem Titel:

ETYMOLOGICUM NOVUM

SIVE

SYNOPSIS LINGUARUM,

qua exponitur parallelismus linguae Brachmanum sacrae cum lingua Gracca et Latina; cum reliquiis linguae Etruscae, Oscae, ceterarumque indigenarum veteris Italiae dialectorum; denique cum diversis populorum Teutonicorum linguis, Gothica, Saxonica, Francica, Alemannica, Scandica, Belgica.

Die Grundsätze, wovon ich bei der anzustellenden Sprachvergleichung ausgehe, sind auf den folgenden Blättern, wenigstens im allgemeinen, dargelegt.

Für den wiſſenſchaftlichen Zweck ſchien es mir weſentlich, mich hiebei der Lateiniſchen Sprache zu bedienen; nicht etwa deswegen, weil ein ſolches Buch für Gelehrte aus verſchiedenen Ländern Europa's geſchrieben wird: denn wenn es mir bloß um ein allgemein verbreitetes Mittel der Verſtändigung zu thun wäre, ſo könnte ich es mit leichterer Mühe Franzöſiſch ſchreiben. Allein in keiner neueren Sprache dürfte die Kürze und ſtrenge Beſtimmtheit des Lateiniſchen zu erreichen ſtehen. Dieß ſind angebohrne Tugenden jener weltbeherrſchenden Sprache; als Werkzeug der philologiſchen Kritik ſeit drei Jahrhunderten bearbeitet, hat das Lateiniſche überdieß gerade für Gegenſtände dieſer Art eine unvergleichliche Fülle und Biegſamkeit der Bezeichnung gewonnen. Unſere grammatiſchen Kunſtwörter, die ich jeden Augenblick im Falle bin zu gebrauchen, ſind Lateiniſch; und alle Verſuche, ſie durch einheimiſche zu erſetzen, ſind bisher fehlgeſchlagen. Da ich aber, einen in meinem achtzehnten Jahre geſchriebenen Schülerverſuch ausgenommen, während meiner ganzen Laufbahn als Schriftſteller nichts Lateiniſches für den Druck ausgearbeitet; da vielmehr Reiſen und andere Verhältniſſe mich veranlaßt haben, meinen Fleiß vorzugsweiſe den lebenden Sprachen zuzuwenden: ſo mißtraue ich meinen eigenen Kräften und Einſichten in Bezug auf die ſichere Behandlung des Lateiniſchen; ich ziehe gern gelehrte Freunde zu Rathe, und wünſche über die hier vorläufig ausgeſtellte Probe das Urtheil der Kenner zu erfahren.

Ich ſehe wohl ein, daß in meiner Sprachvergleichung durch Auslaſſung des Perſiſchen eine wichtige Lücke entſteht, welche auszufüllen ich Andern überlaſſen muß, um die Vollendung des Unternehmens nicht zu weit hinaus zu ſchieben.

Gelehrte, die beider Sprachen, der Sanskrit und des Persischen, kundig sind, versichern mir zwar, daß man, mit der Kenntniß der ersten ausgerüstet, bei Erlernung der zweiten wenig Schwierigkeit findet. Allein eine oberflächliche, aus der Grammatik und dem Wörterbuche geschöpfte Kenntniß, ohne Lesung der Schriften, genügt mir nach meinen Grundsätzen nicht; denn, wie mich dünkt, beweisen manche sprachvergleichende Schriften, daß eine solche Kenntniß nur allzuleicht irre führen kann. Man hat für die Anhäufung flüchtiger Nachrichten von einer Menge Sprachen sich den Mithridates zum Sinnbilde gewählt: vielleicht nicht ohne einige Anmaßung; denn Mithridates wußte ja zwei und zwanzig Sprachen selbst zu reden, und kannte demnach ohne Zweifel ihren Geist und ihre ganze Eigenthümlichkeit. Noch richtigere Ergebnisse für die alte Völkergeschichte als die Vergleichung des Neupersischen mit dem Sanskrit, wird die Vergleichung des Pehlvi und der sogenannten Zendsprache liefern. Aber um diese gründlich anstellen zu können, wird erst eine neue kritische Vorarbeit über die Reste dieser Sprachen erfodert: denn Anquetils Glossen und seine ganze Behandlung der Sache tragen zu offenbar das Gepräge der Unwissenschaftlichkeit, als daß man darauf fußen dürfte. Manche Altpersische Namen und Wörter lassen sich, wie die Griechen sie uns überliefert haben, mit ziemlicher Sicherheit aus dem Sanskrit deuten, mit andern hat es mir noch nicht gelingen wollen.

Etymorum investigatio omnis triplici fere genere comprehenditur. Derivantur enim voces ab aliis eiusdem linguae vocabulis, aut repetuntur e linguis extraneis, aut referuntur ad primaevam mortalium linguam, ceterarum matrem communem, cuius prorsus ignotae et seculorum decursu evanidae formam tamen et imaginem quandam mente concipi posse viri docti nonnulli existimarunt. Diversa haec notationum genera luculenter distinguuntur a Platone, cuius in CRATYLO singulorum exempla sunt obvia. Socrates nempe Platonis multorum vocabulorum ex ipsa lingua Graeca rationem reddere conatur; in aliis confugit ad linguas barbaras, unde Graecos ea hausisse affirmat; porro docte demonstrat, priscos illos quos dicit linguae humanae legumlatores, quum rerum naturam penitus perspectam haberent, consentanea illi atque idonea nomina rebus singulis imposuisse. Saepe tamen miratus sum, quum viderem, plerosque ita Platonem intelligere, quasi ipse probaverit etyma illa ridicula et rationi grammaticae repugnantia, quae in CRATYLO Socrates Hermogeni per iocum summa

cum facilitate et, vt ita dicam, e procinctu suppeditat. In his enim philosophus non occulte deridet morem Sophistarum, qui vocabula mire torquendo origines illis pro arbitrio affingebant, et e commentis suis rerum ipsarum definitiones probare conabantur. Sed in hoc dialogo ut in ceteris, ironia illa Socratica ad seria viam aperit: nec dubito, quin ea quae Socrates praedicat de priscorum hominum sapientia, ac de lingua eorum tamquam vera rerum effigie, ex ipsius hausta sint Platonis mente.

Primum etymologiae genus, grammaticum dico, bene procedit, quatenus analogiam ducem sequi licet. Sunt enim multa vocabula manifesto derivata aut composita, sunt etiam in quavis lingua certae derivandi et componendi regulae, quibus observatis novae subinde dictiones rite formari et statim intelligi possunt: quod quidem Graecos tum philosophos tum poëtas semper factitasse videmus; minus licenter ausi sunt Romani. Eiusmodi vocabula igitur nullo negotio in elementa sua simpliciora resolvuntur, et ad fontes unde fluxerunt reducuntur. Sed altius indagando origines, iam tandem devenitur ad diversi generis vocabula, de quibus non statim liquet, an omnino ab aliis, et a quibusnam derivata sint. Sic *inhumanitas* fit ex *humanitas*, particula negandi adiecta; *humanitas* ex *huma-*

nus; *humanus* est appositum *hominis*. Sed unde *homo*? *Homo* dictus ab *humo*, ut ait Varro. Hoc et mihi quidem probabile fit; attamen nemo non videt, hanc originationem non aeque planam certamque esse ac priores, sed sola coniectura niti. Unde porro *humus*? Unde vocabulum istud a quo hoc fortasse petitum est? Subsistendum est alicubi, agnoscenda sunt quaedam principia et quasi elementa linguae universae individua, (*radices* hodiernus usus appellat) aut nullus usquam invenietur quaerendi finis, et saxum aliquod Sisypheum volvere oportebit. Quod quum non satis animadvertit doctissimus ille Romanorum Varro, in graves lapsus est errores. Neque enim habet in doctrina sua stabile quidquam sive firmum, in quo quasi ancoram iaciat, sed plane turbine quodam circumagitur. Verum ceteri quoque etymologi Graeci et Latini, quotquot novimus, ne cogitarunt quidem de experimento eius rei tentando, quam perfecisse grammaticos Hebraeorum et Indorum videmus, ut nempe singulas radices enumerarent, et inde cuncta linguae suae vocabula deducerent. Atque illi in eo quidem utrique consentiunt, quod non nisi verba, eaque simplicia in radicum numerum admittunt. Sed Hebraei tertiam personam praeteriti temporis ponunt; Indi statum quendam verbi absolutum, qui cum nulla flexione

congruit, omnibus autem pro fundamento substratus est. Attamen haud scio, an nulla lingua adeo sit tum certis regulis adstricta, tum pura et a ceterarum commercio seposita, ut tota ex se ipsa satis commode explicari queat. De doctoribus Hebraïsmi, cuius sum expers, non iudico; Brachmanum autem grammaticos, alioquin subtilissimos, non semper optime negotio suo functos esse dixerim. In multis enim vocabulis nulla cognatio inter significationem radicis et derivati apparet, et plerumque arbitrario statuunt de litteris mutatis, demtis aut adiectis, ut e radice dictionem longe diversam effingant. Quum autem ne sic quidem radices verborum, quae vere exstant, sufficerent ad omnia inde elicienda, excogitarunt quasdam radices quae nusquam occurrunt, sed soli derivationis usui inserviunt. Hoc sane est nodum scindere, quem solvere non possis.

In examinanda tertia etymologiae specie, quae ad primam sermonis humani infantiam accedere conatur, non est quod multis nunc moremur; a nostro enim instituto ea prorsus est aliena. Hoc monuisse sufficiat, multa satis probabiliter de linguarum origine disputari, dum quaeritur, quid fieri potuerit, non quid re vera factum sit. Exspatiantur enim coniecturae quasi in campo plano et aperto, quum nulla rerum

memoria e tanta antiquitate, et ab ipsis humani generis incunabulis ad nostra usque tempora pervenerit. Neque in promptu sunt exempla, quibus opinio quaedam aut firmari aut refelli queat: sed qui eiusmodi quaestionibus vacant, non nisi argumentis generalibus inter se digladiantur. At simulac pergimus inde ad singularum linguarum examen, maximae oriuntur difficultates, et ratio illa philosophica plane in vado haerentes nos deserit. Videmus innumeras paene linguas sparsas per orbem terrarum, dissimillimas inter se et materia et forma, i. e. vocabulorum sono et legibus grammaticis, ita ut nullis machinis ad communem originem retrahi possint. Quam diversitatem quum iam olim animadvertissent homines, fides facta est miraculo, quo narrabatur in turri Babylonica condenda ortam esse linguarum confusionem. Omne medium aevum credidit, duas et septuaginta linguas inde per orbem terrarum esse sparsas. At vero iam quingentas fere novimus, et terris penitius cognitis, multo plures reperientur. Similis est Mexicanorum fabula, triginta volucres mortalibus e diluvio superstitibus totidem linguas novas dispertivisse cum priscae illius obliti essent.

Alterum etymologiae genus, quo caussae linguae alicuius quaeruntur in aliis linguis aut vetustioribus aut saltem extraneis, nullo negotio

procedit, quando de stirpe, migrationibus, rebus gestis et variis fatis gentis eius, de cuius lingua agitur, ex historiae monumentis constat. Saepe enim accidit, ut veteres terrae cuiusdam incolae aut colonis apud se receptis, aut vi armorum domiti et cum advenis permixti, proprium sermonem prorsus dedisserent, vel aliquantum immutarent; ita ut, populis paullatim inter se coalescentibus, novae subinde natae sint linguae, quae ipsa facie et sono mixtam proderent originem. Diuturna Romanorum dominatione pleraeque veterum Europae populorum linguae sunt exstinctae, et sermo Latinus per omnes occidentis provincias diffusus. Quum deinde, fractis imperii viribus, Suevi, Vandali, Gothi, Burgundiones, Franci, Longobardi, Hispanias, Gallias, Italiam occupassent, victores multo illi pauciores numero, nullisque litteris instructi, linguam quidem victi populi discere quodammodo coacti sunt, sed parum Latine loquebantur. Hinc et provincialium sermoni corruptela adhaesit, et studiis grammaticis neglectis, barbarie ingravescente, natae sunt linguae Romanae vulgares, quae, principio rudes, litteris renatis summa cura excultae, nunc inter elegantissimas Europae habentur. Quarum unde origines praecipue sint petendae, nimirum e sermone Latino et veteribus linguae Theotiscae dialectis, dubium

esse non potest. Hoc praeiudicio munitum etymorum exploratorem fidenter interdum progredi decet: certo certius namque scimus, multa vocabula ita ab origine sua esse detorta, ut vix unam aut alteram litteram servaverint, et mutationes sensim factas quasi continua serie sequi possumus. Nihilo minus tamen in re tam plana doctos plerosque transversos egerunt opinionum commenta, imprimis Gallos; quum aut in Armoricae hodierna loquela linguam Celticam veram et antiquam se tenere somniarent, aut origines Theotiscas omnino repudiarent, et Francogallica cuncta Latina facere vellent. At eo tempore, quo Burgundiones, Gothi et Franci Gallias insederunt, nulla iam istic erat Celtica lingua; dialectum Armoricanam, e Britannia a Romanis dudum occupata seculo quinto advectam, extremo Galliarum angulo inclusam, et vicinorum contagio, et ipsius gentis stupore corruptissimam esse facile intelligitur. Altera ex parte sermo Latinus purus ad omnia in linguis Romanis vulgaribus explicanda profecto non sufficit: si ad Latinitatem barbaram confugias, res ad idem redit; scatet enim ea vocabulis Theotiscis.

Longe cautius progrediendum est in linguis, quarum origo nos latet, antiquitatis tenebris involuta. Ibi quae primo loco sese offert quaestio,

utrum eiusmodi linguae purae sint an mixtae, de ea satis certis iudicare licet indiciis: nimirum quo doctior est linguae alicuius grammatica, eo sincerior est existimanda. Sane apud gentes eas quae litterarum cultu carent, etiamsi utantur lingua aequali tenore defluente e fonte puro, neque aquarum aliunde scaturientium colluvie turbato, formae grammaticae usu vitae communis negligentiore sensim deteruntur. At multo maior oritur confusio et rei grammaticae conversio, quotiescunque binae aut plures linguae indolis diversae cum ipsis gentibus vi armorum subito inter se collisae, in eadem terra quasi de dominatione colluctantur. Coëunt quidem paullatim in novum corpus peregrina vocabula, sed grammatica linguarum, unde petitae sunt, ratio perit. Quod Anglis accidisse videmus post Britanniam a Normannis perdomitam. Lingua Anglo-Saxonica satis doctam habebat grammaticam, et accurate iam ab Alfredi Magni aetate exultam: nunc pauca eius vestigia manent; nec verba e lingua Romana vulgari Galliae desumta uberiorem suam coniugationem, iure hereditario a Latinis acceptam, servarunt. Ita lingua Anglica obmutuit paene in terminationibus variandis, et constructionem verborum plerumque solo ordine, quo se invicem excipiunt, indicare valet, quo vitio et linguae Romanae plus minusve laborant.

Sic quaecunque lingua propter penuriam notarum, quibus genera, numeri, casus nominum, gradus comparationis in adiectivis, species, modi, tempora, numeri, personae verborum, et similia discriminentur, omni modo uti cogitur vocabulis auxiliaribus, ea mixtae originis fit suspecta. Hoc non cadit in linguam Graecam et Latinam, nec magis in Indicam, qua nulla alia magis compactam habet structuram. Apparet quidem, Graecos non pauca vocabula accepisse a Thracibus, Phrygibus aliisque populis vicinis, a Phoenicibus praecipue propter colonias et rerum commercia, fortasse ab Aegyptiis etiam, e sacerdotum disciplina. Sed sensim hoc factum est, neque tanta erat peregrinitatis moles, ut habitus universus sermonis inde mutari posset; contra, faciem Graecam induerunt vocabula peregrina, et Graecorum more flecti coepta sunt.

Idem de Romanis dicendum: qui si multa Etrusca, Sabina, Osca in ius Latii adsciverunt, lenis erat haec admixtio, neque sono adulterino se ipsam proditura, quandoquidem omnes veteris Italiae populi cognatae erant stirpis.

Viri docti qui, sola probabilitate duce, linguas antiquas, quarum origo e rerum gestarum monumentis non satis innotuit, aliunde arcessere conati sunt, in eo praecipue peccare mihi videntur, quod ad similitudinem nonnullarum dic-

tionum qualemcunque animum advertunt, diversitatem rationis grammaticae et universae indolis plane non curant. Nam vocabula eiusdem aut cognatae significationis e variis linguis petita, casu congruere quodammodo possunt; sed fac, similitudinem non fallacem esse originis indicem: quid inde sequitur? Sequitur ea peregre esse advecta, id quod fieri potuisse non negamus, imo saepissime fieri debuisse adfirmamus. Quod simulac satis perspectum fuerit, cadet eorum opinio qui Hellenismum totum in Hebraïsmum convertere student. Phoenicibus quidem ab antiquissimis inde temporibus perpetuum rerum commercium cum Graecis fuit; multis locis commixti cum Graecis habitarunt; colonias in Graeciam aut saltem in quasdam Aegaei maris insulas deduxerunt. Quid mirum igitur, si et verba aliquot Phoenicia Graecis se immiscuere? At linguae Graecae et Hebraeae sive Phoeniciae structura, declinandi et derivandi modus, universa denique indoles satis superque arguit, alteram ab altera gigni non potuisse. Lingua Hebraea stirpi Aramaeae est adnumeranda, quae cum linguis Pelasgicis, cum antiqua Persica et Indica, nulla sacra gentilitia, ut ita dicam, communia colit. In origine ignota linguarum exploranda ante omnia respici debet ratio grammatica. Haec enim a maioribus ad posteros propagatur; separari vero a lingua,

cui ingenita est, nequit, aut seorsum populis ita tradi, ut verba linguae vernaculae retineant, formulas loquendi peregrinas recipiant. Poetae Latini nomina Graeca interdum flexerunt more Graecorum: scribebant enim doctis et hominibus urbanis, qui litteras Graecas etiam melius callerent quam domesticas. At quis tolerasset eos, aut intellexisset, si hunc declinandi modum ad nomina Latina transtulissent? Equidem censeo, usum *a* privativi in componendis adiectivis, vel geminatae consonantis in augendo praeterito verborum, ut his exemplis utar, multo gravius esse argumentum affinitatis, quam aliquot centena vocabula, quae fortasse *similia* e diversis linguis adferri poterunt. A lege quadam naturae eiusmodi inventa necessario pendere non facile dixeris: alioquin cunctis totius orbis gentibus idem mos foret communis.

In ea igitur linguarum comparatione, ad quam instituendam accingor, a grammatices elementis incipiam, deinde progrediar ad radices verborum, tum demum ad derivata me convertam. Ita per viam lubricam et per tenebras fallaces tuto me incessurum spero. Bona fide ostendam consensum, ni fallor, mirum inter gentes tam longinquo spatio dissitas. Diversitatem non dissimulabo: quae quidem maximi est momenti in illustranda historia linguarum, ubi scripta nos

deficiunt. Communia omnibus aut pluribus linguis cognatis, ad earum primordia spectare apparet; quae cuiusque sunt propria, serius adscita, eo tempore quo gentes eiusdem stirpis, iam a se invicem alienatae, suas quaeque sedes colebant. Mutatur enim hominum sermo, quamvis nulla vi externa allata, sua sponte, multis de caussis partim in rerum natura, partim in mortalium mente latentibus. Ita, consuetudine paullatim in partes contrarias discedente, nascuntur primo variae dialecti, deinde linguae maiore intervallo separatae, quibus

facies non omnibus una,
Nec diversa tamen, qualem decet esse sororum.

Ad coërcendum autem et stabiliendum sermonis usum, qui in vita communi semper fluctuat, nihil maiorem vim habet, quam litterarum disciplina et libri scripti, praesertim eiusmodi libri qui sancta quadam pollent auctoritate. Adolescentia dum his venerandis religionum et rerum gestarum, poëticis fabulis involutarum, monumentis eruditur, et memoriae ea infigere adsuescit, imbuitur sincero pristinae linguae habitu, nec facile per vitam reliquam ab eo divagatur. Qua ego observatione inducor ut litteris Indicis, contra sententiam quorundam Anglorum, summam tribuam antiquitatem. Exceptis enim *Vedis* qui non pauca obsoleta et anomala continere fe-

runtur, (mihi eos nondum licuit adire) in ceteris omnibus Indorum libris, a Manuis inde legibus usque ad tempora recentiora, deprehenditur linguae status iam perfectus, nec ullis amplius mutationibus obnoxius. Immensum quantum artificio styli et ornatus elegantia Calidasas, cultissimi aevi poëta, quem primo ante nostram aeram seculo in aula regis Vicramadityae floruisse scimus, distat a simplicitate Valmiceii, auctoris Rameïdos, vetustissimi carminis heroici; sed formae grammaticae, flectendi, derivandi et componendi modi, omnis denique dictionum copia, apud utrumque ne minimum quidem differunt. Servavit igitur lingua Indica a tot inde seculis eundem tenorem, eandem speciem, eamque talem, ut indolem prisci mortalium aevi spirare videatur. Quapropter Indos diu ante Graecos et Romanos non solum habuisse libros scriptos, sed etiam, late diffusa earum lectione, linguam suam inde didicisse existimo. Pleraque, quae in Graecia et Latio iam olim obsoleverant, in India perduravere.

Sed quandoquidem quaestionem gravissimam eandemque difficillimam attigi: qualis nempe fuerit prisca linguae Graecae et Latinae species, iis temporibus unde monumenta litteris consignata nulla ad nos pervenere, vel antequam eiusmodi monumenta omnino exstarent; ne res novas

moliri visus suspicionem moveam viris doctis, qui Iliadem nuper ΓΙΛΓΙΑΔΟΣ persona indutam, et barbariem in divina Homeri carmina invectam aut rident aut indignantur, non alienum erit declarare, quasnam mihi hac in re investiganda sanxerim leges. Caute est procedendum, vanis coniecturis minime indulgere licet, vestigia historica vero memoriae paene oblitteratae studiosissime premere debemus. Consulamus igitur ante omnia veteres inscriptiones, deinde notitias grammaticorum de dialectis, quae prisca fidelius servarunt, denique usum Homericum in lingua Graeca, apud Latinos Ennianum vel Naevianum. Multa in carminibus Homericis, quum primum e vatis ore funderentur, aliter fuisse pronunciata, quam nunc scripta leguntur, ex ipsa versuum structura aliisque argumentis probatur. At qui digamma ubique infercinnt, scurrae istius comici sunt similes, qui medici partes agere coactus, morbis diversissimis eandem adhibet medicinam, cuius nomen forte rescivisset. Omnibus demum exhaustis, quae ex antiquis monumentis erui possunt, ad analogiam est provocandum. Probum enim et mutationum, quas lingua aliqua per temporis lapsum re vera experta est, gnarum postulat illa interpretem. Viri clarissimi, qui analogiae auctoritatem hallucinationibus suis praetexebat, *Lennepii* exemplo mo-

nemur, facile eam perperam intelligi posse. Est autem duplex analogia, domestica et externa: domesticam dico, legum, quibus lingua quaevis regitur, inter semetipsas consensum; externam, similem linguarum cognatarum habitum. Quoties utraque concurrit, magna sane inde oritur probabilitas, quae nunc dissimilia sunt, et sibi invicem repugnant, ab antiquiore usu paullatim esse detorta. Id tamen adseverare non ausim, ullam unquam exstitisse linguam, inaequalitatis plane immunem: neque enim a geometris conditus est mortalium sermo, nec multiplex et varia rerum natura in mathematicas rationes facile resolvitur.

Quid igitur? Num origines linguarum Pelasgicarum et Germanicarum ab Indo et Gange repetere molimur? Minime quidem. Nullam harum ab altera derivatam dici posse censeo, sed omnes, deductis in contraria rivulis, ab eodem fonte fluxisse. Ac Latinae quidem linguae consensus cum Graeca, utriusque cum Germanicis iam dudum diligenter est observatus. Sed viri summi, qui de hoc studio egregie meruerunt, Vossius, Wachterus, Ihre, interdum minus caute loquuti sunt, quasi linguam Graecam Latinae matrem, linguas Germanicas utriusque progeniem declarare vellent, quum in sola comparatione subsistere debuissent. Neque hercle

Graeci Italiotae universis Italiae incolis novam linguam attulerunt, et quae de coloniis e Graecia et Asia Minore in Latium, Etruriam, ceteras Italiae partes mari advectis, ante Troiani belli tempora aut paullo post, veteres fabulantur, ea sunt sera Graeculorum commenta. Aequo, imo meliore iure Graeca a Latinis derivare possis, quam Latina a Graecis: nam sermo Latinus, Quinctiliano teste, simillimus est Aeolicae rationi, quam ceteris dialectis antiquitate praestitisse constat. Eo tempore quo Hellenum nomen, Doriensium proprium, in omnes Graeciae populos se diffudit, ita ut casu nescio quo e Pelasgis Hellenes evaderent, magnam conversionem lingua Graeca passa est, cuius immunis mansit Latina: nec migrationibus indigenarum, nec adversarum coloniis turbata, postquam Latium semel insederat. Omnino vetus Italia, sacerdotum auctoritati addicta, Pelasgorum sacra, leges, disciplinam, sermonem etiam, omnia prisca, sanctius quam Graecia servavit.

Nonnulla vocabula Theotisca a Graecis et Latinis derivata recte dici possunt; allata ex imperio, tum occidentali tum orientali, quum inde a C. Iulii Caesaris aetate tot Germani in castris Romanis et in ipso praetorio stipendia merererentur; quum seculo P. Chr. N. quarto et quinto eorum principes, Romae magis magis-

que auctoritate pollentes, fastis consularibus nomina barbara inscriberent; quum denique cunctae Germanicae stirpis gentes, Christianis sacris acceptis, litteras Graecas aut Latinas addiscerent. Pauca eius generis iam apud Ulfilam sunt obvia, multo plura apud Otfridum ceterosque aetatis Carolingicae scriptores. Sed haec rerum admixta facile distinguuntur ab analogia illa grammatica, et primitiva cum linguis Pelasgicis similitudine, quae omnes linguae Theotiscae dialectos pervadunt. Attamen Germanorum maiores e Graecia aut Italia in sedes suas inter Rhenum, Danubium, Oceanum et mare Balticum migrasse, nemo nisi universa historia repugnante, affirmaverit. Reperti sunt igitur viri docti, iique multi numero, qui rem inverterent, et Graecos Italosque Germanorum subolem fuisse contenderent. Ego vanam hanc opinionem, qua Celtae cum Germanis confunduntur, deinde omnibus fere Europae populis Celticae origines affinguntur, a Schoepflino erudite refutatam, dudum explosam atque identidem renascentem, vehementer averruncandam censeo, propter inextricabilem confusionem, qua illa omnem veteris Europae historiam turbat. Neque tamen Germanos indigenas cum Tacito crediderim, sed olim in Asia interiore, unde et Pelasgi sunt profecti, vicinas his sedes incoluisse. Multo arctior est cognatio

linguae Latinae cum Graeca, quam utriusque cum Theotisca; haec ab Indica ratione longius etiam secedit. Nimirum Thuisconis progenies bellicosa, sub coelo aspero per tot secula armis gerendis adsueta, litterarum expers, sermone simplicissimo utebatur, neque egebat grammatica subtilitate.

Mihi satis erit si hoc adstruxerim, harum linguarum omnium similitudinem ea[illegible]m, ut aliter explicari nequeat quam e communi gentium origine. Sed migrationum quibus sparsae sunt per orbem terrarum, ea est antiquitas, ut, deficientibus rerum gestarum monumentis, non nisi conjecturâ assequi eas possimus. Quid ex tam arcta populorum a Gange usque ad Oceani glacialis oras habitantium cognatione extra dubium posita, proficiatur ad investigandam priscam generis humani vitam, viderint viri docti, qui cum *Leibnitio* nostro, summo philosopho, existimant „nihil majorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebere, quam collationem linguarum.“

VIII.

Wilson's Wörterbuch.

Die Erscheinung des ersten alphabetischen Wörterbuchs der Sanskrit-Sprache auf Europäischen Fuß *) ist ein entscheidendes Ereigniß in diesem Studium, wodurch wir auf einmal um einen unermeßlich großen Schritt vorwärts geführt werden.

Auch nach der Bearbeitung des Amara-Kosha durch Colebrooke blieb es ein herkulisches Unternehmen, und der Verfasser, den wir durch seine Ausgabe des Megha-Duta schon als einen geschmackvollen Kenner der Poesie in alten und neuen, Asiatischen und Europäischen Sprachen kennen gelernt haben, hat sich dadurch ein unsterbliches Verdienst um die allgemeine Sprachkunde, und die gegründetsten Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Indischen

*) A Dictionary, Sanscrit and English: translated, amended and enlarged, from an original compilation prepared by learned natives for the college of Fort William. By *Horace Hayman Wilson*, assistant surgeon in the honourable East India Company's service; and secretary to the Asiatic Society. Calcutta 1819. Royal 8vo. pag. I. et 1061. Preis in London: 6 L. 16 sh. 6 d.

Litteratur erworben. Ein solches Werk ließ sich nur in einer der Hauptstädte Indiens, mitten unter reichen Vorräthen der seltensten Handschriften, und in der Nähe einheimischer Gelehrten ausführen; und zu diesen Asiatischen Begünstigungen mußte, um den Stoff nach unserer Weise wissenschaftlich und brauchbar zu verarbeiten, eine Fülle mannigfaltiger Europäischer Gelehrsamkeit hinzugebracht werden.

In einer ausführlichen Vorrede giebt Hr. Wilson mit der größten Bescheidenheit und Aufrichtigkeit Rechenschaft von den Veranlassungen seines Unternehmens, von den Vorarbeiten, an die er sich anschließen konnte, von den Unterstützungen mitlebender Gelehrten, die ihm zu Theil geworden, von den schriftlichen Hülfsmitteln, die er zusammengebracht, endlich von den Beschränkungen seines Planes, welche insbesondere aus der Beschaffenheit der Quellen, dann aus der ganzen Lage der Sachen gebietend hervorgingen. Es wird am besten seyn, hierüber den Verfasser selbst reden zu lassen. Zuverlässig sind nur wenige Exemplare seines Buchs in Deutschland vorhanden, entweder in öffentlichen Bibliotheken, oder im Besitz der kleinen Zahl von Gelehrten, welche das Sanskrit aus dem Grunde kennen zu lernen entschlossen sind. Die Vorrede enthält aber sehr vieles, was auch für unsere jener Sprache unkundigen Leser merkwürdig ist, und verdient daher eine allgemeinere Verbreitung. Wenn ein Werk von dauerhafter und anerkannter Nützlichkeit zu Stande gebracht worden, so ist es jedem Denker lehrreich, das Verfahren dabei und die zum Gelingen unerläßlich vorausgesetzten Bedingungen näher kennen zu lernen. Wer diesen oder jenen Flügel des unübersehlichen Palastes der Wissenschaften auch nicht selbst zu bewohnen gedenkt,

dem kann es doch anziehend seyn, gleichsam die Gerüste zu sehen, welche vorläufig errichtet werden mußten, um das Gebäude auf sichern Grundlagen zu dieser stattlichen Höhe zu erheben.

„Die Erlernung des Sanskrit durch Europäische Phi-„kologen," sagt Hr. Wilson, „wurde bisher dadurch sehr „behindert, daß es an solchem Beistande fehlte, als der ist, „welcher ihnen jetzt dargeboten wird. Die Elemente der „Sprache hat man vollständig und deutlich entwickelt und „erklärt, und wir haben einige wenige Beispiele, daß sie „mit einem Eifer ergründet worden sind, der mit der „Schwierigkeit des Unternehmens im Verhältnisse stand; und „mit einem Erfolge, der sich bei einer so verwickelten Auf-„gabe und so unzulänglichen Hülfsmitteln kaum erwarten „ließ. Im Allgemeinen jedoch hat der Mangel eines Wör-„terbuchs den Fleiß abgeschreckt und die Fortschritte gehemmt; „dieser Mangel war ein bedeutendes Hinderniß für die ge-„naue und umfassende Erwerbung einer Sprache, welche „in der Litterar-Geschichte eine äußerst wichtige Stelle ein-„nimmt, und für alle die berufen sind, Hindu's zu regie-„ren und für ihr Glück zu sorgen, ein Gegenstand der an-„gelegensten Theilnahme seyn sollte.

„Um einem Mangel abzuhelfen, der für die ersten „Regungen der Wißbegierde eben so verderblich war, als „verwirrend bei einem schon weiter vorgeschrittenen Studium, „ist gegenwärtige Uebersetzung einer weitläuftigen Compila-„tion in der Ursprache ausgearbeitet worden. Das Origi-„nal-Werk ward kurz nach der Stiftung der hohen Schule „in Fort-William (im Jahr 1800) begonnen, für deren „Gebrauch es bestimmt war, als eine Sache, die mit dem

„Zweck und dem Gedeihen dieser vortrefflichen Lehranstalt „einleuchtend zusammenhing. Nothwendiger Weise wurde „das Geschäft einheimischen Gelehrten aufgetragen, und da „es ihnen, nach ihren litterarischen Gewöhnungen, nicht „sonderlich geläufig war, so darf man sich nicht wundern, „daß beträchtliche Zeit auf die Ausführung verwendet ward, „und daß Verzögerungen dabei Statt fanden, welche der „Umfang und Werth des Werkes nicht völlig rechtfertigen „konnte.

„Es wurde nicht vor dem Jahr 1809 unter der Ober„aufsicht des verstorbenen Raghumani-Battacharya „beendigt, und wiewohl noch weit von der Vollständigkeit „entfernt, war es doch nunmehr die einzige vorhandene „Compilation in der Sanskrit-Sprache, welcher der Name „eines Wörterbuchs im eigentlichen Sinne zukam.

„Die Kosha's, Thesaure, der Lexicographen des „Sanskrit, worunter der vorzüglichste, der Amara-Kosha, „von Hrn. Colebrooke mit einer Uebersetzung herausgege„ben worden ist, sind mit wenigen Ausnahmen bloße Vo„cabularien. Ihr Inhalt ist nach der Verwandtschaft der „bezeichneten Gegenstände geordnet, und nach dem Urtheile „und dem Gutdünken des Verfassers in Abschnitte oder „Capitel vertheilt. Die sonnenmen Ausdrücke für jeden „Begriff sind dann in einer metrischen Verknüpfung an „einander gereiht, wo sie die Stelle einnehmen, welche „Rhythmus und Quantität ihnen anweist. Die Unbequem„lichkeiten einer solchen Anordnung fallen in die Augen: „Fürs erste ist es nicht immer leicht zu wissen, in welcher „Abtheilung das fragliche Wort gefunden werden mag; „wenn dieses ausgemittelt ist, so verursacht es noch Mühe

„und Zeitverlust, das Distichon oder die Zeile zu entdecken, „worin es vorkommt; und wenn man endlich das Ziel schon „erreicht zu haben glaubt, und an der Stelle angelangt „ist, wo der Gegenstand unsrer Nachsuchung verborgen „liegen muß, so wird es durch die Verkettung der Wörter „des Sanskrit nach den Regeln des Sandhi oder der euphonischen Verbindung der Buchstaben schwierig gemacht, das „besondere Wort herauszufinden, in einem Grade, welcher „die Einsicht und Erfahrenheit eines Schülers, ja vielleicht „eines Gelehrten übersteigt. Diese letzte Schwierigkeit tritt „ohne Ausnahme überall ein; aber in einigen Kosha's und „in den Capiteln aller, welche von den vieldeutigen Wörtern „(Nānārtha) handeln, findet sich eine Annäherung an die „alphabetische Anordnung und an die Gestalt eines Wörterbuchs. Die alphabetische Anordnung ist jedoch in manchen „Fällen nur theilweise eingeführt, wie z. B. im Amara-„Kosha, wo die Wörter, welche auf denselben Buchstaben „ausgehen, neben einander gestellt sind, übrigens aber aufs „Gerathewohl; in andern, wie im Ajayapāla, ist hingegen „der Anfangsbuchstabe das verbindende Kennzeichen; aber „auch hier, wie in dem vorigen Falle, geht die Anordnung „nicht weiter. Wiederum im Medini, welcher sich aus-„schließend mit den Homonomen beschäftigt, ist ein metho-„disches System eingeführt, das durch seine überlästige Ge-„nauigkeit verwirrend wird. In dieser Compilation sind „die Wörter zuerst nach ihren Schlußbuchstaben aufgefaßt, „dann nach der Zahl ihrer Silben in Classen vertheilt, „und endlich in einer Ordnung aufgestellt, welche im allge-„meinen strenge alphabetisch ist. Die im Medini eingeführte „Methode, die Wörter nach ihren Schlußbuchstaben und

„ihrem sollabischen Umfange anzuordnen, ist die vorwal-
„tende Einrichtung aller Verzeichnisse von vieldeutigen Wör-
„tern (Nânârtha-Kosha); aber jenes Werk und das letzte
„Capitel des Hêmachandra sind die einzigen, worin auf die
„Anordnung nach den übrigen Bestandtheilen viel Aufmerk-
„samkeit gewendet worden. Wiewohl demnach diese Voca-
„bularien sich mit mehr Leichtigkeit zu Rathe ziehen lassen,
„als die oben beschriebenen, so bieten sie dennoch dem ge-
„übten Sprachkenner noch manche Schwierigkeiten dar, und
„sind für den Anfänger fast ohne Werth und ohne Nutzen.

„Es giebt eine beträchtliche Zahl von Vocabularien
„des Sanskrit, welche noch im Gebrauche sind. Natürlich
„wiederholen sie einander; aber im allgemeinen hat jedes
„einige Zusätze zu den Arbeiten der Vorgänger aufzuweisen,
„und verdient daher Berücksichtigung. Auf solche Weise
„liegt der Wortreichthum der Sprache in einer Menge von
„Lehrbüchern zerstreut, wovon aber kein einziges mit Leich-
„tigkeit nachgeschlagen und verstanden werden kann.

„Diese verschiedenen Autoritäten in eine einzige Samm-
„lung zusammenzufassen, und ihren gesamten Inhalt in
„einer zugänglichen Gestalt anzuordnen, war der Zweck des
„zum Gebrauch der hohen Schule unternommenen Werkes.
„Den aufgezeichneten Wörtern wurde die Citation des Lehr-
„buchs nebst den dort bemerkten Synonymen, die Angabe
„des Geschlechtes der Nennwörter, und die etymologische
„Zergliederung beigefügt. Es wurde in Bengal-Schrift
„geschrieben, und machte vier starke Folio-Bände aus.

„Eine Abschrift dieses Wörterbuchs kam in meinen
„Besitz, kurz nachdem ich das Studium des Sanskrit
„begonnen hatte, und ich versprach mir dabei dem schätz-

„karken Beistand aus einer solchen Quelle. Ich fand jedoch,
„daß es in seinen etymologischen Erörterungen und weit-
„läuftiger Aufzählung von Synonymen weit mehr enthielt,
„als ich damals bedurfte, und daß es wegen seines unbe-
„holfenen Umfangs sehr unbequem zu gebrauchen war.
„Ich bewerkstelligte daher dessen Verwandlung in eine be-
„quemere Form, und arbeitete eine Uebersetzung des abge-
„kürzten Inhalts für eigene künftige Benutzung aus. Ich
„führe diese Umstände an, um dem Vorwurfe der Anmaß-
„sung deshalb zu begegnen, daß ich mich in einem so frü-
„hen Zeitpunkte und mit so unzulänglichen Kräften an eine
„Aufgabe dieser Art gemacht; die obige Erklärung wird die
„Veranlassungen meines Unternehmens in das rechte Licht
„setzen. Noch darf ich hinzufügen, daß ich schon damals
„bei meinem Versuche durch die Billigung eines thätigen
„und rechtschaffenen Orientalisten, des verstorbenen Dr. Joh.
„Leyden, aufgemuntert ward; eines Mannes, dessen un-
„ermüdeter Eifer im Anbau der Arabischen Litteratur mit
„Freuden den schwächsten Funken eines verwandten Geistes
„in Andern pflegte.

„Nach Vollendung meines Versuchs veranlaßten mich
„Umstände, dessen Ergebnisse Hrn. Colebrooke mitzutheil-
„len. Sein Name ist von einem Gewicht und Ansehen in der
„Asiatischen Litteratur begleitet, vor welchem alle sich beugen
„müssen; und durch seinen Rath wurde ich bewogen, meine
„Arbeiten durchzusehen, und die Hoffnung zu fassen, daß
„sie für das Studium der schriftlichen Denkmale des Sans-
„krit brauchbar gemacht werden könnten. In wiefern diese
„Hoffnung nun verwirklicht werden mag, das hängt von
„der Meinung des Publicums ab: aber damit es richtig

„entscheide, wird es nöthig seyn, die Zwecke darzulegen, „welche ich mir vorsetzte, so wie die Mittel, welche ich zu „deren Ausführung besaß; damit ich nicht unbilliger Weise „getadelt werde, weil mir ein Vorhaben mißlungen, das „ich niemals hegte, oder weil ich eine Aufgabe unvollkom„men gelöst, wozu mir keine zureichenden Materialien zu „Gebote standen.

„Bei der Ausarbeitung des Wörterbuchs, wie es jetzt „erscheint, konnte mein früheres Werk mir von keinem prak„tischen Nutzen seyn, vorzüglich weil es mir in dem Fortgange „meiner ersten Uebersetzung nicht eingefallen war, die „Richtigkeit meines Originals zu bezweifeln oder zu prüfen. „Ich mußte daher meine Arbeiten von neuem wieder an„fangen, und die Compilation des Raghumani sorg„fältig mit den Auctoritäten vergleichen, worauf sie sich „berief. Da zeigte es sich denn bald, daß Genauigkeit „eben nicht zu den verdienstlichen Eigenschaften des Samm„lers gehörte. Die Versehen waren unzählig und von allen „Arten: auf jeder Seite traf ich unrichtig geschriebene und „irrig ausgelegte Wörter; fantastische Etymologien, welche „diese Irrthümer beschönigen und bestätigen sollten; falsch „angeführte Stellen, und beständige Verwechselungen der „Namen der Original-Vocabularien. Durch die Schwie„rigkeit, welche von der Befragung so unmethodischer „Führer als die Thesaure des Sanskrit sind, sich niemals „trennen läßt, wurde das Geschäft des Vergleichens zu „dem mühseligsten Theile meiner Arbeiten. Glücklicher „Weise war es eine Pflicht, zu deren Erfüllung mei„ne einheimischen Gehülfen am besten zu gebrauchen „waren, und ich habe ihnen vorzugsweise dieses Geschäft

„zugetheilt. Für die, welche mit dem Charakter dieser „Gehülfen bekannt sind, wäre es überflüssig, die Noth„wendigkeit der wachsamsten Aufsicht und Durchsicht bei „allem, was sie leisten, ausführlich darzuthun; und wer „sie nicht persönlich kennen gelernt hat, dem läßt sich „schwerlich ein Begriff von ihrer Sorglosigkeit und Nach„lässigkeit beibringen. Genug, die Nachforschungen der „Einheimischen verdienen nur ein beschränktes Zutrauen, „wenn man nicht ohne Unterlaß ihre Richtigkeit auf die „Probe stellt. Ich habe in dem Fortgange meiner Arbei„ten die Hülfe dieses Pandits von großem Ruf und acht„ungswürdiger Gesellschaftung genossen, und ich bedaure „sehr, ihre Namen nicht dem meinigen beigesellen zu „können, um sie an der Anerkennung, welche ich für das „vorliegende Werk mir etwa versprechen mag, Antheil neh„men zu lassen.

„Da der Plan der Compilation in der Ursprache sich „auf den Inhalt der Vocabularien allein beschränkte, so „mußte das Werk äußerst unvollkommen ausfallen. Die „sämmtlichen Wurzeln der Sprache sind von dieser Samm„lungen ausgeschlossen; eben so die technischen Ausdrücke „und die im gemeinen Leben ganzbaren Wörter; von „allen diesen war folglich in Raghunani's Wörter„buch nichts mitbegriffen. Ich bin in der That gewiß, „die Zweckmäßigkeit des anfänglichen Plans zu bezweifeln, „und zu glauben, daß ein möglicheres Wörterbuch aus den „klassischen Werken der besten Indischen Schriftsteller hätte „verfertigt werden können, statt es bloß aus den Thesau„ren abzuleiten. Indessen sind die letzten die durch ganz „Indien geltendsten Autoritäten und alle Anstrengungen, die

„sich auf Werke von allgemeinerem Inhalt gründen, können
„bestritten werden. Da überdieß die tüchtigsten Commen-
„tatoren sie beständig anführen; da man ihrem bloß ver-
„muthenden Inhalt eine unverdiente Wichtigkeit beilegen
„möchte, wenn man sie übergangen hätte: so war es durch-
„aus nothwendig, in den Umfang dieses Werkes so viele auf-
„zunehmen, als sich nur irgend herbeischaffen ließen. Hätte
„man nun zu diesen Auctoritäten die gesamte Masse der
„Indischen Schriften hinzufügen wollen, so wäre dadurch
„ein solcher Aufwand von Arbeit, Unkosten und Zeit ver-
„ursacht worden, und die Ausarbeitung hätte so bänderreich
„ausfallen müssen, wie das Studium des Sanskrit in sei-
„nem gegenwärtigen Zustande es noch nicht erfodert, und
„vielleicht nicht gestattet. Ich trage daher nicht ohne einiges
„Bedenken Einwürfe gegen den ursprünglichen Plan vor.
„Seiner Mangelhaftigkeit abzuhelfen, konnte, wie von selbst
„einleuchtet, dem nicht obliegen, der dieß in der bescheidenen
„Stellung eines Uebersetzers erscheint; und ich wäre daher
„gerechtfertigt gewesen, wenn ich meine Unternehmung auf den
„Umfang des Originals beschränkt hätte. Da indessen einige
„Auslassungen von Wichtigkeit waren, so hielt ich mich für
„verpflichtet, die Lücken auszufüllen, und ich habe zu dem
„Originalwerke sehr beträchtliche Zusätze gemacht. Diese
„Zusätze waren solche, deren Nutzen am meisten einleuchtete,
„und insbesondere ist die gesamte Zahl der Wurzeln der
„Sprache darunter begriffen. Doch, ich will mich hier nicht
„dabei aufhalten, sie genauer im einzelnen zu bestimmen,
„weil deren Angabe sich schicklicher bei der Beschreibung wird
„anbringen lassen, die ich jetzt sofort von den Quellen
„geben will, woraus nicht nur diese Zusätze, sondern die

„Bestandtheile des gesamten Werkes abgeleitet sind. Die „in der originalen Compilation angeführten, und von mir „während des Uebersehens verglichenen Auctoritäten sind „dem grösseren Theile nach dieselben, welche Herr Cole„brooke in seiner Vorrede zur Uebersetzung des Amara„Kosha aufgezählt hat. Der Text dieses Werkes, welchen „ich bei der gegenwärtigen Gelegenheit gebraucht habe, ist „der, welchen seine sehr genaue Ausgabe liefert. Ich bin „ihm für die Handschriften der von ihm bei seiner Ue„bersetzung zu Rathe gezogenen Commentare verpflichtet; „sie wurden mir mit der literalen Bereitwilligkeit mitge„theilt, die diesen vortrefflichen Gelehrten immer auszeichnet hat. Ich könnte mich also damit begnügen, mich „auf seine von jenen Werken gegebene Nachricht zu bezie„hen; aber da ich hoffe, zu unserer bisherigen so beschränk„ten Kenntniß von dem Verfasser des Amara-Kosha einige hinzuzufügen, da ich überdieß von mehreren Schriften „Nachricht zu geben habe, die Hr. Colebrooke nicht „erwähnt hat, so habe ich es für rathsam gehalten, das „Ganze in der Aufzählung meiner Auctoritäten zusammen „zu fassen, um sie auf einmal darzulegen, was mir bis jetzt „von den, unter den Hindus berühmt gewordenen Lexicographen misse.

„Der Amara-Kosha, oder das Vocabularium des „Amara-Sinha ist in Europa schon zu gut bekannt, „als daß es einer besonderen Beschreibung bedürfte. Unter „allen ähnlichen Compilationen ist es in Indien die be„rühmteste, und die im weitesten Umfange verbreitete; es „ist ein Werk von unterhaltendem Inhalt, in allen Schulen „und bei allen Secten. Nach dem Beinamen des Verfas-

„ferd: Sinha, (Löwe) ſollte man glauben, er habe zum „Kriegergeſchlechte oder den Kſhatriya's gehört; aber er „kann auch vielleicht bloß ſeinen Vorrang bezeichnen, in „welchem Sinn dieſer Beiname häufig den Wörtern ange„hängt wird. Eben ſo iſt in Amara-Deva, einer an„dern Benennung, unter welcher er bekannt iſt, das letzte „Wort ein Brahmaniſcher Beiname: doch könnte es auch „bloß ein auf ſeine Ueberlegenheit oder ſein göttliches Ver„dienſt anſpielendes Epitheton ſeyn. Er wird allgemein, „und vermuthlich mit Grund, als ein Anhänger der Lehre „des Buddha betrachtet, wiewohl einer ſeiner neueren Com„mentatoren, Ramaſeſma, dieß läugnet; und alle Ueber„lieferung ſtimmt dahin überein, ihn unter die gelehrten „Männer zu zählen, welche nach der bildlichen Sprache der „Indier die neun Edelſteine vom Hofe des Vikra„maditya benannt werden *)."

An dieſer Stelle hat der Verfaſſer ſeiner Vorrede eine ſehr gelehrte und ſcharfſinnige Unterſuchung über das Zeitalter des Amara-Sinha, oder Amara-Deva eingeſchaltet, die ich hier übergehe, indem ich mir vorbehalte, ausführlicher darauf zurückzukommen, wann ich von der Chronologie der Indiſchen Litteratur und der Möglichkeit oder werde, darin wenigſtens einige approximative und relative Beſtimmungen zu gewinnen. Nur kann ich nicht umhin, meine Freude darüber aufrichtig zu äußern, daß ich in Betreff zweier Stücke, die mir ſehr angelegen ſind, an Hrn.

*) Das ſprüchwörtlich bekannte Diſtichon, worin die Namen der neun berühmten Zeitgenoſſen aufgezählt ſind, iſt ſchon abgedruckt und überſetzt As. Res. Vol. VIII. p. 253.

Wilson einen entschlossenern Bundsgenossen finde. Das eine ist die Ehrenrettung der Indischen Nation gegen so manche Anschuldigungen und von ihr entworfenen gehässigen Schilderungen. Hierüber hat Hr. Wilson schon in den Anmerkungen zum Megha-Duta sich nachdrücklich erklärt *). Das zweite ist die Anerkennung des Anspruchs der Indischen Litteratur auf ein beträchtliches Alterthum.

Einige Engländer haben es sich zu einem eigenen Geschäfte gemacht, alle Indischen Bücher, denen die einheimische Ueberlieferung einstimmig ein hohes Alter zuschreibt, in die neuere Zeit herabzurücken, als wäre dort alle Geistesbildung, alle Poesie und Wissenschaft, ja vielleicht die Gesetzgebung des Manus und die Religion der Brahmanen, erst von heute und gestern her. Sie haben im Auslande Nachsprecher gefunden, und ein berühmter Astronom und Geschichtschreiber der Astronomie hat neuerdings, auf das Ansehen jener Gewährsmänner hin, ohne alle eigne Kenntniß der Sache, und wir fügen hinzu, bei gänzlichem Mangel an Sinn für das Wesen mythologischer Dichtung, es als einen erwiesenen Satz aufgestellt, die sämtlichen Puranа's, oder Sagengedichte (an deren Spitze der Ramayana und Mahabharata stehn) seyen noch nicht 681 Jahre

*) Megha Dûta, ed. of Calcutta, pag. 79: I am anxious that the Hindus should have justice done to them, and not be held up to the world, as they have by a mistaken, and I am afraid, a spiteful zeal, as monsters of impurity. Auf welches Buch die unterstrichenen Worte insbesondere zielen, ist leicht zu errathen: ich habe es in dieser Zeitschrift S. 35 charakterisirt.

alt, so zum Theil viel jünger *). Dies ist nun ungefähr, als wenn jemand sich in den Kopf setzte, die Homerischen und Hesiodischen Gesänge wären, kurz ehe sie im westlichen Europa bekannt wurden, von einigen Neugriechen unter Türkischer Herrschaft ersonnen worden; oder die Pyramiden, die wir noch jetzt in Aegypten anstaunen, seyen nicht etwa die alten vom Herodot erwähnten; sondern diese hätten die Kopten seit dem Einbruche der Araber aufgebaut.

Jenes haltungslose, um nicht zu sagen abgeschmackte, Urtheil ist nicht etwa aus einem vernünftigen Grunde ächter historischer Kritik hervorgegangen, sondern blos aus einem blinden und verstockten Hange zum Verneinen. Eine so außerordentliche Erscheinung, als die religiöse, gesetzliche und geistige Verfassung der Inder ist, soll ihrer Entstehung nach begriffen werden: das ist die Aufgabe. Wird denn hiefür etwas durch die Annahme einer spätern Jahrszahl gewonnen? Mit nichten. Daß eine in sich so folgerechte

*) Delambre *Histoire de l'Astronomie ancienne*, T. I. p. 560. „Il résulte de cet exposé, qu'il n'existe pas un seul livre qui ait plus de 1400 ans d'ancienneté, s'il fait la moindre mention de ces dernières périodes; (den Weltältern) qu'aucun des romans qu'on appelle Poèmes ne peut avoir 600 ans de date, et que quelques uns sont encore plus modernes." — Hr. Delambre rückt dem guten Bailly, welcher der beständige Gegenstand seiner Polemik ist, sehr hart vor, er habe die Griechen nur in schlechten Uebersetzungen gelesen. Ich wünschte wohl zu erfahren, aus welchen Originalen Hr. Delambre die Schreibung la Bythinie geschöpft hat? Ein Schreibfehler ist sie gewiß nicht, da sie mehrmals wiederkommt.

Geistes- und Sittenbildung, wo das Fremdartige strenge ausgeschieden, wo alles bis in die feinsten Verzweigungen der Sprache, Poesie, Kunst und Wissenschaft aus dem innersten Wurzeln geheiligter Urbegriffe hervorgewachsen ist, Jahrtausende lang ohne wesentliche Verwandlung fortbestehen kann, wenn sie nicht von aussen her gestört wird, leuchtet ein, und die Geschichte bestätigt es zum Ueberflusse. Wenn aber davon die Rede ist, wie alles dieß irgend einmal geworden, und wann es anzufangen, sich aus dem ersten Keime zu entwickeln, bis es zu einer stillschweigenden Festigkeit gedieh, ja dem Volkscharakter ein unauslöschliches Gepräge aufdrückte: so führen uns alle Wahrscheinlichkeiten in eine entfernte Vorzeit zurück, weil wir nur dort in Religionsbegriffen, Gesetzgebungen und Dichtungen eine verwandte Sinnesart antreffen. Will man hingegen die selbständige Eigenthümlichkeit der Indischen Cultur nicht gelten lassen, sondern sie für erborgt ausgeben, so zeige man uns die Urbilder. Wir sind ungemein begierig, sie kennen zu lernen. Nur möge man nicht mit den Persern unter der Dynastie der Achämeniden, aber gar mit den Baktrischen Griechen anzuziehen kommen; denn auf diesem Gebiete hoffen wir den Angriff auf das siegreichste zurückzuschlagen.

Der Kunstgriff, wodurch man das goldne Zeitalter der Indischen Litteratur um mehr als ein Jahrtausend weiter vorwärts zu rücken gedachte, war der, daß man behauptete, unter jenem Vikramaditya, an dessen Hofe zu Ujjayini (Oujein) die neun Edelsteine gestrahlt haben sollen, sey nicht der grosse erste Vikramaditya zu verstehen, von welchem jene, 56 Jahre vor der unsrigen anhebende Aera ihren Namen führt, sondern irgend ein späterer. Man suchte also nach

Fürſten, denen die Schmeicheley ihrer Unterthanen oder eigner Stolz, den Namen Vikramadityas (Sonne des Heldenthums) in einem kleinen Kreyſe beygelegt haben mag; und blieb bey einem gewiſſen Bhojas, oder ſeinem nächſten Nachfolger ſtehen, die im eilften Jahrhundert zu Dhara in der Provinz Malva regiert haben. Die Sache war an ſich ſehr unwahrſcheinlich; denn wenn auch jene allgemeine Ueberlieferung und das angenommene aber ſprüchwörtlich gewordene Diſtichen, worin die Namen der großen Geiſter zuſammengefaßt ſind, nicht als eine buchſtäblich genaue Angabe zu nehmen iſt, wie ſchon die ſymmetriſche Zahl vermuthen läßt; wenn die Zeitgenoſſenſchaft mit einer gewiſſen Breite verſtanden werden muß: ſo iſt doch offenbar die Bedeutung dieſe, daß das goldne Zeitalter der Litteratur, an die ihr zunächſt liegende große hiſtoriſche Erinnerung angeknüpft werden ſoll. Die ſinnvolle Sage mag in Abſicht auf Ort und Zeit nicht immer genau ſeyn, aber nur das Gleichartige geſellt ſie gern zu einander; und wie wäre man darauf verfallen, das Glorreichſte, was ſich in künſtlich ausgebildeter Poeſie und Weltweisheit nennen ließ, um einen unſcheinbaren politiſchen Mittelpunkt her zu verſammeln? Die Richtigkeit jener von Bentley aufgebrachten Hypotheſe hat Hr. Wilſon, wie mich dünkt, unwiderleglich dargethan, und die Ueberlieferung in ihre Rechte wieder eingeſetzt. Indeſſen will er, verſichtiger Weiſe, doch kein ganz entſcheidendes Ergebniß aufſtellen, ſondern läßt uns die Wahl zwiſchen zwey Annahmen: entweder Amara-Sinha war wirklich Zeitgenoſſe des Vikramadityas, ein halbes Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung; oder er hat um den Anfang des fünften Jahrhunderts gelebt.

In dem Laufe ſeiner Unterſuchung berühret der Verfaſſer manche wichtige Punkte der Geſchichte; unter andern die verſchiedenen Verfolgungen, wodurch die Religion des Buddha im ganzen dieſſeitigen Indien letztlich vertilgt worden. Von einem großen Sprachkenner und hellſehenden Forſcher, Hrn. Abel Remuſat, haben wir manche Aufklärung über die Schickſale des Buddhismus im öſtlichen Aſien theils ſchon empfangen, theils noch zu erwarten, und dieſe Erörterungen werfen ein großes Licht auf die Geſchichte Indiens und ſeiner Litteratur.

Hr. Wilſon rügt bei Gelegenheit zwei lächerliche Irthümer des Pater Paulinus und des Anquetil-du-Perron, den Amara-Kosha betreffend.

Der P. Paulinus gab dieſes grammatiſche Buch für die älteſte Grundlage der geſamten Mythologie und Liturgie, auch für das erſte Gebetbuch der Indier aus, und meinte dabei verwegener Maßen: hallucinatos esse Anglos Calcuttenses. Dies ſtehe hier zur Warnung für alle, die noch immer den Pater Paulinus als einen gültigen Zeugen über ſolche Gegenſtände anführen. Noch luſtiger iſt Anquetils Mißverſtändniß. Das Wort linga, Geſchlecht, iſt im Sanskrit wie in ſo vielen Sprachen, von der organiſchen Bedeutung auf die grammatiſche übertragen worden. In den erſten Zeilen des Amara-Kosha worin der Zweck und die Methode des Buchs mit bewundernswürdiger Kürze und Beſtimmtheit angekündigt werden, kommt das Wort linga mehrmals vor; ganz natürlich, da hier insbeſondre ein vollſtändiger Unterricht über das Geſchlecht der Stammwörter ertheilt werden ſollte. Sobald nun Anquetil das Wort linga anſichtig ward, wiewohl in

einer ganz grammatischen Verbindung *), so fiel ihm alles ein, was er jemals von dem Phallus-Dienst des Siwa gehört hatte; seine Brahmanen mochten ihm noch so redlich betheuern, daß hier vom genere masculino? feminino und neutro die Rede sey, er hielt dieß blos für eine listige Verkleidung ihrer Geheimnisse, und sie konnten ihm ein für allemal das unanständige Lingam nicht wieder aus dem Sinne bringen. Si je n'avois pas su, sagt er, sich gleichsam zu seinem überlegenen Scharfsinne Glück wünschend, que le commencement de l'Amer-Kosh contenoit la description du Lingam, peut-être m'eût-il été impossible de découvrir que mes Brahmes, qui ne vouloient pas dévoiler le fonds de leurs mystères, paraphrasoient et palliotent plutôt qu'ils ne traduisoient **). Von seiner Urtheilskraft giebt dieß freilich einen schlechten Begriff, und wer auf Anquetils Mittheilungen, die noch niemand von Grund aus geprüft hat, ich meine durch eine neue Entzifferung der von ihm mitgebrachten Handschriften in der Zend- und Pehlvi-Sprache, so vieles baut, mag zusehen, wie er dabei fährt. Doch dieß ist eine weitschichtige Frage, die uns hier von unserm Gegenstande ablenken würde.

*) नामलिंगानुशासनं nâmalingânusâsanam, generis nominum norma.

**) Die Stelle findet sich T. I. P. 1 p. XCI. Ich muß zwar bemerken, daß Anquetil p. XCS und in dem Verzeichnisse seiner Handschriften den Amara-Kosha richtig als ein Wörterbuch bezeichnet: aber offenbar ist er hier blos der Rubrik gefolgt, unter welcher er das Buch gekauft hatte, während er sonst als seine eigentliche und esoterische Meynung verträgt.

Amara-Sinha mag zu Anfange des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, oder fünfthalbhundert Jahre früher gelebt haben, so wird dies den Meisten eben kein sonderliches Alter für das älteste Wörterbuch des Sanskrit zu sein scheinen. Allein man muß zuvörderst bedenken, daß in einer Litteratur, welche ohne Beziehung auf das Ausland und ohne fremde Einflüsse sich unabhängig entwickelt, die Lexicographie natürlicher Weise sehr spät angebaut wird. Dieß pflegt erst dann zu geschehen, wann die Sprache in Musterschriften verschiedener Zeitalter, Style und Gattungen der Gegenstand eines gelehrten Studiums wird. Bei den Griechen war dieß schon im Zeitalter der Ptolemäer der Fall, und doch gab es damals nur Glossarien über besondere Fächer, und das erste allgemeine Wörterbuch wurde erst lange nachher, im dritten Jahrhundert, durch den Diogenianus unternommen. Ferner ist der Amara-Kosha zwar das älteste jetzt vorhandene Wörterbuch des Sanskrit, aber der Verfasser bezeugt ausdrücklich in den einleitenden Zeilen, daß er nicht etwa eins, sondern mehrere vor Augen hatte c), deren wesentlichen Inhalt er in dem seinigen begriff, und sie dadurch in Vergessenheit brachte. Dieß muß wohl nothwendig erfolgen in einem Lande, wo es keine Druckerei giebt, und wo dennoch lange Jahrhunderte nach einander außerordentlich viel geschrieben und gelesen wird. Die

c) समाहृत्यान्यतन्त्राणि samâhrityânyatantrâni, in compendium redactis aliis tractatibus.

Die Commentatoren des Kosha von Amara-Sinha erwähnen sechs ältere, und kannten sie doch vermuthlich nicht alle.

ſchöpferiſchen Werke des Genius mögen den Strom der Zeiten unabſehlich weit hinab ſchwimmen; aber Lehrbücher, welche bloße Werkzeuge ſind, und nach ihrer Tauglichkeit geſchätzt werden, müſſen untergehen, ſobald vollkommnere ans Licht getreten ſind, deren Vorzug vielleicht nur in einer bequemeren Methode beſteht. Meines Bedünkens iſt alſo der Schluß von dem Alter eines vorhandenen Lehrbuchs auf das nicht höhere Alter der Wiſſenſchaft bei den Indiern, keineswegs zuläßig. Im Gegentheil, es müſſen viele Verſuche vorangehn, ehe eine gewiſſe Vollkommenheit der Form in ſolchen Lehrbüchern erreicht wird, welche nach der Sinnesart des Volkes und dem Beſtande der Wiſſenſchaft nicht übertroffen werden zu können ſcheint. Dieſe Bemerkung, gehörig erwogen, möchte manche Streitfrage zu ſchlichten dienen. Z. B. die Europäiſchen Gelehrten, welche nach aſtronomiſchen Beſtimmungen das Zeitalter des Sûrya-Siddhânta, wie das Buch jetzt beſchaffen iſt, ziemlich ſpät anſetzen, mögen Recht haben; die Brahmanen vielleicht aber auch, wenn ſie behaupten, ſie hätten ſchon vor uralter Zeit einen Sûrya-Siddhânta, eine Demonstratio Solis, ein Lehrbuch der Aſtronomie gehabt.

Wie mir Engländer verſichert haben, lernen die einheimiſchen Schüler des Sanskrit den ganzen Amara-Kosha auswendig, (der bloße Text nimmt in der Ausgabe von Calcutta nur 117 Octavſeiten ein) und wenn ein Zweifel über das Geſchlecht eines Wortes entſteht, ſo murmeln ſie den ganzen Abſchnitt, wo es ſich finden muß, leiſe her, bis ſie es antreffen. Zu dieſer Art des Gebrauchs iſt die metriſche Form allerdings behülflich. Es ſind eben versus memoriales, worin durch die lakoniſche Bezeichnungsmethode,

des Geschlechtes überall, der Bedeutungen, wo es nöthig, unglaublich viel auf einen engen Raum zusammen gedrängt werden konnte. Das ist die sinnreiche und verdienstliche Seite des Buchs.

Von dem Text des Amara-Kosha geht Hr. Wilson zu den Commentaren über. Er hat deren nicht weniger als zehn zu Rathe gezogen, dieselben, welche Hr. Colebrooke bei seiner Ausgabe gebraucht hatte, und in denselben handschriftlichen Exemplaren, die ihm der eben genannte Gelehrte zu diesem Zwecke übergab.

Alsdann zählt er achtzehn Original-Wörterbücher auf, die er fortwährend bei seiner Arbeit nachgeschlagen; er bemüht sich, ihr Zeitalter zu bestimmen, und giebt genaue Rechenschaft von ihrem Umfange und ihrer Beschaffenheit. Man sieht, dieß macht zusammen eine stattliche Lexicographie aus, es ist ungefähr alles, was sich herbeischaffen ließ. Vermuthlich sind aber in einer oder der andern Provinz des weitläuftigen Indiens noch Werke im Umlauf, welche bisher nicht zur Kenntniß der Engländer gelangten. Zuverlässig weiß man, daß ehemals weit mehrere vorhanden gewesen: denn im Medini-Kosha, dessen Abfassung zwischen die Jahre 1100 und 1400 fällt, werden als benutzte Auctoritäten vier und zwanzig Wörterbücher aufgeführt, woren nur acht in Hrn. Wilsons Verzeichniß gehören. Diese Werke sind dort wahrscheinlich nach der Zeitfolge geordnet, und der Amara-Kosha nimmt erst die eilfte Stelle ein.

In den beiden Vorreden der Hrn. Colebrooke und Wilson sind die gründlichsten Nachrichten und die treffendsten Bemerkungen über die gesamte Lexicographie des Sanskrit niedergelegt, und es wäre zu wünschen, daß wir

ren manchen andern Zweigen der Indischen Litteratur erst solche Uebersichten besäßen.

Da die sämtlichen Original-Vocabularien sich nur auf Substantive und Adjective beschränken, von den Zeitwörtern aber höchstens einige Participien anführen, die als Adjective gebraucht werden, so mußten nun, um ein vollständiges Wörterbuch zu Stande zu bringen, die Zeitwörter aus einer andern Quelle, nämlich den Verzeichnissen der Wurzeln, nachgeholt werden. Hier war schon viel vorgearbeitet, besonders in den Sprachlehren von Forster, Carey und Wilkins. Das Wurzel-Wörterbuch des letztgenannten, das schon im Jahre 1815 erschienen, und zunächst für die Schule zu Haileybury bestimmt war, nunmehr aber auch im Buchhandel zu haben ist, scheint Hrn. Wilson nicht zugekommen zu sein. Colebrooke hat in seiner nicht beendigten Grammatik von den zehn Classen der Zeitwörter nur die erste zahlreichste durchgegangen; aber er hat sein vollständig ausgearbeitetes Verzeichniß der übrigen Wurzeln Hrn. Wilson mitgetheilt, welcher diese Arbeit vorzugsweise benutzt zu haben erklärt. So finden wir also den Namen jenes großen Sprachkenners, als eines wirksamen Theilhabers an der vorliegenden Unternehmung, überall wieder.

Die Bemühung, die Schreibung der Wörter überall richtig aufzufassen, nahm unter den Mühseligkeiten des Herausgebers keine geringe Stelle ein, wegen der in den Handschriften allgemein einreißenden orthographischen Verwirrung. Nach einer freilich nur beschränkten Erfahrung sollte ich doch glauben, sie sey weit geringer in den Devanagari- als in den Bengali-Schriften. Hr. Wilson führt

ein paar in Bengalen gangbare Verse an, worin die Verwechselung gewisser Buchstaben, und die Setzung oder Weglassung der Punkte anusvâra und visarga für gleichgültig erklärt wird. Er ist weit entfernt, diese Verse als eine gültige Auctorität zu betrachten, und sieht darin vielmehr ein Geständniß des Unvermögens gehörig zu unterscheiden, ein Polster der Bequemlichkeit, da man, statt die Regeln zu ergründen, sich dabei beruhigte, die schriftliche Gestalt der Wörter nach einer verderbten Aussprache aufs Gerathewohl aufzufassen. In der That scheint jene Behauptung von einem tiefen Verfall der grammatischen Kenntniß des Sanskrit bei denen zu zeugen, welche sie aufgebracht haben: denn wenn man die Vergünstigung in ihrer ganzen Breite benutzte, so würde aus der gelehrtesten Sprache der Welt ein wahres Barbaren-Kauderwelsch werden. Das Indische Alphabet ist doppelt so stark wie das unsrige: es ist wohl augenscheinlich, daß in jener unbekannten Zeit, wo es seine letzte Vermehrung und Vollständigkeit erlangt, die Sprachlehrer recht geflissentlich die feinsten Schattirungen der Aussprache schriftlich aufgefaßt haben, theils um die musikalische Mannigfaltigkeit der Laute zu fördern, theils um dem Gebrechen der Homonymie auszuweichen. Wenn aber auch einige Unterscheidungen der künstlich wissenschaftlichen Ausbildung der Sprache ihren Ursprung verdanken, so dürfen wir dagegen dreist behaupten, daß die meisten in der Natur der Sache liegen; ja es läßt sich historisch darthun, daß diese Unterscheidungen schon in der frühesten Zeit Statt fanden, längst zuvor, ehe das Sanskrit in seiner classischen Gestalt sich entfaltet und festgestellt hatte. Die Verfälschung und Verflüchtigung der Aussprache ist in

neuern Zeiten entstanden: wenn man die von Griechen uns aufbewahrten Indischen Namen mit gehöriger Rücksicht auf die Beschaffenheit des Griechischen Alphabets sämtlich durchgeht, so wird sich ergeben, daß zur Zeit Alexanders des Großen noch keine Spur davon vorhanden war, und daß die damaligen Indier die schriftliche Bezeichnung der Wörter ganz genau hörbar machten. Einige Beispiele habe ich schon anderswo gegeben. Für uns Europäer, die wir das Sanskrit durchaus auf dem theoretischen Wege erlernen, denen dabei kein natürliches Gefühl zu Hülfe kommt, wie den Einzelnen des Landes, denen es, wiewohl keine eigentlich lebende, doch immer noch in gewissem Sinne eine Muttersprache ist; für uns, sage ich, sind alle grammatischen Unterscheidungen ohne Ausnahme wichtig. Aber nicht bloß für die Erlernung; auch für die künftig anzustellenden Sprachvergleichungen; wovon, da das Sanskrit nunmehr in die Reihe mit eintritt, die geschichtliche Forschung so große Aufklärungen zu erwarten hat.

Ueber die Gefahr der gröberen Verwechselungen, welche in den erwähnten Versen für gleichgültig ausgegeben werden, sind wir nun schon durch die kritische Genauigkeit der Englischen Grammatiker des Sanskrit hinaus. Es bleiben aber noch zwei feinere und nicht so leicht zu vermeidende Verwechselungen übrig, die des व ba und व va, und dann des श und स, des palatalen und dentalen sa, auf die ich hier, eben in Bezug auf Sprachvergleichung etwas näher eingehen will.

Was das erste betrifft, so bietet sich in Europa ein ganz ähnliches Beispiel dar. Die Spanier können das b

und das v, durch die Aussprache eben so wenig unterscheiden als die heutigen Einwohner Bengalens. Hieraus war nun ein beständiges Schwanken in der Schreibung entstanden, welches so weit ging, daß einige Wörter auf viererlei Art geschrieben werden konnten *). Die Akademie zu Madrid wurde beauftragt, die Orthographie ein für allemal festzusetzen. Sie verfuhr dabei in andern Stücken unvermeidlich mit einer gewissen Willkühr; in diesem Punkte aber ganz richtig nach einem etymologischen Grundsatze, nämlich der Ableitung aus dem Lateinischen **). Hieraus ergab sich das erfreuliche Resultat, daß der Ausländer, dessen Gedächtniß an die Aehnlichkeit mit dem Lateinischen verwiesen ist, das Spanische nun aus Büchern, worin die Schreibung der Akademie befolgt wird, weit leichter erlernt, als aus den alten skoliographischen. Ja der unterrichtete Spanier selbst wird sich demnach von seiner Sprache besser Rechenschaft ablegen: denn die Romanischen Mundarten hängen noch so fest an ihrer Wurzel, daß sie ohne Beziehung auf das Latein nicht gründlich begriffen werden können.

*) Z. B. bayben, bayven, vayben, und vayven, *vicissitudo*. Die letzte Schreibung ist die einzige richtige: durch alle übrigen wird die sehr artige Ableitung des Wortes vom g e h e n und k o m m e n verdunkelt.

**) In den Wörtern Gothischer Herkunft war weniger zu berichtigen, denn das anfangende w ist meistens in gu übergegangen, z. B. WERRA, *guerra*. Es blieb also nur das mit v vertauschte b übrig, wo die Akademie, vermuthlich ohne den Grund klar einzusehen, doch häufig das Rechte getroffen hat. Z. B. in banda, bando (ehemals vanda, vando) und allen damit zusammenhängenden Wörtern.

Die Verwechſelung des ba und va im Sanskrit greift noch tiefer ein. In der Geſtalt ſind die beiden Buchſtaben einander ſehr ähnlich, aber der vorſchriftmäßige Laut, der ſchon durch die Stelle im Alphabet beſtimmt wird, iſt verſchieden; ſie gehören verſchiedenen Ordnungen an: der erſte iſt ein labialer Conſonant, der andere ein Halbvocal, der aus dem u entſteht, und wieder darein übergeht. Was würde man daron urtheilen, wenn ein Spanier im Lateiniſchen solbo, gabians, abis u. ſ. w. ſtatt solvo, gavisus, avis ſchriebe, weil es ja doch nach ſeiner Ausſprache auf eins hinauslaufe? Der Uebergang zwiſchen jenen Formen und solutus, solüunt, (dreiſylbig beim Horatius) gaudeo, auspicium, u. ſ. w. wäre dadurch gänzlich abgeſchnitten. Eben ſo verhält es ſich aber im Sanskrit, und zwar nicht in wenigen, ſondern in unzähligen Fällen der Wortbildung und Umwandlung.

In den Fällen, wo es entſprechende Wörter im Lateiniſchen, Griechiſchen und den Altdeutſchen Mundarten giebt, wird für uns durch die unrichtige Schreibung des Sanskrit meiſtens auch die etymologiſche Verwandtſchaft verdunkelt werden. Denn das va ſteht faſt immer da, wo im Lateiniſchen und Gothiſchen ein vau, und wo im Griechiſchen ein Digamma ausgefallen iſt. Hier nur einige Beiſpiele: वमति vamati, VOMIT; वर्तते vartatē, VERTIT; वहति vahati, VEHIT; वेष्टित véshtita, VESTITUS. Ein paarmal ſteht im Lateiniſchen der Conſonant und Vocal neben einander, wo im Sanskrit bloß der Vocal: उल्वा ulvā, VULVA; उल्का ulkā, Feuer, Flamme, ein Feuerbrand, ein feuriges Meteor, VULCANUS. Was das

Digamma betrifft, so ist dieß eine verwickelte Streitfrage, welche ausführlich mit möglichster Umsicht behandelt zu werden verdient. Jedoch wage ich hier vorläufig die Meinung zu äußern, daß die Annahme des Digamma bei diesem oder jenem Worte allerdings dadurch bestätigt werden kann, wenn zu der Analogie des Lateinischen noch die des Sanskrit und vielleicht des Gothischen hinzukommt, wie nicht selten der Fall ist.

Hr. Wilson hat auf die Unterscheidung des ba und va eine so große Sorgfalt gewendet, daß man sein Wörterbuch in den meisten Fällen als einen untrüglichen Führer wird betrachten können. Dieß ist um so willkommener, da gerade in diesem Stücke die von Europäischen Gelehrten besorgten Ausgaben Indischer Schriften sehr fehlerhaft sind. Nur Ein Beispiel will ich anführen, wo er mir zu nachgiebig gegen seine einheimischen Wegweiser gewesen zu seyn scheint. Er führt die Partikel वा vâ, oder, auch unter der Rubrik bâ auf. Va ist der Bedeutung und dem Gebrauche nach das Lateinische ve; es wird eben so dem nachgesetzt, worauf es sich bezieht.

Das Sanskrit hat, wie das Hebräische, drei verschiedene Zischlaute: einen dentalen, das eigentliche Sigma; einen cerebralen und einen palatalen. Die beiden ersten werden nach gewissen Regeln mit einander vertauscht; über die Aussprache des dritten sind die Engländer nicht einig; sie bezeichnen ihn entweder durch sha oder durch sa mit einem Abzeichen. Grammatisch aber ist dieser Buchstabe ganz von dem dentalen sa getrennt. Ich füge hinzu, auch etymologisch. Denn das dentale sa findet sich gewöhnlich in den verwandten Wörtern des Lateinischen wieder; oft

auch des Griechiſchen, wo nicht ein Spiritus asper an die Stelle des urſprünglichen Sigma getreten iſt. Mit dem palatalen sa hat es aber die eigne Bewandtniß, daß an deſſen Stelle in den entſprechenden Griechiſchen und Lateiniſchen Wörtern ein Gutturalbuchſtabe, meiſtens ein κ, ein c oder qu ſteht. Z. B. दश dasa, δέκα, DECEM; शंख sankha, κόγχη, CONCHA; ददर्श dadarsa, δεδορκα; पशु pasu, PECUS, PECU; श्वन् svan, der Hund, im ſiebenten Caſus शुनि suni, und auf ähnliche Art in andern obliquen Biegungen; शुनी suni, die Hündin: κύων, κυν-ὸς, CANIS; शत satam, CENTUM, ἑκατὸν, vielleicht urſprünglich ἑν-κατον, dann Doriſch τρια-κόσιοι, u. ſ. w. *); विंशति visati, zwanzig; nach einer Doriſchen Form VIKATI **), Lateiniſch mit Einſchiebung des Naſenlauts an einer andern Stelle, als wo er im Indiſchen ſteht, VIGINTI. Jedoch finden ſich Ausnahmen: z. B. केश capillus, केसर kêsara, *iuba*, CAESARIES. Dieſelbe Regel gilt auch vom Gothiſchen; nur daß, nach der Neigung des altdeutſchen Mundarten zu den Hauchbuchſtaben, nicht ſelten ein h an die Stelle tritt. Z. B. श्वेत svêta, weiß; Gothiſch: HVEITS ***).

*) In den Tab. Heracl. verſchiedentlich.

**) S. Tab. Heracl. Hier wäre denn alſo auch ein Beiſpiel von der Uebereinſtimmung der drei Sprachen in Bezug auf das Digamma, und zwar nicht ein hypothetiſches, ſondern ein geſchichtliches, auf eine alte Inſchrift gegründetes.

***) In dem Worte शश sasa, der Haſe, iſt derſelbe Ziſch-

Die Altperſiſche oder Mediſche Sprache hingegen ſcheint hierin dem Sanskrit ähnlich geweſen zu ſeyn, wenn ſich anders aus einigen uns aufbewahrten Beiſpielen ein gültiger Schluß ziehen läßt. *)

Die Verwechſelung des palatalen und dentalen Ziſchlautes greift nicht ſo weit um ſich, und iſt auch weniger bedenklich, als die des ba und des va. In manchen Wurzeln mag die Ausſprache ſchon urſprünglich geſchwankt haben, und alſo die Schreibung mit dem einen oder dem andern jener Buchſtaben gleich zuläßig ſeyn, was ich in Abſicht auf ba und va allerdings bezweifeln möchte.

Was die Orthographie überhaupt betrifft, ſo verdient wohl die einfachſte den Vorzug. Die nicht vorgeſchriebene, ſondern bloß freigelaſſene Verdoppelung von Conſonanten,

laut das erſtemal verändert, das andremal ſtehen geblieben. Es erhellet hieraus, daß die noch übliche Deutſche Form älter und ächter iſt, als die Angelſächſiſche und Scandinaviſche hare.

*) Die ſo häufige Endung der Perſiſchen Namen auf ασπης bedeutet bekanntermaßen daſſelbe, was die Griechiſche eben ſo häufige auf ἱππος. Im Sanskrit अश्व açva, das Pferd. Σπάκα hieß ein Hund bei den Medern. Herodot. L. 1, c. 110. τὴν γὰρ κύνα καλέουσι σπάκα Μῆδοι. Iustin L. 1, c. 4. Nutrici Spaco postea nomen fuit, quia canem Persae sic vocant. Sanskrit: श्वन् svan, der Hund; in der Zuſammenſetzung श्वा svâ. Die angehängte Sylbe ka bildet auch im Sanskrit eine Art von Diminutiven mit dem Nebenbegriffe der Vertraulichkeit oder der Geringſchätzung. Alſo σπάκα, ein Hündchen.

an Stellen, wo sie weder auf die Aussprache noch auf die Quantität Einfluß hat, wo sie nur den unangenehmen Anblick einer harten Anhäufung giebt, scheint mir nichts anders zu seyn als eine Pedanterei neuerer Indischer Gelehrten. Was wird damit gewonnen, wenn man सूर्य्य Süryya statt सूर्य Sürya die Sonne, schreibt? Der Schüler muß freilich wissen, daß auch jenes vorkommt, allein dieß lernt er schon aus der Grammatik. Die Genauigkeit der alphabetischen Anordnung machte allerdings in einem Wörterbuche die Verwandlung des Anusvara in den besondern Nasenlaut nothwendig, welchen der jedesmal unmittelbar folgende Buchstabe fodert; bei dem Abdruck eines Textes hingegen würde ich es bestimmt abrathen, weil es die Verknüpfung von Wörtern unvermeidlich macht, die grammatisch gänzlich getrennt sind. Die Verwandlung des Anusvara ist ohnehin aus den Bengali-Handschriften entlehnt, in der Devanagari-Schrift pflegt es seine Stelle zu behaupten.

Nachdem wir dem Verfasser in dem Gange seiner äußerst mühseligen und weitschichtigen Arbeit gefolgt sind, wollen wir einige Bemerkungen über das Geleistete vorlegen, woraus von selbst hervorgehen wird, was noch zu leisten übrig bleibt.

Es ist einleuchtend, daß die einheimischen Glossarien allerdings die erste Grundlage eines allgemeinen Wörterbuchs seyn mußten, und daß von dieser Seite der Plan ganz richtig gefaßt war. Man könnte hunderte, ja tausende von Werken verschiedenen Inhalts durchlesen, dichterische, philosophische, mathematische, juristische, medicinische, technische; Werke, die noch gar nicht in unserem

Bereich, oder höchstens in der Bibliothek der Ostindischen Handelsgesellschaft zu London befindlich sind; man könnte, sage ich, alle diese Werke durchlesen, ohne dennoch einen beträchtlichen Theil der in dem gedruckten Wörterbuche verzeichneten Wörter anzutreffen, weil die Verfasser jener Glossarien ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das seltene und schwierige richteten. Dann müßte man auch, wenn man sich geradezu an die Schriftsteller hielte, die Deutung durch den Zusammenhang selbst ausmitteln, wobei man oft in Verlegenheit gerathen möchte, wenn nicht etwa ein Commentar zu Hülfe kömmt; während dort die Auslegung erfoderlichen Falles gegeben ist. Endlich würde die Zuverlässigkeit der Lesearten weit größern Zweifeln unterworfen seyn, wiewohl Hr. Wilson auf seinem Wege hierin ebenfalls mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Das Sanskrit ist eine unermeßlich reiche Sprache, vorzüglich durch die Mannigfaltigkeit seiner Derivations-Formen, und durch die unbegränzte Fähigkeit der Zusammensetzung. Denn die Zahl der Wurzeln, von welcher doch ohne Ausnahme alles abgeleitet werden soll, ist nicht sehr groß; und die von den Grammatikern angegebene Summe wird sich, manchen wesentlichen Rücksichten zufolge, noch beträchtlich vermindern lassen. Diese Sprache hat aber die sonderbare Eigenschaft, daß sie viele, so zu sagen, schlummernde Reichthümer besitzt, welche nur bei seltenen Gelegenheiten zum Vorschein kommen. In Absicht auf Terminologie findet dieß zwar bei allen durchgearbeiteten Sprachen Statt: die einer besondern Wissenschaft oder Kunst gewidmeten Ausdrücke bilden in dem allgemeinen Sprach-

gebrauch eine engere Sphäre, in die man eintreten muß, um damit bekannt zu werden. Im Sanskrit geht die Sache weiter, und erstreckt sich bis auf die Zeitwörter, ja bis auf die Flexionen. Die Conjugation ist bei weitem nicht so gelehrt und mannigfaltig entwickelt als im Griechischen, und dennoch werden mehrere tempora und modi fast gar nicht gebraucht. Wiederum trifft man eine Menge Zeitwörter äußerst selten an, ihr Daseyn bewährt sich nur durch die davon abgeleiteten Benennungen, während andere unaufhörlich wiederkommen. In Hrn. Wilsons Wörterbuche sind die ruhenden Schätze der Sprache mit großer Sorgfalt aufgesammelt, aber es fehlt zuweilen an der ganzbaren Münze des Sprachgebrauchs. Nach meiner bisherigen Erfahrung wage ich dreist zu behaupten, daß man schwerlich selbst das leichteste Buch durchlesen wird, ohne auf Wörter zu stoßen, welche in diesem Wörterbuche übergangen sind.

Freilich muß man sich, um in seinen Anfoderungen billig zu seyn, über die Gränzen der Lexicographie gehörig Rechenschaft ablegen. Wir kennen Sprachen, wie z. B. die Französische, die man nicht bloß für völlig fixirt, sondern auch für völlig abgeschlossen ausgiebt. Was nicht in den Schriftstellern aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten vorkommt, wird behauptet, sey nicht Französisch, und das Prägen eines neuen Ausdrucks gilt für ein Verbrechen der beleidigten Akademie. Es ist vielleicht nützlich in einem Lande, wo bei der lebhaften Bewegung der Geister manches Unreife zum Vorschein kommt, dem natürlichen Hange zum Neologismus gewisse Hemmungen entgegen zu setzen. Aber die Anmaßung einer grammatischen Akademie,

die gesetzgebende Gewalt in der Sprache ausschließend zu besitzen, ist durchaus unzulässig. Die Sprache ist die Angelegenheit der gesamten Nation. Die Akademiker sind nichts als ein permanenter Ausschuß von Registratoren des Sprachgebrauchs. Wenn die Beschlüsse der Primär-Versammlungen in großer Mehrheit übereinstimmend ausfallen, so müssen sie am Ende doch das neue Wort, wogegen sie sich lange aufgelehnt hatten, einregistriren, bei Strafe ein altfränkisches und unbrauchbares Wörterbuch ans Licht zu fördern; wie denn das bisherige der Französischen Akademie beides in einem unerwünschten Grade ist.

Es giebt dagegen andere Sprachen, welche anerkannter Maßen in einer lebendigen, stätig fortschreitenden Entwickelung begriffen sind. Dieß ist ein nicht genug zu preisender Vorzug, dessen besonders solche Sprachen theilhaftig sind, welche auf ihrer eignen Wurzel ruhn, und mit der entferntesten Vorzeit in einem organischen Zusammenhange stehn. In abgeleiteten Sprachen neueren Ursprungs, die zufällig oder gewaltsam aus dem Zusammenstoß, der Auflösung und Verfälschung älterer Sprachen entstanden sind, kann die Entwickelung allerdings eine Gränze erreichen, jenseits welcher sie in eine neue Verderbniß zurückfallen würde. Alsdann ist die Bereicherung nur noch durch Entlehnung möglich, nicht mehr durch innere Entfaltung: solche Sprachen leben gleichsam von einer einmal gethanen Erbschaft. Vorsichtsmaßregeln gegen etwanige Ausartung sind nicht zu tadeln; die Gefahr ist größer, weil dem Volke nicht jener etymologische Instinkt inwohnt, der nur da ein untrüglicher Führer ist, wo die ersten Keime noch lebendige Bestandtheile bleiben.

Der nächste und immer unerlaßliche Zweck der Rede ist, sich andern verständlich zu machen. Die Befugniß, immerfort durch Ableitung oder Zusammensetzung neue Ausdrücke zu schaffen, liegt darin, daß das neu geprägte aber sprachgemäß gebildete Wort in dem Augenblicke, wo es zum erstenmale ausgesprochen wird, dem in seiner Muttersprache bewanderten Hörer sogleich verständlich und einleuchtend ist.

Unter den lebenden Europäischen Sprachen rühmt sich vor allen die Deutsche dieser Befugniß, von der jedoch einige unserer Schriftsteller zuweilen einen Misbrauch gemacht haben. Im Sanskrit ist vermöge seines ganzen Baues die Fähigkeit der Zusammensetzung gränzenlos, und das künstlichste und verwickeltste ist durch alten Gebrauch und durch Vorbilder aus den classischen Zeiten der Litteratur sanctionirt.

Das seiner Natur nach Unendliche läßt sich nicht vollständig aufzählen, das versteht sich. Wäre die Aufzählung aber auch möglich, so wäre sie überflüssig, wenn die zusammengesetzten Wörter von der Art sind, daß sie für jeden, der die Bestandtheile und die Regel der Zusammensetzung kennt, keiner weiteren Deutung bedürfen. Hr. Wilson hat daher vollkommen Recht, wenn er es für eine vergebliche Bemühung erklärt, den zügellosen Dichtern hierin bis an die Gränze ihrer Wagnisse folgen zu wollen. Man wird ein Deutsches Wörterbuch nicht unvollständig schelten, weil etwa die rebenumschattete Laube, oder der weltenumgürtete Berg darin fehlt, wenn man auch keineswegs gesonnen ist, mit dem beschränkten Grammatiker Adelung so faßliche dichterische Beiwörter für umständlose aufzugeben.

Es wird sich der Mühe verlohnen, künftig einmal das System der Zusammensetzung im Sanskrit, im Griechischen und im Deutschen genau zu vergleichen. Ueber die beiden letzten Sprachen hat Klopstock manche feine und geistreiche Bemerkung vorgetragen, wiewohl ich seinem Urtheile nicht immer beitreten kann, wo er der Deutschen Sprache den Vorzug eingeräumt wissen will. Das Sanskrit hat in diesem Stücke die größte Aehnlichkeit mit dem Griechischen, aber es hat auch seine, so viel mir bekannt ist, sonst beispiellosen Eigenthümlichkeiten.

Dahin gehören die collectiven Zusammensetzungen. Das charakteristische Merkmal einer wahrhaft grammatischen Zusammenfügung zur untheilbaren Einheit ist im Sanskrit dieses, daß ein declinables Wort in seinem nackten Zustande, ohne irgend ein Zeichen der Biegung einem andern vorgesetzt wird. Ein Merkmal, daß um so weniger trügen kann, da die Indischen Grammatiker nicht wie die Griechischen und Lateinischen irriger Weise thun, den Nominativ für das Wort an sich nehmen, sondern ihn schon für eine Modification anerkennen. Nun ist es erlaubt, wenn von mehreren Sachen oder Personen dasselbe ausgesagt wird, die einzelnen Namen an einander zu reihen, und nur den letzten zu declinisen; wenn deren zwei sind, im Dual, wenn mehrere, im Plural; und das darauf bezogene Zeitwort hiemit in Uebereinstimmung zu bringen. Es leuchtet von selbst ein, daß dergleichen Zusammensetzungen, die, so zu sagen, nur eine augenblickliche Gültigkeit haben, in einem Wörterbuch des Sanskrit keine Stelle finden dürfen.

Eine andere Classe von Zusammensetzungen könnte

man die energiſche nennen, wo nämlich das biegungslos vorangeſetzte Wort in einem ſolchen Verhältniß zu dem zweiten Beſtandtheile ſteht, welches, wenn die Zuſammenfügung nicht Statt fände, durch einen der obliquen Fälle ausgedrückt werden müßte. Auch von ſolchen Zuſammenſetzungen laſſen ſich die Möglichkeiten nicht erſchöpfen, und ſie ſind meiſtentheils entbehrlich, wie ich es oben an einigen Deutſchen Beiſpielen bemerkte.

Im Sanskrit wird nicht ſelten die collective Zuſammenſetzung mit der energiſchen verbunden; es wird nämlich eine Reihe aufgeſtellt, deren Glieder ſämtlich zu dem letzten bindenden Begriffe in dem gleichen Verhältniß gedacht werden. Dieß hat eine große Gewalt und Anſchaulichkeit: wir haben geſehen, *) wie die Dichter durch ein einziges Beiwort das Gewühl der wilden Thiere des Waldes, oder die Fülle mannigfaltiger Vegetation ſchildern. Die Auflöſung iſt leicht, der Lexicograph hat hiemit nichts zu ſchaffen.

Eine qualitative Zuſammenſetzung mag es heißen, wenn der zweite Beſtandtheil ein Subſtantiv, der erſte ein beſtimmendes Beiwort iſt; das Ganze nun aber, auch ohne Hülfe einer Ableitungsſylbe, zu einem dreigeſchlechtigen Adjective umgeſtempelt wird. Dergleichen Zuſammenſetzungen ſind im Griechiſchen und ſelbſt im Lateiniſchen ſehr häufig, (z. B. magnanimus, grandaevus, u. ſ. w. und in Wörterbüchern beider Sprachen verlangen wir alles dieſer Art, was der Sprachgebrauch des beſſern Zeitalters billigt, aufgezeichnet zu ſehen. Im Sanskrit iſt dieß nicht

*) S. 116.

zu leiſten, theils weil die Litteratur uns immer unüberſehlich bleiben dürfte, theils weil die Freiheit, alles nur irgend ſchickliche in dieſer Art zu verſuchen, von jeher unbeſchränkt geblieben zu ſeyn ſcheint.

Ich komme endlich auf die Zuſammenſetzungen mit indeclinabeln Partikeln, wobei noch die Adverbien von den eigentlichen Präpoſitionen zu unterſcheiden ſind. Jene ſind entweder trennbar, oder untrennbar; zu dieſen letztern gehören das verneinende अ a oder अन् an, सु su, (das Griechiſche εὐ) दुर् dur oder दुस् dusch, das Griechiſche δυς. Vollſtändigkeit iſt hiebei ebenfalls nicht zu fodern. Aber freilich, und dieß gilt von allen durchgegangnen Arten der Zuſammenſetzung, die Auslaſſung kann nur dann geſtattet werden, wenn das Wort keine ſpeciellere Bedeutung hat, als die, welche in den Beſtandtheilen liegt. Solche im voraus nicht zu errathende Bedeutungen ſind aber im Sanskrit unendlich häufig, und es kewähret ſich eben dadurch als eine ehemals lebende Volksſprache, wiewohl man fälſchlich behauptet hat, es ſey von jeher nur die Sprache der Gelehrten geweſen. Gelehrte können wohl ein Syſtem zifferartiger Bezeichnungen und logiſcher Formeln erſinnen, aber ſie können nicht den lebendigen Hauch der Rede ſchaffen, welcher die Einbildungskraft und das Gefühl mächtig ergreift. Niemals kann die Anſchauung durch den Begriff, das Individuelle durch das Allgemeine erſchöpft werden. Die Sprache iſt wohl in ihrem Urſprung ein Echo der empfangenen Eindrücke, aber bei fortgehender Entwickelung wird ſie zum Theil ein Werkzeug des Verſtandes. Und wie brächte es der Menſch dahin, mit einem ſolchen Werkzeuge alle Gegenſtände der

Sinnenwelt charakteristisch zu benennen, sie durch das magische Wort gleichsam in Gedanken herbeizuzaubern, anders als durch ein freies Machtgebot, daß die anschaulichen, aber dem Verstande unergründlichen Dinge so oder so heißen sollen? In allen solchen Fällen muß also zuvörderst die Thatsache der Bedeutung, vielleicht eine sehr alte Thatsache, rein aufgefaßt werden: hinterdrein mag man sehen, ob sie sich noch gegenwärtig erklären läßt.

Die Präpositionen bezeichnen ursprünglich Verhältnisse im Raume, werden aber bildlich auf Verhältnisse jeder Art, auch die geistigsten, übertragen. In allen jenen synthetischen Sprachen, die sich durch Einerleiheit mancher Grundbestandtheile und Aehnlichkeit des Baues, als zu Einem Geschlechte gehörig, beurkunden, spielen sie eine große Rolle; und zwar im Griechischen und Lateinischen auf doppelte Weise: abgesondert, die Substantive regierend; und in der Zusammensetzung mit Zeitwörtern und andern daron abgeleiteten Wortgattungen. Die erste Art des Gebrauchs fällt im Sanskrit weg, weil die Declination zur Andeutung aller Richtungen der Substantive gegen einander und gegen das Zeitwort hinreicht; desto ausgedehnter und wichtiger ist die zweite. Die Deutsche Sprache steht hier in der Mitte: wir haben wie die Griechen und Römer trennbare, zu diesem zwiefachen Gebrauche taugliche Präpositionen; und wie das Sanskrit untrennbare Vorsylben, in denen ursprüngliche nur durch die Aussprache verkürzte Präpositionen nicht zu verkennen sind. Im Ganzen genommen, sind diese Urwörter in den sämtlichen verwandten Sprachen dieselben, und zur Verwunderung wenig durch Jahrtausende in den Lauten umgewandelt; in der

einen fehlt dieſes, in der andern jenes, aber kaum wird irgend eines, ohne etwas entſprechendes in einer der übrigen ganz vereinzelt daſtehen.

Die Verbindung der Präpoſitionen mit den Zeitwörtern und ihrem Derivativ-Gefolge iſt oft wahrhaft dynamiſch. Wie bei der chemiſchen Durchdringung der Subſtanzen neue Kräfte ſich unerwartet kund geben, ſo erwächſt hier ein untheilbarer eigenthümlicher Begriff. Je mehr man das zarte Gewebe dieſer Sprachen zergliedert, deſto mehr geräth man in Erſtaunen, daß ſich mit ſo wenigen Wörtlein ſo unendlich viel hat ausrichten laſſen.

Wir ſind es gewohnt, in unſern Wörterbüchern nicht nur die einfachen, ſondern auch die mit Präpoſitionen zuſammengeſetzten Zeitwörter in der alphabetiſchen Reihe mit aufgeführet zu ſehen. Indeſſen hat Stephanus in ſeinem Thesaurus die zuſammengeſetzten Zeitwörter den einfachen beigeordnet. Dieſe Methode iſt wiſſenſchaftlicher, weil dabei alle Modificationen, welche der Grundbegriff erleidet, mit Einem Blicke überſchaut werden; wogegen ſich nur einwenden läßt, daß ein alphabetiſches Wörterbuch eine Sache der Bequemlichkeit iſt; und daß, wenn man den geſamten Vorrath einer Sprache nach einem wiſſenſchaftlichen Princip ordnen wollte, eine ganz andere Form gewählt werden müßte. Stephanus ging noch weiter: er fügte auch die abgeleiteten Wörter anderer Claſſen den Zeitwörtern bei, und unternahm es, an die Spitze jeder Wortfamilie ein einfaches Grundwort zu ſtellen. Aber was hat er nicht alles für einfache Grundwörter oder Wurzeln gelten laſſen! Um ein ſolches Vorhaben durchzuführen,

müßte die innere Etymologie der griechiſchen Sprache ganz anders erforſcht ſeyn, als bis jetzt geſchehen iſt, und doch wird es nur theilweiſe gelingen können.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier einiges über die Beſchaffenheit der Indiſchen Wurzel-Verzeichniſſe bemerken. Die Wurzeln ſtimmen mit keiner einzelner Flexion des Zeitwortes überein, ſie ſind aber die Grundlage, woraus alle Flexionen nach einer Regel abgeleitet werden. Am beſten laſſen ſie ſich wohl mit den einſylbigen Imperativen der Lateiner: i, da, sta, dic, duc, fer, vergleichen, und wirklich ſind die drei erſten eben ſo wohl Sanskrit-Wurzeln, als Lateiniſche. Dieſer nackten Wurzel nun werden indicatoriſche Buchſtaben beigefügt, anubandha genannt; welche dem, welcher ihre Bedeutung und die Geſetze der Conjugation vollkommen inne hat, alle näheren Beſtimmungen an die Hand geben. Hierauf folgt die Definition, und zwar vermittelſt eines einzigen Subſtantivs im ſiebenten Caſus, den wi durch i n ausdrücken. Nur wenn die Wurzel entſchieden vieldeutig iſt, werden mehrere Subſtantive auf dieſelbe Weiſe an einander gereihet. Dieſer Laconismus macht einen ſeltſamen Contraſt mit dem Wortſchwall unſerer Wörterbücher, aber, wie mich dünkt, nicht zum Nachtheil der Indiſchen Grammatiker. Man kann ihre kurzen Andeutungen nicht genug erwägen, wenn man in den Geiſt der Sprache eindringen will. Zuweilen iſt das Subſtantiv von dem Zeitworte ſelbſt abgeleitet, dann ſcheint ſich die Erklärung freilich im Kreiſe herum zu drehen: aber ſie haben andeuten wollen, daß die einfache Grundanſchauung ſich nicht weiter zergliedern laſſe,

und daß kein anders woher entlehntes Synonym ihr vollkommen entsprechen würde. In diesen Definitionen kommen dieselben Wörter häufig wieder; der allgemeine Begriff der Bewegung, गती gatau, im Gange, zweihundert und dreißigmal, wobei ich noch die Wurzeln ausgeschlossen habe, denen eine zweite Bedeutung beigefügt ist. Nicht viel weniger häufig wird die Erklärung शब्दे sabdé seyn, im Schalle, von allem Hörbaren ohne nähere Bestimmung.

Wenn aus wenigen Elementen eine mannigfaltig organisirte Welt sich gestalten soll, so müssen sie freilich von schwebender, vielfach bestimmbarer Art seyn; gewissermaßen neutral, bis sie durch Wechselberührung sich polarisiren.

Wir haben bereits zwei Verzeichnisse der Wurzeln des Sanskrit in einer Englischen Bearbeitung: das von Carey seiner Grammatik angehängte, und das von Wilkins besonders herausgegebene. Carey giebt sein Original nicht namentlich an, nach den Citationen bei Wilkins ist es das Kavi-kalpa-druma (*figurarum poeticarum arbor*) von dem berühmten Grammatiker Vopadevas. Wilkins ist dem Dhâtu-manjari (*elementorum palmes*) gefolgt, dessen Namen er auch an die Spitze gestellt hat. Beide haben die Definition in der Ursprache, und die indicatorischen Buchstaben beibehalten; aber jene mit einer Englischen Uebersetzung begleitet, diese von den Wurzeln abgelöst, womit die Indischen Grammatiker sie nach Regeln der Euphonie verknüpfen. Wilkins giebt noch überdieß die Classe der Conjugation an, zu der das Zeitwort gehört, eine Bestimmung, die freilich schon in den indicatorischen Buchstaben liegt; ferner setzt er die dritte Person des Präsens,

die erſte der Indiſchen Grammatiker, daneben; oft auch eine Nebenart, woraus der Gebrauch der Zeitwörter näher erkannt wird. Dieß ſind erwünſchte Bereicherungen; in der Anordnung aber würde ich dem Wurzel-Wörterbuche von Carey den Vorzug geben. Er iſt hierbei ſeinem Original gefolgt: alle auf denſelben Buchſtaben, ſey es ein Vocal oder Conſonant, ausgehenden Wurzeln ſind zuſammengeſtellt, und demnächſt nach den Anfangs-Buchſtaben alphabetiſch geordnet. Wilkins hingegen fand in ſeinem Originale nur eine Eintheilung nach den zehn Claſſen, ſonſt keine alphabetiſche Anordnung vor; er wählte die Anfangs-Buchſtaben zur erſten Regel, demnächſt die alphabetiſche Folge der ſchließenden. Viele Analogien der Conjugation beruhen jedoch auf den End Buchſtaben; man wird in Carey's Wörterbuche faſt immer die Wurzeln, welche in der That nur Variationen einer einzigen ſind, beiſammen finden; für den Sprachforſcher iſt es ungemein wichtig, das Gleichartige auf einmal zu überſehn, insbeſondere die auf denſelbigen Vocal ausgehenden Wurzeln. Carey hat die wahrhaft einſylbigen Wurzeln auch ſo geſchrieben, wenn ſie auf einen oder zwei Conſonanten ausgehen, mit dem Zeichen der Apokope. Wilkins iſt hingegen der Sitte der Indiſchen Grammatiker gefolgt, welche zur Milderung der Ausſprache dem Schlußconſonanten ſein kurzes a laſſen, die Wurzeln alſo zweiſylbig ſchreiben. Es giebt aber Wurzeln, denen das kurze a wirklich einverleibt iſt, und die folglich zwei- oder mehrſylbig ſind. Dieſe Unterſcheidung iſt von einer nicht geringen Wichtigkeit, denn alle in ihrer abſoluten Form nicht einſylbigen Zeitwörter ſind meines Erachtens keine ächten Wurzeln, ſondern abgeleitet. Ich werde dieſen Satz ge-

hörigen Orts beweisen, ja ich unternehme es, von einigen dieser Zeitwörter die Ableitung unwidersprechlich darzulegen. *) Ich gebe noch ein anderes Kennzeichen an: alle Zeitwörter, die bloß nach der zehnten Conjugation flectirt werden, sind keine ächten Wurzeln; denn diese Conjugation ist eigentlich nichts anders als die causative Form. Bei Carey findet man die meisten unächten Wurzeln unter der Rubrik des kurzen a beisammen. Einige andere mehrsylbige scheinen aus einer unregelmäßigen Reduplication entstanden zu seyn. Den Indischen Grammatikern wollen wir keinen Vorwurf daraus machen, daß sie alles, was sich nicht nach bekannten Gesetzen ableiten läßt, für einen Grundbestandtheil der Sprache erklären. Es ist das entgegengesetzte Aeußerste von Lenneps Verfahren, der das Griechische auf fünf, aus einem einzigen Vocal bestehende Wurzeln zurückführen wollte. Für den historischen Sprachforscher wird die Wahl nicht zweifelhaft seyn.

Hr. Wilson hat nun die Wurzeln ohne Rücksicht auf die Schlußbuchstaben alphabetisch zwischen die übrigen Gattungen von Wörtern eingefügt. Wenn man demnach die in dem ganzen Wörterbuche zerstreueten Wurzeln zusammen

*) Z. B. RAD. कथ Katha. Class. X. कथयति kathayati, *narrat.* कथा kathā, *narratio.* Diese Wörter sind abgeleitet von dem Adverbium कथं Katham, *quomodo?* welches wiederum aus dem interrogativen Pronomen mit Hülfe einer bekannten, hier nur etwas veränderten Ableitungssylbe gebildet ist. Vgl. Wilkins Gramm. §. 1015. Dieß giebt nun eine sehr artige Deutung: erzählen heißt das Wie eines Ereignisses darlegen.

ſtellte, ſo würde wieder eine andre Anordnung hervorgehn, als in den beiden bisherigen Verzeichniſſen. Er hat die Definition in der Urſprache weggelaſſen, die ich aus den oben angeführten Gründen ungern vermiſſe; die indicatoriſchen Buchſtaben zum Theil, aber nicht vollſtändig beigefügt. Unter andern läßt er immer das ta weg, welches andeutet, daß das kurze a der zweiten Sylbe ein wahrer Beſtandtheil iſt, was um ſo weniger entbehrt werden konnte, da er die wahrhaft einſylbigen Wurzeln ebenfalls zweiſylbig ſchreibt. Dagegen beſtimmt er die Conjugation, und giebt die dritte Perſon des Präſens. Die vornehmſte Bereicherung beſteht aber in den Anmerkungen über die verſchiedenen Bedeutungen, welche das Zeitwort in Verbindung mit der oder jener Präpoſition annimmt. Jedoch iſt hier eine gewiſſe Ungleichheit zu ſpüren: einige Artikel ſind reichhaltig, andere Wurzeln, die nicht weniger mannigfaltig bedeutſame Zuſammenſetzungen mit Präpoſitionen bilden, ſind leer ausgegangen. Dieſe Ungleichheit iſt zwar ſehr unbequem, aber wohl zu entſchuldigen, denn hier war ſo gut wie gar nichts vorgearbeitet. Die zuſammengeſetzten Zeitwörter können nur durch eine ſehr ausgebreitete Beleſenheit in den claſſiſchen Schriften der Indier vollſtändig aufgeſtellt werden; es müſſen Parallel-Stellen in großer Anzahl geſammelt werden, um die Bedeutung ganz genau auszumitteln; und auf dieſe unermeßliche Arbeit konnte ſich Hr. Wilſon nicht einlaſſen, ohne die Ausführung ſeines Unternehmens noch weit hinaus zu ſchieben. Die von den Zeitwörtern abgeleiteten Subſtantive und Adjective mit Präpoſitionen ſind weit zahlreicher aufgeführt, und hiedurch könnte man ſich einigermaßen helfen. Aber auch in dieſem Stücke iſt bei weitem keine Voll-

ſtändigkeit erreicht; ich habe ſehr weſentliche Auslaſſungen bemerkt, und es iſt mir eigentlich unbegreiflich, wie in ſo vielen excerpirten Original-Vocabularien ſo einfache Wörter wie अपाय apáya, der Unfall, und अनुष्ठान anushthana, die Befolgung oder Nachfolge, haben übergangen werden können.

Das wird man Hrn. Wilſon gerne zugeben, daß die Indiſchen Dichter des kunſtreichen und zuweilen überkünſtlichen Zeitalters die Präpoſitionen übermäßig und willkührlich häufen, aber nur wenn die Zahl über zwei hinaus geht, möchte behauptet werden dürfen, daß die Bedeutung weiter keine Veränderung erleide. Auch im Griechiſchen iſt die zweite vorangeſetzte Präpoſition oft ſehr wichtig; im Sanskrit nicht weniger, nur haben wir die feineren Beſtimmungen noch nicht genugſam ergründet.

Sollte einmal eine erweiterte lexicographiſche Arbeit unternommen werden, wobei Hrn. Wilſons Wörterbuch immer die Grundlage wird bleiben müſſen, ſo würde ich vorſchlagen, die Zeitwörter in einem abgeſonderten Theile des Werks, aber mit weit größerer Ausführlichkeit als bis jetzt geſchehen iſt, abzuhandeln. Zuvörderſt die Wurzeln nach der Anordnung des Vopadevas mit den üblichen Beifügungen, dann nicht bloß die dritte Perſon des Präſens, ſondern alle anomalen, ſchwierigen, überhaupt die entſcheidenden Umwandlungen, aus denen mit gehöriger Anwendung der Regel das übrige Paradigma ſich von ſelbſt ergiebt. Hierauf das Gefolge der abgeleiteten Formen: die Cauſſative, die Deſiderative, und Frequentative, (Inchoative kennt das Sanskrit nicht) die in der Regel von jedem Zeitwort gebildet werden können. Endlich müßten die üblichen Zuſam-

menſetzungen mit Präpoſitionen, auch mit einigen Adverbien, aufgezählt, erklärt, und wo es nöthig, mit Beweisſtellen belegt werden. Ein ſolches Wurzel-Wörterbuch würde unter andern den Vortheil ſchaffen, daß die Grammatik, wo jetzt der Abſchnitt von der Conjugation, wegen der vielen unentbehrlichen Beiſpiele, ſo weitläufig ausfällt, weit kürzer gefaßt werden könnte. Die Abſonderung der Zeitwörter empfehle ich zwar mit beſonderer Hinſicht auf die Beſchaffenheit des Sanskrit; doch würde ſich vielleicht manches unerwartet nützliche und neue daraus ergeben, wenn man den Verſuch auch einmal mit dem Griechiſchen und Lateiniſchen anſtellte.

Da die Zeitwörter im Sanskrit nicht nur am Schluß, ſondern auch in der Mitte und zu Anfange oft ſeltſame Veränderungen erleiden, worin die Wurzel ſchwer zu erkennen iſt, ſo würde ein alphabetiſches Verzeichniß der befremdlichſten Umwandlungen, nach Art des ehemahls ſo beliebten Schrevelius eingerichtet, den Anfängern Erleichterung ſchaffen. Doch weiß ich nicht, ob man auf die Anfänger ſonderlich Rückſicht zu nehmen hat; denn es iſt niemanden zu rathen, ſich auf das Studium des Sanskrit einzulaſſen, der nicht ein entſchiedenes Sprachtalent beſitzt, und ſeine Kräfte ſchon an andern gelehrten Sprachen geübt hat.

Was die Subſtantive und Adjective betrifft, ſo iſt die Bereicherung, welche Hr. Wilſon aus ſeinen Quellen geſchöpft hat, ſo ſtark, daß die Zahl der von ihm geſammelten Wörter, mit Ausſchließung der Wurzeln, die im Amara-Koſha enthaltenen um mehr als die Hälfte überſteigt; das Verhältniß wird beinahe ſeyn, wie zwei zu

fünf. In einem der zahlreichsten Buchstaben, dem क Ka, das क्ष Kscha, mit einbegriffen, giebt der Amara-Kosha 1074 Artikel, das neue Wörterbuch 2441.

Da ein gelehrter Freund mir die Besorgniß erregt hatte, es sey demungeachtet manches schon im Amara-Kosha befindliche übergangen, so habe ich den Inhalt einiger Buchstaben verglichen, und gefunden daß der Auslassungen nur wenige, und diese zum Theil nur scheinbar sind, indem sich entweder wirklich Versehen in das Register des Amara-Kosha eingeschlichen haben, oder das Wort in Wilsons Wörterbuche unter einer andern Rubrik steht. Zuweilen hat jedoch Hr. Wilson die von Colebrooke in den Anmerkungen beigebrachten Wörter oder Wortformen, und die dem Texte selbst eingefügten zur Erklärung dienenden Wörter ausgelassen, ich weiß nicht aus welchem Grunde. So fehlt z. B. in dem Wörterbuche das Adverbium उपरि upari, über, welches uns wegen der Uebereinstimmung mit ὑπὲρ, super, dem Gothischen UFAR, u. s. w. in allen Zweigen des Deutschen Stammes, so ungemein merkwürdig seyn muß. Es findet sich bloß das gleichbedeutende उपरिष्टात् uparishtat, aber ohne alle Nachweisung über dessen Ableitung von jenem. Auch Wilkins hat in seinem Verzeichniß der indeclinabeln Wörter उपरि upari übergangen, wiewohl es häufig in dieser einfachen Form vorkommt. *) Einige Male ist in Wilsons Wörterbuche die alphabetische Anordnung nicht genau beobachtet, als ob der Herausgeber die erst nach weiter vorgerücktem Druck bemerkten Auslassungen hätte nachholen wollen.

*) Nal. Cap. 1, Sl. 2.

Die meiſten Artikel ſind mit zweckmäßiger Kürze abgefaßt: ein oder ein paar Buchſtaben geben das Geſchlecht oder die Geſchlechter an; die Endung des Nominativs die Declination; dann folgt die Engliſche Erklärung, zuletzt in der gedrängteſten Bezeichnungsweiſe die Etymologie. In vielen ausführlichen Artikeln hat aber Hr. Wilſon große Gelehrſamkeit an den Tag gelegt. Bei den ſehr zahlreichen Pflanzennamen iſt die wiſſenſchaftliche Lateiniſche Benennung beigefügt. Hierin war ſchon Colebrooke vorangegangen. Es wird ungemein nützlich ſeyn, wenn die Reihe an die mediciniſchen Bücher der Indier kommt, überſetzt zu werden. Nur iſt zu beklagen, daß die über Indien erſcheinenden botaniſchen Werke dem fortſchreitenden Sprachſtudium nicht von ihrer Seite entgegen kommen. In dem Hortus Malabaricus hat man ſchon vor beinahe anderthalb Jahrhunderten den guten Willen gehabt, die Sanskritnamen der Pflanzen mit in Kupfer ſtechen zu laſſen; da man aber damals der Sprache, ja ſelbſt der Schrift noch nicht Meiſter war, ſo ſind ſie natürlicher Weiſe ſehr entſtellt. *) In dem herrlichen Werke von Roxburgh ſind die Sanskrit-Namen weggelaſſen; oder wenn einmal einer in dem erklärenden Texte vorkommt, ſo iſt er nach der hoffnungsloſen Skoliographie der Eng-

*) Die einheimiſchen Gelehrten aus dem ſüdlichen Indien, welche man zu Rathe zog, ſcheinen oft provinzielle Benennungen ſtatt der claſſiſchen Namen angegeben zu haben; dieſe ſind mehr hingekritzelt als geſchrieben, die Angabe des Lautes mit Lateiniſchen Buchſtaben im Texte ſtimmt oft nicht mit der auf den Kupfertafeln, und dieſe wiederum nicht mit der Devanagari-Schrift, ſo fern ſie leſbar iſt, zuſammen.

länder geschrieben, so daß nichts damit anzufangen ist. Die Deutung dieser oft so sprechenden Namen wird dem Botaniker nicht gleichgültig seyn; auf der andern Seite ist es dem Leser der Indischen Dichter sehr willkommen, von den Erscheinungen der Pflanzenwelt, die sie preisend erwähnen, ein anschauliches Bild mit Sicherheit auffinden zu können. In der Poesie geben sich die Indier als vortreffliche Beobachter der Thierwelt nach ihren Sitten kund, aber die Arten und Unterarten der vierfüßigen Thiere, der Vögel, der Amphibien, und Insecten, scheinen die Brahmanen bei weitem nicht so genau unterschieden zu haben, wie die Pflanzen. Mitten in der Fülle mannigfaltiger und tugendreicher Vegetation, welche in Indien so manchen Ersatz für die untersagte oder beschränkte animalische Nahrung darbietet, hatten sie an der Diätetik und materia medica einen starken Antrieb zur Pflanzenkunde, der bei der Thierwelt größtentheils wegfiel. Ueberfluß an Thiernamen ist freilich vorhanden, aber es sind meistens Synonyme für ganze Gattungen und Geschlechter, denen eine gewisse volksmäßige Unbestimmtheit anklebt; alsdann kann die Erklärung auch nicht anders ausfallen.

Indessen sieht man zuweilen im Amara-Kosha die Absicht, Arten zu unterscheiden, wo wir bei Wilson wie bei Colebrooke auch nur eine unbestimmte Angabe (z. B. a sort of deer.) finden. Ein so bekannter und auffallender Vogel wie der Truthahn, den ich in Indischen Bronzen meisterlich charakterisirt gesehn habe, wird doch im Sanskrit seinen eigenthümlichen Namen haben? Allein in dem Abschnitte des Amara-Kosha, wo er stehn sollte, weiß ich ihn nicht zu finden; er müßte denn unter den vier Namen stecken,

welche Colebrooke, *) und nach ihm Wilson, bloß allgemein durch a gallinaceous fowl übersetzen.

Aeußerst verdienstlich sind die mythologischen, historischen, geographischen, und astronomischen Artikel: unstreitig das gründlichste, was man über diese Gegenstände bis jetzt zu Rathe ziehn kann. Es findet sich hier sogar überflüssiges, denn wir laufen eben nicht Gefahr, in den Schriften Brahmanischer Lehre die Heiligen und Apostel der Jaina's erwähnt zu finden. Aber einige Verfasser von Vocabularien gehörten dieser Secte an, und bei ihnen fand sie Hr. Wilson angemerkt. Man hat meistens die eigenen Namen von den Wörterbüchern ausgeschlossen, und zwar mit vollem Rechte. Denn oft sind sie ausgemacht fremd; oft ist ihre Herkunft wenigstens zweifelhaft, wie bei vielen Griechischen Götternamen; endlich, wenn sie wirklich einheimisch sind, so pflegen sie nicht selten einer früheren Epoche anzugehören, wo die Sprache eine ganz andere Gestalt hatte. Vollständige und wahrhaft kritische Onomastica würden daher der geschichtlichen Sprachforschung die größten Dienste leisten. Alle eigenen Namen sind ursprünglich Appellative; sie hören auf es zu seyn, wenn ihre Bedeutung sich verdunkelt, weil entweder die Bestandtheile woraus sie zusammengesetzt, oder die Derivativ-Formen, vermöge deren sie gebildet worden, veraltet sind. Im Sanskrit verhält sich die Sache anders: die Namen der Indier, nicht nur die menschlichen und die geographischen, sondern auch die der Götter, sind, mit äußerst wenigen Ausnahmen, wahre Appellative geblieben, deren etymologische Deutung ganz leicht und unzweifelhaft gewiß

*) As. Co. p. 122. lin. 1.

iſt. Hr. Wilſon bemerkt mit Recht, daß Mythologie das Grundgewebe der Indiſchen Poeſie ausmache, und folglich bei Leſung der Dichter ein mythologiſches Wörterbuch ganz unentbehrlich ſey. Vielleicht wäre es jedoch beſſer geweſen, das Onomaſticon mit ſeinen hiſtoriſchen Erläuterungen von dem allgemeinen Wörterbuche abzuſondern. Zuverläßig aber wirkt es verwirrend, daß Hr. Wilſon, wenn daſſelbe Wort als appellativ und als eigner Name vorkommt, beides in Eine Rubrik zuſammenwirft.

Dieß führt mich auf einen Mangel des vorliegenden Wörterbuchs, den ich ſchon früher in dieſen Blättern gerügt habe, nemlich die Behandlung der vieldeutigen Wörter. Die Vieldeutigkeit iſt geeignet, wenn man aus der Ferne davon erzählen hört, die logiſche Tauglichkeit einer Sprache in üblen Ruf zu bringen: ſie befremdet uns an Sprachen, die wir erſt unvollkommen kennen gelernt haben; ſind ſie uns aber geläufig geworden, ſo werden wir die Vieldeutigkeit kaum noch gewahr, und glauben, es müſſe nur ſo ſeyn. Wenn wir überall die urſprüngliche Grundbedeutung genau wüßten, die ganze Stufenfolge mit allen vielleicht ausgefallenen Zwiſchengliedern und Vermittelungen überſähen, ſo würde ſich in den meiſten Fällen jene ſo abſchreckende Vieldeutigkeit in bloßen Schein auflöſen. Alles kommt auf die Anordnung an. Wenn man ausſagt, daſſelbe Wort bezeichne im Griechiſchen einen violetten halb durchſichtigen Edelſtein, demnächſt auch einen Menſchen der nicht berauſcht werden kann, ſo klingt es freilich ſehr befremdlich. Kehrt man es aber um, ſo bedarf es nur der Notiz, daß man jenem Steine die Kraft zugeſchrieben, vor der Trunkenheit zu ſchützen, um die Sache ganz natürlich zu finden. Wenn man

in einem Wörterbuche der Engliſchen Sprache den Artikel Fox folgendergeſtalt abgefaßt fände:

Fox. 1) Ein berühmter Staatsmann und Redner im Parlamente.
2) Ein ſchlauer und in Verſtellungskünſten geübter Menſch.
3) Ein kleines vierfüßiges Raubthier.

ſo dürfte man nur von unten auf leſen, um alles in ſeine Ordnung zu rücken, und in der zweiten Bedeutung eine natürliche Uebertragung, in der erſten eine Zufälligkeit zu erkennen.

Hr. Wilſon ſcheint gar keine methodiſche Anordnung der Bedeutungen bezweckt zu haben, ſondern hiebei ohne weiteres den Original-Gloſſarien gefolgt zu ſeyn. In dieſen iſt aber die Anordnung wegen des metriſchen Zwanges immer zufällig, oft ſogar der natürlichen gerade entgegengeſetzt, weil die Verfaſſer ihre Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf das Ungewöhnliche und Seltene richteten, den gemeinen Sprachgebrauch hingegen als bekannt vorausſetzten. Daher kommt es dann, daß ſie die eigentliche Grundbedeutung gleichſam nur beiläufig am Schluſſe nachholen. Denen, welche mit Hülfe des vorliegenden Wörterbuchs das Sanskrit erlernen, weiß ich keinen beſſern Rath zu geben, als folgenden. Man ſehe bei vieldeutigen Wörtern zuvörderſt nach, ob ſie nicht auch als dreigeſchlechtige, d. h. als Adjective vorkommen: unter dieſer Nummer wird man faſt unfehlbar die urſprüngliche und weſentliche Bedeutung angezeichnet finden; und äußerſt ſelten ſind die Adjective als ſolche vieldeutig. Vielleicht iſt es noch zu früh, in der Indiſchen Sprache die pſychologiſche Ablei-

kung der Bedeutungen aus einander überall durchführen zu wollen. Oft läßt sie sich freilich schon jetzt mit vollkommner Klarheit einsehn: in andern Fällen dürfte es uns aber an mythologischen oder philosophischen Vermittlungs-Begriffen fehlen, oder auch an solchen, welche sich aus der Beobachtung einer uns fremden Natur entwickelt haben. Viele der kühneren Uebertragungen sind ohne Zweifel von den Dichtern ausgegangen, und es ist nicht zu läugnen, daß sich dabei zuweilen eine sonderbare Eigenthümlichkeit, ja eine grillenhafte Wendung der Einbildungskraft offenbart. Wir werden daher mit Indien selbst und seiner Litteratur viel vertrauter geworden seyn müssen, ehe sich unternehmen läßt, von allem Rechenschaft abzulegen.

Wenn uns hiebei in dem ersten Wörterbuche einer kaum bekannt gewordenen Sprache der Mangel an Methode auffällt, so dürfen wir, um billig zu urtheilen, nicht vergessen, wie sehr unsre gesamte Lexicographie noch im argen liegt. Wie viel fehlt daran, daß selbst in solchen Sprachen, welche seit Jahrhunderten Gegenstand einer philologischen Bearbeitung gewesen sind, die Verkettung der Begriffe gehörig ergründet wäre! Denn es ist nicht damit abgethan, die Begriffe nach einer leidlichen Ordnung zu beziffern, sondern es entstehn auf verschiedenen Stufen neue Verzweigungen, und in verwickelten Fällen läßt sich die Sache nur unter der Form eines Stammbaumes anschaulich darlegen. Bisher ist aber gewöhnlich der Sprachgebrauch tiefsinniger und folgerechter gewesen, als seine Ausleger. Für das Griechische und Lateinische ist wohl von deutschen Lexicographen hierin am meisten geleistet worden. Von dem DICTIONNAIRE der Französischen Academie mag ich nicht reden; die Litaney von:

Il signifie aussi, und ähnlichen Redensarten, will darin oft gar kein Ende nehmen; und wenn die Verfasser hier und da einmal versuchen, die Bedeutungen aus einander abzuleiten, so stellen sie nicht selten die wahre und natürliche Ordnung auf den Kopf. Dies konnte nicht anders seyn, weil es ihnen ganz an etymologischer Einsicht fehlte, und weil sie, unbekümmert um die Geschichte der Sprache, nur den eben geltenden Gebrauch zu Rathe zogen. Ich weiß nicht, ob von der neuen Ausgabe dieses Wörterbuchs, woran seit vielen Jahren gearbeitet wird, hierin eine große Verbesserung zu hoffen ist, da, wie mir der vormalige Secretär der Akademie billigend versicherte, jede etymologische Erörterung von dem Plane wiederum ausgeschlossen bleibt.

Es wäre meines Erachtens schon viel damit gewonnen gewesen, wenn Hr. Wilson die Rubriken nur mehr gesondert hätte. Indessen dazu war er durch den Vorgang der Indischen Grammatiker berechtigt, das Dreigeschlechtige und die besondern Bestimmungen als Substantiv in diesem oder jenem Geschlecht wie ein einziges Wort zu betrachten. So bald jenes an die Spitze der Rubrik gesetzt wird, möchte sich in vielen Fällen die richtige Anordnung der Bedeutungen beinahe von selbst einstellen. Ein paarmal sind aber indeclinable Partikeln mit declinabeln Wörtern in dieselbe Rubrik zusammen geworfen, was sich schwerlich rechtfertigen läßt. So die Interjection ह *ha*, mit einem gleichlautenden Substantiv; auf ähnliche Weise ist die wichtige Präposition वि *vi*, versteckt, die ich daher lange vergeblich gesucht habe. Wer würde in einem Deutschen Wörterbuche die disjunctive Partikel o d e r unter der Rubrik des Flusses O d e r suchen? Auch findet dort nur ein falscher Schein der

Homonymie Statt: denn der Gleichlaut tritt bloß zwischen dem indeclinabeln Wort und dem nackten Zustande des declinabeln ein, welches nicht anders als mit einer Casus-Endung versehen vorkommt.

Gegen die Behandlung der Präpositionen möchte ich überhaupt manches einwenden. Hr. Wilson ist dabei den Indischen Grammatikern gefolgt, welche die in der Composition dadurch bewirkten Bestimmungen durch abstracte Begriffe andeuten. Sie konnten nicht anders, weil sie niemals aus dem Kreise ihrer eignen Sprache herausgehn. Wir haben aber das Hülfsmittel der Vergleichung mit andern Sprachen, besonders mit der Griechischen und Lateinischen, welches hier um so schicklicher angebracht werden konnte, da viele Präpositionen in den drei Sprachen eben sowohl dem Wesen als dem Laut nach übereinstimmen. So ist das Indische दुर् *dur*, oder दुष् *dush*, ganz genau das Griechische δυς. Keine Umschreibung wird die Bedeutung der Präposition प्र *pra*, so genau ausdrücken als die Vergleichungen mit πρὸ, pro und prae. Bei der Präposition वि *vi* hat Hr. Wilson dieses Mittel zu Hülfe gerufen. Er sagt: „It generally corresponds with the *English* adjuncts, *a*, *ex*, *de*, *dis*, *in*, *un* etc; and is frequently an expletive." Das letzte soll wohl heißen, daß es zuweilen vorgesetzt wird, ohne den Begriff wesentlich zu verändern. Allein der Ausdruck ist nicht ganz richtig, denn unter einer particula expletiva verstehn wir ein abgesondertes Wort, und auf solche Weise steht *vi* niemals. Es zeigt sich hier, wie wenig eine so bunte Mischsprache wie das Englische, dazu geeignet ist, für die Grundbestandtheile einer ursprünglichen und gelehrten Sprache Aequiva-

lente zu liefern. Die ſämtlichen hier aufgeführten Vorſatz-Sylben, bis auf die letzte, ſind ja nicht Engliſche, ſondern Lateiniſche. Ferner tritt eine Zweideutigkeit ein: a ſoll für ab gelten; aber in vielen dem Engliſchen einverleibten Lateiniſchen Wörtern wird auch ad durch ein bloßes a geſchrieben, z. B. ascribe, ascend, für adscribere, adscendere. Das Miſsverſtändniß würde noch ſchlimmer werden, wenn man das Beiwort Engliſch eigentlich nähme, denn es giebt eine wahrhaft Engliſche, daß heißt Angelſächſiſche Vorſatz-Partikel a, (in along, aloof, aloft,) welche etwas ganz anders bedeutet. Endlich ſcheint mir weder ab, noch ex, noch das verneinende in, denn dieſes meint Hr. Wilſon, dem Indiſchen vi ganz genau zu entſprechen. Sowohl etymologiſch, als nach der Bedeutung läßt es ſich mit dem Lateiniſchen ve in vecors, vesanus u. ſ. w. vergleichen; da dieſes aber nur auknahmsweiſe im Gebrauche geblieben iſt, ſo würde ich es am liebſten durch die üblichen Vorſatz-Partikeln dis und se erklären, die den Umfang jener Indiſchen ſo ziemlich erſchöpfen möchten.

Auch über die untrennbaren Präpoſitionen नि ni, und निर् nir, ſcheint Hr. Wilſon nicht ganz im klaren zu ſeyn. Zwar überſetzt er beide in den ihnen beſonders gewidmeten Artikeln richtig durch Engliſche Präpoſitionen. Aber in dem etymologiſchen Anhange zu den damit zuſammengeſetzten Wörtern erklärt er oft निर् nir, durch nicht, und dann ſoll es in andern Fällen wieder affirmativ ſeyn. Dagegen legt er dem नि ni, meiſtens eine bejahende Bedeutung bei, zuweilen aber nimmt er es ebenfalls als negativ. Wenn dem ſo wäre, ſo müßte in der

Sprache daraus eine große Verwirrung entstehn, oder eine der beiden Partikeln wäre wenigstens überflüssig. Allein sie stehn sich gerade gegenüber, und geben durchgängig den Begriffen, denen sie beigefügt werden, eine entgegengesetzte Bestimmung. Es ist daher zuverlässig ein Irrthum, wenn Hr. Wilson नियन्त्रित *niyantrita*, durch unrestrained, unchecked, selfwilled, übersetzt, ganz gleichlautend mit dem entgegengesetzten निर्यन्त्रण *niryantrana*. Es sollte dort vielmehr heißen: restrained, checked, dependant. Folgender Vers des Hitopadesa *) beweist dieß unwiderleglich.

अन्यदुच्छृंखलं सत्वमन्यत् शास्त्रनियंत्रितं ।

Anyad uchchhrinkhalam satvam anyat
sástraniyantritam.

Alia effrenata est indoles, alia praeceptis sacris coërcita.

Denn sowohl die Entgegenstellung der Begriffe, als die Zusammensetzung, worin das letzte Wort vorkommt, läßt keinen andern Sinn zu. Die beiden Partikeln nir und ni entsprechen ganz genau, jene dem ἐξ, ex, diese dem ἐν, in, (der Präposition) im Griechischen und Lateinischen, nur daß sie immer untrennbar sind. Die beiden allgemeinen Begriffe, wodurch im Amara-Kosha die doppelte Bestimmung angegeben wird: निश्चयनिषेधयोः nischaya-nishédhayoh, würde ich übersetzen: Hervorhebung und Ausschließung. Wenn Hr. Wilson nir eine affirmative Partikel nennt, so beruft er sich

*) Londoner Ausgabe S. 88, Z. 2.

ohne Zweifel auf das erste Wort. Allerdings bedeutet es oft Gewißheit, Ueberzeugung, Entschluß, aber nur durch Uebertragung; und die Bildung des Wortes mit der Partikel nir, ist selbst ein Beweis meiner Behauptung, denn es heißt eigentlich electio, von चि *chi*, colligere.

Wenn bei einem vieldeutigen Worte die Grundbedeutung ausgelassen ist, so muß es vollends räthselhaft werden. Dieß ist der Fall in folgendem Artikel:

अव्यय (avyaya) *mn.* An indeclinable word, a particle. — *m.* A name of Vishnu. — *mfn.* economical, parsimonious.

Niemand möchte wohl im Stande seyn, nach dieser Angabe einen Zusammenhang zwischen den drei Bedeutungen auszumitteln, wiewohl die Sache, sobald man den Schlüssel hat, ganz einfach und natürlich ist. Als Adjectiv, gebildet durch das verneinende a aus dem Substantiv व्यय vyaya, Abgang, Verlust, Wegschwinden, bedeutet das Wort zuvörderst unvergänglich, unwandelbar. In diesem Sinne kommt es vor in den so gebräuchlichen Redensarten, womit man sich nach dem beständigen Wohlsein des Andern erkundigt *). Nun ist es klar, wie es zugleich ein Beiname der Gottheit seyn kann, und ein grammatischer Kunstausdruck für Wörter, die keine Umwandlung erleiden. Nach einer besondern Bestimmung heißt व्यय vyaya, auch Aufwand, Ausgabe von Geld u. s. w.; daher das verneinende Adjectiv,

*) Ramay. Lib. 1, Sect. II., Sl. 28. Nal. Cap. II., Sl. 15.

activ genommen, nicht verſchwenderiſch, haushälterisch heißt.

Hr. Wilſon erklärt nach Colebrooke कुलस्त्री kulastrî, bloß durch a chaste woman. Eigentlich aber und vermöge der Zuſammenſetzung heißt es doch: eine Frau von edlem Geſchlecht. Jene Uebertragung iſt wichtig für die Sittengeſchichte: je höher der Rang, je ſtrenger die Grundſätze der Ehre. Daß aber die Frauen von edler Geburt dieſe Grundſätze nicht immer beobachten, und zuweilen das Aergerniß geben, ſich zum zweitenmale zu vermählen, darüber werden ja ausdrückliche Klagen geführt *).

Gewöhnlich bemerkt es Hr. Wilſon ſorgfältig, wenn ein Wort in der Biegung anomal oder defectiv iſt. Bei den Adjectiven अन्योन्य anyônya und परस्पर paraspara, einander, wechſelſeitig, hat er jedoch den Nominativ ohne eine ſolche Bemerkung aufgeführt, welcher, wie ich glaube, niemals vorkommen kann. Dieß ſind unächte Zuſammenſetzungen, gebildet aus der Wiederholung deſſelben Wortes, und zwar dergeſtalt, daß es das erſtemal mit der Endung des Nominativs verſehen iſt, wodurch ein obliquer Caſus der Wiederholung regiert werden ſoll. Das auf ganz ähnliche Weiſe gebildete Griechiſche Wort ἀλλήλων hat ja auch keinen Nominativ; und wie dieſes keinen Singular zuläßt, ſo werden jene ſchwerlich im Plural gebraucht.

Ich komme endlich auf den etymologiſchen Theil des Wörterbuchs. Der Schüler, welchem es bloß darum zu thun iſt, Hülfe bei der Leſung der Bücher zu finden, hätte dieſen allenfalls entbehren können, für den hiſtoriſchen und

*) Hitopadesa, p. 27 lin. 6.

philosophischen Sprachforscher aber ist es eine sehr schätzbare und willkommene Zugabe. Ueber die Führer, welchen er dabei gefolgt ist, erklärt sich Hr. Wilson folgendermaßen:

„Die bisher angeführten Commentare des Amara-„Kosha stimmen darin überein, daß sie die Ableitungen der „Wörter den Aphorismen des Panini gemäß geben; die „folgenden haben andere Systeme angenommen.

„In der originalen Compilation des Wörterbuchs, da „sie unter der Leitung und durch die Bemühungen Benga-„lischer Gelehrten zu Stande gebracht wurde, war das gram-„matische System des Vopadevas befolgt worden. Weil „dieses jedoch neueren Ursprungs und von beschränkter An-„wendung ist, so schien es rathsam, es fahren zu lassen, „und mit der weit allgemeiner verbreiteten Methode des „Panini zu vertauschen. Es gehörte folgl ich mit zu meiner „Aufgabe, die sämtlichen Etymologien nach dieser umzuschrei-„ben. Um das zu bewerkstelligen, besonders bei den im „Amara-Kosha enthaltenen Wörtern, waren die älteren „Commentatoren meine vornehmsten Führer; namentlich habe „ich in solchen Fällen den Commentar des Ramasrama „zu Rathe gezogen. Die etymologische Zergliederung vieler „der übrigen Wörter beruht auf der Auctorität des „Siddhânta - Caumudi, und der Rest ist durch meine „Pandits und mich selbst ergänzt worden, dem in Pa-„nini's Aphorismen dargelegten Systeme gemäß, so weit „unsre Bekanntschaft damit es erlaubte.“

Ich wünschte wohl, Herr Wilson hätte sich näher hierauf eingelassen, und entwickelt, worin denn eigentlich der Unterschied zwischen Panini's Systeme und den neueren bestehe. Ob etwa bloß in der technischen Bezeichnungsweise

der Ableitungsformen? Oder ob die letzteren in zweifelhaften Fällen (denn bei den meisten Wörtern kann hierüber kein Streit Statt finden) zu andern Wurzeln, als dem wirklichen oder vermeinten Grundbestandtheil, ihre Zuflucht nehmen? Zuweilen werden zwei bis drei verschiedene Etymologien neben einander gestellt: wenn sich diese, auf gleich gültige Weise, aus den Vorschriften des Panini ableiten lassen, so scheint es wohl, daß sein System sich mehr auf die grammatischen Gesetze der Sprachbildung, als auf den darüber hinaus liegenden hypothetischen Theil der Etymologie bezog.

Uebrigens ist es auf jeden Fall erwünscht, daß uns die älteste und originalste Methode der Ableitung mitgetheilt worden ist. In welches Zeitalter haben wir den Panini zu setzen, möchte ich fragen? Hr. Colebrooke hat sehr gründlich und lichtvoll von ihm gehandelt *), aber keine Zeitbestimmung versucht. Er steht an der Spitze der drei heilig gesprochenen Grammatiker, (Panini, Katyayana und Patanjali,) welche auf höhere Eingebung geschrieben haben sollen. Es ist dieß, beiläufig gesagt, ein schöner Zug der Indischen Religion, daß sie auch der strengen Wissenschaft einen so ausgezeichneten Platz im Heiligthume einräumt. Die Sage gesellt den Panini den göttlichen Weisen einer wundervollen und gesegneten Vorwelt bei. Wiewohl auf mythologische Angaben keine Chronologie zu gründen ist, so dürfen wir ihn doch wohl beträchtlich über die Aera Samvat hinaussetzen, da schon ein Bruder des Königs Vikramaditpas

*) Colebr. Sanscr. Grammar. *Preface* pag. VI. sqq. Asiat. Res. Vol. VII. pag. 202 sqq.

den erſten Commentar über die Aphorismen des Panini in Verſe gebracht hat.

Für den Inhalt der etymologiſchen Artikel iſt Hr. Wilſon, wie ſich nach dem obigen verſteht, gar nicht verantwortlich: ihm gehört nur die Abfaſſung, und über dieſe habe ich folgende allgemeine Bemerkungen zu machen.

Es war zweckmäßig, und beſonders der Kürze vortheilhaft, ſich hiebei der Kunſtſprache der Indiſchen Grammatiker zu bedienen. Nur den einzigen Fall möchte ich ausnehmen, wo ein Wort in der That bloß als die geſetzmäßige Biegung eines andern zu betrachten iſt. Dieß iſt z. B. der Fall bei ſo vielen Participien, die als Adjective gebraucht werden. Hier hätte die Europäiſche Kunſtſprache ohne alles Bedenken und mit gleicher Kürze an die Stelle der einheimiſchen treten mögen.

Die Methode der techniſchen Formeln, deren ſich die Indiſchen Grammatiker bedienen, iſt im allgemeinen bekannt. Die Buchſtaben oder Sylben, welche dazu dienen ein abgeleitetes Wort zu bilden, ſind mit quiescirenden Buchſtaben eingefaßt, wodurch meiſtens die Regel der Anfügung angedeutet wird. Zuweilen aber iſt die wahre Endung ganz ausgelaſſen, und das ſogenannte Affixum iſt eine bloße willkührlich feſtgeſetzte Chiffer. Die Zahl der Affixen iſt ſehr groß, und ſie ſind nothwendiger Weiſe unter verſchiedene Abſchnitte der Sprachlehre vertheilt. In der gangbarſten Grammatik, der von Wilkins, ſind gewöhnlich nur die wahren Derivations-Formen angegeben, die techniſchen Bezeichnungen aber weggelaſſen. Es dürfte wenige Europäiſche Kenner des Sanskrit geben, welche die letzten ſämtlich ihrem Gedächtniſſe eingeprägt hätten,

wenn ihnen auch die Derivations-Formen selbst geläufig sind. Ein alphabetisches Verzeichniß der Affixe, nebst einer Erklärung der quiescirenden Buchstaben, würde wenig Raum eingenommen, und eine große Bequemlichkeit verschafft haben; während jetzt viele etymologische Artikel auch solchen Schülern, die praktisch ziemlich gut in der Grammatik bewandert sind, vollkommen räthselhaft bleiben müssen.

Bei der Uebersetzung der Wurzeln der abgeleiteten, und der Bestandtheile der zusammengesetzten Wörter, kommen häufig Bedeutungen vor, welche in den besondern Rubriken der Wurzeln und der einfachen Wörter fehlen. Diese Bedeutungen sind entweder wirklich im Gebrauch: so sollten sie an ihrer eigentlichen Stelle nicht übergangen seyn; oder sie sind nur zum Behuf der Etymologie ersonnen, wie es zuweilen den Schein hat: so hätte dieß bemerkt werden müssen. Ja ich habe in den etymologischen Artikeln Wörter angeführt gefunden, welche in dem Wörterbuche ganz und gar ausgelassen sind. Andermale sind sie auf eine Weise geschrieben, welche von der Form abweicht, worunter das Wort als ein unabhängiges und für sich bestehendes aufgeführt wird.

Ich vermeide hier die allzutrockne und für die meisten meiner Leser unersprießliche Aufzählung von Einzelheiten: ich mache mich aber anheischig, erfoderlichen Falls für die obigen Behauptungen Beispiele in nicht unbeträchtlicher Menge zu liefern.

Ich habe in dieser Zeitschrift schon verschiedentlich Gelegenheit gehabt, *) von den etymologischen Grundsätzen der

*) S. 14, 279 und 280.

Indiſchen Grammatiker im allgemeinen zu ſprechen. Wir kannten bisher ihre Verfahrungsweiſe aus einer Menge Beiſpiele in den Sprachlehren; aber die ganze Maſſe ihrer Etymologien hatte man noch niemals ſo beiſammen geſehen, wie in dem gegenwärtigen Wörterbuch. Einige näher eingehende Bemerkungen werden alſo hier nicht am unrechten Orte ſtehn.

Dieſes ganze Syſtem der Wortableitung iſt weder hiſtoriſch noch ſpeculativ, ſondern durchaus grammatiſch Wie hätte man wohl den Gedanken faſſen können, auch nur irgend ein kleiner Theil von der heiligen Sprache des bevorrechteten Volkes ſey aus den verachteten Mundarten der Barbaren (Mlèchha's) entlehnt? Das Sanskrit hat in der That großen Anſpruch auf den Ruhm der Reinheit; und in den Jahrhunderten oder Jahrtauſenden, welche ſeit der Einwanderung des Volkes in ſeine heutigen Wohnſitze bis auf die Feſtſtellung der Sprache verfloſſen, mag das Land zwiſchen dem Indus und Ganges leicht von fremden Einflüſſen ganz abgeſondert geweſen ſeyn. Aber ſind alle vier erblichen Stände der Brahmaniſchen Geſetzgebung aus demſelben Geblüt entſprungen? Für den unterſten Stand läßt ſich dies wenigſtens bezweifeln, und der Indiſche Name für Caſte, वर्ण varna, Farbe, begünſtiget dieſen Zweifel. Bis auf den heutigen Tag giebt es halbwilde Berg- und Jägervölker in Indien; ſchon in den älteſten Gedichten werden ſolche erwähnt, und der göttliche Held Ramas ſchließt ſogar Freundſchaft mit dem Könige der Niſhader (Nishâda) oder Chandala's. Sollte aus den Sprachen dieſer Ureinwohner ſich gar nichts dem Sanskrit eingemiſcht haben? Hr. Roſegarten hat in ſeiner einſichtsvollen Anzeige des

Wilsonschen Wörterbuchs (Jenaische Allg. Lit. Zeitung 1821. Nr. 127.) zwei oder drei Wörter eines spätern ausländischen Ursprungs verdächtig gemacht. In so wenigen Fällen kann die Aehnlichkeit leicht zufällig seyn; aber die Sache ist wegen der daraus zu ziehenden geschichtlichen Folgerungen so wichtig, daß sie eine eigene Erörterung verdient.

Das Sanskrit heißt die Sprache der Götter, und soll in seiner vollendeten Gestalt auf einmal offenbart worden seyn. Der abweichende und in manchen Stücken veraltete Sprachgebrauch der Veda's wäre hiegegen eine Einwendung: aber dazu ist eben der Glaube gut, daß man dergleichen nicht achte. Das Wunder bedarf und gestattet keine Erklärung aus natürlichen Ursachen. Der Begriff, daß ihre Sprache in irgend einer Vorzeit einmal anders gestaltet und weniger entwickelt gewesen, ist daher den Indischen Grammatikern völlig fremd. Dieß beschränkt ihre Ansicht, aber es gereicht ihnen auch zum Vortheil: denn es sichert sie vor willkührlichen Hypothesen. Welcher Mißbrauch ist in der Etymologie mit der Lehre von der Onomatopöe getrieben worden! In der Indischen Sprache wie in allen edleren, giebt es wenige offenbar durch Nachahmung des Lautes gebildete Wörter; (ich rede hier nicht von der feineren Symbolik, vermöge deren die Buchstaben als freie Wirkungen menschlicher Organe, die geistige Handlung des Begriffs zu bezeichnen dienen) aber auch in solchen Fällen, z. B. bei den Namen einiger Vögelgattungen, (vgl. S. 238.) musikalischer Instrumente, u. s. w., wird die Onomatopöe von den einheimischen Etymologen nicht anerkannt, sondern sie suchen irgend eine andere Ableitung.

Die Grundbeſtandtheile, und die Formen der Entwickelung, die Wurzeln und die Affixe haben ſie mit der größten Genauigkeit, ja ich möchte ſagen, mit einer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit aufgefaßt und unterſchieden; aber ſie nehmen beide für eine gegebene Thatſache, über welche hinaus zu klügeln ihnen gar nicht einfällt. Ungeachtet dieſes Vorbehalts und dieſer Enthaltſamkeit haben ſie aber dennoch den willkührlichen Hypotheſen nicht entgehen können; und ſie geben uns durch ihr Beiſpiel den Beweis, daß, wer von allen Wörtern einer Sprache (hier noch die einfachen Zeitwörter ausgenommen) Rechenſchaft zu geben unternimmt, wer niemals antworten will: „Ich weiß es nicht,“ unvermeidlich viele falſche, ja verkehrte und lächerliche Ableitungen vorbringen muß.

Zuverläßig iſt in keiner Sprache die Lehre von der Wortbildung mit größerer Sorgfalt behandelt worden als im Sanskrit. Auch iſt die Fülle regelmäßiger Entfaltung ſehr groß; indeſſen bleibt immer ein irrationaler Theil übrig, wiewohl ein verhältnißmäßig kleinerer als in andern Sprachen. In den meiſten Fällen iſt daher die Etymologie überflüſſig, weil ſie ſich, unter Vorausſetzung der Grammatik, von ſelbſt verſteht; in den übrigen dürfte ſie gewöhnlich unbefriedigend bleiben.

Die Ableitungsformen ſind von dreifacher Art. Einige, von durchgängiger Anwendbarkeit, laſſen ſich immerfort auch ſolchen Wörtern anfügen, bei welchen ſie vielleicht noch niemals gebraucht worden. Andern gehört eine analogiſch gebildete Wortreihe an, welche zu vermehren aber der Sprachgebrauch nicht erlaubt. Die dritten endlich ſind ganz unregelmäßig: das ſind die Unâdi-Affixe. Die Wörter, die

unter dem letzten Abſchnitte zuſammen geworfen werden, ſind jedoch wieder in zwei Claſſen zu theilen: ſolche, deren Endung anomal, die Wurzel hingegen ausgemacht gewiß iſt; und die weit zahlreicheren, deren Wurzel, vermöge des Gleichlautes, ohne irgend einen Zuſammenhang mit der Bedeutung, ja oft im ſchneidendſten Widerſpruch damit, angegeben wird. Hier fängt das etymologiſche Herumtappen ſchon im Gebiete der Grammatik an. Zuweilen muß ſogar auf Aehnlichkeit des Lautes zwiſchen dem abzuleitenden Worte und der angeblichen Wurzel Verzicht geleiſtet werden, und hiermit fällt der letzte Schatten der Zuläßigkeit von Etymologien weg, welche den Verſtand und die Einbildungskraft in gleichem Grade empören.

Indeſſen mit manchen Wörtern und Claſſen von Wörtern, welche wohl immer allen Verſuchen einer genetiſchen Zergliederung widerſpänſtig bleiben möchten, iſt es den Etymologen andrer Sprachen eben nicht beſſer gelungen. Die Indiſchen Grammatiker aber haben, wie mich dünkt, zuweilen auch die Auflöſung ziemlich leichter Probleme verfehlt, und das nahe vor Augen liegende überſehn.

Die Adjective und einige Fürwörter werden im Sanskrit regelmäßig geſteigert durch Anfügung der Endungen तर tara, und तम tama. Daneben giebt es ferner eine Anzahl von Comparativen und Superlativen an ईयस् iyas und इष्ठ ishtha, gerade wie im Griechiſchen auf ιων und ιστος, mit fehlendem oder anomal verändertem Poſitiv.

Außerdem nehmen aber auch einige, zum Theil indeclinable Wörter eine abgekürzte Form der Steigerung an, bloß mit den Endſylben र ra und म ma. Zuweilen

sind beide Stufen der Steigerung im Gebrauch, andremale nur eine von beiden.

	Comparativus.	Superlativus.
अधस् adhas. ADV.	अधर adhara.	अधम adhama.
infra.	inferior.	infimus.
अव ava. PRAEP.	अवर avara.	अवम avama.
de.	deterior.	deterrimus.
अप apa. PRAEP.	अपर apara.	
ἀπὸ, ab.	ulterior, diversus, alius.	
उप upa. PRAEP.		उपम upama.
iuxta, prope *).		proximus, similis, par.
पर para. ADJ.		परम parama.
egregius.		summus.
मध्य madhya. ADJ.		मध्यम madhyama.
medius.		medioximus.
चर chara. SUBST.		चरम chara.
assecla.		postremus.

Diese so auffallende Analogie nun wird von den einheimischen Grammatikern nicht anerkannt, und sie sind daher, wie man es in dem Wörterbuche sehen kann, auf die seltsamsten Etymologien verfallen. So pflegt es immer zu gehen, wenn man über die Wortbildung nicht im Klaren ist.

*) Ich gebe hier nur die Bedeutung an, welche sich zunächst auf den Begriff der Steigerung bezieht; denn im Ganzen stimmt diese Präposition mit dem Griechischen ὑπὸ überein.

ren iſt, und daher die Ableitungsformen mit zu den Grundbeſtandtheilen rechnet.

Es giebt eine Anzahl von Adverbien, welche ein Zeitverhältniß zu dem gegenwärtigen Tage ausdrücken, und ſämtlich gleichlautend endigen: पूर्वेद्युस् pûrvêdyus, *pridie*; अपरेद्युस् aparêdyus, *perendie*; u. ſ. w. Dieſe ſollen nun durch ein Affixum एद्युस् êdyus, gebildet ſeyn. Aber dieß Affixum iſt eine leere Einbildung, und der Grundirrthum dabei iſt, daß man dieſe Wörter als bloß abgeleitete und nicht als zuſammengeſetzte betrachtet hat. द्यु dyu heißt der Tag; der Dativhenge gehört zu dem erſten Beſtandtheil, und iſt die ſiebente Caſus-Endung, wobei dann der Begriff des Tages noch einmal gedacht, (wie in der Redensart: postridie huius diei) oder angenommen werden muß, daß die Adverbial-Endung des zweiten Wortes an die Stelle eben dieſes Caſus getreten iſt. Die doppelte Form परेद्युस् parêdyus und परेद्यवि parêdyavi, *postridie*, wiewohl ebenfalls anomal beſtätigt die letzte Annahme. Daß die in dieſen Zuſammenſetzungen gebrauchten Beiwörter der Pronominal-Declination folgen, worin der ſiebente Caſus anders lautet, ſcheint mir hiegegen kein gültiger Einwurf zu ſeyn. Entweder fand dieß noch nicht Statt, als obige Wörter gebildet wurden, oder die gewöhnliche Form der Declination wurde der Kürze und Bequemlichkeit wegen vorgezogen.

Bei der grammatiſchen Etymologie kommt man am Ende auf einen Punkt, wo ſie nothwendig in die hiſtoriſche übergehen muß. Die Etymologen anderer Sprachen, welche in vielen Fällen einen veralteten Sprachgebrauch

wirklich nachweisen können, sind in einer günstigeren Lage als die Indischen, welche einen solchen Sprachgebrauch geschichtlich nicht kennen, und ihn niemals voraussetzen wollen.

Ich glaube dargethan zu haben, daß nicht nur der exegetische Theil des Wörterbuchs, sondern auch der etymologische noch Raum genug für Ergänzungen und Berichtigungen übrig läßt. Aber eine vermehrte und verbesserte Ausgabe wird nur nach langen Vorarbeiten unternommen werden können, und die vereinigten Kräfte mehrerer Gelehrten fodern, während Hrn. Wilson der Ruhm gesichert bleibt, allein den Grund gelegt zu haben, worauf immer fortgebauet werden muß.

IX.

Nachrichten.

Der 13te Band der Asiatischen Untersuchungen ist erschienen. Wiewohl unter dem Titel die Jahrszahl 1820 steht, so gelangte er doch erst im Herbste 1821 nach London, und durch die Güte eines geleheten Freundes in England ist mir seit kurzem ein Exemplar der Original-Ausgabe von Calcutta zu Handen gekommen. Dieser Band liefert reichhaltige Beiträge, besonders zur Natur- und Länder-Kunde, wovon uns manches in den folgenden Blättern dieser Zeitschrift beschäftigen wird. Vorläufig gebe ich die Inhalts-Anzeige.

ASIATICK RESEARCHES. Vol. XIII.

CONTENTS.

I. An Account of the Measurement of an Arc on the Meridian, extending from Latitude 15° 6′ 2 to Latitude 18° 3′ 45″, being a farther continuation of the former Arc, commencing Latitude 8° 9′ 33″. By Lieutenant Colonel *W. Lambton*.

II. On the existence of the Hindu Religion in the Island of Bali. By *D. Crawfurd*, Esq.

III. An Account of a Journey to the Sources of the Jumna and Bhâgirathi Rivers. By *J. B. Fraser*, Esq.

IV. Of the Murderers, called Phânsigârs. By Dr. *Sherwood*.

Observations regarding Badhiks and Thegs, extracted from an official Report. By *J. Shakespeare*, Esq. Superintendent of Police for the Western Provinces.

V. Memoir relative to a Survey in Kemaon, with some account of the principles upon which it has been conducted. By Captain *W. S. Webb.*

VI. Ceremonies observed at the Coronation of a Hindu Raja. By Mr. *Brown.*

VII. Analysis of the Snake-Stone. By *J. Davy.*

VIII. An account of venomous Sea-Snakes on the coast of Madras. By Dr. *Mackenzie.*

IX. The Ruins of Prambanan, in Java. By *J. Crawfurd*, Esq.

X. Description of some rare Indian Plants. By *N. Wallich.*

XI. An Account of a new species of Tapir, found in the Peninsula of Malacca. By Major *Farquhar.*

XII. An Account of a new species of a Camellia growing wild at Napal. By *N. Wallich.*

XIII. An Account of Bijapur in 1811. By Captain *Sydenham.*

XIV. On the Binomial Theorem; as known to the Arabians By *J. Tytler*, Esq.

List of the *Members* of the *Society.*

Appendix, containing

Rules of the *Society.*

Donations to the *Library.*

Donations to the *Museum.*

Von Calcutta aus haben wir eine fünfte Grammatik des Sanskrit nach einem neuen Plane von einem Englischen Geistlichen, Hrn. William Yates, zu erwarten, welche gegen Ende des Jahrs 1820 unter der Presse war. Laut der Ankündigung ist Abkürzung, Vereinfachung und Erleichterung der Hauptzweck des Verfassers. Er will die technischen Formeln der einheimischen Sprachlehrer ganz fahren lassen, und sich der Europäischen Methode, und insbesondere der üblichen Anordnung Griechischer Grammatiken möglichst annähern. Jenes war schon in einem bedeutenden Grade von Wilkins geschehen, aber der Verfasser hat sich seinen

eignen Weg gebahnt, und findet es nöthig, das Recht des Selbstdenkens gegen verjährte Auctoritäten in Schutz zu nehmen. Ich bin nicht gesonnen dieses Recht zu bestreiten: ich möchte es vielmehr auch auf die Theorie der classischen Sprachen ausdehnen. Was das Sanskrit betrifft, so bin ich selbst mit der Bemühung beschäftigt, dessen Theorie auf die leichteste Weise darzulegen; nur darf dieß niemals auf Kosten der Wissenschaftlichkeit geschehen. Wir haben freilich nicht den Zweck vor Augen, nach welchem die ausführlichen Arbeiten der einheimischen Grammatiker beurtheilt werden müssen, nämlich die Sprache richtig schreiben und sprechen zu lehren; aber die Europäischen Schüler sollen doch nicht bloß einigermaßen verstehen, sondern auch kritisch lesen lernen. Die Benennung: the *Sanscrit* language, mißdünkt mir, ich gestehe es. Der P. Paulinus hat vielfältigen der lingua Samserdamica gehandelt, welches ungefähr ist wie lingua Latinumica; dann hieß es vielen Engländern die Sungscreet Sprache: wie lange wird diese Schreibverwirrung dauern? Die von Colebrooke und Wilkins angenommene Uebertragung der Buchstaben ist die einzig brauchbare.

Hr. Wilson hat eine Reise nach Benares, dem alten Hauptsitze der Litteratur am Ganges, gemacht, mit dem bestimmten Zwecke, die dramatische Poesie der Indier in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Bisher kannten wir nur zwei Schauspiele durch Uebersetzungen aus dem Sanskrit: die allgemein bewunderte Sakontala, (eigentlich Sakuntalá) und Prabódha-Chandródaya. Der berühmte Sir James Makintosh, damals Oberrichter in Bombay, veranlaßte die Uebersetzung des letzteren durch Hrn. Taylor. Es ist ein allegorisches Schauspiel metaphysischen, theologischen, und sogar polemischen Inhalts, voll

von tiefen Gedanken und sinnreichen Wendungen, ungemein merkwürdig für die Geschichte der Sitten, der Meinungen und Secten, aber theatralisch unvollkommen; es konnte daher keine so günstige Aufnahme finden als die Sakuntala. Hr. Wilson arbeitet an einem Werke über die dramatische Literatur der Indier, welches Uebersetzungen verschiedener Schauspiele enthalten soll, unter andern des Mâlati-Mâdhava, woron bereits Hr. Colebrooke (As. Res. Vol. X, p. 450 sq.) eine kurze aber sehr anziehende Skizze, und eine Probe gegeben hat. Dieß ist dann wieder eine Liebesgeschichte, und zwar eine äußerst wunderbar verwickelte.

Die Aufmerksamkeit, welche die Engländer den schriftlichen Denkmalen Indiens zuwenden, hat, wie es scheint, den Wetteifer einheimischer Kenner der alten Sprache und Literatur rege gemacht. Ein junger Mann von Vermögen und edler Geburt, Radhakanta Deva, so meldet Herr Wilson in einer Anmerkung seiner Vorrede, hat mit Hülfe der ausgezeichnetsten Pandits ein neues alphabetisches Wörterbuch ausgearbeitet, welches in Bengali-Schrift unter dem Titel Sabda-Kalpa-druma zu Calcutta erscheinen soll. Es wird auf Kosten des Verfassers gedruckt; die ersten Bogen waren bereits fertig, als das Englische Wörterbuch sich seiner Vollendung näherte, jedoch wird der Druck noch geraume Zeit erfodern. Hr. Wilson rühmt die belehrenden Mittheilungen dieses gebildeten und uneigennützigen Freundes der Wissenschaft.

Die Rheinische Universität zu Bonn besitzt gegenwärtig, neben so vielen andern in weniger als vier Jahren herbeigeschafften wissenschaftlichen Hülfsmitteln, durch die Fürsorge des Königlichen Ministeriums, welches die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts leitet, einen vollständigen Vorrath von Drucklettern in Devanagari-Schrift. Dieß sind,

die unförmlichen und gänzlich verunglückten der Propaganda ausgenommen, welche ohnehin nur zu kleinen Proben hinreichten, die ersten, womit auf dem festen Lande von Europa gedruckt wird. Selbst in der Königlichen Druckerei in Paris, die sonst an Reichthümern polyglottischer Typographie es vielleicht allen ähnlichen Anstalten zuvorthut, mangelt bis jetzt dieses wichtige Stück, indem eine gleich anfangs etwas verfehlte Anlage unvollendet liegen geblieben ist. Ich habe mich nach besten Kräften bemüht, dem ehrenvollen Zutrauen zu entsprechen, womit mir der Auftrag der Besorgung zugetheilt wurde; aber ich verhehlte mir nicht das Schwierige und Verwickelte der Aufgabe. Denn es war nicht darum zu thun, das bisher geleistete ohne weiteres nachzuahmen, sondern wo möglich Verbesserungen dabei anzubringen. Ich habe mir keine der bisher ans Licht getretenen Druckschriften, weder die frühere der Missionare in Serampore noch die Druckerei in Calcutta, noch die von Wilkins zum Muster genommen; ohne doch der Uebereinstimmung in diesem oder jenem Stücke geflissentlich auszuweichen zu wollen. Ich habe mich vorzugsweise an die Handschriften gehalten, und versucht von dem ursprünglichen Charakter nicht mehr aufzuopfern, als was mit den Bedürfnissen der Europäischen Typographie unvereinbar schien. Eine hiebei nicht ganz zu übersehende Rücksicht ist die, daß der Druck doch einigermaßen zur Lesung der Manuscripte vorbereiten soll. Vornämlich habe ich mich bestrebt, bei einer nicht unbequemen Größe durch Deutlichkeit der Züge die Augen der Leser zu schonen.

Die Stempel sind nach meinen Zeichnungen und unter meinen Augen von dem bekannten Schriftstecher Vibert in Paris, der seit langen Jahren für die Druckerei des älteren Didot arbeitet, geschnitten, und die Lettern eben daselbst mit grosser Sorgfalt von dem Schriftgießer Lion

gegossen worden. Ich zweifle nicht, daß ich in Deutschland, und besonders in Berlin, eben so geschickte Künstler gefunden haben würde; aber ich hätte den Vortheil entbehrt, schöne Original-Handschriften beständig zu Rathe zu ziehen.

In den Asiatischen Druckereien hat man die sämtlichen oft so verschlungenen Ligaturen, mit den einfachen Zeichen über siebenhundert, als untheilbar behandelt. Wilkins hat zuerst durch sein Beispiel gezeigt, daß die lateralen Buchstaben-Gruppen sich durch Anfügung bilden lassen, was die Arbeit des Setzers durch Verminderung der Fächer erstaunlich erleichtert, wiewohl noch unauflösliche Verschlingungen genug übrig bleiben. Auch einige verticale Gruppen hat er aus zwei Stücken zusammengesetzt. Jene Methode habe ich ebenfalls befolgt. Was ich mir aber schmeichle, in der That als eine neue Erfindung betrachten zu dürfen, ist eine Vorrichtung, vermittelst deren die Vocal- und sonstigen Zeichen über und unter der Linie dergestalt eingefügt werden, daß jede Zeile nur aus Einer festgeschlossenen Reihe besteht, während bei allem bisher gedruckten drei Reihen dazu erfodert wurden.

Die typographische Wirkung ist nach den einzelnen diesen Blättern eingestreuten Wörtern nicht ganz zu beurtheilen, weil bei dem Gebrauch verschiedener Schriftarten, die nicht zu einander passen, der reine Abdruck leicht gefährdet wird. Nächstens werden dem Publicum Proben von zusammenhängenden Texten vorliegen.

An vielfältiger Ueberlegung und zögernder Wahl bei dem Entwurfe, an beharrlicher Aufmerksamkeit bei der Ausführung habe ich es nicht fehlen lassen. In wiefern das Werk mir gelungen, mögen die Kenner in Deutschland, in Paris, in London und in Calcutta nun prüfen, jedoch mit billiger Rücksicht auf die nicht geringen Schwierigkeiten.

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königl. Preußiſchen Rhein-Univerſität, Ritter des St. Wladimir- und des Waſa-Ordens, Mitglied der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Geſellſchaften.

Erſten Bandes Viertes Heft.

Bonn,

bei Eduard Weber.

1823.

X.

Neueſte Mittheilungen der Aſiatiſchen Geſellſchaft zu Calcutta.

Der 13te Band der Aſiatiſchen Unterſuchungen iſt reichhaltiger für die beobachtenden Naturwiſſenſchaften, als für Litteratur und Alterthumskunde. Wir ſind weit entfernt, uns hierüber zu beklagen.

Die Naturbeobachtung verſpricht unmittelbar anwendbare Ergebniſſe, und es iſt natürlich, daß die Gegenwart und Zukunft die Beſitzer des Landes mächtiger in Anſpruch nimmt, als die entfernt liegende Vergangenheit. Schließlich muß ja die erworbene genauere Kenntniß Indiens nach ſeiner phyſiſchen Eigenthümlichkeit und ſeinem gegenwärtigen Zuſtande von manchen Seiten der Erforſchung ſeiner Vorzeit zu Gute kommen.

Mit Uebergehung der wiſſenſchaftlichen Fächer, wovon ich nur als ein Fremdling reden könnte, begnüge ich mich damit, auf einiges aufmerkſam zu machen, das ſich mit dem Hauptgegenſtande dieſer Zeitſchrift in Beziehung ſetzen läßt.

Geographie.

Die alten Sänger, sonst so geneigt mit ihren Dichtungen in das riesenhafte auszuschweifen, hatten also doch nicht geprahlt, als sie den Himalaya den König der Berge nannten: er behauptet bei näherer Prüfung seinen Vorrang unter allen bisher bekannten Gebirgen.

Colebrooke hatte schon im 11ten Bande der Asiatischen Untersuchungen mit seiner gewöhnlichen kritischen Vorsicht die Meinung geäußert, daß die Gipfel der Himalaya-Kette denen der Cordilleras an Höhe wenigstens gleich kommen möchten. Im 12ten Bande gab er eine Anzahl von Höhenschätzungen, auf Barometer-Beobachtungen und trigonometrische Messungen gegründet, welche weit über den Chimborazo hinausgingen, und einen kühnen Eroberer von Berggipfeln, Alexander von Humboldt, zu einer lichtvollen Erörterung veranlaßten *).

Hauptmann Webb, durch seine zu den Quellen des Ganges unternommene Reise und andere verdienstliche Leistungen bekannt, zum Theil auch Urheber der eben erwähnten Messungen, hat bei einer mathematisch-geographischen Arbeit über die neu erworbene Provinz Kemaoon seine Beobachtungen fleißig fortgesetzt, und giebt (Vol. XIII, p. 366) die Höhen von nicht weniger als sieben und zwanzig Gipfeln, wovon bei weitem die meisten 20,000 Fuß übersteigen. Ihre Lage ist nach Längen- und Breitengraden genau bestimmt, aber leider sind die volksmäßigen Namen, deren die meisten ohne Zweifel haben, nicht angegeben. Der höchste

*) Sur l'élévation des montagnes de l'Inde. Par Alex. de Humboldt.

darunter hat 23,769 Fuß Erhebung über die Meeresfläche; erreicht also nicht ganz den weißen Berg, Dhavala-Giri, den Mont-Blanc der Indischen Alpen, welcher nach der mäßigsten Schätzung bei Colebrooke 26,862 Fuß hoch seyn soll. Aber dieser ist nicht unter der Zahl jener sieben und zwanzig begriffen, welche sämmtlich zwischen 30° 80′ und 28° 49′ Lat. 78° 51′ und 80° 54 Long. liegen, da hingegen die Lage des Dhavala-Giri, an dessen Fuße der Fluß Gandaki entspringt, auf 29° 30′ Lat. und 83° 45′ Long. angegeben wird. Die Berge, bei welchen die Flüsse Yamuna und Ganges zuerst sichtbar werden, fallen aber allerdings in die obige Reihe, und zwar in deren nördlichsten und westlichsten Theil, so daß nicht gerade die höchsten Bergspitzen bei den Quellen der größten Flüsse sich befinden, wie es ja auch in unsern Europäischen Alpen der Fall ist. Indessen, wie bekannt, gilt der Schluß von der Höhe der einzelnen Kuppen und Nadeln auf die Höhe der gesammten Masse, welche die Wasserscheidung bildet, nicht unbedingt.

Der Name Dhavala-Giri ist freilich von einer natürlichen Eigenschaft hergenommen, aber die meisten einheimischen Namen haben mythologische Bedeutung, und wir werden sogleich in der Reise des Hrn. Fraser an die Quellen des Yamuna und Bhagirathi einige merkwürdige Beispiele davon sehen.

Hr. Webb mußte damals mit seiner Gesellschaft wegen zufälliger Hindernisse an den Ufern des Bhagirathi oder eigentlichen Ganges, nicht weit von Neital, noch sechs- bis sieben Tagereisen (nach dem Maaße der Tagereisen durch so unwegsame Klüfte) von Gangavatari entfernt, Halt machen. Gangavatari zu erreichen, unternahm nur ein

unterrichteter Indier von seiner Begleitung, dessen Bericht zuerst im Auszuge, dann wörtlich nach seinem Tagebuche, jedoch ebenfalls summarisch abgefaßt, im 12ten Bande mitgetheilt wurde.

Hier erhalten wir nun die ausführliche Beschreibung eines Augenzeugen, von dem wahrhaft erhabenen Schauplatze, wo der vor allen andern heilig geachtete Fluß den Augen der Sterblichen sichtbar wird. An das entfernteste Ziel vielgepriesener und nach altem Glauben segensreicher Wallfahrten, wohin nur wenige Pilger, durch frommen oder abergläubischen Eifer gestärkt, vordringen, heißt wissenschaftliches Streben entschlossene Europäer durch nicht geringe Beschwerden und Gefahren sich einen Weg bahnen.

Bei dem Tagebuche des Hrn. Fraser sind zwar die Monatstage angegeben, die Jahreszahl ist vergessen: jedoch wissen wir anderswoher, daß die Reise im Sommer des Jahres 1815 unternommen ward. Hr. Fraser ist in der That der erste Europäer, der jemals Gangavatari erreicht hat. Seitdem hat Hauptmann Hodgson dasselbe Abenteuer bestanden, ja er ist noch beträchtlich weit über jenes Ziel hinausgekommen, so daß sich aus seinem kürzlich im Auszuge mitgetheilten Tagebuche *) der frühere Bericht in einigen Stücken ergänzen läßt.

Die Beschreibung ist nicht von einer Charte begleitet, wie die beiden von Webb und Moorcroft, auch finden sich dabei keine mathematischen Ortsbestimmungen; die botanischen und mineralogischen Angaben giebt der Verfasser selbst nicht für wissenschaftlich aus; aber die großen Naturgegenstände sind ungemein anschaulich geschildert. Der Weg-

*) Annals of Philosophy. London 1822 July and August.

geht von Seram, nicht weit von dem Fluße Satadru in dem kleinem Fürſtenthume Biſeher, an des Ufer des Yamuna, längs dieſem von dem Dorfe Kotha an aufwärts bis zu Yamunavatari; von da zurück nach dem Dorfe Curſali; dann über einen hohen Bergrücken, wo wegen der verdünnten Luft das Athmen ſehr beſchwerlich fiel, bei Sukhi an das Bett des Bhagirathi; hiernächſt den Fluß aufwärts bis zu dem letzten erreichbaren Punkte; von da wieder längs dem Flußbette hinab, bis unterhalb Barethi, wo dann das Tagebuch in ſchon bekanteren Gegenden bei Saharunpura abbricht.

Die Gebiete der beiden Flüſſe Yamuna und Ganges, welche erſt nach einem unermeßlich langen Laufe weit unten in der Ebene ihre gewaltigen Ströme mit einander vereinigen, ſind nahe bei ihrem Urſprunge nur durch einen ſchmalen Zwiſchenraum getrennt, der aber von einer ſüdwärts laufenden Verzweigung der großen Gebirgskette ganz ausgefüllt wird.

Wir heben unter vielen merkwürdigen Zügen nur wenige aus, welche auf religiöſen Glauben der Anwohner und mythologiſche Sage Bezug haben.

»Auf einem ſchroffen Pfade kamen wir zu dem Gipfel »des Ganzani-ci-Dhar (am Ufer des Yamuna) hinan, »deſſen hocherhobene obere Fläche hinauf- und hinunterwärts »eine weite und herrliche Ausſicht beherrſcht. Von hier »gewannen wir den erſten deutlichen Anblick des Vanara»Puchha, des Berges, an welchem der Yamuna ſeine Quelle »hat. Er ſtellte ſich mit zwei gewaltigen Spitzen dar, die »beide blendend weiß von Schnee und von ungemeiner Größe »und Höhe ſind.«

Dieß iſt alſo der wahre Name des Berggipfels, welcher in Colebrooke's Aufſatz Yamunavatari (nach der verderbten Ausſprache Jamautri oder Jamnotri) heißt, und 25,500 Fuß Höhe über der Meeresfläche hat. Der letzte Name (Herabkunft der Yamuna) kommt eigentlich der Stelle an ſeinem Fuße zu, wo der Fluß unter den Schneemaſſen hervorbricht.

»Wiewohl nur zwei Spitzen ſichtbar ſind, ſo wird doch »behauptet, daß ſein Gipfel in vier Spitzen auslaufe, in »die Vertiefung zwiſchen welchen die Ueberlieferung einen »See oder Teich von ganz beſonderer Heiligkeit hinſetzt. »Niemand hat ihn je geſehen, denn niemand hat je ver»ſucht, dieſe ungeheuern Gipfel zu erklimmen. Außer den »phyſiſchen Schwierigkeiten müßte man einer andern trotzen, »welche die abergläubiſchen und blindgehorſamen Indier noch »weit entſcheidender abmahnt. Die Göttin hat ausdrücklich »verboten, daß irgend ein Sterblicher ſich über den ihrer »Verehrung geweihten Fleck hinaus wagen ſolle. Einſt»mals, heißt es, verirrte ſich ein Büßer, welcher nach »Yamunavatari pilgerte; er fuhr fort den Berg hinan zu »ſteigen, bis er die Gränze des Schnees erreichte. Hier »vernahm er eine Stimme, welche fragte, was er begehre? »Auf ſeine Antwort löſte eine Schneelawine ſich von der »Seite des Berges ab, und rollte hinunter; dieſelbe Stimme »gebot ihm hinabzuſteigen, und dort anzubeten, wo die »Lawine liegen geblieben war. Man dürfe der Göttin »Yamuna nicht nahen, noch in die Heimlichkeiten ihres »einſamen Wohnſitzes eindringen; er möge das verkünden, »und bei Todesſtrafe nicht wieder zurückkehren. Ich glaube »in der That, das Verbot iſt überflüßig, um die Erſteigung

» irgend einer von diesen Schneekuppen zu verhüten. Die » außerordentliche Steilheit, die Schroffheit des Felsens, » wo er nackt ist, und die schlüpfrige Glätte des Schnees » sind hinreichende Hindernisse, ohne noch die große Höhe » und die zu ertragende Müdigkeit in Anschlag zu bringen.«

Der englische Reisende scheint unsre Alpen nicht durchwandert zu haben, bei welchen dieselben Schwierigkeiten vielleicht in nicht geringerem Grade eintreten, und deren höchster Gipfel dennoch, aber freilich durch die Beharrlichkeit eines Saussure nach vieljährigen Versuchen, erstiegen worden ist. Alexander von Humboldt hält es nach allgemeinen Gründen nicht für ganz unmöglich, die Schneegipfel des Himalaya bis auf einen gewissen Punkt zu erklimmen, aber er verheißt der Wissenschaft wenig Ertrag davon. *)

» Das Daseyn eines solchen Sees beruht daher einzig » auf der Ueberlieferung, oder vielleicht auf einer dunkeln

*) Comme sous la zone tempérée les neiges durcissent par l'effet du froid de l'hiver, tandis qu'elles restent molles dans les Andes de Quito, on pourra vraisemblablement traverser les neiges de l'Himâlaya, sans être forcé (comme nous l'avons été dans les Andes, M. Bonpland et moi) de suivre les arêtes étroites de rochers qui se présentent de loin, comme des stries noires, au milieu des neiges éternelles. Mais ces excursions pénibles, dont les recits excitent l'intérêt du public, n'offrent qu'un petit nombre de résultats utiles aux progrès des sciences, le voyageur se trouvant sur un sol couvert de glace, entouré d'une couche d'air dont le mêlange chimique est le même que celui des plaines, et dans une situation où des expériences ne peuvent se faire avec toute la précision requise.

»Legende in den Sastra's: denn es scheint, daß diese ganze »Gebirgsgegend mit ihren mannigfaltigen Klippen und »Schluchten häufig den Schauplatz zu mythologischen Ge»schichten herleihen muß, und einem Mährchen dieser Art »verdankt der Berg seinen Namen. Vanara-Puchha »heißt Affenschweif.*) Es wird erzählt, als Hanuman »durch eine Menge an seinen Schweif gebundener brenn»barer Stoffe die Hauptstadt der Insel Ceylon in Brand »gesteckt hatte, sey ihm bange geworden, die Flamme »möchte ihn selbst erreichen und verzehren. Er sey im »Begriff gewesen seinen Schweif in den Ocean zu tauchen, »dieser aber habe Einwendungen dagegen gemacht, weil »es für die zahlreichen Bewohner seiner Gewässer verderb»lich werden würde. Hanuman habe hierauf seinen Schweif »in jenen See getaucht, welcher seitdem den Namen be»halten. Die anwohnenden Landbesitzer versichern, alljähr»lich im Monat Phalguna komme ein einzelner Affe aus »der Ebene über Haridvara herauf, und erklimme den »höchsten Gipfel dieses Berges. Hier verbleibe er dann »zwölf Monate, bis er von einem andern abgelöst wird. »Aber er pflege in einem kläglichen Zustande zurückzukehren, »fast zum Gerippe geworden, kahl am ganzen Leibe, und »größtentheils auch geschunden.«

Ob im Ramayana die obige Geschichte vorkommt, kann ich nicht sagen; sie müßte im fünften Buche stehn. Fast bezweifle ich es, weil in den am Eingange des ersten Buches stehenden Inhalts-Angaben des Ganzen, zwar der

*) Der Verfasser schreibt nach der heutigen Aussprache Bender-Puchh. Es ist aber eigentlich: वानरपुच्छ vânarapuchha

Brand von Lanka verschiedentlich erwähnt wird, Hanuman aber sogleich darauf zum Ramas zurückzukehren scheint. *) Indessen da es ein eignes Sagengedicht vom Hanuman giebt, so könnte obiges Abenteuer darin ausgeführt seyn. Von Ceylon bis an die Himalaya ist freilich ein gewaltiger Sprung; es ist schon artig genug, daß Hanuman von der Spitze der Halbinsel gegenüber gleich mitten in Lanka hineinspringt: aber wenn die Einbildungskraft einmal ins Riesenhafte geht, so erkennt sie weiter keine Schranken. Hanuman ist ein fantastisches und zugleich gemüthliches, ja sogar anmuthiges Wesen, wie er denn auch mit trotziger Gebehrde in gespreizten Stellungen sehr charakteristisch abgebildet wird: ihm konnte das Kühnste gelingen. Daß es aber den natürlichen Affen sehr übel geräth, wenn sie sich verpflichtet halten ihrem großen Ahnherrn nachzuahmen, mag man leicht glauben: dieß ist das allgemeine Loos der Mittelmäßigkeit, die ohne Beruf das Genialische nachthun will.

Während der letzten Tagereise nach Gangavatari sah der Wanderer den Zusammenfluß des Jahnavi mit dem Bhagirathi.

»Der Strom, welcher den Namen Bhagirathi behält, »kommt von Osten, der Jahnavi, jenem an Stärke völlig »gleich, vereinigt sich mit ihm von Nordosten her. Beide »stürzen sich durch Klüfte, von deren Tiefe, Enge und »Wildheit es schwer fallen dürfte, eine Vorstellung zu »geben. Zwischen sie drängt sich eine gewaltige Klippe, »an Höhe denen gleich, welche sich an beiden Strömen

*) Ramay. Book 1, Sect. 1, Sl. 90. Sect. 3, Sl. 86.

» empor thürmen, wie ein Keil mitten hinein. Die senk-
» rechte Steilheit aller dieser Felsen, die eckigen Vorsprünge
» ihrer Wände, nebst dem Gehölz das an ihrem Fuße
» wächst, beschränkten die Aussicht, und verhinderten uns,
» das Ganze auf den ersten Blick zu überschauen: aber in
» allen drei Schluchten bildeten schwarze Felsen, in hohe
» Schneekuppen ausgehend, den Hintergrund, sobald die
» Wolken sich auf einen Augenblick zertheilten. Gerade am
» Fuße des Abhanges, wo wir hinabgestiegen waren, eben
» oberhalb des Gemündes der beiden Ströme, ist eine alte
» morsche Brücke aus Holz von einem Felsen zum andern
» beträchtlich hoch über dem Strom geworfen, und nicht
» eher als man diesen Punkt erreicht hat, begreift man
» vollständig die außerordentliche Beschaffenheit der Umge-
» bung und des Flußbettes insbesondre. Hier sieht man
» unter sich den Strom, in schmutzigen Schaum verwandelt,
» gewaltsam strudeln, und in seinem engen tief ausgehöhl-
» ten Canal aus festem Granit, woran seltsame Zacken
» hervorragen, mit mächtigem Getöse seine furchtbaren
» Wellen über alle Hemmungen hinstürzen. «

Der Name Jahnavi ist unsern Lesern aus der mythologischen Darstellung vom Ursprunge des Ganges als ein Beiname der Göttin nebst seiner Veranlassung bekannt *). Wir sehen aber, daß in der Wirklichkeit diese Benennungen: Bhagirathi, Jahnavi, unter verschiedene Gewässer vertheilt sind. Dasselbe gilt auch von einem dritten Strome, dem Alakananda, der stärker ist als beide, und sich viel weiter unterhalb mit dem Bhagirathi

*) Indische Bibl. Th. 1, S. 76.

vereinigt, worauf der hieraus erwachsene Fluß erst eigentlich Ganga zu heißen anfängt. Der Alakananda heißt auch, weil er bei Bhadrinatha am Fuß des Vischnus vorbeifließen soll, Vischnu-Ganga oder Vischnu-Padi, und das letzte ist ebenfalls ein Synonym für die vielnamige Göttin *).

Nur etwa eine halbe Stunde weit von Gangavatari wurde dem Reisenden Patagni gezeigt, der Ort, wo die fünf Söhne des Pandus, die Helden des Mahabharata, nach Vollbringung ihrer kriegerischen Thaten, als Einsiedler lebten, worauf sie einen der Schneegipfel des heiligen Berges, von welchem der Ganges herabströmt, bestiegen, um einer seligen Auflösung entgegen zu gehn. Dieser Schneegipfel heißt Svargarohini, vom Ersteigen des Himmels. So finden wir überall die wundervolle Dichtung Indiens mit einer erhabenen Natur verschwistert, die Erinnerungen der Vorzeit, durch tönende und bedeutsame Namen aufbewahrt, noch unerloschen; und das Bedürfniß der Einbildungskraft, sich jene großen Gestalten zu vergegenwärtigen, so rege, daß geographische Sprünge dabei nicht geachtet werden. Dieß letzte zwar gilt nicht vom Mahabharata, dessen Schauplatz im Norden Indiens liegt; aber die Wanderungen des Ramas sind nach der südlichen Halbinsel gerichtet, und dennoch hat das nördliche Gränzgebirge manche Anspielungen auf den Ramayana aufzuweisen **).

*) Amara-Kôsha, Book I, Chap. II, Sect. 3, Sl. 30.

*) Ein Beispiel hievon haben wir so eben gesehen; ein anderes findet sich in Moorcrofts Reisebericht. Der west-

»Der Platz, welcher den Namen Gangavatari »führt, wird durch die Unebenheit des Bodens, und die »Massen herabgestürzter Felsen dem Anblick entzogen, so »daß man ihn erst gewahr wird, wenn man dicht daran »ist. Die Felsen, welche die Ufer des Flusses bilden, tre»ten hier ein wenig zurück, und gestatten ohne irgend von »ihrer wilden Großheit zu verlieren, etwas mehr Tages»licht, und eine weniger beschränkte Aussicht.« Hier an dem etwas erweiterten Flußbette steht ein kleiner erst jüngst errichteter Tempel oder Schrein der Göttin, nebst einigen hölzernen Hütten zum Obdach für die Pilger, Dharma-Sâla. d. h. fromme Herbergen, genannt. »Die Lage »und Umgebung dieses geweiheten Platzes entspricht der »geheimnißvollen Heiligkeit, die ihm zugeschrieben wird, »und der Ehrfurcht, womit ihn die Einheimischen betrach»ten. Hier ist nicht die düstre Beklommenheit von Bairam»gathi. Die kahlen und spitzigen Klippen, welche sich zum »Himmel erheben, stehen an Schroffheit und Höhe denen »nicht nach, welche wir zuvor gesehen hatten: ihre Trüm»mern liegen in wilden chaotischen Massen zu ihren Füßen; »sparsames Gehölz unterbricht ihre Nacktheit, und selbst das »dunkle Epheu wurzelt seltener in den durch die Länge der »Zeit tief eingerissenen Spalten. So ist die Aussicht nach »allen Seiten geschlossen, außer gerade gegenüber nach »Osten, wo sich hinter einer Masse von kahlen Felsenspitzen »vier gewaltige Schneegipfel erheben.«

wärts vom Manasarovara in Tibet liegende See, wor»aus der Satadru seinen Ausfluß hat, heißt Râvana-Hrada, der See des Ravanas. Wie kommt der vom Ramas bekämpfte, in Ceylon herrschende Riese hieher?

Man ſieht, Gangavatari kann nicht die Quelle des Ganges genannt werden; zu dieſer verſuchte der Verfaſſer der Beſchreibung, jedoch vergeblich, weiter vorzudringen. Er erklärt es nicht für ganz unmöglich, die eigentliche Quelle zu erreichen, aber für ſehr ſchwierig, unter andern auch deswegen, weil man den Beiſtand der Einwohner entbehren müßte, die eine heilige Scheu von dem Unternehmen zurückhält.

Schon vor einer Anzahl Jahren berichtigte Colebrooke zuerſt im 11ten Bande der Aſiatiſchen Unterſuchungen, einen großen geographiſchen Irrthum, und ſprach dem Ganges ſeinen ſeit Danville auf allen Charten verzeichneten langen Lauf von Oſten nach Weſten auf der Bergfläche von Tibet ab, worauf man ihn erſt nach einem weiten Umſchweif und Durchbruch durch einen Paß der Himalaya bis Gangavatari gelangen ließ. Dieſe irrige Annahme der Europäiſchen Geographen gründete ſich auf den Bericht zweier Lama's, welche der Kaiſer von China Kang-Hi nach Tibet geſendet hatte. Die Reiſe des Hrn. Webb wurde zum Theil unternommen, um die Sache zur Gewißheit zu bringen: ſie erreichte aber, wie ich oben bemerkte, in dieſer Hinſicht ihren Zweck nicht ganz. Hr. Moorcroft war durch einen etwas oſtwärts gelegenen Paß nach Tibet gelangt, er ſah dort jenſeits der höchſten Gebirgskette den bisher bloß fabelhaft berühmten See Manaſarovara, aus welchem der Sage nach der Ganges ſeinen Urſprung haben ſollte, verſicherte ſich aber, daß dieſer See ohne irgend einen Ausfluß ſey. Den Satadru hingegen ſah er wirklich aus dem daneben liegenden See Ravana-Hrada nach Weſten fließen. Hiedurch

wurde der Bericht jener Lama's erklärt, und gewiſſermaßen entſchuldigt. Sie hatten von dieſem aus einem See entſprungenen Fluſſe gehört, und in dem Glauben geſtanden, es könne kein anderer als der Ganges ſeyn.

Zu dieſer negativen Beſtätigung deſſen, was Colebrooke nach allgemeinen Gründen behauptet hatte, kommt nun die poſitive hinzu. Hr. Fraſer iſt entſchieden der Meinung, daß der Ganges ſeine Quelle am Fuß einer großen Schneemaſſe habe, welche in einer durch die von Gangavatari aus erblickten Berggipfel gebildeten halbzirkelförmigen Höhlung hoch aufgethürmt liegt. Der Bericht eines alten Pilgers, des einzigen Menſchen, den man damals über Gangavatari zu befragen wußte *), worauf ſich, in Ermangelung eines andern Zeugniſſes, noch Colebrooke berief, erleidet zwar einige Berichtigung Er hatte geſagt, der Fluß ſey dort ſo klein, daß man hinüber ſpringen könne. Hievon kann freilich nach der vorliegenden Beſchreibung nicht die Rede ſeyn. Indeſſen iſt es ſehr begreiflich, daß die an dem Himalaya-Gebirge entſprungenen Flüſſe nach einem kurzen Laufe ſchon mächtig anwachſen, weil die Sonne zum Schmelzen des Schnees dort weit mächtiger wirkt, als unter der Breite unſerer Alpen.

Hr. Hodgſon endlich, deſſen Reiſe nicht eine bloße Privatunternehmung war, den als Ingenieur die Regierung beauftragt und mit Hülfsmitteln ausgerüſtet hatte, iſt mit preiswürdiger Beharrlichkeit und Entſchloſſenheit längs dem Bett des ſchon theilweiſe unter einer Schneedecke verborgenen Fluſſes noch 11 Engliſche Meilen weiter vor-

*) As. Rss. Vol. V. An Account of two Fakeers, p. 45.

gedrungen. Hier sah er ihn unter einem vorn senkrecht abgeschnittenen, 300 Fuß hohen Schneelager halb so klein wie bei Gangavatari hervorströmen. Ueber dem Ausfluß hatte sich durch das wechselnde Aufthauen und Gefrieren eine niedrige Wölbung gebildet, woran große Eiszapfen herabhingen. Der bei Gangavatari angestellte Brahmane, welcher denn doch gewagt hatte den englischen Wanderer zu begleiten, meinte, diese Eiszapfen könnten nichts anders seyn als die Haare des Siwas, aus welchen nach der Sage die Ganga so viel Mühe gehabt sich loszuwinden. Hr. Hodgson aber glaubte, wie mich dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit, in diesem Platze das viel besprochene jedoch von Niemanden gesehene, ja zuweilen (selbst von dem Brahmanen, den Hr. Fraser zu Gangavatari befragte) ganz abgeläugnete Gomukha, das Kuhmaul, zu erkennen, welches man sich bisher immer wie einen Wasserstürz zwischen Felsen gedacht hatte. Er nimmt nämlich an, die Ueberlieferung rühre von Wanderern her, welche vor Alters wirklich so weit gekommen. Dieses muß nun ohne Bedenken für die Quelle des Ganges anerkannt werden, da kaum glaublich ist, daß das unter dem ungeheuern Schneelager hinfließende Wasser irgendwo früher zu Tage komme. Läßt sich doch auch von den meisten Strömen in unsern Alpen keine andre Quelle nachweisen, als ihr Ausfluß unter einem Gletscher, und auch dort bilden sich solche Eisgrotten wie die hier beschriebene: namentlich am Fuße des Montanvert, und an dem großen Gletscher in Grindelwald.

Hr. Hodgson versuchte endlich noch das Aeußerste, um das abhängige Schneelager zu ersteigen, und zu erforschen,

was jenseits wäre. Aber nach einer kühnen Wanderung von einigen Stunden, als er die Länge des vor ihm aufsteigenden Gletschers (so darf man ihn wohl nennen, denn die Decke von frischgefallenem Schnee wurde doch vermuthlich von wahrem Eise getragen) noch auf fünf englische Meilen schätzte, sah er sich genöthigt, mit seinem kleinen aber entschloßnen Gefolge schleunig den Rückzug anzutreten, weil durch die gewaltige Wirkung der Mittagssonne auf den Schnee der Zustand mit jedem Augenblicke lebensgefährlicher ward.

Wenn demnach die Frage über den Ursprung des Bhagirathi durchaus dahin entschieden ist, daß er im Schooß der Himalaya selbst, nord- und südwärts mit Schneegipfeln umgeben, und nicht jenseits der großen Kette seine Quelle hat, so ist es doch mit dem Jahnavi einigermaßen anders bewandt; und dieser Fluß hat, wie wir gesehen, die heilige Ueberlieferung bei Seite gesetzt, wenigstens eben so viel Anspruch darauf als der Bhagirathi, für den Hauptstrom des Ganges zu gelten. Nach der Aussage des oben erwähnten Brahmanen, gelangt man nach vier Tagereisen längs dem Laufe des Jahnavi hinaufwärts zu einem Passe, und dem Gränzdorfe von Tibet, Neitang, dessen Einwohner man Dvibâshya's (*bilingues*) nennt, weil sie beide Sprachen reden. Dort sey der Strom nur ein weniges geringer. Dieser Arm des Ganges entspringt also wirklich in Tibet, und bricht durch eine Senkung der großen Kette hindurch: aber keineswegs den bisherigen Angaben gemäß, sondern vermuthlich hat er seine Quelle nicht weit vom Bhagirathi, nur am nördlichen

Fuße der Schneegipfel. Dieß zu erforschen, behielt Hr. Hodgson einer künftigen Reise vor.

Jetzt also, da Hr. Hodgson die Lage von Gangavatari mathematisch bestimmt, auch die Entfernung des Gletschers nebst der Richtung von dort aus genau angegeben hat, wird sich die Quelle des Ganges auf unsern künftigen Landcharten mit vollkommener Zuverläßigkeit verzeichnen lassen. Die fünf Gipfel, für die Hr. Hodgson von vier Schutzpatronen des brittischen Reichs und dem Lord Moira Namen entlehnt, sind doch wohl dieselben, welche Hr. Fraser Rudra-Himala, Brahmapuri, Vishnupuri, Udgari-Kantha und Soargarohini, oder auch insgesamt Pancha-Parvata, das Fünfgebirge, nennt? Den Seefahrern wird das Recht zugestanden, noch unbesuchte Küsten und Inseln nach Willkühr zu benennen; aber in Indien dürften sich die einheimischen Namen schwerlich aus ihrem alten Bürgerrecht verdrängen lassen; und aus dem Versuch, neue einzuführen, kann nur Verwirrung entstehen.

Beide Reisende schildern die mahlerische Wirkung erhabener Naturscenen nachdrücklich, aber ohne Vergleichung mit uns bekannten Gegenständen. Wenn sie zuvor die Savoyischen, Schweizerischen und Tiroler Alpen durchwandert hatten, so erwähnen sie es wenigstens nicht, und lassen uns im Zweifel, wie sie das Verhältniß jener zu den Himalaya gestellt haben würden. Die Englischen Landschaften sind flach und farblos: wer von da in die unermeßlichen Ebenen Bengalens versetzt, keinen andern Maaßstab der Vergleichung mitbringt, muß beim nahen Anblick des höchsten Gebirges der Erde von Erstaunen wie überwältigt werden.

Die Alpen sind freilich zu Hügeln geworden: aber über ein gewisses Maaß hinaus erhöht die Größe der Massen den sinnlichen Eindruck nicht mehr. Ich glaube daher allerdings, bis mir ein doppelt erfahrner Augenzeuge widerspricht, daß die Majestät der Alpenkette, aus der Ferne von der Höhe des Jura oder Rigi überschaut, die Wildheit der Thäler, Schluchten und Pässe, das Toben der Bergströme und der dumpfe Donner der Schnee- und Felsenlawinen, das Grausen der erstorbenen Natur in den obern Regionen, der schwindelnde Thurmbau der nackten Granitspitzen und Nadeln, das Riesenhafte der Gletscher und Schneekuppen, uns einigermaßen ein Bild von dem geben können, was die beiden Reisenden in den Himalaya bewunderten. Namentlich hat die Beschreibung vom Zusammenfluß des Jahnavi und Bhagirathi mich an das tiefe Felsenbett und die unaufhörlichen Kataraften der Aar auf dem Grimsel erinnert, wo ich einst, als die Sonne gerade in die Kluft hineinschien, tief unter meinen Füßen einen in den zerstäubten Wogen auf- und abwallenden Regenbogen bewunderte.

In Einem Stücke müssen die Indischen Gebirge entschieden den Sieg davon tragen: in der Fülle und Mannigfaltigkeit des Baum- und Pflanzenwuchses so nahe an der Gränze des ewigen Schnees. Es überrascht schon rührend, nur bescheidene Wiesenblümchen neben dem Eise hervorsprießen zu sehn: wie vielmehr denn Stauden und Blumen von wunderbarer Pracht und Schönheit! Eine solche fand Hr. Fraser auf dem hohen Bergrücken zwischen dem Jamuna und Bhagirathi; die Einwohner nannten sie den göttlichen Lotus (Brahma-Kamala) wiewohl es nach der Beschreibung kein wahrer Lotus gewesen seyn kann. Sie übertrugen, wie es scheint,

in Ermangelung der geheiligten Blume, den Namen auf das edelſte Erzeugniß ihrer Pflanzenwelt.

Auch in den Alpen giebt es genug halsbrechende Pfade, drohende Lawinen, und grauſe Abgründe, ſobald man ſich von der alltäglichen Bahn entfernt, wo alles ſorgfältig erleichtert und geebnet iſt. Aber die engliſchen Wanderer in den Himalaya-Thälern und Päſſen haben weit größere Schwierigkeiten und Gefahren zu beſtehen gehabt, eben weil ſie die erſten waren. Dazu kam die Verödung des Landes, verurſacht durch die Tyrannei der Napaliſchen Beherrſcher aus der Dynaſtie von Gorkha, mit deren Vernichtung nach einer kurzen Dauer die Wirkungen noch nicht zugleich aufgehoben ſind. Gänzlicher Mangel an allen Lebensbequemlichkeiten, wenige armſelige Hütten, in dieſen nur Schmutz und Ungeziefer: ſolches menſchliche Elend macht einen ſeltſamen Gegenſatz mit den Seligkeiten des Götterlebens, welche die Indiſche Dichtung auf eben dieſen Schauplatz verlegt. Jene Reiſenden haben doch die Berge Meru und Kailaſa (freilich allgemeine Namen, die dieſem oder jenem Theil der Schneegebirge mit einer gewiſſen Willkühr zugeſchrieben werden) gleichſam von Angeſicht geſchaut. Dort alſo, wo unter der nie aufgehobenen Winterhülle alles Leben erſtirbt, wo in der verdünnten Luft eine irdiſche Bruſt kaum noch zu athmen vermag, liegen die Wunderpaläſte und Zaubergärten von Alaka, wie der verbannte Genius im Meghaduta ſie ſchildert: wo die ambroſiaduftenden Gebüſche von den Geſängen des Kokilas und den Seufzern zärtlichen Entzückens widerhallen; wo jeden Morgen welke Kränze und zerſtreute Perlen auf dem Raſen die buhleriſchen Geheimniſſe der Nacht verrathen! Ueberall hat der Menſch verſucht, eine

Leiter von der Erde zum Himmel zu bauen, indem er den Göttern auf Berggipfeln ihre Wohnung anwies: in Indien war diese Leiter majestätischer, höher, unerklimmbarer als irgendwo sonst: darum hatte die Einbildung freieres Spiel.

Botanik.

Die zahlreichen Beschreibungen neuentdeckter Pflanzen rühren sämtlich von dem Oberaufseher des botanischen Gartens bei Calcutta, Hrn. Dr. Wallich her. Dieser deutsche Gelehrte hat sich auch außer seinem Fache um das Studium der Asiatischen Litteratur verdient gemacht, indem er vor einigen Jahren von der Direction des Collegiums im Fort William und von der Mission in Serampore eine ansehnliche Schenkung von den in Indien gedruckten Büchern, wie auch von einigen Handschriften an die Universität zu Kopenhagen auswirkte, worüber der würdige Professor Nyerup dem Publikum einen gelehrten Bericht erstattet hat. *)

Die meisten der beschriebenen Pflanzen sind in Nepal zu Hause, dessen am Fuße der Schneegebirge hingestreckte Thäler der Pflanzenkunde so große Erweiterungen liefern. »Das Königreich Nepal,« sagt ein englischer Kenner, **)

*) Catalogus librorum Sanskritanorum, quos Bibliotheca universitatis Havniensis vel dedit vel paravit *Nathanael Wallich*, M. D. etc. Scripsit *Erasmus Nyerup*, Bibliothecar. Univ. Hafniae 1821.

**) Memoirs of the *Wernerian* natural history *society*. Edinb. 1821. Vol. III, p. 407.

»welches erſt ſeit kurzem angefangen hat die Aufmerkſamkeit »auf ſich zu ziehen, verſpricht nicht nur dem Geographen, »ſondern auch dem Geologen und dem Botaniker anziehende »und wichtige Aufſchlüſſe. Die große Ausdehnung ſeiner »Oberfläche, der Umfang ſeiner Thäler und die Höhe ſeiner »Gebirge ſchaffen ihm eine mannigfaltigere und vermiſchtere »Flora, als vielleicht irgend ein Land der Welt aufzuweiſen »hat. Seine Ebenen, welche ſich in die von Hinduſtan ver»laufen, bieten die reiche Flora Indiens dar. In ſeinen »geräumigen Thälern finden ſich die eigenthümlichen Formen »der Flora von Nord-America, Japan und China, und »an den Abhängen ſeiner hohen Gebirge kommen Geſtal»tungen zum Vorſchein, die mit der Flora der nördlichen »Tartarei, Siberiens und Europa's übereinſtimmen. Aber »ungeachtet der auffallenden Aehnlichkeit der Napaliſchen »Pflanzen mit denen der oben erwähnten Länder, findet »man dennoch bei näherer Unterſuchung, daß ſie beſtimmt »verſchiedenen Arten angehören. Das reichhaltige Her»barium des berühmten Profeſſors Pallas, in allen »Theilen des Ruſſiſchen Reiches geſammelt, jetzt im Beſitz »des Hrn. Lambert, verſchaffte mir Gelegenheit, die man»cherlei Pflanzen dieſer Länder mit einander zu vergleichen. »Ohne eine ſolche Hülfe würde es ſonſt unmöglich ſeyn, »ſichere Gränzen zwiſchen den verwandten Arten zu ziehn. »Das botaniſche Publicum verdankt die Bekanntſchaft mit »den vegetabiliſchen Erzeugniſſen von Napal einzig Hrn. »Francis Hamilton (vormals Buchanan) und neuer»dings den Bemühungen des vortrefflichen Aufſehers des »botaniſchen Gartens zu Calcutta, Dr. Nathaniel »Wallich, welcher auf Koſten der Oſtindiſchen Compagnie

»einige geſchickte Sammler ausgeſendet hat, um die vegeta»biliſchen Schätze jenes Landes zu erforſchen.«

Ich kann bei dieſer Gelegenheit nicht umhin den Wunſch zu äußern, es möchte ſich ein Kenner des Sanskrit mit einem Botaniker verbinden, (der Secretär der Aſiatiſchen Geſellſchaft vereinigt ja beides in ſeiner Perſon) um uns Europäern eine Indiſche Dichter-Botanik zu geben. Da die Dichter dieſes Landes ſich ſo ſehr in Erwähnungen der Pflanzenwelt gefallen, ſo mannigfaltig darauf anſpielen, ſo würde es den Genuß ungemein erhöhen, ein anſchauliches Bild von den Blumen, Stauden und Bäumen zu haben, die von ihnen geprieſen werden. Wiſſenſchaftliche Werke helfen dieſem Bedürfniß nicht ab, weil man ſich darin begnügt, die phyſiologiſch bedeutenden Theile der Pflanzen abzubilden, während wir ſie vollſtändig, nach den verſchiedenen Stufen ihrer Entfaltung, und in der ganzen Pracht und Herrlichkeit ihres freien Wuchſes, der auch in keinem Treibhauſe zu erreichen ſteht, ja mit ihrer natürlichen Umgebung vor Augen ſehen möchten. Die Kupferblätter zu den vorliegenden Pflanzenbeſchreibungen, von einheimiſchen Künſtlern gezeichnet und geſtochen, beweiſen ihren Fleiß und ihren Sinn für das Charakteriſtiſche. Das Coloriren der Blätter, bei einem ſolchen Werke ein unerlaßliches Erforderniß, könnte man ihnen vollends mit dem größten Zutrauen überlaſſen, da lebhafte und treue Färbung, bei manchen andern Mängeln eine allgemeine Tugend der fein ausgeführten Indiſchen Bilder iſt. Nur wo eine landſchaftliche Wirkung bezweckt würde, hätte etwa eine europäiſche Künſtlerhand nachzuhelfen. Die Geſchlechter des Lotus, dem Indier wie dem Aegyptier ein heiliges Sinnbild der aus dem Schooß der Gewäſſer

entfalteten Lebensfülle, möchten die Reihe eröffnen; die blühende Staude Aſoka, ſo genannt, weil ihr Anblick jeden Kummer verſcheucht; der duftende Champaka, der mächtige Mango, die mancherlei Palmen, die Waldungen im Ganzen mit ihrem üppigen Rankengewebe, würden uns unter jenen Himmelsſtrich verſetzen, uns gleichſam die balſamiſche Luft athmen laſſen, welche den Dichter berauſchte; Kränze und Blumenketten, der Lieblingsſchmuck der Götter und der Menſchen, dürften endlich auch nicht fehlen.

Zoologie.

Mein Freund und Amtsgenoſſe Hr. d'Alton hat die Güte gehabt, mir über den Aſiatiſchen Tapir folgende Bemerkungen mitzutheilen. Niemand hat mehr Beruf, über einen ſolchen Gegenſtand das Wort zu führen, als der Verfaſſer des meiſterhaften Werkes über die ſowohl antediluvianiſchen als noch lebenden Gattungen der Pachydermen.

Der Aſiatiſche Tapir.

Verehrteſter Freund!

Daß der Tapir, den man bisher immer allein America angehörig glaubte, wo er das größte Landthier iſt, und die Stelle des Elephanten der alten Welt vertritt, neuerlich auch in Aſien entdeckt wurde, iſt in geologiſcher wie in zoologiſcher Hinſicht von höchſter Bedeutung. Es ſey nun, daß aus dieſer abermals beſtätigten Gemeinſchaft der Thiere der alten und neuen Welt, in Folge eines gemeinſamen Urſprungs aus Einer Zone, vermöge ihrer Verbreitung auf einen früheren Zuſammenhang beider

Continente, oder umgekehrt aus dieſer Trennung der Welttheile auf einen gleichzeitigen verſchiedenen Urſprung der Thiere geſchloſſen werden kann: ſo ergiebt ſich doch daraus die Folgerung, daß die Natur unter gleichen äußeren Verhältniſſen ſtets die nämlichen Formen hervorzubringen, und einen beſtimmten Kreis der Bildungen zu beſchreiben genöthigt ſey, was wir im allgemeinſten als das Geſetz einer unendlichen Harmonie bezeichnen.

Nach meiner Anſicht einer innern Verwandtſchaft aller Thiere, in Folge einer gleichzeitigen urſprünglichen Verſchiedenheit und einer fortſchreitenden Umbildung, weßhalb auch ihre Abſtammung, ihrer ſpecifiſchen Verſchiedenheit ungeachtet, in ununterbrochener Reihe gedacht werden muß, iſt dieſe Entdeckung des Tapirs in Aſien, welchen Major Farquhar zuerſt auf der Malayiſchen Halbinſel, und Hr. Siddons ſpäter auch auf Sumatra antraf, noch von beſonderer Wichtigkeit, indem dieſes Thier, wie auch ſchon erkannt wurde, in ſeiner Verſchiedenheit ein Mittelglied zwiſchen dem in Amerika lebenden, und dem in Europa ſich foſſil vorfindenden Tapir bildet, was ſowohl der Anſicht einer fortſchreitenden Metamorphoſe, als der Ueberzeugung entſpricht, daß wir keineswegs ſchon alle auf unſerer Erde lebenden großen Thiere kennen. Als Beweis des letzteren könnte auch die Auffindung eines bisher noch unbekannten Rhinoceros auf Sumatra und eines andern im Innern von Africa gelten, anderer minder wichtiger Thiere hier gar nicht zu gedenken. Auch wird ſo unſere Hoffnung aufs neue belebt, daß ſich künftig noch mehre Mittelglieder einer ſo befremdlich ſcheinenden Abſtammung der lebenden Geſchlechter von den untergegangenen werden auffinden laſſen.

Von besonderer Wichtigkeit scheint eine Bemerkung, die sich uns hier aufdrängt, wenn wir die verschiedenen Länder und Zustände mit einander vergleichen, in welchen der Tapir gegenwärtig noch lebt, und wo fossile Reste desselben ausgegraben werden. Nicht selten trifft man Knochen des Tapirs am alten Seestrande und an den Ufern großer, sich ins Meer ergießender Flüsse, in Frankreich, Deutschland und Italien an.

Die Abbildungen des Tapirs in Chinesischen und Japanischen Kupferstichen, welche Hr. Abel Remusat seinem Amtsgenossen Cuvier nachwies, und welche dieser für ganz unzweideutig erklärt, (Recherches sur les ossemens fossiles T. II. P. 1. p. 144) beweisen, daß das Thier den Chinesen, und vermuthlich durch deren Vermittlung den Japanern, längst bekannt war; sey es nun, daß jene es in der jenseitigen Halbinsel Indiens und auf den Inseln des Indischen Archipelagus kennen gelernt, oder daß der Tapir in den südlichsten Landschaften des eigentlichen China noch vorkommt. Allein das Nichtvorhandenseyn dieser Thiere in den angränzenden, den Europäern mehr bekannten Ländern Indiens, wo ihrer Ausbreitung und Vermehrung keine besonderen Hindernisse entgegen stehen würden, (um so mehr da der Tapir, wie der Hippopotamus, nur sumpfige Gegenden bewohnt, und sich wie jener lange unter Wasser aufzuhalten vermag, indem ihm dieß den meisten Schutz gegen reißende Thiere gewähren kann,) als auch daß, wie Sie, mein Freund, bemerken, sich im Indischen kein Name für dieses Thier findet, scheint eben so wie seine Seltenheit auf Malacca und Sumatra auf ein allmähliges Aussterben des-

selben in Asien hinzudeuten *), und uns zu dem Schlusse zu berechtigen, daß der Tapir früher auch da gelebt haben könne, wo sich seine Knochen jetzt nur noch im fossilen Zustande finden. Dazu kommt noch, daß Hr. Sibbons ausdrücklich sagt, einer der ältesten Männer auf Sumatra habe versichert, daß ihm nur einmal, und zwar in seiner Kindheit ein Thier der Art zu Gesichte gekommen sey, und er außerdem nie von einem solchen gehört habe. Ferner zeigt ein Skelett, welches Hr. Dr. Reinwardt aus Sumatra gesandt, und ich im Königlichen Museum zu Leyden zu vergleichen Gelegenheit hatte, alle Merkmale eines krankhaften Zustandes, welche sich doch sonst nur nach langer Gefangenschaft an Thieren finden, die aus südlichen Zonen in nördliche versetzt sind. Selbst auf der Malayischen Halbinsel ist dem Major Farquhar die Bemerkung nicht entgangen, daß dieses Thier, ungeachtet seiner dicken Haut, sogar im Indischen Clima für fallende Temperatur sehr empfindlich sey. Hier darf ich es nicht unterlassen, eine andre Bemerkung des trefflichen Mannes, dem wir zuerst die Entdeckung und Bekanntmachung dieses merkwürdigen Thieres verdanken, zu erwähnen, die, wenn sie vollkommen gegründet wäre, mich allein schon bewegen würde, meine Ansicht einer allmähligen Umwandlung der Thiere in Folge

*) Hr. Abel Remusat sagt im Journal des Savans, 1820. p. 217. Les Chinois, qui connoissent le tapir depuis long-temps et qui le décrivent sous le nom de *me*, disent qu'on en trouvoit autrefois dans le Yun-nan. Diese Landschaft liegt nordwärts von Tonquin, zwischen 23° — 27° Lat. Ein Zeugniß, wodurch jene Vermuthung auffallend bestätigt wird!

Anm. d. Hg.

veränderter äußerer Verhältnisse, aufzugeben. Farquhar sandte nämlich der Asiatischen Gesellschaft eine zweite Zeichnung von einem jungen Tapir von Malacca, den er lebend in seinem Hause hatte. An diesem Thiere nun glaubte er die Bemerkung gemacht zu haben, daß es nicht wie jenes aus Sumatra nach Calcutta lebendig gesandte, das sich in der Menagerie zu Barakpore befindet, eine große Liebe zum Wasser, sondern vielmehr eine Abneigung dagegen gezeigt habe, und daß diese Thiere überhaupt mehr hochgelegene Gründe lieben; wogegen das Sumatrensische zu Barakpore den größten Theil des Tages im Pfuhl und Sumpf versenkt zubringt. Eine solche Verschiedenheit der Neigungen und Lebensweise bei Thieren gleicher Organisation, ist jeder physiologischen Bedeutung der Organe widersprechend, und es scheint daher, wenn diese Beobachtung auch an sich richtig wäre, der Grund der Abneigung dieses jungen Thieres gegen das Wasser ein ganz anderer, vielleicht eine krankhafte Stimmung gewesen zu seyn, was um so wahrscheinlicher ist, da Farquhar gerade an demselben Individuum jene große Empfindlichkeit für Kälte bemerkt hat; anderer localer Ursachen hier nicht weiter zu gedenken. Jedenfalls müßte eine so wichtige Beobachtung öfters wiederhohlt und allgemein bestätigt werden.

Könnte man auf eine so unvollkommne Zeichnung, wie die den Asiatischen Untersuchungen beigefügte Abbildung des Tapirs ist, welche dem Styl nach von einem Japaner verfertigt zu seyn scheint, eine Vergleichung gründen, so wäre der Unterschied zwischen dem Schädel des Tapirs aus der Halbinsel von Malacca, der hier vorliegt, und jenes aus Sumatra, der in den Recherches sur les ossemens fos-

siens, Tome II, Part. 1, Pl. V. vortrefflich abgebildet ist, wenigstens eben so groß, als der zwischen dem Americanischen und Sumatrensischen. So mangelhaft und ohne alles Verständniß von Licht und Schatten jene Zeichnung auch ist, so ist doch nicht wohl denkbar, daß dieselbe ganz ohne geometrische Ausmessungen der Grundverhältnisse aufgefaßet worden sey; und daher möchte auch wohl auf eine Verschiedenheit jener beiden Schädel mit Recht zu schließen seyn. Daß aber diese Verschiedenheit von Hrn. Diard (Asiatic researches) noch nicht bemerkt wurde, ließe sich dadurch erklären, daß derselbe den aus Malacca stammenden Schädel, den die Asiatische Gesellschaft besitzt, nicht mit dem des Sumatrensischen Tapirs verglich, indem das Thier aus Sumatra noch lebte, als jener Gelehrte in Calcutta war; so wie Hr. Cuvier bei seiner Vergleichung des Americanischen Tapirs mit dem aus Asien, der ich nichts beizufügen wüßte, nur den Tapir von Sumatra vor Augen hatte. Das Resultat meiner Bemerkungen über diese wichtige Entdekung wäre demnach eine Bestätigung der Meinung, daß alle Thiere, die sich in ihrer Neigung und Lebensweise gleichen, die stets von der Außenwelt bestimmt und bedungen sind, auch in ihrer Organisation und Bildung übereinkommen; daß, wo die äußeren Verhältnisse nicht die nämlichen sind, sich auch die Thiere nach Maaßgabe derselben unterscheiden; endlich daß, wie das thierische Leben selbst, als ein elementarer Prozeß, nur aus dem allgemeinen Leben der Natur zu erklären ist, auch die organische Form als abhängig von der Außenwelt betrachtet werden muß.

d'Alton.

Schlieſslich bemerke ich, daſs der Tapir auf Malaiisch Tannu heiſst. Einen Namen im Sanskrit finde ich nicht: sollte ein solcher vorhanden seyn, so würde man mich durch die Nachweisung sehr verbinden. Aus dem Mangel eines Namens läſst sich, wie mich dünkt, unfehlbar schlieſsen, daſs seit Menschengedenken der Tapir weder im diesseitigen Indien noch in der, den Indiern wohlbekannten Insel Ceylon gelebt habe. Aus der Auffindung eines Namens würde sich aber nicht eben so zuverläſsig das Gegentheil folgern lassen. Denn die alte classische Sprache enthält auch Benennungen für Thiere, welche dem Himmelstriche Indiens ohne Zweifel von jeher fremd gewesen sind: z. B. für den grunzenden Ochsen aus Tibet und der Tartarei. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn die im Amara-Kosha und den ergänzenden Real-Wörterbüchern aufgeführten Thiernamen zoologisch genau erörtert würden. Diese Arbeit kann aber nur in Indien selbst vorgenommen werden: denn es wäre dazu erfoderlich, daſs man sich mit einheimischen Sprachgelehrten durch vorgezeigte genaue und colorirte Abbildungen der Gattungen, Arten und Unterarten von Thieren auf eine ganz unzweideutige Weise verständigte.

Ethnographie und Alterthums-Kunde.

In diesen Fächern haben wir zuvörderst zwei Aufsätze von Hrn. J. Crawfurd aufzuzeichnen, dem man seitdem ein ausführliches Werk über den Indischen Archipelagus verdankt: Bemerkungen über die Fortdauer der Hindu-Religion auf der Insel Bali, und eine Beschreibung der Tempel-Ruinen von Brambanan in Java.

§. 1.

Java und Bali.

Die Englische Besitznahme von Batavia ist für die Erweiterung unserer Kenntnisse ungemein fruchtbar gewesen. In dem großen Werke über Java von Sir Thomas Stamford Raffles nimmt zwar, wie billig, Geographie, Naturgeschichte, Statistik und neuere Geschichte des Landes die erste Stelle ein; aber auch der Sprach- und Alterthumsforscher wird auf das reichlichste bedacht. Es ist kaum zu begreifen, und nie genug zu preisen, daß ein Mann, dem die wichtigsten Regierungsgeschäfte oblagen, in wenigen Jahren einen solchen Schatz ganz neuer gelehrter Kenntnisse hat zusammenbringen können.

Die der Gesellschaft früher vorgelegten Aufsätze von Hrn. Crawfurd lassen sich nun mit dem Werke von Raffles vergleichen. Die beiderseitigen Berichte werden durch einander vielfach aufgeklärt, und größtentheils bestätigt. Ich will mich bemühen, die leitenden Gesichtspunkte für die schon angestellten und noch anzustellenden Untersuchungen so genau wie möglich zu bestimmen.

Das Volk der Javaner, Malayischen Stammes, verdankt dem diesseitigen Indien seine gesamte Geistesbildung. Sanskrit-redende Fremdlinge *) kamen vor vielen

*) Dieß behaupte ich entschieden, und wünsche, wenn man Einwürfe zu machen hat, den Widerspruch hervorzurufen, weil ich sehe, daß ausdrücklich oder stillschweigend angenommen wird, die Ansiedler hätten eine der heutigen landschaftlichen Mundarten Indiens gesprochen. Diese sind meines Erachtens durch Auflösung und Ri-

Jahrhunderten über das West-Meer, und brachten den Einwohnern der herrlich begabten Insel ihre Religion, Gesetze, Sitten, Künste, Schrift, Poesie und Wissenschaft. Seit viertehalbhundert Jahren ist durch Einführung des Mahomedanismus, welche ungefähr binnen eines Jahrhunderts beendigt ward, dieß alles wieder verschwunden. Der Islam hat auch hier seine gewöhnlichen Wirkungen auf die Völker, welche sich zu ihm bekennen, hervorgebracht: Stumpfsinn in der Wissenschaft, Vernachlässigung der edleren Künste, Gleichgültigkeit gegen alles, was das Leben verschönert, eigentlichen Luxus und baaren Sinnesgenuß ausgenommen; endlich knechtische Biegsamkeit unter dem Fatalismus despotischer Willkühr. Doch sind die Javaner nur laue Moslemin; sie hängen in vielen Stücken heimlich oder öffentlich an dem Glauben ihrer Vorfahren. Die Holländer haben den Verkehr mit Arabien, die Pilgerfahrten nach Mecca und die Sendung auswärtiger Zeloten möglichst verhütet: man weiß daher dort nichts von jener brutalen Intoleranz, die sonst unter den orthodoxen Bekennern des Korans allgemein und unvertilgbar ist.

Die Geschichte bezeugt, daß Java vormals weit besser angebaut und bevölkert gewesen, daß das Volk einen

schung erst seit dem Einbruch fremder Eroberer entstanden, und also weit jünger. Daß zu der Zeit, als die Griechen Indien kennen lernten, und noch beträchtlich später, das Sanskrit oder, wenn man lieber will, das Alt-Indische die allgemeine Sprache des Landes, mit Ausnahme der wilden Bergvölker, gewesen, wird sich so ziemlich erweisen lassen.

kühneren Unternehmungsgeiſt gehabt; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß von hier aus der Same der Cultur auf andern Inſeln des Indiſchen Archipelagus ausgeſtreut worden. Der Javaner in ſeiner gegenwärtigen Verſunkenheit ſchaut zu jener Vorzeit, wo ſeine Ahnen nach Indiſcher Weiſe lebten, wie zu einem wunderbaren Heldenalter empor; und daß ſein Glaube kein Traum ſey, beweiſen die Ruinen unzähliger Tempel und Paläſte, feſt und meiſterlich gebaut, und mit dem ſorgfältigſten Schmucke mannigfaltigen Bildwerkes ausgeſtattet: Ruinen, die, wie man auch über den Geſchmack der Architectur und Sculptur urtheilen möge, eine ſolche Vollkommenheit der mechaniſchen Künſte vorausſetzen, daß die heutigen Künſtler und Handwerker von Java ſelbſt nicht das kleinſte jener Gebäude aufzuführen im Stande ſeyn würden. Dann die Reſte einer reichen Litteratur in einer nun vergeſſenen Sprache, welche die Dichterſprache, KAWI, heißt *), weil ſie nur in ihrem edelſten Gebrauche ſich ſelbſt überlebt hat.

Es fragt ſich nun: auf welchem Wege kamen die Indiſchen Anſiedler? zu welcher Zeit? von welchem Geſetz und Glauben waren ſie, Brahmanen oder Bauddhas, d. i. Anhänger des Buddhas? Die befriedigende Auflöſung dieſer Fragen kann auch auf die innere Geſchichte des diesſeitigen Indiens ein groſſes Licht zurückwerfen.

Wenn man die Landcharte betrachtet, und Java durch einen weiten inſelloſen Ocean von der diesſeitigen Halbinſel getrennt ſieht, während es mit Sumatra, nur durch ſchmale Sunde von der Landzunge der jenſeitigen

*) कवि Kavi, Dichter; काव्य Kávya, Gedicht.

Halbinsel gesondert, beinahe als deren Fortsetzung erscheint; wenn man die Thatsache dazu nimmt, daß alles, was die Bewohner dieser Halbinsel an Wissenschaft, Kunst und gesetzlichen Einrichtungen besitzen (den späteren Einfluß von China abgerechnet) aus Indien herkommt, und ausgemacht auf dem Landwege von Norden her über den Ganges zu ihnen gebracht worden: so wird man geneigt seyn, auch die Cultur von Java daher abzuleiten, und für die letzte Verzweigung jener Auswanderungen zu erklären.

Nichts desto weniger ist das Gegentheil das wahre. Die Javaner nennen das ganze diesseitige Indien Kling, und nach ihrer einstimmigen Ueberlieferung sind die gelehrten sittenbildenden Fremdlinge auf zahlreichen Schiffsgeschwadern von daher gekommen. Kling ist zusammengezogen aus Kalinga; dieß ist der Name eines vormaligen Königreichs, welches an der Nordküste von Coromandel den ganzen Landstrich von Cuttak bis gegen Madras zu, also das Gebiet der nördlichen Circars und darüber hinaus, einnahm. Noch heißt dort eine Stadt Kalinga-Pattanam. Der Name ist alt und classisch, er kommt in den Purana's vor; wollte aber jemand diesen ihr Alter bestreiten, so verweisen wir ihn auf den Plinius, welcher Calinga mit Angabe derselben Lage verschiedentlich erwähnt. Plinius fand den Namen ohne Zweifel beim Megasthenes, oder irgend einem andern Griechischen Schriftsteller des nächsten Zeitalters nach Alexander dem Großen, der sogar den Idiotismus des Sanskrit aufgefaßt hatte, daß der Landes-Name im Plural gesetzt, zum Namen des Volkes wird. *)

*) Plin. hist. nat. L. VI, Cap. 20. Ab ostio Gangis ad promontorium CALINGΩN, et oppidum Dandu-

Die Ueberlieferung der Javaner von Einwanderungen nicht von Malacca her, sondern aus Kalinga, wird durch einen innern wie mich dünkt, ganz unumstößlichen Beweis bestätigt. Das den Sprachen der jenseitigen Halbinsel eingemischte Sanskrit ist ungemein verderbt, nicht selten bis zur Unkenntlichkeit; in dem Kawi hingegen haben sich die Sanskrit-Wörter bis auf einige Buchstaben, welche die Javaner nicht aussprechen konnten, wunderbar rein und unverändert erhalten, so daß man sie meistens ganz unverfälscht in die classische Sprache zurückschreiben kann. Es ist demnach klar, die Javaner haben unmittelbar und an der ächtesten Quelle geschöpft.

Man sagt, die Indier sind niemals Eroberer gewesen. Hier sehen wir nun ein auffallendes Beispiel des Gegentheils. Wir wollen diese unläugbare Thatsache einstweilen in die Vorrathskammer der Geschichtforschung niederlegen. Sollten sich irgendwo unverkennbare Spuren einer Indischen Ansiedelung finden, (es versteht sich, daß allgemeine und oberflächliche Aehnlichkeiten nicht dafür genommen werden dürfen) so wird uns ein dazwischen liegendes Meer nicht abhalten, sie für wahrhaft anzuerkennen. Ferner ist es ein merkwürdiger Umstand, daß die Colonisten aus Kalinga nach einer schon sehr weiten Schifffahrt sich nicht auf dem vorliegenden Sumatra niederließen, sondern es vorbeigingen, und sich erst in Java und zwar in dessen entferntestem östlichem Theile ansiedelten. Es scheint wohl, daß die den Zug leitenden Priester nicht den nächsten Landesbesitz blindlings ergriffen, sondern nur da

gula DCXXV millia passuum. Vergl. die Charte des alten Indiens von Danville.

der Wanderung ein Ziel ſetzten, wo ſie nach Prüfung der Luft, des Bodens und ſeiner Erzeugniſſe mit erſtaunlicher Durchſchauung der Natur einen bequemen und angemeſſenen Schauplatz für die beabſichtigte Menſchenbildung zu finden glaubten. Dieſe Annahme ſcheint mir bei der Geſchichte der älteſten Völkerwanderungen überhaupt von groſſer Wichtigkeit zu ſeyn, und manche Anſiedelungen werden mir allein dadurch begreiflich.

Was den Zeitpunkt der erſten Einwanderung aus Indien in Java betrift, ſo iſt die Sache nicht ſo klar. Die Javaner haben zwar hierüber eine Ueberlieferung und ſogar eine chronologiſch beſtimmte; aber eben ihre Beſtimmtheit macht ſie verdächtig. Sie bedienen ſich noch gegenwärtig derſelben Zeitrechnung, welche an der ganzen Küſte Coromandel gilt: nämlich der Aera des Salivahana, Saka genannt, welche 78 Jahre ſpäter fällt, als die Chriſtliche. Der erſte Indiſche Ankömmling Adi Saka ſoll nun grade in dem erſten Jahre dieſer Aera gelandet ſeyn. Welch ein ſeltſames Zuſammentreffen! Dazu kommt, daß der Name Adi Saka im Sanskrit nichts anders bedeutet, als den Anfang oder das erſte Jahr der Aera. Der vermeintliche Stifter der Colonie wird alſo leicht für ein aus der Perſonification eines Begriffes entſtandenes Schattenweſen erkannt. Jener erſte Ankömmling wird auch Tritarasta genannt. Dieß iſt doch wohl Dhritaraſchtras, der Vater der Kuru's? Wie dieſer hieher kommt, begreife ich vollends nicht. Der Name iſt noch dazu ein ſprechender: tenax imperii, weil der aus dem Maha-Bharata bekannte Dhritaraſchtras, wiewohl blind, die Regierung nicht aufgeben wollte.

Uebrigens möchte ich die obige Angabe keineswegs deshalb bezweifeln, weil sie uns in ein unerschwinglich hohes Alterthum zurückführet. Konnte Indien überhaupt so weit hin eine Colonie zur See aussenden, so kennen wir wenigstens bis jetzt kein Ereigniß, wodurch es später möglich geworden wäre, während es früher unmöglich war.

Daß die Erinnerungen der Javaner von ihrer Vorzeit sich nur mit genauer Noth so weit erstrecken, ist meines Erachtens kein Beweis gegen das höhere Alter. Geschichte, eine beurkundete und nach Zeiten geordnete Geschichte, liegt außer dem Kreise Brahmanischer Geistesbildung: was nicht vergessen wird, gestaltet sich zur Mythologie. Bei den Buddhisten scheint es anders gewesen zu seyn. Sir Th. St. Raffles hat über die Geschichte von Java einheimische Erzählungen, sogar chronologische Tabellen mit größtem Fleiße gesammelt, will sie aber gleichwohl keineswegs für authentisch ausgeben, theils weil bekannte ältere Namen der Indischen Helden-Mythologie häufig als geschichtliche Personen eingewebt sind, theils weil die verschiedenen Angaben durchaus nicht mit einander übereinstimmen. Es sind augenscheinlich späte, erst seit Einführung des Islam gemachte Versuche, eine Art von Ordnung in die Geschichte des Landes zu bringen. Dieß offenbart sich auch darin, daß die wahre Bedeutung der Indischen Götter- und Helden-Namen und das Verhältniß, worin sie ursprünglich stehen, nicht mehr verstanden ward. Insbesondere scheint mir die angebliche Colonie aus Gujerat im Jahr 525 der Javanischen Aera ein neues Einschiebsel zu seyn, welches durch die gegenwärtigen Handelsverhältnisse veranlaßt worden.

Die an verſchiedenen Tempel-Ruinen gefundenen Jahreszahlen bezeugen kein ſehr hohes Alter. Aber dieß beweiſet nichts gegen eine frühere Anſiedelung: denn viele Tempel ſind ohne Jahreszahl, und die abweichenden Style der Baukunſt laſſen auf verſchiedene Zeitalter ſchließen. In einer mit Vulcanen angefüllten und den heftigſten Erderſchütterungen ausgeſetzten Inſel ſind überhaupt uralte Gebäude nicht zu erwarten.

Es bleibt alſo nichts übrig als das Alter der Einwanderungen vermuthungsweiſe nach ihren Wirkungen zu ſchätzen. Und aus dieſem Geſichtspunkte glaube ich, muß man ihnen einen ſo langen Zeitraum gönnen, als nur irgend mit andern Wahrſcheinlichkeiten oder geſchichtlichen Thatſachen verträglich iſt.

Die Javaner haben die körperliche Aehnlichkeit mit ihren Stammverwandten, den Malayen, treu bewahrt. Nur in dem öſtlichen Theile der Inſel, und auch dort hauptſächlich unter den Vornehmen, glaubte Sir Th. St. Raffles leichte Spuren des Indiſchen Geblüts in den zarteren Geſichtszügen, dem ſchlankeren Wuchs, der feineren Bildung der Hände und Füße zu erkennen. Dieß beweiſet, daß die Indiſchen Ankömmlinge gegen die ſchon vorgefundene Bevölkerung nur in kleiner Anzahl waren. Deſto erſtaunlicher iſt die Geiſtesherrſchaft, welche ſie über ein zahlreiches Volk ausgeübt, und deſto längere Zeit mußte dazu erfordert werden.

Zu den merkwürdigſten Wirkungen der Anſiedelung gehört das Kawi, worin ungefähr die Hälfte der Wörter reines Sanskrit iſt. *) Hieraus erhellet, daß das Sank-

*) So ſchätze ich das Verhältniß in der zuſammenhängenden Rede nach den mitgetheilten Proben. In den Gloſſarien,

keit die Mutterſprache der Fremdlinge war, und viele Menſchenalter hindurch blieb: denn wäre es eine todte, in den heiligen Büchern aufbewahrte und nur gelehrten Prieſtern bekannte Sprache geweſen, ſo hätte ſich die Einmiſchung auf wenige gottesdienſtliche Ausdrücke beſchränkt, wie es mit dem Latein bei den zum Chriſtenthum bekehrten deutſchen Völkern der Fall war.

Das Kawi war vormals gewiß eine lebende Sprache, wenigſtens der unterrichteten obern Stände in Java, denn es iſt viel darin gedichtet worden, und man dichtet nur für ein Publicum. Jahrhunderte waren nöthig, um eine ſolche Sprache zu bilden, Jahrhunderte, um ſie mit einer reichen Litteratur auszuſtatten; und vor mehr als viertehalbhundert Jahren ſcheint ſie ſchon in Abnahme gekommen zu ſeyn. Denn die noch jetzt in Java ganzbaren Uebertragungen der urſprünglich Indiſchen Heldengedichte aus dem Kawi in die volksmäßige Sprache zeugen von einem Bedürfniß der Erklärung: und dieſe werden doch nicht erſt ſeit dem Uebertritt zum Islam verfertigt worden ſeyn?

Hrn. Crawfurds Vermuthung *), wobei er ſich freilich auch nicht auf eigne Sprachkunde beruft, das Kawi

welche Hauptbegriffe betreffen, werden ſich die Sanskrit-Wörter zu den Malayiſchen ungefähr wie 9 zu 1 verhalten.

*) Pag. 161, note B. »Were I to offer an opinion respecting the history of the *Kawi*, I would say that it is Sanscrit deprived of its inflections; and having in their room the prepositions and auxiliary verbs of the vernacular dialect of *Java*. We may readily suppose the native *Brahmans* of that island separated from the

ſey von jeher nur eine todte Sprache geweſen, iſt ganz unhaltbar. Verſe in todten claſſiſch feſtgeſetzten Sprachen hat man vielfältig geſchrieben, wenn es Leſer genug gab, dergleichen zu bewundern. Allein dieſe todten Sprachen waren einmal lebende: und nur vermöge ihres vormaligen Lebens hatten ſie eine dichteriſche Diction. Die Angelſächſiſchen Mönche ſprachen und ſchrieben das Latein mit

country of their ancestors, through carelessness and ignorance endeavouring to get rid of the difficult and complex inflections of the *Sanscrit*, for the same reason that the barbarians altered the *Greek* and *Latin* languages to the formation of the modern *Romaic* and Italian. In progress of time it seems probable that a number of words of the vernacular dialect, besides the prepositions and auxiliary verbs, would creep in, and such a corruption encreasing would naturally enough account for the different states of the *Kawi*, more or less modern or obsolete, as already mentioned. The *Kawi* was probably always a dead language, or if spoken, a language confined to the priesthood.» — Alles, was der Verf. hier erwähnt, iſt allerdings bei dem Uebergange des Latein zu den Romaniſchen Mundarten erfolgt, aber nicht als der Einfall einzelner Menſchen, ſondern als das allmählige Werk der Zeit, und des lebendigen Verkehrs zwiſchen Völkern, welche gemeinſchaftlich Ein Land bewohnend, gleichwohl verſchiedene Mutterſprachen hatten. Erſt als es erfolgt war, fing man an Romaniſch zu dichten; bis dahin hatte man einerſeits, gut oder übel, Lateiniſch, andererſeits Gothiſch, Burgundiſch, Fränkiſch u. ſ. w. gedichtet. Eine todtgeborne Sprache hat es nie und nirgends gegeben.

Fertigkeit, wie die Indiſchen Prieſter in Java das Sanskrit. Wer möchte ſich aber als möglich denken, jene Mönche hätten nach eigenem Belieben eine Anzahl Lateiniſcher und Angelſächſiſcher Wörter durch einander gemiſcht, die erſten, um der läſtigen lateiniſchen Syntaxis los zu werden, ihrer Biegungen entkleidet, und in dieſem Kauderwelſch lange Gedichte geſchrieben? Es wäre das Mittel geweſen, ſowohl den Gelehrten als dem Volke unverſtändlich zu werden. Die von Hrn. Crawfurd bemerkte Verſchiedenheit des Styls zwiſchen dem älteren und neueren Kawi widerlegt vielmehr ſeine Meinung: man ſieht, es war eine in der Bildung begriffene, daher dem Wechſel unterworfene Sprache, wo dann das volksmäßige immer mehr Raum gewann. Daſſelbe beſtätigt der noch beſtehende große Unterſchied zwiſchen der vornehmen und gemeinen Sprache der Javaner, und die nicht geringe Einmiſchung des Sanskrit ſogar in die letzte.

Ein beträchtliches Alter der Anſiedelungen ſchließe ich ferner aus dem Umſtande, daß die mitgebrachten Indiſchen Heldenſagen ſich ganz mit dem Daſeyn des Volks verwebt haben, und völlig einheimiſch geworden ſind. Bis auf den heutigen Tag läßt ſich der Javaner den Glauben nicht nehmen, daß der in der Gegend von Dehli im nördlichſten Indien geführte Krieg der Kuru's und Pandu's in ſeiner Heimath vorgefallen ſey, und Sir Th. St. Raffles giebt eine Charte von Java, worauf die fabelhaften Schauplätze der Handlung verzeichnet ſind. Nicht nur Sitte und Lebensweiſe der Einheimiſchen wurden durch die Fremdlinge umgewandelt, ſondern auch ihre Einbildungskraft bezaubert. Wir kennen ſchon mehrere Beiſpiele vom Verpflanzen

und Einimpfen der Sage: dieß iſt eins der auffallendſten und unbeſtreitbarſten. Die Möglichkeit ſolcher Verpflanzungen muß bei jeder Unterſuchung über die Mythologie der Völker gar ſehr in Betracht gezogen werden. Längſt war es mir z. B. klar, daß die Erzählungen vom Seſoſtris aus Aegyptiſchen Heldengedichten genommen ſind. Aber dieß reicht noch nicht hin, um ſie zu begreifen. Der einzige Schlüſſel des Räthſels iſt der, daß die Stammväter der Aegyptier die Sage aus ihren Urſitzen mitgebracht und ſie auf einen Beherrſcher Aegyptens übertragen haben, wo ſie nun zu der Lage der Dinge nicht paſſen wollte: weswegen die Thaten des Seſoſtris, als wahre Geſchichte betrachtet, widerſinnig und unmöglich erſcheinen.

In dem Werke von Raffles findet ſich ein Gloſſar des Kawi. Da nur ein einziger gelehrter Javaner zu finden war, der die Sprache noch einigermaßen verſtand, ſo haben ſich dabei natürlich Misverſtändniſſe und Verwechſelungen eingeſchlichen, die jeder, dem das Sanskrit geläufig iſt, leicht berichtigen wird. Ferner ziemlich lange Proben aus Gedichten, welche Hr. Crawfurd noch mit einer neuen vermehrt hat. Beide Herausgeber haben ſie mit Ueberſetzungen begleitet, aber leider nicht mit ſolchen, welche dem Original Wort für Wort folgen. Eins fehlt nur, eine Grammatik. Aus den vorliegenden Materialien, viel beſſer jedoch mit Hülfe der von Sir Th. St. Raffles geſammelten Kawi-Handſchriften, würde ein Kenner des Sanskrit und des Malayiſchen ſie leicht zu Stande bringen können, und dieß wäre wünſchenswerth für die allgemeine Sprachkunde. Je mehr ſolcher Sprachen, die in einem ſchon geſchichtlichen Zeitraume aus bekannten älteren Sprachen durch Miſchung

erwachsen sind, man im Vergleich mit diesen zergliedert haben wird, desto bestimmter werden die dabei obwaltenden Gesetze der Sprachbildung hervortreten, und desto zuverläßiger wird sich auch entscheiden lassen, daß diese oder jene aus einer unbekannten Vorzeit herstammende Sprache, vermöge ihres Baues, nicht auf diesem Wege zufälliger Mischung aus fremdartigen Bestandtheilen hat erwachsen können.

Im Kawi haben, wie die beiden Berichterstatter versichern, und wie der Augenschein lehrt, die Sanskrit-Wörter ihre Biegungen eingebüßt, an deren Stelle einheimische Hülfswörter getreten sind; die Buchstaben hingegen sind meistens unverändert. In der heiligen Sprache der Birmanen, dem Pali, (wohl zu unterscheiden von der einheimischen Mundart der östlich neben Java liegenden Insel Bali) ist es nach einer von dem vortrefflichen zu früh verstorbenen Sprachkenner, Dr. Leyden, mitgetheilten Probe *) gerade umgekehrt. Die grammatischen Formen sind beibehalten, die Aussprache ist sehr verderbt, eine beträchtliche fremde Einmischung scheint hier nicht Statt gefunden zu haben. Das Kawi darf also keineswegs als eine Verzweigung des Pali betrachtet werden.

Ich komme nun auf die letzte Frage: ob die Indischen Ansiedler Brahmanischen Glaubens, oder Buddhisten waren? Wir werden sogleich sehen, daß beiden ein Antheil zugestanden werden muß. Aber es fragt sich: in welcher Folge kamen sie? und haben die beiden Religionen in verschiedenen Zeiträumen ausschließend geherrscht, oder neben einander bestanden?

*) Dr. Leyden on the languages and litterature of the Indo-Chinese nations. As. Res. Vol. X, p. 285 der Londner Octav-Ausgabe.

Die Einwohner der Insel Bali, welche jetzt erst durch die Nachrichten der Engländer für Europa aus der Dunkelheit hervortritt, haben den Islam nicht angenommen, sondern sind Anhänger der Brahmanen geblieben. Von hieraus verschaffte sich Sir Th. St. Raffles Kawi-Handschriften, welche in Java ganz verschwunden sind. In Bali hat die Eintheilung nach Casten volle Gesetzeskraft, es giebt sogar Auswürflinge oder Chandala's, und auch die grausame Sitte des Todesopfers edler Wittwen ist dort herrschend. Die Einwohner versichern, nach der Zerstörung von Majapahit, der letzten Hauptstadt Javanischer Fürsten des alten Glaubens, hätten sich viele Javaner, welche sich nicht zum Islam bekehren wollten, zu ihnen geflüchtet, auch ihre Bücher mit herüber gebracht. Da es nun in Bali nur wenige unwissende Buddhisten aus den untersten Ständen giebt, so erhellet, daß diese Flüchtlinge sich zum Brahmanischen Götterdienste bekannten, welcher demnach auch auf Java seinen Sitz gehabt haben muß. Auf der andern Seite ist die Religion des Buddhas nicht nur in Java einheimisch gewesen, sondern auch zu großem Ansehn und Reichthum gelangt. Denn Buddhistische Priester haben die herrlichen sogenannten tausend Tempel von Brambanan errichtet. Was Hr. Crawfurd hierüber sagt, ist vollkommen einleuchtend: die kleinen Tempel, welche den großen umgaben, waren für Bilder des Buddhas, anbetend nach den Gegenständen der Verehrung im Mittelpunkt hingewendet, bestimmt. Hr. Baker, ein englischer Offizier dessen Beschreibung von diesen Ruinen Sir Th. St. Raffles seinem Werke beigefügt hat, hatte in seinem Gefolge einen Sipay aus der Brahmanen-Caste,

welcher an den Bildwerken die Vorſtellungen ſeiner vaterländiſchen Religion bewunderte, die Statuen des Buddhas aber für andächtige Brahmanen ausgab. Hr. Baker machte ihn aufmerkſam auf die kurzen krauſen Haare, welche ſchon einen und den andern Gelehrten bewogen haben, ſeltſam genug den Buddhas aus Afrika herzuleiten. Der Siyan erwiederte, das ſey eine Art von Wollmützen, welche die andächtigen Büßer ſeines Landes zu tragen pflegten, und blieb feſt bei ſeiner Behauptung, dieſe Tempel ſeyen dem Brahmaniſchen Götterdienſte gewidmet geweſen.

Mir ſcheint dieſer Widerſpruch des Brahmanen-Soldaten von geringem Belange zu ſeyn. Einem ungelehrten Indier der niemals Buddhiſtiſche Länder bereiſt hat, muß bei dem erſten Anblick eines Tempels dieſer Religion zuförderſt die Aehnlichkeit auffallen, die charakteriſtiſchen Kennzeichen des Unterſchiedes können ihm leicht entgehen. Dieſe Figuren, deren das groſſe Werk über Java einige im Kupferſtich liefert, ſind wahrlich Bilder des Buddhas, oder es giebt überhaupt keine.

Ich will es nur bei dieſer Gelegenheit geſtehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, mir von der Lehre des Buddhas, von ihrem innern Zuſammenhange, und ihrem Gegenſatze mit dem Brahmanismus einen deutlichen Begriff zu machen. Wir erfahren, daß in Buddhiſtiſchen Tempeln das ganze Pantheon der Indiſchen Götterbilder aufgethan wird; *) daß nicht nur die Theogonie ſondern

*) In Moorcrofts Beſchreibung eines Tempels in der Tibetaniſchen Stadt Daba heißt es, As. Res. Vol. XII, p. 420: On these benches was arranged in rows the greatest assemblage of Hindu deities I have yet seen.

auch die mit Brahmaniſcher Lehre und Brahmaniſchem Geſetz innigſt verwebte heroiſche Mythologie aus Indien weit hinaus in Buddhiſtiſche Länder verpflanzt worden. Dieß alles hatten ſie von den Prieſtern des alten Glaubens geerbt oder entlehnt: wo liegt das neue und eigenthümliche? Etwa in dem Monotheismus, der im Hintergrunde jenes Idolen-Dienſtes ſteht? Dieſer iſt ja auch bei den Brahmanen unläugbar, und um ſo mehr, je mehr wir in die Vorzeit zurückgehen. Auch haben neuere Forſcher vielmehr eine Art von Pantheismus als wahren Monotheismus für das Eſoteriſche der Buddhiſtiſchen Lehre erkennen wollen. Oder in der myſtiſchen Sittenlehre, daß der Menſch durch Beſchaulichkeit und Abtödtung des Fleiſches ſich mit der Gottheit vereinigen könne? Dieſes haben wir zur Genüge in Brahmaniſchen Schriften geleſen. Oder in der Ahinsâ, in der Unterſagung alles Blutvergießens, ſey es zum Opfer oder der Nahrung wegen? Dieſe Tugend wird ſchon an den fabelhaften Heiligen der Brahmanen geprieſen. Buddhas, ſagt man, verwarf die Veda's, er hob einen Theil des Cäremonial-Geſetzes und die Caſten-Eintheilung auf. Dieß war doch alles nur verneinend: man ſollte denken, dazu hätte es keiner neuen Offenbarung, am wenigſten eines zum Gott erhobenen Propheten bedurft. Endlich verſichert man, nachdem die Anhänger des Buddhas lange im dieſſeitigen Indien ſehr zahlreich geweſen, ſeyen ſie gänzlich vertilgt oder ausgetrieben worden. Kaum aber ſind ſie verſchwunden, ſo ſieht man die Secte der Jaina's erſcheinen, von denen ich nicht weiß, wie man ſie von den Buddhiſten unterſcheiden ſoll.

Das ſicherſte Mittel, die Sache aufzuklären, werden Ueberſetzungen der heiligen Bücher der Buddhiſten ſeyn. Die urſprünglichen im Sanskrit geſchriebenen ſind bei den Verfolgungen vernichtet, wenn nicht etwa in Tibetaniſchen Klöſtern einiges noch verborgen liegt. Die nächſten daran in Abſicht der Aechtheit, mögen die in der Pali-Sprache ſeyn; denn in Tibet, noch mehr in China und Japan dürfte ſich doch vieles anders geſtaltet haben.

Einige neuere Schriftſteller über Indien haben behauptet, die Religion des Buddhas ſey älter als die der Brahmanen, und Sir Th. St. Raffles äußert ſich über dieſe grundloſe Hypotheſe einigermaßen zweifelhaft. *) Ueberall, wo wir in der Geſchichte neben einem erblichen Prieſterſtande andre erbliche Stände finden, bei den Aegyptiern, bei den Etruskern und Römern, erſcheint dieſe Verfaſſung als die alte und ſeit Menſchengedenken urſprüngliche; und in Indien ſoll es nun gerade die Neuerung ſeyn! Wo ſind denn die ſchriftlichen Urkunden der Buddhiſten, die an unbeſtreitbarem Alterthum denen, welche die Brahmanen wirklich aufzuweiſen haben, nur von Ferne verglichen werden

*) History of Java Vol. II, p. 63. Auch unter uns hat ein ſehr hochgeſchätzter Gelehrter (Ritter Vorhalle Herderiſcher Völkergeſchichten) die Lehre von einem vorbrahmaniſchen Buddhismus aufgeſtellt, dabei aber erklärt, daß er dieß in einem ganz andern Sinne verſtanden wiſſen wollte, als von den engliſchen Verfechtern geſchehen iſt. Seine Anſicht hat ihn auf ſo neue und unerwartete Folgerungen geführt, daß ich mir ſchon längſt eine ausführliche Prüfung derſelben vorgeſetzt habe.

könnten? Die Brahmanen zu Sectirern in der Buddhistischen Kirche zu machen, kommt mir gerade so vor, als wenn jemand die Anhänger des Mosaischen Gesetzes für Abtrünnige von der Lehre des Mahomed ausgeben wollte. Es wird hiedurch den Buddhisten ein Alterthum aufgedrungen, worauf ihre eigne Ueberlieferung gar keinen Anspruch macht. Nach der Angabe der Chinesen, der Japaner, und vermuthlich vieler andern Völker lebte der Stifter dieser Religion tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung. *) Daß die Griechen im Gefolge Alexanders und unter den ersten Seleuciden, welche über Indien geschrieben, der Buddhisten keine Erwähnung gethan, **) sondern die Gesetzgebung der Brahmanen und die Eintheilung in Casten als allgemein geschildert zu haben scheinen, ist kein Beweis gegen das frühere Daseyn der Secte. Jene Griechen haben ja keinesweges ganz Indien durchreiset, sie haben oberflächlich beobachtet, und überdieß haben wir nur magre Auszüge aus ihren Nachrichten. Clemens von Alexandria ist, so viel ich weiß, der älteste Griechische Schriftsteller, welcher den Buddhas na-

*) Kämpfers Geschichte von Japan. B. 7, S. 296. Vergl. Abel Rémusat *sur la succession des trente-trois premiers Patriarches de la Religion de Bouddha*, im Journal des Savans, 1821. Janvier.

**) In den Γερμᾶνες beim Strabo lassen sich unmöglich die Buddhisten erkennen; es scheint eine Unterabtheilung der Brahmanen zu seyn, deren Namen ich für jetzt nicht zu deuten weiß. Eben so seine Πρᾶμναι, ἐριστικοί τινες και ἐλεγκτικοί, eine Art von Philosophen. Vielleicht nichts anders als प्राज्ञ prájna, ein Gelehrter, welches der Grieche nicht auszusprechen vermochte.

mentlich erwähnt; aber Porphyrius ſchildert die Buddhiſtiſchen Prieſter mit ihren klöſterlichen Einrichtungen im Gegenſatz mit den Brahmanen unverkennbar deutlich unter dem Namen der Samanäer; und dieſe höchſt authentiſche Nachricht geht ihrer Quelle nach auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung zurück, da ſie aus dem Berichte eines an den Kaiſer Antoninus geſchickten Indiſchen Geſandten geſchöpft iſt. *)

Daß Indiſche Fürſten die Verbreitung der Lehre des Buddhas begünſtigten, weil ſie durch dieſe Reform einer doppelten ihre Macht beſchränkenden Ariſtokratie, des prieſterlichen und des kriegeriſchen Adels, entledigt zu werden hofften, begreift ſich leicht. Warum ſie aber nachher den Brahmanen ihren Arm zur Verfolgung der Buddhiſten liehen, leuchtet nicht ſogleich auf den erſten Blick ein; wofern nicht etwa die Häupter der Buddhiſtiſchen Kirche das Regiment an ſich zu reißen und ein geiſtliches Kaiſerthum zu ſtiften verſuchten, wie es ihnen ja nachher in andern Ländern gelungen iſt. Die Brahmanen bildeten zwar eine weit verbreitete und mit großen Vorrechten ausgeſtattete Körperſchaft, aber ſie hatten keine Hierarchie und keinen gemeinſamen Mittelpunkt, und waren daher von dieſer Seite weniger gefährlich. Die Behauptung oder Herſtellung der Religions-Einheit in einer Monarchie iſt oft der Grund religiöſer Verfolgungen geworden. Man ſollte denken, Anhänger der Brahmanen und des Buddhas hätten in verſchiedenen Theilen deſſelben Königreiches friedlich neben einander leben können; wo aber die beiden

*) Porphyr. de abstinentia. L. IV. §. 17.

Religionsparteien in denſelben Landſchaften und Städten vermiſcht unter einander wohnten, mochte es dem Fürſten ſchwer fallen, beide in gleichem Grade zufrieden zu ſtellen

Vermöge einer Reihe ſcharfſinniger Combinationen ſetzt Hr. Wilſon die Religions-Kriege gegen die Buddhiſten in Indien vom dritten bis zum ſiebenten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung *). Früher darf man deren Ausbruch ſchwerlich anſetzen: denn in dem Bericht des Porphyrius zeigt ſich noch keine Spur von einem feindſeligen Verhältniſſe der Brahmanen und Samanäer. Eine grauſame Verfolgung dieſer Art wird einem Könige Namens Kumaril Bhatta zugeſchrieben, der vermuthlich im fünften Jahrhundert gelebt hat, und von dem es heißt:

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Buddha's,
So Greis, wie Kind,
„Nicht erwürgt, ſoll erwürgt werden!" rief der Fürſt ſeinen Dienern zu.

Die Brücke iſt die Brücke des Ramas, d. h. die Meerenge zwiſchen der Spitze der Halbinſel und Ceylon: dieß umfaßt alſo das ganze dieſſeitige Indien. Dieſe grauſenvolle und in ihrer Kürze erhabene Schilderung der Handlungsweiſe, deren der Fanatismus fähig iſt, erſcheint jedoch dichteriſch vergrößert: denn wann hätte wohl ein König, auch nur mittelbar durch ſeine Vaſallen, in ſolcher Ausdehnung über Indien geherrſcht? Genug, wie die chronologiſch beſtimmten Einwanderungen der Buddhiſten in andre Länder

*) In der Vorrede zu ſeinem Wörterbuche des Sanskrit, p. XV - XX.

in dieſen Zeitraum der Verfolgungen fallen, ſo ſind wir berechtigt, von der in Java das Gleiche zu vermuthen. Die Brahmaniſche Einwanderung aber hat höchſt wahrſcheinlich früher Statt gefunden. Denn es iſt nicht glaublich, daß die Brahmanen ausgewandert ſeyn ſollten, nachdem ſie durch Unterdrückung ihrer Nebenbuhler von neuem zum ausſchließenden Beſitz hoher Ehren gelangt waren. Hingegen in dem Zeitraum, wo die begünſtigten Buddhiſten ſich immer weiter verbreiteten, konnten ſie ſich beeinträchtigt finden, und bewogen werden, ein neues Vaterland zu ſuchen.

Hrn. Crawfurds Vermuthung, die Anführer der Colonie möchten keine wahren Brahmanen geweſen ſeyn, ſondern ſich nur in der Fremde dafür ausgegeben haben, *) will mir gar nicht einleuchten. Schwerlich waren Indier aus andern Ständen ſo gelehrt, als jene geweſen ſeyn müſſen. Von dieſer Gelehrſamkeit zeugt die geſamte Kawi-Litteratur, und die Sprache ſelbſt durch ihre reiche Synonymik. **)

*) Pag. 147. Daß die heutigen Brahmanen in Bali die Veda's nicht beſitzen, iſt hiefür nur ein ſchwacher Grund. Sind doch die Veda's in Indien ſelbſt äußerſt ſelten geworden! Ein Geſetzbuch des Manus in der Kawi-Sprache wird von Raffles angeführt.

**) History of Java, Vol. II, p. CLXVIII u. f. Vocabulary of Kawi words. Hier werden z. B. dreizehn Benennungen des Mondes aufgeführt. Eine davon hat ſich fremd hieher verirrt: râti für रात्रि râtri die Nacht; zwei andre ſind Varianten: indupâti und indung, beides

Die, welche ihr diese Fülle dichterischen Schmuckes verliehen, mußten mit den classischen Werken ihres Vaterlandes innig vertraut seyn. Brahmanen wandern nicht aus, sagt man; es ist ihnen sogar in dem Gesetz des Manus verboten. Aber Noth kennt kein Gebot, und bedrängte Brahmanen mögen mit einer Hoffnung des Erfolgs wohl so gut auswandern wie andre Menschen.

für इन्दु indu, der Mond, das erste mit dem Zusatz पति pati, der Herr. Es bleiben also eilf Namen übrig, Schreibfehler oder Abänderungen der Aussprache abgerechnet, sämtlich reines Sanskrit:

चन्द्र शशधर् शशाङ्क इन्दु भासत्त सोमान्
निशारकर् शीतांशु शशिन् शशलक्षण
शीतरश्मि

Die beiden letzten sind von so seltenem Gebrauch, daß sie im Amara-Kôsha und in Wilsons Wörterbuch nicht vorkommen, wiewohl sie auf den ersten Blick sowohl für sprachgemäß als nach den herrschenden Vorstellungen gebildet erkannt werden. So können wir unsre Wörterbücher des Sanskrit aus dem Kawi bereichern! Solche Beyspiele ließen sich leicht häufen. Für den Elephanten, ein der Insel fremdes Thier, welches die Javaner nur aus den Dichtungen und Sculpturen der Tempel kennen lernten, finden sich zwanzig Benennungen, darunter außer dem bekannten यूथप yûthapa, der Heerdenführer, d. h. der stärkste männliche Elephant, das gleichbedeutende व्रजमुख्य vrajamukhya, welches wiederum in unsern Wörterbüchern fehlt.

Von Streitigkeiten der beiden Parteien in ihren neuen Wohnsitzen findet sich keine Spur: dieß wäre nicht das einzige Beispiel, daß Religionen, die sich in ihrer Heimath hart angefeindet, in den Colonien friedlich neben einander bestanden hätten. Die später angekommenen Buddhisten scheinen ihre Lehre sehr verbreitet, und vor der Einführung des Islam beinahe allgemein gemacht zu haben. Dahin deutet die volksmäßige Erinnerung, welche nur bis zu dem letzten Zustande vor der gänzlichen Umkehrung der Dinge hinaufreicht. Der heutige Javaner nennt die Lehre seiner Väter âgama Budda, die Lehre des Buddha; und alles Alterthümliche wird mit dem Namen eben dieses Stifters belegt.

Da die Handschriften, woraus Sir Th. St. Raffles Proben mitgetheilt hat, aus Bali herkommen, so sind sie eher den Brahmanen als den Buddhisten zuzuschreiben, wofern sie nicht beiden gemein waren. Jedoch glaube ich, eine und die andre Spur von Buddhistischem Sprachgebrauch darin wahrzunehmen. *) Sonderbar wird in der mythologischen Ueberlieferung den Namen der Indischen Gottheiten der Titel Batára vorgesetzt: dieses Wort ist verderbt aus avatára, Herabkunft, sichtbare Verkörperung. Gewiß kein Brahmanischer Sprachgebrauch! Ramas und Krishnas

*) Hist. of Java Vol. I, p. 417. In der Probe aus dem in das Kawi übertragenen Mahâ-Bhârata werden vier Classen von geistlichen Weisen angeführt. Die beiden ersten, dvijavara und rishi sind geläufige Brahmanische Ausdrücke; der dritte Name, auf doppelte Weise geschrieben, ist mir nicht klar; der vierte, Sugata, wird im Wilsons Wörterbuch für die Bezeichnung eines Buddhistischen Lehrers erklärt.

werden so genannt, aber niemals Vishnus selbst. Und wer ist denn Batära Guru, der geistliche Lehrer, der an die Spitze der Götter gesetzt wird, anders als der Stifter der Offenbarung, welcher die Gottheit in Person seyn sollte?

Will man meine obigen Gründe für die Annahme gelten lassen, daß die älteren Ansiedler Brahmanen gewesen, die Buddhisten hingegen sich später verbreitet, so dürfte man ferner vermuthen, beide Religionsparteien hätten einige der in Java befindlichen Tempel nach einander inne gehabt, und dieß würde manches erklären. Wir kannten bisher den Buddhismus nur in Ländern, wo die Brahmanische Religion niemals herrschend gewesen Aber es ist glaublich, daß die Buddhisten in Indien die alten Tempel stehn ließen, nur weniges daraus wegnahmen und andres hinzufügten. Fand nicht ein Accommodations-System Statt, um nicht gegen den besondern Volksglauben dieser oder jener Landschaft anzustoßen? Ich verstehe es nicht ganz, wie es Hr. Crawfurd mit dem gemilderten Sivas-Dienste meint, den er den Buddhisten in Java zuschreibt. Die Göttin Durga in ihrer furchtbaren Gestalt ist ja ein Lieblingsgegenstand; die häufig vorkommenden Geschlechtssymbole deuten auf Orgiasmus; und vollends die merkwürdige Bildsäule des Ganesa!*) Diese Bildsäule, die gegenwärtig, wie man mir meldet, in der Sammlung des Königlichen Instituts zu Amsterdam aufbewahrt wird, sitzt auf einem Thron von Schädeln; dem Hauptschmuck und den Gewändern sind Schädel eingewirkt: der grause Schmuck des Vaters ist also hier auf

*) Man sehe das Titelkupfer vor dem zweiten Bande des Werkes über Java.

den Sohn übertragen. Ich erinnere mich nicht, daß aus Indien selbst eine solche Abbildung des Ganesas ans Licht gezogen worden wäre.

Die Abbildungen von Tempelruinen in dem großen Werke über Java sind sehr dankenswerth. Es war hier in der That Gefahr bei dem Verzuge: denn durch das Wegschleppen der Steine zur Benutzung, durch häufige Erdbeben, endlich durch eine üppig wuchernde Vegetation, welche in die Fugen der Steine eindringt, und sie aus einander sprengt, gehen sie ihrer gänzlichen Zerstörung schleunigst entgegen. Die beiden oben genannten Beschreiber wurden bei dem Anblick vieler Ruinen von lebhafter Bewunderung ergriffen. Hrn. Crawfurds Urtheil über die von Brambanan ist strenger, doch kann ich es nach Ansicht der Kupferstiche nicht ganz unbillig finden. Er vermißte Leichtigkeit wegen des Mangels an freistehenden Säulen, er fand die Massen mehr schwerfällig als großartig, und zu sehr mit Zierrathen überladen. Manches ist jedoch von ungemeiner Eleganz, z. B. der Palast zu Kulasan, und die Rotunde bei Bobelingo. *) Die Gebäude tragen die Kennzeichen ihrer Errichtung in verschiedenen Zeitaltern an sich; aber sie gehören allerdings sämtlich nicht zu dem ältesten und großartigsten Styl Indischer Baukunst.

Die zahlreichen Reste Indischer Sculptur in Java beweisen, daß die Typen der Götterbilder, wie sie noch jetzt in Indien aus Stein, Bronze oder andern Metallen verfertigt werden, aus sehr alter Zeit herstammen. Man sieht, die Ansiedler haben diese Typen aus der Heimath

*) Hist. of Java, Vol. II, pag. 1 u. 51.

mitgebracht, und mitten unter dem Anblick eines fremdartigen Menschengeschlechts wunderbar treu bewahrt. An den meisten Figuren ist die Indische zu einem conventionellen Götter-Ideal gesteigerte National-Bildung so unverkennbar, die Verhältnisse des Körperbaues, sogar die Stellungen und Wendungen sind den ursprünglichen Vorbildern so auffallend ähnlich, daß ich denke, auch ein geübter Kenner, der aber die Herkunft dieser Figuren nicht wüßte, würde sie unbedenklich für einheimische Erzeugnisse des diesseitigen Indiens gelten lassen. Nur selten einmal hat sich eine Gottheit zu der Javanischen Physiognomie bequemt, und solche Bilder müssen wohl der späteren Zeit zugesprochen werden. Die Buddhas stimmen mit den bisher bekannten völlig überein, und bilden in der viereckigen Stellung, dem Costum und den Gesichtszügen den gewöhnlichen Gegensatz mit den Brahmanischen Göttergestalten. Es finden sich auch Harpyien und Sirenen, und eine dem Aegyptischen Typhon sehr ähnliche Figur. Die meisten Vorstellungsarten sind bekannt, einige neu, und mir zum Theil noch räthselhaft.

§. 2.

Die Phansigars.

Ein schauderhaftes Gemählde menschlicher Ausartung. Die Phansigars sind Räuberbanden, welche hauptsächlich in Mysore ihren Sitz haben. Sie bestehen meistens aus Mahomedanern, sind aber nichts desto weniger dem Dienst der Göttin Durga, die sie wegen ihrer Kämpfe mit den Riesen und Ungöttern zur Beschützerin ihres Gewerbes um-

deuten, und dem Aberglauben des Vogelflugs sehr ergeben. Sie ziehn jährlich aus, zum Theil in entfernte Gegenden; unter der Gestalt harmloser Wanderer wissen sie das Vertrauen wirklicher Reisenden durch allerlei Gefälligkeiten und einschmeichelnde Gespräche zu gewinnen; und sobald Ort und Zeit günstig ist, werfen sie dem Betrogenen hinterrücks eine Schlinge um den Hals, erdrosseln ihn, bergen seine Leiche, scheußlich verstümmelt, damit sie desto weniger Raum einnehme und nicht etwa durch Anschwellen sich verrathe, in eine Grube, und verschwinden mit ihrer Beute wieder aus der Gegend, wo sie den Frevel verübt haben. Jede Spur ist weggeschafft, der Reisende, oft aus einer entfernten Landschaft, wird dort auch nicht vermißt, und so mochten ihre Mordthaten selbst einer wachsamen Polizei entgehen. An Europäische Reisende wagen sie sich niemals, weil sie in diesem Falle die Thätigkeit der gerichtlichen Nachforschungen allzu sehr fürchten. Nach ihren Streifzügen kehren sie wieder in die Heimath zurück, wo sie friedlich mit ihren Nachbarn leben, und wo sie bisher, wenn ihr Gewerbe auch nicht unbekannt war, an bestochenen Obrigkeiten, besonders auf Gränzgebieten, Beschützer und Hehler fanden. Da die Englische Oberherrschaft jetzt in diesen Gegenden allgemein verbreitet worden, so hofft man sie gänzlich auszurotten, wiewohl es wegen ihrer unglaublichen List und tiefen Verstellung kein leichtes Unternehmen ist.

Diese Räuberbanden sind gewissermaßen erblich, und die Kunst, womit die Väter ihre Knaben zu dem grausamen Handwerk abhärten, und allmählich in ihre Gräuel-Geheimnisse einweihen, ist wahrhaft teuflisch.

Die Phanſigars haben eine Gaunerſprache, aus verblümten Redenkarten beſtehend, vermittelſt deren ſie einander erkennen, und ſich in Gegenwart von Fremden, ohne Argwohn zu erregen, verſtändigen. Dieß giebt ihnen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zigeunern, wiewohl man dieſe eher der Diebereien als Mordthaten beſchuldigt hat.

Nach den neuerdings erworbenen groſſen Erweiterungen unſrer Kenntniß von Indiſchen Völkern, Sitten und Sprachen wäre es wohl an der Zeit, auf die Unterſuchung über den Urſprung und die Schickſale jenes Volkes zurück zu kommen. Zwar die allgemeine Thatſache, daß die Zigeuner aus Indien herſtammen; dieſe zuerſt durch Sprachvergleichung ausgemittelte, dann in der Schrift von Grellmann durch mancherlei andre Gründe beſtätigte Thatſache, ſteht vollkommen feſt, aber im einzelnen bleibt noch vieles zu berichtigen oder näher zu beſtimmen übrig.

Die Sprache ſoll Hinduſtaniſch, das Volk alſo aus dem nordweſtlichen Indien ſeyn. Da wir jetzt vortreffliche Wörterbücher des Hinduſtaniſchen ſowohl als andrer neueren Mundarten beſitzen, ſo könnte die Vergleichung befriedigender angeſtellt werden, beſonders wenn das Verzeichniß von Wörtern der Zigeuner-Sprache durch Beiträge aus Ländern, wo ſich dergleichen noch ſammeln läßt, vermehrt würde. Ferner erklärt Grellmann die Zigeuner für Sudra's. Hiebei hat ſich aber der Grundirrthum eingeſchlichen, daß er Sudra und Paria, zwei himmelweit verſchiedene Dinge, mit einander verwechſelt. Die unterſte Caſte der Indier, die Sudra's, wiewohl meiſtens aus Tagelöhnern und Dienſtboten beſtehend, ſind ſo wenig mit einer Unehre behaftet,

daß ſie ſogar auf eine reine und unvermiſchte Abkunft von ihres Gleichen einen hohen Werth legen. Die Paria's hingegen ſind unreine, von der religiöſen und bürgerlichen Gemeinſchaft ausgeſtoßene Menſchen. Aber die Benennung Paria iſt nur an der Küſte Malabar üblich, der eigentliche Name iſt Chandala. Wenn die Stammväter der Zigeuner Sudra's waren, ſo konnten ſie keine Chandala's ſeyn, und umgekehrt. Indem Grellmann die Sitten und Lebensweiſe der Sudra's zu ſchildern glaubte, hat er eigentlich die der Chandala's geſchildert, und alſo in der That die Zigeuner von dieſen abgeleitet. Schwerlich ſind die Chandala's in irgend einem Theile Indiens in ſolcher Menge vorhanden, daß ſie in großen Heerhaufen hätten auswandern können; und überdieß möchte wohl ihr tiefes Elend, und die Dumpfheit und Unwiſſenheit, welche einen ſolchen Zuſtand begleitet, ſie unfähig zu jedem kühnen Unternehmen machen, dergleichen doch jene Auswanderung in entfernte Länder war. Ich fürchte aber, es iſt dem Verfaſſer der Schrift über die Zigeuner noch eine zweite Verwechſelung begegnet. Es giebt in Indien halbwilde Gebirgsbewohner, die von geſetzlos gewordenen Hindu's, oder von Ureinwohnern des Landes abſtammen, oder Miſchlinge aus beiden ſeyn mögen. Weil ſie den Brahmaniſchen Indiern für unrein gelten, ſo werden ſie auch mit denſelben Benennungen bezeichnet, wie die einzelnen Ausgeſtoßenen. Jedoch heißen ſie ſchwerlich Chandala's, ſondern Mishada's, was eigentlich die aus einer andern Art von Misheirathen entſprungenen bedeutet, nachher aber für wilde Jäger überhaupt gebraucht wird. Die Menſchen, welche Hyder-Aly bei dem Troß ſeines Heeres gebrauchte,

und die ein Französischer Officier, welcher den Feldzug mitmachte, wegen ihres herumirrenden Lebens mit den Zigeunern vergleicht, waren unstreitig von dieser Art; Grellmann hingegen hält sie für Paria's. Doch dem sey, wie ihm wolle, seine Zusammenstellung dieser Auswanderung mit den entsetzlichen Verheerungen Timurs, als ihrer Ursache, ist scharfsinnig und einleuchtend *). Eine solche Drangsal konnte Menschen von sehr verschiednem Stande zu gemeinschaftlicher Flucht verbinden. Und daß dieses wirklich der Fall gewesen sey, machen die mancherlei zum Theil trügerischen Künste, in welche die Zigeuner hineinpfuschen, wenigstens glaublich. Wenn sie lauter Chandala's gewesen wären, so hätten sie den lüsternen Tanz der Indischen Buhlerinnen gewiß nicht mit nach Europa gebracht, worin sich die jungen Zigeunerinnen, und wie man versichert, nicht ohne Reiz und Anmuth, noch jetzt in Spanien sehen lassen. Sollten sich nicht auch Räuberbanden zu ihnen gesellet haben, und aus diesen vorzugsweise die Führer gewählt worden seyn, weil sie die zu solchen Zügen nöthige Schlauheit besaßen? Daß wenige oder gar keine Priester, Krieger und Landeigenthümer unter ihnen waren, kann man gern glauben: denn sonst wäre es kaum begreiflich, daß sie nicht sollten versucht

*) Timur wütete in Indien in den Jahren 1398 und 99; im Jahr 1417 sind die Zigeuner bereits in Deutschland erschienen. Zu einer so unermeßlichen Wanderung mit Weibern und Kindern, während welcher die wandernden Haufen verweilten, wo sie konnten, und nur genöthigt drungen fortrückten, konnten leicht 18 Jahre erforderlich seyn.

haben, ſich dauerhafte Wohnſitze zu verſchaffen, entweder mit gewaffneter Hand durch Vertreibung der Einwohner, oder durch den Anbau eines noch nicht urbar gemachten Landſtriches. In Aegypten ſind ſie geweſen, ſie machten zuſammen viele tauſende aus: man ſollte denken, in Nubien und Aethiopien hätte ihnen dieß nicht mißlingen können, und ſie hätten dort das Klima ihres Vaterlandes wiedergefunden. Statt deſſen haben ſie ſich in viele, zum Theil ſehr nördliche Länder verirrt und zerſtreuet, und ſich dadurch allem möglichen Elende und einem beſitzloſen Zuſtande Preis gegeben, wo die Noth ſie zu Gaunern machte, wenn ſie es nicht ſchon zuvor waren. Es iſt in der Geſchichte dieſes Volkes noch manches der Aufklärung bedürftig.

§. 3.

Die Königsweihe.

Die alt-Indiſchen Feierlichkeiten der Thronbeſteigung fielen unter Mahomedaniſchen Beherrſchern natürlich weg; einheimiſche Fürſten von Bedeutung giebt es nur noch wenige: ein ſolches Schauſpiel muß alſo immer ſeltner werden. Es iſt deswegen anziehend, die Beſchreibung davon aus der Erinnerung eines Augenzeugen zu leſen, um ſo mehr, da die Brahmaniſchen Gebräuche, unverändert nach heiliger Ueberlieferung gefeiert, meiſtens ein getreues Gegenbild deſſen ſind, was ſchon in den älteſten Sagengedichten geſchildert wird. Die hier beſchriebene Krönung fand Statt im Jahre 1778, zu Maday, an der Küſte Malabar. Hyder Aly hatte das Land zwölf Jahre zuvor erobert, ſeine Beamten hatten ſo übel darin gehauſt, daß er es

rathsam fand, einen einheimischen Fürsten aus dem Geschlecht der Nayren wieder einzusetzen. Dieser sah sich wegen Erschöpfung des Landes außer Stande, den bedungenen Tribut zu bezahlen: man schritt also zu der Krönung, als einem Mittel, sich durch die dabei üblichen Geschenke nicht nur von Unterthanen, sondern auch von auswärtigen Vasallen eine bedeutende Summe zu verschaffen. Die Feyer war majestätisch: während der Weihungsgebräuche, der lautgesprochenen Gebete und Segnungen herrschte die tiefste Stille unter dem versammelten Volke, dann erfolgte ein gewaltiger Jubelruf, und die Huldigung der Anwesenden nach der Reihe. Die goldne Krone des schon bejahrten Königs glich einer Tiare, der Oberpriester streuete auf diese Krone zu dreienmalen geröfteten Reis aus einer silbernen Schüssel. Der Verfasser dieser Beschreibung bemerkt hiebei, das Salben der Könige sey ein vergleichungsweise neuerer Gebrauch, und von den Hebräern entlehnt. Freilich die Ausdrücke für Königsweihe im Sanskrit: Abhishêka, und abhishêchana, würden nicht ganz genau durch Salbung übersetzt werden; sie bedeuten Besprengung mit Weihwasser *). Daß dieser

*) Unter den zur Krönung des Ramas erfoderlichen Sachen wird auch das an dem Zusammenfluß des Ganges und Yamuna geschöpfte Wasser erwähnt. Ramay, II. Sect. 13. Sl. 5. In der dem Ramayana beigefügten Uebersetzung heißt es, Vol. II, p. 188: Rama circumambuting the vessel containing *the sacred oil* prepared for the installation, slowly departed. Aber im Original wird durchaus kein Oel erwähnt:

अभिषेचनिकं भाण्डं कृत्वा रामः प्रदक्षिणं ।

Gebrauch hier wegfiel, konnte eine zufällige Urſache haben: vielleicht fehlte es, ſo weit im Süden, an heiligem Waſſer aus dem Ganges. Jene Wörter können unmöglich ein bloßes Beſtreuen bezeichnen. Dieſes Beſtreuen mit Reis, vermuthlich noch mit andern Beſtandtheilen vermiſcht, möchte ich für ein Arghya-Opfer halten.

In einer zweiten Bemerkung, daß nämlich von Alters her gewiſſe Lehnsverhältniſſe in Indien gegolten haben, ſtimme ich dem Beſchreiber vollkommen bei. Auch im Ramayana erſcheinen benachbarte und ſogar barbariſche Könige zu der nachher hintertriebenen Krönung des Ramas *). Die Bewirthung der weit her aus der ganzen Umgegend in großer Menge verſammelten Brahmanen in eigens dazu errichteten hölzernen Gebäuden wird hier ebenfalls gerade ſo geſchildert, wie bei dem Pferdeopfer im Ramayana. Ueberall die Vorzeit in der Gegenwart!

Dieß muß meines Erachtens vielmehr überſetzt werden: „Ramas umwandelte das mit Weihwaſſer angefüllte Gefäß.“

**) Ramay. II, Sect. 2, Sl. 25.

XI.

Ueber die in der Sanskrit-Sprache durch die Suffixa या und य gebildeten Verbalformen.

Von
Hrn. Staatsminister Freiherrn von Humboldt.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Die Neigung, welche ein so scharfsinniger Denker und umfassender Sprachkenner, als der Verfasser der folgenden Abhandlung ist, dem Studium des Sanskrit zugewendet, ist von glücklicher Vorbedeutung für dessen allgemeines Gedeihen; noch mehr die hiebei gewonnene Ueberzeugung, welche er schriftlich gegen mich äußerte: „daß ohne möglichst gründliches Studium des Sanskrit weder in der Sprachkunde, noch in derjenigen Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das mindeste auszurichten sey.“

Den beiden durch so mannichfaltige Auszeichnungen erlauchten Brüdern scheint es eigenthümlich zu seyn, im Gebiet der Wissenschaft noch unbekannte Regionen zu besuchen, und der Forschung neue Bahnen zu öffnen. Man darf die vergleichende Sprachkunde wohl eine neue erst im Entstehen begriffene Wissenschaft nennen. Hr. Wilhelm von Humboldt hat, in seiner Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium

in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung (in den Schriften der Königlich Preußischen Akademie) alle, auch die verwickeltsten Aufgaben jener Wissenschaft mit großer Klarheit und gedrängter Kürze aufgestellt; er hat in seiner Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Baskischen Sprache, gezeigt, wie ein geschichtliches Bruchstück der Vorzeit, die geographischen Namen eines Landes, aus der noch lebenden Mundart von Abkömmlingen seiner alten Bewohner, mit kritischer Vorsicht zu deuten ist; und von seiner ausführlichen Vergleichung einer großen Zahl Americanischer Sprachen, woran er seit geraumer Zeit arbeitet, stehen sehr wichtige Aufschlüsse über eine Sprachfamilie zu erwarten, welche einer ganz andern psychologischen Sphäre angehört, als die bekanntesten Sprachen der alten Welt.

Durch die gegenwärtige Abhandlung nun, deren Gegenstand eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Wortfügungen des Sanskrit ist, liefert der Verfasser einen Beitrag zur Syntaxis dieser Sprache: einer Lehre, welche bis jetzt nach dem Maaßstabe unsrer Griechischen und Lateinischen Grammatiken noch nicht bearbeitet worden ist. Denn in den wenigen Blättern unter dieser Ueberschrift bei Carey und Wilkins sind bloß die allgemeinsten Züge entworfen: die dort gegebenen Regeln möchten schwerlich selbst nur für die Auslegung ausreichen; geschweige denn für die Entscheidung in verwickelten Fällen, ob diese oder jene Wendung und Verbindung grammatisch richtig wenn auch ungewöhnlich sey, oder ob sie als eine verderbte Lesart verworfen werden müsse?

Der Verfasser hat zuvörderst die Thatsache des Sprachgebrauchs in ihrem ganzen Umfang aufgefaßt und zergliedert; dann ist er in der Theorie zurückgegangen, um in dem System allgemeiner Begriffe denjenigen auszumitteln, welcher dieser Erscheinung am vollkommensten entspricht. Es wäre unverzeihlich, den Gang einer solchen Untersuchung, welche, unabhängig von ihrem Gehalt, schon durch die befolgte wissenschaft-

liche Methode anziehend ist, durch Einwendungen zu unterbrechen, wenn man auch hier und da eine abweichende Ansicht hätte; und ich werde nicht versuchen, eine frühere Aeusserung über jene Formen des Sanskrit (Ind. Bibl. Th. 1, S. 124, 125) gegen eine aus der Tiefe der Theorie geschöpfte Entscheidung, wodurch ich mich vielfach belehrt sehe, zu vertheidigen. Einige Gedanken, die ich über das Verhältniß der allgemeinen Sprachlehre zu den Special-Grammatiken, und über die Bedürfnisse der Terminologie für beide vorzutragen habe, mögen am Schluß der Abhandlung ihre Stelle finden. Die mit Genehmigung des verehrten Verfassers beigefügten Anmerkungen betreffen bloß den bearbeiteten Stoff, nämlich die Richtigkeit der Lesearten in den angeführten Beispielen. Hr. von Humboldt hat erst seit seiner Zurückkunft nach Deutschland das Sanskrit zu erlernen angefangen, folglich keine Gelegenheit gehabt Handschriften zu benutzen, sondern sich an die bisherigen Ausgaben gedruckter Bücher halten müssen, deren Texte nicht überall so gereinigt sind, wie es zu wünschen wäre.

---

§. 1.

Wenn man die grammatischen Formen verschiedener Sprachen mit Rücksicht auf das vergleichende Sprachstudium untersucht, läuft man leicht Gefahr auf zwei Abwege zu gerathen, indem man entweder diese Formen gänzlich nach ähnlichen bekannter Sprachen beurtheilt, und sie, einzelner Abweichungen ungeachtet, mit denselben Namen belegt, oder sie, als ganz abgesondert dastehend, außer aller Verbindung mit andern Sprachen betrachtet. Das erstere dieser beiden, gleich nachtheiligen Verfahren hindert,

jede Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, das letztere, aus allen allgemeine, für das Ganze der Sprachwissenschaft wichtige Folgerungen zu ziehen. Man vermeidet aber diese beiden Abwege, wenn man, von den Begriffen und Forderungen der allgemeinen Grammatik ausgehend, die Zergliederung des Baues jeder einzelnen Sprache beständig auf diesen Mittelpunkt aller zurückführt, und auf diese Weise die Verschiedenheiten, welche die Eigenthümlichkeit jeder Nation hervorbringt, in ein richtiges Verhältniß zu den allgemeinen Bedingungen des Sprechens überhaupt stellt.

Es schien mir nothwendig, diese allgemeine Betrachtung vorauszuschicken, ehe ich in die Erörterung der oben angegebenen Sanskritischen Formen einginge, da sie zu derselben gleich passend ist, man möge die Erörterung als einen einzelnen Beleg zu der allgemeinen Behauptung ansehen, oder in dieser einen sichernden Leitfaden bei jener finden.

Um aber jede voreilige Bestimmung zu vermeiden, werde ich damit anfangen, die Fälle möglichst vollständig aufzuzählen, in welchen sich die in त्वा und य auslautenden Formen vorfinden, und erst nachher untersuchen, welche Natur sie an sich tragen, und mit welchen anderer Sprachen sie zu derselben Gattung gehören?

So viel indeß kann und muß über ihre Natur schon hier vorausgeschickt werden, daß sie dazu dienen, zwei Sätze dergestalt in Einen zu verbinden, daß der in ihnen enthaltene in der Ideenreihe (nicht gerade in der Rede, da sie bisweilen nachstehen, noch in der dargestellten Wirklichkeit, da dies erst erörtert werden soll) als den anderen einführend

und bestimmend vorausgeht, nicht, als von ihm bestimmt, nachfolgt. Alles Uebrige bleibt der Untersuchung vorbehalten.

Sollte man dieser schon dadurch vorgegriffen glauben, daß sie in der Ueberschrift Verbalformen genannt sind, so möge man auch dies aufheben. Ich habe es nur gethan, weil sie schon bisher allgemein dafür galten und sich daher auf diese Weise bestimmter bezeichnen lasse.

Diese Benennung rechtfertigt sich überdies auch dadurch, daß der von diesen Formen regierte Casus immer, nie bei dem Verbum, der Accusativ, niemals, wie beim Nomen, der Genitiv ist.

Daß die hier gemeinte in त auslaufende Verbalform (da es noch andere mit diesem Suffixum giebt) sich von der in त्वा bloß dadurch unterscheidet, daß nur mit Präpositionen und einigen andern Indeclinabilien verbundene Wurzeln sie annehmen, bemerke ich für diejenigen, welche, ohne selbst des Sanskrit kundig zu seyn, diesen Blättern nur aus allgemeinem Interesse an dem Sprachstudium ihre Aufmerksamkeit schenken sollten. Aus dem gleichen Grunde habe ich die in der Originalsprache angeführten Stellen immer mit einer möglichst wörtlichen Uebersetzung versehen.

Erinnern muß ich hier noch, daß es außer jenen beiden Formen, eine dritte, gewöhnlich nur mit Wiederholung gebrauchte giebt, die sich in य endigt. Da in der Bedeutung und dem Gebrauche kein wesentlicher Unterschied zwischen ihr und den andern zu liegen scheint, so werde ich dieselbe in dem Laufe der Abhandlung übergehen, und ihrer nur am Ende bei Gelegenheit der äußeren grammatischen Bildung wieder gedenken.

§. 2.

Da diese Verbalformen durchaus nach der Natur verbundener Sätze beurtheilt werden müssen, so kommt es bei denselben am meisten darauf an, ob die Verbalform und das Verbum des Satzes von demselben Subjecte regiert werden, oder ob ein doppeltes Subject entweder wirklich vorhanden ist, oder doch hinzugedacht werden muß?

In jedem dieser Fälle steht alsdann das Subject entweder im Nominativ, und bezieht sich daher auf ein Verbum activum, oder im Instrumentalis, und bezieht sich auf ein Verbum passivum. Das letztere ist vorzüglich häufig der Fall, da sich die Sanskritsprache häufiger, als die Griechische, Lateinische und Deutsche, statt des Activum, des Participium des Passivum, mit hinzugefügtem, oder ausgelassenem Verbum substantivum bedient.

A.

Der gewöhnlichste Fall ist der, daß das Subject sich auf das, den Hauptsatz bildende Verbum bezieht, die Verbalform gewissermaßen einen Zwischensatz ausmacht, und füglich, (wenn die Interpunction nicht in der Sanskritsprache durch das Uebergehen der Buchstaben in einander fast unmöglich gemacht würde) zwischen zwei Kommate gestellt werden könnte. Eben dies Subject geht alsdann, dem Sinne nach, allerdings auch auf die Verbalform, aber nur dem Sinne nach, und nur insofern, als diese kein eignes Subject hat, oder voraussetzt. Denn der Construction nach, ist zwischen dem Subject und der Verbalform in diesem Fall keine unmittelbare Beziehung vorhanden.

Hitôpadêsa (ed. of Lond.) p. 11. lin. 16. 17.

हिरण्यकः विवरं कृत्वा निवसति । 1

Hiranyakas, nach dem eine Höle-Machen, bewohnt ſit.

Der Nominativus bezieht ſich hier geradezu auf die dritte Perſon des Verbum. Die Verbalform mit dem von ihr regierten Accuſativ bildet einen Zwiſchenſatz, und bedarf grammatiſch durchaus nicht der wiederholten Beziehung des Nominativus auf dieſelbe.

Dies iſt noch ſinnlicher in die Augen fallend, wo der Nominativus ſich unmittelbar an das Verbum knüpft, und beide der Verbalform nachfolgen.

Hitop. p. 14. lin. 2. 3.

एतच्छ्रुत्वा हिरण्यकोऽपि विवराभ्यन्तरादाह । 2

Nach Hörung von dieſem, ſagte Hiranyakas auch aus dem Inneren ſeiner Höle.

Daher kann auch das Subject ganz fehlen, und aus dem vorhergehenden Satze auf den folgenden bezogen werden müſſen.

So Hitop. p. 14. l. 13. 14.

इत्यालोच्योपसृत्याब्रवीत । 3

Nachdem er dies überlegt hatte und hinzugegangen war, oder: nach dem Ueberlegen und Hingehen, ſagte er.

Das Subject liegt hier nur in der Endung der dritten Perſon, und muß aus dem vorhergehenden Satze, in welchem von einem Schakal die Rede iſt, ergänzt werden.

Wenn das Subject im Inſtrumentalis ſteht, findet im Ganzen dieſelbe Vorſtellungsweiſe Statt.

Hitop. p. 13. l. 10. 11.

4 एवमुक्ता तेन सर्वेषां बन्धनानि छिन्नानि ।

Nach diesem Sagen, wurden durch ihn aller Bande zernagt.

Der Instrumentalis kann hier ganz allein auf das Participium passivum bezogen werden, und muß es sogar; und wenn man auch allerdings ihn wieder in Gedanken zu der Verbalform ziehen, und übersetzen kann: »da also durch ihn gesprochen worden war,« oder: »nach dem also durch ihn Sprechen,« so kann man auch die Verbalform ganz allgemein nehmen, und übersetzen: nach dem also Sprechen, nach diesen Worten.

Ebenso ist die Stelle im Hitop. p. 15. l. 3. 4.

5 ततस्तमायान्तं दृष्ट्वा पक्षिशावकैर्भयार्तैः
कोलाहलः कृतः ।

Darauf, bei dem Erblicken ihres (der Katze) Herannahens, wurde von den, von Furcht ergriffenen Jungen der Vögel ein Gekreisch gemacht.

Hier ist offenbar die Hauptidee, daß das Geräusch von den jungen Vögeln gemacht wurde; daß sie es auch waren, welche die Katze herankommen sahen, versteht sich so sehr von selbst, daß die Verbalform, ohne ausdrückliche Wiederholung des Subjects in Gedanken, allgemein genommen werden kann.

Indeß kommen bei dieser Constructionsart auch häufige Beispiele vor, wo man, sowohl durch den Sinn, als die Wortstellung darauf gebracht werden kann, den Instrumentalis ausdrücklich lieber auf die Verbalform zu beziehen,

und ihn bei dem, die Stelle des Verbum vertretenden Participium bloß in Gedanken zu wiederholen.

Hitop. p 17. l. 4. 5.

इति सर्वैः पक्षिभिर्निश्चित्य गृध्रो व्यापादितः । 6

Da von allen Vögeln also beschlossen wurde, wurde der Geier getödtet.

Gingen die unterstrichenen Worte hier hauptsächlich auf das Tödten, so wäre allen ein müßiger Zusatz. Allein weil von allen so beschlossen wurde, mußte der Geier sterben, indem keiner ihn in Schutz nahm.

In den meisten Fällen kann der Instrumentalis, auch wenn er vorn steht, gleich natürlich auf das Participium passivum bezogen, und die Verbalform allgemein genommen werden.

Hitop. p. 28. l. 1. 2.

तेनाधीतं श्रुतं तेन तेन सर्वमनुष्ठितं । 7

येनाशाः पृष्ठतः कृत्वा नैराश्यमवलम्बितं ॥

Durch den ist gelesen, gehört durch den, durch den allem nachgelebt,

Von welchem, nach rückwärts geworfenen Hoffnungen, sich auf Hoffnungslosigkeit gestützt wird.

Es ließen sich aus wenigen Blättern desselben Buchs eine große Menge von Stellen den hier erwähnten anreihen, theils solche, wo das Subject offenbar zunächst mit dem Verbum verknüpft ist; (p. 19. l. 9. 15. p. 25. l. 12. 13. p. 26. l. 7.) theils solche, wo es natürlicher ist, es, dem Sinne nach, mit der Verbalform zu verbinden. (p. 33. l. 12. 13. p. 17. l. 20. p. 29. l. 26. u. f.) Es würde aber unnütz seyn, Stellen zu häufen, die, bei

dem beſtändigen Gebrauch dieſer Verbalformen, auf allen Seiten vorkommen.

Nur eine verdient herausgehoben zu werden, in welcher es in der That hart ſcheint, den Inſtrumentalis mit dem, das Verbum vertretenden Participium zu verbinden, und wo es ausſchließlich der Verbalform anzugehören ſcheint.

Hitop. p. 34. l. 4. 5. Es iſt von einem Fürſten die Rede, der ſeinen Aufenthalt an einem Ort aufgeſchlagen hat:

8 प्रातश्च तेनात्रागत्य कर्पूरसरःसमीपे भवितव्यं ।

Und am Morgen, wenn durch ihn dort hingegangen ſeyn wird (nach dem Hingehen durch ihn) ſoll in der Nähe des Karpura-Sees geblieben werden;

wörtlich: iſt zu ſeyn; das ſogenannte Part. fut. passiv. (Wilkins Gr. §. 713) Das Verbum ſeyn (hier im Begriffe von ſich aufhalten, ſich befinden) bedarf hier der Hinzufügung des Subjects nicht, und verbindet ſich nicht einmal, ohne Härte, mit dem Inſtrumentalis: »es iſt durch ihn zu ſeyn.«

In dem paſſiven Ausdruck ſteht auch die Verbalform oft ganz unperſönlich.

Hitop. p. 9. l. 12.

सुचिन्त्य चोक्तं सुविचार्य यत् कृतं ।

Das nach richtiger Ueberlegung Geſprochene, was nach richtiger Erwägung gethan iſt

So lange indeß das Subject der Verbalform, und das Verbum daſſelbe bleibt, verändert ſich die Conſtruction nie weſentlich. Es muß dies Subject immer zu beiden Redetheilen in Gedanken hinzugenommen werden, es mag

ſich nun ausdrücklich mehr auf den einen, oder den andern beziehen. Indeß iſt doch der Unterſchied zwiſchen dem activen und paſſiven Ausdruck der Sätze (mit dem Nominativus oder Inſtrumentalis) immer darin fühlbar, daß man bei dem letzten ſehr oft zweifelhaft ſeyn kann, ob das Subject nicht, auch grammatiſch, beſſer zur Verbalform gehört, da bei dem activen Ausdruck der Nominativus geradezu das Verbum beſtimmt, und die Verbalform für ſich, und mit den von ihr regierten Worten, als ein Zwiſchenſatz, ſtehen bleibt.

B.

Wenn das Subject nicht daſſelbe iſt, ſo hat die Verbalform entweder ein ausdrücklich, in einem eigenen Subſtantivum, oder Pronomen hinzugefügtes, oder daſſelbe muß bloß in Gedanken ergänzt werden. Der letztere Fall ſteht dem vorigen näher, da das ausdrücklich erwähnte Subject in ihm das Hauptverbum des Satzes allein beſtimmt, und ich fange bei demſelben an.

a. Activer Ausdruck, wo das Subject im Nominativus ſteht.

Hier finden ſich zuerſt Stellen, wo das Subject zwar, wenn man auf die gemeinte Perſon, oder Sache ſieht, daſſelbe bleibt, wo es aber auf eine Weiſe, durch Bezeichnung einer ſeiner phyſiſchen oder moraliſchen Eigenſchaften, angedeutet iſt, auf welche die in der Verbalform liegende Handlung nicht paßt, ſo daß man in Gedanken zu dieſer nicht die ausgedrückte Eigenſchaft, ſondern die ganze Perſon beziehen muß.

Ramayana Book I, Sect. 2, Sl. 16.

10 तं तथा निहतं दृष्ट्वा निषादेनाण्डजं वने ।
मुनेः शिष्यसखायस्य कारुण्यं समजायत ॥

Den also im Walde von dem wilden Jäger erschlagenen Eigeborenen sehend,
Entstand das Mitleid des schülerbegleiteten Heiligen.

Ramay. B. I. Sect. 2, Sl. 19.

11 तस्येदमुक्ता वचनं चिन्ताभूत् ।

Diese Rede gesagt habend, war sein Gedanke.

Ramay. B. I. Sect. 3, Sl. 67. a.

12 रामस्य कोपं विज्ञाय लक्ष्मणस्य च संभ्रमः ॥

Lakshmanas Verwirrung nach Erkennung des Zornes des Ramas.

Hier paßt das Subject des Verbum nicht zu der in der Verbalform ausgedrückten Handlung, da z. B. es nicht das Mitleid, sondern der Bemitleidende ist, welcher sieht. Man muß also in Gedanken ein andres, nur bloß der Verbalform eigenes Subject ergänzen, oder die letztere ganz allgemein nehmen, und im obigen Beispiel: »bei dem Anblick« u. s. f. übersetzen.

Durchaus ähnlich ist folgende Stelle des Hitop. p. 24. l. 18. 19.

13 सुवेशं पुरुषं दृष्ट्वा भ्रातरं यदि वा सुतं ।
योनिः क्लिद्यति नारीणां सत्यं सत्यं हि नारद ॥

und des Nalus XII. 72. 73.

दृष्ट्वैव ते परं रूपं --- विस्मयो नः समुत्थितः । 14

Im Sehen deiner ausnehmenden Schönheit ist unsere Bewunderung entstanden.

Bisweilen ist das Subject des Hauptverbum ein durchaus verschiedenes, so daß das der Verbalform nur aus dem Sinne und dem Zusammenhange erkannt werden kann.

Hitop. p. 8. l. 27.

Ein alter Tiger hat einen Mann in einen Morast gelockt. Als er darin steckt, sagt der Tiger spöttisch, daß er ihn herausziehen will, dann fähret der Erzähler fort:

इत्युक्त्वा शनैः शनैरुपगम्य तेन व्याघ्रेण धृतः स 15
पान्थो ऽचिन्तयत् ।

Nachdem er (nemlich der Tiger) also gesprochen hatte, und langsam, langsam herangekommen war, überlegte der von dem Tiger festgehaltene Wanderer.

Der Tiger ist hier offenbar das Subject des ersten Satzes, und man muß daher die Verbalform sehr eng mit den unterstrichenen Worten verbinden, um einen sonst leicht möglichen Misverstand zu verhüten.

Bisweilen ist zwar offenbar bei der Verbalform nicht das Subject des Hauptsatzes gemeint, allein man braucht auch kein andres bestimmtes im Sinn zu haben, sondern die Verbalform steht unpersönlich da.

So Nalus XII. 81. 83.

16 स -- आहूय -- देवनकुशलेनोक्तेर्जितः ।

Er wurde, nach einer Herausforderung, von des Spieles Kundigen, verkehrten Menschen besiegt.

Aus dem Zusammenhange dieser Stelle und der Erzählung der früheren Gesänge geht hervor, daß Nalas, von dem hier die Rede ist, nicht zum Spiele herausforderte, sondern von seinem Bruder Pushkaras (VII. 7.) herausgefordert wurde. Hier aber ist dieser nicht genannt, sondern die Herausforderung allgemein, und ohne Andeutung ihres Urhebers, erwähnt.

An diese Stelle schließt sich eine andre an, auf die ich allerdings weniger Gewicht lege, weil sie auf einer Lesart der Seramporer Ausgabe des Hitopadeśa beruht, die in der Londoner sich anders befindet. Es läßt sich aber bei solchen Verschiedenheiten der Lesarten wohl annehmen, daß keine dem Genius der Sprache für ganz zuwiderlaufend gehalten wurde. Hitop. ed. of Seramp. p. 7, l. 3.

17 ततः संजीवक आनीय दर्शनं कारितः ।

Darauf wurde Sanjivakas, nachdem man ihn dahin geführt hatte, des Anblickes (nämlich des Löwen) theilhaftig gemacht.

Hier ist das Subject des die Stelle des Verbum finitum vertretenden Participium, Sanjivakas. Derselbe kann aber nicht das Subject der Verbalform sein, sondern diese steht unpersönlich, oder müßte, was in andere Schwierigkeiten verwickelt, passiv übersetzt werden.

Hitôp. ed. of Lond. p. 54. l. 18. 19 lieſt man dagegen:

ततः संजीवकमानीय दर्शनं कारितवन्तौ ।

Darauf machten die beiden (nämlich Damanakas und Karatakas) den Sanjivakas, ihn hinzuführend, des Anblicks theilhaftig.

Hier iſt die Conſtruction ganz gewöhnlich, und Verbalform und Verbum finitum, oder vielmehr das an deſſen Stelle ſtehende Part. praet. 3. act. haben daſſelbe nur nicht ausdrücklich genannte Subject *).

In einigen Stellen bleibt man zweifelhaft, welches Subject man verſtehen ſoll, ob das aus dem unmittelbar Vorhergehenden zu entnehmende, oder das des Hauptverbum.

So Nalus XIV. 10.

Der Drache Karkotakas hat ſich ganz klein zuſammengerollt, und Nalas hat ſich mit ihm in die feuerloſe Gegend erhoben. Nun fährt der Dichter fort:

*) Die Pariſer Handſchrift giebt hier eine ganz andre und, wie mich dünkt, weit vorzüglichere Leſeart:

ततस्ताभ्यां संजीवकं समानीय राज्ञो दर्शनं कारितं ।

Die Seramporer Leſeart iſt meines Erachtens grammatiſch durchaus nicht zu rechtfertigen. In der Londoner Ausgabe fehlt wenigſtens राज्ञो welches ich als den Genitivus commodi erkläre: Deinde ab ambobus istis, (thoïbus) bove Sanjivaka adducto, regi (i. e. leoni) conspectus eius exhibitus; nicht umgekehrt, als ob ſie den Ochſen hätten des Löwen anſichtig werden laſſen.

Anm. d. Hg.

18 आकाशदेशमासाद्य विमुक्तं कृष्णवर्त्मना ।
उत्सृष्टुकामं तं नागः पुनः कर्कोटको ऽब्रवीत् ॥

Da er die Gegend des Aethers erreicht hatte, die von Feuer befreite,
Sagte der Drache Karkotakas wiederum zu ihm, der Luft hatte, ihn los zu lassen.

Auf wen geht hier das unterstrichene Pronomen? auf Nalas, oder den Drachen? Beide erreichen mit einander den Aether. Aber richtiger wird dieses Wort und noch mehr das des Textes, welches von वह् gehen, herkommt, von dem Tragenden, als dem Getragenen gebraucht. Dagegen läuft die Construction der Verbalform natürlicher fort, wenn, wie ich es für die wahre Auslegung halte, in beiden Versen der Drache gemeint ist. *)

Indeß darf man nicht vergessen, daß es hier gar nicht nöthig war, gerade zu bestimmen, wer den Aether erreichte, da beide es thaten, und daß dies eine der Stellen ist, aus welchen man sieht, daß diejenige Erklärung der Verbalform die richtigere ist, welche der Hinzusetzung

*) Hiemit bin ich ganz einverstanden, glaube aber, daß आसाद्य eben so wohl von dem Getragenen als dem Tragenden gesagt werden kann: es heißt nichts weiter als hingelangt; die Art wie die Bewegung bewerkstelligt worden, ist dabei gleichgültig. Ich wünschte, विमुक्तः statt विमुक्तं lesen zu dürfen, um den ganzen ersten Vers auf den Drachen zu beziehen, und die richtig bemerkte Zweideutigkeit zu heben.

Anm. d. Hg.

eines beſtimmten Subjects überhebt. Ich würde daher hier folgende Ueberſetzung vorziehen: nach dem Erreichen der Gegend u. ſ. w.

Auch die Stelle des Nal. XI. 4. 5. würde nach der Boppiſchen Ueberſetzung hieher gehören.

कथमुक्ता तथा सत्यं सुप्तामुत्सृज्य कानने । 19
कथमुत्सृज्य गन्तासि दक्षां भार्यामनुव्रतां ॥

Hr. Profeſſor Bopp überſetzt den erſten Vers: Quomodo, (quod) dixisti, ita verum, dormientem quum reliquisti in sylva? Hier wäre alſo est bei verum ausgelaſſen, und das Subject des Verbum die dritte Perſon, das Geſagte, das Subject der Verbalform aber die zweite. Allein ich geſtehe, daß mich dieſe Erklärung nicht ganz befriedigt *), da es, bei dieſer Art zu conſtruiren, gänzlich an einem Hauptworte fehlt, worauf ſich das Adjectivum wahr beziehen kann. Denn die Verbalform kann doch nicht als das Geſagte genommen werden, und wenn man genau zu Werke geht, kann man

*) Auch mir iſt in dieſen Zeilen verſchiedenes verdächtig, und die Schwierigkeiten, welche der Vf. treffend bemerkt, ſcheinen mir ohne veränderte Leſeart unauflöslich. Durch eine ſolche Gewiſſenhaftigkeit in der Auslegung werden wir jedoch wahrhaft gefördert. Ich vermuthe, daß an der Ordnung etwas verrückt iſt: man verſuche nur, die beiden Diſtiche 4 und 5 ihre Stellen mit einander vertauſchen zu laſſen, ſo wird dem jetzt auffallenden Unzuſammenhange ſo ziemlich abgeholfen ſeyn.

Anm. d. Hg.

nur übersetzen: wie, nach der Sagung, also wahr nach dem Verlassen der Schlafenden?

Die Worte des Scholiasten: »Was bei der Heirathswahl gesagt war: Ich werde dich nicht verlassen! Also,« entscheiden wohl über die Construction der Stelle nichts, sondern erläutern nur, welche Versicherung gemeint ist. Sollte man nicht beide Verse zusammennehmen, सत्यं adverbialiter fassen, und übersetzen können:

Wie, wenn du also wahr geredet hast, verlassend im Walde die Schlafende,
Wie verlassend die treue, ergebene Gattin wirst du hingehn?

Die unterstrichenen Worte wären dann eine im Affect geschehene Wiederholung. In der ganzen Stelle scheint mir eine Steigerung der Ideen zu liegen. Wenn du wahr redetest, wie konntest du verlassen, und nachdem du verlassen hattest, weiter gehn, und nicht zurückkehren? Diese verschiedenen Sätze sind durch die Verbalformen leidenschaftlich an einander gekettet. Daß ich die erste mit wenn übersetzte, erträgt die Unbestimmtheit des Ausdrucks der Verbalform sehr gut, denn sie sagt nichts als: bei deinem wahrhaft Reden. Im Grunde ist auch wenn hier zu unbestimmt. Die Versicherungen des Nalas trugen so das Gepräge der Wahrheit, und Damayanti hält dieselben noch jetzt, trotz der widersprechenden Handlung, für so wahr, daß sie sich nur wundert, wie dieser Widerspruch zu reimen ist.

b. Paſſiver Ausdruck.

Hitop. p. 7. l. 2.

उत्थायोत्थाय बोद्धव्यं महद्भयमुपस्थितं । 20

Jedesmal beim Aufſtehen muß man erkennen eine große ſich erhebende Beſorgniß.

Hier iſt der Ausdruck, wie wir ihn auch ſchon im Vorigen gefunden haben, unperſönlich, aber es ſcheint immer hervorzugehen, daß das Subject, auf welches das Erkennen geht, von demjenigen verſchieden iſt, dem das Aufſtehen zugeſchrieben wird *).

In einer andern Stelle des Hitop. p. 25. l. g. 10. ſcheint das Subject gleichfalls zu wechſeln:

ततस्तया कुट्टिन्या तत्कारणं ज्ञारं परिज्ञाय सा 21
लीलावती गुप्तेन दण्डेन दण्डिता ।

Darauf wurde Lilavati, vermittelſt der den Buhlen, welcher die Schuld davon trug, erkannt habenden Kupplerin mit heimlicher Züchtigung gezüchtigt.

Die Verbalform geht hier offenbar nicht auf die Geſtrafte, welche das grammatiſche Subject des Hauptſatzes

*) Wilkins überſetzt: Every time we rise, great fear is to be apprehended; er nimmt alſo ebenfalls भयं für den Nominativ des Hauptſatzes. Ich würde dagegen überſetzen: Quotiescunque surrexeris, cogitandum: *Ingens periculum imminet.* Alsdann macht das zweite Hemiſtichium einen beſondern Satz aus; es iſt der in die Form einer Rede eingekleidete Gedanke, den man beim Aufſtehen haben ſoll; und die Zeitwörter des erſten Satzes werden beide unperſönlich verſtanden.

Anm. d. Hg.

ausmacht, sondern auf die Kupplerin. Diese steht im Instrumentalis, und dieser Instrumentalis bezieht sich auf das Verbum finitum, nicht zwar in dem Sinn, daß sie die Strafe verhängte oder vollzog, aber daß sie, und ihre Erkennung des Buhlen dieselbe herbeiführte *).

Auch eine Stelle im Nal. XIV. 17. scheint hieher zu gehören. Der Drache sagt zu Nalas:

22 क्रोधादसूययित्वा तं रक्षा मे भवतः कृता ।

Da ich im Zorne den verflucht habe, ist deine Rettung von mir gemacht worden.

Denn in der Verbalform ist das Subject die Schlange, und in dem als Verbum finitum dienenden Participium ein sich auf Nalas beziehendes Abstractum. Ich finde indeß doch Bedenken, diese beiden Stellen hier anzuführen. Der Passiv-Ausdruck dreht allemal den Activ-Ausdruck

*) Diese Erzählung ist, vermuthlich durch Abkürzung, etwas dunkel geworden. Nach अचिक्षपत् ist ausgemacht etwas ausgefallen, entweder ein Distichon oder eine prosaische Rede. Der vorhergehende Spruch über die Schlauheit der Frauen könnte hier schicklich eingeschaltet werden; auch in der freilich lückenhaften und verwirrten Handschrift, welche Wilkins bei seiner Uebersetzung zum Grunde legte, stand er an einer andern Stelle. Die angeführten Worte übersetze ich so: »Hierauf, da von der Kupplerin bemerkt worden war, daß »der Liebhaber die Ursache der Umarmung sey, wurde »Lilavati mit einer heimlichen Ruthe gezüchtigt;« d. h. wie Wilkins ganz richtig erklärt, she was obliged to silence the woman with hush money.

Anm. d. Hgb.

gerade um, und macht das Object zum Subject. Dem Sinne (nicht der wörtlichen Construction) nach, sind also auch bei dem Participium hier die Kupplerin und die Schlange das eigentliche Subject, und das sich hier auf die letztere beziehende Pronomen मे kann, der Analogie andrer Stellen nach, auch auf die Verbalform bezogen werden. Stände statt des Dativus मे, der Instrumentalis मया, so könnte hierüber nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben. Indeß ist auch kein Grund abzusehen, warum, wenn das Participium passivum, um das wirkende Subject auszudrücken, den Dativus annehmen kann, dies nicht derselbe Fall mit der Verbalform seyn sollte. Daß aber der Dativ statt des Instrumentalis gebraucht wird, läßt sich durch andre Stellen beweisen. Vgl. Ramay. B. I, S. 9, sl. 2. a. *).

C.

Daß die Verbalform ein ausdrückliches Subject mit sich führe, welches nicht zugleich mit auf das Verbum, das den ganzen Satz bildet, bezogen werden kann, kommt zwar vor, aber nur sehr selten, und ich habe nur sehr wenige Beispiele finden können, welche keine andre Erklärungsart, oder Construction zuließen. Es ist gewiß, daß sich diese Vorstellung auch am meisten von demjenigen Gebrauch der Verbalform entfernt, den wir oben, als den gewöhnlichsten und natürlichsten, erkannt haben. Bei

*) Ich halte in beiden Stellen das मे nicht für den Dativ, sondern für den gleichlautenden Genitiv.
Anm. d. Hgb.

diesem nämlich bildete die Verbalform einen bloßen Zwischensatz, der sich an das Subject und das Verbum des Hauptsatzes anschloß; wenn sie mit einem eigenen, von dem des Hauptsatzes verschiedenen, Subject ausgestattet wird, so entsteht durch sie ein vollständiger Satz, und sie kann sich dem andern nicht mehr gleich geschmeidig anfügen.

Hitop. p. 35, l. 12. 13.

23 ततो दूती गत्वा तत् सर्वं तुङ्गबलस्याग्रे निवेदितं

Darauf da die Botin gegangen (gekommen) war, ward dies alles vor dem Tungabalas gemeldet.

Die Seramporer Ausgabe hat aber hier eine andre Lesart. Sie setzt statt des Nominativs दूती den Instrumentalis दूतिकया und verändert mithin die sehr ungewöhnliche Construction in eine gewöhnliche, wo der Instrumentalis sich auf das Participium passivum bezieht, welches mit ausgelassenem Verbum substantivum den Satz bildet, und die Verbalform nur dazwischen geschoben ist.

Darauf wurde von der Botin, nach ihrem Dahingehen, dies alles u. s. w.

Da es aber viel wahrscheinlicher ist, daß die seltnere Wortstellung in die gewöhnlichere, als umgekehrt, umgeändert wurde, so dürfte der Lesart der Londoner Ausgabe der Vorzug zu geben seyn *).

*) Nach meinen Erfahrungen wird durch obige Voraussetzung den Indischen Abschreibern zu viel Ehre erzeigt: sie haben nur allzu oft das ganz ungrammatische gedankenlos hingeschrieben. Ich kann nicht umhin, die Lesart der Londoner Ausgabe für fehlerhaft zu erklären. In der

Nalas V. 34. 35.

दमयन्तीं तथा वाग्भिरभिनन्द्य कृताञ्जलिः । 24
तौ परस्परतः प्रीतौ दृष्ट्वा त्वग्निपुरोगमान् ॥
तानेव शरणं देवान् जग्मतुर्मनसा तदा ।

Da er, die Hände zuſammen gefaltet, alſo mit ſeinen Worten die Damayanti erheitert hatte,
So wendeten ſich beide, frölich gegenſeitig durch einander, ſehend die vom Agnis Geführten,
Auch alſo im Geiſt um Schutz zu den Göttern.

Hier ſteht die Verbalform zweimal; zunächſt dem Verbum hat ſie mit demſelben daſſelbe im Dualis ſtehende Subject, allein das erſtemal bezieht ſie ſich nur auf eine der beiden im Verbum gemeinten Perſonen, und dieſe ſteht in Form eines Adjectivs neben ihr. Dies Adjectivum कृताञ्जलिः drückt zwar nur die Art und Weiſe der Stellung des Nalas aus, und hat hier gewiſſermaßen nur die Bedeutung eines Adverbium. Man kann auch dabei भूत्वा im Seyn, ſeyend, ergänzen, ſo wie dies Nal. XIV. 4. a. wirklich mit einem ganz ähnlichen Worte (प्राञ्जलिर्भूत्वा) verbunden iſt. Dann entſteht ein neuer Zwiſchenſatz, in welchem das Adjectiv nicht das Subject, ſondern das Prädicat ausmacht. Allein wie man ſich drehen und wenden möge, ſo bleibt es immer richtig, daß

Pariſer Handſchrift ſteht दृष्ट्वा, was im weſentlichen mit der Seramporer Leſeart übereinſtimmt, und ſie beſtätigt.

Anm. d. Hgb.

in dem erſten dieſer drei Verſe nur von Nalas allein, in den beiden letzten von ihm und Damayanti zugleich die Rede iſt, und daß Nalas durch ein, ſich bloß auf ihn beziehendes im Nominativ ſtehendes Adjectivum eingeführt wird. Die Conſtruction würde alſo, wenn auch das Adjectivum durch Ergänzung einer andern Verbalform gänzlich zum Adverbium gemacht würde, immer zu dem zweiten Fall gehören, wo das Subject wechſelt, und der ausdrücklichen unveränderten Wortſtellung nach, entfernt ſich dieſe Stelle noch weiter von der gewöhnlichen Conſtruction, und wird der in der Londoner Ausgabe des Hitopadeſa (Beiſp. 23) gleich.

Hitop. p. 54. l. 16. 17.

25 ततो वानरैः घण्टां परित्यज्य फलासक्ता बभूवुः ।

Darauf, nach Verlaſſung der Glocke durch die Affen, wurden ſie (nämlich die Affen) auf die Früchte aufmerkſam.

Es iſt nämlich in dieſer Stelle von einer Glocke die Rede, welche im Beſitze von Affen iſt, und die denſelben durch ein Weib entwunden wird, welche die Liſt anwendet, ihre Aufmerkſamkeit durch hingeſtreutes Obſt von der Glocke abzuziehen. Die Conſtruction der Stelle aber iſt ſehr merkwürdig, und ich kenne bis jetzt in dieſer Hinſicht keine ihr völlig gleiche. Denn der Inſtrumentalis वानरैः kann ſich hier durchaus nicht auf das Hauptverbum बभूवुः beziehen, da dieß den Nominativus वानराः fordern würde. Er läßt ſich auch ſonſt auf keine Weiſe mit dem Hauptſatz in Verbindung bringen. Man kann ihn daher nur an die Verbalform परित्यज्य

anschließen, und diese hat daher hier deutlich und bestimmt ihr Subject im Instrumentalis, ihr Object im Accusativus bei sich. Zu dem Verbum des Hauptsatzes बभूवुः muß man das Subject वानराः aus वानरैः dem Sinne nach, ergänzen.

Die Seramporer Ausgabe liest hier वानराः statt वानरैः wodurch alles leicht und gewöhnlich wird *). So ist dies der dritte Fall, in welchem diese beiden Ausgaben in der Construction dieser Verbalformen von einander dergestalt abgehen, daß die eine (die Seramporer zweimal, die Londoner einmal) die leichtere und gewöhnlichere, die andere die seltnere Construction hat. Man darf daher die letztere wohl nicht, als einen Schreib- oder Sprachfehler ansehen, sondern kann annehmen, daß auch sie, den Gesetzen der Sprache nach, für erlaubt gehalten werde.

Ramay. B. I. S. 1. sl. 61. 62.

तेन मायाविना दूरमपवाह्य नृपात्मजौ । 26
रावणोऽन्तरमासाद्य सीतां -- जहार ।

Nach der Entführung der beiden Fürstenentsprossenen durch den Zauberer, raubte Ravanas, in das Innere hineingehend, Sita.

*) Die Seramporer Lesart wird hier wiederum durch die Pariser Handschrift bestätigt, und ich würde sie ohne Bedenken als die wahre in den Text aufnehmen. Die Wortfügung der Londoner Ausgabe scheint mir durchaus sprachwidrig. Indessen ist die Erörterung nicht überflüßig, da der berühmte Herausgeber bei dieser Stelle keinen Druckfehler angemerkt hat.

Anm. d. Hgb.

Die Handlung der Verbalform, die Wegführung der beiden Fürstenentsprossenen, geht auf Marichas, der als Zauberer bezeichnet ist, das Hauptverbum auf Ravanas. Allein der Instrumentalis, in welchem Marichas steht, wird vom Hauptverbum regiert. Ravanas raubte die Sita vermittelst der von Marichas vollbrachten Wegführung. Daß der Dualis, welcher den ersten Vers schließt, ein Accusativ ist, und von der Verbalform regiert wird, braucht nicht bemerkt zu werden.

Eine andere Stelle des Ramayana (B. I, Sect. 9. sl. 7. u. folg.) führe ich nicht an, weil sie eine doppelte Interpunction und Construction zuläßt. Da sie zu lang herzusetzen ist, muß ich dem Leser überlassen, sie nachzulesen, und bemerke nur, daß wenn man den Satz am Ende des ersten Verses des achten Slokas schließt, und den neuen von dem zweiten bis zum ersten des zehnten Slokas fortlaufen läßt, alsdann auch eine Construction entsteht, wo sich auf die Verbalform रोपयित्वा wachsen machend, pflanzend, der Nominativus पार्थिवः, auf das Participium verbi neutrius प्रयाताः (welches für das Verbum finitum, sie giengen, steht) der Nominativus सु समृद्धाः die wohl zubereiteten, bezieht. Bei dieser Interpunction gehörte die Stelle zu der hier in Rede stehenden Constructionsart. Da aber diese immer sehr selten ist, so scheint es wohl natürlicher, bei dem ersten Verse des achten Slokas den Satz nicht zu schließen, sondern dies erst nach dem zweiten des neunten Slokas zu thun. Dann bezieht sich die Verbalform auf das Part. act. कृतवान् welches mit ausgelassenem Verbum seyn, er machte,

heißt, und beide haben dasselbe Subject. Indeß folgt alsdann die Verbalform mit drei ganzen von ihr regierten Versen auf das Hauptverbum, was gewiß auch sehr ungewöhnlich ist *), wenn gleich, mit wenigeren davon abhängenden Worten, das Nachfolgen der Verbalform häufiger vorkommt. Vgl. Nal. XI. 24. Ramay. B. I. S. 1. al. 62. a.

Ist einmal, wie hier, durch wenige, aber sichre, und keine andre Deutung zulassende Stellen bewiesen, daß die Verbalform, sowohl im Nominativus, als Instrumentalis ein eignes, sich ausschließlich auf sie beziehendes Subject haben kann, so können, und müssen sogar auch einige andere Stellen hiehergezogen werden, in welchen das Subject zwar, der mechanischen Construction nach, auch mit dem Hauptverbum verbunden werden kann, allein dem Sinn und der Stellung nach, doch eigentlich der Verbalform angehört. Von solchen will ich hier noch einige anführen.

*) Ich fürchte, die Handschrift, welche die Herausgeber in Serampore bei ihrem Abdrucke zum Grunde legten, war an dieser Stelle, wie an vielen andern, völlig in Verwirrung gerathen. Die drei fraglichen Verse (Sl. 8 und 9, a) scheinen sich aus einer früher ausgelassenen Beschreibung des künstlichen Gartens, womit die zur Entführung des Rishyasringas bestimmten Schiffe ausgeziert wurden, hieher verirrt zu haben, woraus das ἀνακόλουθον entstanden ist. So ist wenigstens die Anordnung in der Pariser Devanagari-Handschrift, welche übrigens in diesem ganzen Abschnitt von dem gedruckten Texte so weit abweicht, daß ich es leichter fand, das Ganze abzuschreiben, als alle Varianten einzeln zu bemerken.

Anm. d. Hg.

Heror. p. 25. l. 16. 17.

28 ततः खनित्रमादाय तेन परिव्राजकेन मम विवरं
खनित्वा चिरकालोपार्जितं धनं गृहीतं ।

Darauf wurde mein ſeit langer Zeit zuſammengeraubt gewonnener Reichthum von dem Bettelgeiſtlichen genommen, der ein Grabſcheit ergriff, und meine Höle aufgrub.

Hier gehört der Inſtrumentalis, dem Sinn nach, wohl offenbar zu den Verbalformen, zwiſchen denen er ſteht, und darf bei dem Hauptverbum nicht wiederholt werden.

Ramay. B. I, Sect. 9, sl. 4. 5.

29 इन्द्रियार्थैरभिमतैर्नरचित्तापकारिभिः ।
लोभयित्वाग्युपायेन क्षिप्रमानीयतां वनात् ॥

Nachdem in ihm, vermittelſt die Seele anlockender, den Verſtand entrückender Gegenſtände der Sinne, Begierde erregt iſt, werde er durch ſolche Liſt ſchnell aus dem Walde herbeigeführt.

Der ganze erſte, aus drei im Inſtrumentalis ſtehenden Worten gebildete Vers bezieht ſich ſichtbar allein auf die Verbalform, das Hauptverbum führt ſein eignes wirkendes Subject, auch im Inſtrumentalis, bei ſich.

Ramay. B. I, Sect. 1, sl. 78. 79.

30 समयं तौ ततः कृत्वा नरवानरपुङ्गवौ ।
किष्किन्ध्यां रामसुग्रीवौ जग्मतुस्तौ गुहां तदा ॥

Da die beiden ſtärkſten der Menſchen und Affen eine Zeit beſtimmt hatten, ſo kamen beide, Ramas und Sugrivas, in die Höle von Kiſhkindhya.

Die Nominative ſtehen hier in Appoſition, da aber das Pronomen तौ was ohngefähr dem Homeriſchen Artikel entſpricht, und eine zwiſchen dem Pronomen demonſtrativum, und dem Artikel andrer Sprachen mitten inne liegende Bedeutung hat, dem erſten hinzugefügt iſt, ſo beweiſt dies, wie die Stellung dieſer Caſus, daß die des erſten Verſes der Verbalform, die des zweiten dem Hauptverbum angehören.

Eine Stelle des Ramayana (B. I, Sect. 3, sl. 142, a.) weicht gewiſſermaßen von allen bisher angeführten ab. Es wird der Inhalt eines Buches des Ramayana angegeben, und eine ganze Reihe von Verſen hindurch folgen bloße Nominative auf einander, die zwar in dieſen Inhaltsverzeichniſſen bisweilen von dem Verbum: wird erzählt, unterbrochen ſind, aber großentheils abſolut, wie Titel der Abſchnitte, bald im Singularis bald im Pluralis daſtehen. Auf eine beträchtliche Anzahl ſolcher Nominative folgen die Verſe:

काव्यस्य चान्ते विज्ञाय स्वपुत्रौ तौ कुशीलवौ । 51
वाल्मीकेश्चैव वाक्यानि विलापो राघवस्य च ॥

Und am Ende des Gedichtes, nach der Anerkennung ſeiner eignen Söhne, des Kuſi und Lava,
Die Reden Valmiki's, und die Klage des Raghu-Entſproſſenen.

Die Verbalform iſt hier offenbar nur eine andre Wendung, welche der Dichter, ſtatt der gewöhnlichen Folge von Nominativen, gebraucht hat, es müßte denn, was man nur aus dieſem, noch ungedruckten Theil des Gedichts beurtheilen könnte, ein näherer Zuſammenhang zwiſchen Valmiki's Reden, und jener Anerkennung vorhanden ſeyn. Auf

alle Fälle iſt aber die Verbalform, wenn man ſie nach der Analogie der obigen Beiſpiele betrachtet, ſehr wunderbar gebraucht. Denn die Anerkennung muß durch Ramas geſchehen ſeyn, welcher der Vater der genannten Jünglinge war, und derſelbe mit dem in der Folge erwähnten Abkömmling des Raghu iſt. Dieß muß man aber wiſſen, denn in den zunächſt vorhergehenden Verſen kommen wohl andre Perſonen, allein Ramas nicht namentlich vor. Nachdem nun auf dieſe Weiſe das Subject der Verbalform Ramas iſt, folgt als Subject des Subſtantivs, von welchem hier, wie ſonſt von dem Verbum, die Verbalform abhängt, Valmiki. Wollte man aber ſagen, die Verbalform müſſe zu dem weiter folgenden Subſtantiv: Rama's Klage, gezogen werden, ſo ſtehen Valmiki's Reden, die Conſtruction unterbrechend, dazwiſchen. Man kann alſo wohl nur annehmen, daß der Dichter gar nicht beabſichtete, die Anerkennung der Söhne mit Valmikis Reden, und Ramas Klage in irgend eine Sachverbindung zu ſetzen, ſondern die Conſtruction nur des Verſes, oder der Mannigfaltigkeit wegen abwechſelte, die Verbalform ganz abſolut in dem Sinn eines Subſtantivs nahm, und es für überflüſſig hielt, Ramas dabei wirklich namhaft zu machen, theils weil das ganze Gedicht von ihm handelt, und es ſich dadurch von ſelbſt verſteht, daß, wo nicht ausdrücklich andre genannt werden, er handelnd auftritt, theils weil die Namen ſeiner Söhne allgemein bekannt waren. So ſcheinen auch die Engliſchen Ueberſetzer die Stelle gefaßt zu haben, die ſich um die Verbalform gar nicht kümmern, ſondern ebenſo überſetzen, als ſtände ſie nicht da: Rama recognizes his two sons at the end of

the song — the discourse of Valmikee — Raghuva's lamentation. *)

*) Unmöglich iſt es mit dieſen Verſen, wie ſie gedruckt ſtehen, richtig bewandt. In der Pariſer Devanagari-Handſchrift fehlt die Stelle ganz; die Bengali-Handſchrift zu vergleichen, hatte ich noch nicht Gelegenheit. Es ſey mir daher vergönnt, eine Emendation zu verſuchen, wozu ich ein ganz leichtes Mittel vorſchlage. Man kehre nur die Ordnung der beiden Verſe um, ſo fallen die oben vollkommen richtig bemerkten Schwierigkeiten insgeſamt weg. Dann ſtört bloß noch das zweite च, welches ich ebenfalls durch eine leichte Umſtellung wegräume, da ohnehin die fünfte Stelle des erſten Hemiſtichs eine Kürze fordert, wenn die beiden folgenden Sylben lang ſind. Nun lautet, den vorhergehenden Vers mit hinzugenommen, die Stelle ſo:

अश्वमेधसमारम्भो गीतश्रवणमेव च ।
वाल्मीकेश्चैव वाक्यानि विलापो राघवस्य च ।
अन्ते काव्यस्य विज्ञाय स्वपुत्रौ तौ कुशीलवौ ।

Nun hängt ſowohl die Wortfügung als die Folge der Ereigniſſe aufs beſte zuſammen. Nach Erlegung des Ravanas hat die von ihm entführte Sita ihre Unſchuld durch die Feuerprobe bewährt; Ramas verſtößt ſie dennoch nachher in einem Anfall ungegründeter Eiferſucht; ſie gebiert in der Wildniß Zwillinge, welche der Einſiedler Valmikis auferzieht; er theilt ihnen ſein Heldengedicht mit, ſie lernen es auswendig, und ſingen es bei einem feierlichen Opfer vor ihrem Vater, dem Helden des Gedichtes: nun offenbart Valmikis dieſem das

§. 3.

Die Verbalformen in त्वा und य werden in der Regel in der Bedeutung einer vergangenen Zeit gebraucht. Dies geht aus allen oben angeführten Beispielen hervor. Es liegt dies auch in ihrer Natur, da sie gewöhnlich dasjenige, worauf etwas Anderes folgt, den Grund, aus dem es entspringt, das Werkzeug, vermittelst dessen es bewirkt wird, anzeigen, und immer als Vordersglieder verbundener Sätze dienen. Indeß sind beide Zustände, oder Handlungen oft so unmittelbar auf einander vorgehend, daß sie sich eigentlich mehr begleiten, als folgen, wie (Beisp. 10.) Valmikis Gewahrwerden des erschlagenen Vogels, und sein aus diesem Anblick entspringendes Mitleid, (Beisp. 22.) die Verwünschung des Drachen, und die dadurch bewirkte Rettung Valas, (Beisp. 12.) Lakshmana's Bemerken des Zornes des Ramas, und seine daraus entstehende Verwirrung, und eine Menge andrer Fälle mehr. In andern Wendungen und Constructionsarten würde man sehr füglich beide solche, als auf einander folgend dargestellte Zustände im Präsens ausdrücken können. Gerade deshalb aber weil die Folge so unmittelbar, und mit so kaum bemerkbarem Zwischenraume angenommen werden kann, wird es schwer, bei diesen Verbalformen solche aufzuzeigen, die nothwendig als Präsens angesehen werden müssen, und in denen nicht noch irgend ein, noch so unbedeutender Zwischenraum nachgewiesen werden könnte. In dem Constructionsgange ist nun

Geheimniß ihrer Geburt, und Ramas, da er seine Söhne erkannt hat, wehklagt über seine gegen die Sita begangene Ungerechtigkeit.

Anm. d. Hg.

außerdem die Verbalform immer der früher erscheinende Theil.

Hr. Prof. Bopp hat indeß (Anm. z. Nalas S. 202. Anm. 77.) auf einige Stellen aufmerksam gemacht (Nal. IX. 24. XX. 13. u. Man vgl. ferner Conjugationssyst. 48.) 52
die ich deshalb nicht wiederhole, gegen die sich nach meiner Ueberzeugung, nichts Gegründetes anführen läßt.

Eine andere, meines Erachtens, gleich beweisende Stelle ist im Hitop. p. 22. l. 10.

किमत्रावस्थाय मया कर्तव्यं । 53

Was soll ich im hier Bleiben thun?

Wollte man schlechterdings auf der Bedeutung eines Praeteritum bestehen, so könnte man freilich auch hier übersetzen:

Was sollte ich thun, nachdem ich hier geblieben wäre, oder seyn würde?

allein eine solche Auslegung schiene mir wenigstens keineswegs natürlich.

Indeß giebt es, wie schon Hr. Ritter v. Schlegel (Ind. Bibl. S. 125) bemerkt hat, Stellen, wo die Verbalform mit einem Futurum verbunden ist, und dadurch die Bedeutung eines Futurum perfectum annimmt.

Dies ist Beisp. 8 und Nal. XI. 24. u. der Fall.

Daß jedoch diese Verbalformen wirklich die Bedeutung des Präsens haben können, setzt, außer den oben angeführten, eine andere Stelle des Nalas (X. 10. a) außer allen Zweifel, in welcher der Dichter selbst zu erkennen giebt, daß er die Verbalform als Präsens gebrauchte.

34 किं नु मे स्यादिदं कृत्वा किं नु मे स्यादकुर्वतः ।

Was kann mir nun seyn beim dieses thun, was nun mir, dem nicht thuenden?

Hier ist offenbar der reine Gegensatz das thun, und nicht thun, und es würde durchaus unnatürlich seyn, wenn das eine Wort in einem andere Tempus stände, als das andere. Der Gegensatz würde dadurch schielend. Da nun die Negation in dem Participium des Präsens, nicht des Perfectum ausgedrückt ist, so ist dadurch unbezweifelt klar, daß der Dichter auch die Verbalform in त्वा welche den positiven Satz ausdrückt, als ein Präsens ansah. Der Sinn der Stelle überhaupt ließe übrigens beide Tempora zu, da der Redende sich in die Lage setzen kann, schon gehandelt zu haben, und die Folgen der Handlung zu überdenken. Die Stelle ist auch dadurch merkwürdig, daß darin das Participium und die Verbalform gleichgültig zur Bezeichnung desselben Gedankens gebraucht wird, da es doch vom Dichter abhing, auch in dem ersten Theil des Satzes sich eines Participium zu bedienen, und auch die Verbalform in त्वा das अ privativum zuläßt. *)

Die hier betrachteten Verbalformen deuten daher nicht immer ein Präteritum, sondern auch bisweilen ein

*) Freilich stehen hier die absolute Form und das Participium des Präsens einander gegenüber; indessen glaube ich, der Dichter hat dadurch eine feine Unterscheidung ausdrücken wollen. Das Thun geschieht auf einmal, worauf sogleich das Gethan haben eintritt; das Nicht thun hingegen, das Unterlassen, ist ein fortdauernder Zustand.

Anm. d. Hg.

Präſens und Futurum an. Da aber in ihnen ſelbſt gar keine Zeitbezeichnung liegt, indem ſie, ohne allen Unterſchied, immer dieſelben bleiben, ſo redet man genauer, wenn man ſagt, daß ſie die bloße Handlung des Verbum ausdrücken, das Sagen, Gehen, Erkennen u. ſ. f. und daß dieſe Handlung, je nachdem es der Sinn der jedesmaligen Stelle, oder das begleitende Verbum fordert, in alle Zeiten treten kann, die Zeit aber auch nur durch dieſe, außerhalb der Verbalform ſelbſt liegenden Umſtände beſtimmt wird; daß jedoch aus den weiter oben entwickelten Gründen die Bedeutung der vergangenen Zeit bei weitem die vorherrſchende iſt.

§. 4.

Auf die hier verſuchte Darlegung der reinen grammatiſchen Thatſache würde ich am liebſten die Entwickelung der Meinungen der einheimiſchen Grammatiker über dieſen Punkt folgen laſſen, wenn ich mich nicht ohne die nöthigen Hülfsmittel dazu befände. Ich muß indeß recht ſehr wünſchen, daß dieſe Lücke bald durch jemand ausgefüllt werden möge, welchen ſeine Lage hierin beſſer begünſtigt.

§. 5.

Geht man die hier zuſammen geſtellten Beiſpiele, die ich zwar nicht wagen möchte vollſtändig zu nennen, die jedoch gewiß die hauptſächlichſten und weſentlichſten Fälle enthalten, in Gedanken durch, ſo ergiebt ſich aus denſelben:

1. daß durch dieſe Verbalformen dem mit dem Verbum finitum ausgedrückten Satze allemal etwas, dem darin

Ausgesagten Vorangegangenes, oder dasselbe Begleitendes, oder Bestimmendes hinzugefügt wird;

2. daß diese fernere Bestimmung bald allein steht, bald andre Begriffe von sich abhängig macht, bald sich mit dem Hauptsatze auf dasselbe, bald auf ein eigenes, verschiedenes Subject bezieht;

3. daß diese Verbalformen zu activem und passivem Ausdruck dienen, daß sie gegenwärtige, vergangene und zukünftige Zeit andeuten, daß das Subject bei ihnen in jedem Genus und Numerus stehen kann;

4. daß diese Verbalformen in allen diesen Fällen durchaus unverändert bleiben, und daß die einzige Verschiedenheit, die sich in ihrem Gebrauch findet, die Endung in त्वा und य, von allen hier aufgezählten Umständen, und überhaupt von ihrem syntaktischen Gebrauche unabhängig ist;

5. daß sie also durch sich selbst nichts, als den bloßen allgemeinen und unbestimmten Begriff einer Handlung, oder eines Vorganges enthalten, alle ferneren Bestimmungen dieses Begriffs aber lediglich aus den ausdrücklich dabei stehenden Worten oder aus dem Sinne des Ganzen genommen werden müssen;

6. daß sie mit dem Satze, zu dem sie gehören, durch keinerlei eignes Beziehungswort, Conjunction, oder Präposition, verbunden sind, oder daß, wenn eine Andeutung solcher Beziehung vorhanden seyn sollte, dieß nur in ihren Lauten selbst liegen kann;

7. daß sie, ihrer Bildung und Endung nach, eigne Formen, nicht andre, sonst unter bestimmten Namen in der Sprache vorkommende, nur zu diesem Zwecke gebrauchte

sind, sondern daß, wenn sie analogisch auf andre Formen zurückgebracht werden können, dies erst aufgefunden und erwiesen werden muß.

Auf diese Weise stellt sich, wie es mir scheint, die Natur dieser Formen der Sanskritsprache dar, wenn man sie bloß an und für sich selbst betrachtet, ohne sie irgend einer der Classen der Redetheile unterordnen zu wollen, welche die allgemeine Grammatik oder die besondere einzelner Sprachen aufstellt.

Die flüchtigste Vergleichung mit diesen wird hinreichen zu zeigen, daß wenigstens die gewöhnlich bekannten morgen- und abendländischen Sprachen sätzeverbindende Verbalformen von so vielumfassendem Gebrauch nicht besitzen.

Wir wollen nun im Folgenden die Bestimmung dieser Verbalformen nach allgemeinen Begriffen, und der Grammatik der verwandten Sprachen versuchen.

§. 6.

Die in त्वा und य auslaufenden Verbalformen werden gebraucht, Nebensätze mit einem Hauptsatz in Eins zu verknüpfen.

Bei einer solchen Verbindung ist der Nebensatz entweder ein absoluter, scheinbar für sich bestehender, oder eine Erweiterung eines der Theile des Hauptsatzes; und in beiden Fällen muß die in ihm enthaltene Verbalform eine solche seyn, welche nicht zum Verbum finitum gehört.

Die Verbalformen dieser Gattungen sind das Participium, der Infinitivus, das Gerundium, und das Supinum.

Von dieſen iſt das Participium die ſchicklichſte für abſolute Sätze, indem es, ſich durch Genus und Caſus dem Subject anſchließend, und zugleich Vox und Tempus des Verbum andeutend, am beſten den Mangel des Verbum finitum erſetzt, an welchem die abſoluten Sätze gerade leiden. Es läßt ſich aber aus allgemeinen Gründen nicht behaupten, daß abſolute Sätze nur durch Participien gebildet werden könnten.

In Nebenſätzen, welche Theile des Hauptſatzes erweitern, kann das Participium, als Attributivum, ſich nur an das Nomen, es ſtehe im Subject oder Prädicat, anſchließen. Eine genauere Ausführung des Verbum (der Copula des Satzes) oder eines zum Subject oder Prädicat gehörenden Nomen iſt nur durch ein Adverbium möglich. Die Stelle des Adverbium aber vertritt unter den Verbalformen das Gerundium. Denn wenn ich ſage citissime, oder festinando se recepit, ſo füge ich in beiden Fällen dem Verbum, nicht, wie, wenn es festinans hieße, dem Subject, eine Neſſenbeſtimmung hinzu.

Die Sanskrit-Sprache bedient ſich zu ihren abſoluten Sätzen gewöhnlich der in den Locativus geſtellten Participien, und da dieſer Caſus nur anzeigt, daß eines im anderen enthalten iſt, ſo giebt es keine richtigere Bezeichnung der Inhärenz des Nebenſatzes im Hauptſatze, keine gleich beſtimmte und allgemeine Beziehung des einen auf den andern. Man findet aber auch Beiſpiele abſoluter Genitive, obgleich Wilkins derſelben nicht erwähnt. So Nal. XII. 8. Ramay. B. I. Sect. 32. al. 31. Sect. 1.

sl. 50 — 52. *). Ein abſoluter Nominativus ſcheint Sect. 4. sl. 68. Sect. 35. sl. 19. a. zu ſtehen. Denn da in dieſen Stellen die beiden Sätze offenbar in Sachverbindung mit einander ſind, ſo läßt ſich bei dem Participium des erſten nicht füglich das Verbum Subſtantivum ergänzen, um ihm Selbſtändigkeit für ſich zu geben **).

*) वसतस्तत्र रामस्य वने वनचरैः सह ।
राक्षोभ्यः कामरूपिभ्य ऋषयोऽभ्यागमन् भयात् ॥
रामं कमलपत्राक्षं शरण्यं शरणार्थिनां ।
महेन्द्रमिव दुर्धर्षं वाणखड्गधनुर्धरं ॥

»Da Ramas im Walde mit den Waldbewohnern wohnte,
Kamen die Heiligen, aus Furcht vor den ſich nach Gefallen umgeſtaltenden Rakſhas,
Zu Ramas, dem lotusblattäugigen, dem Beſchützer der Schutzbedürftigen,
Wie zum großen Indras, dem ſchwer ſichtbaren, dem Pfeil, Schwert und Bogen haltenden.«

Die Engliſchen Ueberſetzer nehmen entweder dieſe Stelle anders, oder laſſen doch ihre eigentliche Conſtruction nicht ſehen. To him dwelling with the sylvan inhabitants did the holy sages resort through fear — — — even to Rama whose eye cet. Allein der Accuſativus रामं wird geradezu vom Hauptverbum regiert, das mit dem Genitiv nicht verbunden werden kann, und von der durch die Ueberſetzer eingeſchobenen Partikel *even* iſt im Text keine Spur anzutreffen.

**) Der genitivus absolutus kommt unläugbar vor, den nominativus absolutus aber bezweifle ich. Jene beiden

Die durch die Verbalformen in त्वा und य gebildeten Nebensätze können gleichfalls als absolute betrachtet werden. Da, wo in denselben die Verbalform ihr eignes Subject hat, und noch mehr, wo dieses ausdrücklich erwähnt ist, wie in Beisp. 23. 24. 26—30. paßt diese Erklärungsart vorzüglich gut. Denn da man, bei Gleichheit des Subjects, nur den Hauptsatz am Subject selbst zu erweitern braucht, so bringt erst die Verschiedenheit die Nothwendigkeit absoluter Sätze hervor, und bildet im Griechischen geradezu die Regel ihres Gebrauchs. Wo das Subject nicht ändert, ist die Annahme eines absoluten Satzes zwar nicht nothwendig, sie wird sogar weniger natürlich, aber sie bleibt immer möglich, so wie die Bildung eines solchen im Griechischen auch ausnahmsweise erlaubt.

Für die gegenwärtige Untersuchung kommt indeß wenig darauf an, zu welcher Gattung von Nebensätzen die hier erwähnten gehören. Denn die oben von einander geschiedenen Gattungen laufen, bei genauerer Betrachtung, wieder auf dieselbe hinaus. Auch die absolut stehenden Nebensätze müssen doch, als dem Hauptsatz einverleibt (inhärent) gedacht werden. Darum bedienen sich die Sprachen meistentheils zu denselben der casus obliqui, als der Abhängigkeit bezeichnenden; absolute Nominative sind, nach allgemeinen Begriffen, nicht zu rechtfertigende, und nur vermittelst besondern Sprachgebrauches verständliche Anomalien: Als einverleibt gedacht aber werden die

Stellen scheinen mir einer berichtigten Lesart zu bedürfen.

Anm. d. Hg.

absoluten Nebensätze zu Erweiterungen des Hauptsatzes, und bei Verschiedenheit des Subjects ist solche Erweiterung nur am Verbum, und mit einer Verbalform nur durch ein Gerundium möglich. Θεοῦ θέλοντος und viso lupo sind soviel, als: bei dem Wollen des Gottes, nach dem Gesehen werden des Wolfes.

Die ganze und eigentliche Frage ist daher immer die: sind die Verbalformen in त्वा und य Participien, welche sich an das Subject, oder Gerundien, welche sich an das Verbum des Hauptsatzes anschließen?

(Die Fortsetzung im nächsten Bande.)

Bonn, gedruckt bei C. F. Thormann.

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königlich Preußiſchen Rhein-Univerſität, Direktor des Rheiniſchen Muſeums der Alterthümer, Ritter des rothen Adler-Ordens, des St. Wladimir- und des Wasa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, auswärtigem Mitgliede der Kaiſerlich Ruſſiſchen Akademie zu St. Petersburg, der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, Ehren-Mitgliede der Aſiatiſchen Geſellſchaften in Calcutta, Paris und London.

Zweiter Band.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1827.

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königlich Preußiſchen Rhein-Univerſität, Director des Rheiniſchen Muſeums der Alterthümer, Ritter des rothen Adler-Ordens, des St. Wladimir- und des Waſa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der Königlicher Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, Ehren-Mitgliede der Aſiatiſcher Geſellſchaften in Calcutta, Paris und London.

Zweiten Bandes Erſtes Heft.

Bonn,

bei Eduard Weber.

1824.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite

I. Allgemeine Ueberſicht. . . . . 1.

II. Ueber die in der Sanskrit-Sprache durch die Suffixa त्वा und य gebildeten Verbalformen. Von Herrn Staatsminiſter Freiherrn von Humboldt. Fortſetzung und Beſchluß. 72.

III. Ankündigung. . . . . 139.

IV. Briefwechſel. . . . . 149.

1. Aus einem Briefe von Hrn. Horace Hayman Wilſon in Calcutta. Kurze Nachricht von einigen Indiſchen Schauſpielen. . . . 149.

1. Der Lehmkarren. . . . . 149.
2. Vikramas und Urwaſi. . . . 150.
3. Malati und Madhavas. . . . 150.
4. Die ſpäteren Schickſale des Ramas. . 150.
5. Das Siegel des Rakſhaſas. . . 151.
6. Ratnavali. . . . . 152.

Zuſatz des Herausgebers. . . . 152.

2. Aus dem Briefe eines Deutſchen Miſſionars im ſüdlichen Indien. . . . . 162.

Anmerkungen des Herausgebers. . . 171.

3. Von Herrn Karl Heinrich Ritter von Lang in Ansbach. . . . . 180.

Zuſatz des Herausgebers. . . . 182.

4. Anonymer Briefe aus Paris. . . . . 186.

Antwort des Herausgebers. . . . 189.

5. Aus einer franzöſiſchen Provinz-Stadt. . . 207.

Antwort des Herausgebers. . . . 211.

V. An Herrn Baron Schilling von Canſtadt in Sct. Petersburg. Vom Herausgeber. . 215

Seite

VI. Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal. Aus einem Briefe von Herrn Staatsminister von Humboldt. . . . . 218.
Nebst einer Vorerinnerung und Anmerkungen des Herausgebers.

VII. Indische Erzählungen. Uebersetzt vom Herausgeber. 259.
1. Die vier Harthörigen. . . . . 259.
2. Die vier einfältigen Brahmanen. . . 265.

VIII. Indische Sphinx. Fortsetzung. . . . . 284.
§. 8. Licht und Rede. . . . . 284.
§. 9. Die Kuh und die Erde. . . . 288.
§. 10. Die alten Namen der fünf Flüsse des Penjab. . . . . 295.
§. 11. Beitrag zur Grammatik der Alt-Persischen Sprache. . . . . 308.
§. 12. Sprachen mit und ohne Declination. . 314.
§. 13. Scipio Nasica. . . . . 318.

IX. Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal. Aus einem Briefe von Herrn Staatsminister von Humboldt. Fortsetzung. . . . 338.
Nebst Anmerkungen des Herausgebers.

X. An Herrn Professor Heeren in Göttingen. Ueber die Abtheilung von den Indern in dessen Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. . . . . 373.
Erster Brief. Die Verdienste der Vorgänger . . . . . 373.
Zweiter Brief. Die Unentbehrlichkeit der Sprachkenntniß . . . . . 387.
Dritter Brief. Die Tempelruinen. . 428.

XI. Zwei Epigramme von Bhartri-hari, dem Bruder des Königs Vikramaditya's . . . 474.

I.

Allgemeine Ueberſicht.

Als ich dieſe Zeitſchrift unternahm, hoffte ich, wiewohl ohne Mitarbeiter, im Verlauf eines Jahres einen ganzen Band liefern zu können. Man verrechnet ſich überhaupt leicht mit ſolchen vorläufigen Annahmen: wie viel mehr in einem Fache, wo man immer noch ſo viel zuzulernen hat! Ueberdieß haben zwei gelehrte Reiſen, deren Zweck mit dem dieſer Zeitſchrift in naher Verbindung ſtand, mich zwar an Vorrath bereichert, zugleich aber die Zeit zu deſſen Verarbeitung und Mittheilung beſchränkt. Genug, es ſind von der Erſcheinung des erſten Heftes bis zum Druck der erſten Blätter dieſes zweiten Bandes vierthalb Jahre verfloſſen.

Ich ſchilderte am Eingang den damaligen Zuſtand der Indiſchen Philologie. Es wird vielleicht nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn ich den Blick hier zurückwende, und von dem, was in dieſem Zeitraum ſowohl in Aſien als

in Europa geleistet worden, eine Uebersicht gebe, auch die Ereignisse erwähne, welch fernere Fortschritte und eine gedeihliche Entwickelung hoffen lassen.

An Elementar-Büchern des Sanskrit haben wir das erste alphabetische Wörterbuch, eine neue abgekürzte Grammatik, und eine Chrestomathie erhalten.

Von dem Wörterbuche war schon ausführlich in diesen Blättern die Rede. Die ganze Lage der Sachen ist durch den Besitz dieses unendlich nützlichen Werkes verändert worden. Es erspart nicht nur dem Anfänger viele zuvor beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten; auch der erfahrne Gelehrte kann es mit weit größerer Leichtigkeit als die früher vorhandenen Hülfsmittel zu Rathe ziehn, und wird in den meisten Fällen hier die gewünschten Aufschlüsse finden.

Wenn ich aber Unvollständigkeit und Mangel an Methode daran aussetzte, so habe ich mich seitdem überzeugt, daß hierin das Urtheil der bewährtesten Kenner mit dem meinigen übereinstimme. Der Versuch ist nun angestellt, wie weit es sich auf diesem Wege bringen läßt, daß man den Inhalt der sämtlichen Original-Glossarien und Real-Wörterbücher in alphabetischer Ordnung zusammenfaßt. Dies ist ohne Zweifel von Hrn. Wilson mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit geschehen, und, jenen Entwurf vorausgesetzt, konnte seine Arbeit schwerlich viel anders ausfallen. Auch den Indischen Lexicographen wollen wir es nicht zum Vorwurfe machen, daß sie so vieles übergangen. Vielmehr haben sie dennoch große Stärke des Gedächtnisses bewiesen, da sie bei der Einrichtung ihrer Handschriften so manche Bequem-

lichkeit entbehrten, welche den Europäischen Gelehrten bei dergleichen Arbeiten zu Statten kommt.

Um durch Berichtigung, Ergänzung und umfassendere Behandlung einen wahren Thesaurus des Sanskrit zu Stande zu bringen, muß nun ein anderer Weg eingeschlagen werden. Man muß aus den Musterschriften der Indischen Litteratur, und zwar in allen Fächern, unmittelbar schöpfen. Durch zufällige Beiträge, etwa aus den Anmerkungen der Herausgeber dieses oder jenes Textes, oder aus Berichtigungen und Zusätzen, welche mehrere Gelehrte auf Veranlassung ihrer Studien dem Wörterbuche beigeschrieben haben möchten, würde dem Mangel nur theilweise abgeholfen werden. Man muß nicht hier und da nach Wörtern angeln, um den bisherigen Vorrath zu vermehren, sondern sich planmäßig des gesamten Sprachreichthums versichern, so wie man, um einen Teich auf einmal auszufischen, ein Netz durch dessen ganzen Umfang bis dicht auf den Grund des Wassers hinzieht. Hiezu sind mühselige Vorarbeiten nöthig, und man muß sich gedulden. Ohne Zweifel werden, ehe ein neues Wörterbuch zu Stande kommen kann, die Exemplare des jetzigen in den Händen fleißiger Brahmanen-Schüler ganz vernutzt seyn, und ungefähr so aussehen, wie die Fahnen unserer Heere nach vieljährigen Feldzügen.

Das Mittel, welches der classischen Philologie so vortrefflich zu Statten gekommen ist: vollständig alphabetische Wortregister, indices verborum, muß auch hier angewendet werden. Wie reich die Ausbeute seyn würde, kann man aus folgendem Beispiele ersehen. Mein Schü-

ler und gegenwärtig mein Gehülfe, Christian Lassen, von dessen Fleiß, Eifer und ausgezeichnetem Sprachsinne ich schon jetzt der gelehrten Welt ersprießliche Früchte versprechen darf, hat für mich ein solches Wortregister aus der Bhagavad-Gita verfertigt. Nach genauer Zählung finde ich darin 500 in Wilsons Lexicon übergangene Wörter. Da das Gedicht aus nicht mehr als 700 Distichen besteht, so wird dieses Ergebniß fast unglaublich scheinen, und ich gestehe, es hat mich selbst überrascht. Hiebei sind noch die Artikel nicht mitgezählt, welche dort zwar nicht ganz fehlen, aber doch Berichtigungen oder neue Bestimmungen erhalten. Auch sind, wie sich versteht, die blos aggregativen Zusammensetzungen in dem Register ausgelassen, und selbst die energischen, wenn sie weit in die Länge auslaufen, und mehr für dichterische als für grammatische Erzeugnisse zu achten sind, nur nach ihren trennbaren Bestandtheilen eingetragen. Dagegen sind freilich manche abgeleitete Bildungen eingezeichnet, welche jeder, der die Gesetze der Grammatik vollkommen inne hat, aus dem Thema mit Sicherheit herausrechnen kann. Allein sie sind ganz von derselben Art wie tausend andere, welche Wilson aufgenommen hat; und er würde jenen mit gleichem Rechte eine Stelle eingeräumt haben, wenn er sie in seinem Vorrath gefunden hätte. Insbesondere sind die von Präpositionen begleiteten Participien pract. pass. sehr nützlich, um die Bestimmungen auszumitteln, welche der Grundbegriff des Zeitwortes durch die Präpositionen erhält, da sie so häufig als Adjective gebraucht werden, während das Zeitwort selbst mit demselben Ge-

folge vielleicht nur selten oder gar nicht angetroffen wird. Uebrigens sind ja alphabetische Wörterbücher überhaupt nicht nach einem wissenschaftlichen Begriff entworfen. Sie sind zunächst eine Sache der Bequemlichkeit: sie sind Dollmetscher, bereit auf jede Frage zu antworten, wenn sie auch von einem unsichern Gedächtnisse oder mangelhafter Einsicht in die Grundgesetze der Sprachbildung herrührte. Man stelle sich einen Leser vor, der die Bücher bloß ihres Inhaltes wegen läse: er will auf dem kürzesten und leichtesten Wege zum Verständniß aller darin vorkommenden Wörter gelangen. Was aber immerhin zum Behuf des Verständnisses entbehrlich wäre, muß dennoch als Material zu einem höheren Zwecke mit aufgeführt werden, damit nämlich der kritische Ausleger den gesamten Reichthum der Sprache, und die ganze Breite des Sprachgebrauchs in der Wortbildung durch Ableitungen und Zusammensetzungen überschauen könne.

Solche Wortregister den Ausgaben beizufügen, wäre allerdings sehr nützlich: bis wir aber kleinere Lettern haben, würde es viel Raum einnehmen, und die Bücher ungemein vertheuern, auch wenn man jedes Wort nur nackt hinstellte, mit beigefügter Zahl der Abschnitte und Verse, wo es vorkommt, ohne sich auf die verschiedenen Biegungen des Wortes selbst, und auf die Wörter einzulassen, womit es jedesmal in der nächsten Verbindung steht. Die erste Methode ist in dem Burmannischen Index zum Virgilius befolgt worden, die zweite in dem der Ausgabe von Heyne beigefügten. *) Die zweite ist,

*) Diesen habe ich selbst in meinen Studienjahren auf der Universität zu Göttingen nach dem Auftrage meines ver-

wie jeder leicht einsieht, die bequemere und die eigentlich fruchtbare für die Erkenntniß des Sprachgebrauchs. Indessen wollen wir für die Sanskrit-Litteratur nur

ehrten Lehrers Heyne verfertigt. Einige Auslassungen und Irrthümer in den Zahlen sind bei einer solchen Arbeit wohl unvermeidlich; andere Mängel mögen daraus entstanden seyn, daß ich zwei junge Gelehrte zu Vorgängern hatte, welche nur bis zum Schluß der Georgica gekommen, und an der Fortsetzung behindert worden waren. Ich sahe wohl, daß sie nicht ganz gleichmäßig gewisse Grundsätze befolgt hatten: ich hätte besser gethan, wieder von vorn anzufangen; allein hiezu war die Zeit zu kurz. Ich bemühte mich vornämlich, strenge auszuscheiden was den Gebrauch des Wortes wesentlich ins Licht zustellen dient. — Was mich veranlaßt, eine fast vergessene Sache hier zu erwähnen, ist die Vorrede des Hrn. Lemaire in Paris zu dem neuen Abdruck dieses Index in seiner Ausgabe des Virgilius. Er schildert die Unrichtigkeiten, die er darin vorgefunden habe, mit sehr starken Farben. Es ist sonst nicht meine Sitte, was ich dem Publicum einmal übergeben habe, gegen tadelnde Urtheile in Schutz zu nehmen; am wenigsten eine vor einigen dreißig Jahren gelieferte Schüler-Arbeit. Indessen, wenn man das Geschäft eines Handlangers der Gelehrsamkeit übernimmt, so wird aufmerksame Genauigkeit um so mehr zur Pflicht, weil sich keine andere Geistestugend dabei bewähren läßt, und es würde mir noch jetzt leid thun, diese Pflicht damals versäumt zu haben. Ich habe mich jedoch durch Vergleichung vieler Artikel überzeugt, daß Hr. Lemaire übertrieben, und seine Verdienste um die Berichtigung etwas prahlerisch geltend gemacht hat.

das Nothwendigste begehren, ohne auf den zuweilen übermüthigen gelehrten Luxus Anspruch zu machen, womit die classischen Schriftsteller ausgestattet worden sind. Ich nehme an, daß einem künftigen Bearbeiter des Wörterbuchs dergleichen Wortregister in beträchtlicher Menge vorliegen. Aus der Vergleichung der Parallel-Stellen wird für ihn die Bedeutung der seltenen, schwierigen oder zweifelhaften Wörter fast immer mit Zuverlässigkeit hervorgehn. Es wird, nach eigner Wahl, durch Anführung wenigstens Eines Satzes, worin es vorkommt, oder bei mehrfacher Bedeutung eines Beispiels für jede, das Wesen des Wortes bestimmter, als es oft durch die Uebertragung in eine andere Sprache möglich ist, anschaulich machen können. Statt der Lexicographen, welche in Wilsons Wörterbuche die einzigen Gewährsmänner sind, und deren Namen immer noch beigefügt werden mögen, werden nun für die Gültigkeit des Wortes die Bücher selbst zeugen, aus welchen jene schörfen: eine Bestätigung, die weit urkundlicher ist, und uns nothwendiger Weise in ein früheres Alterthum zurückführt. Die älteste Auctorität wäre jedesmal voranzustellen. Zwar liegt noch die Zeitbestimmung sehr im Dunkeln: doch wissen wir von so viel, daß die Veda's, die Gesetze des Manus, und im ganzen die Purana's die ältesten vorhandenen Bücher sind. Die Indier behaupten, vermöge ihres Glaubens an den göttlichen Ursprung des Sanskrit, es sey etwas vollständig gegebenes, und gleich beim Anfange des Menschengeschlechtes fertig und vollendet dagewesen. Eine beispiellos früh festgestellte grammatische Grundrichtung müssen wir ihnen allerdings zugestehn, wobei

aber die vielseitigste gesetzmäßige Entwickelung aus eigner innerer Anlage frei gelassen war. Und diese Entwickelung hielt ohne Zweifel gleichen Schritt mit den Fortschritten und Bedürfnissen des menschlichen Geistes: es wurden für wissenschaftliche Begriffe durch Ableitung und Zusammensetzung neue Wörter gebildet, oder den vorhandenen neue Bestimmungen aufgeprägt. Ich bin überzeugt, es werden sich in der Folge nicht bloß aus dem Styl, dessen verschiedene Farben schon jetzt sichtbar und auffallend sind, sondern auch aus dem Sprachgebrauch relative Zeitbestimmungen von dem Alter der Schriften gewinnen lassen.

Solche Wortregister wie die oben beschriebenen unmittelbar aus den Handschriften zu verfertigen, dürfte theils sehr mühselig, theils in mancher Hinsicht bedenklich seyn. Hält man sich an eine einzige, so ist man in Gefahr die Fehler und Entstellungen eines Abschreibers als wahre Bestandtheile der Sprache mit aufzuraffen; die Vergleichung mehrerer, und die Wahl der besseren Lesearten ist Sache der philologischen Kritik, und erfodert tiefere Einsichten, als die, welche zu dem Geschäft eines Wortverzeichners hinreichend sind. Kritische Ausgaben werden demnach vorangehen müssen. Ich verstehe darunter solche, wobei nicht nur kein uns zu Gebote stehendes Mittel den Text zu reinigen, versäumt, sondern auch von den hierauf gewendeten Bemühungen gehörige Rechenschaft abgelegt wird.

In einem Thesaurus des Sanskrit dürften endlich, meines Erachtens, die einheimischen in der Ursprache

gegebenen Definitionen bei Wörtern mancher Art*) nicht fehlen. Sie zeichnen sich meistens durch bündige Kürze und scharfe Bestimmtheit aus, und möchten nicht leicht durch etwas anders zu ersetzen seyn. Viele dergleichen sind schon in den Lexicographen enthalten; andere in großer Zahl werden sich aus den Commentatoren der Musterschriften sammeln lassen.

Daß sonst bei der Uebertragung der Wörter in eine uns geläufige Sprache und bei den grammatischen Erörterungen das Latein den Vorzug verdient, bedarf, nach allem was ich hierüber sowohl in diesen Blättern als in der Vorrede zur Bhagarad-Gita gesagt, keiner weiteren Erinnerung. Sollte das Werk auch auf den Betrieb Englischer Behörden unternommen, und zunächst

*) Nicht alle Wörter lassen sich füglich definiren, viele können nur durch Synonyme in derselben oder einer andern Sprache, oder durch Hinweisung auf den sinnlichen Gegenstand erklärt werden. So machen es auch die Indier: sie nennen z. B. bei einem Classennamen das erste Glied der darunter befaßten Reihe, und fügen et cetera bei. Wie man sich mit nominalen Scheindefinitionen im Kreise herumdrehen kann, davon liefert das Dictionnaire de l'Académie française lustige Beispiele. Man setze, jemand wisse sonst so ziemlich gut französisch, die Bedeutung der drei Wörter: tiède, froid und chaud sei ihm aber zufällig unbekannt geblieben. Er schlägt nach, und findet bei *tiède*: qui est entre le chaud et le froid; bei *froid* findet er ferner: qualité opposée au chaud; bei *chaud*: qui a de la chaleur, und endlich bei *chaleur*: qualité de ce qui est chaud. Dieses heißt in der That, einen vom Pontius an den Pilatus weisen.

nur als ein Schulbuch für die Lehranſtalt in Haylebury betrachtet werden, ſo würde ſelbſt aus dieſem beſchränkten Geſichtspunkte kein Einwurf hiegegen hervorgehen, da von den Jünglingen, welche ſich dort auf eine adminiſtrative oder judiciäre Laufbahn in Indien vorbereiten ſollen, ſchon bei ihrem Eintritt Kenntniß der claſſiſchen Sprachen gefodert wird, und der Fortſetzung dieſes Studiums eine bedeutende Stelle in dem Lehrplane eingeräumt iſt. Uebrigens könnte man es ja ſo machen wie Forcellini, der neben den Lateiniſchen Synonymen und Erklärungen den Italiäniſchen Ausdruck, und, was unendlich empfehlenswerth iſt, Uebertragungen ins Griechiſche beigefügt hat. Um einer ſo gebildeten Sprache, wie das Sanskrit iſt, nahe zu kommen, kann man nicht Wege genug ſuchen.

Ich habe um ſo weniger angeſtanden, hier meine Anſichten über den Plan eines neuen Wörterbuchs und die dabei zu befolgende Methode vorläufig niederzulegen, weil ich weiß, daß andre Gelehrte bereits mit dieſen Gedanken beſchäftigt ſind. Jeder der etwas von der Sprache verſteht, gebe nur ſeinen Rath. Noch wird keine Zeit mit der Ueberlegung verſäumt: denn zur Ausführung eines ſolchen Werkes werden, außer den unentbehrlichen Vorarbeiten, noch mannigfaltige andre Bedingungen erfodert. Die Betrachtung, daß von dem unermeßlich vielen, was zur vollſtändigen Erforſchung der Indiſchen Geiſteswerke geleiſtet werden muß, noch ſo weniges geleiſtet worden; daß von allen Seiten her, wie man zu ſagen pflegt, das Meer auszutrinken iſt: dieſe Betrachtung ſollte, wie mich dünkt, nicht abſchre-

dead wirken. Wer bei einer ſchwierigen und weitausſehenden Unternehmung unter den erſten rüſtig und einſichtsvoll die Hand anlegt, kann wohl um ſo gewiſſer auf das dankbare Andenken der Nachtwelt rechnen.

Die Grammatik von Yates *), erſchienen zu Calcutta im J. 1820, wurde bisher in dieſer Zeitſchrift nur vorläufig bei Gelegenheit der Ankündigung erwähnt. Aber mein damaliges aus den allgemeinen Aeußerungen des Verfaſſers entnommenes Vorgefühl hat mich nicht betrogen. Ich muß ſie für eine unreife und übereilte Arbeit erklären, und bin bereit, dieſes Urtheil durch Darlegung der einzelnen Mißgriffe zu rechtfertigen **).

*) A Grammar of the Sunscrit language. *On a new plan.* By William Yates Calcutta 1820. 8.

**) Hier nur ein Paar Beiſpiele. Hr. Yates überſetzt p. 89 भवत् durch self und nennt es the reciprocal pronoun. Muß der Unkundige hiernach nicht glauben, es ſey gleich bedeutend mit se, ἑαυτόν u. ſ. w.? Es iſt ſehr wichtig, den wahren Gebrauch dieſes Wortes ins Licht zu ſetzen, weil es unaufhörlich vorkommt. Man wird es am ſchicklichſten das pronomen reverentiae nennen. Ein Pronomen allerdings: denn es vertritt den Namen der angeredeten Perſon; aber die Anrede wird aus Ehrerbietung verkleidet, und deswegen wird es mit den Zeitworte in der dritten Perſon (nach unſerer Zählung) conſtruirt. Das geſchichtlich merkwürdige dabei iſt, daß eine ſo conventionelle Weiſe zu reden bei den Indiern ſchon in der früheſten Vorzeit aufgekommen war, (im Geſetzbuch des Manus wird es Schülern zur Pflicht gemacht, ihren geiſtlichen Lehrer nicht anders anzureden;) daß es in ihrer Poeſie Eingang gefunden,

Der Titel lautet: nach einem neuen Plan. Der Plan ist nicht so neu als der Verfasser sich einbildet;

auch wo die Einfalt erzväterlicher Sitte, oder selbst das Götterleben geschildert wird. Denn sonst giebt es genug Beispiele davon in den Europäischen Sprachen: schon im Byzantinischen Latein die Abstracte, wie vestra tranquillitas, das Italiänische Ella und Lei, das Deutsche Sie, u. s. w. Die vollkommenste Uebereinstimmung mit dem Indischen Sprachgebrauch hat jedoch das Spanische Usted, welches wie jenes den Plural annimmt und das Geschlecht der angeredeten Personen zwar nicht durch die Endung, aber durch das Geschlecht der damit verbundenen Participien und Adjective unterscheidet. Wie das Spanische Höflichkeitswort ausgemacht durch Abkürzung entstanden, so vermuthlich auch im Sanskrit. denn daß भवत् nicht das part. praes. von भू, sondern mit dem Affixum वतु gebildet sey, offenbart sich durch die Declination.

S. 294 giebt Hr. Yates die Regel: Adjectives used superlatively or partitively require the Possessive case; und führet als Beispiele für das letzte an: पंच नावां शतानि। शतसङ्ख्राणयश्वानां। Was würde man von einem Lateinischen Grammatiker urtheilen, der in solchen Verbindungen wie tot millia passuum, quinque millia equorum, den Genitiv aus dem partitiven Gebrauche des vermeinten Adjectivs millia herleiten wollte? Wenn Hr. Yates noch nicht wußte, daß die Namen für 100 und 1000 im Sanskrit Substantive sind, so hätte er es aus obigen Wortfügungen erfahren müssen. Allein er übersetzt auch ganz falsch: five hundred of the boats. So könnte man im Englischen nur sprechen, wenn außer den fünfhundert Booten noch andere da wären. In dem

die wirklichen Neuerungen aber, die er darin vorgenommen, dürften meiſtens keine Verbeſſerungen ſeyn. Die übrigen Engliſchen Grammatiker ſind freilich den Indiſchen Schritt vor Schritt gefolgt, allein Wilkins hatte ſchon die Methode ganz verändert. Er hatte ſich der techniſchen Formeln entledigt, und den damals in der That ganz neuen Verſuch, der ſtrengen Wiſſenſchaftlichkeit unbeſchadet, die Geſetze des Sanskrit auf die der Europäiſchen Sinnesart angemeſſenſte und faßlichſte Weiſe vorzutragen, meiſterlich durchgeführt. Hierin iſt ſogar Wilkins folgerechter verfahren als ſein Nachfolger: denn er hat die künſtlichen Buchſtabenreihen, welche als die ſinnreichſte Erfindung nur einem Gotte zugeſchrieben werden konnten, die Siva-sûtrâni, von welchen Herr Yates noch vielfältig Gebrauch macht, ganz bei Seite geſchoben. Soll man nun noch weiter gehen? Iſt die Abſicht, alle Sprachen über den einförmigen Leiſten einer Lateiniſchen Schulgrammatik zu ſchlagen? Es iſt leider nur zu oft zum Nachtheil der allgemeinen Sprachkunde geſchehen. So fern die Sprachen bloß der Ausdruck logiſcher Verfahrungsarten ſind, muß freilich in jeder etwas Entſprechendes vorkommen. Aber an ihrer Bildung haben alle menſchlichen Geiſteskräfte, hat auch die organiſche Anlage der Völker großen Antheil: deswegen iſt ſo vieles darin eigenthümlich, national, und gegen andere Sprachen unabmeßbar. Vollends bei einer Sprache, mit welcher unſere Bekanntſchaft noch ganz neu iſt,

Indiſchen Ausdruck liegt aber durchaus nicht, daß nicht die ganze Summe des Vorhandenen erſchöpft ſei. Es ſollte heißen: five hundreds of boats, oder: five hundred boats.

müſſen vielmehr die weſentlichen Verſchiedenheiten hervorgehoben, als die Züge einer ungefähren Aehnlichkeit mit dem Bau der uns geläufigen aufgefaßt werden. Wiewohl wir nicht allein aus alter Gewohnheit, ſondern aus vielen andern Gründen, die Lateiniſchen Kunſtwörter nicht wohl entbehren können, ſo darf man es dennoch nie aus den Augen verlieren, daß das gleichbenamte in vielen Fällen nicht völlig gleichartig iſt. Wenn es einheimiſche, wahrhaft originale, d. h. nicht in einer ausländiſchen Schule erzogene Grammatiker gibt, wie im Arabiſchen und im Sanskrit, ſo wollen wir zwar keineswegs jedem Schüler zumuthen, ihnen in das ganze Labyrinth ihrer Spitzfindigkeiten zu folgen; wer aber die Sprache zu lehren unternimmt, von dem fodern wir allerdings, daß er zuvor geſucht habe die Gründe ihres Verfahrens zu erforſchen, und daß er nur mit größter Beſonnenheit und Umſicht von ihrer Bahn abweiche. Sollte nun gar die Methode jener Grammatiker wahre Vorzüge haben, ſo müſſen dieſe ſorgfältig bewahrt und geltend gemacht werden. Dergleichen ſind meines Bedünkens bei den Indiſchen die ſtrenge Scheidung von Materie und Form in der Zergliederung der Flexionen, und der große Fleiß, womit ſie die Lehre von der Wortbildung behandelt haben. Die Lateiniſchen und Griechiſchen Grammatiker verwechſeln den Nominativ des Singulars der Nennwörter und die erſte Perſon des Präſens der Zeitwörter mit dem wahren Thema beider, und ſind dadurch in ein endloſes empiriſches Herumtappen hinein gerathen; die Indiſchen hingegen erkennen einen biegungsloſen Stand an, als die Grundlage,

welcher die Biegungen angefügt werden, als den Keim, woraus die Umbildungen sich entfalten. Hiebei kam ihnen freilich ihre Sprache zu Hülfe. Denn, wiewohl das Thema nirgends für sich allein in der Rede vorkommt, so ist es dennoch keine Fiction, kein grammatischer Logarithmus, wenn ich mich so ausdrücken darf; sondern es tritt in der Zusammensetzung wirklich hervor. Die Lehre von der Wortbildung fehlt gänzlich in der Griechischen und Lateinischen Grammatik; Alte und Neuere scheinen diese große Lücke nicht einmal geahndet zu haben. Die Indier gehn, ich will es nicht läugnen, auf der andern Seite zu weit: sie haben (in der Lehre von den Unâdi-Affixen) die hypothetische Herleitung der Wörter in die Sprachlehre gebracht, wo nur die demonstrative am rechten Platze ist.

Hr. Yates klagt über die Weitläuftigkeit der bisherigen Grammatiken; er wollte abkürzen. Ein vollständiges Lehrgebäude des Sanskrit, sowohl wie des Griechischen oder des Arabischen, wird immer einen beträchtlichen Umfang haben müssen. Hat man aber nur den nächsten praktischen Zweck vor Augen, den Schülern die Anfangsgründe beizubringen und ihnen zum Verständniß leichter Bücher zu helfen, so kann man sich allerdings kürzer fassen. Allein ich bezweifle, daß dieses von Hrn. Yates auf zweckmäßige Weise geschehen sei. Von Seiten der Klarheit behauptet die Grammatik von Wilkins entschieden den Vorrang vor der neuen: ein bloßer Auszug aus ihr wäre für den Elementar-Unterricht weit brauchbarer; und auch ohne besonders gedruckt zu seyn, macht sich unter der Leitung eines verständigen Lehrers

ein ſolcher Auszug von ſelbſt. Hr. Yates hat die empfehlenswerthe Einrichtung getroffen, die Hauptregeln durch gröſsere Schrift auszuzeichnen, und die Nebenbeſtimmungen und Ausnahmen kleiner drucken zu laſſen. Hiebei kam ihm die Bequemlichkeit zu Statten, Devanagari-Lettern von verſchiedener Gröſse zu haben, die uns in Europa noch fehlen. Die Hauptregeln ſollten aber mit der gröſsten Kürze und Bündigkeit abgefaſst ſeyn, etwa wie die Maximen der Römiſchen Rechtsgelehrten. Die ſeinigen hingegen ſind häufig verworren, voll von Unbeſtimmtheiten und ſchielenden Ausdrücken. In der Syntaxis hatte Hr. Yates Gelegenheit original zu ſeyn, da uns hier, wie es ſcheint, die einheimiſchen Grammatiker im Stiche laſſen. Aber dieſer Abſchnitt iſt faſt noch magrer ausgefallen als bei ſeinen Vorgängern, und das verſchiedenartige iſt ohne Methode durch einander geworfen. So tumultuariſch, wie es hier geſchehen iſt, ſollte eine unendlich zart und kunſtreich organiſirte Sprache, ein Meiſterſtück des geiſtigen Bildungstriebes, billig nicht abgefertigt werden. Es verräth ſich überall, daſs der Verfaſſer die allgemeine Theorie der Sprachen wenig durchdacht hat, und über das Weſen der grammatiſchen Begriffe gar nicht im klaren iſt. Was nun die Kenntniſs des Sanskrit insbeſondre betrifft, ſo iſt es leicht, in der Hauptſtadt Indiens aus den mündlichen Mittheilungen eines Pandits manches zu ſchöpfen, was ein Europäiſcher Gelehrter kaum nach mühſamer Forſchung entdeckt, und mit geringem Aufwande gelehrt zu erſcheinen. In wie fern aber der Schüler eines Pandits deſſen Lehren ſich wirklich angeeignet, das muſs ſich dann kund geben, wenn er proprio

Marks zur Auslegung und Kritik der Texte schreitet; und hier, ich gestehe es, hat mir der Verfasser einiges Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit seiner Einsichten eingeflößt, weil er zuweilen so wunderlich übersetzt, und die auffallendsten Fehler in den aus Handschriften angeführten Stellen ungerügt stehen läßt *), wie denn überhaupt die Sanskritwörter sehr nachlässig gedruckt sind.

*) Hr. Yates sagt S. 298: The Relative pronoun is sometimes used as an Adjective pronoun of the indefinite kind; as, यन्नवे भाजने लग्नः, *placed in some new vessel.* Das Beispiel paßt nicht, der Satz ist verstümmelt und falsch übersetzt. Das Neutrum des relativen Pronomens wird ja hier, wie das Lateinische quod, als coniunctio causalis gebraucht, und das demonstrative entspricht ihm gleicherweise im nächsten Satz. Die abgerissenen Worte sind der Anfang eines sinnreichen Spruches im Eingange des Hitôpadêsa:

यन्नवे भाजने लग्नः संस्कारो नान्यथा भवेत् ।
कथाछलेन बालानां नीतिस्तदिह कथ्यते ॥

»Weil die einem frischen Gefäße eingeprägte Zierde sich »niemals verändern kann, deswegen wird hier unter »dem täuschenden Reiz von Fabeln die Moral für »Kinder vorgetragen.« — Die Kindheit, will der weise Dichter sagen, ist für alle Eindrücke empfänglich, und die zuerst empfangenen sind unauslöschlich, so wie ein bildsamer Thon jede beliebige Form und Farbe, auch die Durchdringung mit einer wohlriechenden Substanz annimmt; einmal erhärtet aber, alles unverändert beibehält. — S. 308, Z. 16 u. 17 ist ein Distichon aus dem Bhâgavata-Purâna mit nicht weniger als drei falschen Lese-

Die schätzbarste Zugabe bei dem Buche ist eine Abhandlung über die Prosodie, oder vielmehr über die

arten angeführt, woven zwei sich schon durch einen Versstoß gegen das Sylbenmaaß kund geben. Man kann sie aus Carey's Grammatik p. 888 verbessern, wo sich jedoch ein anderer Druckfehler eingeschlichen hat. Hr. Yates nimmt p. 291 einen nominativus absolutus an. Um eine solche Behauptung zu unterstützen, wäre eine ganze Reihe von urkundlichen und unzweideutigen Beispielen nöthig gewesen. Er begnügt sich aber mit einem einzigen aus dem Eingange des Mahâ-Bhârata, und dieses beruht auf einer falschen Lesart: अनुप्राप्तो für अनुप्राप्तं। Hr. Othmar Frank giebt hier richtig den Accusativ, welchen die Wortfügung fodert. Außerdem hat Hr. Yates in dasselbe Distichon noch eine ganz ungrammatische Bildung aufgenommen: परिवव्रुः। Bekanntlich ist ja व्रू ein defectives Zeitwort, und wird im praet. perf. durch उवाच ergänzt; wenn es aber auch eins hätte, so könnte dasselbe unmöglich so lauten. Ich setze das Distichon nebst dem vorangehenden her, damit die Kenner selbst urtheilen mögen.

सुखासीनानभ्यगच्छद्ब्रह्मर्षीन् संशितव्रतान्।
विनयावनतो भूत्वा कदाचित् सूतनन्दनः॥
तमाश्रममनुप्राप्तं नैमिषारण्यवासिनां।
चित्राः श्रोतुं कथास्तत्र पर्यब्रुवंस्तपस्विनः॥

Am Schlusse des ersten Distichons ist ein Einschnitt des Sinnes, und das Subject Sûtanandanas kann nicht, wie Hr. Yates will, zu dem folgenden Satze gezogen werden.

Metrik, und im Anhange die Terminologie der einheimischen Grammatiker mit kurzen Erklärungen. Dieses Verzeichniß ist zwar keineswegs vollständig, es kann aus dem in London gedruckten hier und da ergänzt werden, und zu beiden zusammengenommen wäre noch vieles hinzuzufügen, vornämlich aber aus der Denkart der Erfinder mehr ins Licht zu stellen.

Ich habe (Ind. Bibl. Bd. I. S. 15) auf das Bedürfniß einer Chrestomathie aufmerksam gemacht. Ein solches Hülfsbuch ist besonders für die fast unentbehrlich, welche das Sanskrit ohne einen Lehrer zu erlernen unternehmen: und an wie wenigen Orten giebt es bis jetzt Lehrer des Sanskrit! Bei der Auswahl der Stücke wäre, nächst der sorgfältigen Steigerung vom leichtesten zum schwereren, vorzüglich auf häufigen Wech-

Das pronomen demonstrativum läßt sich, bloß grammatisch betrachtet, zu आश्रमं ziehen, aber dieses ist schon durch den beigefügten Genitiv vollkommen bestimmt; तं wird also besser auf das vorhergehende Subject zurückbezogen, und mit अनुप्राप्तं verknüpft. Ich übersetze demnach: Commode sedentes Theologos, piis votis solvendis addictos, adiit aliquando corpore humiliter inclinato Sutae filius. Hunc ingressum secreta Naimisham silvam incolentium, mirabiles narrationes audiendi gratia ibi alloquuti sunt undique Ascetae. Man verzeihe dieses Verweilen bei ein paar ganz leichten Versen. Es thut noth, weil bisher die hermeneutische Genauigkeit so sehr verabsäumt worden, ohne welche man im Studium des Sanskrit eben so wenig als irgendwo sonst in der Philologie auf einen grünen Zweig kommen wird.

ſel und Mannichfaltigkeit zu achten. Vorangeſtellt würde eine ſchlichte und durch ſich ſelbſt verſtändliche Erzählung im alten epiſchen Styl; dann möchten einzelne Sprüche im epiſchen Sylbenmaaße folgen, von der einfachen Art wie die Gnomen des Heſiodus und Theognis; ferner Erzählungen in Proſa aus dem Hitopadeſa und andern Fabel- und Mährchen-Büchern; zuſammenhängende Lehrvorträge aus den Geſetzen des Manus oder der Bhagavad-Gita; lyriſche Stellen aus den Purana's; endlich vielleicht ſogar Sentenzen aus den ſpäteren Dichtern, welche, künſtlich zugeſpitzt und antithetiſch geordnet, Epigramme zu heißen verdienen. Bei einem ſolchen Buche müßte der Herausgeber ſich ganz zu dem Anfänger herablaſſen, ſelbſt Leſe- und Schreibeübungen nicht verſchmähen, alle Wörter einzeln zergliedern und dann die Wortfügung genau erörtern. Hier wäre eine ohne Rückſicht auf den Lateiniſchen Sprachgebrauch geſchriebene Interlinear-Verſion, ungefähr wie ſie Fulda zum Ulfilas gegeben, an ihrer Stelle; nur müßte ſie nachher durch eine freiere, den Sinn im Ganzen ausdrückende, wieder verdollmetſcht werden. Man muß die Worte nicht ſparen, wenn man etwas ſo fremdartiges, wie der Gedankengang der alten Weiſen und Dichter Indiens und der Bau ihrer Sätze iſt, deutlich machen will; auf der andern Seite muß man ſich hüten, den Schüler durch allzutiefes Eingehen in eine für ihn noch nicht brauchbare Theorie nicht abzuſchrecken und zu verwirren. Demnach wäre wohl alle Etymologie, ſo fern ſie nicht rein grammatiſch iſt, auszuſchließen.

Obigen Foderungen leiſtet die Chreſtomathie von

Hrn. Othmar Frank*), Professor in Würzburg, weder von Seiten des Entwurfes noch der Ausführung Genüge. Die darin enthaltenen Stücke sind: der Eingang des Maha-Bharata; die unmittelbar darauf folgende prophetische Rede des Dhritarashtras, aber in umgekehrter Ordnung; die Vorrede des Sankaracharyas zum Vrihadaranyaka, einer Abtheilung des Yajur-Véda, nebst den Anmerkungen des Anandas; zwei Capitel aus dem Gesetzbuche des Manus mit dem Commentar des Kullukabattas, und endlich der größte Theil der Bhagavad-Gita. Die Texte sind sämtlich durch den Steindruck gegeben: das erste Stück und die in der zweiten Abtheilung enthaltenen in Devanagari-Schrift: das übrige ist mit Lateinischer Druckschrift nach beigefügten Abzeichen lithographirt. Wofern man nicht etwa Volney's Methode einführen will, die kein gründlicher Orientalist jemals billigen wird, dürfte das letzte in einer Chrestomathie wohl nur als Schreibeübung gelten, wo alsdann aber derselbe Text in Devanagari-Schrift wiederholt seyn müßte, damit der Schüler prüfen könne, ob er richtig umgeschrieben habe. Nur die Rede des Dhritarashtras ist mit einer ausführlichen grammatischen Zergliederung begleitet, das übrige bloß mit einer Uebersetzung, bei dem größten Theil der Bhagavad-Gita ist auch diese weggeblieben, und kein Wort der Erklärung beigefügt. Die Abschnitte des Gesetzbuches und der Bha-

*) Chrestomathia Sanscrita quam ex codd. MSctis Londini exscripsit atque in usum tironum edidit *Othmarus Frank*. Monachii 1820. P. II. 1821. 4.

gavad-Gita ſind aus der Calcuttiſchen Ausgabe abgedruckt, mit Beibehaltung der fortgehenden Wortverknüpfung und aller Unbequemlichkeiten der dortigen Schreibung, die ich ſchon verſchiedentlich auseinandergeſetzt habe.

Ueber die Latinität des Herausgebers überlaſſe ich den Philologen zu Gericht zu ſitzen: ich meinerſeits möchte ſie gern vor dem claſſiſch gebildeten Auslande geheim halten, damit nicht auf meinen Vorſchlag, alles den Indiſchen Büchern beizufügende Lateiniſch abzufaſſen, eine entſchiedene Ungunſt falle. Was die Auslegung betrifft, ſo hat Hr. Frank ſehr häufig mißverſtanden, und zuweilen auf eine ſeltſame Artz was er aber auch richtig verſtanden hat, beſitzt er nicht die Gabe andern verſtändlich zu machen. Das ſchlimmſte dabei iſt, daß er nicht treu und enthaltſam überſetzen zu wollen ſcheint, was in den Ausdrücken vorliegt, ſondern nach eigener Willkühr myſtiſch und anagogiſch umdeutet, und den einfachſten Sätzen der alten Weiſen und Dichter die Hirngeſpinſte einer verworrenen Metaphyſik unterſchiebt. Die Schriften der Brahmanen bieten ſchon an ſich ſachliche und ſprachliche Schwierigkeiten genug dar, wegen der großen Entfernung des Zeitalters und Himmelſtrichs, wegen der ſo ganz verſchiedenen Sphäre des Daſeyns, endlich wegen der vorwaltenden Gabe geiſtiger Beſchaulichkeit, wovon die Spuren der Sprache ſelbſt ſich tief eingeprägt haben. Dieſe Schriften wollen mit der nüchternſten Klarheit aufgefaßt ſeyn. Was würde daraus entſtehn, wenn man ſie mit einer Vorliebe für die Verdüſterung (ich weiß es wahrlich nicht anders zu nennen)

behandeln wollte? Am unerträglichsten fällt dieses Hineindeuten bei der epischen Poesie, deren ganzes Wesen in lebendiger Anschaulichkeit besteht. Von dem Eingange des Maha-Bharata haben wir zufällig in einer Englischen Zeitschrift *) eine andere Uebersetzung bekommen. Wer beide mit einander vergleicht, wird oft Mühe haben sich zu überzeugen, daß die Uebersetzer wirklich dasselbe Original vor Augen gehabt. Die Englische Uebersetzung ist, wofern ich recht unterrichtet bin, die nicht wieder durchgesehene Jugendarbeit eines großen Meisters. Sie ist daher auch nicht ganz frei von Mißverständnissen, aber sie ist klar, einfach und unprunkhaft; der Charakter und Ton der alten Dichtung ist mit geradem Sinn aufgefaßt, und der Eindruck treu wiedergegeben. Uebrigens gehört der Eingang des Maha-Bharata keineswegs zu den leichtesten epischen Stücken, und ich würde es nicht zur ersten Uebung für Anfänger wählen. Die Menge der Namen und Anspielungen auf unbekannte Begebenheiten ist schon verwirrend; die Rede des Dhritarashtras vollends hat einen lyrischen Schwung, und ist deswegen auch nicht in dem gewöhnlichen epischen Sylbenmaaße abgefaßt.

Dem Titel der Chrestomathie gegenüber steht eine Abbildung des Indischen Sonnengottes auf seinem mit sieben Pferden bespannten Wagen. Als Zierrath mag es gelten, aber Hr. Frank sagt in der Vorrede: Imago Solis Indica in fronte operis posita simulacrum est statuae, quae in curia perillustris Societatis Indiae

*) Annals of Oriental litterature. London 1820. P. I. p. 65 — 86.

Orientalis observatur, et de qua agam in opere de mythis et monumentis Indicis.« Ich will nicht hoffen, daß irgend ein loser Schelm ihn mystificirt hat. Die Mühe wäre bei gewissen Leuten überflüssig, weil sie sich selbst mystificiren. Unser Leser werden ermessen, welche Aufschlüsse über die sinnbildliche Darstellung der Götter bei den alten Indiern sie aus der angekündigten Abhandlung zu erwarten haben, wenn sie erfahren, daß dieses Basrelief ein im Jahre 1814 von einem Englischen Bildhauer Namens Coade Lambeth verfertigtes Kaminstück ist, wie auf dem Marmor deutlich geschrieben steht. Der Oberbibliothecar hat den artigen Gedanken gehabt, eine Zimmerverzierung von einem Gegenstande der Indischen Mythologie zu entlehnen, wobei der Künstler sich der Freiheit, denselben nach Europäischem Geschmack umzumodeln, im vollsten Maaße bedient hat. Wer die Augen überhaupt zum Sehen zu gebrauchen weiß, dem müßten sie in den Bibliothek-Zimmern der Ostindischen Compagnie wohl aufgehn, wo ächte Idole in grosser Zahl aufgestellt sind, unter andern auch ein monumentales Bild des Sonnengottes mit seinem ganzen Gefolge. Es ist in der That ein lustiges Unglück, unter so vielen merkwürdigen Gegenständen gerade ein unächtes gar nicht einmal auf Täuschung berechnetes Machwerk für die antiquarische Untersuchung ausgewählt zu haben. Ich bemerke gelegentlich, daß es eine hübsche Aufgabe für Europäische Künstler wäre, an den Indischen Götterbildern (wie ungünstig auch unser großer Dichter über sie urtheilen mag) dasselbe zu unternehmen, was die Griechischen Bildhauer des Hadrian an den Aegyptischen geleistet, indem sie den

Körperbau gelehrt zeichneten, und das Ganze gleichsam mit Griechischer Anmuth überhauchten, ohne doch den ursprünglichen Charakter auszulöschen.

Unter den neuen Elementarbüchern darf ich hier die Bengalische Grammatik und Chrestomathie von Hrn. Haughton, Professor des Sanskrit und des Bengalischen zu Haileybury, nicht übergehen. Die heutigen Indischen Mundarten gehören zwar eigentlich nicht in meinen Kreis: aber mittelbar, vermöge ihres nahen Zusammenhanges mit dem Sanskrit, werden sie auch dem Forscher lehrreich und merkwürdig, welcher sich vorzugsweise auf das alte Indien gerichtet hat. Hr. Haughton, in der Stammsprache und in der abgeleiteten gleich gut bewandert, hat nicht versäumt, überall auf die Quelle zurückzuweisen. Wie vieles in den heutigen Mundarten ist dem alten nicht nur ähnlich, sondern durchaus unverändert geblieben! Der gründlich ausgearbeitete und scharfsinnige Abschnitt von den untrennbaren Präpositionen zum Beispiel könnte, ganz wie er ist, in eine Sanskrit-Grammatik hinüber genommen werden. Ich vermuthe jedoch, daß die jetzigen Bewohner Bengalens keine neue Wörter vermittelst dieser Präpositionen zu bilden wissen, sondern sie alle schon fertig aus der classischen Sprache überkommen haben. Wir finden hier, den heutigen abgekürzten und in der Aussprache verfälschten Namen gegegenüber, ein vollständigeres Verzeichniß der cardinalen und ordinalen Sanskrit-Zahlwörter, als irgendwo sonst gegeben worden ist. Hr. Haughton hat sehr zweckmäßig bei dem Glossar, ohne etymologische Weitläuftigkeiten, nur durch einen Buchstaben angezeichnet, ob das Wort

reines oder verderbtes Sanskrit, ob es Arabisch, Persisch, oder aus einer unbekannten Sprache entlehnt ist; wo denn wohl unter zehn Wörtern immer neun dem Sanskrit angehören werden. Ich begreife nicht, wie man nach solchen Thatsachen, selbst alle andern Beweise bei Seite gestellt, noch jenen grundlosen Zweifel wieder aufwärmen kann, (was Hr. Yates in seiner Vorrede thut) ob das Sanskrit jemals eine lebende Volkssprache gewesen? Die neueren Mundarten Indiens sind ja ganz volksmäßig entstanden, gewissermaßen den Gelehrten zum Trotz, aus der Zerrüttung, welche ausländische Eroberer von fremden Sitten und anderm Glauben in den zuvor unwandelbar festgesetzten geselligen Zustand brachten. Es ist also klar: so vieles und zum Theil so reines Sanskrit kann nur aus dem Munde der Ungelehrten in jene Mundarten übergegangen seyn. Wer in Italien etwa nur Genua und Mailand besucht, und gefunden hätte, daß er, ungeachtet seiner Kenntniß des classischen Italiänischen, einen Dollmetscher bedürfe, möchte wohl eben so gut bezweifeln, ob dieses denn wirklich eine lebende Sprache, und nicht bloß zum Behuf der Bücher und gelehrten Mittheilungen ersonnen sei? Man verständige sich über die Begriffe Sanskrit und Prakrit. Das erste heißt nichts weiter als: lingua castigata, ornata; das zweite: lingua vulgaris. *) Ueberall, wo Sprachen litterarisch und wissenschaftlich ausgebildet wurden gab es und giebt es etwas

*) Vgl. Colebrooke *on the Sanscrit and Prácrit languages*, As. Res. Vol. VII. Der Vf. führt aus einem einheimischen Rhetoriker folgendes an: Sanscrita is the speech

ähnliches. Die Menschen aus den unteren Ständen drücken sich dort selten so richtig und gewählt aus, als die Gebildeten und Gelehrten; es kommt nur darauf an, ob sie Gefühl für die Analogie und die grammatischen Gesetze im Ganzen verrathen. Ist dieses, wie meistens, der Fall, so sind die Volkssprache und die gelehrte Sprache wesentlich einerlei, und diese kann nur für eine sorgfältigere Behandlung jener gelten. Freilich ist das Talent des Sprechens, die Gabe, sich ohne Unterricht rein und edel auszudrücken, und die feinsten Schattirungen zu unterscheiden, nach Völkern und Landschaften sehr ungleich vertheilt. Wie nahe steht in Toscana die Sprache des Bauern und des Bettlers der Sprache des Prinzen und des Gelehrten! Mir ist es wahrscheinlich, daß vor Alters in der größeren Hälfte Indiens zwischen der Sprechart der obern und untern Stände ein solches Verhältniß Statt gefunden habe, wie in Toscana und Castilien, und nicht wie das in Norditalien und Südfrankreich bestehende. Das stark abweichende Prakrit in den Schauspielen ist hiegegen kein Einwurf: diese sind spätere Erzeugnisse der Litteratur, und die Divergenz wird ohne Zweifel im Fortgange der Zeit immer zugenommen haben.

Hr. Yates meint, das Sanskrit könne wenigstens niemals so gesprochen worden seyn, wie es nach den Regeln der Laut- und Wortbindung (Sandhi) geschrieben wird. Diese Einrede beruht auf einem Mißverständnisse.

of the celestials, framed in grammatical institutes; Prâcrita *is similar to it*, but manifold as a provincial dialect, and otherwise.

Die Bindung ist ja keineswegs etwas erkünsteltes: sie ist nichts anders, als der schriftliche Ausdruck der Einwirkungen, welche die articulirten Laute, von einer biegsamen Stimme unter der Leitung eines zarten und musicalischen Gehörs vorgetragen, bei gegenseitiger Berührung vermöge ihrer eignen Natur auf einander äußern. Sie ist in andern Sprachen ebenfalls verhanden, auch wo sie nicht geschrieben wird. Sehr stark im Griechischen, etwas weniger im Lateinischen. Wie weit greift die Wortbindung in der französischen Sprache um sich! Die schließenden Consonanten werden wirklich, so oft man sie ausspricht, zu der ersten Sylbe des nächsten Wortes gezogen. Die Regel kann sogar noch schwieriger scheinen als im Sanskrit; denn hier werden die durchgängig ausgesprochenen Buchstaben nur modificirt; im Französischen hingegen sind die Schlußconsonanten in den meisten Fällen gar nicht hörbar, und treten erst hervor, wenn das nächste Wort mit einem Vokal anhebt. Und dennoch wird dieß selbst von den Ungelehrten geläufig beobachtet. Man bemerkt nur in Frankreich, daß Personen, die nicht lesen und schreiben gelernt, und deswegen von den grammatischen Umwandlungen der Wörter keinen deutlichen Begriff haben, zwar den Hiatus richtig vermeiden, oft aber einen falschen Consonanten einschieben.

Für die vergleichende Sprachkunde und die allgemeine Geschichte der Sprachen sind die heutigen Mundarten Indiens sehr wichtig. Wir sehen in Asien, und zwar nicht bloß zwischen dem Indus und Ganges, sondern auch in Persien, dieselbe Erscheinung sich wiederholen, die wir in Europa bei der Entstehung der Romanischen

Sprachen, *) der Englischen und Neugriechischen kennen gelernt haben. Dort wie hier sind die aus der Auflösung und Mischung hervorgegangenen Sprachen gleicher Art: verschiedene Gattungen von Hülfswörtern vertreten die großentheils verlohrnen Biegungen; eine gebundene Wortstellung vertritt die gegliederte Wortfügung. Ueberall war es derselbe Kunstgriff, wodurch der menschliche Geist aus den Bruchstücken eines alten vortreflichen Werkzeuges der Gedankenmittheilung, das unter seinen Händen zertrümmert war, sich ein neues geschmiedet hat. Wörter, die einen wesentlichen Gehalt hatten, wurden auf eine logisch-grammatische Bedeutung herabgesetzt, gleichsam demonetisirt, und somit zu Hülfswörtern gestempelt. Doch scheint mir der Gegensatz zwischen dem ererbten und dem neu erfundenen in den heutigen Indischen Mundarten noch weit auffallender als in den Romanischen Sprachen. Wenn ich im Bengalischen die vielgestaltigen, zarten, sinnvollen Wortbildungen des Sanskrit noch unverändert sehe, und daneben die schwerfälligen Anhängsel, die rohen Umschreibungen, Nothbehelfe aller Art: so kommt es mir gerade so vor, als wenn jemand zerrissene Brüsseler Spitzen mit grobem Bindfaden zusammengenäht hätte. Die Vorzüge derjenigen alten Sprachen, welche wir wegen der Vollkommenheit ihres Baues am meisten bewundern müssen,

*) Man sehe hierüber die vortrefliche Schrift von Raynouard Recherches sur l'origine et la formation de la langue romane, und meinen darauf bezüglichen Versuch Observations sur la langue et la littérature provençales. Paris 1818.

des Griechischen, des Lateinischen, des Sanskrit, sind unerreichbar und unersetzlich: es wäre vergeblich zu hoffen, daß im Laufe der Jahrhunderte noch irgend einmal Sprachen von ähnlicher Art entstehen könnten. Wir müssen sie für Denkmale eines andern Weltalters, einer fernen, weit über den engen Horizont unserer Geschichte hinaus liegenden Vorzeit anerkennen. Jene Sprachen sind die Urgebirge des menschlichen Geistes; es mag Sprachen des Uebergangs und der zweiten und dritten Bildungsstufe geben, alle von hohem Alter; die neueren Mundarten aber, deren Entstehung aus dem Zusammenfluß der Völker wir geschichtlich nachweisen können, gleichen jener Gebirgsart (Nagelfluhe, poudingue) welche aus lose verkitteten Kieseln und abgerundeten Bruchstücken verschiedener Steinarten besteht, und sich sogleich als eine formlose Anschwemmung vorübergehender Wasserfluthen verräth. Unstreitig haben bei manchen Völkern der neueren Zeit gewisse Fähigkeiten sich wunderwürdig entwickelt. Wenn man aber alles obige recht erwägt, und so viele andere Thatsachen von der allgemeinen Neigung der Sprachen zur Entbildung, Abschleifung und Ausartung hinzunimmt: so wird man wohl endlich eingestehen müssen, daß das Menschengeschlecht während seiner irdischen Laufbahn auch andere uns nicht mehr recht begreifliche Geistesanlagen eingebüßt hat, die es vormals in ausgezeichnetem Grade besaß; und diese Einsicht ist der Schlüssel der ältesten Weltgeschichte.

* * *

Von neuen Ausgaben Indischer Bücher ist in diesem Zeitraum weder in Asien noch in England irgend etwas erschienen. Das einzige bisher Ungedruckte, was überhaupt aus Licht getreten, sind die oben erwähnten Stücke im ersten Theile der Chrestomathie von Hrn. Frank. Unter diesen veranlaßt der Eingang des Maha-Bharata, mit den Eingängen anderer Putana's verglichen, mancherlei Betrachtungen und Vermuthungen über die Entstehung und älteste Mittheilungsweise der epischen Gedichte, welche ich für einen eignen Aufsatz verspare.

Was ich in meiner Ausgabe der bereits in Calcutta gedruckten aber selten gewordenen Bhagavad-Gita zu leisten mich bemüht, habe ich in der Vorrede dargelegt; in wie fern es mir gelungen, darüber sehe ich dem belehrenden Urtheile der Kenner entgegen. Seit der Herausgabe des Buchs fand ich Gelegenheit in London die Vergleichung der Handschriften fortzusetzen; und schöpfte daraus Stoff zu einigen nachträglichen kritischen Bemerkungen, die ich demnächst den Lesern des Originals vorlegen werde. Uebrigens fand ich die erfreuliche Ueberzeugung bestätigt, daß wir dieses unsterbliche Werk völlig unverfälscht, und bis in die feinsten Züge hinein treu bewahrt besitzen, wie es zuerst aus den Händen des Verfassers kam.

Die Ausarbeitung eines Commentars über den philosophischen Inhalt des Gedichtes muß ich verschieben, bis ich mich mit den einheimischen Commentatoren bekannt gemacht haben werde. Um mir selbst deren einige zu verschaffen, habe ich mich nach Indien gewandt, und

hoffe durch die Vermittlung eines gelehrten Freundes gute Exemplare zu erhalten.

Das Gesetzbuch des Manus ist mit dem Commentar des Kulluka-Battas zu Calcutta im Jahr 1813 erschienen, aber im Buchhandel nicht mehr zu finden. Der Titel einer neuen Ausgabe, besorgt durch Herrn Haughton, war bereits dem Catalog der Buchhändler der Ostindischen Compagnie (Kingsbury, Parbury und Allen) für das Jahr 1822 eingerückt; allein der Druck ward durch anhaltende Kränklichkeit des eben genannten vortrefflichen Gelehrten leider über ein Jahr lang unterbrochen. Seit einigen Monaten wird wiederum rüstig damit fortgefahren, und die ersten Bögen, die ich der freundschaftlichen Mittheilung des Herausgebers verdanke, liegen vor mir. Sie sind ungemein schön gedruckt, und von musterhafter Correctheit. Die Aussicht auf die baldige Erscheinung eines so wichtigen Werkes wird allen Liebhabern des Sanskrit willkommen seyn. Es giebt nichts, was uns mehr fördern könnte, als eine gute, bequeme, und jedem zugängliche Ausgabe der Gesetze des Manus. Sie sind ein Hauptbuch, das von allem Forschern des Brahmanischen Alterthums unaufhörlich wie ein Orakel befragt werden muß. Der Werth dieses Geschenkes für die gelehrte Welt wird sich verdoppeln, wenn Hr. Haughton sich entschließt, kritische und erklärende Anmerkungen beizufügen, wozu er uns Hoffnung macht. Eine neue Uebersetzung wäre auch zu wünschen. Die des Sir William Jones ist zwar unübertrefflich von Seiten der Schreibart, welche das alterthümliche Gepräge dieser Denksprüche, Lehren und Gebote treu wiedergiebt, und

die ruhige Würde eines gottbegeisterten Gesetzgebers athmet. Oft aber ist es mehr Umschreibung als wörtliche Uebertragung; zuweilen wäre auch der Sinn zu berichtigen: und an der Arbeit eines solchen Mannes darf man sich doch keine Willkühr erlauben. Sollte also ein neuer Abdruck als Hülfsmittel der Auslegung das Original begleiten, so würde ich vorschlagen, die Uebersetzung selbst unverändert zu lassen, und die nöthigen Verbesserungen unter dem Text beizufügen.

Wegen der von mir unternommenen Ausgabe des ganzen Ramayana beziehe ich mich auf die Französisch geschriebene und am Schlusse dieses Heftes wiederum abgedruckte Ankündigung. Ich war in London hauptsächlich damit beschäftigt, die dort befindlichen zahlreichen Handschriften des Ramayana genau zu prüfen. Die kritischen Hülfsmittel, deren Besitz mir bereits gesichert ist, sind beträchtlich, und seit meiner Rückkehr hat sich die Aussicht zur Benutzung eines neuerdings herbeigeschafften von seltner Art eröffnet. Doch von den Recensionen einheimischer Commentatoren, von der Ueberlieferung verschiedener Schulen, ihren Abweichungen und Uebereinstimmungen, von der Urkundlichkeit des Textes überhaupt, wird es Zeit seyn in der Einleitung zu handeln. Indessen kann ich nicht umhin, hier die zuvorkommende Bereitwilligkeit zu rühmen, womit die in London aufgehäuften Schätze Asiatischer Gelehrsamkeit mir zugänglich gemacht worden sind. Insbesondre Hr. Wilkins, der um die Anordnung, Vermehrung und gemeinnützige Verwendung der Bibliothek im Ostindischen Hause so verdienstlich bemüht ist; ferner der berühmte Präsident der Königlichen Societät der Wissen-

schaften, Sir Humphry Davy, so wie der Bibliothekar derselben, Hr. Lee; endlich der Aufseher der Alterthümer im Brittischen Museum, mein gelehrter Freund und Landsmann, Dr. Röhden, haben sich unvergeßliche Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben.

* * *

Die Typographie hat für den Philologen das Handwerksgeräth herbeizuschaffen. Die Vernachläßigung dieser edlen Kunst zieht unfehlbar viele und wesentliche Nachtheile nach sich, besonders wenn man es mit so verwickelten Schriftarten zu thun hat, wie beim Sanskrit; eine geschickte Behandlung hingegen kann durch Ersparung von Mühe, Zeit und Kosten die weitläufigsten gelehrten Unternehmungen erleichtern und beschleunigen helfen. Ein kurzer Bericht über die in den letzten Jahren gelieferten typographischen und lithographischen Arbeiten gehört also mit zu den Gegenständen dieses Aufsatzes. Ich rede davon nicht ganz wie ein Fremdling: der Wunsch, die ans Licht gezogenen Werke der alten Brahmanen auch mit äußerm Schmuck auszustatten, hat mich bewogen, mich mit den Handgriffen der Schriftstecherei, Schriftgießerei und Druckerei etwas näher bekannt zu machen, und ich habe mich sechs Monate lang von der Schule der Weisen abgemüßigt, um in den Werkstätten der Handwerker zu sitzen.

Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, seit man mit Devanagari-Lettern druckt, und schon hat die Erfahrung mancherlei Vortheile gelehrt. Der erste in Calcutta gemachte Versuch fiel unbeholfen und unförmlich aus. Diese

Lettern ſind, ſo viel ich weiß, nur ein einziges Mal, in Colebrooke's Grammatik, gebraucht und ſogleich wieder verworfen worden. Hierauf folgte die Druckerei der Miſſionare in Serampore, deren Lettern auch noch von einer unbequemen Größe ſind; ſonſt wäre manches daran zu loben. Das meiſte, was wir haben, iſt jedoch aus der Druckerei des Baburamas in Calcutta hervorgegangen, die nun ſchon mit drei verſchiedenen Schriftſorten in abſteigendem Maaße ausgeſtattet ward. Die größte darunter iſt auch die beſte, wiewohl ſie aller Zierlichkeit ermangelt, nicht bloß wie der Europäiſche Geſchmack ſie an typographiſchen Arbeiten fodert, ſondern auch derjenigen Zierlichkeit, die man oft an den Handſchriften zu bewundern Gelegenheit hat. Die kleinſte iſt unleſerlich: und der Zweck, vieles auf einen engen Raum zuſammenzudrängen, wird dennoch nur unvollkommen erreicht, weil man die Vocalzeichen über und unter der Zeile nicht in gleichem Verhältniß zu verkleinern gewußt hat.

Aus der Grammatik von Yates ſehe ich, daß die Miſſion der Baptiſten nun auch eine Preſſe in Calcutta angelegt, und ſie mit zwei neuen Schriftſorten verſehen hat, welche dem Maaße nach den beiden kleineren des Baburamas entſprechen. Sie ſind meines Erachtens um nichts beſſer als die bisherigen. Ich habe ſonſt geglaubt, daß die ſtörenden Mängel der meiſten Indiſchen Drucke, der unreine Umriß, die Flecke, die halb verloſchenen Züge, von der ſchlechten Druckerſchwärze, dem ſchlechten Papier und der nachläßigen Behandlung der Preſſe herrührten. Es muß aber wohl an dem Guß aus einer ſchlechten Metallmiſchung und ohne gehörige Juſtification

liegen, daß ganz neue Lettern sich so unvollkommen zusammenfügen, und so stumpf erscheinen, als wären sie durch langen Gebrauch abgenutzt: denn in der Grammatik von Yates ist der Englische Druck ziemlich sauber, während man in den Indischen Zeilen eher alles andre suchen darf als eine gerade Linie. Man sollte meynen, Indische Handwerker, die so künstliche Metallarbeiten verfertigen, müßten die Schriftstecherei und Schriftgießerei, wozu freilich geometrische Genauigkeit gefodert wird, dennoch leicht erlernen. Allein wir sehen das Gegentheil, und wenn man in Calcutta gute Devanagari-Lettern haben will, wird man sie wohl am Ende aus Europa verschreiben müssen.

Ungeachtet des unerfreulichen Ausfalles muß die Anlage dieser Asiatischen Druckereien kostspielig gewesen, und das Geschäft des Setzers muß sehr beschwerlich seyn. Man hat die so mannichfaltigen und verschlungenen Consonanten-Gruppen, zuweilen noch mit dem darunter stehenden Vocal, als untheilbar behandelt, und jede auf einen besondern Stempel geschnitten, so daß die Zahl dieser sich auf mehr als 700 beläuft. Jede Zeile besteht aus drei Reihen, indem nämlich die Vocalzeichen, das Reyha und das Virama in die obere und untere gesetzt werden, und der Raum dazwischen mit leeren Quadraten auszufüllen ist, was die französischen Buchdrucker paragoniren nennen.

Wilkins hat durch seine vortrefflichen Lettern zuerst gezeigt, wie man die typographische Nachahmung der Devanagari-Schrift zugleich vereinfachen und verschönern könne. Er hat die Consonanten-Gruppen, soweit es

thunlich war, in ihre Beſtandtheile zerlegt, und diejenigen Buchſtaben, welche, wenn ſie allein ſtehen, ihre Figur an einen perpendicularen Strich rechts anlehnen, durch Weglaſſung dieſes Striches aber mit dem unmittelbar folgenden Conſonanten verknüpft werden, auf doppelte Art, ganz und halb, gießen laſſen. Für die Anfügung der Vocalzeichen hat er ebenfalls eine neue Verrichtung getroffen. Die Buchſtaben ſind zum Theil auf einen großen Kegel gegoſſen, wo ober- und unterhalb der Figur ein leerer Raum übrig bleibt, welcher die Entfernung der Zeilen giebt; zum Theil auf einen kleinen nicht über das Maaß der Figur hinausgehenden Kegel, um Vocalzeichen annehmen zu können, welche das von den großen Lettern ſeitwärts eingeſchloſſene Viereck ausfüllen. Ich habe im ganzen dieſelbe Methode befolgt, nur mit dem Unterſchiede, daß die meiſtens auf dreifach verſchiedene Art gegoſſenen Lettern immer daſſelbe Maaß des Kegels beibehalten; diejenigen aber, welche beſtimmt ſind Vocalzeichen zu tragen, in einer eigens dazu eingerichteten Gußform einen doppelten Ausſchnitt bekommen, worin zwei dergleichen nach Belieben eingefügt werden können, wenn aber nur eins nöthig iſt, der Raum mit einem leeren Quadratin ausgefüllt wird. Dieß hat den Vortheil, daß die Reihe feſt geſchloſſen bleibt, daß die unterſchnittenen oder vielmehr über ihren Kegel hinausragenden Vocalzeichen, die ſonſt leicht unter der Preſſe abbrechen, an den großen Buchſtaben eine Stütze finden, und daß ſie nach keiner Seite hin ausweichen können. Freilich iſt große Schärfe und Genauigkeit des Guſſes erfoderlich, wenn die großen und kleinen Lettern zu einander paſſen

ſollen, und es muß jeder Beſtandtheil des ganzen Syſtems nach allen Beſtimmungen, die er haben mag, im voraus berechnet ſeyn.

Bei der obigen Verfahrungsweiſe wird man für alles, was zu einem vollſtändigen Vorrath von Devanagari-Lettern gehört, die ſeltenſten und etwa nur in Grammatiken vorkommenden Combinationen inbegriffen, mit drittehalb hundert Stempeln ſo ziemlich ausreichen. Der Setzkaſten muß zwar beträchtlich mehr Fächer enthalten, weil die Lettern auf zwei, zum Theil auf drei verſchiedene Arten gegoſſen werden; jedoch fällt er bei einer methodiſchen Einrichtung nicht allzu weitläuftig aus. Die Anfügung der Vocalzeichen geht ſo leicht von ſtatten, daß eine große Oktarſeite nach einiger Uebung in anderthalb Stunden geſetzt werden kann, wie ich, als Setzer der Bhagarad-Gita, durch vielfältige Proben mich überzeugt habe.

Damit man dieſe Dinge nicht etwa für unbedeutende Kleinigkeiten halte, ſey es mir erlaubt, an ein ganz ähnliches Beiſpiel aus der Geſchichte der Typographie zu erinnern. Als man zuerſt Griechiſche Bücher druckte, glaubte man die Handſchrift der Byzantiniſchen Kalligraphen des funfzehnten Jahrhunderts mit allen ihren verſchlungenen Zügen und Abkürzungen genau nachahmen zu müſſen. Solchergeſtalt beliefen ſich die Stempel auf achthundert, wie man aus den techniſchen Büchern über die Druckerkunſt erſehen kann, da man jetzt bei vereinfachter Schreibung nur etwa anderthalb hundert braucht. Ohne Zweifel hat dieſer Umſtand den Anbau der Griechiſchen Litteratur ſehr verzögert. Die Anlage einer griechiſchen Druk-

kerei mußte erhebliche Kosten verursachen, das Geschäft des Setzers und des Correctors war sehr beschwerlich, ja selbst das bloße Lesen der Bücher war nicht so leicht zu erlernen wie jetzt. Dennoch hat man zwei Jahrhunderte lang fortgefahren so zu drucken; und es giebt noch jetzt berühmte Druckereien, wo jene altfränkischen Schnörkel immerfort angebracht werden, weil sie einmal vorhanden sind. Ich denke, wir können uns Glück wünschen, daß wir bei der typographischen Behandlung des Sanskrit so frühzeitig den rechten Weg eingeschlagen haben.

Wenn die in Europa gedruckten Indischen Bücher den Brahmanen in Benares zu Gesichte kommen, so hoffe ich, sie werden sie nicht nur auf den ersten Blick mit Leichtigkeit lesen, sondern auch verwundert seyn, daß man die Schriftzüge ihrer geheiligten Sprache im Lande der Mlechha's und Yavana's so gut nachzuahmen wisse. Sollte aber irgend ein eigensinniger Pandit noch allerlei profane Unähnlichkeiten herausklauben, so werden wir uns folgendermaßen rechtfertigen.

Es ist wahr, die schriftliche Bezeichnung fremder Sprachen darf nicht bei Seite geschoben werden, wenn man sie aus dem Grunde erlernen will. Die eigenthümliche Schrift, welche entweder ursprünglich für eine Sprache erfunden worden, oder sich ihr seit vielen Jahrhunderten angebildet hat, ist mit dieser Sprache selbst mannichfaltig verwachsen: sie ist gleichsam — dieß setzte ich Herrn von Volney entgegen, als er seinen Vorschlag, die Asiatischen Sprachen sämtlich in Lateinische Buchstaben umzuschreiben, lebhaft vertheidigte; — sie ist gleichsam ein Gewand der Dejanira, das man nicht vom Körper lostrennen

kann, ohne die Haut mit abzureißen. Sofern das in einer Sprache geltende phonetische und orthographische System grammatische, wenn auch noch so feine Beziehungen hat, muß man es sorgfältig beibehalten. Hiemit wird aber auch der philologischen Verpflichtung im Wesentlichen Genüge geleistet. Die Figur der Lettern ist eine Sache der Uebereinkunft und des Gebrauchs: sie hat nach Ländern und Zeitaltern vielfältig gewechselt, während jenes System unverändert blieb; nirgends mehr als in Indien. Wo eine vor Alters classisch festgestellte Sprache noch gegenwärtig von einheimischen Gelehrten geschrieben wird, wie das Arabische oder das Sanskrit, da ist es natürlich, sich an ihre Weise anzuschließen. Doch kann dieß auch zuweilen irre leiten, wie wir an dem Beispiele des Griechischen gesehen haben. Uebrigens wird es immer erlaubt seyn, in Nebendingen das bequemere vorzuziehen.

So ist es mit der Trennung der Wörter beschaffen, wo sie nicht wirklich phonetisch verbunden sind. Wir sind aber hier in einen doppelten Gegensatz mit der Sitte der Indischen Abschreiber gerathen. Wir trennen die Wörter, und lassen die Sylben in eins fortlaufen: sie schreiben die Wörter ohne Unterbrechung, sondern hingegen die Sylben von einander. Das letzte ist bisher nicht beachtet worden, und bedarf einer kleinen Erörterung.

Die Schreibung des Sanskrit ist vollkommen alphabetisch: die articulirten Laute sind in ihre einfachen Bestandtheile zerlegt, und alles hörbare hat sein sichtbares Zeichen. Nur der unbestimmte kurze Vocal (a) wird in der Mitte der Wörter nicht ausdrücklich geschrieben, weil man ihn als in dem vorhergehenden Consonanten

mitbegriffen betrachtet; als die natürliche Begleitung der Stimme, ohne welche der Conſonant nur ein dumpfes Geräuſch ſeyn würde. Sobald aber charakteriſirte Vocale oder Diphthongen an deſſen Stelle treten, werden ſie beigefügt, und der Fall kommt niemals vor, daß ein Vocal aus vorgängiger Kenntniß des Wortes ergänzt werden müßte. Durch obiges Mittel iſt in dieſem unvergleichlichen Syſtem der Schreibung zugleich für die kürzeſte Darſtellung und für die unzweideutigſte Beſtimmtheit geſorgt.

Ueber der Devanagari-Schrift läuft ein horizontaler Strich hin, nur wenige Buchſtaben haben eine oben offene Figur. Der Schluß der Sylben wird in den Handſchriften durch eine Unterbrechung dieſer Linie bezeichnet. Wenn man dieſes weiß, ſo fällt es weniger ſeltſam auf, daß das kurze i vor dem Conſonanten geſchrieben wird, nach welchem es ausgeſprochen werden ſoll. Man ſieht dennoch ſogleich, daß es zur nächſten Sylbe gehört. (Z. B. अक्षौहिणी a-kshau-hi-ni.) In der Bengaliſchen Schrift geht die Sonderbarkeit noch weiter: die Diphthongen ô und au werden zertheilt, ſo daß ein Theil der Figur dem Buchſtaben, auf welchen ſie folgen ſollen, zur Linken, der andere zur Rechten ſteht.

Die Sylbentheilung wird nun dergeſtalt vorgenommen, daß alle Sylben gleichmäßig mit einem Vocal ſchließen. Dieß geſchieht auch dann, wenn die darauf folgenden Conſonanten ſo beſchaffen ſind, daß ſie unmöglich zu Anfange einer Sylbe, und ohne Hülfe des vorhergehenden Vocals ſich ausſprechen laſſen. Sogar das r wird, ſo oft es vor einem andern Conſonanten hergeht,

in Form eines halben Mondes über die nächste Sylbe gesetzt. (Z. B. चातुर्वर्ण्यं châ-tu-rva-rnyam, *divisio in quatuor ordines.* Wenn eine solche Sylbentheilung wirklich eine Nachbildung der redenden Stimme seyn soll, so wüßte ich es mit nichts zu vergleichen, als etwa mit dem Vortrage der Italiänischen Sänger, welche, auf den Vocalen ruhend, (z. B. amá-nte, u. s. w.) sie als offen vernehmen lassen, auch wo sie es wirklich nicht sind.

Diese Manier ließe sich gar leicht im Druck einführen. Z. B.

मनुमेकाग्रमासीनमभिगम्यमहर्षयः ।
प्रतिपूज्ययथान्यायमिदंवचनमब्रुवन् ॥

Zu lesen nach der obigen Sylbentheilung:

Ma-nu-mê-kâ-gra-mâ-sî-na-ma-bhi-ga-mya-ma-harsha-yah,
Pra-ti-pû-jya-ya-thâ-nyâ-ya-mi-dam-va-cha-na-ma-bru-va-n;

nach den wahren Bestandtheilen der Wörter:

Manum ékâgram âsînam abhigamya maharshayah,
Pratipûjya yathânyâyam idam vachanam abruvan *).

Aber ich sehe nicht ein, was damit gewonnen wäre. Denn sie bezeichnet, wenn irgend etwas, eine Aussprache, die wir nicht wohl nachahmen können, und hat auf die Buchstabenlehre sonst nicht den mindesten Einfluß: weswegen auch in der Grammatik von der Sylbentheilung gar nicht die Rede ist.

*) Manum uni *mentini* intentum sedentem adiere sapientum principes, et, quum pro officio debito consalutassent, hunc sermonem protulerunt.

Die Indiſchen Schreiber bedienen ſich nicht eines Federkiels, ſondern eines Rohres, das zu einer Schärfe zugeſpitzt wird. Die Länge dieſer Schärfe giebt das Maaß der dickſten Striche; ſie wird ſchräg mit dem obern Ende nach der Linken zu gehalten, und die Richtung bleibt unverändert, nach welcher Seite hin ſich auch die Hand bewegen mag. Aus dieſem einfachen Kunſtgriffe ergiebt ſich alles, was die Zierlichkeit der Indiſchen Kalligraphie ausmacht, wie von ſelbſt: der ſchräge Abſchnitt der horizontalen und perpendicularen Linien, die Vertheilung von Licht und Schatten, nämlich von feinen und ſtarken Strichen, und die Uebergänge von einem zum andern. Deswegen werden die Schreibeübungen der Schüler in Haylebury nicht mit einer Feder, ſondern mit einem zugeſpitzten Stäbchen von hartem Holze vorgenommen. Wenn ein Zweifel eintritt, ob man bei der Nachbildung das Charakteriſtiſche getroffen, oder nicht, ſo läßt ſich ganz leicht die Probe machen, indem man die Figur auf die oben beſchriebene Weiſe zeichnet.

Die neue in England geſchnittene Bengaliſche Druckſchrift, die wir zum erſtenmal in Haughtons Grammatik und Chreſtomathie dieſer Sprache erſcheinen ſehen, iſt ungemein ſchön; die nach der Zeichnung von Wilkins in Kupfer geſtochenen Tafeln des Alphabets und der Ligaturen ſind kalligraphiſche Meiſterſtücke. Man hat in Calcutta zuweilen Sanskrit mit Bengaliſcher Schrift gedruckt, die, wo möglich, noch ſchlechter ausgefallen war als die dortigen Devanagari-Lettern. In Europa findet aber wohl ſchon eine ſtillſchweigende Uebereinkunft der Gelehrten Statt, für das Sanskrit ausſchließend die let-

teren zu gebrauchen. Es läßt ſich wenigſtens kein Grund anführen, warum wir einer Curſivſchrift, die gar keine claſſiſche Gültigkeit hat, die bloß landſchaftlich und neuern Urſprungs iſt, (vermuthlich nicht über drei Jahrhunderte alt) den Vorzug vor der ſchönen Quadratſchrift geben ſollten, deren hohes Alter aus den Denkmalen erwieſen iſt. Von den äußerſten Gränzen Indiens im Norden bis in die ſüdlichſten Landſchaften iſt die Devanagari-Schrift verbreitet, während das Sanskrit, Bengaliſch geſchrieben, nur in der Provinz geleſen wird, wovon die Schrift den Namen führt. Was allein ſchon die Bengaliſche Schrift verdammen muß, iſt, daß ſie zwei weſentlich verſchiedene Buchſtaben (व, ब, ba und va) nicht unterſcheidet. Unglücklicher Weiſe ſind wir durch die Calcuttiſchen Ausgaben mit der Bengaliſchen Orthographie behelligt werden, und haben genug damit zu thun, die Texte hievon wieder zu reinigen. Ich meyne insbeſondere die Verwandlung des Anusvâra in den naſalen Buchſtaben, welcher dem jedesmal folgenden Conſonanten entſpricht: eine Schreibung, die den Devanagari-Handſchriften ganz fremd iſt. Der Kritiker muß freilich mit der Bengaliſchen Schrift vertraut ſeyn: aber ſauber und regelmäßig gedruckte Bücher ſind für die Benutzung der Manuſcripte nur eine ſchwache Vorbereitung. Denn die Schriftzüge weichen dergeſtalt von einander ab, daß man ſie bei jeder Handſchrift gewiſſermaßen von neuem lernen muß, und man wird dabei nicht ſonderlich vorwärts kommen, wenn man nicht ſchon ungefähr im voraus weiß, was man zu leſen hat. Wie die unter den heutigen Gelehrten Bengalens übliche Ausſprache des Sanskrit ver-

derbt, wüſt, und ſo beſchaffen iſt, daß ſie ſelbſt die Harmonie der Sprache und den Versbau ganz zerſtört, ſo iſt auch ihre Curſirſchrift nachläßig, verworren und unleſerlich. Es wird den Bengaliſchen Handſchriften ein vorzüglicher Werth beigelegt, weil in Bengalen Gelehrte das Gewerbe des Schreibers ausüben, da hingegen in Benares die Abſchreiber oft ſehr unwiſſende Leute ſind. Indeſſen muß ich doch bemerken, daß ich in Bengaliſchen Handſchriften nicht ſelten grobe grammatiſche Schnitzer, und Verſtoße gegen die Orthographie angetroffen habe.

Es ſind in Deutſchland zwei lithographiſche Verſuche mit der Devanagari-Schrift ans Licht getreten: der eine von Hrn. Frank in der oben erwähnten Chreſtomathie; der zweite von Hrn. Bernſtein, Profeſſor in Breslau, beim Abdruck einiger Blätter des Hitopadeſa zum Gebrauch für ſeine Schüler. *) Bei dem erſten brauchen

*) Hitopadaesi Particula. Edidit et Glossarium Sanscrito-Latinum adiecit G. H. Bernstein. Vratislav. 1823. 4. — Hr. Bernſtein hat ſich nicht damit begnügt, aus der Londoner Ausgabe unverändert wieder abzudrucken, ſondern mit Einſicht und kritiſchem Fleiß die Fehler wegzuräumen geſucht. Doch ſind noch manche ſtehen geblieben. Ed. Lond. pag. 3, lin. 6. कृशलापूरणाऊकैः । Der erſte Beſtandtheil der Zuſammenſetzung iſt ein unerhörtes Wort. Es ſollte heißen कुशूल. Dieſe ſcharfſinnige Emendation verdanke ich Hrn. Haughton. Pag. 5 l. 2. धृयत्तां ſtatt धृयतां. P. 8. l. 11. मरुस्थल्यं. Hr. B. hat richtig eingeſehn, daß dieſes nicht ſtehen könne; er will dafür ſetzen: मरुस्थल्ये, als wäre es der ſiebente Caſus deſſelben Neutrums. Ein ſolches giebt es aber nicht. Die wahre Leſeart iſt: मरुस्थल्यां,

wir uns nicht lange aufzuhalten: er wird durch einen Blick der Vergleichung mit dem zweiten schon hinlänglich beurtheilt. Die Buchstaben in der Chrestomathie sind von einer ungeschlachten Misgestalt, alle Proportionen sind verfehlt, die Figur ist oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Schon dadurch wird das Buch für Anfänger unbrauchbar. Die lithographischen Blätter von Hrn Bernstein zeichnen sich hingegen durch Sauberkeit und Eleganz aus. Nach einigen Proben, die mir in Paris vorgelegt wurden, habe ich nicht geglaubt, daß sich mit der Lithographie so viel leisten lasse. Der Herausgeber hat die Lettern von Wilkins, vornämlich die seiner Grammatik beigefügten Kupfertafeln, zum Muster gewählt. Ich wüßte nur eine Kleinigkeit auszusetzen. Nach der Regel sollen die ohne Dazwischenkunft eines Vocals auszusprechenden Consonanten dergestalt verbunden werden, daß die Figuren einander berühren, und eine zusammenhängende Gruppe ausmachen. Wenn man die Ligaturen nicht als untheilbar auf einen Stempel stechen läßt, sondern sie zerlegt, so will dieß im Druck nicht immer gelingen. Der Lithograph hat zuweilen zwischen den verknüpften Buchstaben Lücken gelassen, und somit

der siebente Casus von dem Femininum मरुस्थली.
— Der Text des Hitopadesa bedarf noch einer durchgreifenden kritischen Läuterung, wozu nicht genug Handschriften verglichen werden können, weil bald dieses bald jenes auszulassen zu seyn pflegt, und also bei verderbten Stellen die gehoffte Hülfe versagt. Gleichwohl hat mir die Vergleichung einer einzigen Handschrift schon eine reiche Ausbeute besserer Lesearten geschafft.

die Mängel der Druckſchrift nachgeahmt, welche er leicht vermeiden konnte.

Uebrigens iſt die Lithographie für die Vervielfältigung der Bücher in einer Quadratſchrift *) wie das Devanagari iſt, immer nur ein mühſeliger Nothbehelf, den man gern verabſchieden mag, ſobald man Drucklettern hat. In Deutſchland — Dank ſey es der einſichtsvollen Förderung, welche das Königlich Preußiſche Miniſterium des öffentlichen Unterrichts allen Theilen der Gelehrſamkeit angedeihen läßt! — kann nun ſchon an zwei Orten, in Berlin und in Bonn, Sanskrit gedruckt werden, was bisher allein in London möglich war. Es wird alſo Deutſchen Gelehrten nicht an den materiellen Hülfsmitteln fehlen, um ihre Arbeiten in dieſem Fache ans Licht zu fördern.

Die Lithographie kann uns aber von einer andern Seite ſehr nützlich werden: durch Facſimile's der alten Inſchriften und einzelner Blätter von Manuſcripten. Es ließe ſich, mit Hülfe dieſer ſchönen Erfindung, ein paläographiſcher Codex weit leichter und mit geringeren Koſten zu Stande bringen, als wenn alles in Kupfer geſtochen werden müßte. So lange man

*) Ganz anders iſt es mit der Chineſiſchen Schriftmalerei: hier kann die Lithographie ſehr vortheilhaft angewandt werden. Die Chineſen drucken ja auch nicht mit beweglichen Typen. Ein ſeltner Kenner der Oſt-Aſiatiſchen Sprachen, der aber nicht genannt ſeyn will, hat mir zwei lithographirte Schriften des Confucius vorgelegt. Die Nachahmung iſt täuſchend, und hat ſich das größte Lob der Kenner erworben.

die alten Inſchriften einzeln behandelt, wird bei einer noch ſo ſinnreichen Entzifferung immer manches problematiſch bleiben. Stellt man aber alle bisher entdeckten zuſammen, ſo erklären ſie ſich gegenſeitig, und es muß eine Geſchichte der Devanagari-Schrift und ihrer allmählichen Umgeſtaltungen daraus hervorgehn.

Es iſt ſchon anderswo bemerkt worden, daß die Indiſchen Handſchriften meiſtens ziemlich jung ſind, weil ſie den Verwüſtungen der weißen Ameiſen nicht leicht auf die Dauer entgehn; weswegen man auch die Blätter häufig mit gelbem Orpiment, als einem Schutzmittel dagegen, beſtrichen findet. In Ermangelung des Alters kann aber die Herkunft der Handſchriften aus weit von einander entlegenen Landſchaften dem Kritiker ähnliche Dienſte leiſten. Wenn z. B. eine Handſchrift aus Benares mit einer andern aus der ſüdlichen Halbinſel übereinſtimmt, ſo iſt es gewiß ein ſtarker Beweis der Aechtheit. Von der Gränze Tibets und der Tartarei an, in Nepal und Kaſhmir, durch das ganze nördliche Indien hin bis Gujerate, und weiter nach Süden werden Devanagari-Handſchriften verfertigt. Von vielen der in den Londoner Sammlungen befindlichen weiß man hiſtoriſch, woher ſie gebracht worden; in andern iſt der Wohnſitz des Schreibers bei dem Schlußtitel angemerkt. Wenn nun die feineren Eigenthümlichkeiten der Schreibung, woran ſich die Landſchaft erkennen läßt, durch genaue Facimile's von ſolchen Handſchriften dargelegt wären, ſo würde der Europäiſche Gelehrte in den Stand geſetzt, auch andern Manuſcripten, wobei dergleichen Nachweiſungen fehlen, ihr Vaterland zu beſtimmen. Eben ſo

wäre in Bezug auf das Alter zu verfahren. Die Schreiber haben häufig nicht nur die Jahreszahl nach der Aera des Vikramaditnas oder des Salivahanas, sondern auch den Monat und Tag angemerkt, an welchem sie ihre Arbeit vollbrachten. Alte Handschriften sind zwar selten; es giebt deren aber doch, und ich habe selbst zufällig eine sehr wichtige entdeckt, die ein beglaubigtes Alter von 120 Jahren hat. Auch in Paris wird eine, laut der am Schluß beigefügten Jahreszahl viertehalb Jahrhunderte alte Handschrift aufbewahrt *). Manuscripte aus dem siebzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kommen schon häufiger vor. Man sieht hieraus, wie sehr ein gewisser Englischer Gelehrter im Irrthum war, als er behauptete, man kenne kein Indisches Manuscript, welches älter als funfzig Jahre wäre. Die Bestimmung des Alters, die durch die Aehnlichkeit der Schriftzüge mit den chronologisch beglaubigten sich würde ausmitteln lassen, kann bei der Frage über eine vorgebliche Unterschiebung sehr wichtig werden.

* * *

Die Asiatischen Untersuchungen der gelehrten Gesellschaft in Calcutta sind durch zwei neue Bände vermehrt worden. Von dem Inhalte des 13ten habe ich in diesen Blättern ausführlich Bericht erstattet; der 14te ist grossentheils mit mathematischer Geographie angefüllt **).

*) Catalogue des Manuscrits Sanskrits de la Bibliothèque Impériale, par MM. *Alex. Hamilton* et *Langlès*. Paris 1807. P 9, No. I.

**) Inhalt: I. Account of a Discovery of a modern imitation of the Védas, with Remarks on the genuine works.

Nur zwei Aufsätze haben Bezug auf Litteratur und Alterthümer, und müssen uns hier beschäftigen.

In dem ersten, welcher den Band eröffnet, wird ein frommer Betrug aufgedeckt, welcher, für die Anhänger des Brahmanischen Götterdienstes ersennen, zufällig nach Europa gebracht worden war, und berühmte Schriftsteller irre geleitet hatte. Die Sache verhält sich folgendermaßen.

Voltaire empfing aus den Händen eines von Pondichery zurückkehrenden Beamten die angebliche Ueber-

By *Fr. Ellis*, Esq. II. Journal of a survey to the Heads of the Rivers Ganges and Jumna. By Captain *I. A. Hodgson*. (Diese Entdeckungsreise haben wir unsern Lesern schon aus einer Englischen Zeitschrift bekannt gemacht) III. Latitudes of places in Hindustan, and the northern mountains, with Observations of Longitude etc. By Captain *I. A. Hodgson*. IV. Description of a Zoophyte, commonly found about the coasts of Singapore Island. By Major General *Hardwicke*. V. Description of a Substance called Gez or Manna, and the Insect producing it. By Major General *Hardwicke*. VI. An Account of Trigonometrical and Astronomical operations for determining the heights and positions of the principal peaks of the Himálaya Mountains. By Captain *I. A. Hodgson* and Lieutenant *I. D. Herbert*. VII. On the ancient Geography of India. By Lieut. Colonel *F. Wilford*. VIII. On the Sorex Gus. By MM. *Diard* and *Duvaucel*, communicated by Maj. Gen. *Hardwicke*. IX. On an Indian method of constructing arches. By Captain *Mackintosh*. X. An Account of the Cootub Minar, and the inscriptions in its vicinity. By *Walter Ewer*, Esq.

ſetzung eines Alt-Indiſchen Buches unter dem Titel Ezour Védam, (nach einer verderbten Ausſprache für यजुर्वेद, yajur-vêda) welche er, als ein merkwürdiges Denkmal, im Jahr 1761 in die Königliche Bibliothek ablieferte. Er hielt es zwar nicht für den Veda ſelbſt, (er ſcheint nur von Einem gewußt zu haben) aber doch für einen alten Commentar darüber; er trauete dem Vorgeben, das Buch ſey von einem ehrwürdigen hundertjährigen Brahmanen ins Franzöſiſche überſetzt, und berief ſich verſchiedentlich in ſeinen Schriften über die älteſte Weltgeſchichte auf den Ezour-Vedam als auf eine ächte Quelle Indiſcher Religionsbegriffe. Er ſuchte zu beweiſen, dieſes Buch ſey vor dem Zeitalter Alexanders des Großen geſchrieben. Im Jahr 1778 wurde es gedruckt *), mit einer weitläuftigen Einleitung, worin der ungenannte Herausgeber, kein geringerer als der in einem andern Fache mit Recht hochgeſchätzte Baron de Saint-Croix, ausgebreitete Gelehrſamkeit dazu verwendet hat, eine Menge Irrthümer und Verwirrungen auf einander zu häufen. Er beſtreitet Voltaire's Meynung von dem hohen Alter, ohne doch die Aechtheit im mindeſten zu bezweifeln. Der eine melkt den Bock, und der andre hält ein Sieb unter. Sonnerat, deſſen Reiſebeſchreibung im Jahr 1782 erſchien, erklärte den Ezour-Vedam ohne Umſtände für unächt, und für die polemiſche Arbeit in-

*) L' Ezour-Vedam ou ancien commentaire du *Vedam*, contenant l'exposition des opinions religieuses et philosophiques des Indiens. Traduit du Samscretan par un *Brame*. T. I. II. Yverdon 1778.

gend eines Missionars *). Wie es scheint, ist aber seine Stimme überhört worden. Auch hat er die Unächtheit nur behauptet, nicht bewiesen, und zugleich falsches und wahres in Einem Athem über die Religionsgeschichte der Indier vorgebracht **), so daß man seine dießmal ganz richtige Entscheidung vielleicht nicht als vollgültig anerkennen möchte. Da das Buch immer noch unter andern ehrlichen Büchern in unsern Bibliotheken mit seinem Titel prangt, so wird es nicht unnütz seyn, nachdrücklich daran zu erinnern, daß nunmehr die Unterschiebung unumstößlich erwiesen ist, damit sich jedermann vor Schaden hüte.

Mein verehrter Freund und Gönner, Sir Alexander Johnston, ehemaliger Oberrichter in Ceylon,

*) Sonnerat Voyage aux Indes Orientales. T. II, p. 41, 42.

**) Sonnerat weiß eben daselbst viel artiges von einem grausamen Kriege zwischen den Brachmanen und den Bramen zu erzählen, wobei die halbe Bevölkerung Indiens umgekommen, und die Bramen zuletzt Sieger geblieben seyen. Er hat den Brahmanen, die sich noch heute eben so nennen, wie zur Zeit Alexanders, aus der Verderbniß ihres eignen Namens mächtige Gegner erweckt. Es ist grade, als wenn ein Geschichtschreiber von einem Vertilgungskriege zwischen dem Franzosen und den Frenchmen meldete. Alles aus der Luft gegriffen, wenn der Reisebeschreiber nicht die Religionskriege der Brahmanen und der Buddhisten meynte. Dann müßten aber die Brahmanen selbst die Buddhisten seyn. Sie hätten den Bramen die Veda's vorenthalten, diese wären bei der Gelegenheit aus der Welt verschwunden, und was der Fratzen mehr sind.

entdeckte zuerſt bei einer Reiſe nach Pondichery in der Bibliothek der Miſſion vom Jeſuiter-Orden die Originale, nicht nur des angeblichen Yaju:-Veda, ſondern auch der drei übrigen Veda's, und veranlaßte Hrn. Ellis zu einer näheren Prüfung. Das Sanskrit iſt mit Lateiniſchen Buchſtaben, und zwar nach der Bengaliſchen Ausſprache, geſchrieben, und von einer Franzöſiſchen Ueberſetzung begleitet. Die Form und Anordnung iſt in allen dieſen Büchern dieſelbe: es ſind Geſpräche in Verſen zwiſchen einem geiſtlichen Lehrer und ſeinem Schüler, deren Namen aus der mythologiſchen Ueberlieferung, ſchicklich oder unſchicklich, entlehnt ſind; in der erſten Hälfte jedes Abſchnittes werden Brahmaniſche Religionslehren vorgetragen, in dem zweiten werden ſie widerlegt. Die Schreibung iſt noch über die Bengaliſche Ausſprache hinaus barbariſch und verderbt, die Ueberſetzung ſehr ungenau. Hr. Ellis folgert hieraus unwiderſprechlich, daß der Abſchreiber und Ueberſetzer, der das wenige Sanskrit, was er wußte, in Bengalen gelernt haben muß, unmöglich zugleich der Verfaſſer ſeyn konnte. Denn dieſer war mit der Alt-Indiſchen Litteratur vertraut, hatte ſich den Geiſt und die Eigenthümlichkeit des Sanskrit ganz angeeignet, und beſaß ſogar eine nicht geringe Fertigkeit im Versbau, wie aus den Proben der Urſchrift, ſelbſt in dieſer nachtheiligen Umkleidung, erhellet. Er hatte die Abſicht, in eben den erhabenen und würdigen Formen, in eben den harmoniſchen Rhythmen, welche den Indier unter der Bezauberung des Aberglaubens feſthalten, ſeine höhere Warheit vorzutragen; und dieſes Vorhaben gelang ihm.

Bei der Frage: wer denn nun für den Verfaſſer zu halten ſey? erklärt ſich Hr. Ellis für die unter den chriſtlichen Hindus in Pondichery verbreitete Ueberlieferung, daß die fraglichen Bücher von dem Pater Roberto de' Nobili herrühren. Dieſer berühmte Miſſionar des Jeſuiter-Ordens erlernte nicht nur, um Bekehrungen zu bewirken, mit größtem Eifer die Sprache, Religion, Sitte und Denkart der Eingebohrnen, ſondern er nahm auch die Geſtalt eines Brahmanen, endlich die eines Sannyaſi an, und unterwarf ſich, wie verſichert wird, allen Büßungen und Entſagungen eines Indiſchen Weltüberwinders. Er gab mehrere polemiſche Schriften in Tamuliſcher Sprache heraus, welche eine genaue Bekanntſchaft mit dem Sanskrit verrathen, indem er die Ausdrücke für metaphyſiſche Begriffe geläufig daraus entlehnte. Die Vermuthung hat demnach alle Wahrſcheinlichkeit für ſich. Hr. Ellis glaubt ferner, Roberto ſey zwar Verfaſſer jener Bücher, aber nicht Urheber des Betruges: er habe ſie vielmehr in unverholen polemiſcher Abſicht geſchrieben; das Vorgeben, dieß ſeyen die wahren Veda's, worin eigentlich die Unterſchiebung beſteht, rühre von ſpäteren Miſſionaren her. Er zeigt ſehr gründlich, daß hier die Form der Purana's und nicht die der Veda's nachgeahmt iſt: und wer jene ſo genau kannte, wer eine gewiſſe Meiſterſchaft in dem alten gnomiſchen Styl des Sanskrit beſaß, hätte ſchwerlich einen ſolchen Fehlgriff gethan. Ich trete gern der Meynung des Hrn. Ellis bei, weil ich wünſche, hohe Geiſtesgaben von dem Vorwurfe des Betruges gerettet zu ſehn. Zwar, wofern manche Züge, die vom Roberto de' Nobili erzählt werden, wahr

sind, so wäre er dennoch hievon nicht frei zu sprechen. Wenn aber Hr. Ellis meynt, diese Unterschiebung der Veda's sey eine beispiellose Betrügerei, so scheint er die Religions- und Bekehrungsgeschichten aller Zeiten und Völker vergessen zu haben. Am Ende hat diese pia fraus in Asien nicht viel geholfen, und in Europa nicht viel geschadet; wir können sie also ganz aus dem litterarischen Gesichtspunkte betrachten, und da freue ich mich, in der Ordenstracht einen Europäischen Philologen kennen zu lernen, der schon im siebzehnten Jahrhundert recht zierliche Sanscritische Verse machte. Ein seltnes Talent hat der Verfasser jener Schriften allerdings bewährt, wenn er dabei keine Hülfe gelehrter Brahmanen hatte. Das letzte läßt sich zwar nicht bestimmt läugnen, es ist aber kaum glaublich, wegen einiger mythologischen Versehen, welche sich eingeschlichen haben. Ein gelehrter Brahmane hätte den Vyasas nicht zum Schüler des Sumantus gemacht, statt daß es umgekehrt seyn sollte.

Hr. Ellis hat die gegebenen Proben des Originals aus der verderbten Schreibung zu restauriren versucht, nicht immer ganz befriedigend. Einiges glaube ich berichtigen zu können, anderes bleibt mir zweifelhaft. Mit einem untergeschobenen und obendrein heillos verderbten Texte dürfte man, wie mit einem Karier, die verzweifeltsten Versuche der kritischen Heilkunst anstellen. Aber was käme dabei heraus? — Doch ja es giebt Leute, denen wohl zu wünschen wäre, sie möchten das vorliegende Beispiel von der Verbindung christlichen Bekehrungseifers mit Gelehrsamkeit, Bildung, Geistesgewandtheit und sinnreichem Talent

recht beherzigen. Ich halte inne, um nicht bedenkliche Punkte zu berühren.

Uebrigens ist Voltaire in meinen Augen vollkommen deshalb gerechtfertigt, daß er sich hat täuschen lassen. Es fehlte ihm an den Mitteln zur Entdeckung des Betrugs. Vielmehr muß man es dem außerordentlichen Manne als einen Beweis seines gewöhnlichen Scharfblickes anrechnen, daß er, aus sparsamen und trüben Quellen schöpfend, dennoch das hohe Alterthum, den Geist und Werth der Indischen Cultur im ganzen so richtig eingesehn, und gewissermaßen die Entdeckungen im voraus geahndet hat, welche dem nächsten Menschenalter vorbehalwaren. Ganz anders verhält es sich mit Anquetil du Perron. Er hatte lange in Indien gelebt, er gab sich für einen Kenner der Brahmanischen Theologie aus, und hielt demungeachtet den Ezour-Vedam für ächt: denn er war es, der dem Herausgeber die Ergänzung der Uebersetzung lieferte*). Ich habe schon einmal (Ind. Bibl. I, S. 311.) vor Anquetil's Mangel an kritischem Urtheil gewarnt. Wer sich einem blinden Führer anvertrauen will, mag es auf eigne Gefahr thun.

Das zweite Stück im 11ten Bande der Asiatischen Untersuchungen, welches unserm Kreise angehört, ist eine Abhandlung über die alte Geographie Indiens von dem seitdem verstorbenen Wilford. Er hatte lange

*) L' Ezour-Vedam, T. I. p. X. Anquetil selbst führt in der Einleitung zu seinem Oupner'hat, T. I. p. XVIII. viele Jahre nach Sonnerat's Warnung, das Buch unter den Quellen an.

geschwiegen, nämlich seit der bekannten Mystification, wovon das nähere im 8ten Bande derselben Sammlung zu lesen ist. Eine solche Erfahrung könnte wohl dem, welcher sie gemacht, für immer die Schriftstellerei verleiden; wenigstens aus einem Aufsteller kühner Hypothesen ihn, wo nicht zum entschiedenen Skeptiker, so doch zu einem vorsichtigen Kritiker machen. Aber es scheint, die Täuschung hat ihre eignen Süßigkeiten für die, welche sich einmal in ihr berauscht haben. Zuerst hatte sich das Apokryphische verkleidet aufgedrungen; ein unwillkommner Lichtstral brach herein: unter unsäglicher Pein und Verzweiflung mußte der Betrug für das, was er war, erkannt, ja sogar der Welt gegenüber eingestanden werden. Allmählich erlöschen indessen jene schmerzlichen Eindrücke, und die alte Liebe erwacht wieder. Nun sucht man das Apokryphische von neuem auf, man ist emsig sich selbst zu täuschen, da kein andrer das Geschäft mehr übernehmen will. So ist es augenscheinlich dem redlichen Wilford ergangen, und wir können diese neueste Abhandlung nur als den Schwanengesang seiner unheilbaren Schärmerei für lustige Hypothesen betrachten.

Ich kenne in der gesamten Litterargeschichte keine vollkommnere Parallele, als die beiden Mystificationen, deren Opfer zu Anfange des vorigen Jahrhunderts der Würzburgische Professor Beringer als Mineralog *), und in unserm Zeitalter Wilford als Alterthumsforscher

*) Lithographiae Wirceburgensis, ducentis lapidum figuratorum, a potiori insectiformium, prodigiosis imaginibus exornatae *Specimen primum*, auctore D. I. B. A. Beringer etc. Wirceburgi 1726. fol.

geworden sind. Die Versteinerungen, welche manche Gebirgsarten enthalten, sind unendlich merkwürdig, physiologisch oft schwer zu deuten; aber richtig ergänzt und geordnet, lehren sie uns vieles über die Geschichte der organischen Bildungen auf unserm Planeten. Die in den ältesten Indischen Büchern enthaltenen Nachrichten über benachbarte Länder und Völker sind unendlich merkwürdig, geographisch und ethnologisch oft schwer zu deuten; aber, richtig begriffen und zusammengestellt, werden sie einiges Licht auf die Urgeschichte Asiens werfen. Beringer und Wilford ließen sich nicht an den ächten mineralogischen und mythologischen Denkmalen der Vorzeit begnügen: sie bestellten sich gleichsam im voraus etwas unerhört wunderbares; und beiden kam der Betrug dienstfertig entgegen. Dieser Betrug trat anfangs leise und schamhaft auf, wurde aber immer verwegener, da die Betrognen blindlings in das Netz gingen. Beringer fand zuerst allerlei versteinertes Gewürm, Insekten, Frösche und Kröten; bald schnitzten seine Mystificatoren die wunderlichsten Fratzen, und legten ihm endlich petrificirte hebräische Inschriften, Sonne, Mond, Sterne und Kometen in seinen Wunderberg hinein. Wilford fand zuerst in den vermeyntlichen Purana's Nachrichten von Aegypten und Babylonien, Sagen von der Semiramis: das ließ sich noch allenfalls hören. Da der verschmitzte Pandit sah, daß sein Gönner immer weiter hinaus wollte, so heftete er ihm zuletzt die weiße Insel (Albion) und die heiligen Inseln im Westen für Großbritannien und Irland auf. Die feerelhafte Mystification wurde ruchtbar, als beide Gelehrte eben mit ihren Schriften fertig waren; statt sie zu verbrennen, ließen sie sich

dennoch nicht abhalten, sie in die Welt zu schicken. Der Betrug war sonnenklar; ihn zu erwähnen, unvermeidlich; beide bestrebten sich dennoch aus allen Kräften, das auf diesen Betrug gebaute System zu retten. Daß sie die Sache sehr tragisch nahmen, und über die betrügerischen Bösewichter (dort sollen es ein paar Jesuiten gewesen seyn, hier war es ein Brahmane,) Zeter schrien, war natürlich; aber Unbetheiligten wird es doch erlaubt seyn, auch die lustige Seite der Geschichte aufzufassen. Man kann Beringers in Kupfer gestochene Petrefacte nicht ansehen, ohne zu lachen: es offenbart sich darin ein unerschöpflicher guter Humor; und die Bruchstücke von Purana's, welche Wilfords Pandit geschmiedet, möchten auch wohl ergötzlich zu lesen seyn. Die Mystificatoren sind freilich keineswegs zu entschuldigen: allein sie waren doch nur die Geburtshelfer schon im Geiste der Betrogenen empfangener Chimären.

So weit ist die Aehnlichkeit der beiden Fälle vollkommen; bei dem weiteren Erfolge hört sie aber auf. Kein Mineralog läßt sichs einfallen, Beringers Versteinerungen als authentisch anzuführen: das seltne Buch wird nur als eine Curiosität, als ein Beitrag zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes aufbewahrt. Unsre Alterthumsforscher hingegen (ich könnte berühmte Namen nennen) berufen sich immerfort fleißig auf Wilfords Abhandlungen. Diese sollten durchaus als ungeschrieben geachtet werden. Man wende mir nicht ein, daß sie doch einiges ächte enthalten: selbst das Aechte wurde dem wackern Verfasser, durch seine Weise es zu drehen und zu wenden, unter den Händen zum Apokryphischen. Mehr

als siebenhundert Seiten (so viel Raum nehmen Wilfords Schriften in der Londoner Ausgabe der Asiatischen Untersuchungen ein) voll apokryphischer Angaben! Welch ein Arsenal für den Irrthum! Dieß war mein Beweggrund, eben sowohl wie beim Ezour-Vedam, den ganzen Verfall der Wahrheit gemäß dem gelehrten Publicum wieder ins Gedächtniß zu rufen.

Der vorliegende Aufsatz handelt von der alten Geographie der Gangetischen Provinzen. Hier hätte der Vf. rein historisch zu Werke gehen können. Ein paar Beispiele werden hinreichend seyn, um zu zeigen, daß er seiner Manier in Absicht auf conjecturale Etymologie und Hinüberdeutung aus einer Mythologie in die andre nach zufälligen und oberflächlichen Aehnlichkeiten standhaft treu geblieben ist. Eine Erörterung über die Lage der berühmten Hauptstadt Palibothra stand hier zu erwarten: cui non dictus Hylas? Wilford belehrt uns, es habe zwei unmittelbar, wie London und Westminster, an einander gränzende Städte gegeben: Pâl'aliputra und Pâlibhat't'a, und die Griechische Schreibung Παλίζοβρα sey aus dem letzten, nicht aus dem ersten Namen entstanden. Woher weiß er dieses so genau? Etwa aus einem Griechischen Zeugnisse? oder aus einem beglaubigt alten Indischen Buche? Nicht doch! Aus einem vor anderthalb Jahrhunderten verfaßten geographischen Tractat. Pata'iputra wird gleich zu Anfang des Hitopadesa genannt *), wo ich nicht irre, auch im Panchatantra; an Pâlibhatta werden wir nicht glauben, bis man uns den Namen in einem eben so alten Buche

*) Hitop. ed. Lond. pag. 2, lin. 8.

nachweiſt. Die Verfälſchung von पाटलिपुत्र Pâṭ'aliputra in Παλίββοθρα läßt ſich gar wohl begreifen: das erſte ṭ iſt ja das cerebrale, welches einen dumpfen Laut hat, und den Griechen unausſprechbar ſeyn mußte, und ſo wurde es nebſt ſeinem kurzen Vocal herausgeworfen.

Paraſu-Ramas ſoll, nach der Fabel, auf Befehl ſeines Vaters, ſeiner ſündigen Mutter das Haupt abgeſchlagen haben. This is obviously, ſagt Wilford pag. 426, the legend of Perseus and the Gorgons head. Ohne Zweifel, wiewohl er es nicht ausdrücklich ſagt, ſoll auch in paras'u oder pars'u (परशु, पर्शु) der Griechiſche Name ſtecken. Das Wort bedeutet ein Beil, Wilford überſetzt es aber immer Säbel, um leiſe auf die ἅρπη des Perſeus einzulenken. Was in aller Welt haben die Mythen vom Perſeus mit dem Paraſu-Ramas zu ſchaffen, der, eine Verkörperung des Viſchnus, aus dem Prieſterſtamme erzeugt, dennoch ein ſtreitbarer Held war, und eigentlich in die Welt geſandt wurde, um den Uebermuth des Kriegerſtammes zu bändigen? Uebrigens hieß er ja nicht Parasu, ſondern Rámas; und jenes Beiwort wird nur vorangeſetzt, (Ramas mit dem Beil) um ihn von dem berühmteren Ramas, der Pfeil und Bogen führte, zu unterſcheiden. Schwerlich wird er in der alten Poeſie ſo genannt: im Ramayana, wo er dem jüngeren gleichnamigen Helden, Unglück vorbedeutend, erſcheint, heißt er nur Ramas, der Sohn des Jamadagnis *).

Ramas, nämlich der zweite dieſes Namens, der Held des Ramayana, volksmäßig auch Ramachandras ge-

*) Ramay. Book I, Sect. LXI, sl. 26.

nannt, soll nach Wilford von der jenseitigen Halbinsel aus, im Lande der Barmanen, nach Sumatra hin seine erste Brücke geschlagen haben, von welcher die Andaman- und Nicobar-Inseln für Trümmer gelten sollen. Nach der ächten Sage zog Ramas zu Lande bis an die Spitze der diesseitigen Halbinsel; um nach Lanka (Ceylon) hinüber zu gelangen, wo der Tyrann Ravanas seine entführte Gattin gefangen hielt, schlug er mit Hülfe seiner übernatürlichen Bundesgenossen eine Brücke über den Ocean, gerade wo die Meerenge am schmalsten ist, wo sich von beiden Seiten die Inseln Ramisseram und Manar vorstrecken und zwischen den Klippen, welche das Meer anfüllen, nur ein schmales Fahrwasser übrig bleibt. Hier konnte eine kühne Einbildungskraft wohl die Ruinen einer riesenhaften Brücke erblicken; die Dichtung ist nur wunderbar: jene andre wäre abgeschmackt und widersinnig. Denn Ramas hätte seine Wunderbrücke geschlagen, wo er bequem zu Lande durch Malacca fortziehen konnte; nach Sumatra hin, wo er nichts zu suchen hatte, und welches durch ein unermeßliches Meer von dem Ziele seiner Unternehmung getrennt liegt. Aus welchem apokryphischen Buche, oder aus der verfälschten Ueberlieferung welches Volkes hat nur Wilford diese schönen Herrlichkeiten aufgehascht? Hierüber sagt er uns kein Wort.

Um die Griechischen Bezeichnungen Indischer Oerter aus dem Sanskrit zu deuten, erlaubt er sich die wunderlichsten Verdrehungen; er nimmt seine Zuflucht zu den Verfälschungen der heutigen Volksmundarten, ja sogar zu dem vorgesetzten Arabischen Artikel. Aus Magadha (Süd-Bahar) sollen die Araber Al-Megd, El-Maied

gemacht haben; hieraus sey die Elymais der Peutingerischen Tafeln entstanden.

Alpana vient d'*equus* sans doute,
Mais il faut avouer aussi,
Qu'en venant de là jusqu'ici,
Il a bien changé sur la route.

Ein solches Verfahren ist durchaus unstatthaft. Die Volksmundarten sind neueren Ursprungs: sie waren zur Zeit des Megasthenes oder selbst des Ptolemäus zuverlässig noch nicht so abweichend; und von den Arabern mochten die Griechen, vor dem Zeitalter der Mahomedanischen Eroberungen, höchstens die Namen einiger Seehäfen, schwerlich aber inländischer Oerter übernommen. In vielen Orts- und Personen-Namen, welche uns die Griechischen Berichterstatter über Indien aufbewahrt haben, erkennen wir ganz unzweideutig reines Sanskrit. (Vgl. Ind. Bibl. B. I. S. 217 u. f.) Von den übrigen muß dasselbe im allgemeinen vorausgesetzt werden. Wir müssen vor allen Dingen auszumitteln suchen, welche geographischen Gegenstände der Grieche bezeichnen wollte, dann die einheimischen Namen dafür in den ältesten Schriften aufsuchen. Wenn beides nicht zusammenstimmt, so dürfen wir keine etymologischen Gewaltsamkeiten ausüben, sondern wir sollen eingestehn, daß uns hier etwas verborgen bleibt. So viel kann man zugeben, daß die Griechen, wenn sie etwas verstanden, das den Wortbildungen ihrer Sprache ähnelte, geflissentlich nachahmen. Dieß leidet besonders eine Anwendung auf die Namen, welche bei den Feldzügen Alexanders vorkommen.

Zu allen übrigen Mängeln des Aufsatzes kommt nun noch die nachläßige Weise zu citiren. Die Stellen der classischen Auctoren, auf die sich der Verfasser so unbestimmt bezieht, lassen sich allenfalls aufsuchen, wenn man sich die Mühe geben will. Was soll man aber damit machen, wenn er sagt, so oder so komme es in den Purana's vor? Es giebt deren nicht weniger als achtzehn, jedes dieser Gedichte besteht aus vielen tausend Versen. Man könnte eben so leicht eine verlorne Perle im Ocean auffinden, als ein so angeführtes Zeugniß. Der besondere Name, Buch, Capitel und Versezahl, endlich die Handschrift, woraus der Verfasser geschöpft, sollten genau angegeben seyn. Dieß alles reicht noch nicht hin: da diese Schriften sämtlich bis jezt ungedruckt sind, so müssen die Worte des Textes selbst angeführt werden. Die Beobachtung dieser Regel ist meines Erachtens von jedem zu fodern, der aus ungedruckten Indischen Büchern irgend etwas beweisen will.

Die Lesung von Wilfords Schriften verursacht ein peinliches Gefühl, als ob man den Fuß auf einen wankenden Boden sezte. Die sparsam darin ausgestreuten Körnchen wissenschaftlicher Kenntniß kann man nur auflesen, wenn man schon mehr weiß als der Verfasser, und zugleich Gelegenheit hat, seine Behauptungen durch Zurückführung auf die Quellen zu prüfen. Ungern habe ich dabei verweilt, um nüzliche wiewohl unangenehme Wahrheiten in Erinnerung zu bringen; und ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß seine Manier, die Alterthümer zu behandeln weder in Asien noch in Europa irgend einen Nachahmer finden möge.

Die alte Geographie Indiens kann nur durch eine umfaſſende, methodiſche, gründliche, kritiſche Arbeit aufgeklärt werden, wenn auch nur die allgemeinſten Umriſſe zu entwerfen mich hier zu weit führen würde.

* * *

Seit einigen Jahren hat auch die litterariſche Societät in Bombay angefangen, ihre Verhandlungen, und zwar in England, drucken zu laſſen; vor kurzem iſt bereits der dritte Band erſchienen. Ich verſpare es auf eine andere Gelegenheit, meine Leſer von den Aufſätzen, welche in mein Fach einſchlagen, zu unterhalten.

Zu den erfreulichſten und vielverſprechendſten Ereigniſſen gehört die Stiftung zwei Aſiatiſcher Geſellſchaften in Europa, wovon die eine ihren Siz in Paris, die andre in London hat. Freie und uneigennüzige Vereine zwiſchen der Gelehrſamkeit und der Wißbegierde ſind Anſtalten, welche der geiſtigen Mündigkeit unſers Zeitalters Ehre machen; wenn die um einen dauerhaften und feſtſtehenden Mittelpunkt verſammelten Kräfte und Mittel gehörig verwendet werden, wenn die leitenden Mitglieder der Thätigkeit der Gelehrten eine zweckmäßige Richtung, der Theilnahme des Publicums belebende Anregungen zu geben wiſſen, ſo laſſen ſich die erſprießlichſten Wirkungen hoffen: und wie könnte man jene Vorausſezungen bezweifeln, wo Männer wie Silveſtre de Sacy und Colebrooke den Vorſiz führen, wo ihnen in dem engeren Ausſchuſſe, welcher beauftragt iſt, ſich über die

Angelegenheiten der Gesellschaft zu berathen, und die Bedürfnisse der Wissenschaft in Erwägung zu ziehen, die aufgezeichnetsten Gelehrten zugeordnet sind; und wo so viele erlauchte Namen in dem Verzeichnisse der Begünstiger und Theilnehmer die Vorstellung eines wohlwollenden Strebens und vielseitiger Geistesbildung erwecken? In beiden Hauptstädten Europa's, wo diese Gesellschaften ihren Sitz haben, giebt es große Vorräthe Orientalischer Handschriften: Vorräthe, deren Benutzung in vielen Menschenaltern nicht erschöpft werden kann, ja deren genaue Durchforschung und vorläufige Bekanntmachung durch gedruckte Verzeichnisse schon eine beträchtliche und nur von mehreren Gelehrten gemeinschaftlich zu leistende Arbeit ist. In einigen Fächern sind die Londoner Bibliotheken, in andern die Pariser reichlicher ausgestattet. In Paris giebt es viele Lehrstühle der Asiatischen Sprachen, nicht nur des Arabischen, Persischen, Türkischen, sondern auch des Sanskrit, des Chinesischen und Tartarischen; die letztgenannte Professur ist, so viel ich weiß, die einzige ihrer Art in Europa. Dergleichen Lehrstühle giebt es in London nicht; in Oxford und Cambridge beschränkt man sich auf dasjenige, was ehemals den ganzen Umfang der Orientalischen Studien ausmachte, und diese alten Stiftungen sind nicht darauf berechnet, mit den Erweiterungen der Gelehrsamkeit und dem raschen Gange des Zeitalters gleichen Schritt zu halten. Die neu errichteten Lehrstühle in Haileybury sind nur auf den nächsten praktischen Zweck gerichtet, ausschließend für die Bildung künftiger Beamten in Indien bestimmt, sonst weder Einheimischen noch Fremden

den zugänglich. Zur Erlernung der Asiatischen Sprachen bietet also Paris weit mehr Mittel dar. Indessen ist auch London ein Sammelplatz thätiger und mittheilender, wiewohl nicht lehrender Gelehrten. Was der dort gestifteten Gesellschaft einen eigenthümlichen Vorzug giebt, ist der Umstand, daß so viele Mitglieder derselben lange in verschiedenen Ländern Asiens gelebt und während ihrer administratiren, diplomatischen oder militärischen Laufbahn mannigfaltige Erfahrungs-Kenntnisse eingesammelt, reichen Stoff für die öffentliche Mittheilung zurückgebracht haben, zu dessen Verarbeitung sie, wie Hr. Colebrooke in seiner Antrittsrede bemerkt, nach der Rückkehr ins Vaterland freiere Muße finden. Es läßt sich also annehmen, daß die Leistungen der einen Gesellschaft die der andern ergänzen werden, und beiden zusammen mag es wohl gelingen, ganz Asien encyclopädisch zu umfassen.

Die Gesellschaft in Paris wurde am 1ten April 1822 eröffnet, und hat keine Zeit verlohren, um sich mit dem Publicum in Berührung zu setzen. Die monatliche Zeitschrift, welche sie unter dem Titel Journal Asiatique herausgiebt, ist eine sehr nützliche Anstalt, deren Fortdauer durch den allgemeinen Beifall gesichert zu seyn scheint. Original-Aufsätze wechseln mit Auszügen aus Asiatischen Schriften, mit Uebersetzungen kleinerer Stücke, mit Beurtheilungen kürzlich erschienener Bücher; und, was besonders erwünscht ist, jedem Hefte werden die litterarischen Neuigkeiten des Faches beigefügt, worein der Vorstand der Gesellschaft durch eine ausgebreitete Correspondenz frühzeitig unterrichtet wird. Es ist zugleich für Un-

terhaltung und Belehrung gesorgt; und wir müssen oft das eigenthümlich Französische Talent bewundern, von Gegenständen, wobei man nur allzuleicht in Schwerfälligkeit und Trockenheit verfällt, aufgeklärten, aber nicht eigentlich gelehrten Lesern mit leichter Klarheit einen Vergeschmack zu geben. Außer den monatlichen Heften hat die Gesellschaft einen Bericht über ihre Stiftung und über die erste Jahressitzung herausgegeben, welche ein erlauchter Freund und Beschützer aller edleren Geistesbildung, der Herzog von Orleans, in Person eröffnete. Die beiden darin enthaltenen Reden von Silveſtre de Sacy sichern diesen Berichten einen Platz in den Jahrbüchern der Gelehrsamkeit. Die Zwecke der Gesellschaft sind in der ersten Ankündigung von einer Meisterhand entworfen; der Jahresbericht von dem thätigen Secretär der Gesellschaft, Hrn. Abel Remusat, ist eben so befriedigend als geistreich abgefaßt. Die Gesellschaft hat, ungemein verdienstlich, die Kosten für den Druck einiger Elementarbücher bewilligt, und ist darauf bedacht, durch Anschaffung typographischer Mittel die Herausgabe anderer möglich zu machen.

Die Asiatische Gesellschaft für Großbritannien und Irland hielt ihre erste Sitzung am 19ten März des verflossenen Jahres, und hat bis jetzt nur einen Bericht von dieser Sitzung, das Verzeichniß ihrer Beamten und Mitglieder und ihre Statuten drucken lassen. Deutschen Gelehrten wird es erfreulich seyn zu erfahren, daß unser in London einheimisch gewordener Landsmann, Dr. Röhden, das Amt des Secretärs übernommen, indem jeder, der sich

in gelehrten Angelegenheiten an die Gesellschaft wenden will, von seinem wohlwollenden Eifer die bereitwilligste Erwiederung hoffen darf. Die Rede, wodurch ihr Stifter und Director, Hr. Colebrooke, sie eröffnete, enthält auf wenigen Blättern reichhaltigen Stoff zum Nachdenken: jedes Wort ist reiflich durchdacht und sorgfältig abgewogen, und will auch eben so erwägt seyn. Die Gesellschaft hat nicht die Absicht eine Zeitschrift, sondern Bände von Abhandlungen herauszugeben, so oft hinreichender Vorrath vorhanden seyn wird. Allen Freunden ernsterer Wissenschaft muß die Nachricht willkommen seyn, daß wir gleich in den ersten Bänden eine Reihe von Abhandlungen über die verschiedenen Systeme der Indischen Philosophie von dem eben genannten tiefen Denker zu erwarten haben.

Der wissenschaftliche Kreis, auf welchen beide Gesellschaften ihre Thätigkeit ausdehnen, reicht weit über meine Kenntnisse und Mittel hinaus. Aber es wird vergönnt seyn, ihnen in der Folge in Bezug auf meine besondere Provinz Fragen, Bedürfnisse und Wünsche vorzutragen; und durch freimüthige Aeußerungen über das, was sie dem Publicum mitgetheilt haben und ferner mittheilen werden, sind wir gewiß, in den Sinn ihrer Stiftung und Verfassung einzugehen.

* * *

Ich kann die obige Uebersicht nicht schließen, ohne zu erinnern, daß ich keine Ansprüche auf Vollständigkeit

mache. Es könnte mir leicht eins oder das andre entgangen seyn; und ich habe mich geflissentlich auf das beschränkt, was mir die Grundlage alles übrigen zu seyn scheint: Grammatik, Auslegungskunst und philologische Kritik. Ueber manches in der vergleichenden Sprachkunde geleistete behalte ich mir vor, künftig meine Ansichten darzulegen.

II.

Ueber die in der Sanskrit-Sprache durch die Suffixa त्वा und य gebildeten Verbalformen.

Von

Hrn. Staatsminister Freiherrn von Humboldt.

Fortsetzung.

§. 7.

Hier aber sey es mir erlaubt, erst in eine genaue Erörterung des Begriffs des Gerundium einzugehen, der mir, wie er in den bisherigen Theorien der allgemeinen Grammatik aufgestellt ist, noch einer schärferen Bestimmung zu bedürfen scheint.

Daß das Gerundium zum Infinitivus gehört, daß aber weder jenes, noch dieses unter die Modi zu zählen sind, *) glaube ich voraussetzen, und mich nur dabei

*) Die alten Griechischen und Römischen Grammatiker thun dies demungeachtet, insofern sie nicht den Infinitivus ganz vom Verbum trennen. (Priscian Auct. Gramm. Lat. 2, 568.) Ihre Erklärung der modi ist zwar weiter und unbestimmter, als sie sein sollte; denn modi sind ihnen (*Priscianus* bei Priscian. 8, 9) diversae inclinationes animi varios

aufhalten zu dürfen, daß die Gränze zwiſchen dieſen beiden Formen, meines Erachtens, nicht richtig gezogen, und dadurch vorzüglich die wahre Natur des Infinitivs verkannt wird.

Nach den gewöhnlichen Begriffen kommt der Infinitiv einem Nomen gleich, und die Gerundien entſtehen durch die Declination dieſes Verbalſubſtantivs. **)

eius affectus demonstrantes, (l. c. p. 820) quas varia consequitur declinatio verbi. Allein auch hiernach hätten ſie den Infinitivus ausſchließen ſollen. Apollonius nennt zwar auch den Infinitiv eine ἔγκλισις. (De synt. 3, 13.) Allein er erkannte recht gut, daß er eigentlich nur den allgemeinſten Begriff mit den übrigen modi gemein hat, indem er nicht die ψυχικὴν διάθεσιν beſitzt, die den modi eigen iſt; und wenn man die ganze Theorie dieſes Grammatikers zuſammennimmt, ſo findet man in derſelben vollkommen richtig den Infinitiv mit dem Participium (als die Grundlage des Verbum) zuſammen, und beide den modi und Perſonen entgegengeſtellt. Noch deutlicher aber fällt es freilich in die Augen, daß der Infinitiv kein modus iſt, wenn man (Bernhardi's Anfangsgründe der Sprachwiſſenſchaft §. 52. N. 8.) die modi als die Bezeichnung der Arten des Seyns im Verbum im Verhältniß auf ein darſtellendes Subject anſieht. Sie können alsdann nur dem Verbum finitum angehören. Bloß inſofern das Gerundium (wovon weiter unten) bisweilen Nothwendigkeit anzeigt, könnte es, wenn es ſich durch Zahl und Perſon conjugiren ließe, zu den modi gerechnet werden. Hermann ſchließt den Infinitivus gleichfalls (De emendanda rat. Graec. Gramm. p. 193. 201) von den modi aus.

**) Nota autem, quod vim nominis rei ipsius habet verbum

Beides iſt unläugbar wahr, allein die Eigenſchaft, in welcher der Infinitiv ein Nomen genannt werden kann, ſcheint mir nur eine abgeleitete; man muß hiervon den Zuſtand unterſcheiden, in welchem er ſich in der Abhängigkeit von einem andern Redetheil, einem Verbum oder Nomen, befindet, und die Erklärung deſſelben ſo ſtellen, daß ſich dieſe beiden Zuſtände daraus herleiten laſſen.

Diejenigen, welche den Infinitiv überall für ein Nomen halten, werden zwar auch ſeinen Zuſtand der Abhängigkeit aus dieſer Vorausſetzung erklären, und die Unterſcheidung dieſer beiden Zuſtände mithin überflüſſig

finitum, (muß heißen infinitum) unde quidam nomen verbi hoc esse dicebant. Dico enim bonum est legere, ut si dicam, bona est lectio. (*Priscianus* bei Porsch. 808.) Infinitivorum vis in nomen rei resolvitur. (l. c. 811) Significat autem infinitum ipsam rem quam continet verbum. (l. c. 1130.) Supina vel participialia, cum nec personas discernant, et temporibus careant, sine quibus verbum esse non potest, et *Casus* assumant, et praepositionibus separatis adiungantur, sine dubio mihi nomina esse videntur, quae tamen loco infinitorum ponuntur tam activorum, quam passivorum (l. c. 822.) Apollonius nennt zwar den Infinitiv ὄνομα ῥήματος (de synt. I. 8.) und (*de adverbiis*) πᾶν ἀπαρέμφατον ἐστιν ὄνομα ῥήματος. Allein er nimmt dies nicht in dem Sinn, den wir mit dem Nomen verbinden, der Infinitiv iſt ihm beinahe das eigentliche Verbum ſelbſt. I. h. rechnet er ihn geradezu zu den Verben. S. Bernhardi l. c. §. 57. m. 1. 2. Hermann trennt den Infinitivus vom Nomen. (l. c. p. 171.

finden; sie werden den Infinitiv, zu einem Verbum activum gefügt, einem Accusativus, zu einem Substantivum, einem Genitivus u. s. w. gleich stellen, und dies durch den Gebrauch der Lateinischen Gerundien und Supina in diesen Fällen unterstützen. Allein meinem Gefühle, und ich glaube, dem Gefühle eines jeden, der irgend darauf achten will, widerstrebt es, den mit einem Verbum verknüpften Infinitivus auch nur entfernt als ein Nomen anzusehen, und den Unterschied zu verkennen, der zwischen den Redensarten: ich habe Lust zu essen, er befahl zu plündern, und: ich habe Lust zum Essen, er befahl das Plündern, unleugbar liegt. Der reine Infinitivus, abhängig von einem andern Redetheil, vorzüglich einem Verbum, ist so enge mit dem letzteren verbunden, daß beide gleichsam nur Einen Begriff ausmachen. Ein von einem Verbum regiertes Nomen ist dagegen vollkommen in der Vorstellung von demselben geschieden. Daß dieser Unterschied nicht auf eine Spitzfindigkeit hinausläuft, sondern wirklich gegründet ist, erhellet daraus: daß in Sprachen, welche Mittel besitzen, den Infinitivus als ein Nomen darzustellen, dies sogleich geschieht, als ein Grund vorhanden ist, den engen Zusammenhang zwischen dem regierenden Verbum und dem Infinitivus aufzuheben. Ein solcher Grund kann in diesem Verbum liegen. Denn da der Begriff desselben in solchen Phrasen allemal unvollständig ist, indem der Infinitiv ihn erst ergänzen soll, *) so eilt, wo der

*) Im Deutschen und einigen verwandten Sprachen wird hier noch einmal, und noch feiner unterschieden, da auch der reine Infinitivus bisweilen mit der ihm eigen-

reine Infinitiv steht, der Nachdruck der Rede über das regierende Verbum hinweg, und heftet sich erst dann auf denselben, wenn der Infinitivus, als Nomen, Selbständigkeit gewinnt. So bei Sophokles. Oed. Col. v. 441 — 443.

οἱ δ' ἐπωφελεῖν,
οἱ τοῦ πατρὸς, τῷ πατρὶ δυνάμενοι, τὸ δρᾶν
οὐκ ἠθέλησαν.

— »die, könnend wohl
Beistehn dem Vater, des Vaters Söhne, wollten nicht
Das Handeln.« —

und Ajax. V. 1142 — 1143.

ἤδη ποτ' εἶδον ἄνδρ' ἐγὼ γλώσσῃ θρασὺν,
ναύτας ἐφορμήσαντα χειμῶνος τὸ πλεῖν,
ᾧ φθέγμ' ἂν οὐκ ἂν εὗρες, ἡνίκ' ἐν κακῷ
χειμῶνος εἴχετ' —

»Schon sonst ich Männer sahe, mit der Zunge kühn,
In Winterszeit zum Segeln mahnend Schiffer an,
Bei denen keinen Laut du fändest, wenn die Noth
Des Winters je sie faßte« —

In diesen beiden Stellen ist das Wollen dem Können, das laute Anmahnen dem Verstummen entgegengesetzt, und in beiden der Infinitiv in ein Nomen verwandelt, um den gewichtig gewordenen Verben nichts an ihrem vollen Nachdruck zu nehmen. Der Tren-

thümlichen Partikel (ich eile zu essen) bisweilen ohne dieselbe (ich will essen) steht. Dies rührt aber nur daher, daß die Unvollständigkeit der regierenden Verba Grade zuläßt, und jene, der Partikel nicht bedürfende Verba gleichsam nur als Hülfsverba gelten.

nungsgrund kann aber auch in dem Begriff des Infinitivus ſelbſt liegen. So bei Xenophon. Memorab. III. 6, 6.

οὐκοῦν, ἔφη, τὸ μὲν πλουσιωτέραν τὴν πόλιν ποιεῖν ἀναβαλούμεθα. πῶς γὰρ οἷόν τε, μὴ εἰδότα γε τὰ ἀναλώματα καὶ τὰς προσόδους, ἐπιμεληθῆναι τούτων;

»Alſo, ſagte er, das die Stadt reicher zu machen, wollen wir aufſchieben. Denn wie wäre es möglich, ohne die Ausgaben und Einkünfte zu kennen, dafür zu ſorgen?«

Hier wird aus mehreren Gegenſtänden der Berathung einer, von dem ſchon vorher geſprochen worden war, herausgehoben, und deshalb der Infinitiv, der ſich ſonſt allein an das regierende Verbum angeſchloſſen hätte, als Bezeichnung einer beſonders bemerklich gemachten Sache, auf die man ſich wieder bezieht, durch den Artikel in ein Nomen verwandelt. *) Man könnte hiegegen

*) Vergleicht man auch die übrigen in Matthiae's Grammatik §. 541. 542. geſammelten Stellen dieſer Art, ſo finden ſich auch bei ihnen Verſchiedenheiten der Bedeutung. Ich möchte überhaupt bezweifeln, daß die Hinzufügung des Artikels in Wortſtellungen dieſer Art, wo der Infinitivus natürlicher ohne ihn ſteht, jemals ganz gleichgültig ſeyn dürfte. In den für dieſe Behauptung von Matthiae angeführten Stellen iſt der Unterſchied ſehr in die Augen fallend, da in den beiden ohne Artikel der Sinn nur der iſt, (§. 541.) daß die Handlung des Infinitivs, wie das regierende Verbum andeutet, noch nicht, oder ſpäter geſchieht: in den bei-

zwar einwenden, daß der reine Infinitiv dem ohne Artikel unbestimmt stehenden Nomen gleich komme; allein ungerechnet, daß der bloße Infinitiv durchaus nichts an sich trägt, was ihn zum Nomen stempelt, dürfte dann in den beiden Stellen des Sophokles der Artikel nicht stehn, da in ihnen der Nachdruck nicht auf dem Begriff des Infinitivs, sondern des regierenden Verbum liegt. *) Man kann sich eben so wenig mit der

den mit dem Artikel aber diese Handlung herausgehoben, und andern entgegengesetzt wird. In andern Stellen dürften jedoch die Nuancen weniger bemerkbar seyn. Apollonius sagt zwar (*De synt.* I. 8.) ganz allgemein, daß die Infinitive mit und ohne Artikel stehen können, und führt als Beispiel an: τὸ φιλοσοφεῖν βούλομαι, ἀντὶ τοῦ φιλοσοφεῖν. Ob aber nicht hierbei ein Unterschied in der Bedeutung sey, darauf kam es ihm in dieser Stelle nicht an. Gerade in seinem Beispiel, wo die Infinitive einander entgegengesetzt werden, war die Hinzufügung der Artikel keineswegs bedeutungslos.

*) Daß der Artikel beim Infinitiv gar nicht immer, als bestimmter, angesehen werden darf, beweist vorzüglich gut eine Stelle, auf die ich durch die Güte des Hrn. Prof. Becker aufmerksam gemacht worden bin. Bei Plato (de republ. I. 5. ed Bip. p. 374) heißt es: ὅτι αὐτὸ τοῦτο ἐν αὐτῷ ἕκαστον τὰ αὑτοῦ πρόττειν ἀρχῆς τε πέρι καὶ τοῦ ἄρχεσθαι. Hätte das τοῦ hier die Kraft des bestimmten Artikels, und zeigte es nicht bloß die Verwandlung des Infinitivs in ein Nomen (eigentlich Gerundium) an, so würde es auch τῆς τε ἀρχῆς u. s. w. heißen. So aber ist es hier nicht für den Sinn der Stelle nothwendig, sondern nur wegen der grammatischen Verbindung des Infinitivs mit der Präpositien.

eigenthümlichen Natur des Verbal-Substantivs durchhelfen; denn auch dies muß doch unter den allgemeinen Begriff des Substantivs fallen, welcher, meinem Gefühl nach, dem reinen Infinitiv ganz fremd ist.

Wenn aber der Infinitiv in seinem Gebrauch nicht als ein Nomen erklärt werden kann, so muß man ihn auf andre Weise definiren und herleiten. Dies kann entweder aus dem Begriff des Verbum finitum, oder aus dem des Participium geschehen. Jenes ist der leichtere Weg, dieses aber der eigentlich richtige philosophische.

Der Infinitivus steht dem Verbum finitum gegenüber; er entspringt, wenn man von diesem dasjenige absondert, was dasselbe zum Verbum finitum macht, das durch Modus, Numerus und Person bestimmte *) Seyn,

*) Der Infinitivus heißt daher auch bei den Lateinischen Grammatikern impersonativus (Diomedes bei Persen. 331.) und auch sein gewöhnlicher Name wird daher abgeleitet. Der Infinitivus der Portugiesischen Sprache macht hiervon eine, jedoch nur scheinbare Ausnahme, indem er durch alle Personen hindurch Pronominal-Suffixa annimmt. (*Lobato Arte da Gramm. da l. Portugueza.* p. 58. not. a. Jungs Portugies. Gramm. S. 177) Es ist nicht zu läugnen, daß diese auf eine, seiner Natur eigentlich unangemessene Weise ihm ein Subject anfügen. Man muß dies aber nur wie eine Art nominativus oder auch accusativus cum infinitivo, und so ansehn, daß nicht, wie im Verbum finitum, diese Pronomina regieren, sondern von ihm regiert werden. Daß er wirklich Infinitivus bleibt, und nicht zum Verbum finitum übergeht, beweist die

alle übrigen Merkmale aber beſtehen läßt. Der Infinitivus gehört alſo im genaueſten Verſtande zum Verbum, er verläßt nicht einmal das Gebiet deſſelben, und es wohnen ihm alle Eigenſchaften bei, welche das Verbum, unabhängig von dem Begriff des ſubjectiv beſtimmten Seyns beſitzt.

Das Participium füllt, gemeinſchaftlich mit dem Adjectivum, die Claſſe der Attributiven aus, es unterſcheidet ſich aber dadurch von demſelben, daß es nicht in der Subſtanz ruhend, ſondern energiſch, ſich bewegend und wirkend iſt. Trennt man nun von dem Begriff des Participium dasjenige, wodurch es ein Attributivum wird, und läßt man ihm, ohne fernern Zuſatz, ſeine ganze übrige Natur, ſo bildet man den Infinitivus. Dieſer ſteht alſo im eigentlichſten Verſtande zwiſchen dem Participium und dem Nomen in der Mitte: nicht ſo, daß er die Natur beider in ſich vereinigte, aber ſo, daß er keines von beiden ganz iſt, dagegen von dem erſteren ausgeht, und ſich dem letzteren dergeſtalt nähert, daß er durch einen Schritt weiter dazu übergehen kann. Er theilt alle Eigenſchaften mit dem Participium, welche dieſes nicht als attributiviſch bezeichnen, aber keine an-

übrige Conſtruction. Denn er hängt, auch in dieſer Geſtalt, immer von etwas Vorhergehendem, und nicht von einer Conjunction, ſondern entweder einfach von einem Verbum (*tomar-em* o seu porto tanto *preza*) oder von einer Präpoſition ab. (*nósoutros sem* a vista *alevantar-mos*; *minha desdita de faltar-em* as as occasioens) In einigen Amerikaniſchen Sprachen findet ſich der gleiche Fall bei Gerundien.

deren, als diese. Er deutet also, intransitiv, die innerliche Bewegung an, transitiv, die aus sich herausgehende; und wieder activ, die wirkende, passiv, die leidende, im Medium, die sich auf sich selbst beschränkende. Er bestimmt das Verhältniß der Handlung zur Zeit, hat daher, wo er nicht aoristisch steht, drei Tempora, aber nicht mehr, da er nicht das bestimmte Seyn zu bezeichnen vermag, durch dessen Verbindung mit den Punkten im Verlaufe der Handlung die übrigen Tempora entstehen *). Er ist nicht zum Nomen übergegangen, und wird nicht als Sache betrachtet. Er kann daher nicht als einzeln, und nicht als Mehrheit gedacht werden, hat keinen Numerus; es kann zwischen ihm, und anderen Redetheilen keine mehrfachen Beziehungen, wie zwischen zwei Substanzen, geben; als reines Handeln, kennt er nur die zu einem handelnden Subject, und dieß kann nur Eine und immer dieselbe seyn, nemlich daß so gehandelt werde; er hat also keine Casus: er ist indeclinabel. **)

*) Bernhardi l. c. §. 47 not. 3. Bei den Römischen Grammatikern ist dies so ausgedrückt, daß der Infinitiv connecta tempora hat. Priscian bei Putsch. 893. Hermann (l. c. p. 225) leitet dieselbe Eigenschaft des Infinitivs aus seiner Theorie der relativen und nicht relativen Zeiten her.

**) Alle diese Eigenschaften erkannten auch die Lateinischen Grammatiker in ihm, und nannten ihn, wegen seiner Indeclinabilität, auch perpetuus. Putsch 331. 2062. Eben so Apollonius: αὐτὸ γὰρ τὸ πρᾶγμα ἐν ἐστι, τὸ πρᾶσσειν cet. (De synt. III, 13).

Da dem Infinitiv, nach der ersten der hier versuchten Herleitungen, der Ausdruck des bestimmten Seyns mangelt, und er nach der zweiten, weder inhärent, wie ein Attributivum, noch selbständig, wie eine Substanz ist, so kann er sich nur in einem Zustande der Abhängigkeit befinden, und das Verhältniß dieser Abhängigkeit muß dasjenige seyn, in welchem ein Handeln zu dem handelnden Subject steht. An sich bezeichnet er, nach Bernhardi's sehr gelungenem Ausdruck (l. c. §. 65. N. 11.) nichts als ein bloßes ununterscheidbares Fließen der Handlung. Der Infinitiv hängt entweder von einem Verbum finitum, oder einem andern Redetheil ab. In jenem Fall mangelt dem Verbum allemal etwas an seiner Vollständigkeit, das erst durch den Infinitiv ersetzt wird; die Person bezieht sich, dem Sinne nach, vollkommen auch auf den Infinitiv: da aber ein anderes Verbum dazwischen tritt, so wird diese Beziehung unterbrochen, und da die Handlungen beider in ein modificirtes Handeln verbunden werden sollen (ich kann und ich esse, in: ich kann essen) so verknüpft das eine, in der untergeordneten Form des Infinitivs, das andere mit sich. Völker, in welchen das formale Denken nicht die Stärke erlangt hat, die geeigneten grammatischen Formen hervorzubringen, lassen, im Sinn und mit der Bedeutung des Infinitivs, wirklich die beiden Handlungen einzeln auf einander folgen; andre, weiter vorgedrungene, verknüpfen den Infinitiv und das regierende Wort wirklich in Ein zusammengesetztes. *) Wenn der Infinitivus

*) In der Sprache der Lule, einer Süd-Amerikanischen Nation, heißt: ich pflege zu essen, caic tucuec, wörtlich

von einem andern Redetheil, als dem Verbum, abhängt, scheint er, auf den ersten Anblick, eher als ein Nomen genommen werden zu können, und geht auch in dieser Stellung meistentheils im Lateinischen in ein Gerundium über, was bei der Verknüpfung mit dem Verbum weniger möglich ist, und am wenigsten bei denjenigen Verben, die, bei ihrer ursprünglichen Unvollständigkeit in der Bedeutung, wie können, wollen, müssen, fast als Hülfsverba gelten können *). Allein auch mit andern Redetheilen verknüpft, bleibt dem Infinitivus seine wahre Natur, und er kann auch da sehr oft wirklich durch ein nur abhängig gestelltes Verbum finitum ersetzt werden, wie wenn man statt: meine Sehnsucht dich endlich wieder zu sehen, sagt: meine Sehnsucht daß ich u. s. f. Er bezieht sich alsdann, dem Sinne nach, allemal auf ein, in dem regierenden Re-

lich: ich esse, ich pflege. Die im Text erwähnte Zusammensetzung findet sich in der Mexikanischen Sprache

*) Nec omne ἀναφόρημα cuicunque verbo iunctum sensum exprimit, sed illis tantum quae nullam rem per se dicta significant. Diejenigen Verba, die vorzüglich in diesem Fall sind, heißen bei den Lateinischen Grammatikern verba arbitraria. (Putsch. 2759) auch voluntativa. (l. c. 1179). Auf ähnliche Art Apollonius. Er stellt diesen ῥήματα προαιρετικὰ die ἐμφορητικὰ πραγμάτων entgegen, und sagt von jenen voluntativen, daß sie, als gleichsam leer, durch die Hinzufügung der Sache, vermittelst des Infinitivs, ergänzt werden. (De synt. III. 13.)

betheil beſtimmt, oder unbeſtimmt liegendes Subject. *).

Die hier aufgeſtellte, und wie ich glaube, gerechtfertigte Verbalnatur des Infinitivs würde dieſelbe bleiben,

*) Ich pflege da, wo es auf Begriffe der allgemeinen Grammatik ankommt, Bernhardi's Anfangsgründen der Sprachwiſſenſchaft zu folgen. Denn es hat mir, nach langem, und in ſehr verſchiedenen Zeiten wieder vorgenommenem Studium, immer geſchienen, daß dieſer, den Wiſſenſchaften zu früh entriſſene Mann in ſeinen verſchiedenen Schriften, vorzüglich aber in der eben genannten, das richtigſte, durchdachteſte und mit den tiefſten unter den alten Grammatikern am meiſten zuſammenſtimmende Syſtem allgemeiner Grammatik aufgeſtellt hat, deſſen ſich nicht bloß Deutſchland, ſondern auch das Ausland rühmen kann. In der Erklärung des Infinitivs aber habe ich geglaubt, von ihm abgehen zu müſſen. Daher iſt die ſo eben verſuchte Entwicklung in dem Weſen des Begriffes ſelbſt von dem durch Bernhardi aufgeſtellten verſchieden. Denn er betrachtet den Infinitiv, wenn man die Hauptſtellen ſeiner Schrift zuſammennimmt, (§. 43. m. 18. §. 45. 47.) durchaus als ein Subſtantivum, und als den Nominativ der Gerundien. Seinen abhängigen Gebrauch kann er allerdings nicht verkennen, allein er findet nicht ausſchließend in dieſem die wahre Natur des reinen Infinitivs, ſieht ſeinen Uebergang zur Form des Nomen nicht als bloß daraus abgeleitet an, trennt nicht ſeinen indeclinabeln und declinabeln Zuſtand, der mir das Gerundium iſt, und vermiſcht daher beide Formen mit einander. Auf der andern Seite jedoch ſteht wieder Bernhardi der von mir entwickelten Anſicht ſehr nahe. Er beſchreibt, wie ich oben

wenn auch in allen Sprachen das, was man Infinitiv nennt, als ein Verbalsubstantivum nachgewiesen werden

gesagt, in einer gelegentlich vorkommenden Stelle, den Infinitiv, indem er ihn dem Verbum finitum entgegenstellt, in seiner ganz eigenthümlichen Natur, er nennt ihn gleichfalls ein Mittelglied zwischen Participium und Substantivum. Aber er betrachtet ihn (§. 43. N. 18. §. 47. N. 9.) zu sehr als eine Handlung, und nicht als ein Handeln, worin ein bedeutender Unterschied liegt, und scheint mir nur darin zu irren, daß, indem er den Infinitivus ganz richtig aus einem Uebergang des Participium zum Substantivum ableitet, er ihn gleich substantive Form annehmen läßt, (§. 45. N. 8. 10.) statt einen Augenblick inne zu halten, und zugleich von beiden Formen, der Substantialität und der Inhärenz, zu abstrahiren, und die bloße Energie, das bloße sich Bewegen, dessen grammatische Form der reine Infinitiv ist, festzuhalten. Vielleicht findet man aber, daß Bernhardi gerade daran recht that, weil, was nicht Attributivum ist, eben dadurch nothwendig zur Substanz werden muß. Allein die Abstraction kann, indem sie den Begriff des Attributivs zurückstößt, auch den der Substantialität entfernt halten, und muß es, wenn sie rein das auffassen will, was das Wesen des Verbum ausmacht. Wie sie die Substantialität einmischt, geht dies Wesen nothwendig verloren. Denn mit diesem Begriff tritt der der Zahl, und der mannigfaltigen Beziehungen ein, da die Energie des Verbum, rein als Energie gedacht, nur Eine, nämlich die zum handelnden Subject, daß es handle, haben kann. Im Participium gehören zwar beide darin verbundenen Eigen-

könnte. Es würde sich daraus nur das folgern lassen, daß diese Ansicht des Infinitivs die wäre, welche sich dem

schaften durchaus wesentlich dem Verbum an, allein es theilt den der Inhärenz mit dem Adjectivum, und nur der der Energie kommt dem Verbum ausschließend zu. Insofern ist der reine Infinitiv, als die grammatische Form dieser Energie, die wahre Grundlage des Verbum.

Auf diese Weise sahen Apollenius (De synt. III 13) und vor ihm die Stoiker den Infinitiv an, wenn sie ihn ῥῆμα, das Verbum finitum aber κατηγόρημα oder σύμβαμα nannten. Bei Apollenius heißt er τὸ γενικώτατον ῥῆμα, und alle ander modi werden auf ihn zurückgeführt. Ueberhaupt ist Apollenius Theorie vom Verbum aus der tiefsten Natur dieses Redetheils geschöpft, und es ist wunderbar, daß statt auf dem von ihm gebahnten Wege gleich fortzugehen, man nur erst später dazu zurück gekehrt ist. Was er (l. c.) ῥῆμα nennt, ist, was bei Bernhardi Participium heißt, oder vielmehr die in diesem liegende Energie, ohne die attributive Form; diesem wohnen das Genus (ἡ διάθεσις) und die Zeit bei, es macht aber für sich nicht das ganze Verbum (nämlich das finitum) aus. Hierzu treten die Personen (bei Bernhardi das Seyn) mit dem Numerus, und der ψυχικὴ διάθεσις, welche den Modus bildet. Diese beiden sind dem ῥῆμα fremd (οὐ φύσει παρέπεται τῷ ῥήματι) sondern sind ein παρακολούθημα τῶν προσώπων. Man sieht hieraus zugleich, was dieser Theorie noch fehlte, dem Begriff ganz zu erschöpfen; es schien mir aber nicht unnöthig, auf dieselbe aufmerksam zu machen, da bei vielen Grammatikern der späteren Zeit das eigentliche

im Denken noch minder geübten Sprachsinn am leichtesten darstellte: und daß daher die Nationen auch dann noch bei derselben geblieben wären, wenn sie schon die wahre Natur des Infinitivs richtiger gefühlt hätten. Es ist indessen jener Beweis selbst, sogar bei dem Griechischen und Lateinischen Infinitiv, noch lange nicht geführet, und ich gestehe, daß es mir noch nie gelungen ist, den Ue-

reale Wesen des Verbum fast ganz in dem formalen Begriff der logischen Copula aufgeht. Wenn Hermann (l. c. 173) die Verba zu den Adverbien zählt, so folgt er dabei nicht der von einigen Griechischen Grammatikern behaupteten, von Apollonius (III, 23.) widerlegten Meinung, sondern einer ganz eigenthümlichen. Da er aber (l. c. 123. 131. 151.) die Adverbia zu den Partikeln rechnet, und diese als die Bezeichnungen des Prädicats erklärt, indem die Adjectiva, als eine Gattung der Nomina, nur zum Subject gehören, so würde es zu weit führen blos bei Gelegenheit eines einzelnen Punktes, in eine ganze, von den gewöhnlich angenommenen so weit abweichende Theorie einzugehen. Am nächsten bleiben der wahren Natur des Infinitivs, meines Erachtens, diejenigen, die, wenn sie auch keine genaue und vollständige Bestimmung seines Begriffs bezweckten, dennoch seine substantive Form von seiner abhängigen trennen. So z. B. Matthiae in seiner griechischen Gramm. §. 159. 530. 538. obgleich er ihn den modi beizählt, und die Definition, daß in demselben die Handlung als an und für sich bestehend, durch keine Verhältnisse bestimmt, betrachtet wird, zu schwankend, und nicht ganz richtig ist, da doch Zeitverhältniss dem Infinitiv wirklich bleiben.

ſprung dieſer Formen mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu erklären. Gewiß aber ſpricht ſchon das gar ſehr gegen die Anſicht, auch nur hiſtoriſch alle Infinitive für Verbalſubſtantiva anzuſehen, daß einige Nationen (es mögen nun cultivirte, oder rohe ſeyn) den Infinitiv gerade durch Verbalflexionen andeuten, wodurch zugleich hiſtoriſch die zwei Wege gegeben ſind, auf welchen, bei der Nicht-Erkennung ſeiner wahren Natur, ihre Stellvertreter geſucht werden können, bei dem Nomen und dem Verbum finitum.

So lange das Verbum mit einer Perſon, als Verbum finitum, gedacht wird, erſcheint daſſelbe eigentlich nicht anders, als an ihr, oder vielmehr ſie in der durch das Verbum bezeichneten Art des Seyns, Handelns oder Leidens. Mit dem Hinwegdenken der Perſönlichkeit aber iſt der erſte Schritt gethan, daſſelbe als eine Sache zu betrachten. Läßt man es in dieſem Zuſtande, als abhängigen Infinitivus, von einem andern Verbum regieren, ſo geht, wie wir weiter oben ſahen, ſein Begriff auf das Subject des regierenden Verbum über. Man kann aber dieſe Abhängigkeit willkührlich aufheben, und den Infinitiv, entweder bloß in der Idee, oder zugleich durch grammatiſche Bezeichnung, als Subſtanz betrachten. Man kann bei der philoſophiſchen Herleitung ſeines Begriffs in dem Uebergange vom Participium zum Subſtantiv einen Schritt weiter gehen, als wir erſt thaten, und dem durch das Wegdenken der attributiven Form vom Participium gebildeten Infinitiv auch die ſubſtantive Form geben. Er empfängt alsdann alle Eigenſchaften des Nomen, die mit ſeiner Natur verträglich

ſind, Genus, da Wörter mit ihm verbunden werden, an welchen man es bezeichnet, Caſus, da er die Eine Beziehung auf ein handelndes Subject verlaſſen hat, und als Sache in mehrere treten kann, doch keinen Numerus, da das Handeln an ſich immer nur Eins und daſſelbe ſeyn kann. Er behält aber zugleich alle Eigenſchaften ſeiner Verbalnatur, namentlich die Beziehung auf mit ihm verknüpfte Objecte im Regieren des Accuſativs.

In dieſem Zuſtande wird der Infinitiv zum Gerundium. *).

Geht die Sprache noch weiter, und bedient ſie ſich der Form des Infinitivs auch als eines Nomen, ohne alle Verbalnatur, daher mit anderer Beziehung auf das Object, oder bildet ſie von andern Theilen des Verbum, Subſtantiva, ſo nennt man dieſe, nach dieſer ihrer Bildung, Verbal-Subſtantiva. **).

*) Schon Tryphon hatte eine Scheidung des Infinitivs vorgenommen, indem er die Infinitive mit dem Artikel Nomina der Verba (ὀνόματα τῶν ῥημάτων) die ohne Artikel ῥήματα nannte. Apollonius (1. 8.) ſucht ihn zu widerlegen, aber mit Gründen, die ſchwerlich überzeugend gefunden werden.

**) Bernhardi nennt den Infinitiv ſelbſt ein Verbal-Subſtantiv. Allein um Miſsverſtand zu verhüten, iſt es nicht einmal gut, dem Gerundium dieſen Namen zu geben. Die im Deutſchen ſubſtantiviſch gebrauchten Infinitiven ſind offenbar Subſtantiva und keine Gerundia, da ſie, wie jene, den Genitiv regieren; oder genauer zu ſprechen, wenn man ſie dies thun läſst: das Berauben der Kirchen, das Verführen der Jugend.

So iſt alſo das Gerundium nicht bloß eine Form gewiſſer Sprachen, ſondern nach Begriffen der allgemeinen Grammatik gerechtfertigt, und als nothwendig dargeſtellt. Als Zwiſchenglied zwiſchen dem reinen Infinitiv und dem Verbalſubſtantiv, bedarf es ſogar einer eigenen Benennung. Wer es mit dem erſteren verwechſelt, verwickelt ſich in Widerſprüche, da der Infinitiv indeclinabel, das Gerundium declinirbar iſt. Die bloße durch das Verbum bezeichnete Energie, ohne ſubſtantive Form gedacht, iſt der Infinitivus, in dieſer das Gerundium. Das letztere wird daher auch ein äußeres Kennzeichen das Subſtantivs an ſich tragen müſſen, weil es ſonſt unmöglich wäre, die ſubſtantive Form an ihm zu erkennen, und man dieſelbe bloß, dem Sinne nach, zum Infinitiv hinzudenken müßte.

Die vollkommenſte Bezeichnungkart der Gerundien iſt unſtreitig die in der Griechiſchen Sprache gewöhnliche, durch den mit dem Artikel verſehenen Infinitiv. Denn da dieſer Genus und Tempus des Verbum andeutet, ſo läßt ſich der Ausdruck der Idee überall genau anpaſſen, da die Lateiniſchen Gerundia die Activ- und Paſſivbedeutung in denſelben Formen verbinden, *) und der

*) Priscian bei Porsen. 811. Es iſt dies nämlich ſo zu verſtehen, daß, wenn das Gerundium durch ein Verbalnomen vertreten wird, in dieſem eigentlich gar keine, dem Genus des Verbum entſprechende Bezeichnung liegt, ſondern es lediglich darauf ankommt, wie das Subject zu demſelben, der Conſtruction und dem Sinne nach, geſtellt wird.

Zeitbeſtimmung gänzlich ermangeln. *) Der Begriff des Infinitivs wird auch bei dieſer Bezeichnungsart durch keinen Nebenbegriff unklar gemacht. Dennoch pflegt man in unſern Grammatiken dieſen ſubſtantiviſch gebrauchten Infinitiven gar nicht den Namen der Gerundien zu geben, obgleich die Lateiniſchen Grammatiker die Einerleiheit beider Formen ſehr gut einſahen. (Priscian bei Putsch. 808. 809.) **). Degegen legt man dieſen Namen den griechiſchen auf τέος ausgehenden Verbalien bei, (Matthiae l. c. S. 287.) bei denen er aber eine ganz andre Bedeutung hat.

Den Griechiſchen Grammatikern iſt das Gerundium, als beſondere und eigen benannte Form, gänzlich fremd. ***). Bei den Römern wurde dieſer Name den mit dem Begriffe des Müſſen verbundenen Verbaladjectiven, oder Participien des Futurum im Paſſive, und noch eigentlicher dem Neutrum des Singulars derſelben,

*) Höchſt merkwürdig, und vielleicht einzig iſt die Stelle in Salluſt's Jugurtha C. 100, in der jedoch nicht alle Handſchriften übereinſtimmen: diffidentia futuri quae imperavisset. Obgleich hier, der grammatiſchen Form nach, kein Gerundium gebraucht iſt, ſo ſteht futuri unläugbar eben ſo, als im Griechiſchen τοῦ γενήσεσθαι ἃ cet. geſagt werden würde.

**) Quando vero gerundia sunt i. e. loco infiniti cum articulo juncti apud Graecos accipiuntur cet.

***) Haec forma Latinitati non solum praestat ornatum, sed illud quoque, ut aliquid habere videatur quod Graeci iure desiderent. Putsch. 2765.

gegeben, welche jenen Griechischen Verbalien entsprechen. Da kein Artikel vorhanden war, und der Infinitivus indeclinabel ist, so wäre kein andres Mittel gewesen, diesen als ein Nomen zu bezeichnen, als wenn man ihn mit einer Präposition, als Casuszeichen verbunden hätte, was der Sprachgebrauch nicht erlaubte. Man bediente sich also des Neutrum des Singulars jener part. fut. pass. *) und in bestimmten Wortstellungen aller Casus derselben, um die Umwandlung des Infinitivs in ein Nomen zu bezeichnen, und so mischt sich in dem lateinischen Gerundium der Begriff des Infinitivs mit dem dieser, eine Nothwendigkeit bezeichnenden Verbalien; und dieser so verbundene Begriff ist alsdann, oft zu großem Nachtheil der Bestimmtheit des Ausdrucks, auch in unsere Sprachlehren übergegangen. Von einigen Seiten konnte man zwar wohl darauf geführt werden, gerade diese Form zu wählen. Bei einer großen Menge von Fällen, wo man sich des substantivirten Infinitivs bedient, drückt derselbe eine Absicht, ein Ziel, also etwas

*) Auf ähnliche Art ist δυνησόμενον bei Theognis v. 327. 328. (Brunck's Gnomici.)

Ζεύς μοι τῶν τε φίλων δοίη τίσιν —
τῶν τ' ἐχθρῶν μεῖζον, Κύρνε, δυνησόμενον.

Wenn die Lesart (s. Brunck) richtig ist, so kann man das letzte Wort nur als den in das Neutrum. part. fut. umgestellten Infinitiv ansehen. Stellen dieser Art sind aber, wenn es noch andre ganz gleiche giebt, zu selten, als daß man in ihnen den Ursprung der lateinischen Form suchen könnte, die vielmehr den Sanskritischen nahe verwandt ist.

noch Zukünftiges aus. Nun sind zwar die lateinischen Formen in dus keine eigentlichen Participia futuri: nicht futuri, da einige, wie oriundus, sich noch als praesentia erhalten haben; nicht Participia, da ihr Begriff zwischen dem des Participium und Adjectivum schwankt, wie schon die offenbar verwandten Formen auf bundus (moribundus, furibundus) beweisen. Die Lateinischen Grammatiker geben selbst zu, daß sie wenigstens auch als Nomina gelten müssen und der bloße Begriff des Fut. pass. enthält schlechterdings nicht den Begriff der Nothwendigkeit, von dem sie (wo sie nicht bloß im Sinn von Infinitiven stehen) nie frei sind. *) Allein umgekehrt ist doch dasjenige, was geschehen soll, immer zukünftig, und beide Begriffe berühren sich so nahe, daß sollen in einigen Germanischen Sprachen Hülfsverbum des Futurum ist. Da diese sogenannten Participien, gerade in der Bedeutung der Nothwendigkeit, meistentheils mit dem Verbum substantivum verbunden sind, so läßt sich (obgleich nicht immer, nach dem Gebrauch dieser oder jener Sprache) dieser Sinn auch durch dies Verbum und einen Infinitivus ausdrücken (es ist mir zu gehen, statt: ich muß gehen) und diese Verwandtschaft mochte bei der Anwendung dieser Formen zu doppelter Bedeu-

*) Omnia tamen in dus desinentia participia, eadem nomina esse possunt, cum amittunt tempus, ut amandus, ὁ φιλησόμενος, καὶ ὁ φιλητέος cet. Priscian bei Putsch. 927. Es wird auch bemerkt, daß diese Formen auch von Verben gebildet werden, die kein Passivum zulassen. (Diomedes bei Putsch. 390.)

tung geahndet worden seyn. Von andern Seiten aber war diese Anwendung auf das wahre Gerundium wieder höchst unbequem. Der Beimischung einer fremden Idee, und der Unmöglichkeit, Genus und Tempus des Verbum anzudeuten, ist schon oben erwähnt; allein die Bezeichnung einer wirklich vergangenen Handlung, die von keiner Seite mehr als zukünftig darzustellen ist, kann gleichfalls durch diese Formen nicht geschehen.

Die Lateinischen Grammatiker verwechseln indeß das Gerundium nicht mit jenen Participien, sondern trennen vielmehr beide sorgfältig von einander, und geben die Unterschiede zwischen beiden an. Das Gerundium, der Form nach das Neutrum singul. jenes Particips, wird von ihnen wie ein Verbum, ein Infinitiv, in einiger Rücksicht auch wie ein Adverbium behandelt, das Participium nach Art der Nomina. *) Doch liegt dieser Unterschied nur in der Construction und der grammatischen Behandlung. Denn der Sinn der substantivirten Infinitive (folglich der eigentlich gerundive) findet sich eben so wohl in den, von den Grammatikern eigentlich Gerundien genannten Formen, dem immer mit dem Accusativ construirten Neutrum singul. als in dem Participium, wo dieses dem Casus und Numerus des begleitenden Substantivs folgt. Durch diese Umstellung in der Construction kann das Gerundium einen

*) Putsch. 390. 809. 823. 1788. Dies erstreckte sich selbst zum Theil auf die Quantität des Endungsvocals. Das o im Gerundium in do wurde mittelzeitig gebraucht, more verborum, sive adverbiorum in o terminantium, wie es bei Priscian heißt.

Plural bekommen, welches ein merkwürdiges Beispiel abgiebt, wie eine grammatische Form Eigenschaften, die ihr ganz fremd sind, dadurch annehmen kann, daß sie durch eine andre von ungleicher Natur vertreten wird. His legendis, oder haec legendo proficimus sind gleichbedeutend und geben beide nur den Gerundivsinn: durch das Lesen von diesem.

In der Bedeutung eines substantivirten Infinitivs hat das lateinische Gerundium (das part. fut. pass.) keinen Nominativ. Dieser (amandum, eundum) führt bloß die Bedeutung der Nothwendigkeit mit sich. Dies hat darauf geführt, als den Nominativ den reinen Infinitiv (amare, ire) anzusehen *). In der That kann der Infinitiv, wenn er unabhängig, als Subject im Nominativ steht, nur als Substanz, mithin gerundiv gedacht werden. Denn er kann sich alsdann auf kein, weder bestimmt noch unbestimmt bezeichnetes Subject, dem er, als einem Handelnden zuzuschreiben wäre, beziehen. Allein es fehlt ihm immer das zu dem Begriff eines Gerundium in einer besondern Sprache nothwendige Zeichen der Substantivirung, und insofern ist es doch richtiger zu sagen, daß, weil das Lateinische Gerundium des Nominativs ermangelt, der Infinitiv dafür gebraucht wird. Allein den Infinitiv auch als einen Accusativ des Gerundium ansehen zu wollen, würde theils unnütz seyn, da der Infinitiv, als Object, sich anders erklären läßt, und das Gerundium einen Accusativ besitzt, theils auch in große Verwickelungen führen. Denn man müßte,

*) Bernhardi l. c. § 47. N. 8.

nach demſelben Raiſonnement, dann den Infinitiv in vielen Redensarten (wie z. B. in peritus dicere ſtatt peritus dicendi) auch für einen Genitiv anſehen, und geradezu zwei Gerundia, ein declinables und ein indeclinables annehmen. *)

Das Supinum iſt, nach allgemeinen Begriffen, keine eigene Wortform, **) und wenn die Lateiniſchen

*) Die Römiſchen Grammatiker wichen in der Claſſification und der Erklärung der Gerundien von einander ab. Einige, denen aber Donatus (Persch. 1788.) widerſpricht, wollten ſie nicht für eine eigne Form im Verbum (einen eignen modus, in ihrer Art zu reden) gelten laſſen, ſondern nannten ſie participiorum a passivo futuri et praeteriti (dies geht auf die Supina) declinationem. Andre hingegen ſehen in ihnen einen eignen, jedoch den Participien ähnlichen modus. Sie heißen daher participialia (Varro. l. IX. Ed. Bip. p. 168. Quinctilian. l. 1. Ed. Bip. p. 33) und participialis modus, jedoch auch gerundi modus, modus gerundivus, und usurpativa species bei denen, nach welchen iste sermo non est participialis, sed propria sermonis species. Persch. 333. 389. 1873. 1787. 1788. 1948.) Dieſe letzten erkannten den genauen Zuſammenhang der Gerundien mit den Infinitiven. Species usurpativa infinitiva est. (Diomedes. l. c. 390.) Quidam putant verba infinitiva. Nach andern Grammatikern endlich waren die Gerundia Adverbia der Beſchaffenheit. (Persch. 153).

**) Bernhardi ſcheint hierüber noch zweifelhaft geweſen zu ſeyn, indem er von »etwanigen Supinis« ſpricht (l. c. §. 64. N. 6.)

Grammatiker zwar daſſelbe wohl vom Gerundium unterſcheiden *), ſo vermiſchen ſie doch auch beide unter dem Namen der Participialien, und zählen Supina unter der Claſſe der Gerundia, und umgekehrt **) auf. Ihrer Form im Lateiniſchen nach, ſind die Supina Subſtantiva, von denen der Accuſativus und Ablativus allein in dem wahren Verbalſinn gebraucht wird ***). Sie kommen durchaus mit dem Infinitiv der Sanskrit-Sprache überein, ihr Accuſativ unmittelbar, ihr Ablativ in den Fällen, wo jener Infinitiv in Verbindung mit einem andern Worte tritt. Im Gebrauche unterſcheidet ſich ihr Accuſativ, um erſt von dieſem zu ſprechen, von dem Gerundium. Denn er duldet nicht, wie dieſes, die Hinzufügung einer Präpoſition ****), ſondern gleicht

*) Futuri vero temporis participia finunt ab extremo supino: amatu, amaturus. Priscn. 919. Plautus gerundium eius abiendi dixit. 924.

**) Gerundia quoque vel participialia . . . legendi, legendo, legendum, lectum, lectu. Priscian l. c. 809. Verba supina sunt haec: dicendi, dicendo, dicendum, dictum, dictu. Charisius bei Priscn. 150.

***) So Priscian l. c. Videtur tamen hoc quoque (quaesitum) quasi ipsius rei esse accusativus. Sequens quoque forma, quae in u terminatur, ablativus mihi videtur ipsius nominis quo res ipsa significatur. l. c 810. 811.

****) Dies leitet Priscian aus der Bedeutung der Bewegung nach einem Ort hin ab, und erläutert es durch die Analogie der Namen der Oerter, welche eben ſo conſtruirt werden. l. c.

darin dem Infinitiv. Da er auch immer ein Streben nach etwas ausdrückt, und dem mit ad versehenen Gerundiv-Accusativ entspricht, so hat er hierin dieselbe Tendenz, als der Infinitiv, und bildet im Lateinischen den Infin. fut. durchaus als ein Infin. praes., der mit einem Zukunft andeutenden Worte (eo dormitum) verbunden ist. Diese seine Natur mag wohl daher entstanden seyn, daß dieses Supinum ursprünglich aus dem Sanskrit-Infinitiv stammte, aber da die Römer einen eigentlichen Infinitiv hatten, einen verschiedenen Gebrauch erhielt *). Vielleicht rührte es auch daher, daß von mehreren Verben keine Supina üblich waren **), deren man, streng genommen, da man Infinitive und Gerundien hatte, entbehren konnte. Doch ist nicht zu läugnen, daß sie, energischer als jene beiden Formen, die Bewegung des Entschlusses andeuten, und dem lateinischen Ausdruck dadurch nicht bloß eine schöne Mannichfaltigkeit geben, sondern auch die ihm ganz eigenthümliche Festigkeit, Würde und Kraft nicht wenig befördern. Das Supinum in u erklären die Römischen Grammatiker ganz nach Art eines Ablativs: visu für visione; (Priscian. bei Putsch. 811.) dictu mirabile, dum dicitur. (Diomedes 335.) Hiernach wäre zwischen dem Supinum solcher Verben, von denen es, wie von video, gleichklingende Sub-

*) Herr Prof. Bopp bemerkt (Conjugationssystem, S. 114) daß das Supinum in um in älteren lateinischen Schriftstellern auf eine Weise vorkommt, in welcher man später den Infinitiv an seine Stelle setzte.

**) Putsch 921. 868.

stantiva giebt, und diesem Substantivum kein Unterschied anzutreffen. Wenn man aber Redensarten, wie obstupuit visu, horrescit visu, und terribiles visu formae, mirabile visu, vergleicht, so drängt sich dem Gefühl unwillkührlich ein sehr bedeutender Unterschied auf, der auch darin offenbar ist, daß man im Griechischen die ersten durch ein Participium, die letzten durch einen Infinitiv übersetzen würde. Es ist in den letzten unläugbar eine Richtung auf etwas, noch nicht verhandenes. Der Schrecken, das Wunder gehen schon an, ehe man noch recht gesehen hat, diese Nuance liegt in der Verbindung der Infinitivform mit dem Adjectiv, und verstärkt sichtbar den Sinn. In dem Supinum in u findet sich daher noch mehr, als in dem in um, die Natur des Infinitivs, und es entfernt sich stärker vom Gerundium, da es nicht eben so durch das Gerundium in do, mit der Präposition in, wie das Supinum in um durch das Gerundium in dum mit der Präposition ad vertreten werden kann. Es bleibt daher sehr zweifelhaft, ob man es nicht als unmittelbar aus dem status absolutus des Sanskrit-Infinitivs, und mithin als ein indeclinabile, nicht aber als einen Ablativ ansehen muß *). Quinctilian begünstigt gewissermaßen diese Meinung, indem er dictu und factu den Adverbien noctu und diu gleich-

*) Hrn. Prof. Becker verdanke ich die Bemerkung, daß das Supinum in u vielleicht als ein Dativus zu betrachten sey. Dem Sinne desselben würde dieser Casus vollkommen entsprechen.

stellt *). Doch waren diese freilich ursprünglich auch Ablative **).

Auf die hier ausführlich entwickelte Weise scheinen mir die Begriffe des Infinitivus, Gerundium und Supinum sorgfältiger und genauer bestimmt, als dies bisher geschehen war. Es könnte indessen vielleicht noch zweckmäßiger scheinen, den sich auf die Sprache überhaupt beziehenden reinen Formen die Namen

des Infinitivus an und für sich,
des substantivirten Infinitivs, und
des Verbal-Substantivs

zu geben, und den des Gerundium auf die bestimmte Form des Lateinischen zu beschränken. Der letztere gewährt aber mehr Kürze und Bequemlichkeit, und wird dadurch vollkommen gerechtfertigt, daß die Lateinischen Grammatiker ihn gerade vorzüglich für den substantivirten Infinitiv brauchen ***).

*) Nam ut nocte et die, ita dicto et facto. l. c.

**) Der Name der Supina soll, nach Priscian (l. c. 811) daher stammen, daß die Participia pass. von einigen so genannt wurden, und man sie von diesen ableitet.

***) Man sehe die oben angeführten Stellen. Auch den Namen des Gerundium leiten sie einfach davon ab: quod nos aliquid gerere significat, worin mithin die bloße Handlung des Verbum, wie der Infinitiv sie ausdrückt, angedeutet wird. Porcn. 1873.

§. 8.

Es schien mir unerläßlich, den Begriff der Gerundien im Allgemeinen genau festzustellen, ehe ich versuchte, ihn auf eine bestimmte Sprachform anzuwenden. Jetzt da dies geschehen ist, kehre ich zurück zu der Hauptfrage der gegenwärtigen Untersuchung: ob die in त्वा und य auslgehenden Formen Participia oder Gerundia sind?

Wilkins (Gramm. 736-761.) nennt diese Formen indeclinable Participien in welchen, der Bedeutung nach, das Part. praes. des Hülfsworts haben mit dem Part. praet. pass. (*having done*) verbunden ist. Forster (Gramm. p. 463. n. 7-9.) erklärt dieselben auf die gleiche Weise, setzt jedoch hinzu, daß, wenn sie mit dem verbietenden अलं oder mit खलु verbunden sind, sie zu Gerundien werden mit den Präpositionen in, an oder zu. Man bedient sich nämlich dieser Formen auch, um, mit Hinzusetzung jener Wörter, auszudrücken, daß etwas genug geschehen ist, und nun damit inne gehalten werden soll. Nach Carey sind dieselben adverbialische Participia des Präteritum. (Adverbial past participles, *Gramm.* p. 155.)

Man sieht leicht, daß diese Benennungen weniger von den Formen selbst, als von den Wortstellungen hergenommen sind, in welchen sie am besten ins Englische übertragen werden konnten. Sie dürften daher leicht mehr dem Geiste dieser Sprache, als dem des Sanskrit gemäß seyn.

Ein indeclinables Participium iſt ſchon an ſich ein auffallender Begriff. Denn jedes Participium iſt, ſeiner Natur nach, eben ſo, wie ein anderes Attributivum, declinirbar. Allerdings giebt es nun zwar ſolche Erſcheinungen in einigen Sprachen, allein in einer ſo flexionsreichen, ſo vollſtändig organiſirten Sprache, als die Alt-Indiſche, würde ich wenigſtens ſie weder erwarten, noch, ohne ſehr bündige Beweisgründe, annehmen *). Man darf nicht vergeſſen, daß hier noch hinzukommt, daß dieſe Verbalformen auch nicht immer dieſelbe Zeit andeuten.

Die Endung und Bildung der Verbalform in त्वा hat mit keinem Sanskrit-Participium irgend eine Verwandtſchaft, und die Form dieſer Wörter kann nicht auf die Participialnatur derſelben führen.

Die Endung त iſt aber allerdings die des part. fut. pass., doch iſt die grammatiſche Bildung der Verbalform mit der des Participium nur in Einem Falle gleich. Die Natur der grammatiſchen Formen hängt nämlich, beſonders in der Sanskrit-Sprache, nicht bloß von der Endung, ſondern auch von der Veränderung der übrigen Buchſtaben ab. Dies haben die Indiſchen Grammatiker auf eine, allerdings bisweilen mehr das Gedächtniß beſchwerende, als das Lernen erleichternde, bisweilen auch auf eine nicht ganz genügende, aber im Ganzen immer ſinnreiche, und Dank verdienende Weiſe durch gewiſſe ſervile (d. h. nicht in die Endung mit aufzunehmende, ſondern bloß gramma-

*) Vgl. hierüber Bopp's Conjugationsſyſtem der Sanskritſprache. §0.

tisch bedeutsame) Buchstaben angedeutet. Ich würde es, um dies beiläufig zu bemerken, immer für nützlich halten, diese Benennungen beizubehalten, da sie mancherlei Verwechslungen vorbeugen können. Redet man z. B. bloß von einer in य endenden Verbalform, so ist diese dem declinablen Participium fut. pass. und der erst genauer zu bestimmenden unveränderlichen Verbalform gemeinschaftlich eigen. Benennt man aber die letztere mit jenen Grammatikern यप् oder क्यप् wodurch angedeutet wird, daß der Vocal des Worts nicht umgeändert wird, (welches in dem servilen कृ liegt) und daß vor das Endय, wenn der unmittelbar vorhergehende Vocal kurz ist, ein ऩ् gestellt werden muß, (welches in dem servilen प् liegt) so sieht man, daß die Bildung jenes Participium gar nicht immer, sondern nur in Einem Fall dieselbe ist. Denn jenes Participium hat nach eben jenen Grammatikern, außer der Endung क्यप् noch die in ण्यत् und य, die man, wenn man bloß य sagt, mit jener vermengt. In Einem Falle also, d. h. bei gewissen Wörtern, wird das Part. fut. pass. gerade eben so, als die unveränderliche Verbalform gebildet, nämlich mit Anfügung eines य, gelegentlicher Vorsetzung eines ऩ् und ohne Umänderung des Wurzelvocals. Der Unterschied zwischen beiden Formen, die Declinirbarkeit ausgenommen, ist dann nur, daß das Participium fut. pass. auch von einfachen, die Verbalform nur von den mit Präpositionen zusammengesetzten Wurzeln gebildet werden kann. उद्धृत्य ist sowohl participium fut. pass. als unveränderliche Verbalform. Allein nur der kleinsten Anzahl von Wör-

tern iſt dieſe Bildung dieſes Participiums, und einer noch geringeren iſt ſie ausſchließlich eigen. Bei den übrigen wird der Vocal umgeändert, oder verlängert, welches die bei den grammatiſchen Ausdrücken यण् und य vorhandenen und fehlenden ſervilen Buchſtaben andeuten.

Allein dieſe Participia fut. pass werden von andern Indiſchen und Engliſchen Grammatikern nicht als wahre Participia, ſondern als Participial-Adjectiva (Forster Gr. p. 465.) angeſehen, und in der That iſt dieſe Anſicht richtiger. Ihre Bedeutung iſt die, daß etwas zu machen, oder zu leiden, iſt, alſo geſchehen ſoll, und ſie ſind daher den Griechiſchen Verbaladjectiven in τέος *) und dem angeblichen part. fut. pass. im Lateiniſchen ähnlich, von dem wir auch oben ſahen, daß es mehr Adjectiv- als Participialnatur beſitzt. Sie ſind, ihrer Natur nach, allerdings zukünftiger Bedeutung, enthalten aber die im Begriff des bloßen Futurum gar nicht liegende Hauptbeſtimmung des Müſſen, der Nothwendigkeit, und werden dagegen, als bloß zukünftige Zeit, ohne dieſen Nebenbegriff, anzeigend, nie gebraucht. Man leitet ſie nur, wenn ſie in तव्य endigen, von einem Futurum, nämlich dem ſogenannten erſten Futurum ab, in allen übrigen Fällen entſtehen ſie aus der Wurzel. Obgleich ſie participia pass.

*) Vollkommen richtig. Allein in etymologiſcher Hinſicht dürften ſich die Griechiſchen Formen — τέος — τέον — τέα am beſten mit dem durch तव्य gebildeten part. fut pass. vergleichen laſſen. Z. B. δοτέον, दातव्यं dâtavyam, *dandum*.

Anm. d. Hg.

heißen, steht ihrer besondern Form kein part. act. gegenüber; da die so vollständig organisirte Sanskrit-Sprache sonst für jedes Participium eine Activ- und eine Passivform besitzt. Es giebt außerdem im Sanskritverbum ein regelmäßiges Participium des zweiten Futurum, und obgleich dies keine besondere Passivform hat, so wird doch die des Medium statt der passiven gebraucht. Dagegen fehlt allerdings ein besonderes des Fut. 1.*) da man die Formen, von denen hier die Rede ist, ihrer Bedeutung nach, nicht für reine part. fut. gelten lassen kann. Wilkins stellt (*Gramm.* 735.) ausdrücklich darin einen Unterschied zwischen diesen, und den übrigen Participien auf, daß er sagt, daß diese, außer ihrer ursprünglichen Participialbedeutung, beständig als Adjectiva in der Bedeutung der Nothwendigkeit, der Gemäßheit und der Fähigkeit vorkommen. Er legt ihnen ferner, nach der Natur ihrer Wurzeln, active, passive, transitive und intransitive Bedeutung bei, was, wie wir bei der Untersuchung über das Lateinische Gerundium sahen, wohl dem Verbalnomen, nicht aber dem wahren Participium zukommen kann. Ich muß hier gelegentlich darauf aufmerksam machen, daß Wilkins in diese Behauptung auch die Part. 3. praet. passivi einschließt. Man muß aber wohl seine, hier nur gelegentlich und

*) Das Fut. 1. kann nicht wohl ein eignes Participium haben, weil es umschreibender Art, und wie Hr. Bopp, (Conjugations-System, S. 27 u. f.) scharfsinnig bemerkt hat, aus dem substantiven Verbum und dem persönlichen Handlungswort zusammengesetzt ist.

Anm. d. Hg.

allgemein gemachte Aeußerung nach einer andern (690.) ausdrücklich und speciell gemachten erklären, wo er bestimmt sagt, daß diese Participia, von transitiven Verben gebildet, passive Bedeutung haben, dagegen entweder active oder intransitive (active or neuter) wenn sie von intransitiven Wurzeln, oder solchen, die Gehen und Kommen anzeigen, (if the root be intransitive or denote going or coming) abstammen. Er hätte für den letzteren Fall auch passive Bedeutung hinzufügen sollen. Denn die Anomalie besteht gerade darin, daß von einem intransitiven Verbum ein passives Participium gebildet, und auch von dem Casus, den das Passivum fodert, begleitet wird. Man sagt daher sowohl activ सर्व्वे गताः »alle sind gegangen« als आगतं सर्व्वैः »es ist von allen angekommen worden.« Wenn diese Participia bisweilen mit einem Accusativ verbunden werden, so ist alsdann ihre Bedeutung wenigstens meistentheils von der Art, daß sich dieser Accusativ auf andre Weise erklären läßt, als er sonst bei einem transitiven Activ-Participium steht *).

*) Ich drücke mich über diesen Punkt mit Fleiß mit einiger Vorsicht aus, da er noch genauerer Prüfung zu bedürfen scheint. Wilkins Regel ist weder erschöpfend, noch hinlänglich bestimmt. Carey (Gramm. p. 511. 512). giebt mehr umfassende. Aber auch er läßt noch viel zu erläutern übrig. Gewiß scheinen mir folgende zwei Punkte: 1. Die scheinbar active Bedeutung kann in sehr vielen Fällen auf eine rein intransitive zurückgebracht werden. Dies scheint mir der Fall Ramayana B.

Gerade die Aehnlichkeit, die zwischen der Bildung des angeblichen part. fut. pass. und der unveränderlichen Verbalform in herrscht, spricht mehr für die Gerundiv- als Participial-Natur der letzteren.

1. Sect. 35. Sl. 64. a wo प्राप्तः, das kurz vorher zweimal passiv auf die erworbene Sache bezogen worden ist, plötzlich der Person angehört, und scheinbar activ die Sache im Accusativ regiert: »Dadurch hast du erlangt u. s. w. Allein dies Participium heißt nicht bloß »erlangt« sondern auch hingedrungen zu etwas, an etwas geheftet, und so kann hier die Bedeutung auch intransitiv seyn. 2. Wörter, die, ihrem Sinne nach, transitiv und intransitiv seyn können, werden, jedoch ohne Accusativ, in diesem Participium intransitiv gebraucht; भुक्तमेतदनन्तस्य das Essen, nicht das Gegessene, des Anantas. Dies ließe sich auch auf die eben erwähnte Stelle des Ramayana anwenden. — Die eigentliche Frage aber ist: ob 1. bei wahren intransitiven Verben dies Participium activ einen Accusativ auf eine Weise regieren könne, welche gar keine intransitive Erklärung zuläßt? und ob es bei eigentlich transitiven Verben, und die gewöhnlich nur als solche gebraucht werden, transitiv activ seyn kann? Das letztere bezweifle ich; was aber das erstere betrifft, so scheint das aus Carey angeführte Beispiel विश्वमनुजीर्णोऽनन्तः »der die Welt zerstörende Anantas« aus dem intransitiven जॄ vergehen, alt werden, zu beweisen, daß die Frage bejaht werden müsse. Daß ein solcher, zugleich activer und passiver Gebrauch eines Participium eine Anomalie ist, läßt sich nicht läugnen. Allein auch in andern Sprachen gehen Participia und Adjectiva in einander über,

§. 9

Die Sanskrit-Sprache kann, um zwei Sätze zuſammenzuziehen, das Participium an das Subject des Hauptſatzes knüpfen, oder es in abſoluter Stellung dieſem vorausgehen laſſen. Es ſteht ihr aber noch ein drittes, der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache nicht erlaubtes Mittel zu Gebot. Sie kann nämlich zwei Wörter in ein Compoſitum verknüpfen, und dieſes in Geſtalt eines Adjectivum, dem Nomen, das zum Subject dient, als Beiwort beifügen. Da nun eins dieſer Wörter ein Participium ſeyn kann, ſo kann auf

und in der Indiſchen iſt dies um ſo weniger zu verwundern, als ſie die Participien eigentlich nur wie andre, durch Kridanta-Suffixa gebildete Wörter behandelt. Daß die part. praet. 3. pass. ſich wirklich der Natur bloßer Adjective nähern, beweiſt auch das, daß eine ganze, mit einem eignen grammmatiſchen Zeichen त verſehenen Claſſe von Wurzeln denſelben zugleich gegenwärtige und vergangene Bedeutung giebt, was gleichfalls aus der Natur der Verba heraustritt. Dieſelben nehmen auch zugleich active und paſſive Bedeutung an. Faſt alle bezeichnen Gemüthsſtimmungen, und ſolche Zuſtände, die eine gewiſſe Dauer haben, und daher der Unterſcheidung der Vergangenheit und Gegenwart eher entrathen können. Es iſt nur zu verwundern, daß eine Menge anderer Wurzeln von ähnlicher Bedeutung nicht dieſelbe Eigenſchaft haben, als die ausdrücklich mit त bezeichneten, deren Zahl ſich nur auf etwa 40 bis 50 beläuft.

dieſe Weiſe eine ganze Handlung in ein einziges Beiwort eingeſchloſſen werden, und ſie vermag durch ein ſolches Beiwort auszudrücken, wozu im Griechiſchen und Lateiniſchen abſolute Participien erfodert werden würden.

Folgende Stelle wird dies genauer erläutern. (Ramay. B. 1. Sect. 1. Sl. 62 63.)

रामोऽपि कृतमारीचो निवृत्तो वङ्कु चिन्तयन् ।
शून्यं दृष्ट्वाश्रमपदं विललाप सलक्ष्मणः ॥

»Auch Ramas, nachdem er den Marichas erſchlagen hatte, ſehr beſorgt zurückkehrend,
wehklagte, bei dem Leer-Finden der Einſiedelei, mit Lakſhmanas.«

Hier iſt das zweite Wort des erſten Verſes die Zuſammenſetzung, welche Bahuvrihi genannt wird, und die ganz dieſelbe mit den Griechiſchen Beiwörtern ἑκατογκέφαλος, χρυσόχειρ u. ſ. f. iſt, allein in viel größerem Umfang gebraucht werden kann. Von Wort zu Wort müßte man hier überſetzen: »der den erſchlagenen Marichas habende, der mit ihm begabte, verſehene.« An dies Beiwort ſchließt ſich das Part. praet. eines intranſitiven Verbum an, dann folgt die Verbalform, von der wir hier reden, und endlich erſt das Verbum finitum. So ſind hier vier Sätze in Einen verbunden. Ramas hatte den Marichas erſchlagen, er kehrte zurück, er ſah ſeine Wohnung leer, er klagte mit Lakſhmanas. Da es der Sanskritſprache an dem Participium keiner Zeit im Activum und Paſſivum gebricht, ſo hätten alle dieſe Sätze in einfach an einander gehängte Participien gekleidet werden können. Allein es war unſtreitig aus-

druckvoller, in den grammatiſchen Formen zu wechſeln, die vorhergegangene That dem Subject als ſein Beiwort, wie ſonſt das des Feindebezwingers, beizugeben, dann die einfache Rückkehr, als Participium, auszudrücken, und das, was die Hauptſache des ganzen Satzes: das Wehklagen, begründet, als Handlung. Aus dieſem Reichthum und dieſer Freiheit der Sprache im Gebrauch der Participien, ſo wie aus der durch das gegebene Beiſpiel belegten Anwendung verſchiedener Formen in nuancirter Andeutung der Begriffe, ſcheint mir hervorzugehen, daß es ſchon an ſich nicht wahrſcheinlich iſt, daß die hier betrachteten Formen auch nur Participien wären. Die Sprache würde durch eine Form mehr von dieſen nichts gewinnen, und durch ihre Unveränderlichkeit eine weit mangelhaftere erhalten, als ſie in den andern beſitzt. Sieht man dagegen dieſe Formen für Gerundien an, ſo wächſt dadurch die Mannigfaltigkeit der Sprachformen, und der Ausdruck gewinnt eine neue und dem Gedanken ſich in weiterem Umfange anpaſſende Geſtalt. Denn das Participium iſt dadurch gebunden, das daſſelbe ſich, als ein Attributivum, allemal auf ein Subject beziehen muß, da das Gerundium, als der bloße, aber ganze Verbalbegriff mit der Möglichkeit aller Beziehungen, deren das Verbum fähig iſt, ohne eine nothwendig anbeuten zu dürfen, mehr Umfang und Freiheit gewährt.

§. 10.

Geht man die im Vorigen geſammelten Beiſpiele in der Abſicht durch, zu prüfen, ob in ihnen die Verbal-

form nach Art eines Participium erklärt werden kann, so verstatten alle, ein einziges ausgenommen, eine solche Erklärung, selbst ohne daß man gezwungen wird, der Verbalform einen passiven Ausdruck zu geben, der nur bisweilen die Construction leichter und natürlicher macht. Allein man kann bei dieser Erklärung durch das Participium nicht immer nach derselben, sondern muß nach zwei verschiedenen Methoden verfahren.

Man muß nämlich die Verbalform entweder als ein Part. act. ansehen, welche zu demjenigen Casus gehört, der entweder Subject im Hauptsatze ist, oder doch sonst mit dem Hauptsatz in Verbindung steht;

oder man muß die Verbalform als einen absoluten, im Nominativ stehenden Participialsatz betrachten.

Eine lange Reihe von Stellen erlauben die eine, oder die andere Erklärung, allein einige wenige lassen allein die letztere zu.

Ueberall nämlich, wo die Verbalform und das Verbum des Hauptsatzes dasselbe Subject haben, oder wo doch nichts im Wege steht, eben so wohl die Verbalform, als ein Attributivum, auf ein im Hauptsatz ausgedrücktes Nomen zu beziehen, oder sie absolut zu stellen, und ein Subject im Nominativ zu ihr zu ergänzen, sind beide Ansichten anwendbar.

Beisp. 1 — 3. Entweder:

» Hiranyakas, eine Höhle gemacht habend, bewohnte sie; «

oder:

» nachdem H. — hatte, u. s. f.

Hier gilt die Verbalform für einen Nominativ.

Beisp. 10 — 14. 20. Entweder:

Das Mitleid des, den erschlagenen Vogel gesehen habenden Heiligen wurde rege;

oder:

»da der Heilige — hatte,« so ward u. s. w.

Hier stellt die Verbalform das Participium im Genitiv vor.

Beisp. 18. nach der Boppischen Uebersetzung. Entweder:

»zu dem, den Aether erreicht habenden sagte« u. s. f.

oder:

»da er — hatte, so sagte« u. s. f.

Hier vertritt die Verbalform den Accusativ.

Beisp. 4 — 6, 8. 15. 21. 26. 28. 29. Entweder:

»durch diesen also gesprochen habenden wurden aller Bande zernagt,«

oder mit ergänztem, und in den Nominativ gestelltem Subject:

»da er also gesprochen, wurden« u. s. f.

Unter den übrigen Beispielen dieser Classe dürften folgende besonderer Erläuterung bedürfen:

Beisp. 6. Entweder:

»der Geier wurde von allen überlegt habenden Vögeln getödtet,«

oder:

»nachdem (sie alle) überlegt hatten, wurde er von ihnen« u. s. f.

Beisp. 8. Entweder:

durch den Morgen früh dahin gehenden muß daselbst geblieben werden,

oder:

nachdem (er) — gegangen seyn wird, muß durch ihn da geblieben werden.

Beisp. 15. Entweder:

»den Wanderer, von dem alſo geſprochen habenden, und langſam herzugeſchlichenen Tiger gehalten, überlegte«

oder:

»da (nämlich der Tiger) alſo geſprochen hatte, und herzugeſchlichen war, überlegte der von dem Tiger« u. ſ. f.

Hier iſt jedoch die letzte Conſtructionsart nicht gerade natürlich, da nach ihr nur der Zuſammenhang ergiebt, was hier das Subject der Verbalform iſt.

Beisp. 21. Entweder:

»Lilavati wurde mit Hülfe der den Buler erkannt habende Kupplerin beſtraft,«

oder:

»da (man, oder der Ehemann) den Buhler durch die Kupplerin erkannt, ſo wurde Lilavati« u. ſ. f.

Hier iſt gegen die letzte Conſtructionsart noch mehr einzuwenden, da man, weil die Participialform im Activum nicht impersonal ſeyn kann, eine ſonſt in der Erzählung nicht vorkommende Perſon ergänzen muß.

Beisp. 26. Entweder:

Ravana raubte die Sita vermittelſt des, die beiden Fürſtenentſproſſenen weit entführt habenden Zauberers,

oder:

»Ravanas raubte die Sita vermittelſt des Zauberers, da (dieſer) die beiden Fürſtenentſproſſenen weit entführt hatte.«

Beisp. 29. Entweder:

»durch die, ihn durch Sinnlichkeit anlockende Liſt, werde er herbeigeführt,«

oder:

»nachdem man ihn durch — — angelockt hat, werde er« u. ſ. w.

Auch hier muß bei der letzteren Ansicht die Verbalform so genommen werden, daß eine unbestimmte Person ergänzt wird.

In allen diesen Fällen wird die Verbalform zum Attributivum eines im Instrumentalis stehenden Nomen, oder Pronomen.

Ausschließlich als absolute Participial-Constructionen können die Fälle genommen werden, wo die Verbalform von ihrem eignen Subjecte begleitet ist, dieses im Nominativ steht, und dieser Nominativ auf keine Weise zur Construction des Hauptsatzes gehören kann.

Beisp. 23. 24.

In diesen beiden Beispielen bleibt nichts übrig, als die Verbalform mit ihrem Nominativ absolut zu stellen. Als Attributivum könnte sie nur zu diesem Nominativ gehören, und dieser kann nicht in dem unmittelbar folgenden Hauptsatze Platz finden, der ein andres grammatisches Subject hat.

Ganz unmöglich aber wird die Erklärung durch ein Participium in der Stelle Beisp. 25.

Da sich in dieser der Instrumentalis schlechterdings nicht in die Construction des Hauptsatzes verweben läßt, so kann die Verbalform nicht, wie in Beisp. 26. und anderen, als ein Attributivum auf ihn bezogen werden. Daß dieser Instrumentalis als ein absoluter Participialsatz gelten könne, wird wohl keinem, mit dem Geiste der Constructionen aller Sprachen irgend Vertrauten einfallen. Die Verbalform passiv zu nehmen, wo der Instrumentalis sich allerdings natürlich auf sie beziehen

würde, erlaubt wieder der von ihr regierte Accusativ nicht. Wie man sich also wenden möge, so kann die Verbalform hier nie für ein Participium, sondern allein für ein Gerundium gelten.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß die Verbalformen in त्वा und य allerdings meistentheils als Activparticipien erklärt, und übersetzt werden können, daß es indessen doch selbst in den wenigen hier zusammengetragenen Beispielen eins giebt, in welchem sogar jede Erklärung als Participium unmöglich ist. Die Anwendbarkeit dieser Erklärungsweise aber auf die übrigen Stellen ist wenig zu verwundern, da dieselbe auf den beiden Voraussetzungen beruht, daß jene Formen, als indeclinabel, sich jedem Casus anzuschließen im Stande sind, und daß man durch sie auf jede Weise absolute Participial-Constructionen im Nominativ bilden kann. Es giebt indessen einige Stellen, wo die Participial-Erklärung zwar auch möglich, allein, besonders bei activem Ausdruck, weit entfernt ist, natürlich zu erscheinen. Es sind dies diejenigen, wo die Verbalformen unpersönlich genommen werden müssen, und der Grund leuchtet sogleich ein, als man bedenkt, daß das Participium, als ein bloßes Attributivum, allemal eines bestimmten Subjectes bedarf.

Beisp. 9. 16. 20.

»das, wohl überlegt habend (d. h. nachdem man wohl überlegt hat) Gesprochene;«

»er, einer ihn herausgefodert habend, wurde besiegt.«

Hier müssen die unterstrichenen Worte rein hinzugesetzt werden.

Natürlicher wäre allerdings der passive Ausdruck:

»das wohl überlegt Gesprochene.«
»er, herausgefodert, wurde besiegt.«

Allein die natürlichste Uebersetzung ist die durch Gerundien und Verbalsubstantiva:

»das, nach Ueberlegung, Gesprochene;
»er wurde, nach einer Herausfoderung, besiegt.«

Diese Stellen, die gar nicht zu den seltenen gehören, und die unmittelbar vorher berührte, welche gar keine Participial-Ansicht zuläßt, unterstützen die im Vorigen für die Meinung, daß die Verbalformen in त्वा und य nicht Participia sind, aufgeführten Gründe.

§. 11.

Da wir dieselben jetzt als Participien betrachtet haben, wollen wir versuchen, sie nunmehr als Gerundien anzusehen.

Prüft man nun die im Vorigen gesammelten Beispiele jetzt aufs neue von dieser Ansicht aus, so ist es, meinem Gefühl nach, offenbar, daß sich dieselben, einige seltene ausgenommen, die ich gleich besonders berühren werde, viel natürlicher als Gerundien auffassen lassen, denn als Participia. Selbst wo das eine gleich natürlich als das andere seyn sollte, gewinnt die Construction, und wird mannichfaltiger und ausdrucksvoller, wenn man das erstere annimmt. Die beiden bestimmten Vor-

theile, welche die Erklärungsart durch das Gerundium gewährt, sind die, daß diese Verbalform nicht der ausdrücklichen Hinzufügung eines bestimmten Subjects bedarf, und daß sie, wie oben gezeigt worden, eben so wohl in activem, als passivem Sinn genommen werden kann. Das erstere bewirkt, daß die Gerundiv-Erklärung für die Fälle (Beisp. 9. 16. 20) wo die Verbalform unpersönlich steht, fast ausschließlich die passende ist; das letztere erleichtert die Construction der Sätze, wo (wie Beisp. 4—6. 8. 15. 21. 26. 28. 29.) ein Instrumentalis sich zugleich auf die Verbalform, und das Hauptverbum bezieht. Wenn man bei der Participial-Erklärung allemal absolute Participialsätze annimmt, so werden die einfachsten Constructionen höchst schwerfällig und ungelenk, da hingegen die Verbalform, nach Gerundiv-Art erklärt, sich, gleich einem Adverbium zum Hauptverbum, leicht, wie ein Zwischensatz einschiebt. Zieht man dagegen die, als Participium genommene Verbalform auf den Casus des Hauptsatzes, so bleibt es doch höchst auffallend, daß sie sich unverändert jedem Casus anschließen soll. Und mit welchem Grunde ließe es sich rechtfertigen, daß man, statt der vorhandenen bestimmten und declinirbaren Participien, eine so sonderbare Abart derselben gebraucht hätte? Die bloße, gerade in dieser Unveränderlichkeit liegende Bequemlichkeit könnte doch wohl nicht als genügender Grund angesehen werden. Allein das Gerundium, statt des Participium, zu gebrauchen, waren wirklich triftige Gründe vorhanden, indem dadurch eine ganz andre Construction, mithin eine ganz andre grammatische Ansicht des Gesagten entsteht.

Um indeſſen die Unterſuchung ganz unparteiiſch zu beſchließen, muß man geſtehen, daß, ſo wie wir eine Stelle gefunden haben, in welcher ſich die Verbalform nicht als Participium erklären läßt, es gleichfalls ſolche giebt, welche der Erklärungsart durch das Gerundium, wenn auch nicht in gleichem Grade, widerſtreben.

Es ſind dies diejenigen, welche, nach unſerer obigen Bemerkung, wenn man die Verbalformen für Participia nimmt, nur als abſolute Participialſätze gelten können. Beiſp. 23. 24.

In dieſen nämlich wird die Verbalform unmittelbar mit dem Nominativus verbunden. Wenn aber die Verbalform ein Gerundium iſt, ſo läßt ſich dies mit ſtreng grammatiſchen Begriffen nicht vereinigen. Denn das Gerundium iſt, wie wir oben gezeigt, nichts andres, als der ſelbſtändig betrachtete, und daher zum Nomen gemachte Infinitivus. Fügt man nun zu dem Infinitivus einen Nominativus, ſo könnte dieſer nur Subject und regierend, nicht Object und regiert ſeyn. Es würde daher alsdann dem Infinitivus dasjenige, wovon er den Namen trägt, genommen, und ihm das zugeſellt, was nur dem Verbum finitum zukommt. Aus dieſem richtigen und natürlichen Gefühl muß man es, dünkt mich, erklären, daß in der Conſtruction, die man richtiger den Infinitivus cum Accuſativo als umgekehrt, nennen würde, das wirkliche und unbeſtreitbare Subject in den Accuſativ geſetzt wird. Vermöge dieſer Conſtruction wird ein ſelbſtändiger Satz eben ſo, als Prädicat, oder Theil des Prädicats mit einem andern Satze verbunden, als dies bei den abſoluten Participialſätzen, als Theilen,

oder Bestimmungen des Subjectes geschieht. Es muß daher dem zu verbindenden Satze eben so seine Selbständigkeit, d. h. sein Verbum finitum genommen werden. Dies geschieht aber bei dieser Construction durch Verwandlung in den Infinitivus. Dieser Infinitivus wird nun von dem Hauptsatze regiert, und er regiert wieder alle einzelnen Theile des zu ihm gehörenden Satzes, und gerade weil er dies thut, muß er den Nominativ, der das Subject des für sich bestehenden Satzes war, nun in einen Accusativus verwandeln.

Im Griechischen bleibt zwar häufig auch bei dem Infinitivus in diesen Fällen der Nominativus, entweder ausdrücklich, oder stillschweigend stehen, so oft nämlich in dem neu verbundenen, regierten Satze von demselben Subjecte, als im regierenden die Rede ist, und dieses in diesem gleichfalls im Nominativus steht. Allein diese, allerdings auch anomalische Construction hat einen besondern Grund, der sich auf das ganze Constructionssystem der Sprache bezieht. Der Nominativus wird in diesen Arten der Wortverbindungen zwar allerdings auch vom Infinitivus regiert, welcher selbst unmittelbar vom Hauptsatze abhängt, und man würde durchaus irren, wenn man ihn wollte vom Hauptverbum regieren lassen; allein der Grund der Verwandlung des Accusativs, welchen der Infinitivus hier eigentlich fodert, ist die Sorgfalt, welche die Griechische Sprache in ihrer ganzen Constructionsweise für die Klarheit und Leichtigkeit der mit einander verbundenen, oder in einander verschlungenen Sätze hegt. Aus dieser Sorgfalt fließt, daß sie gern da, wo der Gegenstand nicht wechselt, denselben Casus

auch durch die verbundenen Sätze fortlaufen läßt. Daß dies der Grund dieser Abweichung iſt, und daß derſelbe gar nicht in der Natur des Nominativs liegt, geht deutlich daraus hervor, daß, wenn im nämlichen Fall der Gegenſtand, von welchem im Hauptſatze der nachfolgende Infinitivus abhängt, in einem andern Caſus, dem Genitiv oder Dativ, ſteht, der Infinitivus auch ſein (urſprünglich und eigentlich als Accuſativ zu denkendes) Subject in dieſe Caſus verſetzt. Dem Princip und der Abſicht nach, kann daher dieſe Conſtruction mit der gleichfalls von der geſetzmäßigen und natürlichen ſehr abweichenden des Pronomen relativum verglichen werden, wo dieſes auch, ſtatt in den Caſus zu treten, welchen das Verbum des Satzes, zu dem es gehört, regiert, den des vorhergehenden Nomen und Pronomen annimmt, auf welches es ſich bezieht. Es darf auch nicht vergeſſen werden, daß jene Verbindung des Nominativus mit dem Infinitivus nicht ſchlechterdings nothwendige Regel iſt, ſondern daß, auch bei gleichem Subject, der Accuſativus geſetzt werden kann, und wirklich geſetzt wird.

Daß hier nicht die Fälle angeführt werden können, wo der Nominativus, als Prädicat, bei dem Infinitivus eines Verbum neutrum oder paſſivum ſteht, begreift ſich von ſelbſt, da hier von dem Subjecte des Infinitivus die Rede iſt.

Auf eine andre Weiſe verbindet ſich im Griechiſchen der Nominativus mit dem Infinitivus in der Redensart ἐκὼν εἶναι. Allein hier wird nicht der Nominativus (der eben ſo wohl jeder andere von der übrigen Conſtruction des Satzes geforderte Caſus ſeyn kann) vom

Infinitivus, sondern umgekehrt dieser von jenem regiert. Der Infinitivus hat einen beschränkenden, aber bestätigenden Sinn, und kann, genau genommen, nur durch das Hinzudenken einer Conjunction an das andre Wort angeknüpft werden. Freiwillig, dem Seyn, dem Wesen nach, also wirklich, wenn es auch anders schiene. In vielen Stellen steht dann aber dieser Infinitivus ohne alle so bestimmte Bedeutung. Man könnte denken, daß der Infinitivus hier bloß die Stelle des Participiums verträte. Allein, da wo die Bedeutung desselben prägnant ist, könnte das Participium (das nicht einen Augenblick mehr sagen würde, als das Wort selbst) nicht dieselbe Kraft haben, als der Infinitivus.

Die Sanskritsprache kennt dieselbe Wortverbindung, jedoch, so viel ich weiß, nur mit dem Nominativ, und bedient sich dazu der Verbalform in त्वा. Wir haben schon oben das Beispiel प्रांजलिर्भूत्वा angeführt. Die Vergleichung mit dem Griechischen scheint hier einen Beweis mehr abzugeben, daß diese Form ein Gerundium ist: »mit gefalteten Händen im Seyn, seinem Seyn nach.« *)

Durch Beispiele, die sich von der Griechischen Sprache entlehnen ließen, kann daher hie Anomalie nicht gerecht-

*) Ich möchte hier lieber den Begriff des Werdens anwenden, welcher dem substantiven Verbum भू bhû eben so ursprünglich eigen ist, als den entsprechenden φύω und fuo; und die obigen Worte dem Sinne nach durch ἀναγὴς γενόμενος übersetzen.

Anm. d. Hg.

fertigt werden, welche unläugbar in dem Gebrauche des Nominativs bei den Verbalformen in तृ und तु liegt, wenn man dieselben als Gerundia erklärt. Es ist wohl keinem Zweifel ausgesetzt, daß ihre Construction natürlicher schiene, wenn, statt des Nominativs, der Instrumentalis in derselben gebraucht wäre. Als Participien erklären sich die Verbalformen in diesen Stellen bequem und leicht. Ich glaube indessen nicht, daß man darum sogleich von der Voraussetzung abgehen müsse, daß sie Gerundien sind. Kleine Abweichungen dieser Art hängen von der Ansicht ab, welche Nationen sich von der Natur ihrer Sprachformen bilden, und von der Richtung, welche der Gebrauch ihnen giebt. Es ist nichts weniger, als ungewöhnlich, daß in diesem eine Form sich zu einer andern hinüberneigt, und auf diese Weise die strengen Gränzen ihrer eigenthümlichen Natur überschreitet.

§. 12.

Wie aber ist das Gerundium in der Sanskritsprache vorhanden? Dies ist die Frage, welche, wenn auch der Sinn der einzelnen Stellen die Uebertragung in diese Form begünstigt, noch zu beantworten übrig bleibt.

Das Gerundium ist der substantivirte Infinitiv, und wird daher grammatisch durch Substantivzeichen am Infinitiv erkennbar. So ist es nämlich, wo dasselbe, wie im Griechischen, in seiner wahren Gestalt vorhanden ist. Im Lateinischen kann dies nicht statt finden, weil der Infinitiv die Verbindung mit keinem Substantivzeichen duldet; im Sanskrit kann dies noch weniger seyn,

da der Infinitiv schon selbst ein Substantivzeichen an sich trägt, folglich nicht eigentlich ein Infinitiv, sondern ein, als Infinitiv gebrauchtes Substantivum ist. Da aber dies Substantivum den Casus des Verbum (wenigstens in der Regel) regiert, und da es in seinem Gebrauche dem Infinitive, wenn auch bisweilen mangelhaft, gleichkommt, so kann man es, nach den obigen Begriffen, ein Gerundium, oder, wenn man dies, wegen der Aehnlichkeit der Bildung mit der Lateinischen Form vorzieht, ein Supinum nennen.

Hr. Prof. Bopp hat hierauf zuerst aufmerksam gemacht, und die Sache scheint mir vollkommen außer Zweifel gesetzt.

Die äußere Form des Infinitivs ist die des Accusativs eines in तु endenden Substantivs. Er regiert den Casus des Verbum, nimmt keine Tempora an, und ist gleichgültig gegen die Beziehung des Genus des Verbum, welche, indessen er derselbe bleibt, im regierenden Worte liegen muß. Er läßt sich zwar übrigens vollkommen als ein Infinitiv behandeln, steht nach Verben und nach andern Redetheilen, selbst bisweilen da, wo eigentlich der Genitivus des Gerundium passend *) wäre, allein immer läßt er sich als der Accusativus eines Substantivs erklären, entweder gerade zu, als Object der Handlung, oder, mit ausgelassener Präposition (nach dem Sinn andrer

*) Nal. XX. 16. नायं कालो विलंबितुं non id (est) tempus cunctari statt cunctandi, wie man auch im Lateinischen das eine und das andre, obgleich jenes selten sagt, doch wörtlich ad cunctandum, zum Zögern.

Sprachen), als Ziel der Bewegung der Handlung, wie das Lateiniſche Supinum in das Gerundium in dum mit ad verwandelt werden kann. Abgeſonderte Präpoſitionen, die ſich durchaus nicht als andre Redetheile (Nomina, Adverbien) anſehen ließen, ſind ohnehin in der Sanskritſprache ſelten, *) und es mag daher ſtammen, daß auch das Lateiniſche, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, ganz Sanskritiſch gebliebene Supinum niemals eine Präpoſition zuläßt. Daß auf dieſe Weiſe der Infinitiv nicht in ſeiner reinen Natur, ſondern immer ſubſtantiviſch angeſehen wurde, hat, wie ich glaube, wieder einen Einfluß auf die Bedeutung, und den Gebrauch der im Vorigen berührten unvollſtändigen Verba, bei deren Ergänzung der reine Infinitiv am deutlichſten hervortritt, ausgeübt. Dieſe Verba allgemeiner Bedeutung (wollen, mögen, können, dürfen, ſollen, müſſen u. ſ. w.) ſind zwar in allen Sprachen von beſtimmter und concreter ausgegangen, und das Abſchleifen derſelben durch den Gebrauch, ſo wie die Vervielfältigung der Wörter ſelbſt, zeigt ſich in denjenigen Sprachen recht, deren Conjugation der Hülfsverba bedarf. Allein unläugbar ſcheint es mir doch, daß die Sanskrit-Verba, durch welche wollen **),

*) Vgl. Schlegels Indiſche Bibliothek, 3. Heft, S. 332.

**) Für dieſen Begriff ſind mir keine andren Ausdrücke bekannt, als die wünſchen bedeuten. Der gewöhnlichſte iſt इष् Dieſem iſt ſein urſprünglicher Begriff des Verlangens immer ſichtbar beigemiſcht, und er reicht daher für das allgemeinere Wollen, das oft vom Wunſche ganz entfernt ſeyn kann, nicht aus.

können *) und müssen **) angedeutet wird, zur Bezeichnung des reinen Begriffs dieser Zustände, frei von

*) Für den Begriff des Können, giebt es die beiden Wurzelwörter शक् und पद्, letzteres mit der Vorsylbe उत्. Beide drücken zwar ein Vermögen, ein Ausdauern, Aushalten aus, allein sie scheinen mir keineswegs gleichbedeutend. In dem erstern Worte liegt mehr die Kraft, die Stärke, vorzüglich die physische; in dem Letzteren hauptsächlich ein Ertragen, also vorzüglich ein moralisches Vermögen. Das einfache पद् oder सद् heißt wirklich tragen. Diese Nuance der Bedeutung findet sich nun auch in dem Gebrauch. Wenn davon geredet wird, daß man nicht für einen andern um ein Weib anhalten (Nal. III. 8.) oder den Zorn nicht bändigen kann, (Ib. VI. 14) oder daß man unter Bedingungen bei jemand wohnen will, (Ib. VIII. 67.) wird पद् ganz eigentlich gebraucht, und geht daher in den Begriff des wagen, sich unterfangen über. Von dieser Art scheint der Unterschied der zwei sonst ähnlichen Verse des Ramayana B. 1. Abschn. 23. Sl. 31. und Abschn. 24. Sl. 16. a. zu seyn. Das in dem ersteren gebrauchte शक्ता: zeigt, mit der Negation verbunden, die absolute Unmöglichkeit, den Mangel der Kraft an; उत्सहते im letzteren den Mangel an Muth, das Nicht-Wagen. So nimmt auch beide die Englische Uebersetzung. Denselben Sinn lege ich dem उत्सहे in Nal. III. 10. bei. Es ist da nicht von Gewaltthat die Rede, und es bedurfte nicht der Kraft, aber wohl der Verwegenheit, in ein wohlbewachtes Haus einzugehen. शक् ist mehr das Können über-

Nebenideen, ungleich unbequemer ſind, als die gleichbedeutenden Griechiſchen und Lateiniſchen. Wie ich nun

haupt, wie wenn man der Körperſchwäche nicht einen Fuß vor den andern ſetzen (N. L. XIV. 7. 2.) oder vor feindſeligen Göttern ein Opfer nicht, ohne Störung, vollbringen kann. (Ramay. B. I. Sect. 17. Sl. 5. a. Es kann daher, als das allgemeine Wort, auch da ſtehn, wo man ſonſt यज् findet, wie es Nal. I. 9. 2. vom Beſiegen der Liebe, wie jenes VI. 14. von dem des Zorns gebraucht wird. Auch wird an ihm das Paſſivum ausgedrückt (Nal. XX. 5. XXVI. 21. 2.)

**) Das gewöhnliche Verbum iſt अर्ह् (Indiſche Bibl. Heft 1. S. 109). Wenn in Boppé Nalas dies oft durch velis, velitis, und in der Engliſchen Ueberſetzung des Ramayana durch be pleased überſetzt iſt; ſo kommt dies wohl nur daher, daß in dieſen Stellen das Müſſen als Bewegungsgrund eines fremden Willens vorgetragen wird, und das Verhältniß der Perſonen von der Art iſt, daß nur bittende Vorſtellung für dieſelben paßt. Der Grundbegriff des Wortes, wo es in andern grammatiſchen Formen vorkommt, iſt: geſchickt, paſſend, würdig zu etwas ſeyn. So ſteht es Nal. XXXV. 3. und in vielen andern Stellen. Daß das Verbum ſich in dieſem Sinne gebraucht werde, bezweifle ich. All in die durch daſſelbe ausgedrückte Idee des Müſſen, ſchließt ſich an dieſen Grundbegriff an, und trägt gewöhnlich die Spur dieſes Urſprungs an ſich. Man muß ſo handeln, weil es ſo paſſend, geziemend, pflichtmäßig iſt. Daher muß dies Verbum, nach Verſchiedenheit der Stellen, auch oft durch decet, par, consentaneum est, überſetzt werden. In einigen iſt es freier von dieſen Nebenbe-

aber dies der substantivischen Ansicht des Infinitivs zuschreibe, so glaube ich, könnte man, wenn man noch Gründe häufen müßte, von dieser Eigenthümlichkeit auf sie zurückschließen. Damit hängt, sey es als Ursache, oder als Wirkung, eine andere zusammen, daß nämlich die Sprache jedes Verbum in die begehrende Form umbilden, und diese wieder an Adjective hängen, auch durch Sylbenwiederholung verstärken kann, und daß sie von den, mit dem Begriff der Nothwendigkeit gestempelten Verbal-Adjectiven einen weit ausgedehnteren Gebrauch, macht, als die Griechische und Lateinische. Das Müssen wird größtentheils durch diese bezeichnet.

Den Genitiv des Gerundium findet man im Sanskrit in den zusammengesetzten Wörtern, in welchen das erste Element ein Verbalnomen in तृ ist, welches den Casus des Verbum regiert, von dem es abstammt. So Nal. IX. 31. a.

griffen. So Ramay. B. 1, Sect. 13, Sl. 16. 17. a., wo die Nothwendigkeit bloß durch den Wunsch, einen Zweck zu erreichen, bedingt wird. In Ramay. B. 1, Sect. 12, Sl. 52. übersetzen zwar die Englischen Herausgeber das Verbum durch: the King is worthy. Allein die Brachmanen wollten nicht sagen, daß sie unwürdig wären, Land zu beherrschen. Ihre Meinung ist nur, daß dem König allein die Beherrschung der Erde zukommt. Wir, fügen sie hinzu, sind nicht im Stande Länder zu beschützen.

न चाहं त्वत्युकामस्त्वां

» ich bin nicht dich zu verlaſſen Begierde tragend. «

Ob man das erſte Element dieſes zuſammengeſetzten Wortes ein Wort im status absolutus, oder den Infinitiv mit weggeworfener Endung nennt, kommt auf daſſelbe hinaus. Denn der Infinitiv verwandelt ſich, nach weggeworfener Endung, von ſelbſt in den status absolutus.

Es fragt ſich nun, ob die Formen in त्वा und य gleichfalls, wie Hr. Profeſſor Bopp behauptet, (Conjugationsſyſtem, S. 37—60. Nalas Anm. 77.) Hr. Ritter von Schlegel aber (Indiſche Bibl. S. 121 — 127.) beſtritten hat, auch ihrer grammatiſchen Bildung nach (da wir in Abſicht der Bedeutung dies ſchon bevorwortet haben) den Gerundien beizuzählen ſind? und wir müſſen, um alle Data zur Entſcheidung vollſtändig zu beſitzen, jetzt auch das ſogenannte indeclinable Wiederholungsparticipium in ग्रम् hinzunehmen.

Das erſte, was bei der Vergleichung dieſer Formen ins Auge fällt, iſt, daß zwei, त्वा und ग्रम्, Caſusendungen an ſich tragen, der Form य dies aber fehlt.

त्वा mit Hrn. Prof. Bopp für einen Inſtrumentalis eines Verbalſubſtantivs in तु und folglich, da es den Caſus des Verbum regiert, und von derſelben Gattung iſt, welche auch den Infinitiv bildet, eines Gerundium (im obigen Sinne des Worts) zu halten, glaube ich keinen Anſtand nehmen zu dürfen. Die Endung ग्रा iſt dem Inſtrumentalis dergeſtalt eigen, daß man in einem allgemeinen Declinationsſchema, wo man ein-

seine Abweichungen übergingе, demselben keine anders beilegen könnte. Die Ableitung von einem Nomen in तु ist durchaus regelmäßig, wenn dieses, wie so viele Abstracta, ein Femininum ist. Im Sinne entspricht der Gebrauch der Form dem des Instrumentalis mehr, als irgend eines andern Casus. Die Verbindung mit अल्म् und खलु geschieht mit dieser Form, und bei unläugbaren Substantiven mit dem Instrumentalis. (Carey's Gramm. p. 880. m. 30.) Diese Verbindung ist auch außerdem merkwürdig, weil die Form darin in einem andern Sinne, als gewöhnlich genommen wird, und in einem dem Gerundium dergestalt zusagenden, daß Forster, der sonst alle diese Formen indeclinable Participien nennt, doch hier auch ein Gerundium zu finden glaubt.

Obgleich aber der Infinitivus und die Verbalform in त्वा hiernach von Substantiven in तु herkommen würden, so kann man sie darum nicht bei jeder Wurzel von einem und eben demselben herleiten. Hr. Prof. Bopp hat dies schon in seinem Conjugationssystem S. 57. bemerkt, und Hr. Ritter von Schlegel hat es (Indische Bibl. Heft. 1. S. 126.) mit mehreren Beispielen in seiner Recension der Boppischen Ausgabe des Nalas ausgeführt, die sich durch eine eben so gelungene, als geistreiche Auslegung mehrerer schwierigen Stellen dieses Gedichtes so glücklich auszeichnet. Der Infinitivus wird, die eigenthümliche Endung abgerechnet, mit denselben Wurzelveränderungen und eben so gebildet, als das erste Futurum; die Verbalformen in त्वा folgen zwar auch diesem Tempus in dem Punkt der Annahme eines इ vor dem त, rich-

ten ſich aber da, wo die Wurzeln in Conſonanten ausgehen, nach den Regeln der Bildung der Participien des dritten Präteritum des Paſſivum, wo dieſes in त endigt. Der Infinitivus und die Verbalform müſſen daher von einander abweichen, wo das erſte Futurum und das eben erwähnte Participium nicht mit einander übereinſtimmen. Darum bleibt aber das Weſen der Form immer daſſelbe.

Die Wiederholungsform in अम् dient anzuzeigen, daß, indem eine zweite Handlung anfängt, eine erſte vorhergängige noch fortdauert. Sie wird in der Regel zweimal nach einander geſetzt.

चेत चेतं

»nach wiederholtem Ueberlegen, indem ein Ueberlegen zum andern hinzukommt.«

In mehreren Fällen aber wird die Wiederholung unterlaſſen.

अग्रेभोजं

bei dem vorangegangenen Eſſen (having first eat. Forbes *Gramm.* pag. 461.)

Dieſe Form regiert, wie die andern, einen Accuſativ da, wo das Verbum ſein Object in den gleichen Caſus ſtellen würde.

उरांसि प्रतिघं युध्यते

»mit die Bruſte Zermalmen wird gekämpft.«

Grammatiſch trägt die Form die Individualität eines Caſus an ſich, nämlich des Accuſativs. So weit iſt ſie der in त्वा gleich.

Sie hängt aber mit dem Infinitiv auf keinerlei Weiſe zuſammen, und kann daher, nach der grammatiſchen Bildung, eigentlich nicht Anſpruch machen, ein Gerundium zu heißen, obgleich ſie der Bedeutung deſſelben vollkommen entſpricht. Sie ſcheint mir ein von den Wurzeln der Verben durch das Suffixum अ gebildetes Subſtantiv. Sie folgt indeſſen bei dieſer Bildung eignen Wurzelveränderungen, die nicht überall mit den, dem Suffixum अ ſonſt eigenthümlichen übereinkommen. Oft jedoch iſt dies der Fall. So heißt das ſogenannte Wiederholungs-Participium von हन्, tödten, घात; und das von derſelben Wurzel durch das Suffixum अ gebildete Subſtantivum iſt घात.

Von dieſen beiden Formen iſt die in य auslaufende dadurch weſentlich verſchieden, daß ſie kein Caſuszeichen an ſich trägt. Sie kann nur für ein Wort im status absolutus, oder allgemein für ein Indeclinabile gelten. Sie hat indeſſen eine zu große Uebereinſtimmung mit dem angeblichen Participium des Futurum im Paſſiv, als daß man ſie nicht mit dieſem nahe verwandt glauben ſollte. Daß der mit dieſen Participien verbundene Begriff der Nothwendigkeit nahe mit dem des ſubſtantivirten Infinitivs zuſammenhängt, iſt ſchon oben bemerkt worden, und ſo konnten in der Sanskrit-Sprache, wie in der Lateiniſchen, dieſelben wohl auch als ſolche Infinitive gebraucht werden. Wie aber im Lateiniſchen vorzug-

weiſe hierzu das Neutrum singul. diente, ſo konnte man hier den status absolutus dazu auswählen, und eben ſo kann in dieſem beſondern Gebrauch die eigenthümliche, im Participium nur bei gewiſſen Wurzeln übliche Bildungsart liegen. Die Muthmaßung des Hrn. Prof. Bopp, daß auch dieſe Form ein Inſtrumentalis von Subſtantiven in ई ſey, hat allerdings die Analogie anderer Fälle für ſich, wo der lange Vocal in einen kurzen übergegangen iſt, und empfiehlt ſich auch dadurch, daß die Sanskrit-Sprache in der That, ſelbſt unter den Indeclinabilien, nur ſehr wenig Wörter, allein ſtehend, im status absolutus, oder ohne eine wirkliche Caſusendung läßt. Dieſe Gründe reichen jedoch, meinem Gefühl nach, nicht hin, ihr den nothwendigen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu verleihen. Es ließe ſich auch auf keine Weiſe erklären, warum Subſtantiva in ति einfachen, in ई mit Präpoſitionen verſehenen Wurzeln zu Theil werden ſollten. Dies wird zwar auch dadurch nicht genügend aufgeklärt, daß man dieſe Form dem Pars. fut. pass. nahe bringt. Allein es verdient doch beachtet zu werden, daß der Umſtand, ob ein Verbum eine Präpoſition mit ſich führt, oder nicht, auf die Bildung dieſer Art grammatiſcher Formen, mehr als auf die irgend einer andern, Einfluß ausübt.

Die drei angeblichen indeclinablen Participialformen bieten alſo einen Inſtrumentalis, einen Accuſativ und ein Wort in dem grammatiſch formloſen Zuſtande dar, den man nur im status absolutus, und in einigen In-

declinabilien findet. Unter dieser dreifachen Gestalt verbindet die Sanskrit-Sprache Nebensätze, die der grammatischen Folge nach, dem Hauptsatze vorausgehen, mit diesem. Die Verknüpfung durch den Instrumentalis begreift sich von selbst, da dieser Casus Beziehungen ausdrückt, die durchaus geeignet sind, den Begriff des Nebensatzes dem Hauptsatze einzuverleiben. Der Accusativus ist dazu weniger geschickt, da er geradezu den Gegenstand des Verbum bezeichnet. Sein Gebrauch scheint mir nur daher zu erklären, daß er adverbialisch gestellt ist. Denn das Adverbium wird auch sonst durch den Accusativ eines Nomen dargestellt. Nal. XIII. 50. XV. 19. Auf eben die Weise muß, glaube ich, der Gebrauch des formlosen Wortes erklärt werden, da Adverbia in ähnlicher Gestalt vorkommen. Daß aber dem Hauptsatze auf diese Weise einverleibte Nebensätze sich wirklich unter den Begriff der Adverbien fassen lassen, und da durch diese Nebensätze eigentlich die im Verbum liegende Handlung neue Bestimmungen erhält, unter denselben gefaßt werden müssen, ist weiter oben ausgeführt worden.

Legt man nun alle aus Ideen der allgemeinen Grammatik, oder aus fremden Sprachen entlehnte Begriffe bei Seite, und beachtet man bloß die eigenthümliche Natur dieser Sanskrit-Formen, so muß man sagen, daß die Sprache, um die Anknüpfung eines dem Hauptsatze vorausgehenden Nebensatzes zu bewirken, das Verbum finitum des Nebensatzes in ein aus der Wurzel desselben gebildetes Nomen umbildet, welchem sie dieselbe Construction, als dem Verbum, ertheilt, und daß dies No-

men kann entweder in einen Caſus geſetzt wird, der die Beziehung beider Sätze zu einander anzeigt, oder die Stellung eines Adverbium erhält.

Die Frage aber, ob dieſe Formen nun Participien, oder Gerundia ſind, läßt ſich, dünkt mich, nicht auf dieſe einfache Weiſe beantworten.

Die Antwort, die ich als das Reſultat dieſer ganzen Unterſuchung anſehen würde, iſt folgende.

Man muß die Bedeutung der Formen von ihrem grammatiſchen äußern Charakter unterſcheiden.

Dem Sinn und der Bedeutung nach, ſind alle dieſe Formen wirkliche Gerundien, und ſie als Participien betrachten zu wollen, iſt weniger natürlich, und widerſpricht auch dem Genius der Sprache.

Der äußeren grammatiſchen Form nach, kann es, genau genommen, gar keine Gerundia d. h. ſubſtantivirte Infinitive im Sanskrit geben, weil der Infinitivus ſelbſt fehlt. Da indeſſen doch ein Nomen die Stelle des Infinitivs vertritt, und es außerdem Eigenſchaft des Gerundium iſt, den Caſus des Verbum zu regieren, ſo muß die Form in तवै, welche zugleich dieſe Eigenſchaft beſitzt, und ſelbſt zu jener Art Nomina gehört, nothwendig ein Gerundium heißen. Die in ग्रम् beſitzt von der Natur des Gerundium nur dieſelbe Art, ihren Gegenſtand zu regieren. Der in ग् iſt dieſe gleichfalls eigen, und ſie iſt außerdem einer Art der Nomina verwandt, die an ſich und in andern Sprachen enge mit dem Gerundium zuſammenhängen.

Zu den Participien aber gehört keine dieſer Formen, inſofern man nämlich auch die ſogenannten part. fut. pass. nur für Verbal-Adjectiva anſieht; und indeclinable Participien können ſie um ſo weniger genannt werden, als wenigſtens zwei die Individualität eines Caſus an ſich tragen, und alle nur darum ihre Form nicht ändern, weil die zu dieſer Form paſſende Beziehung, in der ſie ſtehen, immer eine und eben dieſelbe bleibt.

III.

॥ रामायण ॥

RÂMÂYANA,

ID EST,

CARMEN EPICUM

DE RAMÆ REBUS GESTIS,

A

POËTA ANTIQUISSIMO

VÂLMÎKE,

LINGUA SANSCRITA COMPOSITUM.

TEXTUM CODD. MSS. COLLATIS RECENSUIT,

ANNOTATIONES CRITICAS ET INTERPRETATIONEM LATINAM

ADJECIT

AUGUSTUS GUILELMUS A SCHLEGEL.

Prospectus.

Ayant fait depuis plusieurs années mon étude principale de la langue Sanscrite, je me propose de publier une série d'éditions de quelques ouvrages choisis parmi les plus marquans de la littérature ancienne et originale des Brachmanes.

Je viens de donner une édition du Bhagavad-Gita, *) poème philosophique, célèbre dans l'Inde entière, et révéré presque à l'égal des livres sacrés. Ce travail a été mis sous les yeux des connoisseurs en Angleterre et en France, et le public savant est à même de juger la méthode que je m'attache à suivre, mes moyens pour exécuter une pareille entreprise, et l'exactitude que je mets à remplir les devoirs d'éditeur, de critique et d'interprète.

Je ferai suivre ce premier essai d'une *Edition complette* du poème épique intitulé Ramayana, ou *les Exploits de Ramas.*

*) Bhagavad-Gita, id est, Θεοπάσιον μέλος, sive almi Krishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharatae episodium. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adiecit *A. G. a Schlegel.* Typis Regiis. Bonnae 1823. 8 maj.

Il me paroît essentiel pour l'avancement de l'étude du Sanscrit d'y appliquer dans toute leur rigueur les principes qui ont amené en Europe la connoissance des auteurs classiques au plus haut point de perfection. L'histoire de la philologie helleniste semble être faite exprès pour expliquer ma pensée. La littérature de l'antique Grèce étoit encore vivante à Constantinople, lorsqu'au 15e siècle des Grecs fugitifs enseignèrent leur langue dans l'Europe Occidentale. Ces Grecs étoient très-savans, sans doute: mais ils étoient imbus de préjugés, ils avoient vieilli dans une certaine routine, et si on leur avoit laissé à eux seuls le soin de publier les auteurs classiques, nous n'aurions jamais eu des textes aussi corrects, ni des commentaires aussi satisfaisans que ceux que nous possédons maintenant.

Comme la Grèce moderne nous a transmis les chefs-d'oeuvre de la Grèce ancienne, de même l'Inde nous offre aujourd'hui les monuments écrits d'une antiquité presque inaccessible. Le Sanscrit est vivant pour les Brahmins instruits, étant leur langue savante et sacrée; ils possèdent tous les trésors de leur littérature, même en fait de commentaires et d'autres ouvrages secondaires. Cependant les éditions que des savans Indiens ont publiées ou pourront publier, ne satisferont jamais entièrement aux besoins d'un lecteur Européen, besoins que ces savans ignorent nécessairement.

Le premier soin d'un éditeur de livres Sanscrits doit être voué à l'authenticité et à la correction du texte, que l'on pourra obtenir la plupart du temps, sans recourir à la critique conjecturale, par la confrontation du plus grand nombre de manuscrits accessibles, surtout

de manuscrits exécutés dans différentes contrées de l'Inde, et par le correctif des commentaires, s'il en existe.

Ensuite l'éditeur doit s'attacher à éclaircir toutes les obscurités, qui pourroient se rencontrer, soit dans les mots soit dans les choses. Dans une étude aussi neuve on doit même avoir égard aux lecteurs qui ne seroient pas encore entièrement maîtres de la langue. Or le commentaire le plus succinct est une version littérale, écrite cependant d'un style pur, et intelligible par elle-même, dans laquelle on se permettroit seulement d'ajouter en parenthèse quelques mots de paraphrase ou de développement lorsque cela paroîtroit nécessaire, de même que Sir William Jones l'a partiqué dans son excellente traduction des *Lois de Manou*. D'après ces vues j'accompagnerai le *Rámáyana* d'une traduction, d'une introduction générale, et d'un dictionnaire mythologique et géographique, le tout en Latin, comme étant la langue de communication universelle entre les savans, et plus adaptée qu'aucune autre à traduire du Sanscrit, par les raisons que j'ai indiquées dans la préface du Bhagavad-Gita. J'y ajouterai ensuite des notes critiques, dans lesquelles je rendrai compte des variantes et de mes raisons pour préférer telle ou telle leçon.

Il seroit inutile de répéter ce qui a été développé avec une lumineuse éloquence par plusieurs illustres savans Anglois, François et Allemands sur l'importance de l'étude du Sanscrit et de la littérature classique des anciens Brachmanes. L'admirable structure de cette langue considérée en elle-même, son étonnante affinité

avec le Persan, le Grec, le Latin, et les langues teutoniques, en font un objet principal d'une science, on peut dire, toute nouvelle: *la grammaire comparée;* science qui, appuyée sur des faits, marchera en avant d'un pas assuré, tandis que l'étymologie conjecturale, traitée comme elle l'a été d'ordinaire, n'a conduit qu'à des systêmes chimériques. D'autre part l'antique religion, la mythologie et la législation des Brachmanes nous ramènent, pour ainsi dire, au berceau de la civilisation, et jettent le plus grand jour sur ces mêmes objets chez plusieurs peuples marquans de l'antiquité, notamment chez les Egyptiens. Les monuments écrits d'une littérature considérée encore comme sacrée par les Hindous d'aujourd'hui, nous font connoître à fond la source de leurs mœurs, de leurs usages, de leurs préjugés, et enfin de cette civilisation stationnaire, à laquelle la tutèle d'un sacerdoce héréditaire (l'une des phases principales du monde primitif) a pu amener l'éducation des peuples. L'on peut affirmer, en un mot, que la connoissance approfondie de l'Inde ancienne, telle que les compagnons d'Alexandre le Grand l'ont déjà trouvée, est la clef de l'état social de l'Inde actuelle.

Quant au Râmâyana en particulier, il occupe avec le Mahâ-Bhârata le premier rang parmi les poèmes mythologiques, que les Indiens nomment Pourânas, c'est-à-dire, anciennes traditions. Les fictions qu'il contient sont répandues non-seulement dans toute l'étendue de l'Inde proprement dite, mais elles ont pénétré dans la presqu'île au-delà du Gange, dans les îles de l'Archipel Indien, et dans plusieurs contrées de l'Asie centrale; et jamais peut-être héros déifié n'a rempli de sa gloire un théâtre plus vaste que Ramas. Le sujet

du poème est le bannissement de Ramas, prince issu de la dynastie des Rois d'Ayodhyâ, (aujourd'hui Oude,) ses erreurs à travers la péninsule, l'enlévement de son épouse par un géant, tyran de Ceylon, la conquête miraculeuse de cette île, et le rétablissement de Ramas sur le trône de ses ancêtres. L'unité de l'action; une teinte en même temps héroïque et patriarcale; l'abondance et la variété de fictions merveilleuses; des descriptions pittoresques de fleuves, de montagnes et de forêts, en un mot de toute la nature végétale et animale de l'Inde; des situations fortes et pathétiques; une grande élévation et une extrême délicatesse dans les sentiments du héros et des principaux personnages, répandent un charme unique sur ce poème pour des lecteurs qui savent se transporter en idée dans une sphère morale, intellectuelle et physique toute différente de la nôtre.

Plusieurs Pourânas sont trop volumineux pour pouvoir être facilement publiés autrement que par extrait; le Râmâyana n'est pas d'une longueur démesurée, étant évalué à 24,000 distiques, distribués en sept livres, dont chacun est sous-divisé en un nombre inégal de chapitres ou de rhapsodies.

La poësie épique et traditionelle est, sans comparaison, la partie de la littérature Indienne la plus facile à comprendre, le style se rapprochant beaucoup de la simplicité coulante et naïve des chants Homériques. Pour l'avancement de l'étude du Sanscrit rien ne me paroît plus utile que de mettre entre les mains des écoliers une masse de lectures aisées et attrayantes, dans laquelle, après avoir saisi les principes généraux

de la grammaire, ils pourront aller en avant sans le secours d'un maître, se pénétrer presque sans peine du genie de la langue, et se familiariser avec ses idiotismes singuliers.

Le Râmâyana n'est pas entièrement inédit: MM. *Carey* et *Marshman* en ont entrepris une édition dont trois volumes, contenant les deux premiers livres, ont paru à Serampore dans les années 1806 — 1810. Cette édition étoit calculée pour 10 volumes in quarto, mais l'entreprise en a été abandonnée depuis longtemps; et des trois volumes imprimés le second ne se trouve plus dans la librairie.

Dans mon édition le texte du poème et la traduction formeront sept forts volumes in 8vo.; un huitième, qui contiendra l'introduction et les explications générales, paroitra le dernier, quoiqu'il soit destiné à être mis à la tête de l'ouvrage. Le tout sera publié par livraisons de deux volumes, et le prix de chaque livraison, franche de port à Paris, sera de fr. 100.

Le texte sera imprimé avec les caractères Dévanâgari, gravés et fondus à Paris sous ma direction par ordre du gouvernement prussien. Le format et la qualité du papier velin seront les mêmes que dans mon Bhagavad Gîta, seulement on soignera encore davantage l'exécution typographique, afin de produire un livre qui, sous ce rapport aussi, puisse mériter une place dans les bibliothèques des amateurs.

Je ne saurois déterminer d'avance l'espace qu'occuperont les notes, imprimées séparément. Comme elles

seront en partie de nature à ne pouvoir intéresser que ceux qui font une étude approfondie du Sanscrit, MM. les souscripteurs pourront à leur choix les prendre ou non. Dans le premier cas on les leur fournira au même taux que les volumes du texte, c'est-à-dire à raison de fr. 50. par volume.

On ne tirera sur papier de première qualité que peu d'exemplaires, outre ceux commandés par MM. les souscripteurs, et le prix en sera augmenté d'un tiers pour les acheteurs qui n'auront pas souscrit.

L'impression ne pouvant être commencée, qu'après que les matériaux pour la totalité de l'ouvrage auront été rassemblés, du moins en grande partie, la première livraison ne pourra être fournie que dans un délai considérable. J'espère cependant pouvoir la publier au commencement de l'an 1825. Ensuite l'impression avancera rapidement, et je me flatte d'achever le tout dans l'espace de quatre années.

A. G. DE SCHLEGEL.

Londres, au mois de Novembre, 1823.

॥ रामायण ॥

RÂMÂYANA,

ID EST,

CARMEN EPICUM

DE RAMÆ REBUS GESTIS,

A

POËTA ANTIQUISSIMO

VÂLMÎKE,

LINGUA SANSCRITA COMPOSITUM.

TEXTUM CODD. MSS. COLLATIS RECENSUIT,

ADNOTATIONES CRITICAS ET INTERPRETATIONEM LATINAM

ADIECIT

AUGUSTUS GUILELMUS A SCHLEGEL.

Ankündigung.

Unter vorstehendem Titel bin ich gesonnen, eine Ausgabe des gesamten Ramayana zu veranstalten: eine Unternehmung, worauf ich schon seit Jahren mein Augenmerk gerichtet, und manches vorgearbeitet hatte, zu deren Ausführung ich aber nicht eher schreiten wollte, bis ich meine Kräfte an einem Werke geringeren Umfangs versucht hätte, wie es gegenwärtig durch die Ausgabe der Bhagavad-Gita geschehen ist.

Ueber das Studium des Sanskrit, und dessen Wichtigkeit sowohl für die allgemeine Theorie der Sprachen als für die vergleichende Sprachkunde; über die einzige Eigenthümlichkeit, die hohe Ausbildung und Vollendung dieser Sprache, ist von gründlichen Deutschen Gelehrten und Denkern schon so oft mit Einsicht und Nachdruck gesprochen worden, daß ich es für überflüßig halte, dem Deutschen Publicum gegenüber, auf diese allgemeinen Betrachtungen zurückzukommen.

Die oberflächliche Meynung, als sey die Mythologie der alten Völker nur ein Gewebe willkührlicher und müßiger Erdichtungen, ist nirgends entschiedener beseitigt als in Deutschland; nirgends sind über die Bedeutung der Mythologie als einer sinnbildlichen Darlegung uralter kosmogonischer, physischer und ethischer Philosopheme, als einer wunderbaren Einkleidung nationaler und allgemein menschlicher Erinnerungen tiefer eingehende und scharfsinnigere Untersuchungen angestellt

worden; und nirgends ist auch wohl die Ueberzeugung allgemeiner verbreitet, als unter uns, daß das Verständniß der Mythologie, nebst der Auslegung der ältesten Denkmale und der Erforschung der Sprachen, die Hauptmittel sind, die Räthsel einer vorgeschichtlichen Urwelt aufzulösen, so fern dieses jetzt noch möglich ist.

Was nun die mythologische und heroische Poesie der Indier betrifft, so hat es auch hierüber nicht an vorläufigen Mittheilungen gefehlt. Der Mahabharata und Ramayana scheinen die ältesten epischen Gedichte zu seyn, welche Indien und vielleicht irgend ein Volk der Welt aufzuweisen hat. Sie beziehen sich ohne Zweifel auf wahre, nur ins Wunderbare gesteigerte Begebenheiten, während die übrigen Purana's großentheils cosmogonischen und mythologischen Inhaltes sind, zum Theil auch aus beträchtlich späterer Zeit herrühren dürften. Wenn von den achtzehn Purana's, d. h. Gedichten alter Ueberlieferung, im allgemeinen die Rede ist, so pflegen jene beiden Werke nicht mit unter dem Namen begriffen zu werden, wiewohl sie dem Wesen nach unstreitig dazu gehören.

Der Ramayana genießt noch überdieß dadurch einer besonderen Auszeichnung, daß er allein dem Dichter Valmikis zugeschrieben wird; da hingegen die Sage den Vyasas, den persönlich gemachten Begriff der Aufbewahrung und Anordnung geheiligter Urkunden, als den Urheber, nicht nur der Veda's und des Mahabharata, sondern auch der sämtlichen übrigen Purana's nennt.

Die Ursache dieser Unterscheidung liegt vielleicht darin, daß der Mahabharata mehr cyklischer Art ist,

da hingegen der Ramayana durch die Einheit der Handlung und die Einfachheit des Entwurfes sich als in Einem Geist empfangen darstellt. Uebrigens will ich hiermit keineswegs im voraus entscheiden: ob nicht auch der Name Valmikis wie Homeros collectiv verstanden werden müsse? ob nicht auch der Ramayana das gemeinsame Werk einer Dichterschule sey? Denn meines Erachtens sind die Begriffe von Dichterschulen, von Aöden und Rhapsoden, von mündlicher Ueberlieferung und Fortbildung, eben so wohl auf die alte epische Poesie der Indier anzuwenden als auf die der Hellenen.

Von der Behandlung der Mythologie im Ramayana habe ich meinen Lesern durch die dichterische Uebertragung einer Episode eine anschauliche, wiewohl unvollkommne Vorstellung zu geben versucht. Nach meinem Gefühl ist das Gedicht eben so ausgezeichnet durch die ergreifende Schilderung der Charakter und Leidenschaften, und durch die erregte Theilnahme für verhängnißvolle menschliche Lagen, als durch den Schwung der Einbildungskraft im Wunderbaren und Uebernatürlichen.

Der Ramayana besteht aus sieben Büchern, welche zusammen auf 24,000 Distichа geschätzt werden. Der Text nebst der Lateinischen Uebersetzung wird sieben Bände anfüllen; der erste Band, welcher zuletzt erscheinen soll, wird in einer allgemeinen Einleitung Untersuchungen über das Alter, den Entwurf, den Styl und die Bedeutung des Gedichts, so wie über die verschiedenen einheimischen Recensionen des Textes, ferner ein mit Erklärungen begleitetes mythologisches und geographisches Namensverzeichniß enthalten.

Die sehr erheblichen Kosten dieser Unternehmung haben mich bewogen, den Weg der Subscription einzuschlagen. Das ganze wird in vier Lieferungen erscheinen. Der Preis jeder Lieferung von zwei starken Octav-Bänden, zu 500 bis 600 Seiten jeder, auf geglättetem Royal-Velinpapier, und mit der größten Sorgfalt für typographische Schönheit gedruckt, ist auf 28 Thlr. Conventions-Geld, oder der Preis jedes Bandes auf 14 Thlr. festgesetzt.

Ich hoffe die erste Lieferung im Frühlinge des Jahres 1825 ans Licht fördern, und alsdann jährlich eine Lieferung nachfolgen lassen zu können.

Ich werde nur wenige Exemplare außer den für die Subscribenten bestimmten drucken lassen, und der Preis derselben wird nachher im Buchhandel um ein Drittel erhöht werden.

Erst nach vollendetem Abdruck des Textes, der Uebersetzung und der Einleitung wird der kritische und hermeneutische Commentar erscheinen. Dieser ist nicht mit in der Subscription begriffen, weil dessen Inhalt zum Theil nur für solche Leser geeignet seyn möchte, welche aus dem Sanskrit ihr besonderes Studium gemacht haben, und weil sich nicht im voraus bestimmen läßt, wie viel Bände er anfüllen wird. Es wird demnach den Subscribenten frei stehen, entweder den Commentar auf dieselben Bedingungen zu empfangen, oder ihre Subscription auf die vier ersten Lieferungen, welche für sich ein vollständiges Ganzes ausmachen, zu beschränken.

A. W. von Schlegel.

Bonn im Februar 1824.

Mit der ausschließlichen Besorgung des vorstehend angekündigten Werkes für Deutschland, die Schweiz, Italien und den Norden durch die Güte des Herrn Herausgebers beauftragt, beehre ich mich diese Anzeige hiermit zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und um geneigte Beförderung eines wahrhaft bedeutenden Unternehmens zu bitten, das einer thätigen Unterstützung nicht bloß von Seiten gelehrter Kenner, sondern auch eines Jeden, der an so glänzenden Fortschritten der Wissenschaft Theil nimmt, wohl in hohem Grade würdig ist. Ein Werk dieses Gehaltes, das eine Zierde der Litteratur zu werden verspricht, wie denn für eine in jeder Hinsicht treffliche Ausführung der Name des berühmten Herrn Herausgebers vollkommen Bürge ist, dürfte ganz vorzüglich in Bibliotheken seine Stelle finden, deren resp. Vorsteher ich daher besonders darauf aufmerksam zu machen mir erlaube.

Die Unterzeichnungen, um deren baldgefällige Mittheilung ich bitte, da mit dem Erscheinen der 1sten Lieferung die Subscriptionsliste geschlossen wird, können theils bei mir directe, theils bei jeder andern Buchhandlung, welche diese Ankündigung ausgiebt, gemacht werden.

Eduard Weber,
Buchhändler in Bonn.

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königlich Preußiſchen Rhein-Univerſität, Director des Rheiniſchen Muſeums der Alterthümer, Ritter des rothen Adler-Ordens, des St. Wladimir- und des Waſa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, auswärtigem Mitgliede der Kaiſerlich Ruſſiſchen Akademie zu St. Petersburg, der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, Ehren-Mitgliede der Aſiatiſchen Geſellſchaften in Calcutta, Paris und London.

Zweiten Bandes Zweites Heft.

Bonn,

bei Eduard Weber.

1826.

IV.

Briefwechsel.

1.

Aus einem Briefe
von Herrn Horace Hayman Wilson
in Calcutta.

Kurze Nachricht
von einigen Indischen Schauspielen.

1.

Der Lehmkarren.

(मृच्छकटिका, मृच्छकटी, Mrichchhakat'ikà, oder Mrichchhakat'i; von मृद्, mr'id, Lehm, Thon, und शकट, s'akat'a, Karren.)

Dieses Stück wird dem Sudrakas (शूद्रकः) König von Ujjayini (dem heutigen Ougein) zugeschrieben, welchen die Zeitrechnung der Hindu's früher als Vikramadityas, und der Oberste Wilford um das Jahr 191 vor Christi Geburt ansetzt. Der Styl dieses Schauspiels ist einfach und veraltet, wodurch die Annahme begünstigt

wird, daß ihm unter allen noch vorhandenen Dichtungen dieſer Art in der Zeitordnung die erſte Stelle gebühre. Es iſt eine Comödie voll lebhafter Bewegung und reich an Charaktern. Eine nähere Angabe der Verwickelung und Proben der Ueberſetzung ſind in dem Annual-Register von Calcutta für das Jahr 1821 abgedruckt.

2.

Vikramas und Urwaſi.

(विक्रमोर्वशी, Vikramôrvasi.)

Dieſes Intriguen-Luſtſpiel von Kalidaſas enthält die Geſchichte des Liebeshandels zwiſchen dem Könige Pururavas und der himmliſchen Tänzerin (Apſaraſe) Urwaſi. Die Verbindung der beiden Liebenden wird durch die natürliche Eiferſucht der Gemahlin des Pururavas gehemmt, jedoch zuletzt glücklich zu Stande gebracht. Das Stück hat eine Fülle dichteriſcher Schönheiten, nur fehlt ihm die Zärtlichkeit und Naivetät der Sakuntala.

3.

Malati und Madhavas.

(मालतीमाधवः, Malatimâdhavah.)

Ein ungemein ſchönes Schauſpiel, welches durch Hrn. Colebrooke's Auszug bereits bekannt iſt.

4.

Die ſpäteren Schickſale des Ramas.

(उत्तररामचरित्रं, Uttara-râma-charitram.)

Dieſes Schauſpiel ſchildert die Trennung des Ramas und der Sita und ihre Wiedervereinigung, nach Beendi-

gung des Krieges von Lanka (Ceylon) und der Erlegung des Ravanas. Es ist aus der ächt romantischen Schule, und umfaßt einen Zeitraum von zwölf Jahren, von dem Augenblicke an, wo Sita verschwindet, bis ihre Söhne Kusas und Lavas, mit denen sie bei Eröffnung des Stückes schwanger ist, jenes Alter erreichen.

Ungeachtet dieser Verletzung der Einheiten ist es ein glänzendes Schauspiel, überströmend von Dichtung und Leidenschaft. Dieses und das vorhergehende Drama sind beide von Bhavabhutis, (भवभूतिः) den wir Gründe haben, in das achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen.

5.

Das Siegel des Rakshasas.

(मुद्राराक्षसः, Mudrâ-rakshasah.)

Rakshasas ist der Staatsminister des ermordeten Nandas, den Chandraguptas tödtete.

Dieses Stück hat mehr Stärke als Anmuth. Der Gegenstand ist die Aussöhnung des Rakshasas mit dem Chandraguptas, welche Chanakyas, der vornehmste Rathgeber und Vormund des jungen Fürsten, durch seine politischen Kunstgriffe gegen den Willen des erstgenannten bewirkt. Eine Fülle von Verwickelungen, kräftige Charakterzeichnung und viele dichterische Schönheiten empfehlen dieses Schauspiel. Die Schlußzeilen geben Anlaß zu der Vermuthung, daß es um die Zeit geschrieben worden, als die Mahomedaner eben anfingen, in Indien einzubrechen. Der Name des Verfassers ist Visakha-Dattas, (विशाखदत्तः) er war ein Sohn des Prithu-Maha-

rajas, (पृथुमहाराजः) den wir vielleicht für dieselbe Person mit dem Prithu-Rai oder Pithaura der Mahomedanischen Geschichtschreiber Hindustans zu halten haben.

6.

Ratnavali.

(रत्नावली, ratnâvali.)

Dies ist ein Intriguen-Lustspiel, und zwar ein sehr zierliches. Die Verwickelung entspringt aus der Leidenschaft des Königs von Kausambi, Vatsas, für die Ratnavali, eine Dienerin seiner Gemahlin, welche zuletzt für die Prinzessin von Ceylon erkannt wird, die ihm zur zweiten Braut bestimmt war, und auf ihrer Reise nach dem festen Lande Schiffbruch gelitten hatte. Der Verfasser, wenigstens dem Namen nach, ist Harsha-Devas, König von Kashmir, der im eilften Jahrhundert unserer Zeitrechnung regierte. Man darf daher mit gutem Grunde annehmen, daß die Sitten Indischer Fürsten hier genau geschildert sind. In der Anlage ist eine so große Aehnlichkeit mit dem Vikramas und Urvasi von Kalidasas, daß Harsha-Devas, oder vielmehr der Dichter Dhavalas, welcher dem Könige sein Talent verkauft haben soll, des Plagiats beschuldigt werden dürfte.

Zusatz des Herausgebers.

Den Brief, woraus obige kurze Nachricht gezogen ist, hatte ich schon seit geraumer Zeit empfangen, verschob aber die Mittheilung an das Publicum, weil mir Herr Wilson zugleich meldete, das erste, vierte und fünfte

von den genannten Schauspielen liege für den Druck bereit; das dritte und sechste sei übersetzt, aber noch nicht durchgesehen, und die Uebersetzung des zweiten sei bis zur Hälfte gediehen. Ich hoffte demnach durch die baldige Erscheinung des Werkes, das ich mich beeifert hatte, meinen Lesern schon im Voraus anzukündigen, (B. 1. S. 367) zu einem ausführlicheren Bericht in den Stand gesetzt zu werden. Diese Hoffnung ist bis jetzt unerfüllt geblieben, und nach den neuesten Nachrichten aus Calcutta muß ich besorgen, daß der Gesundheitszustand des ausgezeichneten Gelehrten der Vollendung seines Unternehmens bisher nicht günstig war.

In dieser Lage der Sachen wird auch ein kleiner Beitrag zu unserer Kenntniß der dramatischen Litteratur Indiens nicht unwillkommen seyn, da wir verhältnißmäßig in diesem Fache weniger Fortschritte gemacht haben als in manchen andern. Aus diesem Gesichtspunkte möge man auch die folgenden nachträglichen Bemerkungen und Angaben betrachten.

Veranlaßt durch eine Stelle der Lettres édifiantes, worin die Nât'aka's genannt, aber ganz unrichtig beschrieben waren, machte Sir William Jones vor beinahe vierzig Jahren die Entdeckung, daß die Indier Schauspiele besäßen. Hoch erfreut zog der vortreffliche Mann sogleich nähere Erkundigungen ein; er that mehr, er legte selbst Hand ans Werk, um durch eine Probe Europa mit der Form und dem Geiste dieser Dichtungen bekannt zu machen. Seine Wahl war die glücklichste: Sakontala bezauberte in seiner Uebersetzung alle für das Zarte und Schöne empfänglichen Gemüther; und niemand hat viel-

leicht seine Bewunderung stärker ausgesprochen, als der gröſte Dichter des Zeitalters.

Die Indischen Gelehrten, welche Sir William befragte, behaupteten zugleich den groſsen Reichthum und das hohe Alter ihrer dramatischen Poesie. Was das erste betrifft, so bin ich geneigt ihnen vollkommen Glauben beizumessen, wiewohl ich mich noch nicht im Stande sehe, es auch nur mit der Angabe bloſser Titel bis auf die Zahl von dreiſsig zu bringen, welche Sir W. Jones sogleich auf seine erste Anfrage nennen hörte. Einen Grund zu glauben, daſs die dramatische Kunst vormals in Indien eine groſse Ausdehnung, und einen beträchtlichen Zeitraum der Blüthe gehabt haben müsse, finde ich in dem eigenthümlichen theatralischen Sprachgebrauch, welcher sich im Sanskrit gebildet, wie man aus vielen Artikeln in Wilsons Wörterbuch ersehen kann.

Wo ich nicht irre, bezeugt der eben genannte Gelehrte an einem andern Orte, daſs die Indischen Theoristen zwei und dreiſsig verschiedene Arten von Dramen unterscheiden. Ich hoffe, auf eine etwas weniger pedantische Art als Polonius im Hamlet: »Tragödie, Comödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Comödie, Historico-Pastorale, »Tragico-Historie, Tragico-Comico-Historico-Pastorale, »untheilbare Scene oder schrankenlose Dichtung.«

Mit dem hohen Alterthum ist es freilich eine andere Sache. Sir W. Jones erklärt es selbst für eine phantastische Fabel, was ihm gemeldet ward: der Affe Hanuman, der Sohn des Gottes der Winde, der genialische Begleiter des Ramas, sei der erste Verfasser eines Schauspiels gewesen; er habe es auf einen glatten Fels einge-

graben, nachher aber in die Tiefe des Meeres gestürzt, von wo es durch Abdrücke in Wachs wieder herauf geholt worden sei. Dieß hat allerdings den Anschein eines Vorgebens aus neuerer Zeit, jedoch ist ein solches apokryphisches Werk wirklich vorhanden. Vermuthlich besitzt die Pariser Bibliothek wenigstens einen Auszug daraus. Hamilton Catalogue des Mscts Sanskr. Bengal. CXXVII. *Mahâ Nâṭaka*, la grande comédie, drame en sanskrit et en prakrit, composé par Madhusûdana Misra. Die Angabe ist nicht genau: der Schlußtitel besagt ausdrücklich, das Werk sei von Hanuman verfaßt, von Madhusudana-Miśra nur neu geordnet ans Licht gestellt.

Für die Zeitbestimmung ist Hrn. Wilsons Notiz von dem ersten Stücke wichtig. Der Verfasser soll ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor dem Vikramaditya auf demselben Thron gesessen haben; die Einfachheit und Alterthümlichkeit des Stückes bestätigt diese Angabe. Wenn wir es erst in dieser Uebersetzung, und noch zuverläßiger wenn wir es in der Ursprache lesen können, dann wird sich beurtheilen lassen, ob wir es für den ersten Versuch in einer ganz neuen Kunst halten dürfen, oder ob es frühere Vorbilder voraussetzt. Denn wenn auch wirklich kein älteres Schauspiel jetzt noch vorhanden ist, so folgt daraus noch gar nicht, daß es überhaupt keine gegeben habe. Ohne das Aufbewahrungsmittel der Druckerei können Werke, die blos zur Unterhaltung dienen sollten, gar leicht zu Grunde gehen, wenn sie bei verändertem Geschmack durch glänzendere verdunkelt werden. Dazu kommt nun, daß die heutigen Indischen Kunstrichter für die Schätzung der litterarischen Erzeugnisse keinen andern

Maaßstab zu haben scheinen, als den der Künstlichkeit im Versbau und Diction. Daher ihre übertriebene Bewunderung für die sogenannten Mahâ-Kâvyâni, große Gedichte, nicht dem Umfange nach, der sehr gering ist, sondern wegen ihres Vorranges; da wir hingegen die Verfasser dieser Werke nicht von dem Vorwurfe der Ueberkünstelung freisprechen können. Die in einem einfachen, ja einfältigen und sorglosen Style geschriebenen epischen Werke aus hohem Alterthum verehren sie mehr aus einem religiösen als künstlerischen Gesichtspunkte. Ein Drama möchte sich uns noch so sehr durch rege Handlung, Charakteristik und Leidenschaft empfehlen; wenn es nicht jene auserlesene Künstlichkeit in der Form hatte, so wurde es gewiß in den Schulen der Gelehrten vernachläßigt, und dies genügte, um den Untergang herbeizuführen.

Ueberhaupt mußten dramatische Werke einen großen Theil ihres Reizes einbüßen, sobald die theatralische Darstellung wegfiel. Die Mahomedanischen Eroberer waren, vermöge der ihrer Religion inwohnenden Barbarei, solchen Ergötzlichkeiten abhold: mit dem Glanz der alten einheimischen Dynastien kam das Theater in Abnahme und ward vergessen. Daß die Abfassung einiger Schauspiele in das Zeitalter nach den ersten Einbrüchen gesetzt wird, ist kein Einwurf hiegegen: die Mohamedanische Eroberung drang nicht sogleich überall durch, in einigen Gegenden niemals. Nur die Kunst der Tänzerinnen erhielt sich überall unter den fremden Beherrschern, weil sie der Lüsternheit schmeichelte, welche durch die Lehren und Anordnungen des Islam recht geflissentlich gepflegt wird. Die mimische Tanzkunst hat sich ohne Zweifel erst seit der Eroberung In-

diens von dort in die westlichen Mahomedanischen Länder verbreitet, wie sie schon früher aus derselben Heimath nach Ceylon und Java verpflanzt worden war. In Indien war sie vor Alters einheimisch: sie wird in den epischen Gedichten und in dem Gesetzbuch des Manus erwähnt; dem Stande der Tänzerinnen ist unter dem Namen der Apsarasen in der Götterwelt seine Stelle angewiesen. Diese Tänzerinnen erschienen von jeher, wie die Hierodulen der Griechen, bei religiösen und andern Festen.

Die Bezeichnungen ihres Gewerbes, nat'a, nartaka, sind nachher auf die Schauspieler übergegangen. Auch die Kunst in der Geschwindigkeit Schaubühnen für den Pomp eines Festes zu errichten, verstanden die Indier schon in der heroischen Zeit, und hatten einen eignen Namen dafür. (Nal. cap. V, sl. 3.) Da ferner nicht nur ihre epischen Dichter die vom Aristoteles gepriesene Homerische Weise befolgen, die handelnden Personen immerfort selbst reden zu lassen, sondern auch ihre alten didaktischen Gedichte ganz dialogisch abgefaßt sind: so lag ihnen die Erfindung des Theaters ganz nahe, und konnte frühzeitig gemacht werden.

Sollte indessen der König Sudrakas wirklich ihr erster dramatischer Dichter gewesen seyn, so wäre dennoch das Indische Theater nicht volle drei Jahrhunderte jünger als das Griechische, das älteste bisher bekannte. Ein alt-Aegyptisches Theater ohne ein ausdrückliches Zeugniß anzunehmen, wäre zu kühn, bis uns etwa ein neuentdecktes Denkmal, z. B. ein Wandgemälde, dazu berechtigt, wie wir aus den Aegyptischen Denkmalen schon so manches kennen gelernt haben, worüber die Griechen

ſchweigen. Die bei manchen Feſten übliche Darſtellung der Götterfabeln durch maskirte Perſonen ſcheint ſchon nahe an die Erfindung des Theaters hinzuſtreifen, und ich muß gegen die gemeine Meinung behaupten, daß die Aegyptier ſich auf die Künſte, welche das Leben erheitern, ungemein gut verſtanden haben. Auch die Tuscischen Hiſtrionen waren, ehe Etrurien mit der griechiſchen Litteratur bekannt ward, wohl nur Tänzer und nicht redende Schauſpieler, und ſogar mehr äquilibriſtiſche als mimiſche Tänzer. Mir iſt nicht bekannt, ob die Chineſen ſelbſt ihrem Theater ein ſo hohes Alterthum zuſchreiben, daß ſie hierin mit den Indiern wetteifern könnten. Wenn wir die dramatiſche Litteratur beider Völker erſt genauer kennen gelernt haben, dann wird ſich unterſuchen laſſen, ob ihr Theater gleich original iſt, oder ob dieſe Kunſt, wie ſo manches andere, von Indien nach China verpflanzt worden.

Die Gegenſtände der Indiſchen Dramen ſcheinen theils aus der Mythologie entlehnt, theils auf geſchichtliche Anekdoten gegründet, theils frei erfunden zu ſeyn, oder endlich Auftritte des gemeinen Lebens zu ſchildern.

Sakuntala iſt von der erſten Art: die Geſchichte iſt bekanntlich eine Epiſode im Mahabharata. Unter den von Hrn. Wilſon aufgezählten Stücken gehört das vierte in dieſelbe Claſſe. Der Inhalt entſpricht dem ſiebenten Buch des Ramayana, welches auch in dem Heldengedicht nur ein Anhang, gleichſam ein Epilog nach vollendeter Haupthandlung iſt.

Das fünfte Stück gehört zur dritten Claſſe. Der darin aufgeführte Chandraguptas iſt ohne Zweifel der Sandrokyptos der Griechen, der Alexander den Gro-ßen

in ſeiner erſten Jugend geſehen hatte, und durch Uſurpation und Eroberungen ein großes Reich erwarb. Dieſes Schauſpiel wird alſo ein großes geſchichtliches Intereſſe haben. Es ſchließt ſich an ein andres an, das in der Ordnung der Begebenheiten vorangeht, und den Titel führt: die Krönung des Chandras, (चन्द्राभिषेकः, chandrâbhishêkah) mit verkürztem Namen des Helden. Sir William Jones erwähnt es in ſeiner Jahresrede im vierten Bande der Aſiatiſchen Unterſuchungen, (Lond. Ed. p. XVIII.) und es iſt unter ſeinen der Königlichen Societät geſchenkten Handſchriften befindlich. (Catal. Nro. 52.) Die Indiſchen Dichter haben alſo auch ſchon die Kunſt geübt, mehrere Dramen zur Darſtellung einer fortgehenden Handlung mit einander zu verknüpfen. Aus dieſem Geſichtspunkte wäre zu wünſchen, Hr. Wilſon möchte die Krönung des Chandras mit in ſeinen Kreis gezogen haben.

Die höchſt ſonderbare und die Neugier ſpannende Verwickelung in Malati und Madhavas (vgl. As. Res. Vol. V. p. 450.) ſcheint freie Erfindung zu ſeyn, im Geiſte der Indiſchen Feenmärchen. Vermuthlich war das Werk ſehr beliebt. Ich habe eine Handſchrift aus Kaſhmir in Händen gehabt, im Beſitz des Hrn. Baron Schilling von Canſtadt, mit untermiſchten Spruchverſen in reinem Sanskrit, übrigens in der heutigen Landesſprache geſchrieben. Aus Mangel an Kenntniß dieſer Mundart konnte ich es nicht genau unterſuchen: vermuthlich iſt es ein aus dem Schauſpiel entlehnter Roman.

Aus den Mittheilungen meines gelehrten Freundes und Gehülfen, des Hrn. Chr. Laſſen, kann ich noch über folgende Dramen einige Nachweiſung geben.

Anarghya - Râghavah,
von Murâri.

Die gesammte Geschichte des Ramas, in sieben Acten, ohne Zweifel nach der Eintheilung des Heldengedichts in sieben Bücher. Die zweite Hälfte des Titels ist eine bekannte patronymische Bezeichnung des Ramas; die erste ist auch für sich vollkommen klar: arghya heißt eine symbolische Gabe von Wasser, Kusa-Gras, Reis u. s. w. welche den Göttern und hochverehrten Gästen dargeboten wird; die Verneinung ist vorangesetzt. In welcher Beziehung es aber hier steht, kann ich nicht sagen. In Paris ist eine Handschrift dieses Werkes, und zwar, was bemerkt zu werden verdient, eine dreihundert Jahr alte. (Hamilt. Catal. Mscts. Bengal. No. CXII.) Der Titel ist falsch angegeben. Unter den dem Ramayana vorangestellten Lobsprüchen auf den Dichter und den Helden ist das dritte Distichon der Serampurer Ausgabe aus dem Prolog dieses Schauspiels genommen, wie es sich denn auch durch seinen Styl und Versbau als einer spätern Zeit angehörig kund giebt.

Lalita-Mâdhavah.
Die verliebten Spiele des Krishnas.

Desselben Inhalts mit dem lyrischen Drama Gita-Govinda: die Liebesgeschichte des unter den Hirtinnen lebenden Krishnas und der Radha, größtentheils in Prakrit geschrieben. Es darf nicht mit Malati und Madhavas verwechselt werden, wie in dem Pariser Cataleg geschehen ist. (Hamilt. Catal. Mscts. Bengal. No. CXX.)

Hâsyârn'avah.
Der Ocean der Späße.

Ein Poſſenſpiel von Jagadiſvaras. Sir W. Jones bemerkt darüber, (Catalogue No. 50.) es ſei eine ſcharfe Satire auf die Könige, auf ihre Diener und auf die Prieſter, woron jene als liederliche Taugenichtſe, dieſe als laſterhafte Heuchler vorgeſtellt werden.

Dhûrta-samâgamah.
Die Zuſammenkunft der Gauner.

Ein Poſſenſpiel in Einem Act. Der Beſchreibung nach muß es in der Form den Spaniſchen Zwiſchenſpielen (Entremeses) in Bezug auf den Gegenſtand aber der unvergleichlichen Erzählung von Cervantes, Rinconete und Cortadillo, ähnlich ſeyn.

Seit der Sakuntala iſt nur ein einziges Indiſches Schauſpiel überſetzt worden, Prabôdha-chandrôdayah, der Mondesaufgang der Beſonnenheit, woron ich bei einer andern Gelegenheit geſprochen habe. (Ind. Bibl. 1. S. 36.). Ganz allegoriſch, konnte es freilich nicht ſo viel Glück machen, wie das erſtgenannte: denn bei allegoriſchen Dramen, wenn ſie nicht etwa von der kühnen Hand eines Calderon entworfen werden, fällt es dem Dichter ſchwer ein Intereſſe zu erregen, und es zu verkleiden, daß die Handlung nur eine leere Spiegelfechterei iſt, weil ja die Verhältniſſe perſonificirter Begriffe immer dieſelben bleiben. Indeſſen iſt das Stück reich an geiſtreichen ſatiriſchen Zügen, und wichtig für die Geſchichte der religiöſen und philoſophiſchen Secten Indiens.

Sir W. Jones erwähnt noch in ſeiner Vorrede: 1) das böſeartige Kind; 2) die Entführung der Uſha; 3) die Zähmung des Durvaſas; 4) die ergriffene Locke. Von dieſen iſt mir nur das letzte in Catalogen vorgekommen: (Jones Catal. No. 46. Hamilt. Catal. Bengal No. 46. Hamilt. Catal. Bengal. No. CIX.) es iſt ohne Zweifel Vên'i-sanhârah, aber ſchwerlich iſt der Titel ganz richtig überſetzt.

Sonſt fand ich: Kautuka-sarvasvam, Manovikâgnimitra, Kumâra-vijaya. In allem haben wir zwanzig Stücke aufgezählt.

2.

Aus dem Briefe eines deutſchen Miſſionars im ſüdlichen Indien.

Palamcotta bei Tinnewelly, d. 17. Mai 1824.

Ew. Wohlgeboren intereſſantes Werk: die Indiſche Bibliothek, hat auch zu dieſem entlegenen Winkel Indiens ſeinen Weg gefunden, und iſt hier mit nicht geringer Theilnahme geleſen worden. Es hat mich ſehr gefreut, daraus zu erſehen, daß Deutſcher Fleiß und Tiefſinn, unterſtützt durch die Freigebigkeit Deutſcher Fürſten, in den Stand geſetzt iſt, den Engländern kühn den Fehdehandſchuh hinzuwerfen, und den Deutſchen die Blumen-

gärten Indiens aufzuſchließen. — Dieſe erfolgreichen Bemühungen Deutſcher Gelehrten um die Sanskrit-Litteratur müſſen insbeſondere mich erfreuen, da ähnliche philologiſche Beſtrebungen, namentlich das Leſen des geiſtreichen Werks Ihres verehrten Herrn Bruders, über die Sprache und Weisheit der Indier, meinem Geiſte, der bis dahin ſich in dem tändelnden Studium der Dichter älterer und neuerer Zeit zufrieden gefühlt hatte, einen neuen und mächtigen Schwung gaben, ohne welchen ich vielleicht nicht nach Indien gekommen ſeyn würde. Die Erwähnung dieſer Umſtände wird, hoffe ich, die Zudringlichkeit mit welcher ich, ein Ihnen völlig unbekanntes Individuum, an Sie ſchreibe, einigermaſſen entſchuldigen.

Das Intereſſe und die Vorliebe, die ich immer noch für die Sanskrit-Litteratur, ich möchte ſagen aus Dankbarkeit, fühle, obgleich mein Beruf es mir zur Pflicht machte, ſeitdem ich in Indien bin, alle meine Aufmerkſamkeit und Kräfte auf andere Gegenſtände zu verwenden, treibt mich an, meine Bemerkungen und Einwendungen in Bezug auf verſchiedene Stellen Ihres Werks, Ihnen offen mi···theilen, in der Ueberzeugung, daß ein philoſophiſches Gemüth jede verſchiedene Anſicht, von wem ſie auch herrühren mag, gern berückſichtiget, das Wahre darin annimmt, und das Irrige mit Nachſicht trägt.

Seite 4 (des erſten Bandes) finde ich die Bemerkung, daß die heutigen Mundarten der verſchiedenen Landſchaften Indiens ſämtlich durch Einmiſchung des Perſiſchen, des Arabiſchen und anderer Sprachen aus dem Sanskrit entſtanden ſind. Daß das Sanskrit die Mutter

aller Indiſchen Dialecte ſei, iſt eine durch Carey verbreitete, und noch jetzt häufig angenommene irrige Meinung (1). Das Tamuliſche iſt eine vom Sanskrit völlig unabhängige Indiſche Urſprache, deren ſehr vollkommene erſte Grammatik auf Anſtiften Pandions, Königs zu Madura, (?) zuerſt aufgeſetzt, und in einer vervollkommneten Geſtalt noch jetzt die einzig authentiſche Richtſchnur der Sprache iſt. Das Tamuliſche hat eine eigene, ſehr einfache Declination und Conjugation, eigne Namen für die Zahlen, eigne Benennungen der erſten Familienverhältniſſe, der Glieder des menſchlichen Körpers und anderer ſichtbaren Gegenſtände; — welches alles unzweideutige Kennzeichen einer ſelbſtändigen Originalſprache ſind. Ich läugne damit nicht, daß ſehr viele Sanskritwörter in die Tamuliſche Sprache aufgenommen ſind, aber in vielen Fällen unnöthiger Weiſe, und der Sudra, der ſeine Sprache wohl ſtudirt hat, vermeidet die Sanskritwörter eben ſo ſehr, als der patriotiſche Deutſche franzöſiſche und andere fremde Wörter vermeidet; obgleich Sanskritwörter dem Tamulen unentbehrlich ſind, um religiöſe und wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu bezeichnen. Aber auch in dieſem Falle behauptet die Tamuliſche Sprache ihre Unabhängigkeit, indem ſie Regeln aufgeſtellt hat, nach welchen Sanskritwörter tamuliſirt werden. Nach der Tamuliſchen Grammatik wird z. B. aus Wiſchnu, Wittunu, aus artam (die Sache, Bedeutung) aruttam, aus mokſcham, mokam, oder wenigſtens motſcham, wodurch viele Sanskritwörter ganz unkenntlich werden. Mein Mitarbeiter, K. Rhenius, hat eine Tamuliſche Grammatik geſchrieben, die, wie ich hoffe, bald im Druck erſcheinen wird, und er wird dann

die Ehre haben, Ihnen, als einen Beweis seiner Achtung, ein Exemplar zuzusenden. Da diese Grammatik aber, der Natur der Sache nach, mit dieser Untersuchung nichts zu thun hat, so werde ich mit Freuden meine Gründe schriftlich weiter aus einander setzen, wenn dieser Gegenstand einiges Interesse für Sie haben sollte.

Seite 83 steht die Vermuthung, daß die Schreibung: Bramine, statt des classischen: Brachmane, wahrscheinlich von französischen Missionaren herrühret. Die Engländer in Bengalen schrieben zu verschiedenen Zeiten: Brahman (As. Res. Voll. I. und II. passim), Brahmen, (As. Res. Vol. III.) *Brahmin*, (As. Res. Vol. IV. p. 330, und Brahmana p. 206) und jetzt scheint die Schreibart Bramhun vorzuherrschen; — ein Beweis, daß in den jetzigen Indischen Mundarten die alte Form nicht erhalten worden ist. Im Tamulischen heißt das Wort Bramenen oder nach den Buchstaben Biramenen. In der Prosa Brahmane oder Brachmane einzuführen, würde, däucht mich, eben so affectirt klingen, als wenn man nicht mehr: die Römische Kirche, das Römische Reich, sondern: die Romanische Kirche, das Romanische Reich sagen wollte, weil es im Lateinischen Romanus, a, um, heißt. Die jetzigen Braminen sind doch wahrlich nicht, was man sich gewöhnlich unter den Brachmanen vorstellt! (a) Gegen die Vermuthung, die Seite 147 und 148 aufgestellt ist, daß die Perser und Indier lange nichts von einander gewußt haben, hege ich starke Zweifel; es würde mich aber viel zu weit führen, sie hier aus einander zu setzen.

Seite 233 stellen Sie die Vermuthung auf, daß das

verneinende *a*, wie dem Griechischen und Indischen, vor Alters allen deutschen Mundarten gemein gewesen sei, und später durch die Partikel *un* ersetzt worden. — Ich würde im Gegentheil gesagt haben, daß die verneinende Partikel in allen diesen Sprachen ursprünglich *an* war, wovon das *n* in Zusammensetzungen mit Wörtern, welche mit einem Selbstlauter anfangen, beibehalten wurde, aber vor Mitlautern wegfiel. Die rauheren Germanischen Mundarten, und die Lateinische Sprache behielten das *an* (in, un) ohne Bedenken in jedem Falle bei. Wäre *a*, und nicht *an*, die ursprüngliche Form, so würde der Tamule gewiß nicht anâdhi, Anfangslosigkeit, anandham, Unendlichkeit sagen, sondern awâdhi, awandham, weil es eine Grundregel der Tamulischen Sprache ist, keinen Hiatus zu dulden, sondern zwischen zusammenstoßenden Selbstlautern entweder w oder j zu setzen; ohngefähr wie im Worte Averrnus, nur mit dem Unterschiede, daß hier das v sich vom Äolischen Doppelgamma in ἄϝορος, herschreibt. Daß *an* die ursprüngliche Form war, wird außer Zweifel gesetzt durch die Existenz der verlängerten Formen ἄνευ, und o h n e, woran sich erweislich das Wort *sine* anschließt.(3)

Die, S. 235—237, aufgestellte Vermuthung, daß einige Stämme der Deutschen in ihren Ursitzen zurückgeblieben seyn möchten, erschien vor etwa acht Jahren noch meiner erhitzten Phantasie als Gewißheit, und ich wäre damals jeden Augenblick bereit gewesen, mit dem Herrn von Humboldt die damals schon entworfene Reise nach Tibet zu machen, denn was würde schöner, und für die vergleichende Sprachkenntniß interessanter und lehrreicher gewesen seyn, als in einer Bergschlucht des Himalaya eine

Colonie Deutſchredender Brüder anzutreffen, ungefähr wie ſich im Thale Engadin eine Colonie Romaniſch redender Menſchen, oder in Malta ein Ueberreſt einer merkwürdigen Arabiſchen Mundart erhalten hat? — Ich war damals von dieſer Idee, und von allem, was mit der Sanskrit-Litteratur in Verbindung ſtand, ſo eingenommen, daß ich es einem jedem ſehr übel genommen haben würde, der ſo indiscret geweſen wäre, dieſe Idee zu beſtreiten, oder überhaupt meine »guten Indier« anzutaſten. Ein würdiger Mann, deſſen Bekanntſchaft ich in dieſer Periode zu machen das Glück hatte, brauchte, in Rückſicht meiner Vorliebe, den zwar nicht ſehr äſthetiſchen, aber ziemlich treffenden Ausdruck, daß ich, ſo oft ich auf das Sanskrit zu ſprechen käme, wie ein Haufe Stroh auflohderte. Aber reifere Erfahrung hat ſeitdem dieſe Glut ſehr abgekühlt! Ein vergleichender Blick auf die Urſachen und die Natur der früheſten Völkerzüge hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß die verſchiedenen Familien, von welchen das Menſchengeſchlecht abſtammt, aus Perſien, der Wiege des Menſchengeſchlechts, (i) durch die anwachſende Menſchenmenge genöthigt, in verſchiedenen Perioden, aber meiſtens ohne ſich zu zerſplittern, nach den verſchiedenen Himmelsgegenden auswanderten, und durch die ihnen nachfolgenden Menſchenmaſſen, immer weiter, bis an die Enden der Erde, bis Irland und Schottland, — bis Japan, Kamtſchatka, und endlich bis Amerika gedrängt wurden; ja, daß die am früheſten auswandernden Völker, wie die Celten, Germanen und andere, durch Vermiſchung mit andern Völkern, in weit von Perſien entfernten Ländern, ihre Sprache erſt recht ferm-

ten, ſo daß an einen Ueberreſt der Deutſchen Sprache in dem Aſiatiſchen Mittelande gar nicht zu denken iſt. Das Gerücht, daß in der Gegend des Ararat Deutſch geſprochen würde (zur eher vor der Zeit, wo der Lobgeſang auf den heil. Anno verfertigt wurde), erſcheint mir eben ſo verdächtig, als die Behauptung des Hieronymus, daß die Sprache der Galater in Kleinaſien, und die der Trevirer dieſelbe ſei. Hieronymus kannte wohl ſchwerlich Eine Sprache dieſer zwei Völker; er fand ſie beide rauh, und hielt ſie folglich für eine und dieſelbe Sprache. Auch in Trier wurde Deutſch geſprochen, (!) und die Trierer waren ſtolz auf ihren Deutſchen Urſprung; es iſt aber durchaus kein Grund da zu vermuthen, daß die Gallograeci Deutſche oder auch nur mit Deutſchen Stämmen vermiſcht waren, denn die Rede des Cn. Manlius (Livius 38, 17) wo er ſie faſt ganz als Deutſche beſchreibt, beweiſt nichts. Ob die Thatſache mit Rückſicht auf Hieronymus von mir richtig dargeſtellt iſt, bin ich nicht im Stande zu behaupten, da ich ſie vor nicht weniger als acht Jahren in einem Werke Adelungs, deſſen Titel mir ſogar entfallen iſt, das letzte Mal las.

Der von Ihnen ſehr unbillig behandelte Wilford ſagt in den As. Res. Vol. 5, p. 292, als eine bekannte Sache, daß Athenäus Σανδρόκοττος ſchrieb, und Sie ſagen, S. 206: »Nun finde ich endlich, daß die ächte Schreibung Σανδρόκοττος ſich in den Handſchriften des Athenäus erhalten hat,« gleich als hätten Sie eine kritiſche Entdeckung gemacht. — Dies hat mich ſehr befremdet! (5)

Seite 252 u. f. ſuchen Sie die Meinung zu widerlegen, Wodan ſei derſelbe als Buddhu, und läugnen,

daß ſich im Tacitus eine Spur von Wodan finde. — Ich wage Ihnen eine Conjectur vorzulegen, die ich noch in Deutſchland machte, und die ich mich nicht erinnere irgendwo geleſen oder gehört zu haben. Tacitus ſagt in ſeinem trefflichen Werke über Deutſchland, Cap. 3. — Ceterum et Ulixem quidam opinantur, longo illo et fabuloso errore in hunc Oceanum delatum, adisse Germaniae terras, Asciburgiumque, quod, in ripa Rheni situm, hodieque incolitur, ab illo constitutum. Dies kann ſchwerlich etwas anders als ein Mißverſtändniß des Römers ſeyn, der, als ihm der Deutſche von dem viel gewanderten, aus fernen Gegenden gekommenen Odin erzählte, keinen Zweifel hegte, daß dies Wort eine Verſtümmelung des Wortes Ὀδυσσεύς ſeyn müſſe. Daß Odin aus fernen Ländern in die nordiſchen Wälder kam, erhellet aus den Isländiſchen Geſchichtſchreibern, welche bekanntlich erzählen, daß er aus Turkland (Turcomania?) am Caſpiſchen Meere, nach Schweden kam, und die Stadt Sigtuna erbaute, welche die Schweden Äſegarth (Aſioten-Wohnung) nannten. Daß er mit den Römern gekämpft habe, iſt offenbar ein Irrthum. Die etymologiſche Deutung des Worts Wodan, i. e. furor, welche Adam von Bremen angiebt, iſt von wenig Gewicht. Wir wiſſen ja, wie erfindungsreich, aber auch wie unglücklich die Griechen waren, die ihnen unbekannten Indiſchen Wörter in ihrer Mythologie etymologiſch zu erklären, und ganze mythologiſche Hirngeſpinſte hervorzubringen! — Zwar haben die kriegeriſchen, und zum Theil grauſamen Sitten der alten Germanen nichts mit

der harmlosen Lehre des Buddhu gemein, und Wodan und Buddhu, und Wuth und Weisheit stehen sehr weit von einander ab, aber ist es nicht denkbar, daß die vertriebenen Schüler des Buddhu, (deren Häupter sich auch Buddhu nannten), in den unwirthbaren Gegenden, durch welche sie sich mit wilden Bären und noch wilderen Menschen durchschlagen mußten, den kriegerischen Geist der Völker, unter denen sie lebten, annahmen? — Ob sie gleich, nach dem Zeugniß der Isländischen Schriftsteller, durch Weisheit und Güte sich vor den Germanischen Völkern auszeichneten, und Odin ihr Gesetzgeber wurde. Eine höchst auffallende Thatsache ist die frühe und allgemeine Verbreitung der heidnischen Namen der Wochentage und unter diesen des Wodanstages. Auch im Tamulischen heißt die Mittewoche Budhan-küramei, welches, verglichen mit der Benennung desselben Tages im Sanskrit, einen unumstößlichen Beweis liefert, daß Buddhu und Wodan (oder auch Wuden), dieselbe Person ist. Nach meinem Gefühle kann der Stärke dieses Beweises nur ein Gemüth widerstehen, welches von irgend einer Lieblingsidee eingenommen ist, die sich mit dieser Thatsache nicht vereinigen läßt. (6)

In einer Stelle, die ich gerade jetzt nicht wieder finden kann, machen Sie die interessante Bemerkung, es sei eine durch das ganze Morgenland verbreitete Meinung gewesen, daß die bösen Geister durch Wohlgerüche vertrieben würden. (7) — Die Tamulen glauben, daß der übele Geist, pissu, (im Sanskrit pis'ácha) den Geruch der Leichname sehr liebe, und sich daher immer in

der Nähe abgeschiedener Menschen, oder in ihren Leichnamen selbst, und an den Oertern, wo solche verbrannt werden, aufhalte.

Als Nachschrift muß ich, in Rücksicht auf das, was ich vorhin vom Hieronymus sagte, mich deutlicher erklären, und erwähnen, daß ich die Galater für Gallobelgischen Stammes halte, und da die Belgier Germanischen Ursprungs waren, so möchte Hieronymus, der sich lange in Trier aufhielt, einigermaaßen Recht gehabt haben. (Siehe: Polybius Geschichte, Lib. 5. p. 425. ed. Paris. 1609. — und Steph. Byzant. sub voc. Τεκτόσαγος). Demungeachtet war die Sprache der Kleinasiatischen Gallogriechen und die der Trierischen Germanobelgier gewiß nicht dieselbe.

Anmerkungen des Herausgebers.

1. Ich ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, um eine Ungenauigkeit zu berichtigen. Statt sämtlich hätte ich schreiben sollen großentheils. Die sämtlichen neueren Sprachen des nördlichen und mittlern Indiens, zum Theil über weite Landstriche verbreitet, und schon in beträchtlichem Grade litterarisch angebaut, das Bengali, Hindosthani, Hindi, Panjabi, Gujerati, Mahratta, Kunkuna, Orissa, und so viele andere, haben allerdings das Sanskrit zur Grundlage. Die Gränze geht im Norden bis an das Himalaya-Gebirge, so daß Nepal und Kashmir mit in diesen Kreis gehören; im Westen bis an den Indus, und vielleicht darüber hin-

aus. Sprachen verſchiedenen Stammes, nur durch religiöſe, politiſche und wiſſenſchaftliche Einflüſſe mit Sanskrit verſetzt, ſind dagegen im ſüdlichen Theile der Halbinſel einheimiſch, und zwar dergeſtalt, daß die aus dem Sanskrit abgeleiteten Mundarten an den beiden Küſten ſich weiter ſüdwärts erſtrecken, als im Innern des Landes, wo die Carnataca-Sprache, die Telinga oder Telugu, und die Tamuliſche Sprache von Norden her bis zu der Südſpitze auf einander folgen. Hr. Ellis hat in ſeiner Vorrede zu der Grammar of the Teloogoo Language by Campbell, ausführlich hievon gehandelt. Es fragt ſich nun, ob dieſe Süd-Indiſchen Sprachen zu irgend einem, und zu welchem weiter verbreiteten Stamme ſie gehören? Ob nicht auch im nördlichen Indien vereinzelte kleine Bergvölker jenen verwandte Mundarten reden?

2. Die Schreibung der Europäer von verſchiednen Nationen, ſo wie die heutige ſittliche und geiſtige Verfaſſung der Brahmanen, kümmert mich hiebei nicht im geringſten. Man möge noch ſo viel verſchiedene Arten, den altberühmten Namen zu ſchreiben, willkührlich aufbringen, ſo werde ich nicht von dem Grundſatze abweichen, dieſes und jedes andre Sanskritiſche Wort nach der von S. W. Jones und Colebrooke vortrefflich feſtgeſetzten Methode in unſerm Alphabete ganz genau auszudrücken. Welche Verwirrungen das entgegengeſetzte Verfahren verurſachen kann, davon habe ich (S. 52) an dem eingebildeten Kriege zwiſchen den Bramen und Brachmanen bei Sonnerat ein luſtiges Beiſpiel gege-

den. Ganz unerträglich iſt es vollends, wenn dabei eine Sprache zum Grunde gelegt wird, wie die Engliſche, deren Vocale ſo vielfältig aus der urſprünglichen reinen Tonleiter abgedämpft und entfärbt ſind, und deren Schreibung überhaupt gar nicht phonetiſch ſondern hiſtoriſch iſt, d. h. eine ehemalige Ausſprache bezeichnet. Man vergleiche nur die verſchiednen in England und Frankreich erſchienenen Landcharten Indiens mit einander: unter ſo mancherlei Verkleidungen hat man die größte Mühe die Namen der Landſchaften, Städte, Flüſſe, und Berge wieder zu erkennen. Dieſer wirklich Babyloniſchen Verwirrung iſt nur dadurch abzuhelfen, daß man für alle Namen die claſſiſche Schreibung der Sprache annimmt, welcher ſie urſprünglich angehören, ſei es nun Sanskrit, Arabiſch, Perſiſch oder was ſonſt. Hiemit iſt in W. Hamiltons großem Werke über Indien ſchon ein lobenswerther Anfang gemacht. — Das Beiſpiel von Römer und Römiſch dürfte hier nicht paſſen. Dieſe Namen ſind ſeit anderthalb Jahrtauſenden in unſerer Sprache eingebürgert, in einem Zeitpunkte wo ſie noch ein größeres Vermögen der Aneignung des Fremden beſaß als jetzt. Wir laſſen auch den Namen Indien ſtehen; weil wir ihn ſeit Menſchen-Gedenken ſo überkommen haben, und ſchreiben nicht etwa Bhâratam, Bharata-varsham, Jambudvipam. — Wenn wir uns aber auf Zeugniſſe der Griechen beziehen, ſo wird es wohl erlaubt ſeyn, den Namen der Brahmanen ſo zu ſchreiben wie ſie gethan haben. Ueberdieß iſt die Abweichung kaum merklich, da das h an dieſer Stelle, nach einem Vocal und vor einem Conſonanten faſt nothwendig zum χ wird.

3. Die letzten Zusammenstellungen von ἀνεν mit sine und von beiden mit der untrennbaren verneinenden Partikel setze ich bei Seite: nach meinen Grundsätzen der Sprachvergleichung kann ich nicht darauf eingehen. Mit dem verneinenden a verhält es sich im Sanskrit genau so wie im Griechischen: der Vocal ist kurz, vor einem andern Vocal wird ein n eingefügt. Wenn nun die Grammatiker guten Grund hatten, dieses als ein νυ ἐφελκυστικὸν zu betrachten, so gilt dasselbe im Sanskrit, um so mehr, da nach einem allgemeinen durchgehenden Gesetz dieser Sprache, so oft in der Zusammensetzung der Wörter ein schließender Consonant des ersten Bestandtheils ausgestoßen wird, Verlängerung des vorhergehenden Vokals erfolgt. Die kurz bleibende Quantität widerspricht also der Annahme eines ursprünglichen an. Die aus dem Sanskrit entlehnten Tamulischen Wörter können noch weniger etwas dafür beweisen: sie sind schon fertig zusammengesetzt herüber genommen, und nicht etwa erst von den Tamulen vermittelst einer trennbaren Partikel an gebildet.

4. Dieses geht weit über die äußerste Gränze hinaus, die ich mit geschichtlichen Untersuchungen zu erreichen hoffe. Würde ich indessen aufgefordert, meine Ansicht über eine so wenig mit Gewißheit auszumachende Frage darzulegen, so würde sie entschieden verneinend ausfallen. Persien scheint mir die Eigenschaften eines gemeinsamen Mutterlandes vieler Völker durchaus nicht zu besitzen: man müßte uns denn in eine weit entfernte Vorzeit zurückweisen, wo Klima und Boden ganz anders

beſchaffen geweſen wären, als in dem geſchichtlichen Zeitraum.

5. Der Verfaſſer des Briefes wird mich nach Leſung des letzten Heftes dieſer Zeitſchrift noch weit unbilliger gegen den verſtorbenen Wilford gefunden haben, als nach der früheren Erwähnung. Ich weiß mir aber nicht zu helfen: ich muß das Apokryphiſche zurückweiſen, wo ich es antreffe; insbeſondere, wenn ich ſehe, daß es ſo verführeriſche Reize hat, und daß jede ſchwärmeriſche Hypotheſe wie eine Armida in dem Lager unſerer gelehrten Kreuzfahrer erſcheint. Die Entdeckung ſtelle ich gern ihrem Eigenthümer zurück. Nur finde ich meinerſeits die Foderung nicht billig, alles in Wilfords verworrenen Abhandlungen erwähnte ſolle beſtändig meinem Gedächtniſſe gegenwärtig ſeyn. Uebrigens war meine Bemerkung doch nicht überflüßig, da in der neueſten und vorzüglichſten Ausgabe des Athenäus die Leſeart Σανδρόκοττος noch nicht in den Text aufgenommen iſt. Ueberhaupt wird es rathſam ſeyn, wo es auf genaue Beſtimmung ausländiſcher Namen in den klaſſiſchen Autoren ankommt, auf die älteſten Ausgaben zurückzugehen, da ſich hiebei nach den Abſchreibern die Herausgeber aus Unkunde der Sprachen ſo viele Willkühr erlaubt haben. Es fehlte ja nicht viel, ſo hätte man uns überall einen Ἀνδρόκοττος hinein emendirt.

6. Ich bin mir nicht bewußt, von irgend einer Lieblings-Idee eingenommen zu ſeyn, kann aber dennoch die eben angeführten Gründe nicht für einen unumſtößlichen

Beweis anerkennen. Die Vermuthung über jene merkwürdige Stelle des Tacitus hatte mein Bruder, Friedrich von Schlegel, in seinen Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Litteratur vorgetragen: vermuthlich ist aber dem Verfasser des Briefes diese Schrift nicht zu Gesichte gekommen, und beide haben, unabhängig von einander, denselben Gedanken aufgefaßt. Die unvollkommene Aehnlichkeit zwischen Odin und Ὀδυσσεὺς verschwindet ganz, wenn jener Name damals noch nicht Odin, sondern Woden lautete. Mein Bruder hat in dem neuen Abdruck der erwähnten Schrift in der Sammlung seiner Werke meine abweichende Ansicht in einer Anmerkung (B. I. S. 246.) erwähnt, sonst aber nichts an seiner Darstellung verändert. Es ist nicht ganz genau, wenn er sagt, die Angelsächsischen Könige hätten ihr Geschlecht vom Odin abgeleitet. Von ihrem Stammvater Woden, einem Könige in Altsachsen, allerdings; sie nannten sich Wodeningas. So lautet es überall in der Angelsächsischen Chronik. Wenn aber die dort aufgestellten Stammtafeln ächt sind, und bis auf Woden zurück haben sie in der That ein urkundliches Ansehen, so hätte jener Alt-Sächsische König ungefähr anderthalb Jahrhunderte nach dem Tacitus gelebt. Auf tausend Jahre nach diesem Geschichtschreiber finden wir immer nur Woden und nirgends Odin, ausgenommen in der bekannten Abschwörungsformel nach Eckharts Lesart: Saxn-Ote. Diese grammatisch zu rechtfertigen, scheint unmöglich. Hr. J. Grimm möge entscheiden.

Bei dem Namen Woden kommt es freilich zuvörderst darauf an, welcher Sprache er angehört. Ist er Deutsch,

wie die Namen der beiden andern Götter, so ist die Erklärung Adams von Bremen keine etymologische Vermuthung, es ist die Sache selbst, eine bloße Uebertragung des Sinnes in das Lateinische.

Nun bleibt noch die Benennung des vierten Wochentages: Wodens-dag, noch im Engliſchen Wednesday, im Niederländiſchen Woens-dag, zu erörtern. In dieſer Verbindung wird der Name auf den Planeten Mercur bezogen: dies Mercurii. Im Sanskrit heißt derſelbe Wochentag in derſelben Beziehung Budha-vâras. (बुधवारः) Aber man bemerke wohl, daß ungeachtet einer oberflächlichen Aehnlichkeit der Name des Planeten von dem des Religionsſtifters weſentlich verſchieden iſt. Der Regent des Merkur, ein Sohn des Mondes, heißt Budhas; der Prophet, Buddhas, der beſonnene, weiſe; beide Wörter ſind zwar von derſelben Wurzel abgeleitet, doch jedes auf eigene Weiſe. (Vergl. B. 1. S. 254.) Auch haben die Anhänger des Buddhas, ſo viel ich weiß, niemals dieſem den Planeten Merkur zugeeignet.

Es fragt ſich ferner, wie alt bei den Indiern die Eintheilung des Jahres in fortlaufende Wochen von ſieben Tagen iſt. Die urſprüngliche und einheimiſche Eintheilung war die des Monats in zwei Hälften: die lichte Hälfte vom Neumond bis zum Vollmond, die dunkle vom Vollmond bis zum Neumond. Hierin ſtimmt der Indiſche Kalender mit dem Tuſciſchen und Römiſchen überein: denn die Idus hatten keine andere Bedeutung. Alle Zeitbeſtimmungen in den Geſetzen des Manus beziehen ſich auf dieſe Eintheilung. Das älteſte Indiſche Buch,

worin ich mich erinnere, die Wochentage erwähnt gefunden zu haben, iſt der Hitopadeſas. Der heuchleriſche Schakal weigert ſich, die Schlinge zu zerbeißen, worin ſein Freund, die Gazelle, gefangen iſt, weil es ja Sonntag ſei, und er an dieſem Tage die aus Sehnen verfertigte Schlinge nicht anrühren dürfe. Hierin liegt noch eine mir nicht verſtändliche Anſpielung auf eine religiöſe Secte, bei der es vorſchriftlich war, ſich am Sonntage animaliſcher Speiſen zu enthalten *).

Die Eintheilung in Wochen hat zwar eine aſtronomiſche Veranlaſſung, nämlich die vier Phaſen des Mondes; die Zueignung der einzelnen Wochentage aber an die ſieben Planeten, wobei die Reihenfolge auf den erſten Blick willkührlich erſcheint, weil ſie weder mit der wahren noch mit der eingebildeten übereinſtimmt, beruht auf einer aſtrologiſchen Vorſtellung. Es wurde nämlich behauptet, die Planeten wechſelten in ihrem Vorſitz nach den vier und zwanzig Stunden des Tages; demjenigen nun, den die Reihe traf, über die erſte Stunde des Tages zu walten, wurde dieſer ganze Tag zugeſchrieben, und ſo kam mit ſprungweiſe fortgehender Anordnung ein ſiebentägiger Wechſel heraus. Auch hierin gibt ſich die Eintheilung nach Wochen als den Indiern fremd zu erkennen; denn

*) Hitöp. ed. Lond. p. 18. Sir W. Jones und Wilkins haben beide den Ausdruck des Originals bhatt'âraka-vâra durch Sonntag überſetzt, wofür die gewöhnliche Benennung âditya-vâra iſt. Jener Name findet ſich nicht in Wilſons Lexikon, nur der erſte Beſtandtheil bhatt'âraka wird durch venerabilis erklärt. Die Anſpielung war auch Hrn. Wilkins räthſelhaft.

ihre Aſtronomen theilten den Tag in dreißig Stunden. *) Nach obigem ſcheint die gegenwärtig durch den Einfluß der Moſaiſchen, vermöge dieſer der Chriſtlichen, und endlich der Mahomedaniſchen Religion ſo weit verbreitete Eintheilung überall, wo ſie Statt findet, aus einer und derſelben Quelle gefloſſen zu ſeyn, welches ohne Zweifel Aegypten war **).

Mir iſt nicht bekannt, ob eine befriedigende Erörterung darüber vorhanden iſt, auf welchem Wege und in welchem Zeitpunkte dieſe Einrichtung des Kalenders, unabhängig von jenem religiöſen Einfluſſe, zu verſchiedenen Völker gelangt ſeyn mag? Daß die Germaniſchen Stämme vor ihrem Uebertritt zum Chriſtenthum ſie beſeſſen, ſcheint kaum zu bezweifeln; denn ſonſt hätten die Chriſtlichen Prieſter, unter deren Einfluß der Kalender als eine kirchliche Angelegenheit ganz beſonders ſtehen mußte, und die ſo eifrig bemüht waren, alle Spuren des Heidenthums auszurotten, die in den Namen der Wochentage liegende Erinnerung an die alten einheimiſchen Götzen ſchwerlich

---

*) Colebr. An. Ko. p. 22.

**) Waltheri Doctrina temporum Indica im Anhange zu Bayers Geſchichte des Baktriſchen Reiches p. 154.: Unaquaeque dies nomen a planeta habet, et quidem ab eodem, a quo nostri dicuntur. Nominatio ista astrologica originem communem debet Aegypto. Ipse autem cyclus hebdomadum admodum vetus et paene universalis omnium gentium est. — Das letzte ſcheint etwas zu ſtark ausgedrückt; auch das hohe Alterthum, nicht der Erfindung ſondern der Verbreitung, dürfte bezweifelt werden.

geduldet. Wie iſt aber der Kalender der Buddhiſtiſchen Völker beſchaffen? Erkennen ſie die Woche an, oder ſind ſie der alten Indiſchen Einrichtung treu geblieben?

Die Religion des Buddhas hat ſich von Indien aus weit nach Oſten und nach Norden verbreitet. Es hat alſo nichts unwahrſcheinliches, daß Verzweigungen derſelben, und vielleicht ſehr umgeſtaltete Verzweigungen, nordweſtlich bis nach Europa vorgedrungen ſeyn könnten. Nur in Abſicht auf die Germaniſchen Völker ſcheinen mir die bisher vorgebrachten Gründe noch nicht befriedigend.

7. Ich kann mich nicht erinnern, dieſe Bemerkung jemals gemacht zu haben, und die Sache ſelbſt iſt mir völlig unbekannt. Die Vorſtellung von den Piſacha's haben die Tamulen aus der Indiſchen Dämonologie überkommen.

3.

Von

Herrn Karl Heinrich Ritter von Lang

in Ansbach.

In Ihrer Indiſchen Bibliothek, die mich durch ihre Etymologica angezogen, Bd. I. Heft 2. S. 235, finde ich die Aufgabe für einen Bairiſchen Hiſtoriker: »woher hat der Mönch, Verf. des Lobgeſangs vom heiligen Anno, die Sage vom Sprachverkehr der Baiern und Armenier? —«

Vielleicht genügt Ihnen dieſe meine Löſung ganz, oder doch als Mittel, der Spur vollends näher zu kommen.

Ich ſage alſo: der Mönch hat es vom heiligen Hieronymus, und zwar aus ſeinem Commentar über die Epistola Divi Pauli ad Galatas, wo der Kirchenvater erörtert, in wie fern der Apoſtel an die Galater habe Griechiſch ſchreiben können, da doch ihre eigenthümliche Mutterſprache die Galiſche, und zwar dieſelbe geweſen, wie man ſie noch zu ſeiner Zeit in Trier geſprochen.

Geht man aber weiter und fragt, wo hat der heilige Hieronymus dieſes her? ſo antworte ich: abgeſehn, daß derſelbe am Rhein, in Conſtantinopel, in Aſien, ob grade auch in Galatien weiß ich nicht, perſönlich geweſen, auf alle Fälle doch aus Strabo.

Dieſer erzählt Lib. IV. und XII. von den Toliſtobojen in Aſien und den Tectoſagen, daß ſie das alte Galiſche Idiom beibehalten hätten und ſich unter einander wohl verſtänden. Daß aber der h. Hieronymus den Strabo wohl gekannt, läßt ſich überhaupt von der tiefen Litteratur dieſes Kirchenvaters und daraus verbürgen, daß er nach ſeiner eigenen Berechnung mehr als ſechstauſend Autoren verſichert geleſen zu haben.

Dieſes hat nun wahrſcheinlich der Mönch zu ſeiner poetiſchen Fiction benutzt von Geſprächen der Baiern (dafür gelten ihm die Toliſtobojen wegen des ähnlichen Namenslautes) in Armenien und überhaupt in Indien, ein Name, mit dem man es damals, am wenigſten in Gedichten, nicht ſo genau geographiſch nahm.

Iſt der Mönch nicht jünger, als Sie glauben, alſo ſchon aus dem zwölften Jahrhundert, ſo kann ſein Gedicht

nur den Kreuzzug von 1147 bezeichnen, an welchem Baiern Theil genommen. Spätere Chroniſten erzählen den nämlichen Umſtand vom Kreuzzuge im Jahr 1190, wo ich nicht irre Andreas Presbyter, dem aber Marcus Welſer, (Rer. Boicar.) überhaupt ganz und gar widerſpricht.

Daß auch überall nicht die mindeſte Ahndung von einer Bairiſchen Sprache in Armenien geweſen, die Teliſtobojiſche als eine ganz andere auf die Seite geſetzt, erhellet inſonderheit aus Tagenonis Decani Pataviensis descriptio expeditionis Asiaticae, (1190) der alles, was von Tag zu Tage vorgefallen, umſtändlich meldet, immer von gebrauchten Dollmetſchern ſpricht, und dann ſchildert, wie wohl es den Baiern gethan, in Armenien wieder Kreuze und dadurch gleichſam eine Aehnlichkeit der alten Heimath zu finden. Wie viel mehr hätten ſie von einer Gleichheit der Sprache ſelbſt ergriffen werden müſſen! Auch Nicetas, Arnoldus Lubecensis, Otto de S. Blasio, Gotfridus Monachus, ſchweigen von einem ſolchen Umſtande.

Zuſatz des Herausgebers.

Dem verdienſtvollen Geſchichtforſcher, deſſen Schreiben ich vor geraumer Zeit empfing, ſage ich meinen verbindlichſten Dank für die mir mitgetheilten Nachweiſungen. Der Verfaſſer des vorhergehenden Briefes hat ſich auch mit meiner durch den Lobgeſang auf den heil. Anno veranlaßten Frage beſchäftigt, und hat mich ebenfalls an den heil. Hieronymus verwieſen. Nichts iſt, im allgemeinen betrachtet, wahrſcheinlicher, als daß ein Mönch des Mit-

telalters seine historischen Ansichten aus einem Kirchenvater geschöpft haben wird. Die fragliche Stelle aus dem Commentar zur Epistel an die Galater hat Adelung sowohl in seiner ältesten Geschichte der Deutschen (S. 102.) als in seinem Mithridates (Th. II, S. 412) angeführt und erörtert. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß dem h. Hieronymus, ungeachtet seiner gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit, hier eine irrige Angabe entfallen ist. Ich finde nicht, daß die beiden einzigen Stellen, wo Strabo die Galater erwähnt, ihn auf irgend eine Weise zu seiner Behauptung berechtigen konnten. Strabo sagt bloß, die drei Völkerschaften, woraus die Galater bestanden, die Trokmer, Tolistobogier, von ihren Anführern so benannt, und die Tectosagen, Brüder des gleichnamigen Volkes im südlichen Gallien, hätten dieselbe Sprache gehabt. (Τριῶν δὲ ὄντων ἐθνῶν ὁμογλώττων κ. τ. λ.) Die Griechische Sprache machte aber ohne Zweifel schon damals, Fortschritte unter ihnen: woher sonst der Name Gallograecia? Für ein späteres Zeitalter als das seinige konnte Strabo nichts bezeugen. Nun sollen aber die Galater noch zur Zeit des h. Hieronymus Celtisch, und zwar nach der Mundart der Treviter, d. h. der Bewohner von Trier und der Umgegend, gesprochen haben. Es scheint verwegen, einem Zeitgenossen zu widersprechen: aber nach allen historischen Wahrscheinlichkeiten sprachen die Galater damals nichts anders als Griechisch, und die Treviter nichts anders als Lateinisch. Was die letztgenannten betrifft; so behaupte ich es mit der größten Zuversichtlichkeit, wenn auch alle Celtomanen in der Welt dagegen aufstänben. Die Römer verstanden vortrefflich die Herrscherkunst,

alle urſprüngliche Nationalität in den unterjochten Völkern auszulöſchen, ihre eigene Sprache und Sitten überall einzuführen. Nur in dem öſtlichen Theile ihres Reiches mußten ſie dieſes herrſchaftliche Recht der Griechiſchen Sprache abtreten, welche durch die Eroberungen Alexanders und die Macedoniſchen Dynaſtien längſt weit verbreitet und ein allgemeines Werkzeug der Mittheilung geworden war. Sie hätten es doch vielleicht nicht gethan, wenn nicht ihre Großen, ſchon in den letzten Zeiten der Republik, durch eigne Vorliebe für Griechiſche Sprache und Litteratur beſtochen geweſen wären. In Gallien iſt die Verdrängung der urſprünglichen Mutterſprache durch die Lateiniſche erſtaunlich ſchnell erfolgt. Strabo bezeugt, daß die Bewohner des Narbonenſiſchen Galliens, ſchon damals, ſo kurze Zeit nach der Eroberung, Römiſche Sprache und Sitte angenommen hatten (Οὐδὲ βαρβάρους ἐτὶ ὄντας, ἀλλὰ μετακειμένους τὸ πλέον εἰς τὸν τῶν Ῥωμαίων τύπον καὶ τῇ γλώττῃ καὶ τοῖς βίοις.) Wie kann man es nun nach dieſem Maßſtabe glaublich finden, daß die Trevirer in einem Mittelpunkte Römiſcher Anſiedelung und Cultur, denn Auguſta Treverorum war ja die Hauptſtadt des Belgiſchen Galliens, vier Jahrhunderte ſpäter noch Celtiſch geſprochen haben ſollen? Ich denke beweiſen zu können, daß vor den Einbrüchen der Germaniſchen Völker, welche eben zur Zeit des h. Hieronymus begannen, die Celtiſche Sprache ſelbſt in den entfernteſten Winkeln Galliens gänzlich erloſchen war. Nirgends hat ſich hier, wie in Cantabrien, wo freilich die Römer niemals geherrſcht hatten, die alte Landesſprache erhalten. Die Nieder-Bretagner ſind, wie be-

kannt, um die Mitte des fünften Jahrhunderts aus Britannien herüber gekommen. Daß Celtiſche Wörter in die beiden Romaniſchen Sprachen, die ſich in Gallien bildeten, Eingang gefunden, wird hiemit nicht geläugnet; aber zuverläßig waren ſie zuvor als Provinzialismen in der Lateiniſchen Bauernſprache eingebürgert.

Doch mit der Richtigkeit jener Angaben des Kirchenvaters verhalte es ſich wie es welle *), ſo kann ich darin nur einen loſen Zuſammenhang mit der fraglichen Stelle in dem Lobgeſange auf den heil. Anno wahrnehmen. Daß die Baiern von Seiten der Abſtammung mit den Celtiſchen Bojern nichts zu ſchaffen haben, verſteht ſich von ſelbſt. Der Name dieſes Volkes, der ſo viel ich weiß, nicht vor der Mitte des ſechſten Jahrhunderts vorkommt, iſt mir räthſelhaft. Liegt darin eine Bezeichnung nach den ehemaligen Wohnſitzen der Bojer? Aber warum dann *Baju*-warii, wie es urkundlich in der Sammlung ihrer Geſetze lautet? Hieraus iſt das ſpätere Bawari verkürzt. Die Schreibung ſchwankt vielfältig: Bojo-arii ſcheint eine abſichtliche Annäherung an die vermeinte Ableitung zu ſeyn. Indeſſen ſind doch die Baiern nicht erſt ſeit Aventinus von neueren Gelehrten,

---

*) Nach Einſicht der Stelle finde ich, daß er ſich doch mit manchen Beſchränkungen ausdrückt: Unum est quod inferimus, et promissum in exordio reddimus, Galatas excepto sermone Graeco, quo omnis Oriens loquitur, propriam linguam eandem *paene* habere quam Treviros, nec referre si aliqua deinde corruperint, quum et Afri Phoenicum linguam nonnulla ex parte mutaverint.

welche reineres Latein zu ſchreiben glaubten, wenn ſie einen bei den claſſiſchen Autoren vorkommenden Namen unterſchoben, Boji genannt werden. Dieß kommt ſchon bei Schriftſtellern des Mittelalters vor. (Eckhart Commentar. de R. Fr. Or. T. I. p. 193.) Wenn alſo die Tolistoboji als ein Theil der Galater erwähnt werden wären, ſo konnte der gute Pfaffe wohl darin die Baiern zu finden glauben, wiewohl nach Strabo jener Name ſelbſt mit dem Namen der Celtiſchen Boji nichts gemein hatte. Aber der h. Hieronymus nennt ja die Toliſtobogier nirgends.

Jünger als aus der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts kann der Lobgeſang ſchwerlich ſeyn. Hr. Grimm (Deutſche Gramm. Erſte Ausg. S. LXIX.) ſetzt ihn ebenfalls dahin.

4.

Anonymer Brief aus Paris.

Monsieur,

L'annonce contenue dans le 3e cahier de la Bibliothèque Indienne a excité le plus vif intérêt parmi les académiciens. On attend avec impatience la publication de Votre Etymologicum novum. Dans l'intervalle Vous permettez p. 275 à Vos amis de Vous

communiquer leurs observations, et nous allons faire usage de cette permission. En premier lieu il nous semble que Vous n'êtes pas encore assez d'accord avec Vous-même sur la grande et essentielle question, de savoir: »Si toutes les langues ne sont qu'une langue, c'est à dire, des émanations, des dialectes d'une seule langue primitive (qui, selon H. Grotius, serait partout et nulle part) ou non. — P. 281, *nullis machinis* etc., Vous Vous déclarez formellement contre cette opinion: mais p. 277 Vous admettez *primaevam mortalium linguam, ceterarum matrem communem*, et p. 291 Vous nous donnez l'idée de *fons et rivuli*, qui, moyennant une petite extension du *mutatur hominum sermo* p. 288, des *vocabula detorta* p. 285, et des *inventa a lege naturae non pendentia* p. 287, pourrait bien nous conduire à une mère commune, malgré l'insuffisance des machines de la page 281. Peut-être trouverez Vous à-propos de mitiger un peu ce dernier passage: le *nullis* ne serait-il pas trop peremtoire? Si, comme Vous croyez, notre âge ne possède pas les machines requises, un âge postérieur peut se les procurer.

Vous dites p. 284, *quo doctior est linguae alicuius grammatica, eo sincerior est existimanda* (scil. *lingua*). Joindre *doctus* et *sincerus* n'est pas commun: on les opposerait plutôt, par la raison qu'on n'aimerait pas joindre *rudis* et *corruptus*. Vous avez senti cela p. 294, où vous opposez *simplex* et *subtilis*. Or si *simplex* marche avec *sincerus*, *doctus* sera forcé

de marcher avec *subtilis ;* mais la *subtilité* ne peut guère être la marque distinctive de la *sincérité* ou *pureté*.

Nous ne signons pas ces remarques. Si vous les approuvez, le nom devient superflu. Si vous les désapprouvez, un nom ne changera rien à votre détermination.

Recevez, Monsieur, l'assurance d'une considération très-distinguée.

Theses.

1.

Lingua est una.

2.

Huius sunt, quae vocantur linguae, dialecti.

3.

Variantur vocum formae, non variatur essentia.

4.

Hanc essentiam continent radices, quae constant

5.

elementis, quae fuere ab initio, et

6.

physiologice demonstrari queunt.

7.

Dialectorum inde est analogia universalis, ac gentilitia.

8.

Illa sequenda in rebus linguae, haec in rebus ethnologiae.

9.

Grammaticae non negligendae, sed lexicis postponendae.

10.

Lingua ubique penetrat.

11.

Sine lingua philosophia, immo artes claudicant.

12.

Qui linguam tenet, fundamentum tenet scientiarum.

Antwort des Herausgebers.

Monsieur,

J'ai mille excuses à Vous faire d'avoir tardé si long-temps à répondre à la lettre dont Vous m'avez honoré. Votre lettre étant anonyme, je ne pouvais en effet Vous adresser individuellement ma réponse: mais j'avais la voie de l'impression dont je me sers aujourd'hui. Cependant je l'avoue, j'ai différé exprès: avant de prendre la plume, je désirais connaître le nom d'un savant qui prend un intérêt si vif à un genre de recherches qui n'intéressent qu'une fraction infiniment petite du public; un savant qui, s'étant fixé à des opinions contraires aux miennes, me communique ses objections avec tant de ménagement et d'urbanité.

Je m'imagine l'avoir deviné maintenant. Il m'est parvenu certaines thèses manuscrites que je fais imprimer au bas de Votre lettre. Tout me trompe, ou

ces thèses, ainsi qu'un tableau comparatif d'un grand nombre de langues, publié il y a quelques années sans nom d'auteur, sont également de Votre main.

Si j'ai deviné juste, cela ne sera pas inutile pour donner une direction plus particulière à ma réponse; si je me suis trompé, Vous voudrez bien me tirer d'erreur.

Vous me reprochez, Monsieur, de n'être pas d'accord avec moi-même, et d'avoir avancé des thèses qui sont en contradiction l'une avec l'autre. Je tâcherai de m'expliquer cette fois-ci avec autant de précision qu'il me sera possible.

J'ai parlé *d'une langue primitive du genre humain, mère commune de toutes les autres*, seulement das la supposition d'autrui, et non pas dans la mienne, comme la construction le fait voir assez clairement.

Aujourd'hui, comme à l'époque où j'ecrivis ces considérations générales sur l'étude de l'étymologie, je pense qu'il est impossible de ramener à une origine commune toutes les langues qui se parlent encore dans les différentes parties du globe, et les langues éteintes dont il existe des monuments écrits. Quand j'ai dit qu'il n'y a aucun moyen pour cela, j'ai entendu *aucun moyen raisonnable*, aucun qu'une saine critique puisse approuver. Car pour des *machines* étymologiques, moyennant lesquelles on peut tordre les mots dans tous les sens, et faire tout de tout, je ne doute nullement que l'on en puisse inventer de nouvelles. Mais cela n'est plus de saison:

nous en avons eu suffisamment; l'étymologie a été assez long-temps un tâtonnement au hasard. Maintenant elle est à la veille de devenir une science: mais afin de la rendre digne de ce nom, il faut renoncer aux hypothèses arbitraires, il faut se résigner à ignorer ce qu'il est impossible de savoir, il faut se borner aux faits et aux conséquences qu'on peut en déduire légitimement.

Remarquez bien, Monsieur, qu'en niant que les langues aujourd'hui répandues sur le globe puissent être derivées d'une seule source, je ne préjuge rien sur l'unité généalogique du genre humain. Je n'ai garde d'entrer dans une controverse étrangère à mon sujet. Je soutiens l'indépendance absolue des récherches historiques de toute autorité étrangère, mais aussi j'évite soigneusement d'empiéter sur le terrain d'une autre science. Si quelque adversaire voulait soupçonner dans ma thèse quelque hérésie des Préadamites, des Coadamites, des Postadamites, ou peut-être toutes les trois à la fois, je lui opposerais la tour de Babel comme mon égide. De quelque manière qu'on veuille envisager cet antique et mémorable récit, il coupe court à toute investigation de la langue ou des langues antédiluviennes.

S'il faut le prendre à la lettre, c'etoit un miracle qui a interrompu tout à coup le cours naturel des causes et des effets. La confusion des langues fut une transformation subite et universelle; elle ne ressemblait donc en rien à ces changemens graduels

et partiels, que les langues éprouvent par le seul laps du temps, et plus encore par la fusion de plusieurs nations en une seule. Or pour remonter à une antiquité dont il ne nous reste ni monument ni témoignage, nous n'avons point d'autre moyen que de suivre en ordre inverse la série des causes et des effets, d'après les analogies que l'expérience nous fait connaître.

Si, au contraire, ce recit n'est qu'une tradition populaire, une fiction allégorique qui, d'un coté, se rattachait à un monument existant à Babylone, au temple, ou plutôt à la pyramide de Belus; qui, d'autre part, fait allusion à un jeu de mot, à une étymologie hasardée du nom de Babel: l'on voit que dans ces temps si anciens, la diversité des langues était déjà si grande, même dans le petit cercle connu au peuple Hébreux, que l'on désespérait d'en pouvoir rendre compte par des voyes naturelles, en soutenant que toutes les nations descendaient d'une seule famille.

Vous m'opposez, Monsieur, une autorité illustre: celle de Hugo Grotius. Permettez moi, avant de passer outre, d'observer que ce grand homme dont j'admire le génie et révère le caractère, était assez mauvais étymologiste, comme il l'a fait voir par sa manière d'expliquer les noms propres des Goths, des Vandales et des Longobardes. (*Nomina appellativa et verba, Gothica, Vandalica et Longobardica, quae in hoc volumine continentur, cum explicatione;* inséré

dans un recueil intitulé *Historia Gothorum etc.*) Mais c'était plutôt la faute de son temps que la sienne.

Vous avez cité vaguement le passage en question: je me suis empressé de la retrouver dans le vaste recueil des oeuvres de Hugo Grotius, afin de voir dans quelle liaison ce savant avait énoncé sa thèse, dans quel sens il l'avait prise, et s'il avait fait connaître par des exemples ce qu'il entendait par ces traces éparses de la langue primitive. Vous n'ignorez pas, Monsieur, qu'à cette époque beaucoup de théologiens soutenaient fermement, ainsi que les adhérents de la loi Mosaique, qu'Adam parlait dans le Paradis la langue hébraique. Je vois avec plaisir que Hugo Grotius a jugé trés-sainement cette doctrine. Il reconnait qu'un dialecte Phénicien ne saurait être considéré comme la langue mère de toutes les autres; que même chez les Hebreux, vu leur généalogie et leur origine étrangère, ce n'était qu'une langue adoptée par suite de leur établissement das la Palestine. *)

---

*) Hug. Grotii *opera theologica*. Tom. I. *Annotationes ad Vetus Testamentum*. pag. 10. Genes. Caput XI. 1. »*Erat autem terra labii unius.*« Eam linguam Hebraei suam dicunt: Syri suam. At Hebraea lingua, lingua est עִבְרִים advenarum e Chaldaea. Haec enim origo nominis Hebraeorum, non ab Hebero. Vide Josue. XXIV. 2. 3. Lingua igitur illa Hebraea Abrahami et ejus posterum incolatu in Cananaea, ad Cananaeam proprius semper propiusque accessit, nec differt a Punica, nisi dialecti quibusdam proprietatibus, ut a viris eruditis-

D'après l'importance que Vous semblez attacher à Votre citation, j'étais curieux de connaître les raisons théologiques, philosophiques, ou historiques qui avaient engagé Hugo Grotius à affirmer qu'il se trouve dès restes de la langue primitive dans toutes les langues humaines. J'ai été bien trompé dans mon attente: ce grand savant n'ajoute pas un mot de plus; il ne fournit pas la moindre preuve d'un fait supposé qui, pour être constaté, exigerait les recherches les plus vastes. Cependant un peu plus bas dans ses notes sur le même chapitre, verset 9, il donne un exemple. Il dit sur le mot Babel: »*Videtur haec vox servata e lingua primaeva, unde manent istae in linguis variis*: βαβάλιον (cunae) balbus, *babil*«. La langue primitive, selon lui, aurait donc été composée d'onomatopées. Depuis H. Grotius cette hypothèse a été reproduite bien des fois comme base d'une théorie générale de l'origine des langues. Mais les faits ne semblent pas la favoriser. Dans les langues les plus parfaites et le plus anciennement cultivées, vers lesquelles notre attention doit se diriger de préférence, les onomatopées ne sont qu'un léger accessoire; un hors-d'oeuvre pour ainsi dire, qui ne touche en rien au fond et à l'ensemble des raci-

simis ostensum est. Quare verius, primaevam linguam nullibi puram exstare, sed reliquias ejus esse in linguis omnibus: nomina autem propria Adami, Evae, et caetera Hebraïco sermone à Mose expressa Hebraeorum causa eodem significatu qui in primaeva lingua fuerat.

nes; très-peu de ces mots grossièrement imitatifs par la répétition des mêmes lettres, ont été reçus dans le style classique. En revanche, dans les langues vivantes les mots de cette espèce naissent du jour au lendemain comme des champignons: le peuple en forme, les enfans en inventent à leur guise. Si le mot français *babil*, peut-être contracté de *balbulus* ou inventé à plaisir, est admis comme un reste de la langue primitive, les mots *trictrac*, *brouhaha*, *tari-fari* et mille autres semblables pourront aspirer au même honneur.

Vous pensez, Monsieur, que si notre siècle n'a pas encore réussi à ramener toutes les langues à une source commune, c'est faute de moyens, qu'un age postérieur pourrait bien se procurer. Vous entendez sans doute par-là une connaissance plus complette et plus exacte de toutes les langues parlées dans les cinq parties du monde, l'examen approfondi des livres écrits dans les langues mortes, la découverte d'anciens monumens enfouis jusqu'ici, et le déchiffrement de ceux qui, depuis long-temps en notre possession, sont restés inintelligibles pour nous, comme par exemple les écritures égyptiennes, les inscriptions cunéiformes, les tables iguvines. Si vous en connaissez d'autres, je Vous prie de me les indiquer.

Ces études conduiront infailliblement à classer les langues d'une manière plus méthodique qu'il n'a été possible de le faire jusqu'à présent; quelquefois elles devront nous engager à élargir le cercle des

peuples dont les langues sont reconnues appartenir à une même famille. Mais plus on pénétrera dans ces affinités si étonnantes qui, pour ainsi dire, nous fournissent une généalogie des nations, plus la ligne de demarcation deviendra tranchée entre les langues qui ne présentent aucune affinité mutuelle, et l'on verra d'autant plus clairement que tout passage de l'une à l'autre est impossible.

Les langues humaines sont infiniment variées par le matériel des mots; mais la dissemblance du système grammatical d'après lequel les langues des différentes classes sont construites, est encore bien plus essentielle, et, dans la supposition d'une origine commune, plus inconcevable.

Si l'on pouvait produire un exemple, attesté par l'histoire, d'une langue qui de la grammaire chinoise eût passé à une grammaire analogue à celle de la langue grecque, et d'une égale perfection, je Vous donnerais gain de cause, au moins pour la possibilité. La formation et le développement des langues les plus parfaites, remonte à une antiquité inconnue; c'est un mystère pour nous, qui semble appartenir à une autre phase de l'esprit humain. Les changemens de grammaire que nous pouvons observer dans les langues savamment construites qui n'ont pas été fixées de bonne heure, ne sont que du déclin. Toutes les langues de nouvelle formation sont d'un rang inférieur aux langues anciennes dont le concours et la désorganisation leur a donné naissance: il a fallu suppléer par l'analyse et les circon-

locutions aux formes grammaticales perdues. Je me réfère à ce que j'ai dit là-dessus dans mes *Observations sur la langue provençale* (pag. 24 — 30) et dans ma *Bibliothèque Indienne*. (Vol. II., p. 28 — 30.)

Sur quoi se fonde Votre espérance qu'on arrivera dans la suite à des preuves plus évidentes de l'identité primitive de toutes les langues humaines? Vous croyez sans doute qu'en formant des vocabulaires d'un plus grand nombre d'idiomes, et des vocabulaires plus complets de ceux dont nous avons déjà quelque connaissance, on pourra y trouver un plus grand nombre de mots qui présenteront une certaine ressemblance dans leurs éléments et dans leur signification. C'est à présumer: selon le calcul des probabilités, les chances heureuses doivent augmenter en raison du nombre des combinaisons possibles. Mais pensez Vous que de tels rapprochements puissent conduire à un aussi vaste résultat?

Je me vois engagé ici à combattre de nouveau la neuvième thèse, contre laquelle j'ai déjà produit des arguments assez décisifs dans ma dissertation latine. Cela ne sera pas inutile, puisque de temps en temps nous voyons paraitre des tableaux comparatifs des langues, redigés uniquemens d'aprés les vocabulaires. A mon avis, la comparaison des grammaires est non seulement infiniment plus importante que celle des mots; mais celle-ci ne saurait être entreprise avec une chance de succès, du moins à l'égard des langues dont l'origine nous est inconnue, que lorsqu'on a constaté par l'examen préalable

des grammaires, qu'il existe une affinité entre les langues à comparer.

De ce que deux langues sont construites d'après le même système grammatical, mais sans analogie spéciale, il en résulte seulement qu'elles appartiennent à la même classe; mais la ressemblance des formes d'inflexion, des modes de dérivation, de ces élémens universels du langage qui entrent dans la composition de toutes les phrases, tels que les pronoms et les particules, prouvent une affinité de famille.

La grammaire n'est que la théorie des règles et des analogies que les nations observent et ont observées dans la formation et l'emploi de leurs langues: elle existe virtuellement, elle a régi le développement du langage depuis un temps immémorial, avant qu'aucun grammairien ne se soit avisé de la rédiger en corps de doctrine. Elle pénètre partout, c'est la loi organique qui, en dirigeant les fonctions vitales, assujetit à une certaine assimilation la matière auditive, si je puis m'exprimer ainsi, dont se compose le corps extérieur d'une langue.

Il s'ensuit que la forme des mots en grande partie dépend essentiellement de la grammaire.

Remarquez de plus que, les lois de l'inflexion, de la formation et de la dérivation étant suivies dans tous les cas analogues, chaque coïncidence grammaticale occupe un espace considérable dans les deux langues comparées, tandis que les ressem-

blances entre des mots isolés, parmi tant de milliers de combinaisons sont restreintes à une seule.

Les formes grammaticales changent aussi, et surtout elles s'usent avec le temps, à moins que les langues ne soyent fixées par des moyens artificiels. Cependant elles sont beaucoup plus stables que les mots, qui varient à l'infini et subissent des transformations à peine croyables, si l'on n'avait pas la preuve historique de leur identité. Ces changemens s'opèrent par le seul laps du temps dans les langues abandonnées à l'influence des causes naturelles sans être savamment cultivées; mais d'une manière bien plus marquée, lorsque, par le changement total dans la situation d'un peuple ou par le mêlange de plusieurs nations, l'époque d'une nouvelle formation arrive.

Les mots sont des individus à longue vie qui voyagent de siècle en siècle et souvent d'un bout du monde à l'autre. Au point ou nous les rencontrons, ils sont vraisemblablement à une distance immense de leur origine, et ont changé bien des fois de son et de sens. Car les transitions d'une signification à l'autre sont souvent tout aussi étonnantes que les changements survenus dans la composition des éléments, des consonnes, des voyelles, des aspirations, du nombre et de la quantité des syllabes, enfin dans la prononciation.

Il peut arriver que deux mots qui n'ont rien de commun dans leur origine, se rapprochent à un seul point de leur longue carrière, et que cette ressemblance, soit à l'égard du son, soit à l'égard de

la signification, ne se fût pas encore manifestée, ou eût déjà disparu, si nous les eussions saisi à une autre époque.

Toute comparaison de mots isolés, entreprise sans connaissance de l'ensemble des langues, est donc superficielle et trompeuse.

L'analogie du Grec et du Latin est frappante: elle a déjà été remarquée par Varron; elle prouve incontestablement une communauté d'origine. Cependant dans la comparaison de deux langues, dont le fond et la forme nous sont si bien connus, il est arrivé souvent à un savant philologue, *H. J. Vossius*, de confondre les lettres et syllabes derivatives avec la parti radicale du mot, et de fonder ses étymologies sur les prémières. Il est vrai que la grammaire grecque et latine, traitée avec un soin infini par les savans anciens et modernes, présente encore de grandes lacunes dans le chapitre de la formation des mots, et dans la théorie du système dérivatif.

L'analyse des mots et leur histoire, lorsqu'on peut la découvrir, font disparaître ces coïncidences accidentelles qui peuvent faire illusion au premier abord.

La ressemblance de deux mots dans des langues différentes n'est pas un fait simple, mais souvent un fait très-complexe, dont on ne peut tirer aucune induction sans l'avoir analysé autant que nos données le permettent.

Ce qui doit rendre encore plus circonspect, c'est que l'importation des mots étrangers dans la plupart

des langues est bien plus forte qu'on ne le suppose généralement. Cette importation peut avoir lieu par le commerce, par les guerres, par des influences littéraires, réligieuses et politiques. Tout en voyant qu'elle existe, nous connaissons souvent trop imparfaitement l'histoire des peuples, pour en suivre les traces. De ce que je vois par exemple qu'une foule de nations nomment le *sel* à peu près comme nous, je me garderai bien d'en conclure qu'elles appartiennent à une même famille, ce qui peut-être serait contredit par l'histoire et les observations physiologiques; j'en conclus seulement que ces nations ont reçu le nom avec la chose, et qu'en dernier ressort l'art de gagner le sel leur vient de la même source.

Le connaissance de la grammaire est donc un préliminaire indispensable avant que l'on puisse procéder avec le secours du dictionnaire à des comparaisons spéciales. Toutefois la connaissance des langues puisée uniquement dans la grammaire et le dictionnaire, est encore très-imparfaite: pour en observer le génie, la vie, le mouvement, il faut les entendre parler, ou les étudier dans les livres écrits.

Sous le rapport des moyens que nous avons de connaitre les langues, on pourra les classer à peu près de la manière suivante:

1. Les langues parlées aujourd'hui ou jadis par des nations savantes, dont la littérature a été transmise à notre temps en totalité, ou en grande partie
2. Les langues littérairement cultivées, dont il ne

nous reste que des fragmens plus au moins considérables. 3. Les langues parlées par des nations qui possèdent ou ont possédé l'art de l'écriture, mais sans l'appliquer autrement qu'aux besoins matériels de la vie, et sans faire des livres. 4. Les langues qui n'ont jamais été écrites par les indigènes, mais auxquelles de savans Européens ont adapté l'alphabet latin avec une certaine méthode, et pour l'enseignement desquels on a composé des livres élémentaires. 5. Les langues dont seulement un certain nombre de mots et de phrases ont été recueillis par les voyageurs avec ou sans le secours d'interprètes.

Les langues de la première classe sont comparativement en petit nombre. Malheureusement plusieurs langues des plus importantes de l'antiquité appartiennent à la seconde. La quatrième classe est devenue nombreuse depuis trois siècles par les travaux des missionnaires espagnols, portugais, italiens, français, allemands et anglais, dont le zèle méritoire dans la sainte cause de la réligion a servi en même temps à l'avancement de la science.

Toutefois, je ne me fierais pas trop aux traductions des Saintes Écritures et d'autres livres de dévotion. Pour connaître le génie d'une langue, sa sphère et ses bornes, il faut voir quelles idées et quelles combinaisons d'idées un peuple est parvenu à exprimer sans secours étranger, avec l'organe de la pensée qui lui est propre. Les traducteurs, à force de fidélité littérale, pourraient bien avoir violenté l'usage; et dès-lors leurs traductions ne seraient pas

comprises, on ne serviraient qu'à répandre des idées erronées. Les respectables Sociétés Bibliques, à cet égard, ont peut-être procédé quelquefois avec trop de précipitation.

L'Asie centrale et septentrionale, l'Afrique, l'Amérique et l'Océanique recèlent encore une foule de langues qui appartiennent à la cinquième classe. Pour s'en occuper avec quelque espérance de succès dans l'étude comparative des langues, il faut attendre qu'elles ayent passé à la quatrième classe. L'on conçoit aisément que les voyageurs qui ont tâché de ramasser à la hâte quelques mots d'une langue inconnue, ont été sujets aux équivoques et aux méprises les plus étranges *). Probablement les sons mêmes la plupart du temps auront été mal fixés. Car notre alphabet defectueux ne suffit pas pour exprimer toutes

*) L'on ne saurait s'exprimer là-dessus avec plus de force que ne le fait un voyageur, homme instruit et éclairé, qui en parle d'après sa propre expérience. J. Crawfurd *History of the Indian Archipelago*. Vol. II. p. 120. «It must be acknowledged, that, in general, there exist innumerable sources of error in any attempts to compile vocabularies of languages with which we are unacquainted; from our own ignorance and unskilfulness, — from the carelessness, — incapacity, and apathy of the natives, and from the incompatibility of the idioms of the European and Indian languages. Ordinary voyagers are seldom or never to be trusted, and endless examples of the ridiculous blunders committed by them might be adduced.»

les inflexions de la voix articulée, particulières à telle ou telle nation; et l'oreille saisit mal des sons entendus pour la première fois que l'on ne saurait prononcer soi-même.

Vous voyez, Monsieur, combien il faut encore de travaux préparatoires, avant que l'on puisse passer en revue toutes les langues anciennes et modernes, afin de les ranger méthodiquement par ordres, par classes et par familles, selon les différens dégrés d'affiliation et de parenté collatérale. Si l'on veut arriver d'emblée au but, en sautant les degrés intermédiaires; surtout si, au lieu d'attendre les résultats de l'examen on les commande d'avance, si l'on veut de toute force trouver la confirmation d'une opinion favorite, on ne fera que des systèmes en l'air. L'exemple des Celtomanes et de tant d'autres étymologistes qui leur ressemblent doit nous servir d'avertissement. L'erreur commune à tous les Celtomanes était, de considérer le jargon de la Basse-Bretagne comme l'ancien et par Celtique. Quelques-uns ont poussé leur hypothèse jusqu'à ériger ce dialecte en langue primitive du genre humain; les autres se sont contentés de peupler, contre les témoignages de l'histoire, l'ancienne Europe uniquement de Celtes. Ils ont par conséquent dérivé hardiment le Grec, le Latin et l'Allemand du Bas-Breton, comme si cette dernière langue était la mère des autres, tandis que, selon moi, elle n'en est pas même la cousine à la mode de Bretagne.

Une méthode vraiment scientifique n'a été appliquée que depuis peu à l'étude comparée des langues et de leur formation. Mais déjà M. Raynouard en France, M. Rask en Danemarc, chez nous MM. W. de Humboldt, Bopp et Grimm, ont donné des modèles en ce genre que je m'estimerais heureux de pouvoir imiter.

J'ai été long dans mes explications sur le point principal: je pourrai répondre plus brièvement à vos autres objections. Vous pensez que *doctus* et *sincerus*, *rudis* et *corruptus*, ne s'accordent pas bien ensemble. Pardonnez-moi, Monsieur, l'histoire nous prouve que ces deux épithètes peuvent très bien s'appliquer à la même langue. La langue *romane rustique* était une corruption du Latin dans les différentes provinces de l'empire romain; elle était *rudis*, un jargon grossier et informe, jusqu'à ce qu'il en sortît par la culture littéraire la langue provençale, italienne, espagnole et française. L'anglais, né de la corruption de l'Anglo-Saxon et du vieux Français, était *rudis*, grossier et informe, depuis l'invasion des Normands jusqu'au temps de Chaucer et au delà. Il en a été partout de même. — *Sincerus* dans la phrase citée n'est pas opposé à *ornatus*, *fucatus*, mais à *mixtus*, *adulteratus*.

La structure savante d'une langue me paraît une preuve de sa pureté, parce que toutes les langues mixtes de formation récente, sont à cet égard bien infé-

sieures aux langues anciennes dont elles sont issues, et dont la formation remonte à des temps inconnus. Au reste j'entends par langues savantes non pas celles qui ont été savamment cultivées, mais celles à la formation desquelles un instinct admirable a présidé, dont quelque fois des nations très-peu lettrées ont été douées. C'est ainsi qu'on peut dire que les mendians à Rome chantent savamment à quatre parties, quoiqu'ils ignorent la théorie de la musique et n'ayent jamais appris à lire une note. Les Goths n'avoient d'autre littérature que de la poésie: la traduction de l'Écriture par Ulfilas est probablement le premier livre en prose qu'ils ayent essayé de faire. Mais les formes d'inflexion et de dérivation sont très-savantes: les analogies y sont suivies avec une grande régularité, les nuances les plus délicates y sont distinguées. Sous ce rapport le Gothique est infiniment supérieur à l'Allemand moderne. En même temps c'est une langue simple: pour la déclinaison elle peut rivaliser avec le Grec; mais la conjugaison est réduite à deux temps en deux modes: le présent et le prétérit de l'indicatif et du subjonctif. Les Goths n'avaient pas de futur et s'en passaient. Nous n'en avons pas non plus, mais nous avons appris à y suppléer par des verbes auxiliaires. Les distinctions grammaticales se sont constamment émoussées pendant quatorze siècles, comme M. Grimm l'a admirablement démontré; l'esprit analytique a réparé ces pertes par divers moyens. L'Allemand moderne est donc une langue peu savante dans sa structure, mais savamment cultivée; le Go-

thique était une langue originairement savante et simple en même temps.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

5.

Aus einer französischen Provinz-Stadt.

Monsieur,

Je suis presque tenté de croire au développement actuel de quelque mystère, en considérant que la lecture du passage où Monsieur Ballanche dit, dans son ouvrage, que vous avez prouvé que la question de l'origine du langage devait être traitée historiquement, a suivi de quelques jours la découverte que je viens de faire que l'histoire entière du monde, depuis son origine, et depuis la Chine jusqu'à la Russie ou le Pole, n'a été exactement jusqu'à ce jour qu'une parfaite imitation de la vie d'un homme, selon son cours le plus ordinaire. C'est la connaissance acquise par l'étymologie grecque de l'explication du génie allégorique et symbolique des anciens, qui m'a conduit depuis trois ans à cette singulière découverte. Son principe seul, qu'on ne peut contester, en pousse l'évidence au plus haut degré.

La Chine, *hiatus*, de χαίνω, *hisco*, représente l'enfant-monde, ouvrant la bouche pour respirer et se nourrir.

L'Égypte, *activitas resupina*, Αἰγύπτιος, de αἴξ, αἰγὸς, *capra*, le grand symbole de la vivacité d'esprit, dans le langage allégorique, et de ὕπτιος, *resupinus*, représente l'enfant-monde au berceau, soumis comme on sait qu'étaient les Égyptiens.

La Babylonie, inarticulation des paroles et confusion des pensées, de *baba*, *vox inarticulata*, et ὕλαν de ὕλη, *materia*, *sylva*, symbole des idées croissantes comme des arbres.

L'Assyrie, qui avance vers l'ordre et l'arrangement des idées: de ἄσσον, *prope*, et ἔρσον, *sarus*, les cellules hexagones.

La Médie, qui commence à méditer en soi-même, à former des desseins, de μέδος, *consilium*.

La Perse, la première jeunesse, fougueuse, emportée, de πέρθω, infinitif actif πέρσαι, *vasto*.

La Grèce, la jeunesse qui a acquis de l'expérience: de γραῖα, *anus*, une vieille, symbole de l'expérience qui est derrière nous.

L'Attique, qui atteint la perfection en tout: de ἄσσον, *propius*, vel ἅσσω, *prosilio*, et τίνη pro δίκη, *jus*, *justitia*.

Les neuf autres voyages de Pausanias en Grece, représentent les neuf autres principales modifications de l'ame. Corinthe veut dire tentation générale, Lacedemone coërcition des penchans de la nature, etc.; tous exactement conformes au caractère connu de chaque pays et de ses habitans.

Athènes, la vigueur florissante: ἀθάνα, *immortalitas*, de α privatif et θάνατος, *mors*.

Rome, la virilité forte et robuste de l'animal-monde, de ῥώμη, *robur*.

Paris, la maturité de l'âge, le calme des passions, *de aequo, adaequo* *).

La Russie, les rides de la vieillesse, de ῥυσός, *rugosus*.

D'après un exposé si clair et si incontestable, il me semble que l'on peut, sans se tromper, fixer l'origine de la première langue perfectionnée à la langue grecque qui se présente si naturellement à la pensée, au premier rang, que quand on parle d'étymologie, on pense aussitôt à elle et à elle seule. Aussi je puis Vous assurer que tous les noms de l'Univers entier en sont tirés, et cela autres tous les noms hébreux de la Bible.

*) Der Vf. hat hier das Griechische Wort ausgelassen, worauf sich seine Deutung bezieht, und ich weiß es nicht aufzufinden zu machen.

Le seul nom de Nabuchodonosor suffira pour preuve incontestable:

Ναβ-ιν, (?) *thalamus*, retraite, l'intérieur de l'ame.
εὖχ-ος, *gloria*, *decus*.
δον-έω, *agito*, *excito*.
δσ-ιος, *ὁσία*, *expiatio*, *justus*.
ὄρ-α pro οὐρὰ, *cauda*, *agmen extremum*.

ce qui fait: l'intérieur de l'ame rempli de vanité, d'orgueil, excite et provoque une fin expiatoire. Il s'ensuit de là que l'histoire universelle est toute entière dans les noms des choses et des personnes, selon cette parole de la Genèse: »Adam par ordre de Dieu, nomma toutes choses, et le nom qu'il leur donna, était leur nom véritable; et Platon a répété: »les noms ne sont point arbitraires.«

Je suis avec considération
Votre serviteur etc.

Le premier allégoriste de l'Europe.

Scaliger veut dire, qui disèque ou discute soigneusement l'erreur: de *σχάω*, *scalpo*, *λέγω*, *lego*, *colligo*, *numero*, et *ἕλη*, *pro*: *ἄλη*, *error*; comme Voltaire veut dire, louche observateur; de *φολὸς*, *strabus*, et *ὑρέω*, *observo*.

Antwort des Herausgebers.

Monsieur,

En recevant Votre lettre, j'ai d'abord cru, que Vous aviez l'intention de me mystifier; mais au lieu de m'en fâcher, j'ai éprouvé un mouvement de gaité extraordinaire. Ensuite j'ai trouvé Votre nom, tel que Vous le signez, et même Votre domicile, en tête d'un traité sur l'origine des langues. J'ai donc reconnu que Votre lettre n'était pas pseudonyme, je me suis reproché mes mauvais soupçons, et j'ai tâché de m'élever à la hauteur de Vos idées. L'Allemagne abonde en étymologies originales, et en originaux qui sont des étymologies; cependant je puis Vous assurer, Monsieur, que je n'ai jamais rien lu d'aussi original que Votre lettre, même dans les écrits de MM. Kanne etc. etc. Quoique depuis Ménage l'on ait beaucoup travaillé à l'étymologie en France, Vous eclipsez Vos compatriotes. *Barbasan* dérivait le mot de *canaille* de *canum alligatio*; Mr. *Roquefort* ramène le verbe fameux, inventé par Rabelais, *rataconiculer*, à la Taconnerie, place connue dans la ville de Genève, tandis que ce même mot avait fait venir des pensées malhonnêtes à d'autres personnes. Un autre écrivain français nous a fait voir que *barbarus* est composé des mots *barba* et *rus*; étymologie incontestable, puisqu'enfin un homme qui porte une longue barbe et qui demeure à la campagne, n'est qu'un barbare. J'ai lu une descr-

tation manuscrite d'un philosophe très-connu de l'école des Encyclopédistes, où l'étymologie est appliquée au système de Locke et de Condillac, que toutes nos idées viennent des sensations. Ainsi *vivere*, vivre, n'est autre chose que *bibere*, boire; *esse*, être, signifie *esse*, *edere*, manger: car en quoi consiste la vie, si ce n'est à manger et à boire? Je laisse de coté l'Academie Celtique, Pezron, Court de Gebelin, Le Brigant et tant d'autres. Ce dernier cependant cite un fait d'armes étymologiques assez remarquable. Il a converti vingt juifs, et des plus obstinés, à la réligion chrétienne, en leur faisant voir que le commencement de la Génèse n'est que du Bas-Breton tout pur. Cela ne m'étonne pas: il descendait de cette nation belliqueuse des *Brigantes* ou Brigands, dont la résistance donna tant à faire aux Romains. Tout cela est bel et bon, ce sont des éclaircissemens partiels: mais Votre théorie embrasse l'histoire universelle.

Votre étymologie de l'Égypte est singulièrement lumineuse. On n'a qu'à jeter les yeux sur la carte pour voir la ressemblance frappante avec une chèvre couchée sur le dos. Il faut se figurer la tête tournée vers la Nubie: les rochers qui bordent le Nil de ce coté, sont les cornes; l'écume des cataractes, c'est la bave qui sort de la bouche; les deux bras principaux du Nil sont sans doute les jambes que cet animal a coutûme d'écarter et d'élever en l'air; maintenant nous comprendrons facilement, ce que sont les marais du Delta, dont parle Herodote. La

langue Egyptienne aussi, ce me semble, tient du chevrotement. Votre étymologie nous donne la clé de l'histoire. Les révolutions de l'Egypte ont généralement eu lieu autour de Memphis; c'est aussi cette partie inférieure du dos que la chèvre, dans la position indiquée, agite le plus vivement. Les conquérans étrangers ont bien connu le coté faible du pays: tous, Cambyse, Alexandre le Grand, Jules César, Omar, et Bonaparte, l'ont envahi par le Delta. Attaquée du coté de la Nubie, la chèvre aurait pu se relever et dresser les cornes. Avec cela je me moque de la belle découverte de Mr. Rhode *) qui a reconnu une parfaite ressemblance entre le Coptte et le patois du nord de l'Allemagne. Ce serait pourtant assez drôle, si l'on venait à constater que les Hieroglyphes, qu'on est à la veille de déchiffrer après tant d'essais infructueux, ne recèlent que du patois allemand.

Je crains bien que Vous n'ayez quelque difficulté à faire passer Votre étymologie de la Chine auprès de M. Abel-Rémusat. Cependant il y aurait beaucoup à dire en sa faveur. L'écriture des Chinois ressemble en effet prodigieusement à ces figures dont les enfans aiment à barbouiller le papier. Aussi n'est ce qu'une peinture abrégée. L'idée de la discorde est réprésentée par deux femmes vis-à-vis l'une de l'autre, ayant les poings appuyés aux hanches; l'idée du bonheur, à ce que l'on m'assure, par un plat de

*) J. G. Rhode Religionssystem des Zendvolks, S. 5–10.

ris bouilli et une bouche ouverte; celle du gouvernement par une canne de bambou et par un second caractère qui signifie agiter en l'air. La première image décèle une intention satirique d'un age plus mûr; mais les deux dernières sont effectivement naïves et enfantines: ce sont des définitions telles qu'une nourrice eût pu les communiquer.

Si je me laissais aller au plaisir de causer avec Vous, Votre lettre me fournirait un sujet inépuisable de reflexions. Mais je m'arrête, pour ne pas interrompre Vos lucubrations curieuses.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance etc.

P. S. Vous m'obligeriez infiniment, Monsieur, si Vous vouliez me trouver une étymologie plus débonnaire de mon nom. A l'entrée de ma carrière d'écrivain, je me plaisais aux guerres littéraires, mais depuis long-temps je suis devenu pacifique. En Allemand mon nom signifie *maillet*, dont je porte aussi l'image dans mes armes. Remarquez bien que le maillet n'est pas une arme offensive, quoiqu'on puisse l'employer ainsi: c'est un instrument des mineurs pour tirer les métaux du sein de la terre. Cela n'est pas trop mal, et même beaucoup mieux que je ne *mérite*. Mais une étymologie allemande d'un mot allemand doit être essentiellement mauvaise.

V.

An

Herrn Baron Schilling von Canstadt
in Sct. Petersburg.

Vom Herausgeber.

श्रीमच्छिलिङ्ग वन्दे त्वां पृच्छामि कुशलं च ते ।
उत्तरदेशराष्ट्रे हि पण्डिततिलको भवान् ॥
बौद्धानां ब्राह्मणानां च शास्त्रपाठे समाहितः ।
सर्वत्र पुस्तकान्वेषी सर्वभाषार्थज्ञस्तथा ॥
नेत्रं पुराणलेखस्य स्वयं विचित्रकारलिक् ।
चतुरङ्गाढापदे च परीक्षे ऽप्यपराजितः ॥

Anm. Hr. Baron Schilling von Canstadt, Kaiserlich Russischer Staatsrath, aus einem Deutschen Geschlecht, aber in Rußland geboren, ist jener Kenner und Beförderer Asiatischer Forschungen, den ich (S. 47) bezeichnete, ohne ihn zu nennen, weil er es mir damals untersagt hatte. Indessen hat sein Name nicht unbekannt bleiben können: in den Schriften der Asiatischen Societät in Paris ist er vielfältig auf die ausgezeichnetste

Weise und mit dankbarer Anerkennung genannt werden. Hr. B. Schilling von Canstadt besitzt insbesondere eine große Meisterschaft in der Kalligraphie und Paläographie der Ost-Asiatischen Sprachen. Man hat von ihm eine vortreffliche lithographirte Ausgabe zweier Schriften des Confucius. Er hat auf seine Kosten Mandshu-Tartarische Lettern schneiden lassen, die weit vorzüglicher sind als die einzigen bisher vorhandenen in der Königlichen Druckerei in Paris; er hat der dortigen Asiatischen Societät die Matrizen davon zur Anfertigung eines Gusses für ihren eignen Gebrauch geliehen. Der bisher so unzugänglichen Sprache von Tibet ist er bemüht näher auf die Spur zu kommen, und gab mir in der Kürze sehr wichtige Aufklärungen darüber. Die Tibetanische Schrift ist nach der älteren Indischen gebildet: vermöge seiner genauen Bekanntschaft mit jener, war Hr. B. Schilling im Stande alte Sanskritische Inschriften, ohne damals noch die Kenntniß der Sprache zu besitzen, in London richtig eben so zu entziffern, wie es Wilkins früher gethan hatte. Er läßt sich weder Mühe noch Kosten verdrießen, um die seltensten Handschriften entweder selbst zu erwerben, oder doch über ihr Daseyn und ihre Beschaffenheit nähere Erkundigung einzuziehen, und ihre Benutzung für die Zukunft vorzubereiten.

Er hat zu diesem Zwecke Reisen nach Paris, nach Rom und nach London unternommen. Gränzenlos freigebig in seinen gelehrten Mittheilungen hat er mir eine aus dem Nachlaß des bekannten Lebedeff erstandene Handschrift des Hitopadesas geliehen, die mir für die kritische Bearbeitung des Textes, womit ich mich neben

dem Ramayana beschäftige, vortrefflich zu Statten kommt. Hr. B. Schilling brachte nach meiner Zurückkunft aus England einige Tage in Bonn bei mir zu: viel zu kurze Zeit für mich, da seine Unterhaltung mir eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und Anregung war. Dem Gelehrten in einem Fache, wofür keine allgemeine Theilnahme des Publicums zu erwarten steht, kann nichts erwünschteres begegnen, als in den ersten Kreisen der Gesellschaft Bundesgenossen zu finden, die ihren Studien eine so uneigennützige, ja großmüthige Neigung zuwenden.

Indische Verse von einem Europäischen Liebhaber können fast nur für einen scherzhaften Versuch gelten. Was ich aber über das seltne Sprachtalent des verehrten Mannes, über seinen unermüdeten Eifer und seine sinnreiche Entdeckungsgabe in den obigen Versen gesagt habe, ist voller Ernst; und niemand, der ihn näher kennt, wird die mindeste Uebertreibung darin finden. Der letzte Vers enthält eine Anspielung darauf, daß Hr. B. Schilling sich die Fertigkeit erworben hat, Schach zu spielen ohne sein eignes Spiel und das seines Gegners zu sehen: eine Fertigkeit, welche mit der zu einer ausgebreiteten Sprachkunde erforderlichen Kraft des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit, unzählige Combinationen zugleich festzuhalten, genau zusammenhängt.

VI.

Ueber

die Bhagavad-Gita.

Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal.

Aus einem Briefe

von

Herrn Staatsminister von Humboldt.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Die sorgfältigste Benutzung der folgenden Bemerkungen bei einer künftigen, vielleicht bald von mir vorzunehmenden Durchsicht meiner Uebersetzung ist meine persönliche Angelegenheit. Was ein tiefsinniger Denker, ein Kenner der philosophischen Systeme alter und neuer Zeit, der in der Kunst charakteristischer Nachbildung selbst am Aeschylus eine so schwierige Aufgabe gelöst hat, im Sinn oder Ausdruck an meiner Uebersetzung nicht befriedigend findet, kann von mir nicht genau genug erwogen werden. Aber die in dem Aufsatze enthaltenen Betrachtungen über den Geist des Gedichtes, über die metaphysische Terminologie der Indier, und deren Uebertragung in andere Sprachen, haben ein allgemeineres Interesse, und gehen weit über die Prüfung des von mir Geleisteten hinaus. Ich bin deswegen dem Verfasser sehr dankbar für die mir ertheilte Erlaubniß zur öffentlichen Mittheilung. Die Artikel von Hrn. Langlois im Asiatischen Journal über die sechs ersten Capitel der Bh. G., welche die Veranlassung zu einstim-

menden oder berichtigenden Anmerkungen gaben, sind vielleicht nicht allen unsern Lesern bekannt oder gegenwärtig: wo es also nöthig schien, habe ich seine eignen Worte eingerückt. Hr. Langlois hat seitdem mit seinen Kritiken fortgefahren, und zwar auf eine Weise, welche mich bewogen hat, seine Befugniß zum Richteramt etwas näher zu prüfen, und für so viele Bereitwilligkeit im Zurechtweisen ihm den Gegendienst einer gründlichen Zurechtweisung zu leisten. Wenn diese Antikritik nicht anderswo eine schicklichere Stelle findet, so wird sie in der Fortsetzung dieser Blätter erscheinen.

1.

Journal Asiatique Vol. IV p. 109. 111. — Das hier aufgestellte aesthetische Urtheil möchte ich nicht zu vertreten haben. Ich finde in der Gita nichts, wodurch man veranlaßt würde, sie als ein zur Gedächtnißhülfe in Verse gebrachtes Werk anzusehen. Eher läßt sich dies von einem großen Theile des Gesetzbuchs des Manus sagen. Indeß hat es überhaupt mit dem allgemeinen Gebrauch der Verse bei Völkern, deren Weisheit im Beginnen ist, eine ganz andere Bewandtniß. Die Vergleichungen mit Homer und den Griechen, die man leider so oft anstellt, scheinen mir sehr unpassend, dagegen gewiß, daß diese Episode des Maha-Bharata das schönste, ja vielleicht das einzige wahrhaft philosophische Gedicht ist, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweisen haben.

2.

P. 112—114. Der Verfasser hat wohl in dieser Stelle die Yoga-Lehre nicht vollständig schildern wollen. Das von Colebrooke (*Transactions of the Asiatic So-*

ciety, I. p. 24 — 26. 31. 33.) darüber Gesagte, scheint mir bestimmter und erschöpfender. Indeß ist es allerdings richtig, daß diese Lehre mehr auf das Handeln ging, was aus dem, soviel ich sehe, nirgends von Herrn Langlois vollständig entwickelten Begriff *Yoga* entsprang, der, in seiner wahren Tiefe aufgenommen, eine zur Thatkraft werdende Anstrengung des Nachdenkens bezeichnet. Daß aber in der Gita von dem doppelten Charakter der Yoga-Lehre, dem religiösen und praktischen, mehr und vorzüglich der letztere der Sankhya-Lehre entgegengesetzt wird, entspringt aus der Natur dieses Gedichtes selbst. Es ist kein abgesondertes philosophisches Werk, sondern eine Episode einer Epopöe. Der dem Streit entsagende Arjunas, eine in dieser Stimmung wohl nie sonst geschilderte Heldengestalt, soll überzeugt werden, daß er streiten muß. Darum muß ihm die Nothwendigkeit und die Schuldlosigkeit des Handelns, des Kämpfens, ja des Mordens vorgelegt werden, und nie ist das wohl mit größeren, mehr umfassenden, und zur tiefsten Ansicht des Seyns und Nicht-Seyns hinabsteigenden Argumenten geschehen. Darum kehrt in den abstractesten Theilen der Untersuchung immer der Aufruf zum Kampfe wieder, und erhöht durch diesen Contrast selbst die poetische Wirkung.

3.

P. 237. Die Beschuldigung, daß der Dichter vernachlässigt habe, anzugeben, woher Sanjayas das Gespräch des Krishnas mit Arjunas erfahren habe, ist nicht ganz gerecht. L. XVIII sl. 75. sagt Sanjayas selbst, daß er es durch Vyasas Gunst gehört habe. Wenn man aber diese

Stelle genau betrachtet, und auf die Worte श्रुतवान् गुरुप्रसादात् साक्षात् कथयतः स्वयं achtet, so sieht man daß hier nicht von einer Erzählung des Gespräches durch Vyasas die Rede ist, sondern von einem Wunder, durch welches Sanjayas selbst Zeuge desselben wurde. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß Ges. X. 37. Krishnas sich selbst als identisch mit Vyasas darstellt. Diesen Vers hat vermuthlich Hr. L. im Sinn, wenn er (p. 107) sagt, daß der Verfasser der Gita sich selbst Vyasas nenne. Dies scheint mir aber noch bei weitem aus keiner dieser Stellen zu folgen.

Der Name Vyasas bezeichnet meines Erachtens einen allgemeinen Begriff, den aber die Indier nach ihrer Weise ganz persönlich gefaßt haben. Es würde vergeblich seyn zu fragen, wann und wo Vyasas gelebt? Er war der Verkündiger göttlicher Geheimnisse in menschlicher Rede: alles was in dieser Art für heilig galt, ward ihm zugeschrieben. Auch andre Völker des Alterthums haben solche collective Namen verehrt, indem sie die Wirksamkeit ganzer Zeitalter auf einen einzigen übernatürlich begabten Menschen zusammenhäuften. Aber dem Vyasas wird zugleich die Offenbarung der allgemeinen und ewigen Religions-Lehren und der heiligen Geschichte, d. h. der kosmogenischen und heroischen Mythologie beigelegt, indem er zugleich Verfasser der Veda's, des Maha-Bharata und der Puranas seyn soll. Er ist also den Indiern einerseits ein Numa, Tages oder Oannes, andrerseits ein Hesiodus und Homerus. Nur an dem Ramayana des Valmikis hat er keinen Antheil: eine merkwürdige, jedoch hier nicht zu erörternde Ausnahme.

Die Einfassung der Bh. G. läßt überhaupt alle Wahrscheinlichkeiten von Zeit und Ort hinter sich. Wie wäre ein solches Gespräch unter dem Geräusch der Waffen, in dem Augenblicke, wo die Schlacht beginnen sollte, möglich gewesen?

Auch Sanjayas vernahm es nicht natürlicher Weise, denn er ſtand ja in den Reihen der Feinde, ſondern durch die Gunſt des Vyaſas: das heißt, der Dichter, der nicht als ſinnlicher Zeuge, ſondern vermöge einer Art von Allwiſſenheit die Geſchichten der Götter und Helden zu ſchildern vermochte, verlieh ihm dieſe Gabe. Die alten epiſchen Dichter anderer Völker haben ſich wohl öfter ein ſolches übernatürliches Wiſſen zugeſchrieben; ihre Dichtung wurde als Wahrheit gegeben und empfangen; dennoch durfte niemand fragen: woher weißt du das? Homer unterſcheidet ja ganz beſtimmt die Sage von den Eingebungen ſeiner Muſe. Allein ſo ausdrücklich wie bei den Indiern wird wohl nirgends die Kenntniß des Dichters von wirklich vorgefallenen Begebenheiten aus der Beſchaulichkeit abgeleitet. Ehe Valmikis den Entwurf zu ſeinem Heldengedichte machte, wußte er noch nichts von den Thaten ſeines Helden; er verläßt nicht etwa ſeine Einſiedelei, um ſie zu erfragen: in tiefe Betrachtung verſenkt, erblickt er alles auf einmal im Spiegel ſeines Geiſtes, ſo deutlich, wie eine Pomeranze, die man in der Hand hält.

Das erhellet, wie mich dünkt, aus der Erwähnung des Vyaſas am Schluſſe der Bh. G., daß der Dichter ſein Werk an das große Ganze anſchließen wollte, und daß er ſich einer ähnlichen, jenes alten Namens würdigen Begeiſterung bewußt war. In den meiſten Handſchriften des Maha-Bharata wird die Epiſode der Bh. G. ausgelaſſen. Es käme darauf an, ob der Zuſammenhang eine Störung erlitte, oder vielleicht ſich feſter fügte, wenn man ſie ganz wegnähme. In dem Eingange des M. Bh. werden die Epiſoden (upâkhyânâni) beſtimmt von dem Körper des Gedichtes unterſchieden:

उपाख्यानैर्विना तावद्भारतं प्रोच्यते बुधैः ।

Sine episodiis hactenus Bharatea a peritis definitur.

Uebrigens will ich hiedurch der Unterſuchung über das Alter der Bh. G. keineswegs vorgreifen. Die Epiſoden können in verſchiedenen Zeiten hinzugefügt, und dennoch alt und ächt ſeyn. Vom Nalas, einer Epiſode ganz anderer Art, ſcheint mir dieſes ausgemacht. Nicht eben ſo zuverſichtlich möchte ich es von den vier übrigen Epiſoden behaupten, welche mit der Bh. G. zuſammen unter dem Namen der fünf Edelſteine des Maha-Bharata begriffen werden.

Wenn Krishnas, der verkörperte Gott, (Lect. X.) lehrt, er ſei unter allen Gattungen von Weſen das erſte im Range, das Urbildliche, das ſchöpferiſch Wirkſame; wenn er in der Reihe der Beiſpiele ſagt, er ſei Vyaſas unter den Muni's, ſo wäre dieß nach der Vorausſetzung des Hrn. Langlois (p. 107) die unerträgliche Prahlerei eines ſich ſelbſt vergötternden Sterblichen. Umgekehrt würde ich ſagen, der Dichter habe hiedurch wenn irgend etwas auf ſeine Perſon bezügliches, andeuten wollen, daß Vyaſas *nicht* Verfaſſer der Bh. G. ſei. Allein es iſt *nichts als eine* in den Indiſchen Denkmalen immer wiederkehrende Erſcheinung: der allgemeine Hemochronismus deſſen, was doch als nach einander entſtanden geſchildert wird. Ihre wunderbare Vorzeit dreht ſich gleichſam im Kreiſe herum. Dieſes greift tief ein, und ich behalte mir vor, es ausführlich zu entwickeln. Anm. d. Hgb.

4.

Hr. L. bemerkt nichts über den 31. Sloka des erſten Geſanges. Sie überſetzen den erſten Vers deſſelben: atque omina video infelicia, Wilkins eben ſo: *and I behold inauspicious omens on all sides.* Nach beiden Ueberſetzungen, die ſich allerdings mit dem allgemeinen Begriff der Worte des Originals vereinigen laſſen, ſollte man glauben, daß Arjunas beſondre, nicht in der Sache

ſelbſt liegende Unglückszeichen, wirkliche *omina* (Vögelflug, Blitze u. ſ. f.) ſehe. Davon kommt aber ſonſt in dem ganzen Gedicht nichts vor, und dieſe Vorſtellungsart ſcheint ihm überhaupt fremd zu ſeyn. Haben Sie alſo vielleicht auch die *omina* nicht buchſtäblich, ſondern nur figürlich verſtanden?

Allerdings das letzte. Die Muthloſigkeit des Arjunas geht aus einem ſittlichen Gefühle hervor: es iſt die übelſte aller Vorbedeutungen, ſeine nächſten Blutsfreunde bekämpfen zu ſollen; wie es umgekehrt in dem erhabenen Homeriſchen Verſe heißt:

Εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμυνέσθαι περὶ πάτρης.

Man vergleiche die prophetiſche Rede des blinden Dhritaraſhtras am Eingange des M. Bh. (in Franks Chreſtomathie) wo die einzelnen Abſätze immer mit denſelben Worten anheben und ſchließen: »Seit ich vernahm, daß ..... ſeitdem verzweifle ich an dem Siege, o Sanjaya.« Auch dort entſpringt die Ahndung des Unglücks aus einem ſittlichen Beweggrunde: die Frevel ſeines Sohnes laſſen den Dhritaraſhtras keinen guten Ausgang hoffen. Ich finde vor der obigen Stelle (Bh. G. I. 37) nirgends eine Erwähnung von äußerlichen Vorbedeutungen. Sonſt aber war den alten Indiern, wiewohl ſie vornämlich die Sterne befragten, die Deutung der Zukunft aus meteoriſchen Erſcheinungen und aus dem Vogelflug ebenfalls nicht fremd. Beide kündigen dem Daſarathas den Zorn des furchtbaren Paraſu-Ramas an. (RAM. Ed. Ser. L. I, cap. LXII. Sl. 10 sqq. Und damit man nicht etwa glaube, dieſe Zerrüttung der Elemente, dieſe Verſchüchterung des Wildes und Waldgefieders werde bloß durch die Nähe des zürnenden Gottes bewirkt, ſo heißt es ausdrücklich:

अशोभ्याः पक्षिणः, infaustae volucres;

und ferner:

उपस्थितं भयं घोरं पक्षिणो वेदयन्ति ते ।

Hae aves tibi declarant, horrendum periculum imminere.

Anm. d. Hgb.

5.

P. 239. l. 40—44. Ich bin auch der Meinung, daß die Ueberſetzung von धर्मा: und अधर्म: durch sacra gentilitia und impietas nicht vollſtändig den Begriff wiedergiebt. Für das erſtere hätte ich jura vorgezogen. Da aber alles politiſche Recht in Indien auch religiöſes war, wenige Zeilen ſpäter von Opfern die Rede iſt, und ſich für अधर्म: (das vernichtete Recht) ſchwer hätte ein Wort finden laſſen, ſo iſt Ihre Ueberſetzung gewiß zu vertheidigen. Dagegen ſcheint mir Hr. L. den Sinn zu weit zu nehmen, wenn er die Stelle von allen Familienpflichten verſteht. Es iſt hier nicht von Moral, ſondern von Staatsverfaſſung und Caſtenabſonderung die Rede. कुलधर्मा: ſind die durch die sacra gentilitia geheiligten Satzungen, welche die Geſchlechter von einander abgränzen, und dieſe politiſchen Scheidewände ſtürzen bei der Vernichtung der Familien ein, indem die Frauen, durch den Mangel geſetzmäßiger, ungeſetzmäßige Ehen einzugehen genöthigt werden. कुलस्त्रिय: ſind freilich die Frauen der vertilgten, oder verminderten Geſchlechter, aber es liegt in dem Ausdruck mehr, als Hr. L. ſagt. Es ſind die wahren *matres familiae*, die durch *justas nuptias* und *sacra gentilitia* in das Geſchlecht gekommen ſind, es iſt

Hier überhaupt nur von solchen Geschlechtern die Rede, die ein politisches Daseyn haben, und dies deutet Ihr *nobilissimae feminae* wenigstens an, da es in der Langlois'schen Erklärung gänzlich verloren geht. Da ich die einseitige Uebersetzung von धर्म: durch Pflicht in dieser Stelle nicht billigen kann, so scheint mir auch die Erklärung des Herrn Langlois von जाति- und कुलधर्मा: willkührlich. Sollte nicht zwischen जाति: und कुलं derselbe Unterschied, wie zwischen *familia* und *gens* seyn? Der Ursprung beider Wörter spricht dafür, und in diesem Fall ist hier von den Satzungen beider die Rede.

6.

P. 241. Hier scheint mir der Dichter von Hrn. L. eine unnöthige Zurechtweisung über die Art, wie die Seele tödtet, zu erfahren. Er meinte wohl mit sl. 19. 1 .ts anders, als daß man nicht tödten kann, was nicht zu sterben vermag. Dies geht, dünkt mich, aus sl. 20. ganz deutlich hervor.

7.

P. 241, 242. Ich weiß nicht, ob in dieser Stelle über den Spiritualismus und Materialismus das Verhältniß des letzteren zu der hier von Krishnas vorgetragenen Lehre richtig dargestellt ist. Dieser nimmt L. II, sl. 26. nicht, wie Hr. L. zu behaupten scheint, bloß an, daß die Seele sterblich sey. Seine unveränderliche Grundlehre ist, daß was einmal gelebt hat, für ewig dem Leben angehört. Der von ihm aufgestellte Unterschied ist nur der: ob die Fortdauer ohne Unterbrechung bleibt, (sl. 12.) oder ob sie

in einem ſich erneuernden Sterben und Wiedererſcheinen beſteht. (sl. 26.) Im erſten Fall wechſelt die Seele nur den Körper, wie ein Kleid, im letzteren ſtirbt ſie wirklich, wird aber wiedergeboren. Nun haben freilich die Materialiſten das Untergehen der Seele behauptet, wohl aber nicht die Wiedergeburt und noch weniger die Nothwendigkeit derſelben. Gerade hierin aber liegt das Eigenthümliche der Lehre Kriſhnas.

8.

Pag. 243. II, 13. Le 13e sl. ne me semble pas traduit d'une manière juste. *Dêhinah* ne devrait pas être rendu par *animantis*, mais par *animae*; car le mot *animans* en latin ne présente pas ordinairement ce dernier sens. Il veut sans doute dire quelquefois l'être *qui anime*, mais le plus souvent c'est *l'être qui est animé: animantes caeteras*, dit Cicéron, *projecit ad pastum*. *Dêhi* de son côté désigne la substance animant le corps, mais non pas l'être composé d'esprit et de matière. Toute la phrase se ressent de cette traduction un peu trop incertaine. Voici, si je ne me trompe, l'idée de l'auteur: l'âme subit les transmigrations successives, de la même manière qu'on la voit dans un corps passer par l'état d'enfance, puis de jeunesse et ensuite de vieillesse. Cette idée se trouvera-t-elle d'une manière claire dans cette phrase du traducteur latin: *Sicuti animantis in hoc corpore est infantia, juventus, senium, perinde etiam novi corporis instauratio.* N'eût-il pas été plus à

propos de suivre l'ordre même des mots sanscrits: *Animae, sicuti in hoc etc.*

Die ſchöne Bezeichnung des die Materie inwohnend Belebenden durch ein bloßes grammaticaliſches Suffixum in देहिन्, शरीरिन्, क्षेत्रिन्, (XIII. 33.) iſt allerdings in jeder andern Sprache unnachahmlich. So wie die Indiſche philoſophiſche Terminologie überhaupt bewundernswürdig iſt, ſo hat ſie, wie in dieſen Wörtern, ſehr oft den Vorzug, dem Wortlaut grade nur das an Bedeutung zu laſſen, was der abſtracte Begriff erfodert, und nicht mehr. Ich ſtimme jedoch Hrn. Langlois in dem Wunſche bei, daß Sie möchten für die beiden erſten Wörter immer nur gleichförmig anima gebraucht haben, und nicht animans, (II, 13.) spiritus. (II, 59. V, 13. XIV. 20.) Anima ſcheint mir darum allein dem Indiſchen Ausdruck recht angemeſſen, weil es nichts als den reinen Gegenſatz des Körpers, das ihn belebende, in ihm athmende, wie meiſt auch unſere Seele, ausſagt. Doch möchte auch spiritus gewählt ſeyn, nur eine gleichförmige Ueberſetzung iſt immer da vorzuziehen, wo kein nöthigender Grund zu einer Abweichung iſt. Am unzuläſſigſten ſcheint mir mortalis. In allen ebengenannten Stellen hat das Indiſche Wort offenbar denſelben Sinn, und welcher dies iſt, leuchtet am beſten aus XIV, 5. hervor, wo es heißt: im Körper die unvergängliche Seele. XIV. 20. geht bei Ihrer Ueberſetzung durch *mortalis* der Gegenſatz: *qualitatibus hisce tribus exsuperatis* ANIMA, E CORPORE genitis, verloren. Auch (V. 13.) in der neuntherigen Stadt ſitzend erwartet man eher die Seele als den Sterblichen.

Es iſt mir hiebei ergangen, wie an hundert Stellen meiner Ueberſetzung, daß ich nach langer Ueberlegung und Unentſchloſſenheit zögernd und zweifelnd einen Ausdruck geſetzt habe, weil unter allen wählbaren mir keiner ganz angemeſſen ſchien. Dêhin und s'artrin ſind eigentlich Adjective, durch die poſſeſſive Ableitungsſylbe von dêha, s'artra Körper, gebildet. Sie bedeuten alſo eigentlich: der einen Körper beſitzt. Anima hat die Unbequemlichkeit, daß es weiblich iſt, da Maſculine ausgedrückt werden ſollen. Animans ſchien mir am nächſten zu kommen: es heißt ja eigentlich das belebende Weſen. Die von Hrn. L. angeführte Stelle des Cicero dürfte ſchwerlich die durchgängig unedle Bedeutung beweiſen: er fügt ceteras hinzu, im Gegenſatz mit dem Menſchen, der unter dem allgemeinen Namen mit begriffen iſt. Vielleicht wäre animal vorzuziehen, weil der edle Gebrauch häufiger vorkommt.

Sanctius his animal, mentisque capacius altae.

Jedoch ſtimmt ſich die Bedeutung beider Wörter nach Gelegenheit hinauf und hinunter. Ferner iſt animal Neutrum, animans kann wenigſtens Maſculinum ſeyn. Die von Hrn. L. vorgeſchlagene Veränderung finde ich bedenklich, weil der anima nicht ſo eigentlich Kindheit, Jugend und Alter zugeſchrieben werden kann, wohl aber im ganzen dem Weſen, das den Körper bewohnt und belebt.

Wenn anima empfohlen wird, ſo kann ich nicht recht einſehen, warum spiritus verwerflich ſeyn ſollte. Beiden Wörtern liegt dieſelbe ſinnliche Anſchauung zum Grunde, beide werden gleichermaßen zum Unkörperlichen geſteigert, und bedeuten ſtufenweiſe: Lufthauch, Athem, Lebenshauch, Leben, Seele, Geiſt.

Am meiſten tadelt mein verehrter Beurtheiler den Gebrauch von mortalis für dêhin. Unter dieſer letzten Benennung ſind eigentlich alle organiſchen Geſchöpfe begriffen, oft aber iſt ausgemacht bloß der Menſch damit gemeint. Das Lateiniſche mortalis

ſollte eben ſo von allen organiſchen Geſchöpfen gelten, der Sprachgebrauch hat es aber auf den Menſchen beſchränkt. Sterblichkeit iſt die an den Beſitz eines Körpers geknüpfte Bedingung.

Es ſei mir vergönnt, hier eine allgemeinere Bemerkung zu machen. Auf keine Sprache hat vielleicht der ſpeculative Geiſt einen ſo entſcheidenden Einfluß gehabt als auf das Sanskrit: die ganze Sprache iſt, ſo zu ſagen, mit Metaphyſik tingirt. Statt daß in andern Sprachen die Philoſophie ihre Bezeichnung der Begriffe der Sinnlichkeit hat abborgen müſſen, ſind im Sanskrit urſprünglich philoſophiſche Ausdrücke in das Leben und in die Poeſie eingetreten, wo ſie aber nothwendig in gewiſſem Grade ihre Natur ablegen. Dêha, Körper, von der Wurzel dih, *contaminare*, iſt ein ſolches Wort. Die ganze Platoniſche Lehre von der Verunreinigung der reinen Geiſter durch ihre Vermiſchung mit der Materie liegt wie im Keime darin beſchloſſen. Auch in dêhin offenbart ſich der alte Spiritualismus. Es iſt grade das umgekehrte von der Anſicht Homers, welcher ſagt, die Seelen der Helden ſeien in die Unterwelt geſendet, ſie ſelbſt aber den Hunden und Vögeln zum Raube geworden; als ob der Körper das wahre Weſen und die Seele nur eine fremde Zuthat wäre.

In der epiſchen und ſelbſt in der alten gnomiſchen Poeſie wird dêhin faſt immer durch mortalis nicht nur überſetzt werden dürfen, ſondern müſſen. Nun iſt die Bh. G. zwar ein philoſophiſches Gedicht, aber, was nicht überſehen werden darf, im epiſchen Styl geſchrieben. Es kann daher gar oft der Zweifel eintreten: muß dieſes und jenes Wort, an dieſer Stelle, nach dem ſtrengen philoſophiſchen Begriff, oder als ein Ausdruck des volksmäßigen Lebens gefaßt werden?

Anm. d. Hgt.

9

P. 244. II. 14. Dans le sloka suivant *Mâtrâsparsâh* est rendu d'une manière inexacte ou du moins

obscure par ces mots *elementorum contactus.* Mâtrâ signifie matière, *materies;* je suppose donc que c'est dans ce sens que nous devons comprendre le mot *elementorum*, qui alors eût pu être remplacé, pour une plus grande intelligence du texte, par *physicorum objectorum* ou bien *physicorum organorum (contactus);* car ce passage admet ces deux sens, qui reviennent à la même idée: les impressions causées par les objets extérieurs et matériels, ou bien plutôt les impressions reçues par les organes matériels des sens, impressions qui sont la source de nos sensations. Le dernier sens semble être celui que le commentaire indique par ces mots:

मीयन्ते विषया आभिरिति मात्रा इन्द्रियवृत्तयः । तासां स्पर्शा विषयसंबन्धाः । ते शीतोष्णादिप्रदा भवन्ति ।

Der Tadel möchte wohl auf sehr wenig hinauslaufen. Das bestrittene Wort deutet doch schwerlich etwas anders als die Eindrücke der Materie auf die Sinne an, und *elementorum* ist der metaphysischen Sprache des Textes und selbst dem Wort angemessner, als physicorum objectorum. Daß unter मात्रा wirklich die elementarische Materie verstanden wird, und die Uebersetzung durch die wirklichen Körper immer ungenau seyn würde, beweist der Ausdruck तन्मात्रः für die Urateme der Elemente (Colebrooke. l. c. p. 30.) und folgender Slokas aus Manus Gesetzbuch I. 56.

यदाणुमात्रिको (nämlich der सर्वभूतात्मा) भूत्वा
वीजं स्थास्नु चरिष्णु च ।
समाविशति संसृष्टस्तदा मूर्त्तिं विमुंचति ॥

Hier wird die Seele, um eine eigentliche Körperform anzunehmen (wie doch alle objecta physica sie haben), erſt vorher zu einem mit Elementar-Materie verſehenen (अणुमात्रिकः) Weſen.

Der Commentator, den Hr. L. zwar anführt, aber wie verſchiedentlich, nicht recht verſtanden zu haben ſcheint, erklärt ſich gerade für meine Ueberſetzung. Zuerſt giebt er eine etymologiſche Definition. Mâtrâ, von mâ, meſſen; weil, ſagt er, die Gegenſtände nach ihnen gemeſſen werden. Nun gehen alle Maaße der Indier für Raum, Zeit und ſpecifiſches Gewicht, vom unendlich kleinen aus. (Vergl. Manus Geſetzbuch Cap. I, 64 sqq. As. Res. Vol. V. Colebr. on Indian weights and measures.) Es iſt gerade das umgekehrte von der Methode der Franzöſiſchen Mathematiker, welche die Dimenſionen des Weltgebäudes zum Grunde legten, um durch fortgehende Theilung zu feſten Maaßen bis in das kleinſte hinunter zu gelangen. Mâtrâ bedeutet oft Atom, molécule. In der Muſik und Metrik ein Moment. Die mâtrâ's, fährt der Commentator fort, wirken auf die Sinnes-Werkzeuge. Nach der Indiſchen Phyſik ſtehen die fünf Elemente den fünf Sinnen parallel: folglich ſind immer die elementariſchen Grundbeſtandtheile dasjenige, was die ſinnlichen Empfindungen hervorbringt. Ferner ſagt er: die Berührungen dieſer mâtrâ's ſind mit den ſinnlichen Gegenſtänden verbunden, und bringen die Empfindungen von Kälte und Hitze u. ſ. w. hervor.

In dem Spruch des Manus ſcheint mir für aṇ'umâtrika »ein mit Elementar-Materie verſehenes Weſen« beinahe ſchon zu viel. Ich würde überſetzen: »Wann die Weltſeele, ſo fein »wie ein Atom geworden, den vegetabiliſchen und animaliſchen »Samen durchdringt und mit ihm verſchmilzt, dann entfaltet »ſie einen organiſchen Körper.« — Der Same iſt ja ſchon der feinſte Auszug organiſchen Stoffes, das bildende und belebende Princip ſoll aber noch unkörperlicher gedacht werden. Da die alte Indiſche Philoſophie den abſoluten Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Materie läugnet, jenen aber als das urſprüngliche und weſentliche ſetzt, ſo hat ſie eine vermittelnde Darſtellung durch allmähliche Verdichtung verſucht. Hierauf beruht die ganze Lehre des Manus von den Sinnen und den entſprechenden Elementen.

Anm. d. Hgk.

10.

P. 244. 11, 54. *Genecrosorum infamia ultra mortum porrigitur.* La traduction anglaise disait: *The fame of one who hath been respected in the world, is extended even beyond the dissolution of the body.* M. Schl. a heureusement corrigé une des fautes échappées au savant Wilkins; il a senti que l'â long dans *tchâkîrtih* indiquait la présence d'un *a* privatif, et qu' *infamia* devait être substitué à *the fame.* Pourquoi a-t-il conservé le sens donné à *maranâd atiritchyatê*, qu'il traduit par *ultra obitum porrigitur.* M. de Chézy, en s'appuyant sur l'interprètation du commentaire, *maranâd adhikâ bhavati*, traduit ainsi cette phrase: *L'infamie, pour un homme distingué, est au-dessus de la mort, est pire que la mort.* Je recommande à la critique de M. Schl. ce nouveau

sens qui, fourni par le commentaire, est rendu encore plus probable par la forme de l'ablatif, *maranât* qui indique un comparatif. J'avoue toutefois que l'autre version est bien en rapport avec le vers précédent.

Hier würde ich immer Ihre Erklärung vorziehen. Die Geschiedenheit, welche in diesem Gebrauche der Wurzel रिच् zugeschrieben wird, besteht immer darin daß die so geschiedene Sache als mächtiger wie die andre, mit ihr verglichene, dargestellt wird. Ist nun die Ehrlosigkeit mächtiger als der Tod, so sehe ich nicht darin, daß sie pire ist, sondern daß der Tod ihr kein Ende macht. Dieser Begriff des Mächtiger-Seyns, des Vorwaltens in dem Verbum beweisen sehr schön drei Stellen des Hitopadesa, (Ed. Lond. p. 9, l. 2. p. 30, l. 8. p. 118, l. ult.) auf die mich Hr. Ballhorn-Rosen aufmerksam gemacht hat, der das Studium des Sanskrit in kurzem mit einem Wurzel-Verzeichniß, das jedoch eigentlich ein Wörterbuch der Verba ist, bereichern wird.

Der Begriff, den ich vielleicht, als ich übersetzte, nicht so klar gefaßt hatte, ist vollkommen richtig aufgestellt. Er findet sich auch in einer Stelle des Bhartri-hari, (Ed. Ser. p. 37, lin. penult.) die Hr. von Chezy im Journal des Savans gegen mich angeführt hat. Vergl. Manus Cap. II. sl. 145. Hier ist die Construction sonderbar: wiewohl im Passivum, regiert das Verbum den Accusativ der übertroffenen Sache, und den dritten Casus der Eigenschaft, worin sie übertroffen wird. Sonst steht es intransitiv, mit oder ohne Ablativ. Mit der Präposition ati wird das Wort vermuthlich nicht anders als im Passivum gebraucht. Nach Erwägung obiger Stellen glaube ich dennoch, daß die Erklärung des Scholiasten dem Sprachge-

brauche gemäßer iſt als die meinige. Ich habe gegen jene nur Ein Bedenken. Nach Kriſhnas Lehre iſt der Tod gar kein Uebel; ſogar, wenn die Erfüllung der Pflicht ihn herbeiführt, z. B. der Tod eines Kriegers in einem gerechten Kampfe, ein großer Segen. Wie kann man nun ſagen, daß etwas ſchlimmer ſei als dasjenige, was kein Uebel iſt? Vielleicht möchte man es ſo faſſen: die Schande überwiegt den Tod; dieſer kommt gegen jene gar nicht in Betracht. Ich glaube auch daß Hr. von Chezy den Genitiv sambhâvitasya richtig für den Genitivus commodi genommen hat. Anm. d. Hgb.

11.

P. 245. II. 41. Dans ces mots *ad constantiam efformata* et *inconstantium*, peut-on reconnaître le sens précis de *vyavasâyâtmika* et *avyavasâyinâm*, qui marquent, l'un, le zèle pieux et pur de ceux qui pratiquent la doctrine de *l'Yoga*, et l'autre, l'indifférence de ceux qui suivent d'autres principes, indifférence qui rend inactif à suivre la voie de la véritable devotion, mais qui n'exclut point un attachement empressé à des observances superstitieuses. L'auteur en effet, dans les vers suivans, critique la conduite des faux dévots qui dans des vues intéressées, observent les règles préscrites par les védas, il finit par dire: Ils pratiquent aussi, ils agissent, mais sans la retenue digne du sage. C'est ce que signifie le mot *samâdhi*, qu'on rend vaguement par *contemplatio*; c'était plutôt *continentia*.

P. 245. II. 41. Den Gegenſatz von व्यवसायात्मिका und अव्यवसायिनां in dem *zèle pieux* und der *indifférence* zu finden, ſcheint mir wenigſtens nicht genau, und

den schönen und großen Sinn dieser Stelle nicht zu erschöpfen. Es wird hier die Sankhya-Lehre der Yoga-Lehre entgegengesetzt. In der ersten ist das raisonnirende und philosophirende Nachdenken, in der andern dasjenige rege, welches, ohne Raisonnement, durch eine Vertiefung zu unmittelbarer Anschauung der Wahrheit, ja zur Vereinigung mit der Urwahrheit selbst gelangen will. Das Raisonniren setzt Gewandtheit, Einschlagung vieler Wege voraus, giebt der Beredsamkeit (sl. 42.) Raum. Die Vertiefung sammelt alle Kräfte auf Ein Ziel, das sie mit Festigkeit verfolgt, sie bedarf nicht bloß der Denk- sondern auch der Willenskräfte. Deshalb kann धर्म: (sl. 40.) von ihr gebraucht werden. Darum nun bringt die Yoga-Lehre Einen, unabweichliche Anstrengung athmenden Sinn hervor, die Sankhya-Lehre, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern ihrer Natur nach, mehrere und verschiedenartige Sinne und Meinungen. Ihr ad constantiam efformata sententia ist nicht ohne Grund gewählt. Wer die große Genauigkeit Ihrer Uebersetzung kennt, sieht gleich aus efformata, daß das Wort des Textes neben dem Hauptbegriff der Festigkeit einen andren Zusatz (आत्मिका) hat. Daß für समाधि: continentia das richtige Wort und contemplatio eine unbestimmte Uebersetzung sei, kann ich nicht finden. Der Sinn des Worts ist hier derselbe, in dem es zur Ueberschrift eines Kapitels von Patanjalis Yoga-System dient, (Transactions of the Asiatic society 1. p. 25.) tiefes Nachdenken, freilich mit dem Nebenbegriff der festen Anstrengung des Yogi, aber der Hauptbegriff ist immer das Nachdenken. Gerade der Gebrauch dieses Worts an dieser Stelle zeigt, daß in

ihr überhaupt nicht, wie Hr. L. sagt, von Eifer und Gleichgültigkeit die Rede war, sondern von verschiedenen Arten des untersuchenden Nachdenkens. Dies hätte aus continentia niemand sehen können. So wie in dem Yogi eine der Wahrheit nachspürende und sich ihr anbildende Verbindung des Wollens und Denkens liegt, so liegt sie gleichfalls in diesem Worte. Dies geht noch klarer aus IV. 24. hervor, wo nun wirkliches Handeln als mit dem Nachdenken über Brahma verbunden dargestellt wird. Wilsons Ableitung des Wortes von धा scheint mir nicht zu billigen; es kommt ja wohl, wie आधि: selbst nach Wilson, von धे.

Ich habe zu dieser gründlichen Berichtigung nichts hinzuzufügen, nur daß ich im Einverständniß mit dem Commentator die Sache weniger wissenschaftlich fassen möchte. Krishnas hat bisher die aus der Erwägung der Folgen herfließenden Bewegungsgründe zum Handeln vorgestellt; jetzt erhebt er sich auf einen höhern Standpunkt, von wo aus betrachtet nicht nur alles Irdische dahinten bleibt, sondern selbst die Hoffnung auf Belohnungen in einem künftigen Leben noch als eine weltliche Triebfeder erscheint; er fodert zu einer Gesinnung auf, die nichts anders erstrebt, als das Wohlgefallen der Gottheit, und die innigste Vereinigung mit ihr. Hier folgt nun die erhabene Stelle, wo er die heiligen Bücher angreift, und ihnen vorwirft: auch sie begünstigten durch verheißene Segnungen für äußerliche Religions-Leistungen eine weltliche Denkart. Der Dichter hat sich hier in eine, wie es scheint, absichtliche Dunkelheit gehüllt, denn sein Unternehmen war kühn. Ich sehe klar, daß der Commentator mildern und die Veda's retten will: ich glaube aber, den Dichter vollkommen zu verstehen, und hoffe es zu beweisen, wenn mir Muße und Hülfsmittel zu der philosophischen Aufle-

gung verliehen werden, die ich durch eine bloße Ueberſetzung kaum berühren geſchweige denn erſchöpfen konnte. Herr L. iſt dabei p. 249 und 250 in ein Labyrinth von Mißverſtändniſſen gerathen, wohin ihm zu folgen ſchwerlich der Mühe verlohnen möchte.

Von den Scholien über obige Stelle, die ſämtlich mit der Erklärung des Herrn L. im Widerſpruche ſtehen, wiewohl er den Commentar vor Augen hatte, und ſich immerfort auf deſſen Anſehen beruft, ſetze ich nur das letzte her.

समाधिश्चित्तैकाग्र्यं परमेश्वरैकाग्र्याभिमुखत्वं ।

„Samâdhi iſt Richtung der Gedanken auf ein einziges Ziel, ausſchließliche Beſchauung (buchſtäblich: Hinwendung des Antlitzes) des höchſten Weſens.“ Was ſoll nun, wenn dies nicht, Contemplation genannt werden?

Anm. d. Hgb.

12.

P. 246. II. Sl. 45. Crichna dit à Ardjouna que l'explication des védas peut prêter des sens favorables aux gens amis de la vérité, ou des passions ou des ténèbres; ces trois idées sont représentées par ces trois mots, *sattwa*, *radjas*, *tamas*, appelés les trois *gouna* ou qualités. Ne soyez point, dit Crichna, partisan des trois qualités, ou seulement de deux; ne vous attachez qu'à la verité. Je demande si ce sens peut se reconnaitre dans la phrase de M. Schlégel, surtout dans ces mots: *liber* (esto) *a gemino affectu, semper essentiae deditus.* Ce mot *essentia*, que le traducteur a adopté pour interpréter le mot *satwa*, en rappelle sans doute l'étymologie: *satwa* vient du verbe sanscrit

as, être, tout comme *essentia* vient du verbe latin *esse*. Mais *essentia* ne représente pas pour moi l'idée de *satwa*, qui signifie la qualité de l'être par excellence, ce qui existe de bon et de beau dans la nature, le principe réel de toute vertu, de toute supériorité morale. Il me semble que le mot *vérité* exprimera plutôt l'idée contenue dans *satwa*.

Aus Hrn. L. Worten: ne soyez point partisan des trois qualités ou seulement de deux, muß man ſchließen, daß er unter nirdvandva zwei der, allen Dingen der Natur eigenthümlichen guna, nämlich rajas und tamas verſteht. Dieſe Erklärung iſt aber offenbar dem philoſophiſchen Sprachgebrauch entgegen. Unter dvandva ſind die entgegengeſetzten Empfindungen, Freude und Schmerz, Hitze und Kälte, Sieg und Niederlage, u. ſ. w. zu verſtehen, gegen welche dem Weiſen ſo oft gleichgültig zu ſeyn empfohlen wird. Nirdvandva iſt alſo, wer von dieſer Empfindung und ihrer Gewalt frei iſt. Gerade dieſen Sinn, und dies kann wohl entſcheidend genannt werden, hat das Wort V. 3. und dvandva IV, 22. VII, 28. In XV. 5. wird der Plural für alle, aus dem allgemeinen Gefühl des Vergnügens und des Schmerzens entſtehenden einzelnen Empfindungen gebraucht. Auch ſteht Hrn. Langlois Erklärung die in nistraigunya liegende Vorſchrift, ſich von allen drei Eigenſchaften zu befreien, im Wege.

Dagegen iſt nicht zu läugnen, daß man bei dieſer von Ihnen in Ihrer Ueberſetzung: tu autem liber esto a ternis qualitatibus, liber a gemino affectu, angenommenen Erklärung mit dem Ausdruck nitya-sattva-

nähe ins Gedränge kommt. Da sattva einer jener drei guna ist, so ist es wunderbar, wie man zugleich in ihr stehen, und von den guna frei seyn soll. Ich sehe hier nur zwei Auswege. Man muß nämlich entweder dem Wort sattva in dieser Stelle nicht die bestimmte Bedeutung einer der drei Natureigenschaften, sondern die allgemeinere der realen Kraft und Trefflichkeit überhaupt beilegen, oder man muß annehmen, daß, um die Freiheit von allen drei Eigenschaften zu erlangen, anempfohlen wird, in der trefflichsten derselben zu verharren, die wirklich, wie aus den letzten Gesängen des Gedichts hervorgeht, eine nothwendige Stufe zur wahren und letzten Seelenbefreiung ist.

Welcher von beiden Wegen hier einzuschlagen ist? möchte ich lieber von Ihnen erfahren, als selbst entscheiden.

Sattva wird aber nicht immer in der bestimmten Bedeutung einer der drei Natureigenschaften genommen. Hr. L. hätte es indeß am wenigsten tadeln sollen, wenn Sie es in dieser Stelle durch essentia übersetzen.

Als Natureigenschaft, den beiden andern entgegengesetzt, ist dies offenbar ein so richtiger Ausdruck dafür, daß ein besserer Lateinischer nicht aufgefunden werden könnte. Im Deutschen möchte Wesenheit den Begriff noch genauer geben. Als Natureigenschaft nimmt doch aber hier Hr. L. offenbar das Wort. Denn was könnte ihn sonst bewegen dvandva von den beiden andern zu verstehen? Zu der Uebersetzung durch vérité würde ich am wenigsten rathen. Denn obgleich das Indische Wort auch Wahrheit und Trefflichkeit jeder Art unter sich begreift, so dürften

die Stellen, wo man durch Wahrheit den Begriff obersaat erschöpfte, doch selten seyn. In der Gita ist mir keine einzige bekannt. Das Seyn ist nicht blos der Ursprung, sondern der Hauptbegriff des Worts, der, je nachdem man in immer prägnanterem Sinne, mehr reales, vom Negativem freies Seyn in dem Worte annimmt, mannigfaltig gesteigert wird. In diesen Steigerungen heißt das Wort, wenn man das Participium und Abstractum zusammenfaßt: das schlichte Seyn, (wie so oft in sad-asat) ein seyendes Wesen, (Geschöpf, Ding, XIII, 26. XVIII, 40.) die Eigenthümlichkeit jedes Geschöpfes (sein bestimmtes Seyn:) dasselbe als real, von Schwäche und Unvollkommenheiten entblößt, angesehen, (mithin Wahrheit und Trefflichkeit) dies bis zum höchsten, in der Menschheit möglichen Grade gesteigert, (eine der drei Natureigenschaften) endlich als das ur- und all-reale göttliche Seyn betrachtet. Als reale Kraft haben Sie es X. 36. sehr treffend durch vigor gegeben, als eigenthümliches Seyn durch ingenium. Bei sattwa-sans'uddhi (XVI. 1.) gestehe ich, habe ich lange gezweifelt, ob ich Ihre Uebersetzung ingenii sui lustratio billigen, und nicht unter dem Wort, wie es bei diesen zusammengesetzten Wörtern auch möglich ist, die Reinigung durch die Natureigenschaft des sattva verstehen sollte. Allein die Vergleichung von sattvânurûpa (XVII. 3.) hat mich von der Richtigkeit Ihrer Erklärung überzeugt.

Dem Begriff der Wahrheit entspricht tattva, die Dieheit (II, 16. V, 8. XVIII. 1.) von dem auch häufig ein Adverbium tattvatah gebildet wird. (IV, 9. VII. 3. XVIII. 55.) Sattvatah, als wahr, ist mir wenigstens

unbekannt. Allein dem Gebrauch von tat und tattva in der Gita nach zu ſchließen, werden die Ausdrücke vorzugsweiſe auf die reine, den Dingen an ſich zukommende Wahrheit, die nur durch von der Natur abgezogenes Denken erkennbar iſt, angewandt. So ſcheint es auch Colebrooke (Transactions I. p. 114. no. 12) zu nehmen. Tat iſt auch das Ur-dies, Ur- und All-Wahrheit. (XVII. 23—25.)

Wie man ſich von den drei Natureigenſchaften befreien ſoll, wird XIV. 21. 19—25. ausführlich geſchildert. Dies ſcheint zwar mit der Behauptung (XVIII. 40.) daß kein Geſchöpf irgend einer Art von dieſen Eigenſchaften frei ſei, in Widerſpruch zu ſtehen. Allein dieſe Stelle ſpricht wohl nur von der urſprünglichen Anlage der Weſen, nicht von dem, was ſie durch Willenskraft zu erreichen vermögen. Dann aber verhält es ſich noch hiermit grade wie mit der Vorſchrift zu handeln, aber dennoch das Handeln wieder in ein Nichthandeln aufzulöſen. Es geſchieht, indem man ſich über die Natur hinwegſetzt, das Handeln und die Eigenſchaften in ihr, beſtehen läßt, (XIV, 13.) aber ſich durch Gleichmuth über ſie erhebt.

Die Worte meiner Ueberſetzung liber a gemino affectu, ſind in obigem ganz nach meinem Sinne gefaßt. Ich wußte mich nicht deutlicher zu machen, ohne in Paraphraſe zu verfallen, was ich immer möglichſt vermieden habe. Der Scholiaſt erklärt eben ſo. Es wird nicht unnütz ſeyn, alles, was er über dieſe in der That ſchwierige Stelle ſagt, wörtlich herzuſetzen.

तं तु निस्त्रैगुण्यो निष्कामो भव। तत्रोपायमाह। निर्द्वन्द्वः सुखदुःखशीतोष्णादियुगलानि द्वन्द्वानि तद्रहितो भव तानि सहस्व इत्यर्थः। कथमि त्यत्राह। नित्यसत्त्वस्थः संधैर्यमवलम्ब्येत्यर्थः।

Der Zweifelsknoten, den Hr. v. H. mit der vollkommensten Bestimmtheit dargelegt hat, ängstigte auch mich schon bei der Uebersetzung. Krishnas ermahnt den Arjunas, sich von den drei Naturkräften los zu machen, zugleich aber sich der Wesenheit zu befleißigen, welche doch eine von jenen ist. Diesem Widerspruch glaube ich dadurch auszuweichen, daß der Dichter zwischen der Wesenheit, dem guten, ächten, realen, als bloßer Naturanlage, und derjenigen, welche durch Freiheit des Willens erworben wird, wohl noch unterscheiden könne; wie unser großer Dichter so vortrefflich gesagt hat: «Was die Pflanze willenlos ist, das sei du wollend!» Allerdings ist es die erste Stufe zu höherer Sittlichkeit zu gelangen, daß das Gemüth sich weder von blinder Sinnlichkeit verfinstern, noch von Leidenschaft verwirren lasse. Aber der Dichter fodert weit mehr. Vielleicht habe ich nicht wohl gethan, daß ich dem Commentator nicht bei der Auslegung des letzten Wortes gefolgt bin. Er nimmt, wenn ich ihn recht verstehe, sattvam in einem ganz andern Sinn. Ich muß aber eine allgemeine Bemerkung vorschicken.

Keine bisher bekannte Sprache geht so weit in der Bildung zusammengesetzter Wörter als das Sanskrit. Die Grammatiker haben sie auf Classen gebracht, ich vermisse aber noch manches in ihrer Theorie. Meine Methode dabei ist folgende. Wenn ein Wort aus vielen Bestandtheilen zusammengesetzt ist so zerlege ich es erst in zwei Hauptheile, und setze das Verhältniß zwischen ihnen fest; dann gehe ich zur weiteren Zergliederung fort.

Nun kann es zuweilen zweifelhaft seyn, wohin der Haupt-Scheidepunkt fallen soll. Man möchte behaupten, wo dies eintritt, da sey immer von der Befugniß des Zusammensetzens ein übertriebener Gebrauch gemacht worden. Genug aber, es ist so. Bei dem Worte nitya-sattva-stha, (perpetuo oder perpetuum; essentia; stans) hatte ich, wie Hr. v. H., als Trennungspunkt angenommen, nitya-sattvastha; der Commentator hingegen scheint so zu trennen: nityasattva-stha, und also die beiden ersten Wörter zu einem untheilbaren Begriff zusammenzufassen. Denn er erklärt es durch sandhairyam-avalambya. Das letzte Wort entspricht dem stha: stütze dich auf —; Das erste folglich dem Gesamtbegriff. San-dhairyam fehlt bei Wilson: aber die Präposition kann schwerlich etwas wesentliches an dem Begriff verändern; und das einfache Wort bedeutet Festigkeit, Beharrlichkeit. Sattvam ist ein Abstractum, aus dem Participium des substantiven Verbums sat, seiend, gebildet. In der Form entspricht es demnach ganz dem Griechischen οὐσία, zum Theil auch im Gebrauch. Wie das letzte vielfältig in der Metaphysik vorkommt, aber auch in das gemeine Leben zurückkehrt (οὐσία, Vermögen; ἐξουσία, συνουσία, u. s. w.) gerade so jenes. Sattva heißt in der allgemeinsten Bedeutung das Seyn; mit dem Adjectiv nitya also, ein beständiges, nicht zufälligem Wechsel unterworfenes Seyn. Von den drei Auffoderungen des Krishnas, betrachtet der Commentator jede der beiden letzten als Stufe und Mittel, der vorhergehenden Genüge zu leisten. »Mache dich frei von den drei Naturkräften!» erklärt er: «Mache dich frei von Begierden!» Dieß erscheint auf den ersten Blick als oberflächlich, aber vielleicht hat der Commentator dennoch Recht. In den äußerlichen Dingen sind entweder die drei Eigenschaften gemischt, oder eine waltet vor. Selbst das Wesentliche, das Gute, das Beste, was die Natur darzubieten hat, soll keine Begierde mehr erregen. Wer dahin gelangt, ist unabhängig von den drei Naturkräften. Als Mittel hiezu, fährt Sridharaswamin fort, empfiehlt der

Dichter den Gleichmuth bei den entgegengesetzten Empfindungen, Lust und Schmerz u. s. w. Wie erwirbt man diesen? wird ferner gefragt. Durch Beharrlichkeit, durch einen festen Entschluß. — Und wenn wir weiter fragten: wie wird dieser bewirkt? so würden wir ohne Zweifel an jene hohe Ueberzeugung zurückgewiesen werden, von der schon oben die Rede war, (sl. 4, a.) welche allein in unser Seyn und Handeln Einheit bringt: an die Ueberzeugung, daß das höchste Gut einzig in der Gottheit zu finden sei.

Anm. d. Hgs.

13.

Bei nir-yôgakshêma (eben daselbst II, 45) verstehe ich Ihr: Uebersetzung, ob sie gleich mit der von Wilkins übereinstimmt, nicht recht; und noch weniger, wenn ich IX, 22. vergleiche. Ohne im mindesten etwas über diese Stellen entscheiden zu wollen, scheint es mir doch zu einer richtigen Erklärung führen zu können, daß in der letzten yôgakshêmam den gatâgatam entgegengesetzt ist. Diejenigen, welche sich nach dem niedern Himmel sehnen, empfangen dieses, die an nichts als Krishnas denken, jenes.

Yôga-kshêma ist ein technischer Ausdruck des Gewerbes und bürgerlichen Rechtes, woron es mir noch nicht hat gelingen wollen, mir einen ganz klaren Begriff zu verschaffen, weder in seiner eigentlichen Bedeutung, noch in der figürlichen Uebertragung auf höhere Gegenstände, wie es zweimal in dem Gedicht vorkommt. Vgl. Wilson s. h. v. und Manus Gesetzbuch Cap. VIII, sl. 330 nebst der Uebersetzung von Sir W. Jones. Wilson führt keine Autorität an, woraus zu schließen ist, daß die vornehmsten Lexicographen das Wort übergangen haben. Wegen der enge begränzten Bedeutung trifft man es nur selten an. Es wird daher gut seyn, die Stellen zu sam-

meln, und die Erklärung der Commentatoren, wo es deren giebt, beizufügen. Der oft erwähnte Scholiast erläutert bei der obigen Stelle die beiden Bestandtheile des Wortes folgendermaßen:

अप्राप्तस्वीकारो योगः प्राप्तपालनं क्षेमः ।

und den, der noch nicht frei davon, noch nicht nir-yoga kshêmah ist, beschreibt er als योगक्षेमव्यापृतचित्तः ।
dies besonders hat mich bewogen zu übersetzen; expers sollicitudinum.

13.

P. 247. II, 54. Sermo ist gewiß die einzige richtige Uebersetzung von *bhâshâ* auch an dieser Stelle. Der Commentar hat ganz Recht zu sagen, daß Arjunas Frage nicht auf die Rede gerade, sondern auf das Merkmal des Weisen, dem er nachforscht, geht; aber dies Merkmal ist nach dem Text seine Rede, und ein Uebersetzer soll den Text, nicht einen Commentar liefern. Durch solche Uebersetzungen wie die von Wilkins von dieser Stelle, müssen, dünkt mich, noch größere Unbestimmtheiten entstehen, als zu denen schon Wilsons aus Indischen Wörterbüchern zusammengetragenes Lexicon Anlaß giebt. Denn es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die große Mannichfaltigkeit einiger Wörter zum Theil daher kommt, daß die Lexicographen den durch den nächsten Sinn des Wortes (hier Sprache) angedeuteten entfernteren Sinn (hier Merkmal) dem Worte selbst als Synonymon untergeschoben haben. Bei bhâshâ ist dieß indessen nicht geschehen.

15.

P. 257—259. ich habe mich weiter oben selbst für die Beibehaltung des gleichen Ausdrucks für das gleiche Wort erklärt. Hier aber fodert Hr. Langlois offenbar zu viel von einem Uebersetzer. Man muß bei jeder Beurtheilung einer Uebersetzung zuerst davon ausgehen, daß das Uebersetzen an sich eine unlösbare Aufgabe ist, da die verschiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weise gebildeter Begriffe sind. Nur von demjenigen, der dies richtig versteht, und davon durchdrungen ist, läßt sich eine gute Uebersetzung erwarten. Jede Uebersetzung kann nur eine Annäherung, nicht bloß an die Schönheit, sondern auch an den Sinn des Originals seyn. Für den, der die Sprache nicht weiß, bleibt sie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, maß sie mehr leisten: Er muß nämlich bei einer guten Uebersetzung zu erkennen im Stande seyn, welches Wort im Texte steht. Dies leisten aber nur die besten Uebersetzungen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich diesen Vorzug gerade, neben so vielen andern, der Einfachheit, der Kürze, des Nachdrucks, der Leichtigkeit, der Zierlichkeit, der ächten Latinität endlich, an der Ihrigen, wenige Ausnahmen abgerechnet, und die mehr leichte Begriffe (wie das oben angeführte dehin) als schwierigere treffen, preise. Wenn, wie mehrere philosophische Ausdrücke des Sanskrit, Wörter Bedeutungen haben, deren Vielseitigkeit sich nicht in Einem Wort in der Sprache, in die man übersetzt, wiederfindet, so bleibt nichts übrig, als jede Seite der Bedeutung mit einem Worte zu stempeln, und nun genau an jeder Stelle das richtige zu gebrauchen. So ist es

z. B. mit dharma. Müßte nicht auch Hr. L. es bald durch droit, bald durch devoir überſetzen? Es wird auch gebraucht, wie II. 40, wo wir Neuern gar nicht den Begriff des Rechts brauchen würden. Sie haben an dieſer Stelle religionis gebraucht, das, im wahrhaft Römiſchen Sinne genommen, jeden mit der Sprache Vertrauten an das gemeinte Wort erinnern muß.

Eben ſo iſt es mit Yôga. Hr. L. überſetzt es ganz richtig (p. 241.) in sânkhya—yôga durch application, würde es aber doch gewiß nicht in dem Sinne ſo überſetzen, in welchem es den Weiſen zum Yôgî macht.

16.

Da aber dieſer Ausdruck das Hauptwort der Bh. G. iſt, ſo ſei es mir erlaubt, die verſchiedenen Arten, wie Sie es überſetzt haben, hier durchzugehen. Eine für alle Stellen paſſende Ueberſetzung würden Sie für einen aus der tiefſten Geiſteseigenthümlichkeit eines originalen Volkes entſpringenden Begriff vergebens geſucht haben. Sie haben mehrere wählen müſſen, und wenn ſich gleich gegen mehrere Einwendungen machen laſſen, wenn man ſogar geradezu eingeſtehen muß, daß, wer das Indiſche bloß aus Ueberſetzungen kennt, niemals einen wahren Begriff des yôga bekommen kann, ſo möchte es doch ſchwer ſeyn, beſſere Ueberſetzungsarten vorzuſchlagen, und unmöglich, jenem Mangel abzuhelfen. Irgend ein von ſinnlicher Anſchauung hergenommenes Wort wird nämlich in den Sprachen zu Bezeichnung eines geiſtigen Begriffes gebraucht. Dieſer geiſtige Begriff wird nun philoſophiſch bearbeitet, zergliedert, angewandt. Alles, was der Begriff gewinnt,

geht auf das Wort über, ſteht allerdings mit ſeiner urſprünglichen Bedeutung im Zuſammenhange, aber dieſer Zuſammenhang beruht größentheils darauf, daß der angewandte und urſprüngliche Begriff immer zuſammengedacht worden ſind. An ſich waren ſie nur verträglich, aber der urſprüngliche nöthigte nicht den Geiſt, auf den angewandten zu kommen, Der Ueberſetzer hat nunmehr bloß die Wahl zwiſchen zwei Wegen, von denen er jedoch nur den einen mit Erfolg einſchlagen kann. Er muß in ſeiner Sprache das dem urſprünglichen Begriff entſprechende Wort aufſuchen, oder die den verſchiedenen Anwendungen gemäßen. Thut er das erſtere, ſo bedarf er, um verſtanden zu werden, eines Commentars. Denn da in ſeiner Sprache der urſprüngliche Begriff nicht in allen dieſen Anwendungen gedacht worden iſt, ſo können auch keinem dieſe Anwendungen von ſelbſt dabei einfallen. Wird er hierdurch gegen ſeinen Willen zu dem anderen Wege hingetrieben, ſo erfährt er, zu großem Nachtheil der philoſophiſchen Schärfe oder Tiefe, zwei andere Uebelſtände. Es geht einmal der gemeinſchaftliche Zuſammenhang der verſchiedenen angewandten Begriffe in Einem urſprünglichen, und außerdem in jedem einzelnen die Nuance verloren, welche gerade aus dieſem Urſprung entſteht. Wenn Sie yôga, und ich wiederhole es, auf gar nicht zu tadelnde Weiſe, durch exercitatio, applicatio, destinatio, disciplina activa, devotio, mysterium, facultas mystica, und denſelben Begriff in yukta durch intentus überſetzen, ſo fehlt dem Leſer bei allen dieſen verſchiedenen Ausdrücken der urſprüngliche allgemeine Begriff dieſes Worts, durch welchen man erſt die einzelnen Anwendungen, jede

in ihrer Eigenthümlichkeit, wahrhaft faſſen kann, deſſen Entwickelung ich aber einer andern Gelegenheit vorbehalte. Der Leſer erkennt ferner nicht die beſtimmte Art der facultas mystica, von der hier die Rede iſt, und noch weniger verſteht er devotio in dem zu dem Indiſchen Ausdruck paſſenden Sinn. Denn es iſt wunderbar, daß Sie, Wilkins (p. 150.) und Hr. Langlois gewiſſermaßen darin übereinkommen, daß devotio und *dévotion* die paſſendſten allgemeinen Ausdrücke für Yoga ſind, daß ich auch ſelbſt geſtehen muß, daß Sie das für ſich haben, daß Sie dadurch die Endrichtung des Yoga auf die Gottheit zeigen, daß aber demungeachtet gerade dieſe Ausdrücke, meinem Gefühl nach, zu wenig die Eigenthümlichkeit des Yoga bezeichnen. Denn nimmt man das Wort in dem Sinn, in welchem man franzöſiſch von einem *dévot* ſpricht, ſo fällt das den Yogî Auszeichende durch nichts in das Auge. Zieht man den Römiſchen Begriff der Weihung vor, ſo weiht ſich der Yogî allerdings der Gottheit, aber ſein Begriff umfaßt mehr, und die Weihung kann auf ſo verſchiedne Art geſchehen, daß die hier gemeinte nicht ganz dadurch charakteriſirt wird. Wo in der Bh. G. von jener Beſtimmung der Weihung die Rede iſt, bezeichnet es ja der Dichter auch meiſtentheils noch auf beſondere Weiſe. Daher läßt ſich am wenigſten im Sinne von yuj in dem Medium das Verbum devovere brauchen. Sie haben es nur einmal, ſoviel ich bemerke, (X. 7.) gethan, und wohl nur aus dem Grunde, weil Sie ſich ſcheuten zu ſagen: is indefessa devotione devotionem exercet. Wie wenig devotio ſelbſt nur zu allen den Stellen paßt, wo der Hauptbegriff doch derſelbe iſt, ſieht

man aus der Redensart (VI. 19.) युञ्जतो योगमात्मनः ! Ohne das letzte Wort giebt exercere devotionem wenigstens einen durch nichts anstoßenden Sinn. Aber exercere suam ipsius devotionem kann meines Erachtens nichts mehr heißen, als das einfache se devovere; und so geht die Hauptnuance, daß man, in ausschließlicher Richtung auf sein Inneres, sein Ich, seine Seele zur Ausübung jenes vertiefsten Nachdenkens anspannen soll, verloren. Wo yoga das letzte Element eines zusammengesetzten Wortes, und mithin dasjenige ist, von welchem das erste abhängt, haben Sie in jnâna-yôga, und karma-yôga (III. 3.) es durch *destinatio* oder ein gleichbedeutendes Wort, in buddhi-yôga (II. 49.) abhyâsa-yôga (XII. 9.) bhakti-yôga, (XIV. 26.) dhyâna-yôga (XVIII. 52.) durch devotio übersetzt. Es hat Sie dabei das sehr richtige Gefühl geleitet, daß in den Stellen, wo die letzteren Ausdrüke gebraucht sind, zu dem allgemeinen Begriff von yôga, *applicatio*, der dem Wort eigenthümliche hinzutritt, was hingegen in den andern nicht der Fall ist, wie deutlich daraus hervorgeht, daß jnâna-yôga den den yôginah entgegengesetzten sânkhyânâh beigelegt wird. Der Tadel nicht beachteter Gleichförmigkeit wäre daher hier nicht an seiner Stelle. Doch bleibt allerdings assiduitatis devotio ein sehr dunkler Ausdruck. Es gehört aber auch diese Stelle XII. 9—12. zu den schwierigsten der Bh. G., und vorzüglich lassen mich die letzten Worte des ersten Verses des zehnten Slokas zweifelhaft. Matkarma-paramah, scheint mir durch meis operibus intensus nicht ganz richtig wiedergegeben. Könnte nicht bei der vielfachen Art der Verbindung, in welcher die Sans-

krita-Sprache einfache Wörter zusammensetzt, unter matkarma das um Krishnas willen, in alleiniger Richtung auf ihn von Arjunas zu übende Handeln, verstanden seyn? Die angeführten Worte scheinen in der That durch die nächstfolgenden मद्र्थं कर्माणि कुर्वन्, die offenbar diesen Sinn haben, erklärt zu werden. Derselbe Sinn scheint mir in matkarmakrit (XI. 55.) zu liegen, wo Wilkins auch *whose works are done for me* hat, und wo Ihre Uebersetzung: mea opera qui perficit, dem Sterblichen etwas Unmögliches aufzuerlegen scheint. Die Stufenleiter, die (XII. 9—12.) zum Leichteren hinabsteigt, scheint so zu seyn, daß gradweise chittam sthiram, abhyasah, karma (charakterisirt durch die Richtung auf die Gottheit) und karma-phala-tyâgah empfohlen werden. In der unmittelbar folgenden Steigerung scheint gerade das letzte das höchste. Diesen Widerspruch muß man aber wohl so lösen, daß s'rêyas vorzüglich das Heilbringende ist, die endliche Ruhe, s'ânti, ohne die Verzichtung auf die Früchte des Handelns gar nicht denkbar ist, und daß die andern XII. 12. genannten Dinge zwar, vollkommen erreicht, höher sind, allein auch außer dem Yogî auf andere Weise vorhanden, da die Verzichtung diesem ganz eigenthümlich angehört, und also in ihm, wenn man auch von ihr beginnen muß, doch den höchsten Platz einnimmt. An einer andern Stelle (VIII. 8.) lassen Sie abhyâsa ganz in der Uebersetzung aus, was ich nicht billigen kann. Denn wie es mir scheint, enthalten sl. 8. und sl 9. 10. Beschreibungen zwei verschiedener Zustände, von denen der eine den andern übertrifft. In dem ersteren übt der Weise nur ein Nachdenken über die Gott-

heit, das zwar auf keinen andern Gegenstand geht, aber nicht stier (sthira) ist, sondern nur immer, wenn gleich unterbrochen in seiner Kraft, sie von neuem anstrengend, und dies liegt grade in dem ausgelassenen Wort; in dem andern Zustande herrscht die volle Kraft, und das volle Feuer (vgl. IV. 27.) der religiösen Vertiefung. Unter den Stellen, wo Yoga eine mystische Thatkraft anzeigt, kann ich (X. 7.) die Uebersetzung von vibhûti durch majestas nicht billigen. Es ist eben jene, die Art und die Schranken des Daseyns verändernde Gewalt, und majestas ist dafür ein viel zu unbestimmter Begriff. Sollte man nicht lieber haben: qui hanc meam conditionis mutandae facultatem et vim mysticam novit, cet. sagen können?

Hr. Langlois macht (Cah. 28. p. 250.) auf den allerdings sehr klaren und richtigen Unterschied eines yôgin und eines yukta aufmerksam. Er thut aber Ihrer Uebersetzung unrecht, wenn er sagt, daß beide Wörter immer durch devotus gegeben seien. An Stellen, wo der Unterschied, welcher Ihnen gewiß nicht entgehen konnte, vorzüglich wichtig wird, übersetzen Sie das erstere devotioni initiatus (z. B. VI. 15.) und das letztere intentus (z. B. IX. 22.) oder umschreiben es auf andere Weise. Hier wäre jedoch völlige Gleichförmigkeit allerdings vorzuziehen gewesen, und wenigstens hätte der Unterschied da beobachtet werden sollen, wo beide Wörter, wie VI. 47. dicht neben einander stehen. Denn dort ist offenbar der Sinn der, daß unter allen, der Vertiefung Ergebenen der dort Beschriebene der angespannteste ist. XVII. 17. ist yuktaih, vermuthlich aus Versehen, ganz unübersetzt geblieben.

Das Verhältniß der Ueberſetzungen zu ihren Originalen, die Schwierigkeiten und Schranken der Ueberſetzungskunſt, die Foderungen, welche demnach billiger Weiſe gemacht werden können, ſind in dem verletzten Abſatze auf das ſcharfſinnigſte dargelegt. Ich unterſchreibe alles allgemeine, nur das Lob meiner Ueberſetzung der Sh. S. möchte mancher Einſchränkung bedürfen.

Ich hatte frühzeitig in einem Lieblingsſchriftſteller (*Hemsterhuis Oeuvres* T. 1. p. 51.) geleſen:

Il est absolument impossible que le sublime de cet ordre et de cette espèce se puisse traduire. Pour copier bien une chose, il faut non seulement que je fasse ce qu'a fait le premier auteur de la chose, mais il faut encore que je me serve des mêmes outils et de la même matière que lui. Or, dans les arts où l'on se sert de signes et de paroles, l'expression d'une pensée agit sur la faculté reproductive de l'ame. Supposez maintenant l'esprit de l'auteur et du traducteur tourné de la même façon exactement, le dernier pourtant se sert d'outils et de matière totalement différens. Ajoutez à cela que la mesure, la volubilité du son, et le coulant d'une suite heureuse de consonnes et de voyelles, ont pris leur origine avec l'idée primitive, et font partie de son essence.

Indeſſen ließ ich mich dadurch nicht abſchrecken, ich verſuchte allerlei: am Dante, am Shakſpeare, am Calderon, am Arioſt, am Petrarca, am Camoens u. ſ. w., auch an einigen Dichtern des claſſiſchen Alterthums. Ich könnte nun ſagen, ich habe durch ſo viele Mühe nur die Ueberzeugung gewonnen, das Ueberſetzen ſei eine zwar freiwillige, gleichwohl peinliche Knechtſchaft, eine brodloſe Kunſt, ein undankbares Handwerk; undankbar, nicht nur weil die beſte Ueberſetzung niemals einem

Original-Werke gleich geschätzt wird, sondern auch, weil der Uebersetzer, je mehr er an Einsicht zunimmt, um so mehr die unvermeidliche Unvollkommenheit seiner Arbeit fühlen muß. Ich will aber lieber die andre Seite hervorheben. Der ächte Uebersetzer, könnte man rühmen, der nicht nur den Gehalt eines Meisterwerkes zu übertragen, sondern auch die edle Form, das eigenthümliche Gepräge zu bewahren weiß, ist ein Herold des Genius, der über die engen Schranken hinaus, welche die Absonderung der Sprachen setzte, dessen Ruhm verbreitet, dessen hohe Gaben vertheilt. Er ist ein Bote von Nation zu Nation, ein Vermittler gegenseitiger Achtung und Bewunderung, wo sonst Gleichgültigkeit oder gar Abneigung Statt fand.

Ich muß gestehen, daß mir selten öffentliche Beurtheilungen meiner Versuche in dieser Art zu Theil geworden sind, woraus ich etwas hätte lernen können. Bei uns werfen sich Leute zu Kritikern dichterischer Werke auf, versteigen sich dabei wohl in metaphysische Schwindeleien, die nicht einmal die ersten Elemente der Metrik kennen, geschweige denn in Ausübung zu bringen wissen; wiewohl dieß die erste technische Bedingung der Dichtkunst, und eine Sache ist, die sich lehren und lernen läßt. Solchen Beurtheilern hätte ich dann wohl erwiedern mögen: «Mein Freund, ich war früher aufgestanden als du; was du tadelnd bemerkst, wußte ich längst: ich habe unter mehreren Mängeln oder Uebelständen den ausgewählt, der mir der leidlichste schien. Wenn du etwas besseres weißt, und zwar etwas metrisch ausführbares, so gieb es an: wo nicht, so hättest du eben so gern zu Hause bleiben mögen.«

Daß bei Uebersetzungen der Tadel immer mit einem Vorschlage zur Abhülfe begleitet seyn sollte, ist, wie mich dünkt, eine ganz billige Foderung. Vielleicht würde ich aus meiner

Erfahrung manches nützliche über die Kunst dichterischer Nachbildungen mittheilen können, aber nicht als Theorie. In allgemeinen Sätzen wüßte ich wenig ersprießliches auszusprechen, ich müßte meine Ansicht immer durch Beispiele deutlich machen. Doch weiß ich nicht, ob es mir gelingen würde. Denn die mächtigen Eindrücke, welche die Poesie durch die Wahl der Worte, durch ihre Verknüpfung und Anordnung, durch Sylbenmaaß und Wohllaut in Wechsel oder Wiederkehr hervorbringt, beruhen auf einem Gewebe so unendlich feiner Wahrnehmungen, daß es schwer fällt, sie in Begriffe zu fassen. Alles, selbst der Begriff der Treue, bestimmt sich nach der Natur des Werkes, womit man es zu thun hat, und nach dem Verhältniß der beiden Sprachen. In Absicht auf diese sowohl als auf Geschmack, gesellige und wissenschaftliche Bildung machen die Europäischen Völker, ungeachtet aller Verschiedenheiten eine große Familie aus. Dieß gilt auch in gewissem Grade vom classischen Alterthum: wir haben dessen Geisteswerke geerbt, und auf dieser Grundlage weiter gebaut. Wenn wir uns aber nach Asien hinüberwagen, so sehen wir uns in eine ganz andre Sphäre versetzt. In Indien besonders steht sowohl die Entwickelung der Sprache als der Gang der Gedankenbildung unermeßlich weit von allem ab, was uns geläufig ist.

Die Uebersetzung eines philosophischen Gedichtes, und aus dem Sanskrit in's Lateinische, war für mich ein erster Versuch. Ziewohl die Auflösung in Prosa nothwendig war, so wollte ich doch nicht gern die Form ganz verloren gehen lassen: ich wünschte meinen Lesern von der überschwänglichen Majestät und Erhabenheit der Urschrift wenigstens eine Ahndung zu geben.

Die Foderung des Hrn. Langlois, für jeden Ausdruck des Originals überall ein und dasselbe Wort zu gebrauchen, mag

man für die Ueberſetzung eines Lehrbuches der Geometrie gelten laſſen. An die Ueberſetzung philoſophiſcher Schriften darf ſie nur in dem Grade gemacht werden, als ſie ſich an Gehalt und Methode geometriſchen Lehrbüchern nähern. Sie wird auf die Werke des Plato weniger paſſen, als auf die des Ariſtoteles. Vollends eine dichteriſche Darſtellung der innerſten Anſchauung des Geiſtes von ſich ſelbſt und dem Unendlichen und Ewigen kann nicht wie eine Sammlung algebriſcher Zeichen behandelt werden.

Nun nehme man die Incommenſurabilität der beiden Sprachen hinzu. Es bliebe nichts übrig, als entweder das Indiſche Wort ſelbſt hinzuſtellen, wie Wilkins in vielen Fällen, wie die Perſiſchen Ueberſetzer der Upanishad gethan haben: eine Verfahrungsweiſe, die ſehr bequem, aber ganz unerſprießlich iſt; oder ein Lateiniſches Wort zu dem Umfange mannigfaltiger Bedeutungen zu ſtempeln: dieß wäre unerlaubte Willkühr.

Man nehme z. B. das Wort dharma. Es bedeutet in ſtätiger Reihenfolge: lex, jus, justitia, officium, religio, pietas, sanctitas; auch mos bedeutet es, auch eine bloße Anordnung der Natur: z. B. die zur Fortpflanzung der Geſchlechter getroffene, wird in den Schriften der Buddhiſten bei der Ermahnung: abstinete a rebus venereis, häufig maithuna-dharma genannt. Dieſe Vielſeitigkeit läßt ſich aus dem Indiſchen Syſtem ganz gut begreifen, und rechtfertigen. Welches Lateiniſche Wort würde ſich aber wohl bequemen, nach dem Bedürfniſſe der jedesmaligen Verbindung dieſe Stufenleiter auf- und abzuſteigen?

Das Wort yôga iſt ein wahrer Proteus: es gehört ſchlaue Gewalt dazu, es unter ſeinen geiſtigen Verwandlungen zu feſſeln, damit es uns Rede ſtehe und ſeine Orakel verkündige.

Ich habe nach allen Seiten herumgesonnen und nichts unversucht gelassen. Ich gerieth sogar auf den Gedanken, auf die Ableitung zurück zu gehen, und wo es den mystischen Sinn hat, etwa conjugium mit einem Beiworte dafür zu setzen. Doch erschien mir dieß als gar zu befremdlich und störend.

Für die Mittheilung besserer Ausdrücke werde ich sehr dankbar seyn. Ueberhaupt ist es mir nicht darum zu thun, meine Uebersetzung zu vertheidigen, sondern sie der Vollkommenheit näher zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königlich Preußiſchen Rhein-Univerſität, Director des Rheiniſchen Muſeums der Alterthümer, Ritter des rothen Adler-Ordens, des St. Wladimir- und des Waſa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, auswärtigem Mitgliede der Kaiſerlich Ruſſiſchen Akademie zu St. Petersburg, der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, Ehren-Mitgliede der Aſiatiſchen Geſellſchaften in Calcutta, Paris und London.

Zweiten Bandes Drittes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1826.

VII.

Indiſche Erzählungen.

Ueberſetzt vom Herausgeber.

1.

Die vier Harthörigen.

Ein Schäfer, der mit Taubheit behaftet war, hütete ſeine Heerde in geringer Entfernung von ſeinem Dorfe; wiewohl die Mittagsſtunde heranrückte, hatte ihm ſeine Frau das Frühſtück noch nicht gebracht. Er getraute ſich nicht ſeine Schafe zu verlaſſen, weil er fürchtete, während ſeiner Abweſenheit möchte ihnen irgend ein Unfall zuſtoßen. Nachdem er noch einige Zeit gewartet, entſchloß er ſich jedoch, vom Hunger gedrängt, zu folgendem Auswege.

Ein Flurſchütze war damit beſchäftigt, an dem Ufer eines in der Nähe vorbeifließenden Baches Gras für ſeine Kuh zu mähen. Der Schäfer begab ſich zu ihm, wie-

wohl mit einigem Widerwillen: denn die Leute dieſes Gewerbes ſind zwar als Wächter des öffentlichen und Privat-Eigenthumes angeſtellt, um jeden Diebſtahl zu verhüten, ſie pflegen aber ſelbſt meiſtens große Spitzbuben zu ſeyn. Er bat den Flurſchützen, während der kurzen Zeit, die er brauchen würde, um zu Hauſe zu frühſtücken, ein wachſames Auge auf ſeine Heerde zu haben, und verſprach bei ſeiner Zurückkunft ihn reichlich für die übernommene Mühe zu belohnen.

Der Flurſchütze, der eben ſo taub war als der Schäfer, antwortete mit Heftigkeit und in einem zornigen Tone: «Was haſt du für ein Recht an das Gras, das ich hier mähe? Muß meine Kuh hungern, damit deine Schafe ſich nach Belieben mäſten können? Mache dich fort, und laß mich in Frieden!» — Er begleitete dieſe Anrede mit einer ausdrucksvollen Geberde der Hand, welche der Schäfer als ein Zeichen der Einwilligung in den gethanen Vorſchlag auslegte.

Dieſer lief alſo eilig in das Dorf, entſchloſſen ſeine Frau ſo nachdrücklich zu züchtigen, daß ſie ſich in Zukunft eine ſolche Nachläßigkeit nicht wieder ſollte zu Schulden kommen laſſen. Als er ſich aber ſeinem Hauſe näherte, ſah er daß ſie auf der Thürſchwelle lag, und ſich in heftigen Zuckungen am Boden wälzte. Sie hatte nämlich eine allzugroße Menge roher Bohnen gegeſſen, ſich eine Unverdaulichkeit zugezogen, und litt an gewaltigem Bauchgrimmen.

Der Zorn des Schäfers wurde durch den Anblick der Leiden ſeiner armen Frau beſänftigt, wiewohl er nicht ohne Ungeduld bedachte, daß die Nothwendigkeit ihr Bei-

ſtand zu leiſten, und ſein Frühſtück nun ſelbſt zuzubereiten, ihn viel längere Zeit von ſeiner Heerde entfernt halten würde, als er anfangs gedacht hatte. Denn er verließ ſich eigentlich gar wenig auf die Redlichkeit des Flurſchützen, dem er unterdeſſen ſeine Heerde anvertraut hatte. Deswegen beeilte er ſich ſo ſehr als möglich. Sobald er wieder bei ſeinen Schafen war, welche in geringer Entfernung von dem Orte, wo er ſie verlaſſen hatte, ruhig weideten, ſo ließ er es ſeine erſte Sorge ſeyn ſie genau zu überzählen; er war außer ſich vor Freuden, als er ſich überzeugt hatte, daß kein einziges Stück fehlte. »Der Flurſchütze, rief er aus, iſt doch ein braver Mann, die Perle der Leute ſeines Standes! Ich habe ihm eine Belohnung verſprochen: er verdient wohl ſie zu empfangen.» —

Der Schäfer hatte in ſeiner Heerde ein lahmes Schaf, das aber ſonſt geſund und fett war. Er nahm es auf die Schulter, trug es zu dem Flurſchützen hin, und ſagte: »Du haſt während meiner Abweſenheit meine Heerde treulich gehütet: ſieh! hier iſt ein Schaf, das ich dir ſchenken will.»

Der Flurſchütze als er das lahme Schaf ſah, rief mit großer Lebhaftigkeit aus: «Was beſchuldigſt du mich doch, ich hätte deinem Schafe das Bein zerbrochen? Ich kann ſchwören, daß ich, ſeit du weg wareſt, keinen Schritt von der Stelle gethan habe, wo ich jetzt ſtehe. Ich bin deiner Heerde gar nicht einmal nahe gekommen.» —

«Das Schaf iſt geſund und fett, erwiederte der Schäfer: du kannſt es ſchlachten, und dir und den deinigen etwas damit zu gute thun.» —

»Ich habe dir schon gesagt, antwortete der Flurschütze, daß ich von deinen Schafen weit weg geblieben bin, und doch beschuldigst du mich immerfort, ich hätte dir dieses lahm geschlagen. Packe dich, oder ich versetze dir eins!« — Und bei diesen Worten machte er Anstalt seine Drohung ins Werk zu stellen.

Der Schäfer, der sich so ungerechter Weise bedroht sah, ohne daß er den Grund errathen konnte, machte sich ebenfalls auf die Gegenwehr gefaßt. Sie waren eben im Begriffe handgemein zu werden, als ein Mann zu Pferde zufällig bei ihnen vorbeikam. Sie hielten ihn an, der Schäfer griff dem Pferde in die Zügel, und sagte zu dem Reiter: «Ich bitte euch, hört uns einen Augenblick an, und entscheidet ob in dem Streite, worin ihr uns begriffen findet, das Unrecht auf meiner Seite ist. Ich bringe diesem Menschen für einen kleinen Dienst, den er mir geleistet hat, ein Schaf zum Geschenk; und für allen Dank will er mich mit Schlägen anfallen.» —

Der Flurschütze nahm seinerseits das Wort und sagte: «Dieser Tölpel von Schäfer hat die Unverschämtheit mich zu beschuldigen, ich hätte einem seiner Schafe das Bein zerbrochen, da ich doch seiner Heerde nicht einmal zu nahe gekommen bin.» —

Der Mann den sie zum Schiedsrichter genommen hatten, war noch tauber als beide, und hatte von allem, was sie ihm vortrugen, nicht ein einziges Wort gehört. — «Ich muß gestehn, daß das Pferd mir nicht gehört. Ich habe es an der Landstraße gefunden, wo es jemand hatte stehen lassen; ich war in Eil, und habe mich darauf gesetzt, um geschwinder fortzukommen. Ge-

hört es euch? So nehmt es wieder, und laßt mich meine Reise fortsetzen: ich habe keine Zeit zu verlieren.» —

Der Schäfer und der Flurschütze hatten, jeder seinerseits, sich in den Kopf gesetzt, der Mann zu Pferde habe seinem Gegner Recht. Sie fingen also an, noch stärker als zuvor gegen einander zu schreien, und vernünftten beide gemeinschaftlich den erwählten Schiedsrichter, den sie unverholen der Ungerechtigkeit beschuldigten.

In diesem Augenblick kam ein alter Brahmane vorbei, der ihnen der rechte Mann zu seyn schien, um ihren Streit zu schlichten. Sie hielten ihn also auf, und baten ihn, sie einen Augenblick anzuhören: hierauf trugen sie ihm ihre Händel vor, indem sie alle drei zugleich sprachen, und begehrten er solle entscheiden, wer von ihnen Unrecht habe.

Der Brahmane, der eben so taub war als die übrigen, erwiederte: «Ja, ja! ich merke wohl: meine Frau hat euch abgeschickt, um meine Abreise zu verhindern. Ihr wollt mich überreden zu ihr zurückzukehren, aber mein Entschluß ist gefaßt, ihr mögt nur eure Reden sparen. Kennt ihr sie: meine Frau? Sie ist ein eingefleischter Teufel! Es ist mir unmöglich noch länger mit einer solchen Furie zu leben! Seit ich sie zu meinem Unglücke geheirathet habe, hat sie mich zu mehr Sünden angereizt, als ich in hundert Wiedergeburten abbüßen kann. Ich gehe jetzt auf eine Pilgerfahrt nach Kasi: in dieser hochheiligen Stadt will ich mich in den segenreichen Fluten des Ganges baden, um mich von den unzähligen Sünden zu reinigen, wozu ihre Bosheit mich

gedrängt hat. Ich bin entschlossen, in fremden Ländern von Almosen zu leben, und niemals wieder zu meiner Frau zurückzukehren.

Während sie alle so gegen einander schrien, ohne sich verstehen zu können, erblickte der Reiter in der Ferne Leute, die mit starken Schritten näher kamen. Er fürchtete, es möchten die Eigenthümer des Pferdes seyn, das er entwendet hatte: er stieg also in aller Eile ab, und machte sich aus dem Staube.

Der Schäfer bedachte, daß es schon spät gegen Abend wurde: er machte sich also ohne weiteres Zögern auf den Weg zu seiner Heerde, die mittlerweile ziemlich weit fortgewandert war. Unterwegs konnte er nicht umhin, gegen die Schiedsrichter zu fluchen: er war innerlich empört darüber, daß es gar keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gebe. Uebrigens schrieb er die Verdrießlichkeiten, die ihn den ganzen Tag über verfolgt hatten, dem Umstande zu, daß früh morgens eine Schlange vor ihm über den Weg gekrochen war.

Der Flurschütze kehrte zu seinem Heuhaufen zurück; da er das lahme Schaf noch dort liegend fand, lud er es auf seine Schulter und trug es nach Hause, um, seiner Meinung nach, den Schäfer für den ungerechter Weise angefangenen Zank zu bestrafen.

Der alte Brahmane setzte seine Reise bis zu dem nächsten öffentlichen Nasthofe fort, wo er ein Obdach fand und die Nacht zubrachte. Die Ruhe und der Schlaf besänftigten sein aufgeregtes Gemüth. Am nächsten Morgen kamen die Brahmanen seines Ortes, Verwandte und gute Freunde, ihm nach. Diese beruhigten ihn vollends

und überredeten ihn nach Hause zurückzukehren, indem sie ihm versprachen, ihre besten Ermahnungen anzuwenden, damit seine Frau in Zukunft weniger zanksüchtig seyn und sich zum Gehorsam fügen möchte.

2.

Die vier einfältigen Brahmanen.

In einer gewissen Landschaft hatte man bekannt gemacht, es solle eines von jenen großen Festen gefeiert werden, wobei man die Brahmanen zu bewirthen und Gaben unter sie zu vertheilen pflegt. Vier Männer dieses Standes, jeder in einem verschiedenen Dorfe wohnhaft, hatten sich aufgemacht, um sich dahin zu begeben. Sie begegneten sich zufällig unterwegs, und da sie erfuhren, daß sie alle die gleiche Absicht hätten, so kamen sie überein den übrigen Theil der Reise in Gesellschaft zu machen.

Unterwegs begegnete ihnen ein Krieger von Adel, der in einer entgegengesetzten Richtung reiste. Indem er bei ihnen vorbeikam, grüßte er sie auf die gegen Brahmanen übliche Weise: er faltete die Hände, erhob sie bis zu seiner Stirn, und sagte: Gruß Ew. Hochwürden! was die Brahmanen alle viere zugleich mit dem gewöhnlichen Segensspruche erwiederten.

Bald darauf kamen sie an einen längs der Landstraße befindlichen Brunnen, wo sie sich niedersetzten, um

ihren Durst zu löschen; und hierauf ruheten sie in dem Schatten eines daneben stehenden Baumes aus. Da ihnen während dieser Ruhestunde ihr Verstand wenig Stoff der Unterhaltung darbot, so fiel es einem von ihnen ein, das Stillschweigen zu brechen, indem er zu den übrigen sagte: «Man muß gestehen, der Krieger, dem wir eben begegnet sind, ist ein sehr höflicher und verständiger Mann. Habt ihr wohl bemerkt, wie er mich ausgezeichnet und wie verbindlich er mich gegrüßt hat?» — Der zunächst bei ihm sitzende Brahmane sagte dagegen: «Du bist es ja nicht, den er begrüßt hat; an mich allein war seine Ehrenbezeugung gerichtet.» — «Ihr betrügt euch beide, sagte ein dritter, ich kann euch versichern daß der Gruß mich allein gelten sollte. Zum Beweise davon wendete der Krieger die Augen nach meiner Seite, während er Gruß Ew. Hochwürden! aussprach.» — «Nichts weniger, erwiederte der Vierte: mich allein hat er begrüßt: hätte ich ihm sonst wohl geantwortet, Segen sei mit dir!

Der Streit wurde nach und nach so hitzig, und mit solcher Heftigkeit geführt, daß die vier Reisegefährten im Begriff waren, handgemein zu werden, als einer von ihnen, der etwas weniger thöricht war als die übrigen, folgenden Rath gab, um verdrießliche Folgen des Zankes zu verhüten:

«Warum wollen wir uns unnützer Weise erzürnen? Wir möchten uns noch so sehr gegenseitig mit Beleidigungen überhäufen, wir möchten uns sogar wie der gemeinste Pöbel mit einander raufen; würde dadurch der Gegenstand unseres Streites mit Sicherheit ausgemacht

werden? Wer kann unſern Zweifel beſſer löſen als der, welcher Anlaß dazu gab? Der Krieger, dem wir begegnet ſind, und einen unter uns begrüßt hat, kann noch nicht ſehr weit entfernt ſeyn. Meine Meinung iſt alſo, daß wir ihm geſchwind nachlaufen, um aus ſeinem eigenen Munde zu erfahren, wem von uns vieren er ſeine Ehrerbietung hat bezeugen wollen.

Dieſer Rath ſchien ſehr verſtändig, und wurde bereitwillig angenommen. Sie machten ſich alſo auf, um dem Krieger nachzulaufen, und ganz außer Athem holten ſie ihn über eine Stunde weit von dem Orte ein, wo er ſie begrüßt hatte. Sobald ſie ihn aus der Ferne erblickten, riefen ſie ihm zu, er möchte ſtill ſtehen; hierauf näherten ſie ſich ihm, legten ihm den Gegenſtand des zwiſchen ihnen entſtandenen Streites vor, und baten ihn, durch ſeine Erklärung, wem ſeine Höflichkeit gegolten habe, den Handel zu ſchlichten.

Der Krieger merkte ſogleich aus ihrem Berichte, wie albern die Leute wären, mit denen er zu thun hatte; er wollte ſich auf ihre Koſten ergötzen, und antwortete ganz kaltblütig: «Ei nun; den thörigſten unter euch vieren habe ich mit meinem Gruße gemeint.» — Hierauf kehrte er ihnen den Rücken zu, und ſetzte ſeine Reiſe fort. Die Brahmanen, verwirrt über dieſe Antwort, machten ſich auch wieder auf den Weg nach ihrer Beſtimmung, und wanderten eine Zeitlang ſtillſchweigend weiter.

Indeſſen lag ihnen der Gruß des Kriegers ſo ſehr am Herzen, daß der Streit darüber bald wiederum noch lebhafter ausbrach. Diesmal gründete jeder ſeine Anſprüche auf die Entſcheidung des Edelmannes ſelbſt; es

war keiner unter den vieren, der sich nicht geschmeichelt hätte, bei weitem thörichter zu seyn als die übrigen.

Sie behaupteten allerseits ihr Recht an diesem Vorrang von einer ganz neuen Art mit so viel Eifer und Heftigkeit, daß eine Faustschlägerei unvermeidlich schien, wenn der Urheber des ersten Rathes nicht einen zweiten ausgesonnen hätte, um die aufbrausende Hitze der Streitenden zu mäßigen.

Ich behaupte, sagte er, daß ich thörichter als irgend einer von euch bin, und jeder von euch behauptet für sich dasselbe. Nun frage ich euch, wenn wir uns auch ganz heiser schreien, wenn wir uns sogar mit Schlägen überhäufen, werden wir es wohl dadurch dahin bringen zu entscheiden, wessen Thorheit die vollkommenste ist? Glaubt mir, stellen wir für jetzt das Zanken ein. Wir sind nicht weit von Dharmapuri entfernt; laßt uns dahin gehen, uns in dem Gerichtssaal einstellen, und die Obrigkeiten des Ortes bitten, Frieden zwischen uns zu stiften. —

Dieser Rath schien sehr vernünftig, und keiner weigerte sich ihn zu befolgen.

Sie hätten in keinem günstigeren Augenblicke dort ankommen können. Die Obrigkeit von Dharmapuri, Brahmanen und andere, waren gerade in dem Gerichtssaale versammelt; und da an diesem Tage eben kein ernsthafter Handel auszumachen war, so ließ man sogleich die Fremden zum Verhör, und sagte ihnen, sie möchten ihr Geschäft vortragen. Einer der vier Brahmanen trat in die Mitte der Versammlung, und erzählte, ohne den kleinsten Umstand zu übergehen, was auf Veranlassung des

Grußes und der zweideutigen Antwort des Kriegers zwischen ihnen vorgefallen war.

Bei dieser Erzählung brach die Rathsversammlung mehr als einmal in lautes Gelächter aus. Der Vorsitzer, ein Mann von einer sehr heitern Laune, war ganz entzückt über diese günstige Gelegenheit sich zu belustigen. Er nahm also ein ernsthaftes Wesen an, befahl allgemeine Stille, und redete die Kläger folgendergestalt an: »Da ihr Fremde, und in dieser Stadt unbekannt seyd, so ist es nicht möglich die streitige Thatsache durch Abhörung von Zeugen auszumachen. Nach meiner Meinung habt ihr nur ein einziges Mittel, eure Richter aufzuklären: dies besteht darin, daß jeder von euch nach der Reihe uns einen Umstand aus seinem Leben vorlege, wodurch seine Thorheit auf das überzeugendste dargethan wird. Erst nachdem wir euch angehört haben werden, wird es uns möglich sein zu entscheiden, wer unter euch vieren die Ueberlegenheit in diesem Stücke behauptet, und wer folglich den Gruß des Kriegers ausschließend sich zueignen darf.« — Die Kläger gingen sämtlich diesen Vorschlag ein.

Der erste der Brahmanen, dem das Wort zuerkannt wurde, hielt nun folgende Rede:

Wie ihr seht, ist mein Anzug nichts weniger als sauber, und es ist nicht seit heute oder gestern, daß ich mit Lumpen bedeckt einhergehe. Die erste Ursache dieses Verfalles in meiner Kleidertracht ist folgende. Ein reicher Kaufmann aus unserer Nachbarschaft, der sehr mildthätig gegen die Brahmanen ist, machte mir vor mehreren Jahren ein Geschenk mit zwei Stücken des

feinſten Zeuges, das man jemals in unſerm Dorfe geſehen hatte, um mir Kleider daraus machen zu laſſen. Ich zeigte ſie allen meinen Freunden, die nicht müde werden konnten, ſie zu betrachten und zu bewundern. Ein ſo glücklicher Fund, ſagten ſie, kann nur die Frucht der guten Werke ſeyn, die du in einem früheren Leben verrichtet haſt. Ehe ich mich darein kleidete, wuſch ich nach der Sitte die Stücke Zeug, um ſie von der Befleckung zu reinigen, die ihnen anklebte, weil ſie durch die Hände des Webers und des Kaufmannes gegangen waren. Ich hatte ſie mit den beiden Enden an die Aeſte eines Baumes befeſtigt, um ſie trocknen zu laſſen, als ein Hund zufällig unten durchlief; ich bemerkte dies erſt, als er ſchon wieder in einiger Entfernung war, und konnte alſo nicht gewiß ſeyn, ob er ſie nicht berühret und folglich befleckt hätte. Ich befragte meine Kinder, dieſe ſagten mir aber, ſie hätten nicht darauf geachtet. Wie ſollte ich mich nun über dieſen Zweifel beruhigen? Ich fing an auf allen Vieren zu gehen, ſo daß mein Rücken ungefähr ſo hoch ſtand, wie der des Hundes, und in dieſer Stellung kroch ich unter dieſem Stücke Zeug hindurch. «Habe ich ſie berührt?» fragte ich meine Kinder, die dabei Acht gaben. Sie ſagten, nein. Ich ſprang vor Freuden bei dieſer erwünſchten Nachricht. Indeſſen bedachte ich im Augenblick darauf, daß der Schweif des Hundes aufgerichtet war, und daß er alſo wohl mit der Spitze dieſes hervorſtehenden Theiles meine Stücke Zeug berührt haben könnte. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, befeſtigte ich mir unten am Rücken eine aufwärts gekehrte Sichel, und fing meinen

Verſuch auf dieſelbe Weiſe wieder an. Meine Kinder, denen ich anempfohlen hatte, recht aufmerkſam zu ſeyn, ſagten mir, daß die Sichel diesmal an das Zeug leicht angeſtreift hätte Da ich nun nicht zweifeln konnte, daß es mit dem Schweife des Hundes dieſelbe Bewandtniß gehabt habe, ſo ergriff ich in einem Anfall von Zorn, der mich zu aller Ueberlegung unfähig machte, die Stücke Zeug, und zerriß ſie in Fetzen.

Dieſe Geſchichte wurde in kurzem allgemein bekannt, und jedermann behandelte mich wie einen Verrückten. «Wenn auch der Hund wirklich durch ſeine Berührung die Stücke Zeug beſudelt hätte, ſagte der Eine, konnteſt du ſie nicht durch eine zweite Wäſche wiederum reinigen?» — «Lieber als die Stücke Zeug zu zerreißen, ſagte der andere, hätteſt du ſie nicht an arme Tagelöhner geben können? Wer wird dir künftig nach einem ſo tollen Streiche noch Kleidungsſtücke ſchenken wollen?» — Dieſe letzte Bemerkung hat ſich nur zu ſehr beſtätigt. Wenn ich ſeitdem es mir habe beikommen laſſen, jemanden um einen Beitrag zu meiner anſtändigen Kleidung zu bitten, ſo hat man mir immer geantwortet: «Du haſt wohl Luſt das Zeug wiederum in Fetzen zu zerreißen?» —

Als er ſeine Geſchichte beendigt hatte, ſagte einer von den Zuhörern: Es ſcheint wohl daß ihr ſehr gut verſteht auf Vieren zu gehen. — O ja! erwiederte der Brahmane: darin bin ich ungemein geſchickt: ihr ſollt es ſogleich ſehen. — Hierauf ſtützte er ſich auf ſeine beiden Hände, und lief zwei bis dreimal auf allen Vieren im Saale herum, ſo daß die Zuſchauer beinah vor Lachen erſtickten.

»Dies ist hinreichend, sagte der Vorsitzer des Gerichts; was wir so eben gehört haben, beweist schon viel zu euern Gunsten, aber ehe wir irgend etwas entscheiden, müssen wir doch sehen, welche Beweise ihrer Narrheit die übrigen vorzubringen haben.« — Der zweite Brahmane nahm hierauf folgendergestalt das Wort.

»Um bei einem in unserer Nachbarschaft angekündigten Feste anständiger zu erscheinen, schickte ich zu einem Barbier, der mir den Kopf und das Kinn scheeren sollte. Nachdem er diese Verrichtung beendigt hatte, sagte ich zu meiner Frau, sie sollte ihm zum Lohn einen Stüber geben; aber aus Versehen gab sie ihm zwei. Vergeblich verlangte ich, der Barbier müsse mir einen Stüber zurückgeben, er wollte sich nicht dazu verstehen; ich mochte noch so sehr darauf dringen, er beharrete hartnäckig bei seiner Weigerung. Der Streit wurde hitzig, und wir fingen schon an einander zu schelten, als der Barbier einen gelinderen Ton anstimmte, und sagte: »Es gibt wohl ein Mittel die Sache auszugleichen. Für den Stüber den ihr verlangt, will ich eurer Frau den Kopf scheeren, wenn es euch beliebt.« Nach einer kurzen Ueberlegung erwiederte ich: Du hast recht; dein Vorschlag wird unserm Streite ein Ende machen, ohne daß einem oder dem andern Unrecht geschieht.

Da meine Frau diese Rede hörte, und voraussah was ihr begegnen würde, so wollte sie sich fortmachen; aber ich faßte sie, und nöthigte sie sich auf den Boden niederzusetzen, und der Barbier mit seinem Rasirmesser bewaffnet, schor ihr den Kopf ganz kahl. Unterdessen stieß meine Frau ein lautes Geschrei aus, und über-

schüttete uns beide mit einem Strom von Schimpfreden und Verwünschungen; aber ich ließ sie schreien, ich wollte sie lieber mit kahlem Kopfe sehen, als dem Spitzbuben von Barbier einen Stüber gönnen, den er nicht verdiente. Meine Frau, auf solche Weise ihrer schönen Haarlocken beraubt, verbarg sich vor Scham, und wagte nicht zum Vorschein zu kommen. Der Barbier machte sich auf die Beine, und da er meiner Mutter in der Straße begegnete, so hatte er nichts eiligeres zu thun als zu erzählen, was eben in meinem Hause vorgefallen war. Sie kam sogleich gelaufen, um zu sehen ob es wirklich so wäre; und da sie ihre Schwiegertochter ganz kahl geschoren sah, so blieb sie eine Zeitlang stumm vor Erstaunen, und wie versteinert. Aber bald brach sie in heftigen Zorn aus, und überhäufte mich mit Vorwürfen und Scheltworten, die ich ertrug ohne nur ein Wort zu sagen, denn ich fing nun an zu merken, daß ich sie wohl verdient hatte.

Der Schelm von Barbier seinerseits hatte seine Schadenfreunde daran, die Geschichte überall zu verbreiten, so daß ich allen Einwohnern des Orts zum Gespötte wurde. Die bösen Zungen schmückten seine Erzählungen noch weiter aus, und ermangelten nicht zu verstehen zu geben, ich hätte meiner Frau nur deswegen den Kopf kahl scheeren lassen, um sie für einen Bruch der ehelichen Treue zu bestrafen. Die Nachbarn versammelten sich haufenweise vor der Thüre meiner Wohnung, sie führten sogar einen Esel herbei, um die angeblich Schuldige darauf zu setzen, und sie, das Gesicht dem Hintertheil des Thiers zugekehrt, durch alle Straßen zu führen; denn dies ist die Züchtigung womit bei uns das Volk die

Frauen zu beschimpfen pflegt, deren Liederlichkeit ruchbar geworden ist.

Das Gerücht von diesem Vorfall gelangte bald bis zu dem Wohnorte meiner Schwiegereltern. Sie begaben sich in aller Eile zu mir, und ihr könnt euch leicht denken, welchen Lärm sie machten, als sie ihre arme Tochter so übel zugerichtet sahen. Sie nahmen sie mit sich nach Haus, beobachteten jedoch dabei die Vorsicht, sie nur bei Nacht reisen zu lassen, um ihr die Schmach zu ersparen, in dem demüthigenden Zustande worin sie sich befand, von den Leuten gesehen zu werden. Sie behielten sie vier Jahre bei sich, ohne von irgend einem Vorschlage zur Güte etwas hören zu wollen, bis sie mir sie wieder zurückgaben.

Jene verwünschte Unbesonnenheit war Schuld, daß ich das Fest versäumte, worauf ich mich durch ein dreitägiges Fasten vorbereitet hatte. Ich bedauerte dies um so mehr, weil ich erfuhr es sei außerordentlich prächtig gewesen, und man habe dabei die Gäste im Ueberflusse mit ausgeklärter Butter bedient. Vierzehn Tage nachher ward ein anderes Fest angekündigt, ich beging die Unvorsichtigkeit mich dabei einzufinden; aber über achthundert Brahmanen die dort versammelt waren, empfingen mich mit lautem Spott. Sie bemächtigten sich meiner, und erklärten, sie würden mich nicht eher wieder los geben, bis ich ihnen den Verführer meiner Frau genannt hätte, damit er nach der ganzen Strenge der für unsern Stand geltenden Gesetze bestraft werden möge. Ich betheuerte eidlich, ich sei allein schuldig, und bekannte ihnen den wahren Grund, welcher mich bewogen hatte, so zu han-

deln. Das Erſtaunen meiner Zuhörer ſtieg bei meiner Erzählung auf den höchſten Grad, ſie ſahen einer den andern an, und riefen aus: »Iſt es erhört, daß man einer verheiratheten Frau den Kopf kahl ſcheeren läßt, welche die Pflicht der ehelichen Treue nicht verletzt hat? Entweder der Menſch iſt ein Betrüger, oder er iſt der größte Narr der auf Erden lebt.« — Ich hoffe, ſo beſchloß der Erzähler ſeine Rede, ihr werdet eben ſo urtheilen wie ſie, und meiner Narrheit den Preis vor derjenigen zu erkennen, womit euch mein Vorgänger unterhalten hat. —

Die Verſammlung fand, daß dieſer Narrenſtreich von der ächteſten Art ſei, aber ſie wollten noch keinen Beſchluß faſſen, ohne die beiden Mitwerber angehört zu haben.

Der Dritte, der ſchon längſt mit Ungeduld den Augenblick erwartete, wo er zu Wort kommen ſollte, hielt nun folgenden Vortrag.

»Vormals hieß ich Anantaya, jetzt bin ich allenthalben unter dem Namen Betel-Anantaya bekannt. Zu dieſem Spottnamen gab folgender Vorfall meines Lebens den Anlaß. Es war ungefähr ein Monat verfloſſen, ſeit meine Frau, welche bis dahin wegen ihrer zarten Jugend im väterlichen Hauſe zurückgehalten worden war, bei mir wohnte. Eines Abends beim Schlafengehen, ſagte ich, ich weiß nicht mehr auf welche Veranlaſſung, die Weiber wären Plaudertaſchen. Sie erwiederte lebhaft, und ohne ſich lange zu beſinnen, daß ſie Männer kennte, die auf's wenigſte eben ſo plauderhaft wären, wie die Frauen. Ich merkte wohl, daß dieſe Anſpielung mich

gelten sollte, ich wurde also durch ihre Antwort sehr gereizt, und sagte zu ihr, wir wollen sehen, wer von uns beiden am ersten sprechen wird. Recht gern, erwiederte sie, aber was soll der dem andern geben, der die Wette verliert? Ein Betel-Blatt, sagte ich. Nachdem die Wette so ausgemacht war, legten wir uns schlafen ohne weiter ein einziges Wort zu sprechen. Am andern Morgen, als die Sonne schon aufgegangen war, und noch keiner von uns zum Vorschein kam, rief man uns bei unserm Namen, aber wir gaben keinen Laut von uns. Man rief noch stärker, alles blieb still. Man klopfte stark an die Thüre unseres Zimmers aber vergeblich. Nun verbreitete sich eine große Bestürzung im Hause, man befürchtete, wir möchten beide während der Nacht plötzlich gestorben seyn. Der Zimmermann des Dorfes, den man in aller Eile holte, kam mit seinen Werkzeugen und stieß die Thür ein.

Unsere Hausgenossen waren nicht wenig verwundert, da sie uns beide vollkommen wach mit untergeschlagenen Beinen sitzen sahen; wir schienen in gutem Wohlbefinden, aber des Gebrauchs der Sprache beraubt zu seyn. Man versuchte auf verschiedene Weise uns zum Reden zu bringen, ohne daß es gelingen wollte. Meine Mutter, vor Schrecken außer sich, erhob ein lautes Geschrei, worauf alle Brahmanen des Dorfes mit ihren Frauen herbeigelaufen kamen, um sich nach der Ursache einer solchen Bestürzung zu erkundigen. Unser Haus war bald voller Menschen, und jeder klügelte auf seine Weise über den vermeintlichen Zufall, der uns zugestoßen war. Die Meinung daß irgend ein geheimer Feind durch einen

bösen Zauber uns in diesen Zustand versetzt habe, behielt die Oberhand. In dieser Ueberzeugung ließen meine Eltern so schnell als möglich einen berühmten Geisterbeschwörer aus der Nachbarschaft kommen, um den Zauber zu lösen. Sobald dieser eingetroffen war, heftete er zuvörderst einige Minuten lang seine Blicke auf uns, dann ging er verschiedene Male um uns herum, wobei er wunderliche Worte aussprach, er fühlte unsern Puls an verschiedenen Theilen des Körpers, und machte so viel andere Fratzen, daß ich noch jetzt nicht daran denken kann, ohne zu lachen. Endlich erklärte er, wir befänden uns wirklich unter dem Einfluß eines bösen Zauberers; er nannte sogar den Teufel, wovon wir nach seiner Meinung besessen wären, und schilderte ihn als sehr halsstarrig und widerspenstig. Wegen der Schwierigkeit, die es machen würde ihn auszutreiben, schätzte er also die Unkosten der Opfer und andern dazu erforderlichen Ceremonien auf fünf Goldstücke. Meine Eltern waren nicht reich, der ungeheure Preis, welchen der Geisterbeschwörer foderte, setzte sie in Schrecken; indessen gingen sie die Bedingung doch lieber ein, als meine Frau und mich stumm zu lassen, und versprachen ihm überdies ein angemessenes Geschenk, wenn er uns den Gebrauch der Sprache wiedergegeben haben würde. Der Zauberer war eben im Begriff seine Beschwörungen anzufangen, als ein Brahmane von unserer Bekanntschaft, der gerade zugegen war, allen zum Trotz behauptete, unser Zustand rühre bloß von einer natürlichen Krankheit her, wovon er mehrere Beispiele gesehen habe; er versprach uns ohne alle Unkosten zu heilen. Zu diesem Ende ließ er ge-

schwind ein Becken mit glühende Kohlen herein bringen, und begehrte eine kleine goldene Stange. Sobald diese Vorrichtung gemacht war, ließ er die goldene Stange fast bis zum Schmelzen glühend werden, hierauf faßte er sie mit einer Zange, und berührte mich damit, an den Fußsohlen, unter den Ellbogen, an der Magenhöhle, und endlich auf der Scheitel. Ich stand diese entsetzliche Qual aus, ohne mich zu rühren, und ohne einen Klagelaut vorzubringen. Ich wäre nöthigenfalls lieber gestorben, als die Schmach der verlornen Wette zu erleben.

Laßt uns das Mittel nun an der Frau versuchen, sagte der boshafte Unternehmer unserer Heilung, der durch meine Standhaftigkeit schon ein wenig außer Fassung gebracht war. Er näherte sich ihr, und legte die glühende Goldstange unter ihre Fußsohle. Kaum hatte sie aber die Wirkung des Feuers gespürt, so zog sie das Bein eilig zurück, und schrie: Genug! genug! Hierauf wandte sie sich zu mir und sagte: «Ich habe die Wette verloren; da hast du ein Betel-Blatt.» —

Habe ich es nicht vorausgesehen, rief ich aus, daß du zuerst sprechen würdest? Du bestätigst hiedurch was ich beim Schlafengehen behauptete, die Weiber wären Plaudertaschen. — Ich muß es mir gefallen lassen, erwiederte sie: künftig werde ich auch keine Wette wieder gegen dich eingehen.

Die Zuschauer sahen einander mit Verwunderung an, und wußten nicht was sie von diesem Auftritt denken sollten. Ich erklärte ihnen die Ursache, worauf sie einstimmig ausriefen: «Welche seltsame Thorheit! Wie? In der ganzen Nachbarschaft Bestürzung verbreiten, sich

von der Scheitel bis zu den Fußsohlen verbrennen lassen, um nicht ein Betel-Blatt einzubüßen! Nein, in der weiten Welt wird man kein so verbranntes Gehirn auffinden, als das seinige.» — Von dieser Zeit an heiße ich in der ganzen Nachbarschaft nur Betel-Anantaya.

Diese Probe der Narrheit schien der Versammlung allerdings von einer merkwürdigen Art zu sein. Es wurde jedoch für billig erachtet, ehe man ein Urtheil fällte, die Ansprüche kennen zu lernen, welche der vierte Kläger vorzubringen haben möchte. Er that es folgendermaßen:

Ich hatte mich mit einem ganz jungen Mädchen verlobt, welche wegen ihres zarten Alters noch sechs bis sieben Jahre fortfuhr in dem Hause ihres Vaters zu wohnen. Nachdem sie mannbar geworden war, benachrichtigten ihre Verwandten die meinigen, sie würde nunmehr alle Pflichten einer Gattin erfüllen können. Das Haus meines Schwiegervaters lag sechs bis sieben Stunden Weges von unserem Wohnorte entfernt. Meine Mutter war eben unpaß, als wir diese angenehme Nachricht erhielten, und konnte die Reise nicht unternehmen. Sie trug mir also auf, meine Frau abzuholen, und empfahl mir dabei mich vorsichtig zu betragen, und ja nichts zu thun oder zu sagen, wodurch ich den geringen Umfang meiner Geisteskräfte verriethe. Ich fürchte, sagte sie beim Abschiede, du möchtest einen dummen Streich machen, da ich nur allzu gut weiß, wie schwach es mit deinem Kopfe bestellt ist. — Ich versprach, ihren Ermahnungen gemäß, mich mit Klugheit zu benehmen, und machte mich auf den Weg.

Mein Schwiegervater empfing mich auf's beste, und

gab meiner Ankunft zu Ehre allen Brahmanen des Ortes ein Fest. Als der für die Rückkehr in meine Heimat bestimmte Tag angekommen war, erlaubte man meiner Frau und mir abzureisen. Mein Schwiegervater überschüttete uns mit Segenswünschen, und vergoß beim Abschiede einen Strom von Thränen, als ob er das Unglück vorausgeahndet hätte, das seine arme Tochter betreffen sollte.

Es war eben die heiße Jahrszeit eingetreten, und an dem Tage unserer Abreise war die Hitze außerordentlich groß. Unser Weg ging über eine dürre Ebene, die sich wohl eine Meile weit ausdehnte. Der von der Sonnenstrahlen erhitzte Sand versengte bald die Fußsohlen meiner jungen Gefährtin, die im Schatten des väterlichen Daches erzogen, eine so ermüdende Wanderung nicht gewohnt war. Sie fing an zu weinen, ich faßte sie bei der Hand, und suchte ihr bestens Muth einzusprechen. Bald aber versagten ihr die Kräfte gänzlich: sie legte sich auf den Boden nieder und sagte, sie wollte lieber dort ihren Tod erwarten, als noch weiter wandern.

Ich war in der äußersten Verlegenheit. Ich saß neben ihr, ohne zu wissen, was ich thun sollte, als ein Kaufmann vorbei kam, der einen Haufen Ochsen, mit verschiedenen Waaren beladen, vor sich her trieb. Ich redete ihn an, klagte ihm mit Thränen in den Augen meine Noth, und bat ihn, in dieser verzweiflungsvollen Lage mir mit gutem Rath beizustehen.

Der Kaufmann näherte sich meiner Frau. Nachdem er sie aufmerksam betrachtet hatte, sagte er, bei der immer noch zunehmenden erstickenden Hitze sei das Leben des armen unglücklichen Geschöpfes augenscheinlich in

Gefahr, sie möge nun dort liegen bleiben, oder sich aufraffen um weiter zu wandern. — »Lieber als daß ihr das Leiden erlebt, sie vor euern Augen verscheiden zu sehen, fuhr er fort, als daß ihr euch vielleicht sogar dem Verdachte aussetzt, sie selbst umgebracht zu haben, rathe ich euch, sie mir zu überlassen. Ich will sie auf einen meiner rüstigsten Ochsen setzen, und sie mit mir fortführen: auf solche Art wird sie einem sonst unvermeidlichen Tode entgehen. Allerdings wird sie dann für euch verloren seyn: aber es ist doch besser sie zu verlieren, indem ihr euch das Verdienst erwerbt ihr das Leben zu retten, als wenn ihr noch obendrein beargwohnt würdet sie umgebracht zu haben. Ihr Schmuck mag ungefähr zwanzig Goldstücke werth sein: nehmt diese fünf und zwanzig, und überlaßt mir eure Frau.« —

Die Vorstellungen dieses Mannes schienen mir unwiderleglich zu sein. Ich nahm also das dargebotene Geld an; er, seinerseits, faßte meine Frau in die Arme, setzte sie auf einen Ochsen, und machte sich eilig auf den Weg. Ich setzte nun ebenfalls meine Reise fort; meine Füße waren von dem heißen Sande, worauf ich den ganzen Tag hatte wandern müssen, beinahe verbrannt, als ich spät Abends zu Hause eintraf.

Wo ist deine Frau? fragte meine Mutter, sehr verwundert mich allein ankommen zu sehen. Ich erzählte ihr hierauf genau den ganzen Verlauf seit meiner Abreise, und berichtete zuletzt den traurigen Vorfall, der meiner jungen Gefährtin zugestoßen war, und mich genöthigt hatte, sie lieber einem vorbeiziehenden Kaufmann zu überlassen, als Zeuge ihres unvermeidlichen Todes zu

ſeyn, und vielleicht gar noch beſchuldigt zu werden, ich hätte ſie ſelbſt umgebracht. Zugleich zog ich die fünf und zwanzig Goldſtücke hervor, die ich als Entſchädigung empfangen hatte.

Bei dieſer Erzählung ſtieg der Unwille meiner Mutter auf einen ſolchen Grad, daß ſie anfänglich verſtummte, und wie verſteinert war. Aber bald machte der verhaltne Zorn ſich gewaltſam und mit großem Toben Luft: ſie überhäufte mich mit Schmähungen und Verwünſchungen, die ihr für die Verkehrtheit meines Betragens immer noch nicht ſtark genug ſchienen. — «Der Unſinnige! Der Elende!» rief ſie aus: «verkauft ſeine Frau! überliefert ſie einem andern! Eine Brahmanen-Tochter die Beiſchläferinn eines niederträchtigen Kaufmanns! Was wird die Welt davon denken? Was werden die Verwandten des unglücklichen Mädchens und die unſrigen ſagen, wenn ſie dieſe Gräuel erfahren? Werden ſie jemals an ein ſolches Uebermaaß von Narrheit und Blödſinn glauben können?» —

Das traurige Abentheuer meiner Frau mußte ihren Verwandten bald zu Ohren kommen. Sie kamen in voller Wuth, mit Knüppeln bewaffnet, hergerannt, und hatten nichts geringeres vor, als mich zu Tode zu prügeln. Dies wäre auch mir und meiner armen Mutter, wiewohl ſie ganz unſchuldig war, unfehlbar begegnet, wenn wir nicht bei Zeiten ihre Ankunft erfahren und uns durch eine ſchnelle Flucht ihrer Rache entzogen hätten. Da ſie ſich ſelbſt keine Genugthuung ſchaffen konnten, ſo trugen ſie den Handel den Häuptern ihrer Kaſte vor, welche mich einſtimmig zu einer Geldbuße von zwei hundert Pagoden, als Entſchädigung für die gekränkte Ehre

der Familie, verdammten. Ferner wurde bei Verluſt der Kaſte allen und jeden unterſagt, einem ſolchen Narren wie ich wäre, jemals wieder eine andere Frau zu geben. So war ich alſo dazu verdammt, meine übrige Lebenszeit ledig zuzubringen. Ich hatte noch von Glück zu ſagen, daß ich nicht für immer aus der Zunft der Brahmanen ausgeſtoßen ward. Dieſe Gnade verdankte ich dem unter den Zunftgenoſſen noch lebenden Andenken meines Vaters, der ein ungemein verehrter und hochgeachteter Mann geweſen war.

Jetzt ſtelle ich euch anheim, ob dieſer Beweis von Narrheit denen, womit meine Mitwerber euch unterhalten haben, das geringſte nachgiebt, und ob mir nicht mit vollem Rechte der Vorrang gebührt.

Nach reiflicher Berathung ertheilte die Verſammlung den Beſcheid: jeder der vier Streitenden habe unwiderſprechliche Proben ſeiner Narrheit vorgelegt; allen ſtehe ein gleiches und wohlbegründetes Recht auf Ueberlegenheit in dieſem Fache zu; jeder könne demnach für ſeine Perſon ſich den Preis der Narrheit zuerkennen, und den Gruß des Edelmannes als an ihn beſonders gerichtet betrachten. — »Ihr habt ſämtlich euern Prozeß gewonnen, ſagte der Vorſitzer zu ihnen: geht und ſetzt, wo möglich, eure Reiſe in Frieden fort!«

Vollkommen befriedigt durch einen ſo billigen Urtheilſpruch machten ſich die reiſenden Brahmanen wieder auf den Weg, indem ſie um die Wette ausriefen: Ich habe meinen Proceß gewonnen! Ich auch! Ich auch!

VIII.

Indiſche Sphinx.

Fortſetzung. (B. I. S. 232.)

---

§. 8.

Licht und Rede.

Die beiden Begriffe des Leuchtens und des Redens laſſen ſich durch den gemeinſamen des Offenbarwerdens vermitteln. Aber unſer Zeitalter, wenn es ein ſpracherfindendes wäre, würde nach ſeiner zergliedernden und ſondernden Denkart dieſe Verwandtſchaft ſchwerlich hervorgehoben haben. In den alten Sprachen iſt ſie unverkennbar niedergelegt. Daſſelbe Wurzelwort, nur aus Einem Conſonanten und Einem Vocal beſtehend, bedeutet im Sanskrit ausſchließend leuchten, im Lateiniſchen ausſchließend reden, und im Griechiſchen beides zugleich.

Rad. भा *bhâ*, lucere. FĀ-ri. ΦĀ-μι. *)

---

*) Ich bemerke für die Folge, daß ich veraltete Griechiſche Formen, ſie ſeien nun bloß hypothetiſch aufgeſtellt, oder durch die Aeoliſche und Doriſche Mundart beurkundet, zur Unterſcheidung mit Uncial-Schrift und ohne Accente ſchreibe.

Es verſteht ſich, bei ſolchen Vergleichungen muß man im Griechiſchen die hörbaren Beſtandtheile ſo auffaſſen, wie ſie vor Einführung des Joniſmus geweſen, und auch in andern Mundarten geblieben ſind. Man wende nicht etwa ein, die beiden Bedeutungen ſeien im Griechiſchen weſentlich verſchiedenen Formen eigen, welche nicht auf dieſelbe Wurzel zurückzuführen ſeyn möchten. Φαίνω ſteht in demſelben Verhältniſſe zu ΦΑ-μι, wie βαίνω zu ΒΑ-μι. Wollte man ferner ſagen: φαίνω, φάος, φαεινός, u. ſ. w. ſeien nicht von ΦΑ-μι, ſondern von φάω abzuleiten, ſo läuft auch dieſes auf eins hinaus. Denn die Conjugation der Zeitwörter auf Ω iſt nur eine ſpäter entſtandene Form; die auf MI war urſprünglich die allgemeine. Hierüber kann ich mich vorläufig auf Hrn. Bopp *) berufen, wiewohl ich nicht in allen Punkten mit ihm übereinſtimme, und es mir vorbehalte, die Beweiſe, in deren Beſitz ich längſt war, auf meine Weiſe auszuführen. Durch den häufigen Gebrauch, ſowohl im gemeinen Leben als in der epiſchen Poeſie hat ſich φημὶ etwas abgenutzt, und daher mag es kommen, daß der Vocal in manchen Bildungen verkürzt wird, da er in den beiden andern Sprachen durchgängig lang bleibt. Dem fari wohnt eine gewiſſe Feierlichkeit bei: deswegen iſt es vornämlich den Dichtern anheim gefallen, und vermuthlich war dieß auch die Urſache, warum es defectiv geworden. Verſchiedene Ableitungen, z. B. infans, fabula,

*) Annals of oriental literature. P. 1. Analytical Comparison of the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic Languages, etc. By F. Bopp. p. 19.

facundia, beweiſen jedoch einen vertraulicheren Gebrauch. Die Uebereinſtimmung in der Form der Conjugation iſt vollkommen: das Wort gehört zu der beſondern Klaſſe von Zeitwörtern, (zu der zweiten Conjugation der Indiſchen Grammatiker) welche die Biegungsſylbe unmittelbar an die Wurzel anfügen, und daher im Präſens durchgängig zweiſylbig bleiben.

Singularis.

1.	भामि,	bhâmi.	ΦAMI.
2.	भासि,	bhâsi.	ΦAΣI.
3.	भाति,	bhâti.	ΦATI.

Pluralis.

1.	भामः,	bhâmas.	ΦAMEΣ.
2.	भाथ,	bhâtha.	ΦATE.
3.	भान्ति,	bhânti.	ΦANTI.

Daſſelbe gilt vom Lateiniſchen, nur mit der Einſchränkung, daß das Wort bloß in der Form des Mediums üblich geblieben iſt. Auch manche Ableitungen ſind einander auffallend ähnlich: भास् bhâs, *lux*; φάος, contr. φῶς; ſas. Licht und Recht. Das Wort iſt im Lateiniſchen biegungslos, wie auch die Sache unbiegſam und unveränderlich war. Ferner भास्करः, bhâskaras, der Lichtwirker, die Sonne; φαοςφόρος, φωςφόρος der Lichtbringer. Die Wurzel des zweiten Beſtandtheils iſt verſchieden, aber die Form der Zuſammenſetzung ganz

dieſelbe. Fama und φήμη, das iſt bekannt; man würde nur willkührlich annehmen, dieſes Wort ſei erſt im litterariſchen Zeitalter von den Dichtern ins Lateiniſche übertragen worden: man findet ächt Lateiniſche Bildungen von ganz ähnlicher Art. Es gibt auch ein Indiſches भाम, *bhâma* (masc.), aber in der andern Bedeutung: lux, splendor, sol. — Fatum, ein Wort aus der alten prieſterlichen Lehre: das Verhängniß, eigentlich das Ausgeſprochene: von wem anders als von der Gottheit? In dem Griechiſchen Θέσφατον iſt beſtimmt ausgedrückt, was bei jenem hinzugedacht werden muß. Auf den alten Gebrauch bei den Orakeln deutet ferner das Homeriſche ἀποφήτης. Man hat auch Faunus und faustus durch Vermittlung des Homeriſchen Frequentativs πιφαύσκω hieher ziehen wollen: dieſe Wörter möchte ich lieber a favendo ableiten.

Wiewohl im Sanskrit das Grundwort und die unmittelbaren Ableitungen davon ſich ausſchließend auf den Begriff des Leuchtens beziehen, ſo finden ſich doch Spuren von der vormals gemeinſamen Bedeutung. Die beiden Zeitwörter:

भास् bhâs. 1 p. sing. praes. indic. med:
भासते, *bhâsaté*, lucet;

भाष्, bhâsh. 1. p. sing. pr. indic. med:
भाषते, *bhâshaté*, loquitur;

werden von den Indiſchen Grammatikern in den Wurzelverzeichniſſen aufgeführt, wie manche andre, die man ſchwerlich für Wurzeln im ſtrengſten Sinne des Wortes

gelten lassen kann. Das erste ist ausgemacht von dem Substantiv भास्, *bhás*, lux, abgeleitet. Das zweite unterscheidet sich nur durch eine Variation der Aussprache, welche aber in der Absicht aufgebracht worden zu seyn scheint, um die beiden Bedeutungen auseinander zu halten. Von भाष् ist dann weiter abgeleitet:

भाषा, *bháshá*, loquela, dialectus;

भाषितं, *bháshitam*, sermo;

भाष्यं, *bháshyam*, commentarius;

द्विभाषिन्, *dvibháshin*, bilinguis, interpres;

अभिभाषा, *abhibháshá*, allocutio;

अभिभाषिन्, *abhibháshin*, alloqui solitus;

und so weiter.

§ 9.

Die Kuh und die Erde.

Die Kuh galt den Aegyptiern für heilig. Als Schutzgenossin der Isis durfte sie in keinem Falle und unter keinem Vorwande geschlachtet werden. (Herodot. II. 41.) Rinder und Kälber männlichen Geschlechts, wenn sie bei der priesterlichen Prüfung rein befunden worden waren, wurden zwar geopfert und verzehrt, was immer unzertrennlich war. Aber Stiere, mit gewissen glücklichen Kennzeichen begabt, wurden unter dem Namen des Apis und Mnevis als eine sichbare Verkörperung der

Gottheit angebetet. Ich erinnere nur im Vorbeigehen an die Abgötterei mit dem goldnen Kalbe.

In Indien ging nach dem alten Geſetz, und geht nach der heutigen Sitte die Verehrung des Rindergeſchlechts noch viel weiter. Ein Rind oder eine Kuh zu tödten, iſt eine ſchwere Sünde, und wird beinahe der Ermordung eines Brahmanen gleich geachtet. Der Genuß des Fleiſches iſt nicht etwa deswegen unterſagt, weil es eine unreine Nahrung ſeyn würde, denn unter dem Abſchnitt von verbotnen Speiſen iſt in den Geſetzen des Manus hievon gar nicht die Rede, ſondern wegen der Heiligkeit des Thieres, an welchem alles, ſogar der Unrath, eine reinigende Kraft hat. Wie überhaupt die alten prieſterlichen Geſetzgebungen voll von diätetiſchen Vorſchriften ſind, und zum Theil aus dieſem Geſichtspunkte gefaßt werden müſſen, ſo lag auch hiebei ohne Zweifel die frühzeitig gemachte Beobachtung zum Grunde, daß das Rind ein der Geſundheit des Menſchen zuträglicher Hausgenoſſe ſei. So ſehr die Sitte, Thürpfoſten und Wände der Hütten und Häuſer mit Kuhmiſt zu beſtreichen, dem Europäiſchen Geſchmack wiederſtreben mag, ſo haben doch die Engländer nicht umhin gekonnt zu bemerken, daß es eine in dem heißen Himmelsſtrich wohlthätige Erfriſchung der Luft bewirkt. Auch unſre Ärzte laſſen ja Kranke, die an Bruſtbeſchwerden leiden, in Kuhſtällen ſchlafen.

Jenes allgemeine Verbot, irgend ein Rind, welches Alters und Geſchlechtes es ſeyn mochte, zu tödten, weiſet uns auf die erſten Anfänge des Ackerbaues hin, wo man zwar ſchon gelernt hatte, den Stier vor den Pflug zu

ſpannen, wo aber dieß nutzbare Hausthier noch wenig vervielfältigt war, und weite Strecken Landes urbar zu machen waren. Nichts konnte beſſer berechnet ſeyn, um die Verbreitung des Anbaues und ſomit den Zuwachs der Bevölkerung (beides Hauptzwecke der alten prieſterlichen Geſetzgebungen) zu fördern: denn wenn der Ochſe durchaus nicht als Schlachtvieh benutzt werden durfte, ſo konnte er nur durch ſeine Arbeit als Zugthier Koſt und Pflege vergüten. Es iſt glaublich, daß die Stammväter der Aegyptiſchen Prieſter ein ſolches Geſetz aus Aſien mitgebracht hatten, daß aber ihre Nachkommen unter veränderten Umſtänden bewogen wurden, von deſſen Strenge nachzulaſſen. Wenn der Landmann in Aegypten, unterhalb Memphis, wie Herodot berichtet, (II, c. 14.) nichts weiter zu thun hatte, als die Saaten auszuſtreuen, und ſie durch Säue in den aufgeweichten Boden einwühlen zu laſſen, ſo war der Ochſe überhaupt für den Ackerbau überflüſſig. Aber dieſe Schilderung iſt wohl auf die niedrigeren Gegenden des Delta zu beſchränken, die eben aus dem Sumpf hervortraten; nicht überall mochte es dem Aegyptiſchen Landmann ſo leicht werden, reiche Ernten zu erzielen; wir ſehen ihn ja oft genug, an den Denkmalen abgebildet, hinter dem Pfluge hergehen.

Die Aegyptiſchen Prieſter waren überhaupt ſtarke Fleiſch-Eſſer und ſogar Weintrinker: in beiden Stücken ganz von den Indiſchen verſchieden. Die Kuh als ſeine Wohlthäterin zu beſchützen, hatte der Brahmane, mit Ausnahme gewiſſer Opfermahle und Todtenfeiern, ganz auf vegetabiliſche Nahrung angewieſen, enthaltſam von allen gegohrnen Getränken, noch einen beſondern Grund. Die

Kuhmilch und die mancherlei Zubereitungen daraus, hauptsächlich die Butter, in Verbindung mit dem Reis und andern mehligen Früchten, mit Zuckerstoffen und Gewürze, gewährte ihm eine Mannigfaltigkeit gesunder, schmackhafter und unschuldiger Speisen.

Ueberall war es Sitte, die Opferflamme mit Fettigkeiten zu nähren und zum schnellen Auflodern zu bringen. Dem Indischen Himmelsstrich ist der Oelbaum fremd, an andern Oelpflanzen ist Ueberfluß vorhanden. Aber das Oel der vornehmsten darunter, des Sesamus, (tila) wird nur zu profanen Speisen und zur Füllung der Lampen gebraucht; ausgeklärte Butter diente von jeher und dient noch jezt ausschließlich zur Anfachung der Opferflammen.

So konnte demnach ohne eine Gabe des heiligen Thieres selbst den Göttern kein Opfer dargebracht werden. Die weit über das Bedürfniß des Säugens hinaus ergiebige Milchkuh wurde ein Sinnbild der Fruchtbarkeit; und zugleich wegen ihres harmlosen und ruhigen Charakters ein Sinnbild der alles erduldenden fruchtbringenden Erde.

Bei den Römern finden sich noch Spuren jener alten Verehrung des Rindergeschlechts. Den Pflugstier zu schlachten war ein Frevel. Ein Römer wurde von den Censoren bestraft, weil er dieß einem jungen Lieblinge zu gefallen gethan hatte. Varro (de L. Lat. IV, ed. Bipont. p. 40.) und Plutarch (Romul. Cap. XI.) berichten uns die heiligen Gebräuche der Etrusker bei der Gründung neuer Städte, welche auch bei der Erbauung Roms, als einer Etruskischen Ansiedelung, be-

obachtet worden waren. Die ganze Ceremonie ist schön und recht im Sinne einer auf die Dauerhaftigkeit und das Gedeihen begonnener Werke weise bedachten Vorwelt. Ich erwähne nur was hieher gehört. Ein Stier und eine Kuh, Sinnbilder zeugender Kraftfülle und weiblicher Fruchtbarkeit, wurden vor einem Pflug zusammengejocht; den Umkreis der Mauern bezeichnete eine Furche, die nur da, wo die Thore hinkommen sollten, durch Emporhebung des Pfluges unterbrochen war.

Nach allem obigen wird man gern eingestehen, daß die Namen der Kuh in der Indischen und den verwandten Sprachen eine besondre Erwägung verdienen.

Hier bemerke ich nun zuerst, daß die Griechische Hauptbenennung mit der Lateinischen, die Indische hingegen mit der Persischen und Germanischen eins ist *Gr.* Βοῦς, *Lat.* bos., *Sanscr.* Thema: गो gô, nom. गौः gaus., *Pers.* گاو, *Franc.* chuo, *Anglosax.* cu. Ich führe nur die ältesten Mundarten an, in welchen das Wort sich nachweisen läßt; die neuern verstehen sich von selbst. In unsern Gothischen Bruchstücken fehlt es.

Beide Namen, einsylbig, wahre Grundwörter, fast nur durch den anlautenden Consonanten unterschieden, sind dennoch wesentlich von einander zu trennen. Der Griechische, Lateinische und Indische gelten für beide Geschlechter, der Germanische und Persische nur für das weibliche.

Der Indische गो, bedeutet zugleich im Femininum die Erde. Daneben findet sich aber im Sanskrit ein anders ebenfalls einsylbiges Wort, welches ausschließlich die Erde und nicht die Kuh bedeutet, und dieses trift

sehr genau, in seinen Bestandtheilen sowohl als in der Form der Declination, mit der Lateinischen und Griechischen Benennung für das gesammte Rindergeschlecht zusammen. Man gestatte mir das ausgefallene Digamma, in welches der letzte Bestandtheil des Diphthongen ov nothwendig überging, so oft das Affixum mit einem Vocal anfängt, wieder herzustellen. Da die Indische Declination eine größere Anzahl von Biegungen hat als die der beiden classischen Sprachen, so führe ich nur die hieher gehörigen auf. Das visarga, den schließenden Hauch drücke ich durch ein s aus, dessen Stelle es ausgemacht vertritt. Die Indischen Grammatiker halten es in ihrem allgemeinen Schema eben so.

	Sanscr.	Graec.	Latin.
Nom.	भूः bhûs.	ΒΟΤΣ.	BŌS.
Genit.	भुवः bhuvas.	ΒΟΓΟΣ.	BOVIS.
Dativ.	भुवि bhuvê.	ΒΟΓΙ.	BOVI.
Commorat.	भुवि bhuvi.		*Abl.* BOVE.
Accusat.	भुवं bhuvam.	ΒΟΤΝ.	BOVEM.

Wiewohl der Begriff des Indischen Wortes die Mehrzahl auszuschließen scheint, so wird doch ein Dualis und Pluralis aufgeführt, und der letzte stimmt eben so genau wie der Singularis mit dem Griechischen überein. Da ich mich jedoch nicht erinnern kann, diesen Pluralis in

alten Texten gefunden zu haben, so übergehe ich ihn hier.

Die Erde hat, wie sich in einer so bildlichen und dichterischen Sprache, als die Indische ist, erwarten läßt, noch viele andre, theils abgeleitete, theils zusammengesetzte Namen. Der obige ist aber eins von den drei einsylbigen mystischen Wörtern, denen nächst dem ebenfalls einsylbigen und dreilautigen Namen der Gottheit, eine wunderbare Kraft zur Weihung des Gemüths durch stilles Gebet beigelegt wird.

Was die Hauptbenennung der Kuh, गो, betrifft, so ist der Accusativ anomal. Nach allgemeinen Analogien sollte man den Zuwachs einer Sylbe erwarten, indem vor den mit einem Vocal anhebenden Affixen, der Diphthonge in seine Bestandtheile aufgelöst und der letzte in den entsprechenden Halbvocal verwandelt wird. Statt dessen findet sich aber गां, gâm, welches, für sich allein betrachtet, auf einen nicht vorhandnen Nominativ गा, gâ, schließen lassen dürfte. Dieser würde dann mit dem Griechischen Namen der Erde, nach der Dorischen Form γᾶ, zusammen fallen. Vielleicht war ein solches Wort im Indischen ehemals vollständig in allen Biegungen vorhanden: denn die Anomalien entstehen meistens dadurch, daß Ueberreste einer veralteten Form den Biegungen der üblichen eingeschoben werden. Jedoch drücke ich mich zweifelhaft aus, weil die Anomalie zwar anerkannt wird, (Vgl. Colebr. Grammar, p. 67. Anm.) aber den äußerst wenigen Wörtern, deren Thema auf ô ausgeht (ich sehe nur das einzige द्यो, dyô, der Himmel, angeführt) gemein ist, also hier zur Regel wird. Wie dem auch

sei, jener Accusativ गाँ, gâm, stimmt mit dem Dorischen γῶν genau überein. Nun bedeutet gô nach den Indischen Lexicographen (Vgl. Medinî, ed. Calc.) auch die Erde. Dieser Sprachgebrauch ist selten, aber unläugbar alt. Râmây. ed Ser. L. I., C. 35, Sl. 55, a. Nur kann ich mich nicht erinnern, das Wort in der Bedeutung der Erde jemals anders als im Accusativ gelesen zu haben. Sollte ein mehr belesener Kenner des Sanscrit es mir in einem andern Casus nachweisen können, so würde er mich verpflichten.

Der solchergestalt erwiesene Zusammenhang zwischen den Benennungen der Kuh und der Erde, und der sonderbare Umstand, daß bei der Trennung die Bedeutungen die Wörter in den verschiedenen Sprachen gewissermaßen die Rollen verwechselt haben, sind gewiß sehr merkwürdige Züge, und lassen, über die Sprachverwandtschaft hinaus, auf eine verwandte Denkart der alten Völker schließen.

§. 10.

Die alten Namen der fünf Flüsse des Penjab.

Die fünf Flüsse, von welchen das Land am linken Ufer des oberen Indus den Namen Penjab führt, folgen von Westen nach Osten in dieser Ordnung auf einander: der Behut oder Jhylum, der Chinaub, der Ravey, der Beyah, und der Sutuleje. Dieß sind ihre Namen in den heutigen Mundarten des Landes; ich gebe sie, in Ermangelung eines bessern, nach der Englischen Schreibung.

Bei den Geſchichtſchreibern Alexanders des Großen heißen ſie in derſelben Ordnung: Hydaspes, Akeſines, Hydraotes, Hyphaſis und Heſidrus. Die Aufgabe wäre nun dieſe Namen in Indiſchen Quellen wiederzufinden, und ſie aus dem Sanskrit zu deuten; aber es iſt die Frage, ob es uns gelingen wird.

Zuvörderſt tritt hier ein auffallender Umſtand ein, den aber, ſo viel ich weiß, noch keiner von den neueren Geographen Indiens bei Erörterung der Griechiſchen Berichte bemerkt hat; der zweite Namen, Ἀκεσίνης, iſt rein Griechiſch, und bedeutet, der den Schaden heilt: buchſtäblich Heilſchaden.

Wie kommt nun ein Indiſcher Fluß zu einem Griechiſchen Namen? Fand ſich etwa eine zufällige Aehnlichkeit, welche durch eine leichte Umgeſtaltung zu einer glücklichen Deutung benutzt ward? Dieß iſt wirklich dem Fluſſe Hiran'ya-vâhus, der goldarmige, oder Hiran'yavâhas der goldführende, begegnet, welcher als Ἐραννοβόας, der lieblich rauſchende, ſo claſſiſch lautet, daß er uns in den Homeriſchen Geſängen nicht als fremd auffallen würde.

Heſychius giebt uns die Auflöſung des Räthſels durch folgenden kurzen Artikel:

Σανδαροφάγος. ὑπὸ Ἀλεξάνδρου ποταμὸς μετωνομάσθη, καὶ ἐκλήθη Ἀκεσίνης. *)

---

*) Eine Umſtellung der Worte des Textes ſcheint wohl erforderlich zu ſeyn: Σανδαροφάγος, ποταμὸς. ὑπὸ Ἀλεξάνδρου μετωνομάσθη, κ. τ. λ.

Der Fluß hieß alſo anders, aber Alexander ertheilte ihm aus ſeiner freien Vollmacht als Herrſcher und Eroberer einen neuen Namen. Der alte gefiel ihm vermuthlich nicht, war ihm nicht wohlklingend genug, oder er fand gar etwas Unheil bedeutendes darin. Die auf —φάγος ausgehenden Zuſammenſetzungen ſind der Griechiſchen Sprache geläufig, und Ἀνδροφάγος, der Männerfreſſer, lag ganz nahe. Ein ſcharfſinniger Kenner der alten Geſchichte hat mir die Vermuthung mitgetheilt, daß die Macedonier den Namen ihres Königs in der Volksmundart vielleicht abgekürzt Xandros ausſprachen, ſo daß in Sandro-phagos etwas drohendes gegen ihn ſelbſt zu liegen ſchien. Ueberdieß hatte er ja mit dem Akeſines große Abſichten: er wußte, daß dieſer die Gewäſſer der übrigen Flüſſe dem Indus zuführe; auf den Fluten beider ſollte Nearchus in den Ocean gelangen. Alexander ſchiffte ſich auf dem Hydaspes ein, an deſſen Ufer die Flotte erbaut war, und fuhr bis zu deſſen Mündung in den Akeſines hinab. Aber hier, wo die durch die Regenzeit angeſchwellten Gewäſſer zwiſchen engen Felſenufern zuſammentrafen, erlitt er große Gefahr, und büßte an Mannſchaft und Schiffen nicht wenig ein. Es iſt wirklich, als ob der tückiſche Flußgott für die angethane Gewalt ſich hätte rächen und ſeines neuen Namens ſpotten wollen.

Indeſſen hat Alexanders Machtgebot ſo gut gegolten, daß der Fluß dem ganzen claſſiſchen Alterthum ſo wie den neueren Erzählern der alten Geſchichte immer der Akeſines blieb. Nur ein Gloſſator hat uns aus dem Bericht eines Zeitgenoſſen oder eines ſpäteren Geſchicht- oder

Reiſebeſchreibers die willkührliche Unterſchiebung verrathen.

Auf den wahren Namen eines Fluſſes möchte uns ſo viel nicht ankommen, wenn nur die Einerleiheit des geographiſchen Gegenſtandes feſtſteht: aber dieſe Anekdote, dieſer Zug von Alexanders Verfahrungsweiſe, iſt wichtig für die Kritik ſeiner Geſchichte. Es finden ſich mehr dergleichen. Die letzte Niederlage erlitt Darius bei dem Flecken Gaugamela; dieſer Name miſſiel dem Ohr des Siegers, er nannte es die Schlacht bei Arbela, wiewohl dieſes fünf bis ſechshundert Stadien von der Wahlſtatt entfernt lag. Den Paropamiſus nannte er den Kaukaſus: warum? Weil Hercules bis zu dieſem Gebirge hindurch gedrungen war, um den Prometheus zu erretten. Als man im Indus Krokodile bemerkt hatte, ſchrieb er in kindiſcher Freude an ſeine Mutter, er habe die Quellen des Nils entdeckt. Es iſt zum Erſtaunen, daß Ariſtoteles ſeinem Zöglinge keine klareren Begriffe über die Geſtalt der Länder hatte beibringen können, da doch die Geographie für einen künftigen Eroberer die wichtigſte aller Wiſſenſchaften iſt. Sollte der vermeinte Nil etwa, wie ein zweiter Alpheus, ſich unter dem Perſiſchen und Arabiſchen Meerbuſen ſeinen Weg bahnen? Die Annahme war nur unter der Vorausſetzung möglich, daß das Erythräiſche Meer ein Binnenmeer ſei, an deſſen Oſt- und Südküſte Indien mit Aethiopien zuſammenhänge. War unter Alexanders Begleitern niemand, der ihm aus dem Herodot berichten konnte, man ſei bereits aus dem Indus in den Ocean geſchifft? Wer unnütze Mühe liebt, der möge nach ſolchen Proben das fabelhafte Noſa in der

Wirklichkeit aufſuchen. Aus Indiſchen Quellen wird es weder ſachlich noch ſprachlich nachzuweiſen ſeyn. Alexander begehrte ein Bacchiſches Nyſa, und man fand ihm eins.

Da die Nyſäiſchen Gefilde bereits aus Thracien, wo ſie beim Homer liegen, nach Arabien hingewandert waren, ſo konnten ſie nun wohl durch einen neuen Sprung nach Indien gelangen. Es fehlte nicht viel, ſagte Eratoſthenes witzig genug, ſo hätten die Begleiter Alexanders auch den Schlauch wiedergefunden, worin Aeolus dem Ulyſſes die Winde einband.

In dem ganzen Weſen des Helden war ein hoher dichteriſcher Schwung: dieß darf man bei der Beurtheilung ſeines Charakters nie aus den Augen verlieren. Alexander bildete ſein Leben zum Heldengedicht mit einem tragiſchen Schluß. Ueberall ſcheint er, bei der Auffaſſung ſeiner eignen Thaten dem künftigen Homer vorgearbeitet zu haben, den ihm das Schickſal nicht verlieh.

Zum weltberühmten Grab' Achills gedrungen
Rief Alexander aus mit tiefem Stöhnen:
Glückſeel'ger, den ein hoher Mund beſungen
In ſolcher herrlichen Poſaune Tönen!

Nichts gemeines, nichts das unedle Nebenvorſtellungen erweckt, ſollte in ſeiner Geſchichte vorkommen: alles ſollte würdig, heroiſch, übermenſchlich ſeyn. Selbſt die Träume eines ſolchen Gemüths üben eine herrſchende Gewalt aus. Alexanders Einbildungskraft hat die Mythologie mit dem Zuge des Bacchus nach Indien bereichert, welchen ſpäter die Poeſie und die bildende Kunſt wetter-

ſernd verherrlichten. Unter allen Dichtern der früheren Zeit hat Euripides den Bacchus am weiteſten geführt: dennoch macht er Baktrien zum letzten Ziel ſeiner Züge, ohne Indien im mindeſten zu erwähnen. Ich bin hier in dem Falle einem berühmten und von mir hoch verehrten Gelehrten widerſprechen zu müſſen. *) Meine Behauptung fällt von ſelbſt, ſobald die Erwähnung der Bachiſchen Eroberung Indiens aus irgend einem Dichter, der vor Alexander dem Großen gelebt, auch nur als Fragment ans Licht gebracht wird. Aber ich bin ziemlich ſicher davor, da ſchon mein Gewährsmann Eratoſthenes keine ſolche Stelle kannte. Ich erlaube mir, diejenigen, welche der Sage ein myſtiſches und orakelmäßiges Anſehen zueignen, aufmerkſam darauf zu machen, daß wir hier das Beiſpiel einer Sage haben, welche, in einem ganz hiſtoriſchen Zeitalter durch den Einfluß

---

*) Creuzers Symbolik. 2te Ausg. Th. III. S. 118. 119. Es iſt nicht genau, wenn Hr. Creuzer ſagt, Euripides laſſe den Dionyſus nach Indien wandern. Selbſt Herodot, der dieſen Namen ſo weit ausdehnt, begreift Baktrien nicht mit darunter. Aſien iſt dem Dichter, wie er ſelbſt ſagt, der Theil von Kleinaſien, wo Griechen unter Barbaren angeſiedelt waren. Die Behauptung, jene Sage rühre von einer Schmeichelei gegen Alexander den Großen her, wirft Hr. Creuzer weit weg. Sie war ſchon vor Arrian vorgebracht worden, der ſie, gläubiger als Eratoſthenes, zu widerlegen ſucht. Ich ſchreibe jene Sage nicht ganz der Schmeichelei zu, aber dieſe hatte doch gewiß ihren guten Antheil daran.

eines einzigen Mannes entstanden, sich an die ältesten Dichtungen angeschlossen hat.

Wir kehren zum Akesines zurück. Die Angabe des Hesychius bestätigt sich vollkommen. Der wahre Name des Flusses war चन्द्रभागा, chandrabhâgâ. Dieser Name ist so classisch wie möglich, denn er steht im Amara-Kosha, (Lib. I. Cap. II, Sect. 3. Sl. 34) er konnte mit Griechischen Buchstaben nicht wohl genauer geschrieben werden. Der erste Bestandtheil ist derselbe wie in dem Namen des Chandra-guptas, Σανδρόκυπτος; der zweite kommt, nur mit verschiedener Quantität der ersten Sylbe, in dem Namen eines Indischen Königs vor: Σοφαγασῆνος, सुभगसेन: su-bhaga-sênas. (Vergl. B. 1. S. 248.) Chandra heißt der Mond, bhâga, *pars, portio.* Auch in der neueren Zeit ist dieser Name noch nicht vergessen worden. Abul-fazel sagt in seinem Ayin-Akberi: »Ein andrer Fluß ist der Chinab, auch Chan»derbakha genannt. Auf dem Gipfel der Gebirge von »Khutwar entspringen zwei Quellen, woron die eine »Chander, die andre Bakha heißt. In der Nach»barschaft von Kutwar vereinigen sie ihre Ströme, and »werden dann Chanderbakha genannt.« *) Diese Erklärung lasse ich dahin gestellt seyn, Wilson giebt in seinem Wörterbuch eine andre.

Durch das bisherige ist auch beiläufig eine Vermuthung des gelehrten Geographen Mannert beseitigt **)

*) *Ayeen Akbery*, translated by Gladwin. Vol. II. p. 131.

**) Mannert Geogr. der Griechen und Römer. Th. V. S. 9. u. f.

der in dem Flusse Akes beim Herodot, durch die Aehnlichkeit des Lautes verführt, den Akesines oder heutigen Chinab zu erkennen glaubte. Wenn dieser Fluß vor Alexander dem Großen gar nicht Akesines hieß, so kann auch weder der letzte Name als eine Verlängerung von jenem, noch Akes als eine Verkürzung von Akesines betrachtet werden. Auch passen die geographischen Angaben keineswegs. In der von Bergen umschlossenen hohen Ebene, woraus jener Fluß hervorströmen sollte, um welche im Kreise herum die Chorasmier, Hyrkanier und Parther u. a. wohnten, alle weit westwärts vom Indus ansäßig, läßt sich unmöglich Kashmir erkennen. Auch ist es nicht der Akesines, welcher aus den Bergpässen von Kashmir hervorbricht, sondern der Hydaspes; jener fließt südöstlich daran vorbei. Ich denke, der Fluß Akes samt seinen Schleusen muß in das Reich der Einbildungen verwiesen werden.

Ich gehe nun zu den übrigen Flüssen fort. Nach obiger Probe würde man sich nicht wundern, wenn auch das übrige nicht zuträfe: indessen hat dabei nur eine bescheidnere Willkühr Statt gefunden, um den fremden Namen den Schein des Hellenismus zu geben. Die Indischen Lexicographen sind leider sehr karg mit geographischen Namen, und lassen dabei noch überdieß alle örtlichen Bestimmungen weg. In einem noch ungedruckten für die alte Erdkunde Indiens wichtigen Abschnitte des Maha-Bharatam, den Hr. Lassen nächstens mit einer ausführlichen Abhandlung herausgeben wird, werden die Flüsse des Penjab aufgezählt, und zwar von Osten nach Westen:

पञ्च नद्यो वहन्त्येता यत्र पीलुवनाद्गिः ।
शतद्रुश्च विपाशा तु तृतीयैरावती तथा ।
चन्द्रभागा वितस्ता च सिन्धुषष्ठा वह्निर्गिरेः ।

Ich überlasse meinem gelehrten Freunde die Erklärung des übrigen, und hebe nur die Namen heraus.

Vitastâ, der nächste am Indus, der Hydaspes. Dieser Name fehlt in Wilsons Wörterbuch. Er hat sich aber noch in neuern Zeiten im Andenken erhalten, und wird im Ayin-Akberi angeführt, nur mit der verderbten Schreibung Vedusta. (*Gladwin* Ay. Akb. II. p. 132). Andre Sanskritnamen sind Vâhudhâ, Saitavâhini. (Am. Ko. ed. Col. p. 61. sl. 32.) Die Bestandtheile beider sind klar, aber von dem letzten finde ich die Beziehung nicht befriedigend angegeben. Vâhudâ, die Armgeberin, heißt der Fluß, weil ein Heiliger seine unbrauchbar gewordnen oder sonst eingebüßten Arme durch ein Bad darin wieder erhalten haben soll. Aus Vâhudâ ist das heutige Behut verderbt. Man kann zweifeln, aus welchem der beiden Namen, Vitastâ oder Vâhudâ, Ὑδάσπης gebildet ist. Denn die beiden ersten Sylben des Griechischen Namens ὑδα drücken so genau wie möglich die beiden letzten des Indischen va-hudâ aus. Indessen ist es doch wahrscheinlicher, daß vitastâ so verdreht worden. Wir werden die Sylbe vi, da der erste Buchstabe den Griechen fehlte, noch einmal durch ὑ ausgedrückt finden. Man hat in der ersten Sylbe ὑδ-άσπης den Anklang auf ὕδος, ὕδωρ, in den beiden andern auf eine häufige Persische Endung von Personen- und Orts-

namen —ασπης gesucht. Der Fluß Choaspes war längst berühmt.

Die Endung ist gleichfalls Indisch: (asv'a) beide sind gleichgeltend mit der Griechischen —ιππος. Aber daß der Fluß sie in einer andern noch unbekannten Form seines classischen Namens geführt, etwa vâhudâsva scheint mir nicht glaublich, weil es keinen rechten Sinn giebt. In der Griechischen Schreibung finde ich keine Varianten.

Warum doch Horaz den Hydaspes fabulosus nennt? An dem Ufer dieses Flusses wurde die große Schlacht gegen Porus geliefert: sein Lauf, seine Beschaffenheit, der Uebergang Alexanders, waren genau beschrieben: dieß war folglich so historisches Gebiet wie möglich. Spielte der Dichter etwa auf die vielen Wunderdinge an, die Ktesias, dann Megasthenes und andere spätere von Indien erzählt hatten?

Den Akesines habe ich schon abgefertigt. Er hieß Chandrabhâgâ, die Griechen konnten es wissen, aber sie fragten nichts darnach; wenn einmal das irrige ihrem Ohr und ihrer Einbildungskraft geschmeichelt hatte, so fanden die Berichtigungen wenig Eingang bei ihnen. Sie wußten auch daß der Indus in der Landessprache Sindus (सिन्धुः) eigentlich sindhus heiße; Plinius sagt: (VI, cap. 20.) Indus incolis *Sindus* appellatus; der Verfasser der Umschiffung des Erythräischen Meeres hat es noch genauer: Σίνδος. Dennoch ist er immer der Indus geblieben, weil man es einmal von den Persern so gehört hatte, und wir müssen es nun auch so beibehalten.

Der dritte Fluß abwärts vom Indus ist der oder vielmehr die Airâvati, denn die Indischen Flußnamen

ſind mit wenigen Ausnahmen weiblich; Griechiſch der Hydraotes oder Hyarotis. Der neuere Name Ravey iſt vermuthlich aus dem Sanskrit abgekürzt. Der Elephant des Indras, zugleich einer von den Trägern des Erdbodens am nordöſtlichen Ende, heißt Airâvata; daraus iſt mit einer weiblichen Endung Airâvati gebildet. Doch führt die weibliche Gefährtin des Airavatas (in der Indiſchen Mythologie ſind auch die Weltelephanten, wie die Götter, von ihren Gattinnen unzertrennlich) noch einen andern Namen. Am. Ko. I. Cap. I. sect. 2. sl. 6. Wie weit die Brahmaniſche Mythologie um ſich gegriffen hat, läßt ſich daraus abnehmen, daß ein Hauptfluß der Halbinſel jenſeits des Ganges, Iravaddy, auch der Fluß von Ava genannt, denſelben Namen führt wie jener im nordöſtlichen Indien. In Ὑδραώτης ſcheint wiederum der Anklang von ὕδωρ, ὑδραίνω, geſucht zu ſein. Doch geben die Handſchriften des Strabo Ταρώτις, welches dem wahren Laute näher kommt. Der neueſte Deutſche Herausgeber war geneigt, Ταρώτης zu ſchreiben, um es der Form des Namens beim Arrian anzunähern; aber die Endung auf -τις entſpricht der Indiſchen beſſer. Curtius, deſſen Anſehen übrigens in geographiſchen Angaben äußerſt geringe iſt, hat Hyarotes.

Der vierte abwärts vom Indus iſt die Vipâs'â, nach einer abgekürzteren Form Vipâs'. (cf. Am. Ko. ib.) Der Name, die Entfeſſelnde, bezieht ſich wieder auf eine Legende, die Wilſon angiebt. Er iſt, mit Rückſicht auf die obige Bemerkung über die Sylbe vi, durch Hypaſis ziemlich genau wiedergegeben. Dieſe Schreibung Ὑπασις hat vor der andern Ὑφασις den

Vorzug. Die lezte findet sich beim Arrian; Plinius hat Hypanis; Strabo verderbter Weise: Ὑπανις. Dieses hat Wesseling aus einem wunderlichen Einfalle an zwei Stellen des Diodor in den Text gesezt, wiewohl an der einen die Autorität aller Handschriften, eine einzige ausgenommen, dagegen war.

Welche Grundsäze haben denn die grosen Philologen bei solchen Dingen befolgt? Sie werden vorsichtig handeln, wenn sie sich künftig bei Kennern der Sprache Raths erholen.

Der lezte Fluß gegen Osten unter den fünf des Penjab ist die S'atadru, heut zu Tage Setledge. Die Aussprache des alten Namens war schwankend: es findet sich S'itadru, auch S'utudri; doch scheint jene Form, die auch in dem obigen Texte steht, die Ächteste zu sein, weil sie die beste Bedeutung giebt: die hundertströmige. Dieser Fluß kommt, so viel ich weiß, bei keinem der älteren Schriftsteller vor als beim Plinius, (H. N. Lib. VI, cap. 17.) der ihn, nach Griechischen Vorgängern ohne Zweifel, Hesidrus nennt. Die Endung ist beibehalten, der Anfang verändert, man sieht nicht warum, da alles ohne Schwierigkeit ausgedruckt werden konnte, wofern man nicht einen Anklang an geläufige Namen, Ἡσιόνη, Ἡσίοδος, suchte.

Spätere Geographen geben die Namen genauer, jedoch scheint diese Berichtigung auf geographische Lehrbücher eingeschränkt geblieben zu sein.

Hr. Heeren sagt in seinem mit Recht geschäzten Werke über die politischen und Handelsverhältnisse der vornehmsten Völker des Alterthums: «Die alten Namen

» dieſer Ströme, wie ſie aus den Nachrichten der Begleiter
» Alexanders bekannt ſind, ſcheinen offenbar Perſiſchen
» Urſprungs zu ſeyn; und deshalb darf man die ſonſt ſo
» allgemeine Aehnlichkeit mit den neuern Indiſchen Namen
» hier nicht ſuchen. « *)

Ich wünſchte wohl die Gründe kennen zu lernen, welche den gelehrten Verfaſſer zu dieſer an ſich unwahrſcheinlichen Behauptung bewogen haben, und insbeſondere zu erfahren, worin das offenbare liegt. Um zu dieſem Ausdruck berechtigt zu ſeyn, müßte man, dünkt mich, die Wurzeln, und die Art der Zuſammenſetzung in der Altperſiſchen Sprache nachweiſen können. Hr. Heeren wird doch nicht für die Erklärung von Namen, die vor Alexander dem Großen vorhanden waren, zum Neuperſiſchen ſeine Zuflucht nehmen wollen? Viele Altperſiſchen Wörter haben ſich ohne Zweifel, wiewohl meiſtens ſehr verſtümmelt und abgekürzt, aus jener Zeit erhalten; aber daß nicht alles in dieſer neuentſtandnen Miſchſprache vorkommende vor Alters einheimiſch geweſen, liegt am Tage. Von der Sprache der Perſer im Zeitalter der Achaemeniden wiſſen wir faſt gar nichts; wenn ſich aber irgend etwas mit Gewißheit darüber ausſagen läßt, ſo iſt es dieſes, daß jene Sprache der Altindiſchen ungemein nahe verwandt war. Dadurch würde nun eben, auch bei gleich genauer Bekanntſchaft mit beiden Sprachen, die Entſcheidung darüber erſchwert werden, welcher von ihnen die fraglichen Namen angehören. Allein wir haben durchaus keinen geſchichtlichen Grund, Altindiſche geogra-

*) Heeren Hiſtoriſche Werke Th. VI. S. 186.

phiſche Namen von den Perſern herzuleiten. Hingegen ſind viele heutige Ortsnamen in Indien aufgemacht Neuperſiſch, z. B. Panjab, Chinab; und dies begreift ſich leicht, da das Neuperſiſche die allgemeine Hofſprache der Mahomedaniſchen Beherrſcher war. Wer die in den claſſiſchen Autoren vorkommenden Benennungen Indiſcher Völker, Landſchaften, Städte, Flüſſe und Berge mit Erfolg deuten will, muß auf das Sanskrit zurückgehen.

§. 11.

Beitrag zur Grammatik der Alt-Perſiſchen Sprache.

Herodot bemerkt (I, 139.) über die Perſiſchen Namen folgendes:

Καὶ τόδε ἄλλο σφι ὧδε συμπέπτωκε γίνεσθαι, τὸ Πέρσας μὲν αὐτοὺς λέληθε, ἡμέας μέν τοι οὔ. τὰ οὐνόματά σφι, ἐόντα ὁμοῖα τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ, τελευτῶσι πάντα ἐς τὠυτὸ γράμμα, τὸ Δωριέες μὲν Σὰν καλέουσι, Ἴωνες δὲ Σίγμα. ἐς τοῦτο διζήμενος εὑρήσεις τελευτῶντα τῶν Περσέων τὰ οὐνόματα, οὐ τὰ μέν, τὰ δὲ οὔ, ἀλλὰ πάντα ὁμοίως.

»Es trifft auch noch dieſer beſondere Umſtand bei »ihnen ein, der den Perſern ſelbſt verborgen geblieben, »uns aber nicht. Ihre Namen, welche ihrer körperlichen »Geſtalt, und ihrem würdigen Anſtande entſprechen, gehen »alle auf denſelben Buchſtaben aus, welchen die Dorier

»San, die Jonier aber Sigma nennen. Wer nach»forscht, wird finden, daß die Namen der Perser auf »diesen ausgehen, nicht etwan einige, und andere nicht, »sondern alle gleichermaßen.«

Herodot ist ein redlicher Zeuge, und in Sachen des gemeinen Lebens ein Beobachter von gesundem Verstande. Jede Aussage von ihm über eine von ihm selbst wahrgenommene Thatsache verdient daher auf das sorgfältigste erwogen zu werden. Anders ist es mit dem, was er vom Hörensagen berichtet: es liegt nur zu sehr am Tage, daß Großprahler und lose Schelme die arglose Leichtgläubigkeit des forschbegierigen Mannes zu ihrer Belustigung gemißbraucht haben. Seine Meinungen geben wir vollends in den Kauf: sie sind so bürgerlich beschränkt wie möglich, und oft eigentlich albern.

Jede philosophische Ansicht der menschlichen Dinge war ihm fremd. Wir müssen also auch die obige Aeußerung als die eines ganz unwissenschaftlichen Kopfes auslegen, der von der Grammatik eben so wenig wußte als von der Mathematik, und von ihren Anwendungen auf Astronomie, Geographie und Physik, so weit diese damals unter den Griechen schon gediehen waren.

Zuvörderst, wiewohl Herodot seine Wahrnehmung mit der strengsten Allgemeinheit ausspricht, ist eine große Einschränkung zu machen. Sie gilt nur die männlichen Namen, sonst wäre ja der Geschichtschreiber mit sich selbst im Widerspruche. Denn er nennt mehrere Persische Frauen, deren Namen mit einem Vocal endigen: Atossa, Mandane, Kassandane, Phratagune, Artazostra, Artystone. Ja finde bei ihm nur zwei n[illegible]

liche Namen, die auf S auslauten: Amestris, und Parnys; es geht aber ein anderer Vocal vorher, als die bei den männlichen Namen üblichen.

Ferner fragt sich nun: war dieses schließende s ein unablöslicher Bestandtheil der Persischen Namen? Ich denke, nein; wenigstens hätte Herodot sie uns dann verstümmelt überliefert: denn sie verlieren ja das S in allen schrägen Biegungen. Der Fremde, der sich nach Namen erkundigt, wird, nach Beschaffenheit der Sprachen, entweder deren unwandelbare Form, oder wo es eine Declination giebt, wie im Persischen unläugbar, den Nominativ vernehmen. Das S, worauf alle männlichen Persischen Namen ausgingen, war also das Kennzeichen des Nominativs.

Obige Stelle ist vielfältig beleuchtet worden, und angesehene Gelehrte haben dem Herodot widersprochen. Weswegen? Weil die Neupersischen Namen nicht mehr so beschaffen sind.

Von Reland, der mit schlechtem Glücke die bei den Alten vorkommenden Persischen Namen und Wörter aus dem Neupersischen zu deuten versuchte, darf uns dieß nicht wundern, aber heut zu Tage dürfte man mehr Kritik erwarten. Es ist weit schlimmer, als wenn man von dem heutigen Englischen auf das Angelsächsische zurück folgern wollte, dieses und jenes könne nicht darin Statt gefunden haben. Denn das reine Angelsächsische ist erst seit sechs Jahrhunderten erloschen; es hat nur eine einzige Umwandlung und Sprachvermengung durch die Eroberung der Normannen erlitten. Das Neupersische hingegen ist von dem Zeitalter Herodots durch eine Kluft von mehr

als zwei Jahrtausenden getrennt; und die letzte durch das Eindringen der Arabischen Sprache im Gefolge des Islam bewirkte Umwandlung war vielleicht die gewaltsamste, aber, gewiß nicht die einzige. Die Macedonische Eroberung dann die vierhundert Jahre lang behauptete Herrschaft der Parther, einer halb Tartarischen Nation, mußte große Veränderungen herbeiführen, und schwerlich war die Sprache der Perser unter den Sassaniden dieselbe wie unter den Achaemeniden. Der neueste Herausgeber des Herodot, Schweighäuser, zog einen des Persischen kundigen Gelehrten zu Rath, und dieser »rescripsit, videri sibi vere indicare eos, qui Graecis nominum Persicorum terminationibus deceptum *Nostrum* scripsisse istud autumant *de nominibus omnibus Persicis in literam sigma desinentibus*. Quod si ita est, fährt der gelehrte Herausgeber fort, e minus mirum videri debebit, quod ea res, ut ait idem *Noster*, *latuerit Persas*: quamquam alioqui haec verba, Λέξει Πέρσας, significare poterant, Persas ad hoc animum non advertisse.« (T. V. p. 148, 149.) Dieses hilft in der That dem alten Geschichtschreiber allzu übel mitspielen: er soll die Hellenisirte Umbildung der Persischen Namen mit deren einheimischer und ursprünglicher Eigenthümlichkeit verwechselt haben. Dann würde seine Verwunderung darüber, daß die Perser hievon nichts gewußt, als ein Beweis gränzenloser Einfalt erscheinen. Die Bemerkung ist ohnehin naiv genug, denn was man als eine Regel seiner Muttersprache beobachtet, das weiß man auch, wenn schon dieses Wissen noch kein Gegenstand einer besondern Betrachtung geworden ist. Die Perser hatten geschiedene

Bücher: sie konnten leicht in der grammatischen Theorie ihrer Sprache weiter vorgerückt seyn als die damaligen Griechen. Vielleicht theilte Herodot, dem der Gleichlaut in den Endungen der Persischen Namen aufgefallen war, einem oder dem andern ungelehrten Perser (und bei den vornehmen und gelehrten hatte er wohl keinen Zutritt) seine Bemerkung mit, und dieser sagte dann natürlicher Weise, daran habe er noch niemals gedacht. So läßt seine Behauptung sich wenigstens entschuldigen. Jene grobe Verwechselung aber, die man ihm, dem Neupersischen zu Ehren, hat Schuld geben wollen, ist nicht im mindesten glaublich. Wir werden sehen, (§. 12.) daß Herodot Aegyptische und Arabische Namen recht gut in ihrer eigenthümlichen Gestalt anzugeben wußte, mit Endbuchstaben, welche die Griechische Sprache gar nicht duldet; bei den Persischen Namen ist er so genau, daß er (IX. 20) bemerkt, ein Heerführer, den die Griechen Μάρδιος nannten, habe eigentlich Μασίστιος geheißen.

Das steht also wohl ziemlich fest, die männlichen Namen der Perser endigten im Nominativ alle mit Σ. Ich frage weiter: nur die Namen? Dieß wäre aller Analogie zuwider. Die eignen Namen sind ja ursprüngliche Appellative, und nur durch ihre besondere Bestimmung von diesen ausgesondert. Also war ein auslautendes Σ das allgemeine charakteristische Kennzeichen der männlichen Nominative in der persischen Sprache.

Hierin offenbart sich nun eine sehr merkwürdige und auffallende Uebereinstimmung mit dem Sanskrit, dem Griechischen, und dem Gothischen. In allen diesen Sprachen ist ebenfalls ein dem Grundworte angehängtes

S der Charakter des männlichen Nominativs. Die Erörterung der besondern Bestimmungen dieser Regel, und der Ausnahmen davon; die Entwickelung der Gründe, welche mich nöthigen anzunehmen, daß in einer vorgeschichtlichen Zeit der genannten Sprachen, ehe die Aussprache sich verflüchtigte, und Sorgfalt für den Wohllaut die Endungen abschliff, jene Regel ganz durchgreifend allgemein war: — diese Erörterung, sage ich, würde mich hier zu weit führen; insbesondre auch, weil ein tief gewurzeltes Mißverständniß der Griechischen und Lateinischen Grammatik dabei zuvörderst beseitigt werden muß. Ich verspare sie demnach auf eine andere Gelegenheit, und begnüge mich für jetzt mit Darlegung der Thatsache. Auf die Wichtigkeit der Folgerungen brauche ich die Kenner nicht aufmerksam zu machen.

Da Herodot durchaus keine Ausnahme gestattet, auch unter den Persischen Namen aus der Zeit der Achaemeniden, welche Griechische Schriftsteller uns aufbewahrt haben, sich schwerlich irgend eine finden möchte, so ist hieraus zu schließen, daß die Altpersische Sprache den ursprünglichen gemeinsamen Typus sehr rein bewahrt hatte.

Im Lateinischen und Griechischen nehmen auch viele weibliche Appellative das S als Kennzeichen des Nominativs an; im Sanskrit wenigstens einige. Im Lateinischen giebt es, ein paar mythologische ausgenommen, keine weiblichen Eigennamen auf S, wohl aber im Sanskrit und im Griechischen. Eben so war es auch im Persischen, nur gehen in den drei letztgenannten Sprachen vor dem auslautenden S der weiblichen Namen andre Vocale vorher, als in den männlichen.

§. 42.

Sprachen mit und ohne Declination.

Um zu entſcheiden, zu welcher Familie und zu welcher grammatiſchen Ordnung untergegangene Sprachen, wovon nur einzelne Spuren und Bruchſtücke übrig ſind, gehört haben mögen, was dann wieder bei den Unterſuchungen über die Herkunft der Völker in Frage kommt; iſt es ſehr wichtig zu wiſſen: ob ſie eine Declination gehabt oder nicht? Es verſteht ſich, daß zu dem Begriffe der Declination eine verſchiedne Endung oder ein Affixum für den Pluralis nicht hinreicht, wenn die wechſelnden Verhältniſſe nicht durch Biegungen bezeichnet werden; ſonſt möchte man wohl wenigen Sprachen die Declination abſprechen dürfen.

Ausdrückliche grammatiſche Bemerkungen über die barbariſchen Sprachen ſind bei den Alten äußerſt ſelten. Es fragt ſich aber, ob ſich nicht in den unabſichtlichen Erwähnungen der Griechiſchen und Lateiniſchen Schriftſteller Kennzeichen finden, woraus ſich über jenen Punkt mit Sicherheit etwas folgern läßt? Ich glaube, ja; nicht immer zwar, jedoch zuweilen.

Die Griechen und Römer verſahen die ausländiſchen Namen mit Endungen und Biegungen nach der Analogie ihrer eignen grammatiſchen Formen: dieß war ein Bedürfniß ihrer Wortfügung. Wenn alſo auch alle Namen irgend einer barbariſchen Sprache ſolchergeſtalt declinirt erſcheinen, ſo gilt noch keineswegs der Schluß hieraus, daß die Sprache wirklich eine Declination gehabt. Wohl

aber iſt im umgekehrten Falle die entgegengeſetzte Folgerung erlaubt, ja zuverläßig. Wenn auch nur einige Namen aus einer fremden Sprache ohne Biegung, und mit Wendungen aufgeführt werden, welche die Indeclinabilität andeuten, ſo hatte die Sprache gewiß keine Declination.

Ein Beiſpiel wird dieß deutlich machen. Die alt-Aegyptiſche Sprache ermangelte der Caſus-Endungen. Dennoch leſen wir beim Herodotus die meiſten Aegyptiſchen Namen der Götter, der Könige, der Städte u. ſ. w. auf Griechiſche Weiſe declinirt. Wie ging dieß zu? Ganz natürlich. Seit Pſammetichus hatten die Griechen, beſonders die Jonier, fortwährend beträchtliche Anſiedelungen in Aegypten. Durch den mannichfaltigen Verkehr der beiden Völker wurden dieſen Joniern eine Menge Aegyptiſche Namen und Wörter geläufig. Die, welche im täglichen Gebrauch waren, mußten ein Griechiſches Gewand anlegen. Die Aegyptiſche Sprache hatte viele Endungen, z. B. auf Theta, Phi und Chi, welche mit den Geſetzen des Helleniſchen Wohllauts unverträglich waren. Manche Wörter wurden, weil ſie der Helleniſchen Zunge gar zu ſehr widerſtrebten, ganz beſeitigt. So ſehen wir häufig die Aegyptiſchen Götternamen, nach einer ungefähren Vergleichung mit der Griechiſchen Mythologie, durch Griechiſche vertreten. So wurden auch die meiſten Städte nach der Deutung des einheimiſchen Namens Griechiſch benannt. Die Namen Aegyptiſcher Naturerzeugniſſe wurden ebenfalls entweder helleniſirt, oder mit Benennungen ſchon bekannter Gegenſtände vertauſcht. So hieß den Joniern das Krokodil eine Eidechſe,

denn dieß bedeutet ursprünglich κροκόδειλος. Solche Wörter vernahm Herodotus nicht zuerst aus dem Munde der Aegypter, auch nicht einmal der Dolmetscher, sondern aus dem Munde seiner eignen Landsleute. Wo der Geschichtschreiber aber ausdrücklich Aegyptische Namen als solche erwähnt, da giebt er ihnen keine Griechische Endung, und läßt sie biegungslos. II c. 28. οὐνόματα δὲ εἶναι τοῖσι οὔρεσι, τῷ μὲν Κρῶφι, τῷ δὲ Μῶφι. Diese Namen hatte ihm freilich ein Aegyptischer Priester zum Scherze aufgebunden. Ib. c. 29. Ταχομψὼ οὔνομα αὐτῇ (τῇ νήσῳ) ἐστί. Ib. c. 30 Αὐτομόλοισι τούτοισι οὔνομά ἐστι Ἀσμάχ. Ib. c. 42 Ἄμμωνα γὰρ Αἰγύπτιοι καλέουσι τὸν Δία. Sonst declinirt er Ἄμμων, ωνος. Ib. c. 172. ἐκ τῆς δὲ ἦν πόλιος, οὔνομά οἱ ἐστὶ Σωΐφ. Den Namen des Salbôls, welches die Aegyptier aus einer einheimischen Pflanze bereiteten, scheint er indeclinabel aufzustellen. Ib. c. 95. Ἀλείφατι δὲ χρίονται — τὸ καλεῦσι κίκι. Hingegen von dem Aegyptischen Namen des Krokodils bildet er den Nominativ des Pluralis χάμψαι.

Auch Plato, sonst so scheu der Hellenischen Sprache etwas fremdartiges einzumischen, gebraucht den Namen eines Aegyptischen Gottes, den er an Ort und Stelle vernommen hatte, indeclinabel. Phaedr: ὡς λόγος, ἐν Αἰγύπτῳ θεῶν τινὰ τοῦτον γενέσθαι λέγων, κ. τ. λ.

Man merke wohl, wie genau die Unterscheidung in folgender Stelle ist. Herod. l. c. 131. καλέουσι δὲ Ἀσσύριοι τὴν Ἀφροδίτην, Μύλιττα, Ἀράβιοι δὲ, Ἄλιττα, Πέρσαι δὲ, Μίτραν. Die Persische Sprache hatte wirklich eine Declination, die Assyrische und Arabische

hatten keine. Ferner sagt Herodot (III, c. 8.) von den Arabern: *οὐνομάζουσι δὲ τὸν μὲν Διόνυσον, Ὀροτάλ, τὴν δὲ Οὐρανίην, Ἀλιλάτ.*

Man wird diese Verfahrungsweise ziemlich allgemein beobachtet finden, nicht nur in dem classischen Zeitalter, sondern weit darüber hinaus, als schon das Barbarenthum in das Innerste des gesunkenen Römischen Reichs eingedrungen war, als die Armee aus einem bunten Gemisch verschiedener Nationen bestand, und Ausländer, meistens Deutsche, durch körperliche und geistige Ueberlegenheit zu den ersten Würden des Staats gelangt waren. Damals hatte freilich die Griechische Sprache jene jungfräuliche Scheu eingebüßt, keine fremdartigen Verbindungen der Laute in sich aufzunehmen: sie bequemte sich, die Barbarischen Namen genau nach der gehörten Aussprache zu schreiben. Procopius ist durch neun Jahrhunderte von Herodot getrennt, und beobachtet noch dieselbe Unterscheidung wie dieser. Die gebildeten und dem Griechischen sehr ähnlichen Biegungsformen des Gothischen kennen wir aus dem Ulfilas; die Tartarische Sprache der Hunnen hatte keine Declination. Auch biegt Procopius die bei ihm sehr zahlreichen Gothischen Namen; die Hunnischen hingegen läßt er ohne Biegung: Δεγγιζίχ, Ἥρναχ, Söhne des Attila, Μάρα, und Ἀρνεάρ, Hunnische Prinzen, Ἔσκάμ, ein Hunnischer Großer, Χιλχάλ, ein Hunne in Römischen Diensten, u. s. w. Hierron machen nur die volksmäßig berühmten und dadurch hellenisirten Namen, wie Attila und Bleda, eine Ausnahme. Zwar diese beiden hält Hr. Grimm, dessen Meynung über die Alterthümer unsrer Sprache für mich ein großes Gewicht hat, für

Gothisch. Wegen des Attila habe ich Zweifel erhoben, weil mir die Gothische Bedeutung für den Beherrscher eines kriegerischen Reitervolks nicht passend schien. In Bezug auf seinen Bruder Bleda ist es aber beinahe unläugbar, denn wir finden zwei Gothen dieses Namens: einen beim Procopius unter den Heerführern des Totilas, den andern beim Priscus. Dieser war ein Arianischer Bischof, den der Kaiser Marcianus als Gesandten an den Gizerich schickte.

§. 13.

Scipio Nasica.

Die Beschaffenheit der Römischen Namen ist merkwürdig, und verdiente wohl, geschichtlich und sprachlich genauer und erschöpfender erörtert zu werden, als bisher geschehen ist. Ich bringe hier nur kurz in Erinnerung, was zum Verständniß der folgenden Bemerkung nöthig ist.

Der Hauptname bezeichnete das Geschlecht, war patronymisch und endigte immer auf ius. Der Vorname diente dazu, die Glieder einer Familie zu unterscheiden, und wurde kurz nach der Geburt ertheilt. Alle männlichen Vornamen folgen ebenfalls der zweiten Declination, jedoch mit freigelassener Endung auf us und ius.

Die Beinamen sind als ganz persönliche Bezeichnungen im gemeinen Leben entstanden, beinahe als Spottnamen: denn häufig sind sie von körperlichen Gebrechen hergenommen, von auffallenden Zügen der Gestalt, von

Umſtänden der Geburt, von einzelnen Verfällen des Lebens, vom Geburts- oder Wohnort, von andern Zufälligkeiten. Mit der Zeit wurden ſie ſtätig und erblich, und dienten nun zur Unterſcheidung der verſchiedenen Zweige eines weit verbreiteten Geſchlechtes. Indeſſen ſind ſie lange in der Sprache des Umgangs gäng und gebe geweſen, ehe ſie in urkundlichen Schriften Eingang fanden. Hier wurde der Römiſche Bürger bloß durch den Vornamen und Hauptnamen, dann durch den Vornamen ſeines Vaters und Großvaters bezeichnet. So iſt es noch in den Tafeln von Polcevera, die ſich aus dem ſiebenten Jahrhundert Roms herſchreiben. M. F. M. N. d. h. Marci filius, Marci nepos. In den Faſten kamen alſo zuverläßig die auf ungeſetzlichem Wege entſtandenen Beinamen nicht vor, und es iſt eine Hauptquelle der Verfälſchung älterer Römiſchen Geſchichten, daß man ſie in eine Zeit zurückgeſchoben hat, wo ſie vermuthlich noch gar nicht vorhanden waren, und zwar nach dem Vorgeben der Familien, welche dieſen oder jenen berühmten Bürger unter ihre Ahnen zählen wollten. Einige Beinamen ſind augenſcheinlich ſchon aus Adelſtolz angenommen worden: z. B. Q. Marcius *Rex*. Die Familie behauptete ohne Zweifel, von dem Könige Ancus Marcius abzuſtammen.

Gegen die ſpäteren Zeiten der Republik wurden die Beinamen im vertraulichen Gebrauch beinahe zur Hauptbezeichnung, aus einem ganz natürlichen Grunde. Die Geſchlechtsnamen gingen von den Patronen auf ihre Freigelaſſenen und eingebürgerten Schützlinge nicht Lateiniſchen Urſprungs über. Die Abkömmlinge dieſer Freigelaſſenen und fremden Bürger führten alſo ſehr erlauchte Geſchlechts-

namen; der Beiname sonderte sie davon aus. Folglich lag der Anspruch auf hohen Adel hauptsächlich in den Beinamen. Julier gab es eine Menge: z. B. in Gallien Julius Sacrovir, Julius Florus, aber keinen Julius Cäsar außer der Familie. Nun kamen auch vierte und fünfte Namen auf, adoptive, Ehrennamen u. s. w. Nasica war ein vierter Name: er begründete eine Unterabtheilung der Scipionen, eines Zweiges von dem großen Geschlechte der Cornelier.

Die Beinamen gehören oft zur dritten und zur ersten Declination, was bei den männlichen Vor- und Hauptnamen niemals der Fall ist. Die Lateinischen Appellative der ersten Declination sind sämtlich weiblichen Geschlechtes: hievon finden sich nur äußerst wenige Ausnahmen zu Gunsten der Bedeutung. Mit den auf A ausgehenden und zur ersten Declination gehörigen Beinamen hat es aber eine zwiefache Bewandtniß. Einige sind fremden Ursprungs: z. B. Caccina, Sisenna, ausgemacht Tuscisch, vermuthlich auch Catilina, Cinna, Perperna, und andere. Sie gleichen in der Endung jenen altberühmten Tuscischen Namen: Porsenna, Vibenna. Der Tuscische Wahrsager, der den Julius Cäsar vor den Idus des März warnte, hieß Spurinna. Caccina können wir urkundlich auf Tuscischen Graburnen nachweisen, wo es KEIKNA geschrieben wird. (Lanzi Saggio di Lingua Etr. T. II, p. 555, 556.) E, zuweilen A, war die allgemeine Endung Tuscischer Mannsnamen; im Lateinischen konnte die erste gar nicht, die letzte nur in Beinamen beibehalten werden. Bei der Annahme neuer Namen mit dem Römischen Bürgerrecht, wurde dann der

alte nationale Geschlechtsname zum Beinamen. Doch ist er zuweilen patronymisch umgebildet, wie der Tuscische Name des Maecenas, Cilnius, aus dem KVENLE oder KVELNE der Grabschriften; Licinius aus LEKNE. Eben so gehören unstreitig manche Beinamen, welche zu deuten unmöglich ist, andern alt-Italischen Mundarten an.

Die ächt Lateinischen Beinamen auf A sind aber weibliche Substantive, die der persönlichen Anwendung wegen nun männlich gebraucht werden. Wenn das Wort als Appellativum irgendwo erwähnt wird, vielleicht auch nur als ein in der Volkssprache übliches, so darf uns die Seltsamkeit der Bedeutung nicht hindern, den Eigennamen für einerlei mit jenem zu erklären. Denn es sind uns verschiedene Anekdoten aufbewahrt worden, welche den seltsamen Beinamen auf eine eben so seltsame Veranlassung zurückführen. Ein Licinius wurde **Murena** benannt, weil er zuerst die Liebhaberei für diesen Seefisch aufgebracht hatte. (cf. Colum. VIII. 16. Varr. De R. R. III, 14.) Ein Lentulus, Catilina's Mitverschwörer, soll Sura geheißen haben, weil er, zur Rechenschaft über verschwendete öffentliche Gelder aufgefodert, gesagt hatte: Rechnung könne er nicht ablegen, man möge ihn nur auf die Wade peitschen; dieß war nämlich eine übliche Strafe der Knaben für ein Versehen im Ballspiel. Auch aus Aehnlichkeiten mit andern Personen entstanden Beinamen. (cf. Valer. Max. IX, 15.) Römer aus den ersten Geschlechtern, zum Theil consularische Männer, sind zubenamt worden: die Nachteule, die Amsel, die kleine Axt, das Frühstück, das Bärtchen, die Cicelin, die Murane, die Milbe, die Troddel, die Wade: Nocua, Mi-

rula, Dolabella, Merenda, Barbula, Asina, Muraena, Galba, Fimbria, Sura. Einige Gelehrte haben Sulla für ein Diminutiv von Sura erklärt; nach andern Angaben hieß es eigentlich Sibylle, Sibulla, weil der erste Cornelier, der den Beinamen erhielt, beauftragt worden war, die Sibyllinischen Bücher zu Rathe zu ziehen. Sogar weibliche Adjective wurden so gebraucht, wenn sie durch ein beständig darunter verstandenes Substantiv selbst beinahe zu einem solchen geworden waren. z. B. Scaeva, nämlich manus, die linke Hand; hievon Scaevola, entweder als Diminutiv, oder zusammengezogen aus scaeva vola. Varro hat noch eine andere Deutung von einem unanständigen Amulet, das den Knaben umgehängt ward. Dem Erfinder der Geschichte vom Mucius und Porsenna hat aber die erste Erklärung vorgeschwebt. Porcina, nämlich caro, Schweinefleisch: so hieß ein Aemilier. Der Eroberer von Messana in Sicilien wurde nicht etwa der Messanische genannt, sondern der weibliche Name der Stadt selbst wurde dem seinigen beigefügt; nur nach einer verderbten Aussprache Messalla.

Nasica ist ohne Zweifel auch ein solches weibliches Substantiv. Was bedeutet es aber? Jedem fällt sogleich die Nase dabei ein, da wir wissen, daß Naso ein Großnasiger heißt, woraus jedoch keineswegs folgt, daß der Dichter Ovidius eine große Nase gehabt. Indessen hat nasica nicht die Form eines Diminutivs. Das Wort kommt in keinem classischen Autor vor; so mag es vielen im gemeinen Leben üblichen Lateinischen Wörtern ergangen seyn, wenn nicht etwa die Schriftsteller über den Landbau, die komischen und satirischen Dichter sie ausge-

faßt haben. Nur ein einziges Mal gebraucht es ein Kirchenvater, und zwar auf ſolche Weiſe, daß die beſondre Bedeutung ſogleich klar daraus hervorgeht. Arnobius ſagt (adv. Gent. VI. 10.) indem er, nicht mit dem beſten Glücke, die Darſtellung der Götter unter der edelſten menſchlichen Geſtalt lächerlich zu machen ſucht:

Et unde novissime scitis, simulacra haec omnia, quae Diis immortalibus vicaria substitutione formatis, similitudinem referant, habeantque divinam? Potest, enim fieri, ut barbatus in coelo sit, qui esse a vobis effingitur levis: potest, ut senectute provectior, cui puerilem commodatis aetatem: potest, ut hic flavus sit, qui in veritate habeat oculos caesios: displosae ut gestitet nares, quem esse vos facitis figuratis-que nasicam.

Wir wollen hier nicht die leicht zu führende Sache der Griechiſchen Künſtler verfechten, ſondern dem Kirchenvater die zufällig gegebene Nachweiſung Dank wiſſen. Nasica war alſo das Gegentheil einer geplatteten Naſe: eine feingebildete, deren Nüſtern nicht in die Breite aus einander gehen. Daß Arnobius das Wort als Appellativ, und gleichwohl im männlichen Geſchlechte braucht, darf uns nicht irren. Es liegt dabei dieſelbe Ellipſe zum Grunde, wie bei Ertheilung des Beinamens. Auch der Beiname Pansa iſt als Appellativ männlich gebraucht worden, wiewohl es das Femininum des Particips pansus iſt, wobei ohne Zweifel planta verſtanden ward: pansa, weiblich, ein platter Fuß; männlich, einer der ſolcher Füße hat, ein Plattfuß. Scipio Nasica, hieß alſo: Scipio die feine Naſe; und der erſte der rie

Scipionen, welche von Vater auf Sohn den Beinamen Nasica geführt haben, muß durch diesen Zug seiner Gesichtsbildung ausgezeichnet gewesen seyn; derselbe, der in früher Jugend vom Senat für den besten Mann in Rom erklärt, und dazu ernannt ward, die aus Phrygien herbeigeholte Mutter der Götter in Empfang zu nehmen.

Wir könnten zum Scherz den Namen des berühmten Römers folgendermaßen schreiben:

P. CORNELIVS SCIPIO नासिका.

denn Nasica ist eben so gut Sanskrit als Lateinisch. Das Geschlecht und die Declinationsform der beiden Wörter entsprechen einander. Der einzige Unterschied der Bestandtheile liegt in der Quantität der vorletzten Sylbe, die in dem Indischen Worte kurz, in dem Lateinischen lang ist. Ferner hat jenes ohne besondre Nebenbestimmung die allgemeine Bedeutung der Nase behalten, wiewohl sonst häufig die Ableitungen auf ka verkleinernder Art sind. Eine so genaue Uebereinstimmung zwischen zwei so weit von einander entlegenen Sprachen ist um so erstaunlicher, da das Lateinische Wort aus der Analogie herausgeht. Es ist ein Femininum: deswegen dürfen wir es nicht unmittelbar von nasus herleiten, sondern müssen auf nares, ebenfalls Femininum, zurückgehen.

Mit Recht hat man bei der Vergleichung der Sprachen eine besondere Aufmerksamkeit auf die Glieder des menschlichen Körpers gewandt. Indessen steht hierin auch unter sehr nahe verwandten Sprachen nicht immer Uebereinstimmung zu erwarten. Denn die Benennungen der Glieder und Organe sind ja keine Wurzelwörter, sondern ab-

geleitete, wiewohl meiſtens von unbekannten Wurzeln. Derſelbe Gegenſtand konnte alſo in ſehr verſchiedenen Beziehungen ſo oder ſo benannt werden.

In dem gegenwärtigen Falle aber trifft es einmal vollkommen zu. Wir haben im Lateiniſchen drei Bildungen: narcs, nasus und nasica. Die erſte, nur im Pluralis gebräuchlich, führt uns jedoch auf einen Singularis, nar, naris. Ferner leuchtet aus der Vergleichung mit der zweiten Form ein, daß hier der gewöhnliche Rhocismus der Lateiniſchen Sprache eingetreten iſt. *) Wie aus sosor, Lasa, eso u. ſ. w. soror, Lara, ero geworden iſt, wie in hundert andern Fällen ein R ſich für das S. eingedrängt hat, ſo muß es auch urſprünglich nas, nasis geheißen haben.

---

*) Man verſtatte mir dieſen techniſchen Ausdruck für die Vertretung eines urſprünglichen S durch ein R. Die Erſcheinung kommt häufig vor, ſowohl bei den Veränderungen, die eine Sprache in ihrem eignen Innern erfährt, z. B. in der Lakoniſchen Mundart des Griechiſchen, als auch, und noch auffallender, bei dem Uebergange zu einer weſentlich verſchiedenen Sprachform, z. B. vom Gothiſchen zum Althochdeutſchen. Dem Sanskrit ſelbſt iſt ſie nicht fremd, nur iſt der Uebergang immer durch das Viſarga vermittelt. Das Wort wird bei Sprachvergleichungen bequem zu gebrauchen ſeyn. Lanzi hatte ſchon vom Lateiniſchen rhotacismus gebraucht, aber dieß iſt nach einer trügeriſchen Analogie mit iotacismus fehlerhaft gebildet.

Nun haben wir im Sanskrit eben so viele ganz entsprechende Formen, eine einsylbige, eine zweisylbige, und eine dreisylbige.

1. Nar, narem, *olim* nas, nasem. THEMA: नस्, *nas.* FEM. NOM. नाः, *nâs*, ACC. नसं *nasam.*

2. Nasus. TH. ET NOM. नासा, *nâsâ*, FEM. DECL. I.

3. Nasica. TH. ET NOM. नासिका *nâsikâ*, FEM. DECL. I.

Das Indische nas, stimmt in der Declination, so weit die grammatische Eigenthümlichkeit der beiden Sprachen es gestattet, mit nar, naris überein. Die Declination der Wörter, welche im Sanskrit in ihrem biegungslosen Zustande auf einen Consonannten ausgehen, entspricht nämlich der dritten Lateinischen. Nur die Quantität ist verschieden, indem nach einer bekannten Regel bloß im Nominativ der Vocal gedehnt wird, in den übrigen Biegungen aber die Kürze wieder zum Vorschein kommt. *Nâsâ* ist nicht wie nasus Masculinum, sondern ein Femininum der ersten Declination, wie im Deutschen die Nase: die Analogie ist im Sanskrit vollkommener durchgeführt, als im Lateinischen, indem alle drei Bildungen dasselbe Geschlecht beibehalten. Nasica ist in beiden Sprachen ein auf ähnliche Weise declinirtes Femininum: nur ist die Indische Declination der Griechischen darin ähnlicher, daß der schließende Vocal immer lang

iſt, während die Lateiner ihn nur in einigen Biegungen verlängern. Dieſe abgeleitete Form iſt alt und ächt, und ſcheint ſogar in der Poeſie und Proſa die üblichſte zu ſeyn. Ramay. ed. Ser. I. cap. XXV, Sl. 19. Hitôpad. ed. Lond. p. 58. mehrmals. Bhag. G. VI. 13. नासिकाग्रं nâsikâgram, die Naſenſpitze; zuſammengeſetzt mit agra, ἄκρον.

IX.

Ueber

die Bhagavad-Gita.

Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal.

Aus einem Briefe

von

Herrn Staatsminister von Humboldt.

Fortsetzung.

17.

Ich kehre zu Hrn. Langlois zurück. Mit großem Recht macht er auf die Wichtigkeit aufmerksam, die Bedeutung der Wörter für intellectuelle Begriffe genau festzustellen. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß er sich ausführlicher und mit Beziehung auf Stellen hierüber erklärt hätte So scheint mir einiges in seinen Behauptungen unvollständig, andres ungerechtfertigt zu bleiben.

Bei âtman wäre es doch nothwendig gewesen zu bemerken, daß es, wenn es *souffle vital* übersetzt wird, nicht mit dem bloßen Athmen (wofür prâṇa dient, welches Sie auch durch *anima* XV. 14. übersetzen) verwechselt werden muß. Auch ist der Begriff des Wortes mit

souffle vital, qui anime tout, nicht erſchöpft. Es iſt das beſeelende (weit mehr, als das belebende) Princip, geſchaffen vor allen den Weſen ſonſt inwohnenden, (Manus. I. 15.) alſo die Seele, inſofern ſie Geiſt iſt, nicht inſofern ſie den Körper bewohnt. Daher wird es vorzüglich vom reinen Geiſte gebraucht. (Bh. G. II. 45. IV. 41.) Endlich iſt eine Haupteigenthümlichkeit des Worts, die bei ſeiner Erklärung nicht übergangen werden darf, daß die Seele, (Manus VI. 73.) als das Selbſt, das Ich des Menſchen bezeichnet wird. (Bh. G. II. 55. V. 26. VI. 6. 7. um nur einige ſehr vorzügliche Stellen unter den unzähligen herauszuheben.) Wie ſchön die Begriffe von ſelbſt und Seele ſich in dem Worte verbinden, ſieht man aus der Stelle IV. 55. Wird es da, wie wir es in unſern Sprachen müſſen, bloß durch ſelbſt überſetzt, ſo ſieht man nicht gleich die Folge ein, warum man, indem man alle Weſen in ſich erblickt, ſie auch gleich darauf in der Gottheit erblicken wird. Das Indiſche Wort führt aber zugleich unmittelbar auf die Seele und den reinen Geiſt, und mithin auf die Gottheit. Eine dieſer hierin ähnliche Stelle iſt VI. 32. wo âtmaupamyêna die Aehnlichkeit des Ichs, als Geiſtes, mit allem ſonſt vorhandenen Geiſt andeutet, was sui ipsius similitudine ductus nicht auf gleiche Weiſe zu thun vermag. Hieraus geht deutlich hervor, daß anima eine ſehr unzulängliche Ueberſetzung des Wortes iſt. Sie mußten daher verſchiedene brauchen. Unter den vielen Stellen, in denen es vorkommt, habe ich nur eine auch von Hrn. L. gemißbilligte (Cahier 28. p. 242.) bemerkt, wo ich Ihrer Ueberſetzung nicht beiſtimmen kann. (III. 30.) Adhyâtma-chêtasa iſt wohl

nicht: qui cogitationem ad intimam conscientiam, ſondern: ad id quod supra spiritum est, convertit. So überſetzen Sie ſelbſt in Stellen, (VII. 29. XV. 5.) die offenbar daſſelbe, als dieſe, nur auf andre Weiſe ſagen.

18.

Hrn. Langlois Frage: ob Sie *animus* für eine genügende Ueberſetzung von manas halten? möchte ich wohl die entgegenſetzen, welches andre Lateiniſche Wort Hr. L. an deſſen Stelle ſetzen möchte? Der von ihm richtig angegebene, und von Colebrooke (Transactions of the Asiatic Society I. p. 31. 99.) ſyſtematiſcher auseinander geſetzte metaphyſiſche Begriff der Indier war den Römern und Griechen fremd, indeß kommen ihm Διάνοια und animus am nächſten. Manas iſt die gemeinſame, den äußeren Organen der Sinnenauffaſſung und der Sinnenhandlung innerlich entſprechende ſinnliche Kraft; ſie handelt aber auch als wahre Seelenkraft, denn es wird ihr Erinnerung (III. 6.) zugeſchrieben. Daher ſind *partie animale*, *instinct charnel*, wohl zu ſtarke Ausdrücke für den Begriff. Dieſe Kraft gehört zur Natur, (XV. 7.) nicht zu dem reinen Geiſte. Sie geradezu matérielle zu nennen, wie Hr. L. thut, erfodert doch eine nähere Erklärung, wie man aus dem ihr Manus I. 14. gegebenen Beiwort, und Colebrooke p. 100 ſieht. Ein ſechſter Sinn konnte manas nur im Nyaya-Syſtem ſeyn, welches (Colebrooke p. 99.) nur die Wahrnehmungsorgane annahm, und die Handlungsorgane abläugnete. Die Bh. G. folgt, ſo wie Manus Geſetzbuch, der Lehre von zehn Organen, deren eilftes manas iſt. Dies geht ſchon aus III. 6. 7.

ganz ausdrücklich aber aus XIII. 5. 6. hervor. Die Stelle XV. 7. iſt nicht von einem ſechſten Sinn, ſondern ſechs aufgezählten Stücken zu verſtehen. Jedoch ſetzt auch die Bh. G. manas in dieſelbe Claſſe mit jenen Organen. Denn X. 22. ſagt Krishnas, daß er unter ihnen manas ſei. In der oben erwähnten Stelle XIII. 5. 6. macht der Ausdruck sensuum perceptiones die Ueberſetzung undeutlich. Man kann darunter doch nur innere, in den Sinnen vorgehende Wahrnehmungen verſtehen, und glaubt die in den zehn Organen ſchon erwähnten Sinne noch einmal zu finden. Es iſt aber hier von den fünf Sinnenobjecten indriya-gôcharâh die Rede, die mit jenen Organen zum Irdiſchen, Kshêtram, gehören. Auch im Nyâya-Syſtem folgen ſie unmittelbar auf die Organe. (Colebrooke p. 100.) Sonderbar iſt es, daß Wilſon bei Angabe der Etymologie von gôchara das erſte Element des Worts an organ of sense erklärt, dagegen bei gauh ſelbſt, nicht dieſe Bedeutung, ſondern nur die von Auge hat. Es iſt ein bloßes Verſehen, wenn Hr. Langlois Sie tadelt, daß Sie manôgatam (II. 55.) überſetzen: quae mentem alliciunt. Mens für manas zu brauchen, iſt allerdings nicht zu billigen. Sie thun es, ſo viel ich bemerkt habe, nur zweimal: I. 39. und XVIII. 65. In der letzteren Stelle bei manmanâ haben Sie vielleicht, da in Ihrer Ueberſetzung nicht leicht ein Wort ohne Urſach ſteht, andeuten wollen, daß nur die höhere Seelenkraft, nicht die ſinnliche, ſo der Gottheit hingegeben ſeyn kann. Aber der Sinn iſt doch hier, daß gerade das Sinnenſtörungen in den Menſchen bringende Gemüth durch den Gedanken der Gottheit gefeſſelt ſeyn ſoll, und daher nur

animus der passende Ausdruck, den Sie auch in einer Stelle, die man als eine Parallelstelle von dieser ansehen kann, (VII. I.) wirklich gebraucht haben.

19.

Hrn. Langlois Tadel, daß Sie einigemale buddhi durch sententia, (II. 39.) opinio, (III. 26.) übersetzen, vermag ich nicht beizustimmen. das Wort bedeutet in seiner allgemeinsten Bedeutung die, Gedanken, Vorstellungen, im Gegensatz der Handlungen, hervorbringende Kraft. Buddhindriyâni in der von Hrn. Langlois angeführten Stelle des Manus (II, 91.) sind Vorstellungsorgane, die von uns ausschließlich so genannten Sinne. Denn die Indier haben, so viel ich weiß, keinen einzelnen besondern Ausdruck dafür, da indriyân'i auch die körperlichen Werkzeuge des Handelns in sich faßt. In engerem Sinne entspricht buddhi unserer Vernunft, dem Ueberlegenden, Bestimmenden, die Sinne und Leidenschaften Beherrschenden im Menschen. Von beiden gestört, und in Gefahr der Verwirrung, môha, gebracht, besiegt sie dieselben, und gelangt zu der Klarheit und geistigen Heit "it, welche das Indische prasâda bezeichnet. Allein weder unsere Vernunft, noch das von Hrn. Langlois angeführte Griechische νόος sind wahre Synonyme des Indischen Ausdrucks. Beide sind reine, nicht zur Natur gehörende Seelenkräfte. Buddhi hingegen gehört mit manas und den Organen in Eine Klasse, wie Hr. Langlois sagt, zu den élémens matériels. So den Begriff festgestellt, bedeutet nun das Wort entweder die Kraft überhaupt, oder die Kraft in einem bestimmten

Zuſtande. Ihr Zuſtand kann nur ein intellectueller, eine geiſtige Affection, eine Reihe von Gedanken oder Entſchlüſſen ſeyn; dies drückt, wenn er allgemeiner iſt, opinio, wenn er einen ganz einzelnen Punkt betrifft, sententia aus. Gerade ſo iſt es mit νόος, mit dem deutſchen Sinn und dem Lateiniſchen mens ſelbſt. Wie hätte wohl III. 26. anders als Sie gethan haben, überſetzt werden können? Indeß iſt es allerdings wahr, daß opinio (und noch wenigen sententia) nicht dem wahren Sinne von buddhi, als Kraft in einem beſtimmten Zuſtande entſprechen. Beide drücken etwas zu Einzelnes, nicht ſich tief genug über die ganze Seele Verbreitendes und in ſie Eindringendes aus, wie hierin bei uns Meinung, Anſicht (das Indiſche dr'ishti XVI. 9., und dars'ana der techniſche Ausdruck für Syſtem) und Sinn verſchieden ſind. Wo in der Bh. G. des Wort ſo ſteht, bedeutet es, meinem Gefühl nach, nicht eine einzelne Meinung, einen einzelnen Entſchluß, ſondern die Anbildung des ganzen Geiſtes an das Syſtem, von dem die Rede iſt, den ganzen Ideengang, die ganze Willensrichtung. In dieſem Verſtande würde man im Deutſchen III. 26. vielleicht beſſer Spaltung der Geiſter als der Meinungen überſetzen. Vorzüglich finde ich dieſen Sinn in dem Gebrauche des Worts II. 39.

Bei der Vergleichung Ihrer Ueberſetzung dieſer Stelle बुद्धा युक्तो यया, cui sententiae devotus, und der von XVIII. 51. बुद्धा विशुद्धया युक्तः, mente pura devotus, blieb ich zweifelhaft, ob Sie nicht auch hier beſſer qua mente devotus überſetzt hätten. Denn es ſchien mir, daß *yuj*, wenn es den einfachen

Sinn des Verbindens mit einer Sache, des Aneignens derſelben hätte, mit dem Dativ, und nur wo der myſtiſch-religiöſe Sinn in Betrachtung käme, mit den Inſtrumentalis conſtruirt würde. Ein ſolcher Unterſchied aber iſt, wie ich mich ſpäter überzeugt habe, nicht vorhanden. In zwei Stellen des Manus, I. 26. 109. iſt offenbar eben ſo, wie Bh. G. II, 38. bloß vom Verbinden, Zuſammenſpannen die Rede, und dennoch der Inſtrumentalis gebraucht. Für den Dativ wüßte ich jetzt nur die beiden Stellen der Bh. G. II, 38. 50. anzuführen. In beiden ſteht das Verbum in der vierten Claſſe, und ſo, daß man es ebenſowohl ſeiner Form nach, für ein Paſſivum nehmen kann. Denn bei den Verben der vierten Claſſe, die im Medium conjugirt werden, und im Paſſivum kein य annehmen, oder ſonſt eine Veränderung erleiden, kenne ich zwiſchen dem Paſſivum und dem Verbum der vierten Klaſſe durchaus keinen Unterſchied. In den beiden eben angeführten Stellen ſcheint zwar die reflexive Bedeutung die paſſendere. Aber XVII. 26. möchte ich das mit dem Locativ conſtruirte, zweimal nach einander vorkommende Verbum lieber paſſiv nehmen. Die gewöhnliche Conſtruction von युज (in der vierten Claſſe, als Cauſalform, und als part. praet. pass.) ſcheint immer die mit dem Inſtrumentalis. (Bh. G. II. 39. VI 23. X. 7. XVIII. 51. Manus, I. 26. 108. II. 78. 80. u. a. m.) Es liegt vielleicht alsdann in dem Ausdruck der Nebenbegriff, daß die Natur des Dinges, mit dem die Verbindung geſchieht, zu derſelben wirkſam beiträgt. Wo von der myſtiſchen Anſpannung die Rede iſt, paßt dieſer Caſus vorzugsweiſe, weil er alsdann ohne alle

Beziehung auf Verbindung die hervorbringende oder doch die bestimmende Kraft dieser Anspannung bezeichnet. Es findet sich aber auch der Locativus, (Bh. G. III, 1. VI, 12. XVII, 26. Manus, I, 28. 108. u. a. m.) der die Verbindung ihrem Ort nach andeutet, und mithin gleich natürlich ist. Daß yuj auch mit dem Accusativus vorkommen muß, liegt in der Natur der Sache, (XVIII. 59.) vorzüglich bei der Causalform. (III. 1. Manus I. 26.) Sonst scheint in dieser Verbindung besonders die siebente Classe des Verbums, zu der man auch das part. praes. act. rechnen muß (da dies Participium dem Conjugationsunterschied folgt) gebraucht zu werden, sowohl im Activum (VI. 12. 15. 19. VII. 1.) als im Medium. (VI. 10. Manus I. 28.) Mit dem Accusativ ist dann, nach Umständen, der Instrumentalis (Manus. I. 26.) oder Locativus (III. 1. VI. 12. Manus. I. 28.) verbunden.

20.

Ahankâra erwähnt Hr. Langlois in dem vor mir liegenden Theil seiner Arbeit nicht. Obgleich aber die Stellen, die mich zu Bemerkungen darüber veranlassen, in späteren Gesängen vorkommen, kann ich den Ausdruck hier nicht übergehen, da er, dem Systeme der Indischen Philosophen nach, enge mit den beiden eben betrachteten verbunden ist. Denn die drei dadurch bezeichneten Seelenfähigkeiten gehören mit den zehn Organen zu einer Classe und in das Gebiet der Natur, prakr'iti, kshêtra. Sie übersetzen das Wort zweimal (VII. 4. und XIII. 5.) durch sui conscientia, und obgleich ich weit entfernt bin, diese Uebersetzung zu tadeln, so sind doch ahankâra

und Selbstbewußtseyn durchaus nicht Begriffe, die sich in den Gränzen ihres Umfanges, als wahre Synonyme, decken, da der Indische, indem er weiter ist, eigentlich auch zu einem andern wird. Einmal bezeichnet ahankâra gar nicht bloß eine Function des Vorstellens, Denkens, Wissens, sondern auch des Wollens, Beschließens, Handelns. Nach Colebrooke (l. c. p. 30.) bringt ahankâra auf eine Weise, die man freilich näher erläutert wünschte, die Urelemente, und diese die gröberen irdischen hervor. Zweitens ist darunter eine Eigenschaft verstanden, von der man sich, um die höchste Ruhe, die Vereinigung mit der Gottheit zu erlangen, los machen muß. Nun paßt dies zwar auch auf das Selbstbewußtseyn, da in diesem System in Erreichung der höchsten Vollendung der Mensch sein einzelnes Daseyn soll in dem allgemeinen Daseyn der Gottheit untergehen lassen. Doch ist in vielen Stellen der Bh. G. offenbar mehr, als Selbstbewußtseyn, und das Gefühl gemeint, welches das Ich geltend macht, Alles auf ihm beruhend glaubt, und das All dem Ich unterordnet. Das durch den Indischen Begriff Bezeichnete gehört zu den Naturkräften des Menschen. Krishnas nennt zwar (VII. 4.) den ahankâra auch einen der acht Theile seiner Natur, und er wohnt daher auch der Gottheit bei, aber nur der unteren Natur derselben, nur weil in diesem System die Gottheit Alles durchdringen, und Alles in sich enthalten muß. Sie schließt selbst die ungezügelte Begierde der Thiere (VII. 11.) nicht aus, und die drei Eigenschaften der Natur stammen von ihr. (VII, 12.) Allein auch die Bh. G. rechnet den ahankâra (XIII. 5.) zu dem vergänglich Irdischen, kshêtram, dem ewig ster-

benden, und wieder entſtehenden, entgegengeſetzt dem Unvergänglichen, avyayam. Hiermit ſtimmt auch Colebrooke's Darſtellung (l. c. p. 31.) der Yogalehre überein. Nach derſelben macht, wenn Sinn und Gemüth gewirkt haben, ehe die Vernunft beſchließt, und das Werkzeug ausführt, ahankâra die ſelbſtiſche Anwendung. Consciousness ſagt er, makes the selfisch application. Ich geſtehe aber, daß mir der erſte Ausdruck dieſer Erklärung nicht recht mit dem übrigen Theil zuſammen zu paſſen ſcheint. Aber Colebrooke bekennt auch ſelbſt, (p. 30. nr. 3.) daß egotism der richtigere iſt. In der Bh. G. kommt das Wort in zwei Arten von Stellen vor: einer, wo auf die Unterdrückung dieſer Eigenſchaft gedrungen wird, (II. 17. III. 27. XIII. 8. XXIII. 17. 53. 58. 59.) und einer, wo ihm ſyſtematiſch ſein Platz in der Natur und mit ihr in der Gottheit angewieſen wird. (VII. 4. XIII. 5.) Sie überſetzen es, meiner Meinung nach, vollkommen befriedigend durch sui studium, wofür ich im Deutſchen Selbſtgefühl ſagen würde; Selbſtſucht wäre nicht entſprechend. Sie brauchen dies Wort aber nur wenigemale (z. B. XVI. 18.) ſonſt in der erſten Gattung von Stellen fiducia, wogegen nichts einzuwenden iſt, in der zweiten sui conscientia, was einer genaueren Beſtimmung bedarf. Wie dürftig die Wilſonſche Erklärung durch pride iſt, geht aus dem Geſagten hervor. Wenn Sie II. 66. auch bhâvanâ durch sui conscientia überſetzen, ſo nehmen ſie das Wort wohl in einem prägnanteren, als dem gewöhnlichen pſychologiſchen Sinn, wonach jedem menſchlichen Weſen Selbſtbewußtſeyn beiwohnt.

21.

Ueber den von Hrn. Langlois zwischen chêtas und mêdhâ festgesetzten Unterschied hätte ich ausführlichere Belehrung gewünscht, theils wie er eigentlich, da dies nicht von selbst klar ist, rassembler und associer les idées einander entgegensetzt, theils wie sich dieser Unterschied durch Stellen rechtfertigen läßt. Der letzteren Kraft die Verknüpfung der Ideen zuzuschreiben, scheint ihn die Ableitung von *mêdh*, begleiten, nach Wilson: verknüpfen, geleitet zu haben. So viel ich aus den mir bekannten Stellen schließen kann, bezeichnen die von *chit* gebildeten Substantive alle die Denkkraft, das Denken im Allgemeinen, dem Fühlen, Begehren, Wollen entgegengesetzt. So reißt in Arjunas Himmelsreise (II. 32.) der Sinnenreiz die Gedanken, die Vernunft, endlich das ganze fühlende und begehrende Gemüth hin. Die Steigerung ist hier so, daß das vom Handeln entfernteste, schwächste zuerst, daß demselben nächste, gewaltigste, zuletzt steht. Zu bemerken ist, daß auch chêtanâ (XIII. 6.) dem Irdischen beigezählt wird. Sie übersetzen diese Wörter gewöhnlich durch cogitatio, (III. 30. IV. 21. VI. 12. XII. 9. XIII. 6.) allein bei der Allgemeinheit ihres Begriffs auch durch mens, (II. 7.) mens sana, (I. 39.) intellectus, (IV. 25. VII. 23. X. 22.) und in Adjectivform durch animatus. Ob mêdhâ je eine bestimmte Seelenkraft, wie Hr. Langlois will, oder immer eine Eigenschaft, einen Vorzug des Geistes bezeichnet, ist mir sehr zweifelhaft. Mir scheint das letztere der Fall zu seyn, und ich kenne wenigstens keine Stelle des Gegentheils, sondern nur solche, wo es Klugheit, Ein-

ſicht, Ueberlegung, (X. 5ſ. XVIII. 10. Arjunas Himmelsreiſe IV. 9.) bedeutet. Das Wort gleicht hierin dem Griechiſchen μῆτις, das ich nicht mit Hrn. Langlois von mati ſondern von mêdhâ ableiten möchte, dem und der Wurzel mêdh es aber in der Form μήδομαι und den Lateiniſchen medeor und meditor noch näher ſteht. Mati ſtammt von man, das, verwandt mit *mnâ* (in 3. s. pr. *manati*) einer andern Familie Lateiniſcher Wörter entſpricht. Der Begriff der Wurzel medh dauert aber in mêdhâ fort, da die Klugheit in einem Anpaſſen an beſtehende Verhältniſſe beſteht.

In etymologiſcher Hinſicht kann ich nicht umhin, gegen dieſe Zuſammenſtellungen verſchiedenes einzuwenden. Nach Hrn. Langlois entſpricht dem Indiſchen matis das Griechiſche μῆτις, Doriſch μᾶτις. Eine ziemliche Uebereinſtimmung in der Bedeutung, eine ganz vollkommene in der Ableitung und Biegungsform giebt dieſer Meynung vielen Schein. Aber die verſchiedene Quantität der erſten Sylbe, und die Verſchiedenheit der beiderſeitigen Wurzeln entſcheiden dagegen. Im Griechiſchen ſelbſt muß ich alle Verwandtſchaft zwiſchen μῆτις und μήδομαι, μῆδος läugnen. Ich ſehe, auch der gelehrte Schneider leitet in ſeinem Wörterbuche eben ſo ab. Allein eine ſolche Vertauſchung des δ mit τ iſt meines Erachtens ganz unmöglich; ja was noch mehr iſt, das τ in μῆτις gehört gar *nicht* zur Wurzel, ſondern zur Ableitungsſylbe. Die Griechiſche Sprache bildet eine Menge verbale Subſtantive auf — ις; die Indiſche durch die Sylbe —ti, mit der beigefügten Endung des Nominativs —tis. Das Verhältniß zum Zeitworte und die Declination, auch das Geſchlecht, weiblich, iſt beiderſeits daſſelbe. Wir finden von verſchiedenen den beiden Sprachen gemeinſamen Wurzeln, die einander in der Form und Bedeutung

ganz entſprechenden Ableitungen: sthitis, στάσις, dr'ishtis, δέρξις; yuktis, ζεύξις; tr'iptis, τέρψις, labdhis, (in upa-labdhis) λῆψις, ὑπόληψις, u. ſ. w. Die Lateiniſche Sprache hat dieſe Ableitungs-Form nicht, ſondern nur eine verlängerte auf tio, oder eigentlich auf —tion, denn aus dem Genitiv müſſen wir ſie vollſtändig entnehmen. Noch mehr: im Lateiniſchen iſt das Verhältniß der ſo gebildeten verbalen Subſtantive zum Particip genau daſſelbe wie im Sanskrit. Z. B. sthita, *status*; sthiti, *statio*; yukta, *iunctus*; yukti, *iunctio*. Es iſt ſehr glaublich, daß im Griechiſchen die Ableitungsſylbe vor Alters auch —τι (mit beigefügter Nominativ-Endung —τις) gelautet, und daß hier wie in unzähligen Fällen das Sigma ſich ſtatt des Tau eingedrängt hat. Ausnahmsweiſe finden wir in der Doriſchen Mundart noch die ältere Form aufbewahrt: z. B. beim Pindar, ὑποφάτιες. Aus jener früheren Bildungsperiode iſt nun meines Erachtens μᾶ—τις ſtehen geblieben: ich leite es demnach von μάομαι ab. Die Kürze des Wurzelvocals iſt hiegegen kein Einwurf: ſie erfolgt nach einem proſodiſchen Geſetz.

Die Zuſammenſtellung von μήδομαι mit dem Lateiniſchen medeor kann ich wiederum wegen der verſchiedenen Quantität nicht gelten laſſen. Die Griechiſche Sprache hatte jedoch ein entſprechendes Verbum, wovon das Participium μέδων im Homer abgeſondert vorkommt, und in ſo vielen Namens-Endungen fortlebt. Daß mederi, wohl nicht immer bloß im Medium üblich, urſprünglich auch im Lateiniſchen regieren, verwalten, bedeutete, wird ſich erweiſen laſſen.

Die Vergleichung von mâdhû mit μῆδος hat viel ſcheinbares, jedoch ſind dabei ebenfalls einige Bedenken. Wo im Sanskrit eine aspirata, da pflegt ſie in dem entſprechenden Wort auch im Griechiſchen zu ſtehen; (z. B. madhu, μέθυ) doch finden ſich hievon allerdings Ausnahmen. Schwerlich ſteht aber dem Indiſchen Diphthongen ê das Griechiſche η gegenüber, eher αι; denn η entſteht entweder aus der Verdoppelung des ε, oder es

vertritt im Ionismus die Stelle eines langen α. Endlich iſt Geſchlecht und Declination verſchieden. Doch findet ſich auch im Sanskrit, in derſelben Ableitungsform wie μέδος, *medhas*, stat. absol. neutr.; nur kommt dieſes nicht für ſich allein vor, ſondern bloß in der Zuſammenſetzung dur-mědhas.

In Abſicht auf Beſtandtheile, Ableitungsform und Wurzel hat μένος mit dem Indiſchen *manas*, stat. abs. neutr., die genaueſte Uebereinſtimmung, dann ε und ο vertreten unaufhörlich das urſprüngliche kurze a. In mens, ment-is iſt ein neuer Bildungs-Conſonant hinzugekommen. Die Wurzel iſt überall dieſelbe: im Sanskrit man, im Griechiſchen und Lateiniſchen das veraltete μένω, meno, meiſtens nur im Präteritum μέμονα, memini üblich.

Es wurde getadelt, daß ich manas einmal durch *mens* überſetzt habe; ich glaube, an jener Stelle mit Recht. Sonſt aber könnte ich aus den epiſchen Gedichten viele Stellen anführen, wo es ſo überſetzt werden muß. Uebrigens darf die Rückſicht auf Stammverwandtſchaft bei Uebertragung der pſychologiſchen Wörter gar nicht gelten: Alles kommt auf die Beſtimmungen an, die der Sprachgebrauch ihnen gegeben hat. Dieſe Wörter ſind überhaupt in den mir bekannten Sprachen urſprünglich von ſehr ſchwankender und unbeſtimmter Bedeutung, die Gränzen fließen in einander, die Sphäre des einen greift in die des andern hinüber: empfinden, wahrnehmen, denken, ſich erinnern, wiſſen, begehren, wollen, ſtreben, werden mannigfaltig mit einander vermiſcht und verwechſelt. Doch hat der ungelehrte Inſtinct die Sprachentwickelung richtig geleitet; in jener ſcheinbaren Unvollkommenheit liegt eine philoſophiſche Wahrheit: daß man ſich die Seele nicht wie einen Schrank vorſtellen darf, worin man gänzlich abgeſonderte Schiebladen einzeln nach einander herauszieht, ſondern daß alles aus Einer untheilbaren geiſtigen Kraft hervorgeht. Die Philoſophen mögen ſich daher noch ſo ſehr bemü-

hen, die verſchiedenen Wirkungsarten des geiſtigen Weſens im Menſchen zu claſſificiren, ſtrenge zu ſondern, jeder eine eigne Seelen- oder Geiſteskraft unterzuſtellen, und dieſe mit einem eignen Namen zu ſtempeln: im lebendigen Gebrauch reißt die urſprüngliche pſychologiſche Vieldeutigkeit mehr oder weniger wieder ein. Dieß iſt der Fall ſelbſt in einer für den Ausdruck der Anſchauungen des menſchlichen Geiſtes von ſich ſelbſt ſo hoch ausgebildeten Sprache, wie das Sanskrit wirklich iſt. Man ſehe nur im Amara-Kosha (Lib. I. Cap. I. Sect. 4. sl. 9. b. 10.) die Benennungen für die intellectuale Thätigkeit. Sie werden in drei Zeilen als völlige Synonyme in Einer Reihe aufgeführt: manas und buddhi, über deren Unterſcheidung der Beurtheiler meiner Ueberſetzung ſo viel ſcharfſinniges vorgetragen hat, dicht neben einander; zwiſchen den Wörtern für das eigentliche Denken ſogar das Herz. Der Lexicograph hat hier allerdings mehr den allgemeinen Gebrauch als die wiſſenſchaftliche Terminologie der Philoſophen vor Augen gehabt, und iſt deshalb nicht zu tadeln. Der Sprachgebrauch rechtfertigt ihn: z. B. durmati, durbhuddhi, durmêdhas, ſind völlig gleichbedeutend; ich wüßte nicht den mindeſten Unterſchied ausfindig zu machen.

Aus obigem begreift es ſich, daß Wörter, deren Wurzel uns auf ein Wollen führt, ein Denken bezeichnen, und vielleicht auch umgekehrt. So iſt es z. B. mit νόος. Bei den Griechiſchen Philoſophen nimmt es im intellectualen Gebiet die oberſte Stelle ein; beim Homer, der dem Urſprunge näher ſtand, iſt es anders. Νόος hat nichts mit ΓΝΩ — μι gemein; es kommt her von νέω, νέσω, wie ῥόος von ῥέω, ῥέσω. Bei dem letzten Verbum iſt im Präſens der in ein Digamma verwandelte Vocal ausgefallen, bei dem erſten als Diphthonge geblieben. Doch wie ſo häufig das Präſens uns nicht die reine Wurzel darſtellt, ſondern eine Vermehrung und Zubereitung derſelben, ſo iſt es auch hier: die wahren Wurzeln ſind ΓΥ- und ΝΥ-, im Lateiniſchen RU-o und NU-o; und hier

ergiebt sich die ursprüngliche Bedeutung aus nûmen für nuimen, nûtus für nuitus, renuo, adnuo u. s. w., welche Ausdrücke sämtlich auf ein Wollen Bezug haben.

Die Namen der geistigen Kraft und ihrer Wirkungsarten sind meistens von sinnlichen Bildern, von äußerlichen Anschauungen, ja von Organen des menschlichen Körpers hergenommen. Daher die Erscheinung, daß ein hier ganz körperlich gebliebenes Wort, dort in einer verwandten Sprache geistiges bezeichnet. Wind und Geist: ἄνεμος, animus; das ist bekannt. Neuer dürfte die Bemerkung seyn, daß die im Griechischen und Lateinischen verlorene Wurzel dieser Wörter sich im Sanskrit und im Gothischen in der vermittelnden Bedeutung des Hauchens, Athmens vorfindet.

Rad. अन, *an*. 3. p. praes. अनिति, *aniti*, spirat. Conj. VII. ANA. praet. UZ—1N, exspiravit. (Ulfil. Marc. Cap. XV, 37. 38.)

Vgl. Grimm D. Gramm. 2te Ausgabe. Th. 1. S. 841. Das Gothische Zeitwort kommt nur in der vergangenen Zeit mit dem Ablaute vor: es gehörte Hrn. Grimms Scharfsinn dazu, den wahren Wurzel-Vocal, auszumitteln. Er ist hier, wie so oft, dem Sanskrit begegnet ohne es zu wissen. — Rauch oder Dampf und Gemüth:

Masc. Decl. I. Nom. धूमः dhûmas. = θυμός.

Wir gebrauchen hier mit allem Rechte das mathematische Zeichen der Gleichheit, da auch die Quantität des ersten Vocals dieselbe ist. Ich verdanke obige Zusammenstellung meinem gelehrten Mitarbeiter, Hrn. Lassen; θυμός und fumus hat schon Vossius mit einander verbunden.

Da wir sogar dasselbe Wort in derselben Sprache die Stufenleiter vom sinnlichen zum geistigen auf- und absteigen sehen, (vgl: S. 229) so darf es uns noch weniger wundern, wenn von derselben Wurzel durch verschiedene Ableitungsformen Aus-

drücke gebildet sind, worin bald das Sinnliche bald das Geistige vorwaltet. Ich gestehe es zu: das Homerische μένος und manas stehen dem sinnlichen Leben ganz nahe. Aber von derselben Wurzel ist im Lateinischen Minerva, ursprünglich Menerva, die Göttin der Weisheit, der Besonnenheit benannt; im Sanskrit Manus, der Stammvater und erste Gesetzgeber des Menschengeschlechtes: doch ohne Zweifel nach dem unterscheidenden Vorrechte des Menschen, der Vernunft? Daher dann manushya, wie bei uns noch Mann, Mensch.

Sollte nach Erwähnung alles obigen die Foderung völliger Gleichförmigkeit in Uebertragung der psychologischen Ausdrücke nicht allzustrenge gefunden werden? Mich dünkt vielmehr, die Beschaffenheit des ganzen Satzes muß entscheiden.

Anm. d. Hgb.

22.

Wenn Hr. Langlois *jnâna* la science des choses utiles erklärt, so erscheint mir diese Umschreibung weder richtig noch erschöpfend. Er übersetzt dasselbe Wort freilich auch (Cahier 28. p. 244.) la science du salut, la sagesse, also wie hier *prajnâ*, allein schon aus diesem, sonst von ihm selbst getadelten Wechsel der Ausdrücke scheint eine Unbestimmtheit hervorzugehen, die eine festere Begränzung des Begriffes nothwendig macht. Ich halte weder science für das wahrhaft demselben entsprechende Wort, noch kann ich in den choses utiles, unter denen ich, ohne die zweite Uebertragung durch science du salut, praktische, irdische verstanden haben würde, sein eigentliches Gebiet finden. Ich würde jnâna durch Erkenntniß übersetzen, wofür aber die Lateinische

und Franzöſiſche Sprache keine gleich gut zu brauchenden Ausdrücke beſitzen; und welche Art Erkenntniß hier gemeint iſt, lehrt der faſt allein dieſem Begriff gewidmete vierte Geſang. Als Erkenntniß im Allgemeinen ſteht der Begriff (III. 3.) dem Handeln gegenüber, Erkenntniß iſt eine höhere, vorzüglichere Eigenſchaft des Menſchen. (IV. 33.) Sie zerſtört ſogar die Handlungen (IV. 12.) und befreit den Geiſt von ihren Banden. Alles Handeln aber iſt in ihr enthalten, und wird durch ſie beherrſcht. (IV. 35. XVIII. 18.) Man wird über ſie von denen unterrichtet, welche die reine Wahrheit, tattva, ſchauen, ſie hat das Tiefſte und Höchſte zum Gegenſtande, denn man erkennt durch ſie, daß alle Dinge in der Gottheit ſind. Die von Krishnas als jnânam geſtempelte Erkenntniß (denn es giebt mehrere, XIV. 1.) iſt die Erkenntniß des Irdiſchen und des das Irdiſche Durchſchauenden d. i. der Welt und der Weltſeele (kshêtrajnam und Kshêtri ſind gleichbedeutend XIII. 33.) und durch die Verbindung dieſer beiden entſteht alles Bewegliche und Unbewegliche. (XIII. 26.) Die Erkenntniß, von der hier die Rede iſt, umfaßt daher alles Seyn. Der Gläubige erlangt ſie, ſie führt abſolute Gewißheit mit ſich, und zerſchneidet den Zweifel. Wer ſie beſitzt, erreicht bald nachher die höchſte Ruhe, (IV. 35. bis zu Ende) nämlich durch die Vertiefung des Yoga, deſſen Feuer durch die Erkenntniß (IV. 27.) angezündet wird. Denn der Vertiefte ſteht (VI. 46.) noch höher, als der mit Erkenntniß Begabte. Auf ähnliche Weiſe wird auch in Manus Geſetzbuch (I. 86.) die Erkenntniß nur in das zweite der vier Weltalter geſetzt, in das erſte aber die Büßung,

tapas, welche nach der Bh. G. (VI. 46.) selbst dem yóga nachsteht. In beiden Gedichten weicht also die Erkenntniß der Religion, oder ist vielmehr die Stufe dazu. Auch dhyâna wird (XII. 12.) über sie gestellt, unter dem also wohl das reine Nachdenken verstanden wird, zu dem sich der Geist erst erhebt, wenn die Erkenntniß und die Liebe zu ihr in ihm herrschend wird. Schon aus dem hier Gesagten erhellt, daß hier nicht von kalter und trockner, noch weniger von discursiver Verstandeserkenntniß die Rede ist. Die durch jnâna bezeichnete ist die begriffene Ansicht der absoluten und reinen Wahrheit, die, indem sie den Geist belebt, alles mit ihr Unverträgliche zerstört. Es wird ihr daher ein Feuer zugeschrieben, welches die auf das Handeln gerichtete Sucht verzehrt, (IV. 19.) und alle Tugenden eines durch sie beherrschten Gemüths werden in die Schilderung ihrer Natur (XIII. 7-11.) aufgenommen. Verfolgt man ihren Ursprung im endlichen Menschen, so entsteht sie aus der edelsten Natureigenschaft, der Wesenheit, sattva, und gegenseitig erlangt diese ihre Reife, wie jene leuchtend in alle Theile des sterblichen Körpers einsieht. (XIV. 17. 11.) Mit dieser Wesenheit verbunden, sieht sie in allem mannigfaltigen und getheilten Seyn das Eine Unvergängliche. Die andern beiden Natureigenschaften ziehen sie herunter. In der Leidenschaft, oder wie man vielleicht besser übersetzte, dem Staube, (dem durch irdisches Treiben und irdische Begier aufgeregten und befleckten Gemüthszustande) erkennt sie im Einzelnen nur einzelnes Seyn, in der Finsterniß wähnt sie im Einzelnen das All zu erblicken. (XVIII. 20-22.)

23.

Ueber vijnâna werde ich mir erlauben, eine eigne Ansicht zu äußern. Hrn. Langlois Erklärung ist an sich dunkel, und scheint mir weder durch die Bedeutung der Präposition, noch durch Stellen begründet. Une science plus intime ist ein sehr unbestimmter Ausdruck; le sentiment intérieur muß, so weit Gefühl mit Erkenntniß verträglich ist, schon in dem bloßen jnâna liegen, wenn ich diesen Ausdruck richtig verstehe. Ihre Uebersetzungen durch cognitio, judicium, scientia particularis, der universalis entgegengesetzt, scheinen mir auch nicht vollkommen genügend, obgleich die beiden letztern die Kraft der Präposition richtig ausdrücken. Was die Erklärung dieses Ausdrucks so schwierig macht, ist, daß er in allen Stellen, wo er in der Bh. G. vorkommt (III. 41. VI. 8. VII. 2. IX. 1. XVIII. 42.) immer bloß mit jnâna verbunden, aber in keiner weder ausdrücklich, noch durch den Zusammenhang erklärt wird. Das Einzige, was sich aus diesem Gebrauche abnehmen läßt, ist, daß damit eine besondere, und wahrscheinlich noch genauere oder tiefere Erkenntniß gemeint sei. Dieß hat Hr. L. vermuthlich durch science plus intime sagen wollen. Ich glaube aber, daß sich der Begriff genauer bestimmen läßt. Die Bedeutung der Präposition ist überhaupt Trennung, und daher auch Absonderung von oder aus einem Mannigfaltigen. Selbst wo sie verstärkt, bewirkt sie es dadurch. Z. B. vivikta: (Boppe Lehrgebäude. S. 92.) hie und dort, an jedem einzelnen vielen Orte gehört, sehr berühmt. Das Verbum jnâ mit vi verbunden, ist heraus-

erkennen, unterſcheiden, bald von dem wirklichen Unterſcheiden mehrerer einander ähnlicher Gegenſtände, bald von dem recht genauen Erkennen gebraucht, welches den Gegenſtand von allen andern, mit denen er etwa verwechſelt werden könnte, abſondert. So erkennt (Arjunas Himmelskreiſe. V. 40.) Arjunas ſeine Stammmutter aus den übrigen Apſaraſen heraus. So beklagen ſich (Hidimbas Tod I. 6.) die Pandawa's, nicht mehr in der Dunkelheit die Gegenden erkennen, von einander unterſcheiden zu können. So wird das Wort von einem noch ſchärferen, philoſophiſchen Unterſcheiden in Manus Geſetzbuch II. 213. gebraucht, und der zwanzigjährige Brahmanen-Schüler guṇadôshau vijâṇan genannt, Unterſcheider von Tugend und Laſter. So endlich ſteht es in beiden eben angegebenen Bedeutungen in unſern Gedichten ſelbſt XIII. 18, als das Unterſcheiden der drei Begriffe, von denen dort die Rede iſt, und XI. 31: XIII. 15. als genaues und beſtimmtes Herauserkennen. In dieſen drei Stellen überſetzen Sie es ſehr treffend durch dignoscere, discernere. Nun beſtand ein ſehr weſentlicher Theil der in der philoſophiſchen Terminologie der Bh. G. durch jnâna bezeichneten Erkenntniß im Unterſcheiden der beiden Hauptprincipien des Daſeyns, des Irdiſchen und des Unvergänglichen, das Irdiſche Durchſchauenden. (XIII. 34. a.) Dies war auch die Lehre des ganzen Sânkhya-Syſtems, nach welchem (Colebrooke l. c. p. 97.) die wahre und vollkommene Erkenntniß in der richtigen Unterſcheidung der beiden Principien, der materiellen Welt und der immateriellen Seele, beſtand. Die ſich mit dieſem Unterſcheiden beſchäftigende Erkennt-

niß ſcheint mir die durch vijnâna bezeichnete zu ſeyn, und ich würde ſie daher in ihrer Ueberſetzung in allen Stellen durch scientia dignoscendi oder auf ähnliche Weiſe, als die Erkenntniß des Unterſcheidens, überſetzt wünſchen. In dieſem Sinne ſcheint mir auch in den Ueberſchriften, auf die Hr. Langlois einen ſo hohen Werth ſetzt, der fünfte Geſang vijnâna-yôga benannt worden zu ſeyn. Denn dieſer Geſang handelt ganz ausſchließlich davon, wie man das höchſte göttliche Weſen, obgleich es die ganze Natur durchdringt, und gleichſam in jeder Geſtalt erſcheint, doch in ſeiner, ihm allein eigenthümlichen Unvergänglichkeit erkennen, ſich durch die Magie, in die es gleichſam gehüllt iſt, nicht irre machen laſſen, und ſeine ſichtbare Natur nicht mit der höheren, unſichtbaren verwechſeln ſoll. Dies geht aus jedem Verſe, vorzüglich aber aus sl. 13 und 25 hervor.

Der höchſte philoſophiſche Begriff von jnânam kann meines Erachtens nicht klarer und beſtimmter dargelegt werden, als in dem vorletzten Abſatze geſchehen iſt; der Erörterung des Begriffs von vijnânam hingegen kann ich nur bis auf einen gewiſſen Punkt folgen. Ich habe jnânam in der Regel durch scientia überſetzt, weil ich keinen beſſern Ausdruck in der Lateiniſchen Sprache zu finden wußte. Sie iſt überhaupt nicht auf die Metaphyſik angelegt, ausgenommen einige aus der alten prieſterlichen Lehre herſtammende Wörter von unſichtbarem Werth, die mir in der Philoſophie und ſelbſt in der chriſtlichen Theologie nicht entbehrlich ſcheinen. Nur ein einzigesmal habe ich cognitio geſetzt, zum Theil aus einer grammatiſchen Nöthigung, weil nämlich von dem Verbum scire nicht alle Bildungen ſo gebraucht werden können, wie von cognoscere.

(cf. Bh. G. XVIII, 18.) Wo die beiden Wörter jnânam und vi-jnânam verbunden ſind, habe ich für jenes scientia universalis, für dieſes scientia peculiaris geſetzt. Hiefür habe ich einen guten Gewährsmann. Amara-Sinhas ſtellt in ſeinem Wörterbuche die beiden Begriffe mit ſeinem gewöhnlichen vielſagenden Laconismus einander folgendermaßen entgegen:

मोक्षे धीर्ज्ञानमन्यत्र विज्ञानं शिल्पशास्त्रयोः ।

Es ſei mir erlaubt, meiner Ueberſetzung dieſes Verſes zwei Griechiſche Ausdrücke einzumiſchen, welche durch ihre Abſtammung von einer beiden Sprachen gemeinſamen Wurzel, durch die Art der Ableitung und Zuſammenſetzung mit den zu erklärenden die größte Aehnlichkeit haben:

Ad finem bonorum spectans ratio dicitur γνῶσις; aliorum δεάγνωσις, quae in artibus disciplinisque versatur.

Die ſehr befriedigende ausführlichere Erklärung von Wilſon unter dem Artikel vijnâna iſt vermuthlich aus einem Commentar des Amara-Kosha genommen.

Man ſieht, das ganze Gebiet unſrer praktiſchen und theoretiſchen Erkenntniß, (jenes durch silpa, dieſes durch śâstra ausgedrückt) wird dem vi-jnânam zugewieſen; was bleibt denn nun für jnânam übrig? Die Erkenntniß des Einen, des Ewigen, des Unwandelbaren, νοῦ ὄντως ὄντος. Jene wird durch Erfahrung und auf dem discurſiven Wege erworben; dieſe iſt nur durch innere Anſchauung möglich. Dieſe Erkenntniß, in Ihrer Indiſche Weiſe, zur lebendigen, das Gemüth beherrſchenden Ueberzeugung geworden, führet zum höchſten Gute, wörtlich zur Erlöſung, môkscha, d. h. zur Befreiung von den Täuſchungen der Sinnenwelt, und von den Schranken des einzelnen Daſeyns. Bei der Erkenntniß des Mannichfaltigen, des Vielen, iſt Unterſcheidung die Hauptſache, welches durch die beigefügte Präpoſition in vi-jnânam ausgedrückt wird; dieß fällt bei jener ganzheitigen Anſchauung weg, die eben nur auf das Eine in dem Vielen gerichtet iſt.

Hr. Langlois erklärt an einer Stelle (T. V. p. 211) *jnâna* durch la science du salut, la sagesse; an einer andern Stelle (T. IV. p. 249) sagt er: *jnâna* est la science des choses utiles; *vi-jnâna*, une science plus intime, le sentiment intérieur uni à la science.»

Seine beiden Definitionen scheinen einander zu widersprechen: das Nützliche ist immer ein abhängiger Begriff, dessen Gültigkeit in der Hinweisung auf etwas höheres liegt. Diese Rangordnung der Begriffe: des Angenehmen, des Nützlichen, des Guten, kâma, artha, dharma, hätte Hr. Langlois, so zu sagen, auf allen Blättern der Indischen Schriften lernen können. Aber wir wollen es nicht so genau mit einem Kritiker nehmen, der, unbekannt mit der Geschichte der Philosophie, mit nichts anderm ausgerüstet, als mit einem leichten Anstrich der sensualistischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts, sich auf einmal in den Mittelpunkt der alten Weisheit des Orients versetzt sieht, und sich nun für berufen hält, die Lehre des begeisterten Dichters nicht nur darzulegen, sondern auch zu beurtheilen. Hr. Langlois hat einmal das Rechte getroffen, dieß möge auch das andre Mal der Fall seyn, und er möge, freilich seltsam genug, das Heil, das höchste Gut, durch les choses utiles ausgedrückt haben. Dann wird aber seine Definition von vi-jnâna eine ganz unmögliche: denn wie soll es eine science plus intime geben, als die, welche auf der innersten Anschauung des Geistes von seinem eignen Wesen beruht? Nach dem Ausspruche des Amara-Sinha ist, gerade umgekehrt, vi-jnâna la science des choses utiles, weil dieses unterscheidende Wissen auf das Aeußerliche, auf Künste und Lehrbücher gerichtet ist.

Ich kann mich nicht überzeugen, daß der Dichter, wie Hr. von Humboldt annimmt, mit vi-jnâna eine noch genauere oder tiefere Erkenntniß gemeint habe. Man betrachte nur die fünf einzigen Stellen wo das Wort vorkommt. Immer steht

jnâna voran, mit dieſem wird jenes entweder unmittelbar gepaart, oder durch die vorangeſetzte Partikel sa, durch das nachgeſetzte Adjectiv sahita damit verbunden. Dies iſt nun die gewöhnliche Wendung, wenn eine Hauptperſon mit ihrem Gefolge, eine Hauptſache mit ihrem Zubehör genannt wird. Z. B.

râjâ sâmtahpura, der König mit ſeinem Hofſtaat;
munih śishya-sahita, der Einſiedler von ſeinem Schüler begleitet;
râmah salakshmanah, Ramas mit ſeinem Bruder Lakſhmanas, der, unzertrennlich von ihm, ſich ſelbſt ganz unterordnet;
mântryah purôhitah, der oberſte Hofprieſter mit den übrigen Räthen, deren Anſehen geringer iſt als das ſeinige;

und ſo in unzähligen Fällen. Der Dichter ſcheint mir demnach vi-jnâna faſt nur als ein Corollarium von jnâna anzuſehen. Wer die eine große Grundwahrheit gefaßt hat, dem muß auch das einzelne Wiſſen, die richtige Unterſcheidung der Gegenſtände, wie von ſelbſt zufallen.

Wenn es heißt, jnâna und vi-jnâna gehören zum Berufe des Brahmanen, ſo verſteht er, wie mich dünkt, unter dem erſten Wort die Theologie, unter dem zweiten ganz im Sinne des Amara-Kôsha die weltlichen Wiſſenſchaften, Rechtsgelehrſamkeit, Mathematik, Aſtronomie, Grammatik, ſelbſt die Theorie der Architektur und Sculptur wegen ihres Gebrauchs bei den Tempeln, u. ſ. w. Denn bei den Indiern, wie bei den Aegyptiern und Etruskern, wurden ja auch dieſe Wiſſenſchaften vorzugsweiſe von dem Prieſterſtande angebaut.

Sollte der Schluß von dem hohen Range, welchen der Begriff vi-jnâna in dem Sânkhya-Syſtem des Kapilas einnimmt, auf die gleiche Würde deſſelben in der Bh. G. gültig ſeyn? Für einen Anhänger des eben genannten Syſtems können wir den Dichter unmöglich halten. Freilich hieß eine andere

Sánkhya-Schule Yóga, und auf diesen Begriff, oder vielmehr auf diese Idee ist allerdings die Lehre unsers Dichters hauptsächlich gerichtet. Jedoch sehe ich nicht recht ein, wie er auf die richtige Unterscheidung der beiden Principien der Erkenntniß, des sinnlichen und des geistigen, einen so großen Nachdruck legen sollte, da er mir vielmehr das erste gänzlich aufzuheben scheint. Ueberhaupt dürfte es mißlich seyn, die Lehre der Bh. G. unter die Rubrik irgend eines der sechs anerkannten Systeme der Philosophie bringen zu wollen. Ich finde es am sichersten, den Dichter so viel möglich aus sich selbst zu deuten, oder Aufklärung in solchen Schriften zu suchen, die höchst wahrscheinlich vor der seinigen vorhanden waren, wie z. B. das Gesetzbuch des Manus. Die Metaphysik ist ohne Zweifel bei den Indiern uralt: die erste Grundlehren ihrer Religion haben ja einen metaphysischen Anstrich. Schon ehe die Gesetze des Manus in ihrer gegenwärtigen Gestalt abgefaßt waren, gab es philosophische Bücher, (hétu-śástrâṇi) und zwar von der negativen Art: denn der Gesetzgeber warnt vor den Freigeistern, welche im Vertrauen auf solche Schriften das heilige Gesetz und die Offenbarung der Veda's verwarfen. (Manus II, 11.) Bei dem Pferdeopfer im Ramayana werden in den Zwischenzeiten der heiligen Handlung von den Brahmanen metaphysische Wettkämpfe gehalten. (Ram. ed. Ser. Lib. I. Cap. XII, sl. 23, 25.) Ja in demselben Gedichte tritt ein Priester auf, der mit Abläugnung der Unsterblichkeit, (sei es im Ernst oder verstellter Weise, das gilt gleichviel) eine ganz epikurische Moral predigt. (Lib. II. Cap. 76.) Auch diese Lehre ist in den riesenhaften Dimensionen der Urwelt aufgefaßt, so daß sie Schauder und Entsetzen erregt. So früh finden wir diese negativsten Abirrungen der Metaphysischen Speculation! Die Namen der sechs Hauptsysteme sind zuverlässig auch alt: doch denke ich, sie sind mit der Zeit fortgewandert, die Namen sind stehen geblieben, und die Sachen

haben ſich verändert. Drei dieſer Namen: mîmânsâ, nyâya und vaiśeshika, kommen in der Bh. G. gar nicht vor. Vêdânta einmal, sânkhya und yôga häufig: die Entgegenſetzung dieſer beiden letzten Begriffe iſt dem Dichter bekannt, er will ſie aber nicht gelten laſſen. (V, 4. 5.)

Die Speculation iſt urſprünglich und ihrem Weſen nach ein freier Aufſchwung des Geiſtes. Sobald feſtgeſtellte Schulen entſtehen, wo gelernt und nachgeſprochen wird, was man nur dann beſitzt, wenn man es ſelbſt gefunden hat, ſo iſt die originale Periode der Philoſophie vorüber. Die Methoden mögen vervollkommt werden, der Gehalt wird nicht bereichert. Es fragt ſich nun, welcher von beiden Perioden die Bh. G. angehört? Für mich iſt die Antwort nicht zweifelhaft.

Wenn mein verehrter Freund Colebrooke neben ſeiner meiſterhaften, ſtrenge wiſſenſchaftlichen Darlegung der philoſophiſchen Syſteme uns auch Stücke aus den Originaltexten gegeben hätte, ſo würde ſich aus dem Style wohl ſchon ein Urtheil über das relative Zeitalter der verſchiedenen Schriften ergeben.

Ich habe nun noch einen einzigen Grund zu erwägen: den, welcher von dem Schlußtitel der ſiebenten Abtheilung, vibhûta-yôga, hergenommen iſt. Ich hielt mich nicht für verpflichtet, dieſe Schlußtitel zu überſetzen, und erklärte dadurch ſchon ſtillſchweigend meine Meynung. Da die Sache aber näher zur Sprache kommt, ſo trage ich kein Bedenken, es ausdrücklich zu thun. Ich ſpreche ſie dem Dichter entſchieden ab. Zwei Abtheilungen der Bh. G., die erſte und die eilfte, enthalten Erzählung: hier ſind die Titel ſo beſchaffen, wie allgemein in den epiſchen Gedichten. Bei den übrigen ſind ſie aber nach einer gewiſſe Methode verfertigt: jedesmal finden wir ein zuſammengeſetztes Wort, deſſen letzter Beſtandtheil yôga iſt. Wir werden doch wohl dieſes Wort hier immer in demſelben Sinne nehmen ſollen? Und in welchem? Gewiß nicht

moſtiſchen Sinne der Vertiefung in den Zuſtand der Beſchaulichkeit: dieß verbietet der erſte Beſtandtheil. Vielleicht eſoteriſche Lehre; doch wird es auch unter dieſer Vorausſetzung ſchwer halten, überall einen leidlichen Sinn herauszubringen. Die Ueberſchriften ſind nicht vor nicht erſchöpfend: dieſer Forderung Genüge zu leiſten, möchte ſchwer ſeyn, bei einem Gedicht, wo die Aehnlichkeit, welche Sokrates zwiſchen der Philoſophie und dem Dithyrambus fand, ſo ſtark hervortritt; ſie ſcheinen mir verſchiedentlich auf den Inhalt gar nicht zu paſſen, nur durch einen einzelnen Vers veranlaßt, und gleichſam vom Zaune gebrochen zu ſeyn. So iſt es gleich mit der Ueberſchrift der zweiten Abtheilung: sânkhya-yôga. Sie iſt von sl. 39, a. hergenommen, wo der Dichter aber die beiden Begriffe einander entgegenſetzt: »Ich habe dir die Vernunftgründe zum Handeln vorgehalten, nun vernimm auch die aus der religiöſen Geſinnung.» Wenn meine obige Deutung gilt, ſo hieße sânkhya-yoga die rationale Geheimlehre. Dann würde der Titel nur auf die erſte Hälfte des Capitels paſſen, und nicht einmal dieß: denn die dort vorgetragenen Vernunftgründe ſind ja aus der allgemeinen Denkart der Menſchen hergenommen. Hat aber der Verfertiger des Titels den erſten Beſtandtheil nicht in Abhängigkeit von dem letzten ſtellen, ſondern die beiden entgegengeſetzten Begriffe in gleichem Verhältniſſe paaren wollen, ſo ſollten ſie billig im Dualis ſtehen.

Aehnliche Einwendungen hätte ich gegen mehrere dieſer Titel vorzutragen, wofern nicht etwa die Beiſtimmung der Kenner die weitere Erörterung überflüſſig macht.

Anm. d. Hgb.

21.

P. 253. Bh. G. II. 45. a. Ce long mot composé *swarga parâ djanma karma phala pradân*, ne me semble pas entendu d'une manière exacte dans ces

mots: *sedem apud superos finem bonorum praedicantes*, et ensuite, *insignes natales tanquam operum praemium pollicentes*. Toute cette phrase même, à mon avis, présente un faux sens. Le poète critique les gens qui donnent (*pradán*), qui veulent faire regarder le fruit (*phala*) de l'action (*karma*) obtenu sur la terre (*djanma*) comme supérieur (*parâ*) à la possession future du ciel (*swarga*), *coelo superiorem* (mot à mot *coelum supra*) *terrestrem actionis fructum habentes*. On pourrait encore l'expliquer par cette idée: *habentes potiorem coelo alterum in terris ortum* (*djanma*), *actionis suae fructum*. M. Schlégel croit devoir rendre *djanma* par *insignes natales*. Il me semble qu'il dénature la signification du mot, qui opposé au mot ciel, doit se rendre par naissance terrestre. C'est en terme ascétique ce monde comparé à l'autre vie. Voyez au sl. 51. *djanmabandha*, les liens de la naissance: cela ne veut pas dire les chaines que nous impose une haute naissance, ce sont les liens terrestres. M. Schlégel rend ce mot par *generationum vincula*, c'est à dire l'obligation de renaître sur la terre une seconde fois. Cette explication est bonne, quoiqu'un peu obscure, et, en appuyant le sens que j'attribue à *djanma*, elle exclut celui que M. Schlégel lui donne dans un autre endroit.

Hr. Langlois macht aus den letzten zwölf Silben dieses Verses, die Sie in zwei Wörter theilen, ein einziges, und nimmt also das an svarga gehängte parâ für das indeclinable Wort, und nicht wie Sie, mit ausge-

laſſenem Visarga für den nom. plur. von parah. Hr. Langlois ſcheint ferner nach den Worten p. 250 : le poète critique les gens qui donnent (pradân) für den accus. plur. zu nehmen, obgleich ich ihm dies nicht Schuld geben möchte, da es der Conſtruction der ganzen Stelle entgegen iſt, und er auch alsdann Ihnen hätte den Vorwurf machen müſſen, daß Sie, ſehr bekannten grammatiſchen Regeln entgegen, das Anusvâra ſtatt des ञ् geſetzt hätten. Ich geſtehe, daß ich Ihre Erklärung dieſer Stelle für die allein richtige halte. Zuerſt verliert bei Hr. Langlois Leſung der Vers ſeine Cäſur, und obgleich Verſe vorkommen, welche keine Einſchnitte nach der achten Sylbe haben, (wie z. B. VI. 23. a.) ſo ſind dies doch ſehr ſeltne Ausnahmen. Zweitens iſt mir in den Verbindungen declinabler und indeclinabler Wörter die Satzung unbekannt, die, wie es hier der Fall ſeyn würde, die letzteren den erſteren nachſetzt. Drittens kann ich, obgleich janma allerdings die indiſche Geburt iſt, dem zwiſchen dieſem Wort und svargah angenommenen Gegenſatz, für den ſonſt (XVII. 28.) ihâ und pretya gebraucht wird, nicht beiſtimmen; und endlich halte ich den von Hrn. Langlois herausgebrachten Sinn nicht für den, dem philoſophiſchen Zuſammenhange der Stelle entſprechenden. Svarga und janma ſcheinen mir hier ſo wenig einen Gegenſatz zu bilden, daß ſie vielmehr ſich auf einander beziehen, und beide zu der gleichen Anſicht gehören, die einer ganz andern entgegengeſetzt wird. Wenn ich die Stelle richtig verſtehe, ſo wird in derſelben zweierlei getadelt, einmal daß man die Früchte der Handlungen als Bewegungsgründe gebraucht, dann, daß man ſich ein zu

niedriges, immer auf Genuß berechnetes, alſo im Irdiſchen befangen bleibendes Ziel ſteckt. Das wahre Ziel des vollendeten Weiſen iſt in dieſem Syſtem nicht svargah, ſondern mókshah, s'ántih, brahmanirvân'am. Unter svargah wird hier und in andern Stellen die Wohnung der Himmliſchen, das Leben mit ihnen verſtanden, und daß dieſes nicht ſinnlichen Genüſſen fremd iſt, beweiſt Arjunas Himmelsreiſe zur Genüge. So nimmt es auch Wilkins, indem er a transient enjoyment of heaven überſetzt. Dieſe Umſchreibung iſt den Indiſchen Begriffen vollkommen angemeſſen. Der wahre Gegenſatz hier, wie in der ganzen Bh. G., iſt zwiſchen dem Trachten nach der Befreiung von aller Wiedergeburt, nach dem Uebergang in die unvergängliche Gottheit, und der Begierde nach verbeſſertem Zuſtande durch erneuerte Geburt. In den Zwiſchenzeiten dieſer Geburten führten die Edlen jenſeits ein den Griechiſchen Vorſtellungen von den Inſeln der Seligen ähnliches Leben, und daß man nach dem Genuß der Himmelsfreuden in die ſterbliche Welt zurückkam, wird IX. 20. 21. ausdrücklich geſagt. Auf dieſe Weiſe gehören svargah und janma zuſammen, und zu demſelben Geſchick. Als eine Parallelſtelle von der, die wir hier vor uns haben, kann man VI. 37 - 42. anſehen, und der in dieſer herrſchenden Vorſtellungsart entſprechen auch die insignes natales Ihrer Ueberſetzung, an der ſich vielleicht nur das tadeln läßt, daß ſie hier umſchreibt, ſtatt ſich zu begnügen, dieß den Indiſchen Ausdruck janma wiederzugeben, bei dem jeder, mit dem philoſophiſchen Syſtem des Ganzen vertraute Leſer ſich das Richtige gedacht haben würde.

Hr. Langlois hat sich hier im Mißverstehen, wo möglich, selbst übertroffen. Die Berichtigung ist vollkommen; ich habe nur das einzige daran auszusetzen, daß mein verehrter Beurtheiler bei so gründlicher Einsicht nicht entscheidender spricht, und daß er Misdeutungen, die man ein für allemal in den Grund bohren muß, allzu glimpflich ablehnt. Es sei mir daher erlaubt, noch einiges nachzutragen.

Hr. Langlois nimmt:

स्वर्गपराङ्मुखकर्मफलप्रदां ।

für ein einziges Wort. Solche lange Zusammensetzungen gibt es im Sanskrit allerdings, aber diese ist eine ganz unmögliche. Parâ soll die Präposition seyn; und auf svarga zurückbezogen werden. Nur ein Paar Präpositionen, anu, prati, stehen abgesondert nach dem Substantiv, das sie regieren. Aber in der Zusammensetzung stehen sie immer voran. Eine Präposition kann freilich in die Mitte eines zusammengesetzten Wortes treten, wenn ein neuer Bestandtheil vorn angefügt wird. Demnach müßte parâ, wenn es die Präposition seyn sollte, mit janma verbunden werden, was keinen Sinn gibt. Auch wäre hiegegen die Cäsur ein unüberwindliches Hinderniß. Die Indischen Dichter bilden zwar so lange Aggregative, daß sie wohl über den Abschnitt des Verses hinausgehen müssen: allein die Cäsur fällt doch immer nach dem Schlusse eines Hauptgliedes; eine Präposition hingegen wird als unzertrennlich von dem folgenden Worte betrachtet, wozu sie gehört.

Aus der von Hrn. Langlois gegebenen Uebersetzung, und aus seiner Schreibung pradim statt pradim geht nur allzu klar hervor, daß er darin nicht den zu vâcham gehörigen acc. sing. fem. erkannt, sondern es für den acc. plur. masc. genommen hat, wiewohl der Fehler an unglaubliche gränzt, da nichts in dem ganzen Satze vorkommt, wovon dieser Accusativ regiert werden könnte.

So viel von dem Grammatiſchen; das Theologiſche iſt nicht beſſer ausgefallen. Zukünftige Belohnungen und Strafen, svarga und náraka, Himmel und Hölle, ſind eine Hauptlehre der Brahmaniſchen Religion. Doch unterſcheiden ſich dieſe Begriffe weſentlich von denen der chriſtlichen Dogmatik. Denn dieſe Zuſtände der Seelen nach dem Tode werden nicht als für die Ewigkeit unabänderlich entſchieden betrachtet, ſondern ſie haben nur eine zeitliche Dauer. Da aber dieſe als unermeßlich gegen die Kürze des irdiſchen Lebens angenommen wird, ſo können die hyperboliſchen Ausdrücke der Dichter nicht nur, ſelbſt der heiligen Bücher, von ewiger Seligkeit und ewiger Verdammniß misverſtanden werden. Der Commentator führt eine ſolche Stelle aus den Veda's an.

Genau betrachtet iſt alſo die Unterwelt der Brahmanen eigentlich ein Purgatorium, wo die Seelen durch mancherlei Qualen gereinigt werden. Hierauf kehren ſie wieder auf die Erde zurück, müſſen aber, in die unterſten Stufen, in die unedelſten Geſtalten des organiſchen Lebens gebannt, gleichſam von unten auf dienen. Auch die Freuden des Paradieſes nehmen ein Ende, wenn das Verdienſt der verrichteten guten Werke erſchöpft iſt, vielleicht erſt nach vielen tauſend Jahren; dann erfolgt wieder eine neue Geburt, aber unter begünſtigenden Umſtänden: in menſchlicher Geſtalt, in einer frommen und ſonſt ausgezeichneten Familie, wo Erziehung und Beiſpiel die ſchon aus einem früheren Leben mitgebrachten Gewöhnungen zur Frömmigkeit verſtärken, und dadurch von neuem die Ausſicht auf einen ſolchen Kreislauf himmliſcher und irdiſcher Segnungen öffnen. Dieſe Lehre von der Seelenwanderung, in Verbindung mit jenſeitigen Strafen und Belohnungen, hat viele Aehnlichkeit mit der Pythagoriſchen, worein wir in einer berühmten Stelle des Pindar die flüchtigen Umriſſe, jedoch nicht ohne eine gewiſſe lyriſche Verſchwommenheit, abgezeichnet ſehen. Ein wahrhaft ewiges Heil kann nur durch völlige Beſiegung

der Sinnlichkeit und Selbſtliebe erwerben werden, durch Erkenntniß der höchſten Wahrheit, durch Beſchaulichkeit, durch anhaltende Betrachtung der Vollkommenheiten des alles durchdringenden göttlichen Weſens, durch Verzichtleiſtung auf jede andre Belehnung als die, der Gottheit zu gefallen, ſich ihr anzunähern, ſich inniger mit ihr zu verbinden. Dieſes führt zur Befreiung, mókscha, zur Erlöſchung in der Gottheit, brahmanirvâ'na, wo das Selbſt verſchwindet, das einzelne Daſeyn als ſolches aufhört, und nur noch wie ein Tropfe in dem Ocean der göttliche Weisheits- und Liebesfülle fortdauert.

Dies iſt die Lehre unſers Dichters. Es gab nun weltlich geſinnte Prieſter, die hievon nichts wiſſen wollten, ſondern jenen eben geſchilderten Kreislauf als das Höchſte prieſen, und auf Ausſprüche der Veda's ſich ſtützend, den Genuß der Seligkeit für bloß äußerliche Religions-Uebungen verhießen. Gegen dieſe erklärt ſich der Dichter ſehr nachdrücklich. Aber es iſt ganz undenkbar, daß irgend ein Brahmaniſcher Theolog ſo verkehrt geweſen ſeyn ſollte, zu lehren, eine ausgezeichnete Wiedergeburt im irdiſchen Leben ſei der himmliſchen Seligkeit vorzuziehen. Er würde damit auch wenig Eindruck auf die Einbildungskraft ſeiner Schüler gemacht haben: denn die Freuden des Paradieſes werden ja in den für heilig geachteten Gedichten nur allzuſinnlich, aber mit überſchwänglichem Glanze umgeben geſchildert. Unſer Dichter ſagt auch hievon nichts.

Da die fragliche Stelle eine der wichtigſten und zugleich der ſchwierigſten in der ganzen Bh. G. iſt, ſo wird es nicht ohne Nutzen ſeyn, hier die Worte des Originals, meine Ueberſetzung und die Anmerkung des Commentators zuſammen zu ſtellen; hiedurch wird zugleich Hr. Langlois auf das urkundlichſte widerlegt ſeyn.

यामिमां पुष्पितां वाचं प्रवदन्त्यविपश्चितः ।
वेदवादरताः पार्थ नान्यदस्तीति वादिनः ॥
कामात्मानः स्वर्गपरा जन्मकर्मफलप्रदां ।
क्रियाविशेषबहुलां भोगैश्वर्यगतिं प्रति ॥
भोगैश्वर्यप्रसक्तानां तयापहृतचेतसां ।
व्यवसायात्मिका बुद्धिः समाधौ न विधीयते ॥

Quam floridam istam orationem proferunt insipientes, librorum sacrorum dictis gaudentes, nec ultra quidquam dari affirmantes, cupiditatibus obnoxii, sedem apud Superos finem bonorum praedicantes; *orationem, inquam,* insignes natales tanquam operum praemium pollicentem, rituum varietate abundantem, quibus aliquis opem ac dominationem nanciscatur: qui hac a recto proposito abrepti, circa opes ac dominationem ambitiosi sunt, horum mens non componitur contemplatione ad perseverantiam.

यामिति । पुष्पितां विफलतावदपातरमणीयां प्रकटां परमार्थफलपरामिव वदन्ति वाचं स्वर्गादिफलश्रुतिं तेषां तया वाचापहृतचेतसां व्यवसायात्मिका बुद्धिर्न विधीयते । इति तृतीयेनान्वयः । किमिति तथा वदन्ति । यतोऽविपश्चितः मूढाः । तत्र हेतुः । वेदे ये वादा अर्थवादाः । अवश्यं ..चातुर्मास्ययाजिनः सुकृतं भवति । .....

इत्याख्यास्तेष्वेव रताः प्रीता अत एव परमन्यदीश्वरतत्त्वं प्राप्यं नास्तीति वदनशीलाः। (42.) अत एव कामात्मान इति। कामात्मानः कामाकुलचित्ताः स्वर्ग एव परः पुरुषार्थो येषां ते जन्म च तत्र कर्माणि च तत्फलानि च प्रददतीति। तथा तां भोगैश्वर्ययोर्गतिं प्राप्तिं प्रति साधनभूता ये क्रियाविशेषाः ते बहुला यस्यां तां प्रवदन्तीत्यनुषङ्गः। (43.) ततश्च भोगैश्वर्यप्रसक्तानामिति। भोगैश्वर्ययोः प्रसक्तानामभिनिविष्टाणां तया पुष्पितया वाचा अपहृतमाकृष्टं चेतो येषां समाधिश्चित्तैकाग्र्यं परमेश्वरैकाग्र्याभिमुख्यं तस्मिन् निश्चयात्मिका बुद्धिर्न विधीयते कर्मकर्तरि प्रयोगः नोत्पद्यत इत्यर्थः।

Die Schüler können sich aus dieser Probe überzeugen, daß es keine leichte Arbeit ist, die Commentare zu verstehen. In Calcutta sind deren schon mehrere gedruckt worden, hauptsächlich auf Colebrooke's Betrieb, der immer auf das streng Wissenschaftliche zu dringen pflegt; in Europa noch kein einziger. Der bloße Abdruck scheint mir aber nicht genügend: es wird nöthig seyn, um durch Beispiele die Methode deutlich zu machen, einen oder den andern Commentar auf Europäische Weise zu commentiren. Die Commentatoren pflegen die Worte des Textes

einzeln zu wiederholen, dazwischen aber ihre Definitionen einzustreuen. Wo man Devanagari-Lettern von verschiedenem Caliber hat, wird es ein Mittel der Deutlichkeit seyn, die Worte des Textes durch größere Schrift auszuzeichnen. Ohne mich auf die syntaktische Zergliederung einzulassen, hebe ich nur hervor, was zur Erklärung des Sinnes dient. In der Citation aus den Veda's habe ich einige Worte ausgelassen, weil ich darin Fehler entweder in meiner Abschrift oder in der Handschrift selbst vermuthe. Was stehen geblieben, ist hinreichend, und vollkommen klar.

Der Commentator erklärt zuerst die verwickelte Wortfügung, die sich durch drei Distichen hindurchschlingt. — Jene geblümte Rede. »So wird sie genannt, weil sie unfruchbar, und wie die Blüthe nur bis zum Abfallen ergötzlich ist.« — Diese Rede, die ganze Lehre der weltlich gesinnten Brahmanen, bezeichnet der Commentator durch eine sehr elliptisch gebildete Zusammensetzung als »eine Himmel- und dergleichen-Belohnungs-Theologie.« Es wird ein Beispiel von solchen Sprüchen der Veda's gegeben, dergleichen diese Theologen immer im Munde führen: »Das Verdienst dessen, der ein viermonatliches Fasten darbringt, ist unerschöpflich.« — Sie sagen, es giebt nichts andres. »Sie pflegen zu behaupten, darüber hinaus (über den ‚Wohnsitz im Paradiese') sei kein andrer Antheil an dem göttlichen Wesen zu erlangen.« — »Svarga-parâh sind diejenigen, für welche das Paradies das höchste Ziel des Menschen ist. Sie verheißen eine neue Geburt, und in dem darauf folgenden Leben gute Werke, und deren Belohnungen.« — Hier ist die Erklärung etwas verschieden von der meinigen. Der Scholiast nimmt in dem zusammengesetzten Worte janma-karma-phala-pradâm jeden der drei vorangehenden Bestandtheile besonders, da ich die beiden letzten zusammengenommen habe: ich bezog sie auf das Vergangene, er bezieht sie auf die Zukunft. Im Wesentlichen kommt

es aber auf eins hinaus. Unter janma werden in jedem Falle natales insignes verſtanden: eine Geburt, ausgezeichnet durch erbliche Reichthümer und Macht, und durch die herkömmliche Frömmigkeit der Familie, worin der aus dem Paradieſe zurückkehrende geboren wird. Jenes gewährt die Mittel, dieſes giebt die Veranlaſſung zu neuen verdienſtlichen Werken. So ſollte nach der Lehre dieſer Theologen, als Lohn für bloß äußerliche Leiſtungen, der Kreislauf paradieſiſcher Genüſſe und irdiſcher Segnungen ſich immerfort erneuern; und ſie ſchmeichelten damit gewiß der Denkart vieler Menſchen, die nach einer geiſtigen Unſterblichkeit gar nicht fragen, wohl aber wünſchen, auf irdiſche Weiſe immer fortzuleben.

Anm. d. Hgb.

25.

Cahier. 28. p. 252. zu III. 5. Die Erklärung, die Hr. Langlois dem purâ an dieſer Stelle geben will, nimmt nicht allein ihrer Schönheit und Feierlichkeit ſehr viel, ſondern ſcheint mir auch offenbar unrichtig. Daß der in Ihrer Ueberſetzung angedeutete Sinn der richtige iſt, beweiſt der Eingang des folgenden Geſanges. Was dort purâtanah (IV. 5.) iſt, drückt hier purâ pröktah aus.

26.

III. 15. Wenn ich dieſe Stelle recht verſtehe, ſo iſt allerdings artum die richtige Ueberſetzung und constans würde die Hauptnüance des Begriffs unausgedrückt laſſen. Nur hätten Sie, meiner Meinung nach, samudbhavam in sl. 11. 6 und 15. a. durch daſſelbe lateiniſche Wort überſetzen müſſen. Indeß hat Hr. Langlois ganz Recht, daß die Präpoſition sam nicht ohne Grund mit ut verbunden iſt. Beide zuſammen drücken die Vorſtel-

lung aus, welche in der Indischen Philosophie für das Entstehen einer Sache aus der andern herrschend war. Wir lernen nemlich aus Colebrookes Darstellung des Sankhya-Systems (p. 38.) daß die Wirkung nicht, als durch die Ursache aus dem Nichts erzeugt, sondern als, schon vor der Hervorbringung, in ihr vorhanden angesehen wurde, nicht als ein Product, sondern als ein Educt, und dies bezeichnen die beiden mit einander verbundenen Präpositionen auf das genaueste. Dieser Sinn paßt aber auch in den allgemeinen Zusammenhang dieser Stelle. Denn das Einfache, aus welchem das Göttliche Princip (Brahma) entstanden seyn soll, ist der allgemeine Stoff, der näher specificirt, zum Brahma wird. Das Brahma ist demnach gleich ewig, es könnte aber nicht da seyn, wenn das Einfache nicht als sein Urstoff gedacht würde. Eben so ist Opfer eine Species des allgemeinen Princips oder Stoffs des Handelns, und wenn man sich aller Handlungen enthielte, würde es auch keine Opfer geben.

27.

Zu III. 34. Wenn Hr. Langlois hier die Verdoppelung des ersten Wortes unbeachtet und die Uebersetzung unvollständig nennt, so hat er wohl nur übersehen, daß Sie *sensui cuilibet* übersetzen, und dadurch die Verdoppelung, die Lateinisch gar keinen Sinn gegeben haben würde, vollständig ausdrücken.

28.

Zu III. 35. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. Langlois durch Stellen bewiesen hätte, daß gun'a, das gewöhnlich vorzügliche Eigenschaft, Talent, Tu-

gend bedeutet, auch für Ruhm, Ehre genommen wird, und daß anushthita nicht genau vollendet heißen kann, obgleich der Begriff von anu, nach, gemäß, alſo einer Vorſchrift, Regel entſprechend, vollkommen dieſer Bedeutung zuſagt.

29.

P. 244. 245. Ich möchte den Satz, daß der Weiſe mitten im Handeln eigentlich nicht handelt, (IV. 20.) nicht bloß eine ſophiſtiſche Behauptung nennen. Es liegt wenigſtens, meines Erachtens, in dem allerdings grell gewählten Ausdruck ein tiefer philoſophiſcher Sinn. Das Handeln wird in dieſer Lehre immer der Erkenntniß entgegengeſetzt. An ſich alſo, und von ihr entblößt, bindet es die Seele, denn ſie ſucht durch das Handeln Genuß, worin die karmaphalâsanga liegt, und der Genuß führt wieder zum Handeln; durch beides alſo bleibt ſie im Irdiſchen und Sinnlichen befangen. Wenn aber der Weiſe ſo handelt, daß er dabei alle Rückſicht auf die Folgen der Handlungen aufgiebt, ſo zerſtört er den dem Handeln, im Gegenſatz mit der Erkenntniß, eigenthümlichen Charakter, das eigentliche Weſen deſſelben, und dies nun drückt der Dichter, vermöge einer wahrlich nicht zu gewagten Hyperbel, durch die Vernichtung des Handelns ſelbſt aus. In dem Verzichten auf die Früchte der Handlungen liegt das, was wir auch noch heute für die reinſte Sittenlehre erkennen, das Handeln aus bloßer Pflichtmäßigkeit, das Ueben der Tugend um ihrer ſelbſt willen. Obgleich aber der Indiſche Begriff auf der einen Seite hiermit zuſammenfällt, ſo enthält er freilich auf der an-

dern eine, bloß dieser Lehre eigenthümliche Modification dadurch, daß dem Handeln (was im Grunde alle Wirkung der Materie im Menschen ist) eine viel größere Ausdehnung gegeben wird, als die Sittlichkeit der Handlungen umfaßt, so wie durch den Begriff von der Selbstständigkeit der Materie, und dem unaufhaltbaren Geschick, das alle Wesen in ewig wechselndes Untergehen und Wiederentstehen fortreißt. Dadurch wird jenes Verzichten auf die Erfolge der Handlungen weit mehr zu einer stumpfen Gleichgültigkeit, als zu einem Bemühen, die Idee in der Materie, das Gesetz in den Handlungen geltend zu machen.

30.

Noch weniger gerecht scheint mir Hr. Langlois gegen den Inhalt des Endes des Gesanges. Die verschiedenen Arten der Opfer werden mehr aufgezählt als gerechtfertigt, und wenigstens hätte nicht unerwähnt bleiben müssen, daß der Dichter sich selbst für das Opfer der Erkenntniß, worunter man wohl nur die Verehrung der Gottheit durch Erkenntniß verstehen kann, erklärt, daß er zu dieser übergeht, und sie (sl. 34.) zu suchen anmahnt. Den Zweifel mit der Erkenntniß zerschneiden (sl. 42.) ist, auch abgesehen von allem religiösen Glauben, ein kraftvoller und schöner poetischer Ausdruck für die Erkenntniß, welche die Zuversicht der Wahrheit in sich trägt, und der jeder nachstreben muß, der nicht unaufhörlich zwischen Zweifeln hin- und herschwanken will.

31.

Pag. 245. zu IV. 13. Ich bin Hrn. Langlois Mei-

nung, daß in akartâram nicht der Sinn von auctore carentem liegt, ſondern der einfache von non facientem. Daß aber mit dem Worte, wie Hr. Langlois behauptet, geſagt ſeyn ſollte, daß Kriſhnas wohl der Urheber des gun'a nicht aber des karma der Caſten ſei, ſcheint mir der Conſtruction und der Sprache entgegen. Tasya geht ſowohl auf akârtaram als auf kartâram, und bezieht ſich auf châturvarn'yam, in welchem gun'a und karma dergeſtalt zugleich liegen, daß nicht eins allein davon herausgenommen werden kann. Auch haben beide einander entgegengeſetzte Wörter offenbar, den durch das privative a bezeichneten Gegenſatz ausgenommen, dieſelbe Bedeutung. Mir ſcheint Kriſhnas nicht mehr zu ſagen, als daß er, obgleich er im Schaffen der vier Caſten gehandelt hat, doch eigentlich (nämlich in dem IV. 20. und ſonſt ausgedrückten Sinn) nicht gehandelt hat. Hr. Langlois bezieht ſich auf V. 14. Allein bei Vergleichung dieſer beiden Stellen muß man, wie mich dünkt, auf den Unterſchied zwiſchen karma und karmân'i achten. Karma iſt gleichſam der Stoff des Handelns in der Welt, das Handeln überhaupt, der Erkenntniß entgegengeſetzt, das unaustilgbar im Menſchen da liegt. Die Beſchaffenheit dieſes Handelns in den vier Caſten hat Kriſhnas, oder die Gottheit offenbar mitgeſchaffen. Aber die einzelnen Handlungen, die Art, wie einer ſich zum Urheber einer Handlung macht, kartr'itvam, daran iſt die Gottheit unſchuldig, ſie gehen aus jedes einzelnen Charakter hervor. Karma iſt gleichgültig, und kann das uneigennützige Handeln des Weiſen, oder das ſelbſtſüchtige ſeyn. Aber die einzelne Handlung verbindet ſich, wie ſie entſteht, mit

Begierde nach ihren Früchten, oder mit dem, jeden Erfolg geringschätzenden Gleichmuth.

32.

Zu IV. 17. Vikarma kommt, so viel ich bemerkt habe, außer dieser Stelle in der Bh. G. nicht vor. Ich halte aber secessio ab opere für die vollkommen richtige Ueberſetzung dieſes Ausdrucks, und Hr. Langlois unterſcheidet wohl nicht genau genug, wenn er dies mit *otium*, akarma für daſſelbe hält. Was Colebrooke (p. 108. nr. 9.) von conjunction und disjunction (vermuthlich sanyóga und viyóga) bemerkt, daß nämlich der letztere beider Ausdrücke nicht bloß die Verneinung des erſteren iſt, trifft gewiß auch hier ein. Akarma iſt das Nicht-Handeln überhaupt, aus irgend einem Grunde, und ohne Rückſicht darauf, ob je vorher gehandelt worden iſt; vikarma das abſichtliche Aufgeben des Handelns, das Uebergehen von karma zum akarma. Hierin liegt ein ſehr weſentlicher Unterſchied, und gar keine bloße Spitzfindigkeit.

33.

P. 248. zu V. 16. Wenn man nicht, wie Hr. Langlois jedoch faſt anzunehmen ſcheint, dem Scholiaſten ſchlechterdings in jeder Erklärung folgen muß, ſo würde ich mit Ihnen âtmanah für den Ablativ halten, und yêshâm auf dies Wort, und nicht auf jnânam beziehen. Hr. Langlois ſcheint gar nicht darauf zu achten, daß ausdrücklich tad-ajnânam daſteht. Dadurch wird die Unwiſſenheit, oder vielmehr der Mangel an Erkenntniß, von dem hier die Rede iſt, auf den vorhergehenden Slokas bezogen, und dieſer ſpricht augenſcheinlich von dem Mangel

der Erkenntniß überhaupt, welcher der Urſprung laſterhafter Handlungen iſt. Dagegen, daß Hr. Langlois âtmanaḥ durch summi spiritus überſetzt, läßt ſich noch erinnern, daß, um dieſen Begriff auszudrücken, immer paramâtman gebraucht wird, was auch im ſechſten Geſange, auf den er ſich bezieht, (sl. 7.) ausdrücklich ſteht, und daß er eine Stelle hätte anführen ſollen, wo âtman allein in derſelben Bedeutung genommen wird. Als eine ſolche könnte die in Manus Geſetzbuch angeſehen werden, wo es (XII, 119.) heißt.

आत्मैव देवताः सर्वाः सर्वमात्मन्यवस्थितं ।
आत्मा हि जनयत्येषां कर्मयोगं शरीरिणां ॥

Hier erklärt der Scholiaſt âtmâ richtig durch paramâtmâ. Denn wenn der Brahmane alles in ſich ſelbſt, in ſeiner Seele ſehen ſoll, wie St. 118 geſagt wird, ſo kann dieß nur dadurch geſchehen, daß der höchſte Geiſt Alles beſeelt, und daher alles Beſeelte in ſich faßt, die Allſeele iſt, was der Scholiaſt durch sarvâtmatvam paramâtmanaḥ ausdrückt. Es iſt aber hier offenbar der allgemeine Ausdruck für den beſondern gebraucht, damit der Sl. 119 zum vorhergehenden paſſen ſoll, und weil auch wirklich der philoſophiſche Grund der Behauptung in der Einerleiheit alles Geiſtigen liegt. Es läßt ſich daher nach meinem Ermeſſen aus der Verwechſelung beider Ausdrücke an dieſer Stelle nichts auf andre ſchließen, wo ſolche beſondere Gründe nicht vorhanden ſind. Bopp, den ich über dieſe Stelle zu Rathe gezogen habe, zweifelt, daß âtmanaḥ mit nâs'inam verbunden, der Ablativ ſeyn könne, da dieſer Caſus immer nur da gebraucht

werde, wo man, wie bei Bewegung, Hervorbringung, Vergleichung, den Begriff der Entfernung anwenden könne, was bei Zerstörung nur gezwungener Weise möglich sei. Er wünschte wenigstens eine Stelle zu kennen, die in dieser Construction der gegenwärtigen ähnlich sei. Er verbindet also bis dahin das Wort, als Genitiv, mit yêshâm tad-ajnânam deren eben erwähnte Unwissenheit der Seele oder des Geistes durch Wissen zerstört, oder vernichtet ist.

31.

P. 251. zu VI. 23. Auch hier scheint mir der Sinn dem philosophischen Zusammenhange allein angemessen, wenn man mit Ihnen den Apostroph wegläßt. Freilich aber muß man die Bedeutung von nirvin'n'a-chétasâ richtig auffassen. Dies Wort scheint mir denjenigen anzudeuten, dessen Geist nicht von Wissen und Sorgen gestört und beladen ist, welcher den nirvêda besitzt, der II. 52. als Ziel vorgestellt wird, und den an einer Stelle Hr. Langlois selbst eben so erklärt.

Die weitere Fortsetzung der Auszüge des Hrn. Langlois ist mir bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen. Nicht vergessen darf man bei seiner Arbeit, daß er, als er dieselbe niederschrieb, die meisterhaften Colebrookschen Abhandlungen nicht benutzen konnte, die ein so großes Licht auch über die Bhagavad Gita (obgleich er sonderbarer Weise derselben mit keinem einzigen Worte gedenkt;) verbreiten, und vor deren Lesung mir wenigstens der philosophische Inhalt dieses wundervollen Gedichts in mehreren Theilen dunkel geblieben war.

X.

An
Herrn Professor Heeren
in Göttingen.

Ueber die Abtheilung von den Indern in dessen Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.

Erster Brief.
Die Verdienste der Vorgänger.

Es hat mir ungemein leid gethan, daß Ew. Wohlgeboren aus meiner Indischen Bibliothek Anlaß zu einer Empfindlichkeit genommen haben, die Sie in der Vorrede zur zweiten Ausgabe Ihrer Schrift über das alte Indien äußern. Wiewohl ich mich hiebei ganz unschuldig weiß, so ist es mir doch angelegen, mich gegen den Verdacht zu rechtfertigen, als hätte ich Ihre Verdienste um die Indische Alterthumskunde absichtlich verschwiegen, ja vielleicht Ihre Entdeckungen mir unrecht-

mäßig zugeeignet. Denn dieſe Beſchuldigungen liegen nur allzudeutlich in Ihren ſchonenden Worten.*) Da Ew. W. Ihre Klage öffentlich geführt haben, ſo werden Sie es natürlich finden, daß auch meine Erwiederung auf demſelben Wege, durch den Druck, zu Ihnen gelangt.

In einem Aufſatze, womit ich die genannte Zeitſchrift eröffnete: über den gegenwärtigen Zuſtand der Indiſchen Philologie, (im Jahre 1819) hätte nach Ihrer Meinung Ihr Name nicht übergangen werden dürfen. Aber ich bitte Ew. W. zu erwägen, daß ich in dieſem kurzen Abriſſe, wie ſchon deſſen Ueberſchrift beſagt, nur von den bisherigen Fortſchritten Europäiſcher Gelehrten in der Kenntniß des Sanskrit handeln wollte: von den vorhandenen und durch den Buchhandel verbreiteten Hülfsmitteln zur Erlernung jener Sprache, den Grammatiken, den Wörterbüchern, oder Gloſſarien; von den bisher gedruckten Ausgaben der Original-Texte; von den Anforderungen der Hermeneutik und Kritik an die künftig zu veranſtaltenden, endlich von dem typographiſchen Werkzeuge. Hier hatte ich alſo keine Gelegenheit Sie zu nennen: auf die Ehre, Sie im Fache der

*) Heeren's Werke. XII. Thl. S. 12. »Der kurze Aufſatz, über den jetzigen Zuſtand der Indiſchen Philologie, »den der Herr Prof. A. W. von Schlegel auf 27 Seiten »dem erſten Stück ſeiner Indiſchen Bibliothek vorgeſetzt »hat, kann dazu wohl nicht hinreichen. Hat es demſelben gleich nicht nöthig geſchienen, ſeinen Vorgänger »auch nur mit einem Wort darin zu erwähnen, ſo iſt »es dieſem doch angenehm geweſen, ihn in ſeinen Urtheilen meiſt mit ſich übereinſtimmen zu ſehen.«

Indiſchen Sprachkunde zum Vorgänger gehabt zu haben, muß ich Verzicht leiſten. Ew. W. hatten nicht den entfernteſten Grund, hiebei von meiner Seite übeln Willen vorauszuſetzen, da ich ſo viele um die Indiſche Alterthumskunde ſehr verdiente Gelehrte, einen Rennel, einen Vincent u. a., ebenfalls nicht erwähnt, ja ſelbſt bei den Stiftern dieſes Sprachſtudiums, mit Uebergehung ihrer übrigen Arbeiten, mich auf die Anzeige der eigentlich philologiſchen beſchränkt hatte.

Es war Ew. W. angenehm, »mich in meinen Ur»theilen meiſt mit Ihnen übereinſtimmen zu ſehen.« Ohne Zweifel hatten Sie hiebei meine Aeußerungen in andern Stücken der Indiſchen Bibliothek vor Augen, da die in jenem Aufſatz abgehandelten Gegenſtände, nach Ihrer eignen Erklärung, außer dem Kreiſe Ihrer Beurtheilung liegen.

Es würde ſehr nachtheilig für die Erweiterung und Befeſtigung unſrer geſchichtlichen Kenntniſſe werden, wenn jeder, um ſeinen Scharfſinn und die Unabhängigkeit ſeiner Unterſuchungen geltend zu machen, ſeinen Vorgängern widerſprechen wollte. Leider iſt es nur allzuoft geſchehen. Das Wahre muß anerkannt werden, wie ſehr es auch durch wiederholten Vortrag den Reiz der Neuheit verloren haben mag. Ich bitte Ew. W. zu glauben, daß es auch mir ſehr willkommen iſt, wenn ich nicht erſt durch eine Widerlegung meinen Ueberzeugungen Eingang zu verſchaffen brauche, wenn ich mich ſchon auf das Anſehen berühmter Gelehrten berufen, und auf feſter Grundlage weiter fortbauen kann. Ich bin daher keineswegs geſonnen in Abrede zu ſtellen, daß ich in vielen

Hauptpunkten' mit Ihren Ansichten vom alten Indien ganz einverstanden bin: vielmehr erkläre ich diese Uebereinstimmung sehr gern ausdrücklich. Nur muß ich bemerken, um nicht gegen andere Vorgänger ungerecht zu seyn, daß ich, lange bevor die erste Ausgabe Ihrer Schrift über Indien erschien, hauptsächlich aus zwei Büchern dieselben Belehrungen geschöpft, dieselben Ueberzeugungen gefaßt hatte, welche nachher mein Bewegungsgrund wurden, sobald sich die Gelegenheit darbot, das Sanskrit zu erlernen. Das erste dieser Bücher rührt von einem Manne her, den ganz Europa als einen gelehrten, gründlichen, besonnenen und unbefangenen Geschichtforscher, zugleich als einen Meister in der Geschichtschreibung verehrt. Ew. W. errathen nun schon, daß ich Robertson meine. Im Jahr 1791 erschien seine »historische Untersuchung »über die Kenntniß, welche die Alten von Indien besess»en, und über den Fortschritt des Handels mit diesem »Lande bis zur Entdeckung der Seefahrt um das Vorge»birge der guten Hoffnung; nebst einem Anhange, ent»haltend Bemerkungen über die bürgerliche Verfassung, »die Gesetze und die Rechtspflege, die Künste und Wis»senschaften, und über die religiösen Einrichtungen der »Indier.«

Aus dem ausführlichen genau entsprechenden Titel geht schon hervor, daß die Schrift denselben Gegenstand wie die Ihrige behandelt. Aber auch in den Ergebnissen der Untersuchung findet eine Uebereinstimmung Statt, welche selbst dem flüchtigsten Leser beider Schriften nicht entgehen kann. Wie Sie hat Robertson das hohe Alterthum und die frühe Wichtigkeit des Handelsverkehrs

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königlich Preußiſchen Rhein-Univerſität, Director des Rheiniſchen Muſeums der Alterthümer, Ritter des rothen Adler-Ordens, des St. Wladimir- und des Wasa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, auswärtigem Mitgliede der Kaiſerlich Ruſſiſchen Akademie zu St. Petersburg, der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, Ehren-Mitgliede der Aſiatiſchen Geſellſchaften in Calcutta, Paris und London.

Zweiten Bandes Viertes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1827.

mit Indien behauptet; wie Sie hat er dieſen Satz durch die Zeugniſſe der Alten, ſowohl der Griechen und Römer, als der Bibliſchen Schriftſteller bewieſen; wie Sie hat er die Beſchaffenheit dieſes Handels treffend geſchildert, der das Eigenthümliche hatte, daß die ſtarke Ausfuhr meiſtens nicht von den Eingebohrnen des Landes, ſondern von Fremden betrieben ward, welche ihren Bedarf aus Indien abholten; wie Sie hat er gezeigt, daß dieſer Handel großentheils nicht in einem Austauſch von Waaren beſtand, ſondern daß die Indiſchen Erzeugniſſe, wie noch heut zu Tage, mit edeln Metallen vergütet werden mußten; wie Sie hat er dargethan, daß demungeachtet die Völker, welche in jedem Zeitalter ausſchließend oder vornämlich im Beſitze des Verkehrs mit Indien waren, zu außerordentlichem Wohlſtande gelangten, weil ſie die Maſſe des Eingekauften nur dem geringeren Theile nach ſelbſt verbrauchten, das übrige aber mit großem Gewinn weiter verhandelten; wie Sie hat er hieraus auf die frühe und weite Verbreitung Indiſcher Waaren im ganzen Abendlande geſchloſſen; wie Sie hat er die Völker namhaft gemacht, welche nach einander die Vermittler dieſes Verkehrs waren: in unſern älteſten hiſtoriſchen Zeiten die Phönicier und Araber; ſpäter die Bewohner Aegyptens unter den Ptolemäern, dann unter den Römern; wie Sie hat er die Wege nachgewieſen, worauf man nach Indien gelangte; die Fortſchritte der Seefahrt bezeichnet, auf die Wichtigkeit des Caravanen-Handels aufmerkſam gemacht, und deſſen Wege auszumitteln geſucht; wie Sie hat er den Umſtand, daß Indien in allen uns bekannten Zeitaltern, wenig des Auslandes bedürftig, dieſem eine ſolche Menge, ſowohl

von Erzeugnissen seines Bodens und Himmelstriches als von künstlichen Arbeiten, liefern konnte, als einen Beweis großer Betriebsamkeit betrachtet; wie Sie hat er aus diesem Flore des Gewerbfleißes die Höhe und reiche Entwickelung der Indischen Cultur schon im entfernten Alterthume gefolgert; wie Sie hat er die Eigenthümlichkeit dieser Cultur in Bezug auf die gesellige Verfassung, auf Kunst und Wissenschaft nach den Zeugnissen der Alten, den heutigen Beobachtungen, den Denkmalen der Baukunst, endlich nach den wenigen Proben der Litteratur, welche damals ans Licht gefördert waren, treu und anschaulich aufgefaßt. Unstreitig haben Ew. W. manches einzelne berichtigt und genauer ausgeführt, wozu die vielseitigen Aufklärungen über das alte und neue Indien, welche in dem Zeitraume von vier und zwanzig Jahren bis zur ersten Ausgabe Ihrer Schrift, von drei und dreißig Jahren bis zu der neuesten, mitgetheilt worden sind, Ihnen Mittel an die Hand gaben; aber die Aehnlichkeit des Gemähldes in den Hauptzügen und allgemeinen Umrissen ist dadurch nicht vermindert worden.

Einen solchen Vorgänger nun haben Ew. W. nirgends erwähnt, nirgends, wäre es auch nur um sich die Mühe eines Beweises zu ersparen, auf ihn zurückgewiesen. Als ich zum erstenmale diese Bemerkung machte, traute ich meinem Gedächtnisse und meiner Aufmerksamkeit nicht. Ich ging Ihre Schrift verschiedentlich in dieser Beziehung durch. Es ist wirklich so. Der Name Robertson wird nirgends weder im Text noch in den Anmerkungen erwähnt. Unbekannt konnte Ihnen sein Werk, durch Georg Forsters Uebersetzung auch in Deutschland verbreitet, nicht

geblieben seyn. Auch haben Sie dessen nackten Titel, ohne Lob oder Tadel, in Ihrem Handbuch der alten Staatengeschichte aufgeführt. Ohne Zweifel hatten Ew. Wohlgeboren einen triftigen Grund zu dieser Uebergehung. Ich vermuthe daß, ungeachtet der an der Oberfläche liegenden Uebereinstimmung, dennoch zwischen den beiderseitigen Ansichten ein geheimer Zwiespalt, ein innerer Widerspruch obwaltet, der nur mir nicht hat klar werden wollen. Vielleicht haben Sie, aus Schonung für das Andenken des würdigen Mannes, ihn nicht ausdrücklich widerlegen, seine Schwäche nicht offenbar machen wollen. Was mich in dieser Meinung bestärkt, ist dieß, daß Sie in Ihrer Vorrede, zwar ohne Nennung seines Namens und mit einer Wendung, wodurch das strenge Verwerfungsurtheil vielen Ihrer Leser entgehen mag, dennoch auf das entschiedenste seinem Werke allen Werth absprechen. »Dieser Abschnitt soll, sagen Sie, die nöthigen »Vorkenntnisse umfassen, welche, außer der Sprache, »derjenige bedarf, der sich mit Sanskrit-Litteratur und »Indischer Alterthumskunde beschäftigen will. Daß eine »solche Einleitung zu diesem Studium nicht nur nützlich, »sondern unentbehrlich sei, kann niemand verkennen. »Als vor nunmehr zehn Jahren die erste Ausgabe dieser »Untersuchungen in der dritten Auflage der Ideen als »neuer Zusatz erschien, war durchaus nichts vorhanden, »was diesem Bedürfniß hätte abhelfen können; und der »schnelle Absatz, den damals der veranstaltete besondere »Abdruck derselben fand, giebt mir die gegründete Hoffnung, nicht vergeblich gearbeitet, sondern der Sanskrit-»Litteratur in Deutschland ihren Eingang wesentlich er-

»leichtert zu haben. Aber auch seit dieser Zeit ist mir »nichts bekannt geworden, was diese Lücke ausfüllen »könnte.«

Robertson hatte freilich bei Abfassung seiner Schrift außer dem gelehrten Zwecke, noch einen höheren praktischen. Er wollte die Wichtigkeit des Handels mit Indien ins Licht setzen; er wollte zeigen, daß das Gedeihen dieses Handels auf dem Fleiße des Gewerbfleißes, folglich auf der Bevölkerung und dem innern Wohlstande beruhe, welche durch Erpressungen und rohe Gewalt nothwendig zu Grunde gehen müßen; er wollte seinen Landsleuten Achtung vor einer Nation von mehr als hundert Millionen Menschen einflößen, deren Beherrschung das Schicksal in ihre Hand gegeben hatte; er foderte diese Achtung im Namen des alten Ruhmes und der geistigen Ausbildung, im Namen der frühen Fortschritte in Benutzung der Natur, in Kunst und Wissenschaft, womit die Indier andern Völkern vorangegangen sind. »Wenn ich hoffen dürfte, sagt er am Schluße seines Werkes mit einer rührenden Erhebung des Gemüths, »daß die Schilderung, welche »ich von den Sitten und Einrichtungen der Bewohner »Indiens gegeben habe, nur im geringsten Grade und »mit einem entfernten Einflusse, dazu beitragen könnte, »mehr Achtung vor ihrem Charakter einzuflößen, und »ihre Lage glücklicher zu machen, so würde ich meine »literarischen Arbeiten mit der Genugthuung beschließen »zu denken, daß ich nicht vergeblich gelebt oder geschrie»ben habe.«

Segen den Manen des weisen und frommen Menschenfreundes! Seine Hoffnungen sind nicht unerfüllt

gethieten. Gemeinschaftlich mit Warren Hastings, Sir William Jones und so manchen andern stein Britten hat er dahin gewirkt, daß in Indien eine besser geordnete Verwaltung eingeführt, daß der Grundsatz anerkannt wurde, die bürgerlichen Verhältnisse nach dem einheimischen Gesetz zu richten, nach jenem alten Gesetz, welches die Brachmanen bewog, die Indier als die gerechtesten aller Menschen zu rühmen. Wie hätte hierbei die Stimme eines Schriftstellers überhört werden mögen, der bei seiner Nation das größte Ansehen genoß und noch genießt, dessen milde und edle Gesinnung, dessen heiterer und besonnener Geist überall hervorleuchtet, dessen anschauliche Darstellung, dessen sanfte Beredsamkeit, aufgeschürzt bei der gewähltesten Reinheit und Zierlichkeit des Vortrags, auch solche Leser anziehen muß, die keine Theilnahme an dem Gegenstande mit hinzubringen!

Neben diesem höheren Zwecke hatte Sheridan aber auch ganz bestimmt die Absicht, Neigung zur Erforschung der Indischen Alterthümer und Literatur zu erwecken. Darum verweilt er mit Vorliebe bei den alten Denkmalen der Baukunst; darum zieht er von den wenigen damals ans Licht gezogenen Original-Schriften Indiens und Persiens, die ein günstiges Urtheil verdienen konnten, darum geht er sogar aus seiner eigentlichen Sphäre hinaus, und handelt ausführlich von den Kenntnissen der Indier in der Mathematik und Astronomie, worin ihm sein berühmter Freund Playfair zu Hülfe kam. Der beredteste Mann wollte, wie er selbst sagt, nur ein bescheidenes Wort sprechen, doch hat er in den Anmerkungen

auch die gelehrteren Leser bedacht, und sich auf sehr gründliche Erörterungen eingelassen.

Robertsons Schrift war allerdings vorhanden, als die Ihrige erschien. Dennoch war nach Ihrer Versicherung durchaus nichts vorhanden, was zur Einleitung in das Studium der Sanskrit-Litteratur und Indischen Alterthumskunde hätte dienen können. Folglich ist auch seine Schrift völlig unbrauchbar, und verdient in die Rumpelkammer der Bibliotheken geworfen zu werden.

Nach dieser Darlegung Ihrer Verfahrungsweise gegen Robertson wird es niemanden befremden, daß Ew. W. es mit meinem Bruder Friedrich von Schlegel, einige Citationen ausgenommen, nicht anders gehalten haben. Seine Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier ist im Jahr 1808, sieben Jahre vor der Ihrigen erschienen; er hat darin von dem Bau des Sanskrit, von dessen Verwandtschaft mit dem Persischen und mehreren abendländischen Sprachen, von der Philosophie und Poesie der Indier gehandelt; er hat in einem eigenen Abschnitt den Werth und Zweck des Indischen Studiums zu würdigen und zu bestimmen versucht. Dennoch war nach Ihrer Versicherung durchaus nichts vorhanden, was zur Einleitung in dieses Studium hätte dienen können. Ew. W. bleibt es überlassen, diese zwar verkürzten und auf einem Umwege vorgebrachten, aber darum nicht weniger gerechtfertigten Urtheile zu rechtfertigen. Vor der Hand glaube ich immer noch meinen Schülern jene beiden Schriften empfehlen zu können: um so mehr, weil sie sich gewissermaßen ergänzen, indem Robertson mehr eine exoterische, mein Bruder eine esote-

rische Einleitung zur Kenntniß des alten Indiens gegeben hat.

Ew. W. hatten die wohlwollende Absicht, die Deutschen Gelehrten, die sich mit dem Sanskrit beschäftigen, durch Ihr Lob aufzumuntern und zu belohnen, wiewohl dies etwas gewagt war. Denn da Ihnen hiebei ein zuverlässiger Maasstab der Beurtheilung fehlt, so liessen Sie Versuche, Leistungen von sehr verschiedenem Werth in gleichem Rang zu stehen. Aber die Zeitrechnung hätte ohne Kenntniß der Sprache wohl beobachtet werden mögen. Dennoch hat sich ein beträchtlicher Anachronismus eingeschlichen.

S. 92. 93. »Die kriegerischen Verhältnisse und die »Continentalsperre hielten die wichtigen theils in England, »wo bereits ein eigenes Institut, zu Hertford College, »für die Erlernung der Indischen Sprache gestiftet war, »theils in Bengalen erschienenen Hülfsmittel, Sprachlehren »und Grammatiken, zurück, bis die wieder hergestellte »Ruhe sie und mit so vielen andern zuführte. Dennoch »war schon unterdessen der Deutsche Geist erwacht, und »zwei junge Männer, die Herren Bopp und Brauk, »unterstützt von der Freigebigkeit der Baierischen Regie»rung, gingen nach England an die Quelle, und kamen »mit reicher Ausbeute zurück. In ihre Fusstapfen traten »die Schlegel und Andere, und wir dürfen nicht mehr »zweifeln, dass die schon aufgekeimte Saat auch reifen, »und reiche Früchte tragen wird.«

Ich kann es mir gern gefallen lassen, hier im Nachtrabe zu erscheinen: für meinen Bruder aber muß ich eine Protestation einlegen. Er hat im Frühling des Jahres 1813 unter der Leitung seines Freundes, des jüngst ver-

Brudern Alexander Hamilton, in Paris angefangen das Sanskrit zu erlernen. In der Vorrede zu der eben erwähnten Schrift hat er von seinen Hülfsmitteln und Arbeiten Bericht erstattet. Ich habe von der damaligen Schwierigkeit des Unternehmens gesprochen. (Ind. Bibl. B. 1. S. 6.) Es wäre überflüssig ein Wort weiter hinzuzufügen. Mein Bruder ist unbestritten der erste Deutsche, der in Europa, ohne nach Indien gereist zu seyn, sich die Kenntniß des Sanskrit erworben und Proben davon abgelegt hat. Weit entfernt, in dieser Priorität einen eitlen Ruhm zu suchen, hat er vielmehr die vergessenen Namen Deutscher Missionare ans Licht gezogen, welche schon im siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts sich derselben Bemühung unterzogen hatten.

Im Jahr 1808 gab er seine Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier heraus. Hr. Othmar Frank beschäftigte sich damals noch ausschließend mit dem Persischen, und unternahm in seiner Schrift: de Persidis lingua et genio, Commentationem Philosophico-Persicam, 1809, meinen Bruder zu widerlegen, indem er behauptete, jetzt ohne andere Kenntniß des Sanskrit, als die aus dem Vater Paulinus geschöpfte, diese Sprache sey aus dem Neupersischen abzuleiten, welches er in seiner heutigen Form für uralt ausgab. Aus einer beträchtlich späteren, aber in einem ähnlichen Sinne abgefaßten Schrift (Fragmente eines Versuchs über dynamische Spracherzeugung nach Vergleichungen der Persischen, Indischen und Deutschen Sprachen und Mythen, 1815.) ergiebt sich deutlich, daß der Vf. sich auch damals noch seine eigene und unmittel-

dere Bekanntschaft mit dem Sanskrit verschafft hatte. Hrn. Bopp gebührt in der Zeitfolge die zweite Stelle. Er hatte eben in dem Werke meines Bruders, und in dem Rath seines Lehrers, meines würdigen Freundes Windischmann, die wirksamste Anregung zu seinem Vorhaben gefunden, und ging im J. 1812 nach Paris, um es zur Ausführung zu bringen. Kurz nach Beendigung des Krieges hatte ich das Glück ihn dort kennen zu lernen. Bald darauf übten wir uns gemeinschaftlich, wie wir auch seitdem immer in freundschaftlichem Wetteifer und Einverständniß für denselben Zweck gewirkt haben.

Bereits im J. 1815 (Heidelb. Jahrb. 1815, Lit. Nr. 56.) bereitete ich mich, dem Publicum die Erwartungen von Hrn. Bopp anzukündigen, welche er seitdem vollkommen gerechtfertigt hat. Seine Abhandlung über das Conjugations-System der Sanskrit-Sprache, mit Uebersetzungen, erschien im J. 1816, durch eine geistreiche und belebte Vorrede seines Lehrers in die gelehrte Welt eingeführt; seine Ausgabe des Nalus im Jahr 1819. Herrn Othmar Frank's Chrestomathie im Jahr 1820, seine Grammatik im Jahr 1823. Aber ich fürchte, Sie haben es mit dem zuletzt genannten Schriftsteller ganz verdorben: Ihr Ausdruck, ich sei in seine Fußstapfen getreten, klingt allzu ironisch. Was uns geschehen, (Rasm. C. Praef. p. XII, XIII. Jen. Litt. B. II., S. 19—21.) könnte man eher ein Hintertreten durch die Fußstapfen nennen.

Ein Schüler von Ihrem Range vernachlässigt die Chronologie selbst in Nebendingen nicht. Sie werden gewiß nicht unterlassen, diese zu berichtigen.

Allerdings konnten Ew. W. mit Recht erwarten, daß in einer den Indischen Studien ausschließlich gewidmeten Zeitschrift von Ihrem Werke ausführlich die Rede seyn würde. Auch ist dieß bisher nur zufällig unterblieben. Das Publicum war schon seit fünf Jahren im Besitz der ersten Ausgabe, als ich meine Zeitschrift eröffnete; und ich war darin zunächst mit den neuesten gelehrten Mittheilungen und mit eignen Untersuchungen beschäftigt. Seitdem die zweite Ausgabe in der Sammlung Ihrer historischen Werke erschien, haben andre Geschäfte und Arbeiten geraume Zeit die Fortsetzung der Indischen Bibliothek unterbrochen. Jetzt hoffe ich Sie zu überzeugen, daß ich Ihrem Werke meine ganze Aufmerksamkeit zugewendet habe. Ich wähle dazu nicht die trockne und unfruchtbare Form der Recensionen, welche gewöhnlich keine für die Wissenschaft ersprießlichen gegenseitigen Erörterungen herbeizuführen pflegt. Ihnen selbst will ich meine Bemerkungen, Zweifel, Einwendungen, ja meinen entschiedenen Widerspruch vorlegen, und ich bin gewiß, daß Sie in meiner Freimüthigkeit einen Beweis meiner Hochachtung sehen werden. Die Blätter dieser Zeitschrift stehen Ihnen jederzeit zu meiner Widerlegung offen.

Zweiter Brief.

Die Unentbehrlichkeit der Sprachkenntniß.

Zuvörderst kann ich nicht umhin, Ihnen meine Verwunderung darüber zu bezeugen, daß Sie in einem Mittelpunkte Deutscher Gelehrsamkeit, welcher seit langer Zeit den Ruhm genießt, daß nicht nur die öffentliche Bibliothek, sondern auch die Kenntniße der dortigen Gelehrten mit jedem wißenschaftlichen Zuwachs des Zeitalters gleichen Schritt halten, mit einem so dürftigen Büchervorrathe ausgestattet waren. Das Wörterbuch des Sanskrit von Wilson (nicht von Wilkins, wie Sie, vermuthlich durch einen Druckfehler, sagen) war fünf Jahre nach seiner Erscheinung in Calcutta noch nicht in der Göttingischen Bibliothek vorhanden!

Ew. W. glaubten dieses Buch, als nicht besonders wichtig für Ihre Zwecke, entbehren zu können. (Verz. S. X.) Ich meyne doch, es würde Ihnen sehr nützlich gewesen seyn, unter der Voraussetzung, daß Sie für das Nachschlagen einen Gehülfen gefunden hätten, der die Devanagari-Schrift geläufig lesen konnte, um die Wörter nach der alphabetischen Ordnung aufzufinden; und dieß ist eine Fertigkeit, welche meine Schüler in wenigen Wochen zu erwerben pflegen. So manche mythologischen und geographischen Artikel, sorgfältig zu Rathe gezogen, hätten Mißverständnißen vorgebeugt, wovon wir bald einige Beyspiele sehen werden. Wenn Ew. W. aber auch von dem Wörterbuche gar keinen Gebrauch machen wollten, so würden Sie doch in der ausführlichen

Vorrede schätzbare Aufklärungen gefunden haben. Unter andern widerlegt der Verfasser darin Bentley, der das classische Zeitalter der Indischen Litteratur um mehr als ein Jahrtausend herunter zu rücken gedachte; er erörtert sehr gründlich die Periode der Religionskriege zwischen den Anhängern der Brahmanischen und Buddhistischen Religion: ein Ereigniß, über dessen Dunkelheit Sie Klage führen, (S. 131) und wobei allerdings noch manches aufzuklären übrig bleibt. (Vergl. Ind. Bibl. B. I. S. 316 — 370.)

Bei der Benutzung Sanskritischer Original-Schriften waren Ew. W. auf Uebersetzungen beschränkt, oder auf solche Ausgaben, die von Uebersetzungen und Anmerkungen begleitet sind, dergleichen es bisher nur wenige gab. Unter der geringen Anzahl ist Ihnen doch ein wichtiges Stück entgangen, das allegorische Schauspiel Prabódha-Chandródaya, übersetzt von Hrn. Taylor, und durch meinen verehrten Freund Sir James Mackintosh zum Druck befördert. Es ist sehr lehrreich für die Charakteristik der philosophischen Schulen und religiösen Sekten. Auch die Uebersetzungen der Bhagavad-Gita und des Hitopadesa von Wilkins haben Ihnen gefehlt, und damit zugleich die schätzbaren Anmerkungen, womit er sie begleitet hat.

Wenn ich eben sagte, daß viele zu Untersuchungen über das alte Indien dienliche Werke Ihnen entweder gemangelt haben, oder nicht bekannt geworden sind, so gründete ich dies nicht auf das Ihrer Vorrede eingeschaltete Verzeichniß, welches sich auf die zugänglichen Erzeugnisse Sanskritischer Litteratur beschränkt, sondern auf die Uebersicht alles dessen, was Sie in Ihren Anmerkungen

benutzt haben. Um nicht die Zeit mit Abschreiben von Büchertiteln zu verlieren, verweise ich auf den Catalog, welchen die Buchhandlung der Oſtindiſchen Compagnie, Kingsbury, Parbury et Allen, jährlich herauszugeben pflegt; und ſo fern von älteren Büchern die Rede iſt, auf den Catalog der Bibliothek des verſtorbenen Langlès, den ich nicht erwähnen kann, ohne der Bereitwilligkeit, womit er ſeine Bücherſchätze fremden Gelehrten öffnete, dankbar zu gedenken. Es iſt unermeßlich viel über Indien geſchrieben, und es wird damit in einem ſteigenden Verhältniß fortgefahren. Dem Alterthumsforſcher kann nicht zugemuthet werden, dieſe ganze Bibliothek durchzuleſen, wiewohl es vielleicht wenig ſonſt brauchbare und glaubwürdige Bücher über das heutige Indien giebt, worin nicht eine oder die andre nützliche Nachricht für die Kenntniß des alten zu finden wäre. Jedoch erwähne ich nur die Uebergehung ſolcher Bücher, die eigentlich der Vorzeit des Landes gewidmet ſind. Ew. W. nennen Pictet's Indiſche Mythologie das ausführlichſte Werk über dieſen Gegenſtand: folglich war Ihnen Moor's Hindu Pantheon (London 1810, 4to) nicht bekannt geworden. Dieſes Werk, worin der beſcheidene Verfaſſer ſowohl alles bisher bekannte als die mündlichen Mittheilungen der Brahmanen fleißig zuſammengeſtellt hat, iſt ſchon wegen der ſchönen und zahlreichen Kupfertafeln (116 Blätter, und auf den meiſten mehrere Figuren) jedem unentbehrlich, der ſich mit der Deutung der Bildwerke an den alten Tempeln beſchäftigt. Hier lernt man die Attribute der Götter nach ihrem jedesmaligen Charakter kennen, und um ſo ſicherer, weil ein Veteran dieſe Wiſ-

ſenſchaft, Wilkins, den Zeichnungen die Namen in Devanagari-Schrift eigenhändig beigeſetzt hat.

In das Lob, welches Sie der Mythologie des Oberſten von Polier ertheilen, ſtimme ich ganz ein. Der groſſe Vorzug des Buches beſteht darin, daß es ein Aſiatiſcher Bericht über das Religions-Syſtem der Brahmanen iſt: aber ertheilt von einem hellen denkenden Kopf, der ſelbſt nicht darin befangen war: denn Ramachandras war ſeiner Denkart nach ein Philoſoph, im bürgerlichen Leben bekannte er ſich zu der Gemeinde der Seik's, welche allen Bilderdienſt verwerfen. Dieſen Vortrag hat der Europäiſche Schüler treu und mit Sinn aufgefaſt. Nur hat das Buch zwei Gebrechen: den fehlerhaften Franzöſiſchen Stil, und die Entſtellung der Namen, welche ſo weit geht, daß es auch dem Kenner der Indiſchen Mythen oft ſchwer fallen muß, zu errathen, was damit gemeynt iſt. Deswegen wäre ein neuer berichtigter Abdruck ſehr wünſchenswerth.

Ew. W. wollten in der erſten Abtheilung Ihrer Schrift eine kritiſche Anſicht der Indiſchen Alterthumskunde geben, und behaupten in der Vorrede, dieß laſſe ſich gar wohl ohne Kenntniß des Sanskrit leiſten. Ich kann nicht umhin zu bezweifeln, daß es ohne dieſe Kenntniß auf eine für den Standpunkt des Zeitalters genügende Weiſe geſchehen könne. »Sollte mir demnach der Vorwurf »gemacht werden, ſagen Sie, daß man, ohne Kenner »des Sanskrit zu ſeyn, nicht über Sanskrit-Litteratur »ſchreiben dürfe; — ſo iſt meine Antwort, daß meine »Unterſuchungen nicht die Sprache, ſondern die Sachen »betreffen. Die weitere Rechtfertigung muß mein Werk »ſelbſt geben.«

Mich dünkt, das Wesen der Kritik besteht eben darin, wo Zweifel oder Dunkelheit obwaltet, kein zugängliches Mittel zu Erforschung der Wahrheit unbenutzt zu lassen. Die Kenntniß des Sanskrit ist aber jetzt schon vollkommen zugänglich. 7

Ferner stehen die Sachen, diejenigen nämlich, womit wir uns nicht durch eigne Erfahrung bekannt machen können, weil sie zugleich einem entfernten Lande und einer entfernten Vorzeit angehören, häufig in dem genauesten Zusammenhange mit der Sprache.

Bei dem so oft bemerkten und beklagten Mangel einheimischer Geschichtschreibung, haben wir folgende Mittel uns über die Vorzeit Indiens aufzuklären: 1) Die Zeugnisse der Alten. 2) Die genaue Betrachtung. Diese ist besonders fruchtbar in einem Lande, wo seit Jahrtausenden so vieles in den Verfassungen, Sitten und Künsten der Einwohner unverändert stehen geblieben ist. 3) Die Denkmale, Tempel, Ruinen von Städten, Inschriften, Münzen u. s. w. 4) Die einheimische Litteratur. Auch bei dieser fehlt es uns noch gar sehr an andern als relativen Zeitbestimmungen; jedoch tragen die Erzeugnisse dieser Litteratur das Gepräge sehr weit von einander abstehender Zeitalter an sich.

Unter den Zeugnissen der Alten verstehe ich hauptsächlich die der Griechen und Römer. Doch müssen auch die der ältesten Arabischen Geschichtschreiber und Geographen, dann die der Ost-Asiatischen Völker, insbesondere der Chinesen, benutzt werden, sobald wir in den Besitz derselben gelangen.

Die Nachrichten der classischen Autoren über Indien, sind kurz, fragmentarisch, häufig sehr dunkel, und zuweilen erweislich irrig. Sie sind vielfältig nach der gegenwärtigen geographischen, ethnographischen und naturhistorischen Kenntniß des Landes beleuchtet worden. Auf diesem Wege darf man schwerlich noch viel neue Aufklärungen erwarten. Nur die Kenntniß der einheimischen alten Sprache und Litteratur kann sie gewissermaßen von neuem befruchten.

Ew. W. behaupten das hohe Alter der Indischen Cultur. Ich ebenfalls, und vielleicht nach einem Maaßstabe, welcher mit der zusammengezwängten Chronologie unserer herkömmlichen Weltgeschichte nicht verträglich seyn dürfte. Wie aber, wenn der triftigste Grund für diese Annahme gerade in den Formen und dem Geiste des Sanskrit läge? Dieses ist freilich ein esoterischer Beweis, dessen Führung ein festes wissenschaftliches Gerüste fodert. Ich berühre dieß nur im Vorbeigehen, und gehe zu einzelnen Beispielen fort.

Ferner behaupten Sie, wie ich überzeugt bin, mit dem vollsten Recht, das hohe Alter des Handels mit Indien, und dessen Vermittlung vornämlich durch die Phönicier und Babylonier. Die ausdrücklichen Nachrichten darüber sind spärlich und dunkel; es ist wünschenswerth, sie von einer andern Seite her bekräftigt zu sehen. Meistens pflegt mit einer fremden Waare der Name zugleich eingeführt zu werden. Dr. Hunter bemerkt (As. Res. IX. p. 384.) daß der Griechische Name für Pfeffer, πεπερι, aus dem Sanskritischen पिप्पली pippali, entstanden

ist, und daß nach dem Zeugnisse des Hippokrates die Griechen ihn von den Persern überkommen haben. Ew. W. haben dieß nicht aus der Acht gelassen. Wenn nun aber mehrere Griechische Namen für Indische Waaren zugleich offenbar Sanskritisch wären, und sich auch im Hebräischen wiederfänden, so wäre jener Handelsweg dadurch fast unwidersprechlich bewiesen. Der Indische Name der Baumwolle ist ohne Zweifel mit der Sache durch die Phönicier den Griechen zuerst zugeführt worden: कर्पास, karpâsa, כַּרְפַּס, κάρπασος. Unser vortrefflicher Sprachforscher, Hr. Gesenius, hat diesen Zusammenhang schon bemerkt, woraus zugleich hervorgeht, welche Bedeutung des Wortes bei den Griechen und Römern die ursprüngliche, und welche die übertragene war. Schon beim Homer kommt der Name eines Metalls vor, das nur in wenigen Ländern gegraben wird, und das wegen seiner Brauchbarkeit von jeher weit verführt wurde, und dieser Name ist Sanskritisch: κασσίτερος, कास्तीर, kastiram, das Zinn.

Gelehrte Mineralogen haben darüber gestritten, ob die Opale der Alten wirklich aus Indien hergekommen seien, wiewohl Plinius es ausdrücklich sagt. Plurimum ab iis differunt opali, smaragdis tamen cedentes. India sola et horum est mater. — उपल, upala, ist aber ein alt-Indisches Wort, und bedeutet zwar auch im allgemeinen einen Stein, insbesondere aber einen Edelstein. (cf. Col. Am. K. et Wils. s. h. v.) Hiermit ist, wie mich dünkt, der Zweifel so ziemlich entschieden. Auch der Name des Smaragdes ist Sanskrit: मरकत,

maraketá. Hieraus ergiebt sich zugleich, daß μάραγδος im Griechischen die ursprüngliche Form, und σμάραγδος daraus entstellt ist, wiewohl die Lexicographen das Gegentheil behaupten.

So gehen aus der Bekanntschaft mit der alten Sprache überraschende Aufklärungen und Entscheidungen hervor; wir werden sogar in den Stand gesetzt, Irrthümer der Alten mit Sicherheit zu berichtigen. Wie viel ist nicht über die Lage von Palibothra geschrieben und gestritten worden! Allerdings war die Sache auch ziemlich verwickelt. Strabo meldet dieß, diese Hauptstadt liege an der Mündung eines Flusses in den Ganges, Arrian nennt diesen Fluß Erannoboas, und sagt, er sei der größte unter allen, die sich in den Ganges ergießen. (Hist. Ind. Cap. X.) Das erste war richtig, das zweite ein Irrthum. D'Anville folgerte hieraus, Palibothra müsse an der Stelle des heutigen Allah-Abad an der Mündung der Yamuna gelegen haben, weil diese wirklich der größte Nebenfluß ist. Gibbon (Chapter LVII, note 6) hielt es für einerlei mit Canoge, (Kányakubja) welches zwar am Ganges, aber an keinem Gewässer liegt. Rennel hat zuerst die Lage richtig bestimmt: in der Nähe von Patna, unterhalb der Mündung des Sonas. Allein er fand noch vielen Widerspruch. Der Baron von Sainte-Croix (Examen critique des historiens d'Alexandre le Grand, 2e ed. p. 742. 743.) wollte es sogar an den Ausfluß des Ganges hin verlegen: ein ungeheurer Fehlgriff! Nun wurde der wahre Name von Palibothra पटलिपुत्र, Pat'aliputra, ausgemittelt. Er kommt gleich am Eingange des Hitopadesa vor, jedoch ohne Bestimmung der

Lage. Plinius unterscheidet irriger Weise den Erannoboas vom Sonus: Influere in eum (Gangem) novendecim amnes. Ex iis navigabiles Condochatem, *Erannoboam*, Cosoagum, *Sonum*. Sir W. Jones bemerkt ganz richtig, Megasthenes habe den Namen हिरण्यवाहः, Hiranyavâhas als Ἐρραννοβόας hellenisirt. Unser ältester Lexicograph, Amara-Sinhas, giebt diesen Namen als Synonym von Sonas; (cf. Col. Am. C.) und hiebei ist gar keine Verwechselung denkbar: denn beide Namen sind ausnahmsweise männlich, da die übrigen weiblich sind, und die Flüsse meistens in der Indischen Mythologie als Göttinnen erscheinen. Indessen könnte dieser Irrthum des Plinius, und die vermuthlich auch verfälschte Meilenzahl (425 M. P.) der Entfernung Palibothra's von der Mündung des Jomanes (Yamunâ) immer noch einigem Zweifel Raum lassen. Vor mir liegt eine Abschrift des Indischen Schauspiels von den Thaten des Chandra-Gupta's, des Königes von Pataliputra: hier betrachtet er von dem Söller seines Palastes den verheerströmenden Ganges. Zugleich wird aber der Sonus als ganz in der Nähe befindlich, mehrmals erwähnt. Der König will an dessen jenseitigem Ufer seinen Sitz nehmen; (गोणोत्तरं उपवेदुमिच्छामि) er sendet eine Botschaft an einen dort wohnenden Schreiber. Demnach scheint eine Vorstadt am linken Ufer des Sonus gelegen zu haben.

Nun, denke ich, wird man doch keinen weiteren Beweis für die Richtigkeit der Meynung Rennels fodern? Wenn die Ruinen in der Nähe von Patna nicht dicht an der Mündung liegen, so ist es ein Zeichen, daß das Fluß-

bett eine etwas veränderte Richtung genommen. Auf dieſe Vermuthung könnte auch der in dem Schauſpiel gebrauchte Ausdruck शोणोत्तरे, »am nördlichen Ufer »des Sonus,« führen, da der Fluß gegenwärtig in der Nähe ſeiner Mündung ziemlich gerade von Süden nach Norden fließt. Allein der Dichter nahm es wohl nicht ſo genau: die im ganzen nordöſtliche Richtung des Fluſſes rechtfertigt den Gebrauch jenes Ausdrucks.

So wird der Alterthumsforſcher, insbeſondere bei geographiſchen Gegenſtänden, gewiſſermaßen unwillkührlich auf Fragen über die Sprache hingetrieben. Wo man nicht weiß, da räth man, und wie natürlich, häufig falſch. Dieß iſt ſelbſt dem vorſichtigen Robertſon begegnet. Er wollte D'Anville's Beſtimmung von Palibothra gegen Rennel in Schutz nehmen. »Der alte Name von Allah»Abad, ſagt er, (Note XIV.) unter welchem es noch bei »den Hindu's bekannt iſt, iſt Praeg, oder Piyag, und »die Anwohner der Gegend werden Praegi genannt; und »dieß hat eine große Aehnlichkeit mit Prasii, der alten »Benennung des Königreichs, wovon Palibothra die Haupt»ſtadt war.« Jene Wörter ſind verfälſcht aus प्रयाग, prayâga. Nun verſchwindet ſchon großentheils die Aehnlichkeit mit den Praſiern. Prayâga (cf. Wils. s. h. v.) heißt ein Gemünde zweier Ströme, welches die Indier als heilig betrachten. Dem Zuſammenfluſſe der Yamunâ mit der Ganga, als dem heiligſten unter allen, kommt dieſer Name vorzugsweiſe zu; vier andre Flußgemünde behaupten den nächſten Rang nach jenem. — Das wahre Original des Griechiſchen Πράσιοι iſt प्राच्य, prâchya. Dieß bedeutet allgemein orientales; im Sanskrit hat es

aber eine besondere Bestimmung bekommen: die Landschaft im Süden und Osten des Flusses Sarâvati. (cf. Col. Am. K. p. 66. not. 4) Dieser Fluß bleibt noch auszumitteln: Wilson verwechselt ihn irrig mit der Sarasvatî, welche viel zu weit westlich fließt. Den palatalen Buchstaben च, das ce, ci der Italiäner, kennten die Griechen nicht aussprechen, sie haben ihn öfter, wie hier, bloß durch Σ, auch wohl durch Z oder Ξ ausgedrückt.

Im Periplus des Arrian heißt es:

> Μετὰ δὲ Βαρύγαζαν εἴθέος ἡ συναφὴς ἤπειρος ἐπ τοῦ βορέου εἰς τὸν νότον παρατείνει· διὸ καὶ Δαχινοβάδης καλεῖται ἡ χώρα· δάχανος (l. leg. δάχινος) γὰρ καλεῖται ὁ νότος τῇ κείνων γλώσσῃ.
>
> Nach Barygaza streicht das angrenzende feste Land sogleich von Norden nach Süden; weswegen auch die Landschaft Dachinabades genannt wird: denn Dachinos bedeutet in der Sprache der Einwohner den Süden.

Robertson sagt: (Note XXXIV) »Da die Griechen »und Römer, wenn sie irgend einen fremden Namen »auffaßen, ihm immer eine ihrer eignen Sprache ange»hörige Endung geben, welche nach dem grammatischen »Bau beider Sprachen ihnen gewissermaßen unentbehrlich »war, so ist es klar daß Dachanos einerlei mit Deccan »ist, welches Wort noch jetzt dieselbe Bedeutung hat, und »noch jetzt diesen Theil der Halbinsel bezeichnet.« Die Griechen sind allerdings mit andern barbarischen Sprachen so verfahren; (S. Ind. Bibl. II. S. 311 u. f.) nur bei der alt-Indischen hatten sie es nicht nöthig, weil diese den Griechischen ganz ähnliche Endungen und Biegungen

hatte. In geographischer Hinsicht ist die Bemerkung richtig, nur darin irrt Robertson, daß er meynt, die verfälschende Abkürzung in Deccan sei schon damals üblich gewesen. Nichts weniger! Der Verfasser des Periplus hat seine Angaben aus dem reinsten Sanskrit geschöpft. दक्षिण, dakshina, in den drei Geschlechtern dakshinas, dakshinâ, dakshinam, heißt eigentlich δέξιος, dexter; weil man sich aber bei Bestimmung der Weltgegenden immer zuerst dem Orient zuwandte, dakshinâ, der Süden, und hiemit ist zusammengesetzt: दक्षिणापथ:, dakshinâ-pathas; eigentlich der Weg nach Süden, dann die südliche Landschaft. Das क्ष entspricht zwar eigentlich dem Σ, aber wegen des vollern Zischlautes mochte es für ein Griechisches Ohr dem χ̃ verwandt scheinen. D'Anville theilte das Griechische Wort ab, als Dachin-Abades, weil er in der letzten Hälfte die im heutigen Indien so häufige Neuperßische Endung —abâd zu erkennen glaubte. Ein starker Anachronismus! Doch bei einem Geographen, dessen Sache die Sprachkunde nicht war, mag es entschuldigt werden; nur Anquetil, der sich für einen Kenner in diesem Fache ausgab, hätte es ihm nicht nachschreiben sollen.

Vincent bemerkt mit Recht, D'Anville habe zu sehr nach Namens-Aehnlichkeiten gehascht, und sich dadurch bei der Geographie Indiens zu großen Fehlgriffen verleiten lassen. Der verdienstvolle Gelehrte scheint sich seiner eignen Schwäche nicht bewußt gewesen zu seyn: er ist freigebig mit Etymologien aus dem Neuperßischen, wo sie gar nicht hingehören, und noch dazu, ohne die Sprache zu wißen. Die geographischen Angaben der Alten von

einem ſo entfernten Lande haben meiſtens keine wiſſenſchaftliche Grundlage; erſt Ptolemäus gab die Länge und Breite der Oerter an, aber da er ganz Indien falſch orientirt hatte, mit ungeheuern Irrthümern, wenn auch die Entfernung richtig geſchätzt worden war. Die Vermuthungen ſchweifen alſo in einer unbeſtimmten Breite umher: man hat natürlicher Weiſe Stützpunkte geſucht, wirkliche oder ſcheinbare, um ſie irgendwo anzuknüpfen. Aber die von den Griechen uns überlieferten Namen unmittelbar mit den heutigen zu vergleichen, iſt eine durchaus unſtatthafte Methode. Vor Alters waren die geographiſchen Namen von Kaſhmir bis zum Sunde von Ceylon und den vermeynten Trümmern der Wunderbrücke des Ramas, und vom Delta des Sindhus bis zur Mündung des Brahmaputras, wo nicht insgeſamt, doch größtentheils aus dem Sanskrit gebildet. Erſt ſeit acht Jahrhunderten ſind Arabiſche und Perſiſche Namen durch die Mahomedaniſchen Beherrſcher eingeführet worden: ſie beſchränken ſich aber meiſtens auf die von ihnen erbauten Städte und Feſtungen. Aber auch hiebei offenbart ſich der Einfluß der claſſiſchen Landesſprache; es ſind viele Zwitternamen darunter; z. B. Achmed-nagara, Sultan-pura, Achmed-Stadt, Sultan-Stadt, u. ſ. w.

Ausnahmen mögen in der ſüdlichen Halbinſel Statt finden, daß nämlich die Namen aus der Carnatiſchen oder Tamuliſchen Sprache abzuleiten ſind. Aber mit der aus dem nördlichen Indien eingeführten Religion ſind auch hier Sanskritiſche Namen in Menge einheimiſch geworden, vermuthlich ſchon in einer Vorzeit, welche über das Alter unſrer hiſtoriſchen Nachrichten hinausgeht. Ja noch viel

weiter hat das Sanskrit seine Verzweigungen ausgedehnt. In dem Verzeichniß der Namen auf der Insel Taprobana bei Ptolemäus erkennt man auf den ersten Blick Sanskritische Wörter. Java ist voll von Namen aus der Brahmanischen Mythologie, in der jenseitigen Halbinsel findet man sie wieder, und die Hauptstadt des Reiches der Birmanen, von den Engländern Ummera-pore geschrieben, heißt ganz classisch अमरपुर, amara-pura, die Stadt der Unsterblichen. Doch dieser Name ist erst im vorigen Jahrhundert ertheilt worden, und es zeigt sich darin der Einfluß Brahmanischer Astrologen an dem Hofe eines Buddhistischen Fürsten; aber der anderswo (Ind. Bibl. II. S. 305.) schon bemerkte Name des Hauptflusses von Java dürfte alt seyn. In Tibet erwartet man den Einfluß der classischen Sprache; noch weit bis in die Tartarei trifft man auf Spuren davon. Ein Chinesischer Geschichtschreiber berichtet, der Name der Stadt Khotan sei Indisch, und bedeute eigentlich Milchbrust der Erde. (Rémusat Histoire de la ville de Khotan, p. 35, 36.) Dieses Zeugniß wird durch die Kenntniß der Sprache bestätigt: कुस्तान, ku-stana, heißt aber terrae, ganz nach dem Homerischen Ausdruck, οὖδας ἀρούρης.

Diese Namen haben ihren eignen leicht erkennbaren und aus dem innersten Geiste der Sprache hervorgehenden Charakter. Meistens haben sie Beziehung auf die Religion und Mythologie. Diese ist bis auf die neueren Zeiten in lebendiger Erinnerung geblieben. Tippoo's Reich führte seinen Namen von der im J. 1524 erbauten Hauptfestung Mysore, (gesprochen Maißoore) und dieser Name ist nichts anders als eine Zusammenziehung von Mahishâsura,

der Büffel-Dämon, deſſen Erlegung unter den Thaten der Göttin Durga in den Purana's geprieſen wird. Andre ſind zuſammengeſetzte ſchmückende Beiwörter, (z. B. die Landſchaft Birboom, वीरभूमि vira-bhûmi, Heldenland. Andre endlich ſind von der natürlichen Beſchaffenheit hergenommen, wie ſchon Plinius richtig bemerkt: a montibus Emodis, quorum promontorium Imaüs vocatur, incolarum lingua *nivosum* significante.

Viele von Griechen uns überlieferten Indiſchen Perſonen- und Ortsnamen ſind ſchon völlig befriedigend aus dem Sanskrit erklärt worden, und die Beiſpiele ließen ſich vielfältig vermehren.

Wenn man nun einen von den Griechen erwähnten geographiſchen Gegenſtand, ſei es Landſchaft, Gebirge, Fluß oder Stadt, in der Wirklichkeit wieder zu erkennen glaubt, ſo muß zuvörderſt unterſucht werden, welcher Sprache der heutige Name angehört. Iſt er Sanskritiſch, ſo muß er aus der verſtümmelten oft bis zur Unkenntlichkeit entſtellten Form der heutigen Volksmundarten auf die claſſiſche Sprache zurückgeführt werden, und man muß dann ſehen, ob die Aehnlichkeit verſchwindet, oder vielleicht noch ſtärker hervortritt. Denn auch dieß wurde ſchon an manchen Beiſpielen gezeigt, daß die Griechen die ächte, grammatiſch beſtimmte Ausſprache des Sanskrit vernommen haben. Freilich war nichts der Verfälſchung durch nachläßige Abſchreiber ſo ſehr ausgeſetzt, als ausländiſche ſelten vorkommende Namen. Die Richtigkeit der Lesearten kann alſo in vielen Fällen bezweifelt werden. Sonſt aber muß man keine Aehnlichkeit erzwingen wollen, man darf keine Abweichung vorausſetzen, die nicht aus dem Verhältniſſe

der beiderseitigen Alphabete, den Gewöhnungen des Griechischen Ohres, und der unbewußten oder absichtlichen Hinneigung zum Hellenismus erklärbar ist. So ist z. B. Ὀξήνη ganz zuverläßig die altberühmte Hauptstadt Ujjayinî. (उज्जयिनी, nach der Englischen Schreibung Oogein.) Es läßt sich aber auch ganz befriedigend zeigen, warum das Original nicht genauer ausgedrückt ist. Die Griechen hatten kein kurzes U, sie ersetzen es also entweder durch Y, das im Anlaut nie ohne den spiritus asper steht, und also hier nicht zu brauchen war, oder durch Omikron. Der Buchstabe ज ja, das ge, gi, der Italiäner, war ihnen fremd: das geläufelte ζ, dessen wahre Aussprache wir von den Neugriechen lernen müssen, (in unsern Schulen wird es barbarisch ausgesprochen) mußte ihn vertreten, und das ζ durfte nach den Regeln der Schreibung nicht verdoppelt werden. Endlich erkannte die Griechische Sprache kein Jod, kein i consonans an: die beiden kurzen Vocale, welche dieser Buchstabe aus einander hält, verschmelzen also in Einen langen. Ganz zuverläßig, wie schon Rennel bemerkt hat, sind die beiden Flüsse beim Plinius, Condochates und Cosoagus, die Gan'd'akî und Kausikî; (गण्डकी, कौशिकी; Englische Schreibung: Gunduck, Coosy,) welche die Provinz Tirhoot im Westen und Osten begränzen. Man darf aber keineswegs annehmen, der Grieche, aus welchem Plinius schöpfte, habe die Namen willkührlich so verändert: er hat andre Formen, und zwar verlängerte ausgedrückt; welches bei Flüssen leicht der Fall seyn konnte, da sie einigermaßen an der Vielnamigkeit der Götter Theil nehmen. Bei Condo-

chates vermuthe ich गण्डकवती gan'd'akavatî. Gan'-d'aka heißt ein Rhinoceros; vat, im Femininum vatî, iſt eine Ableitungs-Sylbe, welche Beſitz oder Aehnlichkeit bezeichnet. Die Flußgöttin Kaus'ikî iſt nach der Mythologie die Schweſter des Heiligen Visvâmitras, der auch nach dem gemeinſchaftlichen Stammvater Kus'as, patronymiſch Kaus'ikas genannt wird. Dieſe Verwandtſchaft konnte in dem Original des Namens Cosoagus auf andre Weiſe ausgedrückt ſeyn: vielleicht कौशभगिनी, Kaus'a-bhaginî, die Schweſter des Kuſiden. Indeſſen befriedigt dieſe Vermuthung mich ſelbſt nicht ſonderlich. Die Indiſchen Lexicographen ſind ziemlich karg mit geographiſchen Namen. Die beſten Aufklärungen ſind von den epiſchen Dichtern zu erwarten: ſie erwähnen häufig Königreiche, Landſchaften, Berge, Flüſſe und Städte; meiſtens zwar ohne Ortsbeſtimmung, aber dieſe ergiebt ſich oft aus dem Zuſammenhange; man muß hauptſächlich auf die Reiſen und Wanderungen der handelnden Perſonen Acht geben.

Wenn Ew. W. die Methode, welche ich mich bemüht habe, durch obige Bemerkungen und Beiſpiele dem künftigen Geographen des alten Indiens vorzuzeichnen, als die richtige anerkennen, ſo werden Sie mir auch zugeſtehen, daß zu deren Befolgung, wo nicht eigne Kenntniß der Sprache, doch der Beiſtand eines ſprachkundigen Gelehrten erfoderlich iſt. Sollte es in den übrigen Theilen der Indiſchen Alterthumskunde anders ſeyn? Vielleicht werden ſie ſich aus dem Folgenden überzeugen, daß ein ſolcher Beiſtand, wenn Sie ihn geſucht hätten, manchen Mißverſtändniſſen und Irrthümern vorgebeugt haben möchte.

Zuvörderſt bedürfen Ihre Namen einer durchgängigen

Berichtigung. Ich müßte ein ganzes Glossarium liefern, wenn ich ins Einzelne gehen wollte: ich begnüge mich damit, die Sache im Ganzen zu erörtern. Die heutigen Völker Europa's sprechen das Latein auf sehr verschiedene Weisen aus: sie verstehen sich aber über die Namen, weil sie, die Verstümmelung der Endsylben abgerechnet, die classische Schreibung beibehalten. Wenn nun jemand herumhorchte, wie ausgesprochen wird, und dieses schriftlich auffaßte, so würde er in Deutschland einen Zizero bekommen, in Obersachsen sogar einen Zitzero, in England einen Ssissero, in Frankreich einen Sfißerong, und in Italien einen Tschitscherone; einen Lisius, einen Liwwi, einen Titelim und einen Liwio. Nicht anders kann es herauskommen, wenn man die alt-Indischen Namen bald nach dieser, bald nach jener ungültigen Autorität schreibt. Man kann die Schriftsteller über Indien in drei Classen theilen: solche, die alle Sanskritischen Namen und Wörter nach der richtigen Methode schreiben; solche, die sie zwar nach einer verkehrten, aber doch nach irgend einer Methode schreiben; und solche die sie ohne alle Methode schreiben. Die letzte Classe ist bei weitem die zahlreichste: außer allen Aelteren gehören die meisten Reisebeschreiber, selbst die neuesten dazu. Leider auch Polier; er hat die verderbte Aussprache seines Lehrers nach dem Gehör aufgefaßt, so gut es gehen wollte.

In geographischen und historischen Dingen sind die Namen gewiß keine Nebensache. Für wie gleichgültig man aber auch die Aussprache achten möge, so ist doch durchgeführte Schreibung eine unerläßliche Bedingung der Klarheit und Genauigkeit. Dem ungeübten Leser fällt

es ohnehin schon schwer genug seinem Gedächtnisse so viel fremde Namen einzuprägen: was kann verwirrender für ihn seyn als Ungleichförmigkeit und vollends Ungleichförmigkeit in demselben Buche! Sir William Jones hielt die Sache für so wichtig, daß er die Asiatischen Untersuchungen mit einer ausführlichen Abhandlung über die Orthographie der Asiatischen Wörter eröffnete. Der vortreffliche Mann wußte nicht nur einen so trocknen Gegenstand durch geistreichen und zierlichen Vortrag zu beleben: er bewährte dabei sein seltnes Sprachtalent, sein feines Gehör und sein Nachdenken über die Theorie der articulirten Laute. Seine Methode umfaßt zugleich das Arabische und Persische, wo ich sie nicht beurtheilen kann; für das Sanskrit ist sie vollkommen zweckmäßig. Die Probe der Richtigkeit ist diese, daß jeder, der die Methode kennt, das solchergestalt umgeschriebene ohne möglichen Irrthum oder Zweifel in die Urschrift zurücksetzen könne. Dazu ist es erfoderlich, sich bloß an das schriftlich vorliegende und grammatisch bestimmte zu halten, unbekümmert um die heutige Aussprache einer alten und gewissermaßen todten Sprache, weil die Aussprache nach Zeitaltern und Landschaften mannichfaltig von dem ursprünglichen Typus abweichen kann. Einige auf Uebereinkunft gegründete Festsetzungen sind dabei nicht zu entbehren. Jeder Buchstabe und jede Verbindung von Buchstaben muß unabänderlich dasselbe bedeuten, was in lebenden Sprachen, wo die Schreibung stehen bleibt, während die Aussprache sich verändert, nicht immer der Fall ist. Auch ist leicht einzusehen, wenn mit einem Alphabet von fünf und zwanzig Buchstaben, worunter vielleicht noch ein

paar unbrauchbare sind, ein ungefähr doppelt so starkes Alphabet ausgedrückt werden soll, daß einige Abzeichen dabei nöthig sind.

Dieß alles hat Sir W. Jones durch seine Methode, und zwar auf die leichteste und bequemste Weise geleistet. Auch traten ihm die wissenschaftlichen Köpfe unter den Mitgliedern der Asiatischen Gesellschaft einstimmig bei. Colebrooke in seiner angefangenen Grammatik und in seiner Ausgabe des Amara-Kosha, in seinen zahlreichen Abhandlungen und Uebersetzungen, hat diese Schreibung ganz genau befolgt; Wilson in seinem Lexicon und übrigen Schriften ebenfalls. Wilkins, der früher noch auf das System oder vielmehr Unsystem der Englischen Vocal-Bezeichnung Rücksicht genommen hatte, gab dieses in seiner Grammatik gänzlich auf, und legte die wahre Scala der Vocale und deren Italiänische Schreibung zum Grunde *). Auch andre Engländer, selbst Nichtkenner des Sanskrit, wie Buchanan (jetzt Francis Hamilton) in seinen Genealogieen, Moor in seinem mythologischen Werke,

*) Nur in Nebendingen hat er einiges verändert, er setzt z. B. unter die Buchstaben, die eines Abzeichens bedürfen, einen Punkt statt eines darüberstehenden Accentes; das Zeichen der Länge über die langen Vocale, statt des von Jones gebrauchten Acutus. Mir scheint der Circumflex hiezu das angemessenste, da auch kurze Vocale acut betont seyn können. Eine seiner Abänderungen ist jedoch eine wesentliche Verbesserung, daß er क durch k und nicht durch c ausdrückt. Jones hatte dieses gewählt, um k und besonders kh den Arabischen Guttural-Lauten

Walter Hamilton in seiner großen statistischen Geographie von Indien, haben sich angeschlossen, und der Genauigkeit in diesem Stücke sich wenigstens befleißigt.

Andre Engländer aber, die ohne vorgängige philologische Bildung zum Studium des Sanskrit gekommen waren, namentlich einige Seramporer Missionare, sind ihrem eigenen Sinne gefolgt. Sie glaubten, man könne es dahin bringen, daß ungelehrte Englische Leser, wenn sie nur so sprächen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, sogleich die richtige Aussprache der fremden Wörter treffen sollten. Dieß ist ein widersinniges Beginnen. Es wäre bei jeder lebenden Europäischen Sprache unausführbar, wiewohl diese sich eines gemeinschaftlichen Alphabets

---

vorzubehalten. Aber das C wird in den neueren Europäischen Sprachen nach Beschaffenheit der darauf folgenden Vocale verschieden ausgesprochen, und चि soll immer ki lauten. Vollends der adspirirte Buchstabe च्छ chha, durch ch ausgedrückt, kann gar leicht mit dem palatalen च, cha (tscha) verwechselt werden. Eine von mir für nöthig erachtete Abweichung, daß ich nämlich, wo ein Name im Zusammenhange der Rede vorkommt, nicht das Thema, sondern den Nominativ setze, glaube ich hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Ind. Bibl. I, S. 47. 48. Wenn Wörter abgesondert für sich betrachtet werden, so thut man freilich besser, das Thema aufzustellen, weil dieses die Grundlage der ganzen Declination ist. Leider hat unsere Deutsche Schrift keine Accente: wo es also auf Genauigkeit ankommt, muß man sich mit der Lateinischen aushelfen.

bedienen. Wie es auffallen würde, wenn man ſolchergeſtalt das Franzöſiſche umſchriebe, hat Sir W. Jones ſehr drollig gezeigt. Es möchte leidlicher herauskommen, wenn eine Sprache zum Grunde gelegt wäre, welche eine einigermaßen folgerechte Orthographie beſitzt. Aber die Schreibung des Engliſchen iſt gar nicht phonetiſch, ſondern hiſtoriſch, d. h. ſie bezeichnet eine ehemalige Ausſprache. Deswegen iſt in keiner bekannten Sprache das Buchſtabiren ſo ſchwer zu erlernen, als im Engliſchen, weil etwas ganz anderes buchſtabirt, und etwas anderes geleſen wird. Es geht ſo weit, daß in England ſelbſt orthoëpiſche Wörterbücher ein Bedürfniß geworden ſind. Bei dieſer Methode, welche ich mit Recht die verkehrte nenne, iſt gar kein Vortheil abzuſehen. Die Ausſprache des Sanſkrit im Munde ſolcher Leſer, die nicht im Stande ſind, einen in wenigen Minuten zu ertheilenden Unterricht über eine beſondere Beſtimmung der Buchſtaben zu faſſen, überläßt man billig ihrem Schickſale. Hätten aber auch die Erfinder dieſer Schreibung wirklich für die Bequemlichkeit ihrer Engliſchen Leſer geſorgt, ſo ſind dagegen die Ausländer deſto übler daran; und gelehrte Werke über das alte Indien ſchreibt man doch nicht bloß für ſeine Landsleute, ſondern für Europäiſche Leſer.

Da indeſſen dieſe Männer, insbeſondere Caren, Marſhman, und Ward, wirklich-Sanſkrit wußten, ſo haben ſie doch dahin geſtrebt, daß man die Wörter mit Sicherheit in die Urſchrift zurückſetzen könne. Hiezu war es unerlaßlich, die Quantität der Vocale zu bezeichnen: Ward wählte dafür die bekannten Zeichen, die Ueberſetzer des Rámáyan'a miſchten der Römiſchen Schrift die kurzen

Vocale in Cursivlettern ein. Verdoppelte Vocale, ee und oo, müssen ein kurzes I und U bedeuten, i dagegen den Diphthongen ai, ou den Diphthongen au und dergleichen skeliographische Erfindungen mehr. Das schlimmste ist, daß sie die landschaftliche Aussprache des Sanskrit, welche sie zufällig vernommen hatten, ungesetzmäßig einmischen. Die Aussprache der Bengalischen Gelehrten ist aber sehr nachläßig und verderbt, sie zerstört durch das Verschlucken der kurzen Vocale allen Wohllaut, während der classische Vortrag sich in Benares noch rein erhalten hat.

Ew. W. sind unglücklicher Weise den Uebersetzern des Rámáyan'a häufig gefolgt, wiewohl Sie die richtige Schreibung der mythologischen Namen bei Sir W. Jones, bei Wilson, endlich auch meistens bei Moor hätten finden können. Den Gewöhnungen des Deutschen Lesers zu lieb, haben Sie zuweilen verändert, aber nicht folgerecht; Sie haben stehen lassen, was, wenigstens ohne eine Vorerinnerung, durchaus nicht stehen bleiben durfte. Sie verändern Ramayuna in Ramajana: in so fern ganz richtig, daß das Englische y für unser Jod, für i consonans steht; aber dann hätte statt Junuka auch Dschanaka oder etwas ähnliches gesetzt werden müssen. Denn das Englische J ist der gelinde palatale Laut, das Italiänische ge, gi, welches unserer Sprache gänzlich fehlt. Man hat es durch dsch auszudrücken versucht: ungeschickt genug mit vier Buchstaben, und zwei einander widerstrebenden Elementen d-sch, die schon eine falsche Aussprache bezeichnen. Meines Erachtens ist es ein einfacher Laut. Im Sanskrit macht es keine Position, und in den Sprachen

wo es sich findet, vertritt es die Stelle eines ehemaligen einfachen G. Das cursive U in Ramayuna und in Junuka soll ein kurzes a vorstellen, weil dieses in Bengalen häufig gedämpft ausgesprochen wird, wie in dem Englischen Worte sun. Der deutsche Leser wird dadurch unausbleiblich irre geführt. Ueberdieß zerstört es die grammatische Analogie. Von einem alten Könige Bharatas (⏑ ⏑ ⏑) ist der Name von Indien, Bhâratam, patronymisch abgeleitet. Dieß leuchtet sogar dem Auge ein. Wenn man aber jenen ersten Namen Bhuruta schreibt; so ist es nicht mehr so leicht zu begreifen.

Ew. W. selbst sind durch diese Skoliographie in Misverständnisse hineingerathen, wovor Ihre ausgebreitete Kenntniß der Indischen Mythologie sie sonst geschützt hätte.

S. 330, 331. »Starke und berauschende Getränke »sagen Sie, kannte das alte Indien von mehr als einer »Art. Aber der Gebrauch derselben war nicht allgemein. »Der Ramajan unterscheidet die Suras, welche sich den »Genuß derselben erlaubten, von den Usuras, die sich ihn »versagten; Secten, die schon ein hohes Alter gehabt haben »müssen, da sie in dem uralten Mythus der Nachkommen »des Uditi, (dies sind die Suras,) und des Diti (der »Usuras) vorkommen.«

Sehr alt sind diese Secten freilich, denn es sind keine andern als die Olympischen Götter und die Titanen nach der Hesiodischen Mythologie, als die Diener des Ormudz und des Ahriman nach der Lehre Zoroasters, als die guten Engel und die Dämonen. Es sind die Götter und die Ungötter, सुराः असुराः die Surâs und Asurâs. Das erste ist eine allgemeine Benennung

der Götter; das vorangeſetzte a privativum bezeichnet ihre Gegner. Nur unter einer ſolchen Verkleidung konnten Ihnen ſo bekannte Namen entgehen. Die Herausgeber des Râmâyan'a haben Ihnen hier, zwar nicht ein X für ein U, aber was eben ſo ſchlimm iſt, ein U für ein A vorgemacht. Auch ſind Diti und Uditi nicht die Väter beider Arten von Weſen, ſondern Kaſ'yapas iſt ihr gemeinſchaftlicher Vater; ſeine beide Gemahlinnen, Ditis und Aditis, (mit der Endung des Nominativs) die Mütter der einen und der andern. Von der erſten werden die Titanen matronymiſch Daityâs genannt; von der zweiten ebenſo die Sonne insbeſondere, âdityas. Deren giebt es jedoch zwölf: es iſt wohl immer dieſelbe Sonne, aber in den zwölf Zeichen des Thierkreiſes. So verdunkelt jene verwünſchte Schreibung ſelbſt die theogoniſche Genealogie, deren Bedeutung, wie mich dünkt, dieſe iſt: der Aether, der Himmel, erzeugt mit dem Lichte die wohlthätigen, mit der Nacht die feindſeligen Naturgeiſter. Was ſoll nun aber die Erwähnung der ſtarken Getränke in der wunderlichen kosmogoniſchen Fabel? Die Sura's und Aſura's, noch in gutem Frieden, quirlen das Milchmeer, um die Ambroſia, (अमृतं, amr'itam) die Speiſe der Unſterblichkeit heraufzubringen, über deren Beſitz ſie ſich nachher entzweien. Zuvor ſteigt unter andern Koſtbarkeiten aus dem Milchmeer eine Nymphe empor, Vârun'î genannt, als die Tochter des Meergottes Varun'as. Sie heißt auch Surâ, und beides ſind Namen für alle geiſtigen Getränke. Die Söhne der Ditis wollen nicht um ihre Gunſt werben, die Söhne des Aditis aber nehmen

sie mit Freuden auf. Bedeutet dies nun, den Göttern seien starke Getränke angenehm, den Ungöttern aber nicht? Wenn der Mythus ein Griechischer wäre, so möchte die Deutung zulässig seyn, da die Griechen den Göttern Wein spendeten, den nächtlichen Wesen des Tartarus hingegen nüchterne Libationen darbrachten. Aber den Indiern gilt jedes starke Getränk als Bestandtheil eines Opfers für eine Entweihung. Ueberhaupt ist ihr religiöses Gesetz in dieser Hinsicht sehr strenge. Nicht nur den Brahmanen, sondern allen obern Castien ist der Gebrauch der von Alters her bekannten geistigen Getränke, des Rums, des Arraks, des Palmenweins u. s. w. untersagt. Ein Grieche hat, nicht eben zum Ruhm der Griechischen Sittenbildung, mit Verwunderung bemerkt, daß die Indischen Könige sich nicht betrinken durften. Da nun in allen polytheistischen Religionen das Leben der Götter dem menschlichen in seiner edleren Gestalt nachgebildet ist, so schrieben die Indier ihren Göttern einen so verworfenen Genuß gewiß nicht zu: dieß könnte höchstens nur eine späte Verfälschung seyn, ersonnen, um den Bruch des Gesetzes unter den Menschen zu beschönigen. Ueberdieß hatten die Götter ja etwas weit besseres, die Ambrosia. Dieser Mythus ist rein etymologisch, und der Dichter giebt uns selbst den Schlüssel dazu. Sie heißen Surâs, sagt er, weil sie die Surâ bei sich aufgenommen haben. Solche Ableitungen der Namen, welche beinahe als Wortspiele erscheinen, finden sich ja auch in den Mosaischen Büchern, und beim Homerus und Hesiodus. Meines Erachtens kommt सुर, sura, her von स्वर, svar, der Him-

mel; ſo wie देव, dêva, *divus*, ausgemacht von दिव्, div, ebenfalls der Himmel. Beides heißt alſo die Himmliſchen, und eben dieſer Begriff wird durch eine Menge anderer Formen ausgedrückt. Dabei iſt nicht aus der Acht zu laſſen, daß das indeclinable einſylbige Subſtantivum svar eines von den geheiligten myſtiſchen Wörtern iſt. Die Verwandlung des Halbvocals व, va, ſamt dem ihm anhängenden kurzen a in den entſprechenden Vocal u, welche im Lateiniſchen ſo häufig vorkommt, (z. B. auspex für avispex; solvere, solutus; quatio, percutio, u. ſ. w.) findet auch im Sanſkrit bei der Declination und Conjugation vielfältig Statt, und die einheimiſchen Grammatiker, ganz andre Theoriſten als die Lateiniſchen, haben einen eigenen Kunſtausdruck dafür: es heißt samprasâraṇam. Mit der Derivation verhält es ſich aber anders: in der Regel bleiben die Conſonanten, mit Inbegriff der Halbvocale ſtehen, und die Vocale bekommen ein Augment. Ohne Zweifel bloß deswegen iſt jene Ableitung verkannt worden. Der Umſtand iſt aber merkwürdig; er beweiſt daß der Name der Götter, sura, in ein hohes Alterthum zurückgeht, wo die Ableitungsformen noch nicht ſo wie nachher feſtgeſtellt waren. Andere von den Indiſchen Gelehrten verſuchte Ableitungen hat Wilſon mitgetheilt. Sie ſind ſämtlich grundlos und ſogar läppiſch. In der Etymologie dürfen wir dreiſt über die Ueberlieferungen der einheimiſchen Grammatiker hinausgehen: dazu berechtigt uns die vergleichende Sprachkunde, und die allgemeine Theorie der Sprache, welche jene nicht beſaßen.

In obigem Falle waren, wie geſagt, die Serampurer

Missionare Schuld an Ihrem Misverständnisse. Aber nicht selten haben Ew. W. ihre Schreibung willkührlich verändert. Z. B. der alte berühmte Königssitz, heutzutage Aude, nach der Englischen Schreibung Onde, heißt bei Ihnen *Ujadja*, und dieß haben Sie sogar auf die Landcharte setzen lassen. In dem kurzen Worte sind nicht weniger als drei Schreibfehler gehäuft: das bewußte u für a, hier für das a privativum, ist stehen geblieben, ö mit a vertauscht, und dem d seine Adspiration genommen. Der wahre Name ist अयोध्या, Ayôdhyâ, *inexpugnabilis*, im Femininum, wobei Stadt verstanden wird. — Aus welchen trüben Quellen haben Sie den Bruder des Vikramadityas, den bekannten Dichter, Virtuny, und den Anführer der Kuru's, Durdjen oder Durdjehn, geschöpft? Wie wenig ist in dieser Verstümmelung von den wahren Namen भर्तृहरिः, Bhartrihâris, und दुर्योधनः, Duryôdhanas, (δυσπόλεμος) stehen geblieben!

Ich fasse meine Erinnerungen über diesen Punkt in eine allgemeine Bemerkung zusammen, welche, wenn das bisherige dazu noch nicht hingereicht hätte, die Nothwendigkeit philologischer Genauigkeit auch bei historischen, geographischen und antiquarischen Gegenständen in das hellste Licht setzen wird. Vor den Engländern haben Araber, Perser, Portugiesen, Italiäner von Marco Polo an bis auf den Pater Paullinus, Holländer und Franzosen Berichte über Indien erstattet. Alle haben die Namen und Wörter mit einem für fremde Laute ungeübten Ohre aufgefaßt, haben sie mit einem durch einseitige

Gewöhnung unvollkommen gewordenen Organe (wie denn die meisten Nationen diesen oder jenen Buchstaben nicht aussprechen können) nachgelallt, und haben sie endlich unmethodisch aufgeschrieben. Wenn nun jemand zu einer Schilderung des alten und neuen Indiens Auszüge aus allen diesen Schriften machte, — und gewiß enthalten die meisten manches, was noch jetzt mit Vortheil benutzt werden kann; — hiebei aber die schon nach allen Richtungen fehlerhaft geschriebenen Wörter nach eignen Mißverständnissen und mit Willkühr veränderte: welche mehr als Babylonische Verwirrung würde daraus entstehen! Zum Beispiel kann das Glossarium Sanskritischer Wörter dienen, welches dem dritten Bande des Ayin Akberi in Gladwins Uebersetzung vorangestellt ist. Auf die erste Entstellung des Persers ist die zweite des Engländers gepfropft: es ist eben Zigeuner-Welsch daraus geworden, und dem geübtesten Kenner wird es zuweilen schwer fallen, die wahren Originale dieser Zwittergestalten zu errathen.

Ew. W. erklären in der Vorrede, »daß Ihre Unter»suchungen nicht die Sprache, sondern die Sachen betref»fen.« Aber die Beschaffenheit des Gegenstandes hat Ihnen nicht erlaubt, sich in diesen Gränzen zu halten. Sie haben vielfältig nicht nur über die Litteratur, sondern auch über die Sprache selbst, und über die Arbeiten Europäischer Gelehrten in diesem Fach gesprochen und geurtheilt. In manchen Ihrer Aeußerungen verräth sich unverkennbar ein gewisser Skepticismus, ein sonderbarer Zweifel, ob wohl wirklich jemand in Europa Sanskrit wisse und wissen könne. S. 89 sagen Sie: »Das Nagari»

»Alphabet findet man in eben dieſer Abhandlung (der »oben angeführten von S. W. Jones) nach ſeinen ein»zelnen Buchſtaben erläutert; ſeitdem wir vollends die »Sprachlehren und tiefeindringenden Unterſuchungen eines »Carey, Wilkins, Bopp und Frank erhalten ha»ben, iſt über die Elemente dieſes Alphabets ein hinrei»chendes Licht verbreitet. Es hat 16 Zeichen für Vocale,« u. ſ. w. — In der That! Wir wiſſen das Abc, wir können buchſtabiren. Iſt hier etwa von Perſepolitaniſchen und Babyloniſchen Keilſchriften die Rede? Von der Entzifferung der Iguviniſchen Tafeln und der Etruskiſchen Grab-Urnen vor Lanzi's Zeit? Von Aegyptiſchen Papyrus-Rollen? Von einer untergegangenen Sprache, die aus wenigen Bruchſtücken in unbekannten Schriftzügen enträthſelt werden müßte? Nein, ſondern von einer Sprache, deren reiche Litteratur vollſtändig erhalten, ihren weſentlichen Theilen nach in vielen Hunderten von Handſchriften in Europäiſchen Bibliotheken aufbewahrt wird; von einer Sprache, die ſeit ein paar Jahrtauſenden durch einheimiſche Gelehrte grammatiſch und lexicographiſch bearbeitet worden; von einer Sprache endlich, die ſogar ihr alphabetiſches Syſtem, zwar nicht überall nach der Figur der Buchſtaben, welche unweſentlich iſt, aber in Bezug auf die phonetiſche Bezeichnung, den neueren lebenden Sprachen Indiens übertragen hat. Hiebei waren ja nicht ſolche Schwierigkeiten zu überwinden, wie bei der Chineſiſchen Schrift, welche dennoch ſiegreich beſeitigt worden ſind; nicht einmal wie bei der Arabiſchen, weil in dieſer, bei dem Mangel der Punctation, ſchon zum Leſen ein gewiſſer Grad grammatiſcher Kenntniß erfodert

wird. Es iſt eine Buchſtabenſchrift wie die unſrige, nur eine vollkommnere; das Leſen und Schreiben iſt verwickelter, weil zu dem doppelt ſo ſtarken Alphabet zahlreiche Verknüpfungen der Buchſtaben hinzukommen, die man als Schreibverkürzungen betrachten kann.

Indeſſen ſcheint es doch, als ob »über die Elemente »dieſes Alphabets noch kein hinreichendes Licht verbreitet »wäre.« Denn Sie äußern darüber S. 95 ganz irrige Vorſtellungen. — »Die 38 theils einfachen theils dop»pelten Conſonanten ſind meiſt Lippen» und Zungenlaute.« — Glücklicher Weiſe iſt es nicht ſo, denn jedes einſeitige Uebergewicht gewiſſer Laute in einer Sprache iſt Misbildung und dem Wohlklang nachtheilig. Die den verſchiedenen Sprachorganen, der Kehle, dem Gaumen, der innern Mundhöle, den Zähnen und den Lippen zugehörigen Articulationen ſind in gleicher Anzahl vorhanden. Ich könnte Ihnen ſogar die verhältnißmäßige Häufigkeit oder Seltenheit der Buchſtaben in Zahlen vorlegen, da ich darüber zum Behuf des Bußzettels für die hieſige Druckerei eine weitläuftige Berechnung angeſtellt habe.

S. 91. »Keine andere der Sprachen Aſiens hat in »unſern Tagen mehr die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen »als das Sanskrit. Es frägt ſich (fragt ſich) alſo »vor Allem, was wiſſen wir davon? Und in wie fern »können wir ſie beurtheilen?«

Ich frage nun meinerſeits: wer iſt unter wir zu verſtehen? und an wen ſoll die Frage geſtellt ſeyn? Von denen, welche die Sprache nicht wiſſen, würden Ew. W. vergeblich eine befriedigende Antwort erwarten; die Kenner aber haben die Antwort längſt ertheilt, durch die

That und ausdrücklich. Das Fürwort wir braucht man wohl zuweilen, wenn man sich allein meint; nicht aber, wenn man sich selbst ausschließen will. In der Voraussetzung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs wüßte ich also nichts weiter zu erwiedern, als daß es mit dem Sanskrit gerade so ist, wie mit allen übrigen Sprachen: man weiß sie eben nicht, ohne sie gelernt zu haben. Wenn Sie aber unter wir die Gesamtheit der Europäischen Gelehrten verstehen, die sich in Asien und in Europa mit dem Studium des Sanskrit beschäftigt haben, so antworte ich ganz dreist: sie wissen es aus dem Grunde, und können es vollkommen beurtheilen.

Es versteht sich, das wissenschaftliche Studium jeder gebildeten Sprache ist seinem Wesen nach etwas gränzenloses und unerschöpfliches. Wer kann sich wohl rühmen, seine Muttersprache in ihrem ganzen Umfange und allen ihren Tiefen durchaus zu kennen? Seit mehr als drei Jahrhunderten sind die beiden classischen Sprachen und ihre Litteratur von sehr ausgezeichneten Köpfen bearbeitet worden: dennoch sind noch immer Vervollkommungen der Hermeneutik, der Kritik und der grammatischen Theorie möglich, und an der approximativen Lösung dieser Aufgabe ist gar kein Ende abzusehen. Je weiter die Verfassung des Zeitalters, die Denkart des Volkes, wo eine Sprache ihre feste Gestalt gewonnen hat, von der unsrigen absteht, desto schwerer fällt es, in ihren Geist einzudringen. Aber ein großer Theil der Schwierigkeiten ist nicht auf Rechnung der Sprache und ihrer Formen allein zu setzen. Bei der Indischen Litteratur kommen die fremdartige Eigenthümlichkeit der erzväterlichen Poesie, die

Ueberkünſtelung der ſpäteren, verdunkelte Anſpielungen, mancherlei noch nicht erworbene Sachkenntniſſe, die abſtruſe Methode in allen wiſſenſchaftlichen Büchern, die Tiefe der Speculation in den philoſophiſchen, gar ſehr in Betracht. Die Indiſchen Gelehrten haben ja ſelbſt, und wahrſcheinlich ſchon vor vielen Jahrhunderten, Commentare zu den alten einheimiſchen Schriften für nöthig erachtet: den Europäiſchen Philologen darf es daher weder befremden noch muthlos machen, wenn er auf große Dunkelheiten trifft, und nicht alles vom Blatte weglesen kann.

Mein zu Anfange erwähnter Aufſatz hat in dieſer Hinſicht hoffentlich keine Mißverſtändniſſe veranlaſſen können. Ich handelte nur von den damals vorhandenen und durch den Druck bekannt gemachten Hülfsmittel zur Erlernung der Sprache; von den Elementarbüchern und Ausgaben, welche dem Schüler den erſten Eintritt erleichtern müſſen. Manchen von mir gerügten Mängeln und Bedürfniſſen iſt ſeit dem Jahre 1819 ſchon abgeholfen worden. Ich maßte mir nicht an, die bisher in dieſem Fache erworbene Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit im ganzen abzuſchätzen. Es iſt ein groſſer Unterſchied zu machen zwiſchen den Kenntniſſen, die ein Gelehrter wirklich beſitzt, und dem Theile davon, welchen er dem Publicum mitgetheilt hat. Zur öffentlichen Mittheilung gehört überhaupt Muße und Neigung: zu Ausgaben Sanskritiſcher Bücher, dem wirkſamſten Mittel des Fortſchreitens, gehört ferner das techniſche Werkzeug der Typographie, das ſich nur an wenigen Oertern findet; ferner werden zur Benutzung der Handſchriften gelehrte Reiſen

erfodert; endlich, da solche Bücher den Ertrag der Kosten schwerlich aufbringen, ein Aufwand, den ein Privatmann oft nicht machen kann, wozu er also die Unterstützung höherer Staatsbehörden abwarten muß.

S. 196. »Eine, nicht aufzulösende, Verwirrung »entsteht bei den Europäischen Schriftstellern aus der be»ständigen Verwechselung der Namen Brahma, Brahm, »Birmah, Brumah; die bald als gleichbedeutend, bald »als verschieden gebraucht werden. Brehm, sagt Polier »I, p. 358, ist der Unsichtbare, die Gottheit; Birmah »das schaffende Agens von Brehm. Hingegen nach Jones, »Works I, p. 249, 250, ist Brahma als Neutrum die »Gottheit, als Masculinum die schaffende Kraft. In »dem Upnekhat ist stets die Rede von Brahm, als »dem Dinge was ist, dem selbständigen Wesen; aber mit »vielen Dunkelheiten und Spitzfindigkeiten; man sehe I, »p. 240, 256, 320. Nur die Einsicht der Sanskrit»Werke selbst kann vielleicht diese Dunkelheiten auf»hellen; so viel aber ist doch klar, daß die Dichter sich »um solche Distinctionen nicht bekümmern, und ein We»sen wie Brahma für ihre Zwecke wenig brauchbar fin»den konnten.«

Ich bedaure wirklich ungemein, daß Ew. W. hiebei in ein solches Labyrinth von Zweifeln hineingerathen sind: aber, wenn ich offenherzig seyn darf, Sie haben es niemanden als sich selbst zuzuschreiben. Es ist hier die Rede von einer grammatischen, und von einer damit zusammenhängenden metaphysischen Unterscheidung. Warum befragten Sie über jene die Unkundigen? Warum hielten Sie sich nicht einzig an die Aussage der Kenner? Wer fragt

darnach, wie Polier, oder dieser und jener das Wort schreibt? Ich könnte Ihnen leicht noch einen Bramma, einen Brimmah, einen Brumha, wohl gar einen Burrum vorführen; denn die Verfälschungen der Unwissenheit haben keine Gränze. Was die metaphysische Unterscheidung betrifft, so ist Ihnen von allen Seiten her der richtige Bescheid ertheilt worden: Sie haben sich nur geweigert ihn anzunehmen.

Die Sache ist so einfach wie möglich. Das Wort in seinem biegungslosen Zustande, der von den Indischen Grammatikern immer als die Grundlage der Declination vorangestellt wird, das Thema, ist ब्रह्मन्, brahman. Es wird auf doppelte Weise declinirt, als Neutrum und als Masculinum. Der Unterschied beschränkt sich aber auf die drei gleichlautenden Casus, welche die Neutra im Sanskrit wie im Griechischen und Lateinischen haben. Nach einer allgemeinen Regel wird der Nominativ des Neutrums bloß durch Wegwerfung des schließenden n gebildet. Das Masculinum wirft im Nominativ das n ebenfalls ab, fodert aber, wiederum nach einer allgemeinen Regel, Verlängerung des Vocals.

	Masc.		Neutr.	
Nom.	ब्रह्मा,	Brahmâ.	ब्रह्म,	Brahma.
Acc.	ब्रह्माणं,	Brahmân'am.	— „	— „
Voc.	ब्रह्मन्,	Brahman.	— „	— „

Die übrigen Casus sind in beiden Geschlechtern einander gleich. In der Bedeutung nun entspricht das Neutrum, Brahma, ganz genau dem Griechischen τὸ θεῖον;

einigermaßen auch dem Lateiniſchen numen, wenn dieſes ſchöne Wort nach ſeiner wahren Würde gebraucht wird. In beiden Ausdrücken iſt gleichfalls der Begriff einer männlichen Perſon durch die grammatiſche Form entfernt. Brahma iſt die reine Idee der Gottheit, ohne alle Beimiſchung von Perſonification oder Anthropomorphismus; Brahmâ hingegen iſt der Weltſchöpfer, der Herr der Creaturen, der Allvater, πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε. Dieſe Unterſcheidung fanden Sie bei Polier, und konnten ſie finden in Wilſons Wörterbuch s. v. Brahman, in der Grammatik von Wilkins, p. 72, in Moor's Pantheon, p. 1—4; und wo nicht ſonſt? Daß Sie das Neutrum einſylbig angegeben gefunden haben, rührt von der Sitte der heutigen Pandit's, beſonders der Bengaliſchen, her, die kurzen Schlußvocale zum Nachtheil des Wohlklanges zu unterdrücken. Das Masculinum hingegen iſt wegen des langen Vocals auch in der Verfälſchung zweiſylbig geblieben.

Aber vielleicht ſind Ihnen dieſe Autoritäten noch nicht gültig genug, um jeden Zweifel wegzuräumen. Hier haben Sie eine urkundliche, die des älteſten Lexicographen. Freilich thut Amara-Sinhas, mit ſeinem nachdrücklichen Lakonismus, die Sache, welche Ihnen ſo verwickelt ſcheint, in einem einzigen Verſe ab. In dem Abſchnitte von den vieldeutigen Wörtern (Col. Am. K. p. 321.) heißt es:

वेदस्तत्त्वं तपो ब्रह्म ब्रह्मा विप्रः प्रजापतिः ।

Um alles, was hierin liegt, zu erſchöpfen, weiß ich es nicht kürzer zu umſchreiben, als folgendermaßen:

»Brahma als Neutrum (welches die Form der

» Declination hier ſchon ergiebt) bedeutet: 1) die » heilige Schrift, die Veda's, collectiv genom» men; 2) das wahre Seyn, τὸ ὄντως ὄν; 3) Re» ligionsübung, Andacht. — Brahmâ, als Mas» culinum, heißt: 1) ein gebohrner Prieſter; 2) der » Herr der Geſchöpfe. «

Ich bemerke zuvörderſt, daß die Gebundenheit des Verſes dem Lexicographen nicht erlaubte, der Ordnung der Begriffe zu folgen, worauf er überhaupt nirgends bedacht iſt. Die zweite Bedeutung des Neutrums iſt die oben angegebne: τὸ ὄντως ὄν und τὸ θεῖον fällt in eins, weil die höchſte Wahrheit nur in Gott zu finden iſt. Deswegen erklärt auch Colebrooke ganz richtig: true knowledge *or* the supreme being.

Der Name der Brahmanen iſt ohne Zweifel von dem Neutrum in der hier vorangeſtellten Bedeutung: Offenbarung, Theologie, abzuleiten. Denn nach der kosmogoniſchen Lehre bei Manus ſind ja auch die übrigen Stände aus dem Leibe des Weltſchöpfers, nur aus verſchiedenen Gliedern hervorgegangen; die Brahmanen konnten ſich alſo nicht vorzugsweiſe Abkömmlinge des Weltſchöpfers Brahmâ nennen. In jenem Sinne kommt das Wort auch in vielen Zuſammenſetzungen vor: z. B. Brahma-charya, der Schüler geiſtlichen Standes; Brahmavâdin, ein gelehrter Theologe, der die heilige Schrift anzuführen weiß. Indeſſen führen die Brahmanen auch einen patronymiſch verlängerten Namen, ब्राह्मण, brâhman'a; und die Griechen ſcheinen beide Benennungen durch die doppelte Form der Declination aufgefaßt zu haben: βραχμάν, βραχμάνες, und βραχμανοί.

Abgeleitet wird das Grundwort ſelbſt, Brahman, von der Wurzel बृह्, vr'ih, *ab expandendo*, und dem Affixum man, welches techniſch zur Unterſcheidung von andern ähnlichen मनिन्, manin, genannt wird. Die Ableitung iſt nicht zu bezweifeln, wiewohl ſie als nicht ganz regelmäßig erſcheint. Denn aus dem Halbvocal w der Wurzel iſt ein b geworden, und *ri* vocalis in ra übergegangen, da es ſonſt in ar überzugehen pflegt. Ich folgere daraus nur die uralte Bildung des Wortes vor der gänzlichen Feſtſtellung der ſeitdem beſtehenden grammatiſchen Geſetze. Es liegt darin ein energiſcher Begriff des Unendlichen.

Es bietet ſich hier ganz natürlich eine grammatiſche Frage dar, die aber ein höheres Intereſſe hat. Welches war der ältere Sprachgebrauch, das Maſculinum oder das Neutrum? Eine beträchtliche Anzahl von Subſtantiven iſt durch daſſelbe Affixum gebildet; und dieſe ſind faſt ſämtlich Neutra. Jedoch macht आत्मन्, âtman, *masc.* die Seele, das Selbſt, eine Ausnahme. Jene Analogie wird noch verſtärkt durch die Vergleichung der Lateiniſchen Sprache. Die Ableitungsſylbe men, (z. B. numen, nomen, carmen, agmen, flumen, omen etc.) im Gebrauche und in der Declinationsform der Sanskritiſchen ganz entſprechend, bildet ebenfalls nur Neutra. Einige dieſer Wörter haben eine ganz nahe Verwandtſchaft zu einander: z. B. कर्मन्, karman, eine Handlung, ein Werk, dann insbeſondre eine religiöſe Ceremonie, und *carmen*, urſprünglich eine liturgiſche Formel. नामन्, nâman, gleichbedeutend mit

nomen. In beiden Wörtern ſcheint der erſte Conſonant der Wurzel abgefallen zu ſeyn: ΓΝΩ — gnomen, nomen, ज्ञा, jnâ, *cognoscere.* — Im Griechiſchen haben wir die Wörter auf *μα*, (πρᾶγμα, ποίημα) aber da im Genitiv ein andrer Conſonant zum Vorſchein kommt, der im Nominativ nur nach Geſetzen der Euphonie abgeworfen iſt, ſo liegt die Analogie ſchon etwas weiter ab.

Laſſen Sie uns hier einen Augenblick verweilen. Es gewährt, wie mich dünkt, einen großen Ausblick in die Urgeſchichte der Menſchheit. Wenn die älteſte Benennung der Gottheit bei den Indiern, ſchon vermöge ihrer ſprachlichen Form, von jeder ſinnlichen Beimiſchung frei war, ſo wird auch durch das Zeugniß der Sprache beſtätigt, was ſich bisher aus der Vergleichung der Veda's mit den Geſetzen des Manus, dieſer mit den beiden älteſten Heldengedichten, dieſer wiederum mit den ſpätern Purana's, und endlich mit dem heutigen Götterdienſt, deutlich ergeben hat: daß hier kein Fortſchritt vom Sinnlichen zum Geiſtigen Statt gefunden hat, was die meiſten neueren Theoriſten der Religionsgeſchichte als den allgemeinen Gang haben vorſtellen wollen, ſondern vielmehr das umgekehrte; daß nicht nur Vielgötterei und Mythologie, ſondern auch Anthropomorphismus ſpätere Zuthaten geweſen ſind; und daß in einer unbekannten Vorzeit die Brahmanen, jetzt ſo häufig Begünſtiger des ausſchweifendſten Aberglaubens, die reinſte Verehrung des göttlichen Weſens gelehrt haben, wovon ſie den Namen führten.

Ew. W. meynen, die Dichter möchten ſich um ſolche Diſtinctionen wohl nicht bekümmert haben. Die Indiſchen Dichter ſind eigne Leute. Ich kann das Gegentheil ver-

sichern. In der Bhagavad-Gîtâ kommt Brahma als Neutrum auf eine gar nicht mißverständliche Weise, die Zusammensetzungen mit eingerechnet, über funfzigmal vor; der personifizirte Brahmâ nicht mehr als viermal. Nur der letzte kann in epischen Gedichten handelnd erscheinen, und erscheint sehr häufig. Aber der Dichter Valmikis unterscheidet den Weltschöpfer noch deutlich von dem Urgrunde alles Seyns. Zu Anfange der Genealogie des Königs Dasarathas, die bis auf den Brahmâ zurückgeführt wird, (*Rámáy.* I, Cap. 70, sl. 19. nach meiner noch nicht erschienenen Ausgabe) heißt es:

अव्यक्तप्रभवो ब्रह्मा शाश्वतो नित्य अव्ययः ।

»Aus dem Uebersinnlichen ist Brahmâ entsprungen, der »ewige, beständige, unvergängliche.« — Jenes Uebersinnliche, Unwahrnehmbare, ohne Merkmale und ohne Schranken dennoch Eine, ist eben das Brahma. Freilich redet hier der weise Vasishthas, und der Dichter hat ohne Zweifel den Charakter der redenden Person beobachten wollen.

Nach allem obigem bitte ich nun Ew. W. zu erwägen, wie beleidigend für die Gelehrten, welche sich mit diesen Gegenständen beschäftigt haben, Ihre Aeußerung ist: »Nur die Einsicht der Sanskrit-Werke selbst kann »vielleicht diese Dunkelheiten aufhellen.« — Wie? Wären die Sanskrit-Werke über diesen Punkt etwa nicht eingesehen worden? Sie sind es, und zu hundertmalen, von Sir W. Jones und Wilkins bei Uebersetzung des Manus und der Bhagavad-Gita, von Colebrooke bei seinen Forschungen über die Veda's; Andre nicht zu erwähnen. Was für bessere Commissarien verlangen Ew. W.

zur Prüfung der Urschriften? Was für fernere Zeichen und Beweise der Sprachkenntniß begehren Sie überhaupt? Elementarbücher sind schon in Menge geliefert worden: ausführliche Lehrgebäude der Grammatik; ein Original-Glossarium übersetzt und commentirt, ein Wurzelwörterbuch, ein Lexicon nach Europäischer Methode; ferner Uebersetzungen, zum Theil vortreffliche, wie die von den Gesetzen des Manus; von der Algebra des Brahmaguptas, einem der abstrusesten wissenschaftlichen Werke, wobei die Einleitung, wie ich denke, zur Beglaubigung der Gründlichkeit hinreicht; endlich Ausgaben der Originale, die an Correctheit des Textes die von Indischen Gelehrten besorgten weit übertreffen. In der classischen Philologie würden sie es gewiß als einen Beweis der Kennerschaft gelten lassen, wenn Emendationen, aus der bloßen Conjectur gemacht, nachher durch die besten Handschriften sich bestätigt fänden. Nun, hievon ließen sich allenfalls Beispiele beibringen, und ich lade Sie ein, in den Anmerkungen, die mein verehrter Freund, Professor Haughton in Haileybury seiner vortrefflichen Ausgabe des Manus beigefügt hat, S. 334—341 durchzusehen.

In der That, jenes seltsame Mistrauen läßt sich nur aus den besondern Beschränkungen Ihres Horizontes erklären. Sie würden wahrscheinlich an die von Europäischen Gelehrten erworbene Kenntniß des Sanskrit Glauben fassen, wenn jemand aus Ihrer näheren Bekanntschaft, einer Ihrer Amtsgenossen etwa, sich der Sprache bemeistert hätte. Aber ehe das geschieht, könnte noch eine geraume Zeit verfließen. Ich dächte, Sie entschlössen

sich ohne weiteres sofort zum Glauben, um so mehr, da Sie jetzt einsehen müssen, wie nachtheilig der bisherige Zweifel Ihnen geworden ist.

Dritter Brief.

Die Tempelruinen.

Nach dieser allgemeinen Erörterung des Verhältnisses der Sprachkunde zu den von Ihnen unternommenen Untersuchungen erlauben Sie mir, Ihr Buch, wie die Gegenstände sich gerade darbieten, mit Seitenbemerkungen zu begleiten. Doch kann ich nicht versprechen, daß dabei ferner nicht von der Sprache die Rede seyn werde: sie greift in alles ein.

Gleich am Eingange beschäftigen Ew. W. sich ausführlich mit den Denkmalen der Baukunst und Sculptur. Dieß ist allerdings ein äußerst anziehender Gegenstand der Betrachtung. Nur, wenn dabei die Absicht ist, Zeitbestimmungen zu gewinnen, absolute oder wenigstens relative, wohl gar aus der Vergleichung der Stile eine Geschichte der bildenden Kunst unter diesem Volke zusammenzusetzen: so finde ich die vorliegenden Materialien, woran wir Andern, denen der Anblick jener Wunderwerke nicht vergönnt ist, uns einzig halten müssen, nämlich die bisherigen Beschreibungen und Kupferstiche, sehr ungenügend. Was wir haben, ist durch Privatpersonen geschehen, gleichsam im Vorübergehen, und aus persönlicher

Liebhaberei: als die Frucht einer ſolchen iſt es alles Dankes werth. Aber um die Geſamtheit der Indiſchen Denkmale mit einer gewiſſen Vollſtändigkeit zu umfaſſen, und zugleich das Einzelne wiſſenſchaftlich zu ergründen, wäre eine Vereinigung von Hülfsmitteln, Kräften, Kenntniſſen und Talenten erfoderlich, die nur einer ſo mächtigen Regierung, als die Engliſche in Indien iſt, zu Gebote ſtehen. Es müßte eine Reiſegeſellſchaft eigens und amtlich dazu ausgerüſtet werden, beſtehend aus Architekten, Ingenieuren, geübten Zeichnern, Modellirern, Kennern der Mythologie wegen der Bildwerke, Kennern der Paläographie für die etwanigen Inſchriften. Ein Mineralog wäre auch nicht überflüſſig. Für manche untergeordneten Arbeiten und einzelnen Ausführungen würden einheimiſche Künſtler gar wohl zu brauchen ſeyn. Eine ſtarke bewaffnete Begleitung wäre nöthig, zum Schutz gegen Räuber und wilde Thiere beim verlängerten Aufenthalt in öden Gegenden; Pioniere, um Wege zu bahnen, den Schutt wegzuräumen, Nachgrabungen vorzunehmen u. ſ. w. Dieß alles würde eine ſtattliche Caravane ausmachen, und der Aufwand läßt ſich leicht ermeſſen. Der Europäiſche Forſcher, indem er den Blick von Aegypten nach Indien hinwendet, kann nicht umhin dergleichen zu wünſchen; die Häupter der Engliſchen Verwaltung ſind jedoch gerechtfertigt, wenn ſie andre Gegenſtände für wichtiger halten, und z. B. der Vollendung der Geographie durch Fortführung des großen Meridians und trigonometriſche Meſſungen die für die Wiſſenſchaft übrig bleibenden Summen zuwenden. Indeſſen dürfte wohl der vornehmſte Grund der Verſäumniß in dem Mangel an Eifer und

Regsamkeit liegen. Der einzige Raffles hat in den kurzen Jahren seiner Verwaltung für Java viel geleistet, während auf dem festen Lande Indiens durch die Staatsbehörden in diesem Fache nichts geschehen ist.

Mit der Architektur sind wir schon etwas besser daran, als mit der Sculptur. Das Prachtwerk von Daniell ist zwar auf Liebhaber malerischer Ruinen berechnet: doch scheint der Charakter gut gefaßt zu seyn. Wir haben von nicht wenigen Gebäuden Grundrisse, Messungen, und genaue Ausführungen einzelner Theile, als Säulen, Friese, Verzierungen. Zur vollkommenen Wissenschaftlichkeit gehören freilich, nach treuer Abbildung der Ruine in ihrem gegenwärtigen Zustande, vor allen Dingen Restaurationen im geometrischen Aufriß der Façaden, Profile und Durchschnitte.

Was aber die Sculpturen betrifft, so ist zuvörderst nur ein äußerst geringer Theil der zu den Tempeln gehörigen halb erhobenen Arbeiten abgezeichnet oder wenigstens durch Kupferwerke bekannt geworden. Die unermeßliche Sammlung des Obersten Mac Kenzie mag viel schätzbares enthalten: aber wo wird sich ein Herausgeber finden? Vor drei Jahren war erst ein kleiner Theil davon nach Europa geschafft. Die bisher in Kupfer gestochenen Bildwerke sind zum Theil flüchtige und unförmliche Skizzen, kaum gut genug für das Taschenbuch eines Reisenden; andre Male stellt sich die in der Englischen Kunst so stark eingerissene Schwebelei und Nebelei, wie es Goethe treffend genannt hat, zur Schau; endlich hat man dem Europäischen Geschmack nicht selten absichtlich mit Verletzung der Wahrheit geschmeichelt, um

ein gefälliges Blatt zu liefern. An Gipsabgüsse der wichtigsten Figuren oder wenigstens Köpfe iſt noch gar nicht gedacht worden.

Zu den treueſten Abbildungen gehören die in Raffles großem Werke. Dieß kann ich aus eigner Anſicht bezeugen, da der Herzog von Somerſet die Gewogenheit hatte, mich die in ſeinem Hauſe aufbewahrte Sammlung der Originale bei voller Muße betrachten zu laſſen. Ich fand darunter ein paar Köpfe in Lebensgröße, die vorzüglich dazu geeignet ſind, von der Indiſchen Sculptur einen vortheilhaften Begriff zu geben.

Ich hatte Gelegenheit, eine Menge kleinerer Bildwerke und mythologiſcher Vorſtellungen zu ſehen, die doch meiſtens den alten und großen nachgebildet ſind; auch einige wirklich monumentale; ich beſitze ſelbſt eine kleine Sammlung von Idolen. Die durch fleißiges Betrachten erworbene Erfahrung und Uebung des Auges macht mich ſchwierig bei der Beurtheilung von Abbildungen, und ich habe oft ein unüberwindliches Gefühl, daß dieſes oder jenes verfehlt ſeyn müſſe.

Ew. W. haben bei der Unterſuchung über die berühmte Tempelgrotte in Elephanta vorzüglich Niebuhrs Werk zum Grunde gelegt. Die Beſchreibung iſt allerdings ungemein verſtändig abgefaßt, wie alles von dieſem gründlichen und beſonnenen Beobachter; die Zeichnungen aber kann ich nicht umhin, ſehr unvollkommen zu finden. Ich will es darauf ankommen laſſen, ob Kenner, welche die Tempelgrotte ſelbſt geſehen haben, mir widerſprechen werden, wenn ich ſage, daß weder in den Stellungen, noch in den Proportionen, noch in der Zeichnung des Nack-

ten, noch endlich in den Köpfen der wahre Charakter getroffen sei. Ich denke dadurch dem Verdienst des vortrefflichen Mannes keinesweges zu nahe zu treten. Er hatte nicht die nöthige Muße, er war kein wissenschaftlich geübter Künstler; auch war ihm die Sache durchaus neu: kaum konnte er jemand finden, der ihm nur die Namen der Figuren gesagt, geschweige ihre Bedeutung erklärt hätte. Die Kunst, Werke entfernter Zeitalter und Völker in treuen Abbildern aufzufassen, ohne Einmischung eigner Manier, eignen Geschmacks und eigner National-Physiognomie, ist erst neuerdings emporgekommen. Die Aufgabe ist doppelt schwierig bei einem durch Verwitterung und absichtliche Verstümmelung sehr beschädigten Denkmale: um das vorhandene nach der Absicht des Künstlers richtig aufzufassen, muß die Restauration des fehlenden schon in Gedanken richtig vollbracht worden seyn.

Zuweilen geht die Europäische Einmischung, die man zum Theil dem Kupferstecher beimessen mag, bis zum Drolligen. Den Perückenkopf unten auf Tab. VIII, A, sollte man eher für einen altfränkischen Englischen Prediger halten, als für eine Figur aus der Brahmanischen Mythologie. Wenn die Gruppe Tab. IX. wirklich eine Vermählung vorstellt, wie Ew. W. wollen; so geht es steif und traurig dabei zu, wie bei einer pietistischen Hochzeit.

In der oben geäußerten Meynung bestärken mich die von Erskine gegebenen Zeichnungen. (Transactions of the literary Society of Bombay. Vol. I. London 1819. *Account of the cave-temple of Elephanta.* With a plan and drawings of the principal figures. By *W. Erskine.* p. 198—250.) Zwar kann ich auch

nicht ganz in das Lob einstimmen, das der Verfasser der Abhandlung ihnen ertheilt; Englische Damen haben sie verfertigt, und für Dilettantinnen sind sie artig genug. Die Köpfe müssen wir vorweg Preis geben, von dem Trimurti an: bei Niebuhr haben sie einen seembartigen, hier haben sie gar keinen Charakter. Mit der Haltung der Körper sieht es schon besser aus. Man vergleiche zum Beispiel die hölzerne Figur der Parvati auf Niebuhrs Tab. VII mit der entsprechenden bei Erskine. Hier ist wirklich in der strebenden Fülle des Busens und der Hüften bei der Schmächtigkeit des Leibes, in der gewendeten Stellung und dem Anspruch auf nachlässige Grazie eine Annäherung an das Indische Ideal weiblicher Götterbilder. Besonders aber ist die feine Ausführung des Schmuckes an der Kopfbekleidung, Ohrringen, Armspangen, Gürteln u. s. w. ungemein lobenswerth: namentlich die Juwelen, Perlenschnüre, Arabesken und Drapperien an der Tiara des Trimurti. Unter anderm kommen hier zwei fantastische Thiermasken zum Vorschein, welche Drapperien im Maule halten. Hierin verdienen die Bombayischen Zeichnungen vollen Glauben, weil dieses mit dem Kunstgeschmack des Volkes übereinstimmt, auch wie er sich in alten Werken offenbart. Niebuhr hat diese Nebenwerke fast sämtlich unterdrückt, vermuthlich aus Mangel an Zeit. Das Ganze bekommt dadurch ein Ansehen von roher Einfachheit, welches den Sculpturen fremd ist. Er hat auch häufig anliegende Gewänder für Nacktes genommen, z. B. den rächenden Sivas ganz entblößt vorgestellt, was gegen alles Costum ist. Ohne Zweifel hat hier der zwischen den Schenkeln

durchgezogene Zipfel des Schamgürtels das Mißverständniß veranlaßt. In der Regel haben die männlichen Figuren wenigstens einen solchen Gürtel oder Schurz, und die weiblichen sind von den Hüften an bekleidet. Gänzliche Nacktheit erinnere ich mich nur an Kinderfiguren gesehen zu haben, z. B. an dem spielenden Bala-Krishnas; oder an absichtlich unanständigen Darstellungen, dergleichen ich eine meisterhafte Gruppe im Museum zu Moskau, eine andre in der Sammlung von Raffles sah.

Auch von der Gruppirung geben die Niebuhrischen Kupfersticke einen irrigen Begriff: die Figuren stehen vereinzelt und binden sich nicht, statt daß auf den Bombayischen Zeichnungen alles gedrängt und beinahe überfüllt in einander greift.

In den letzteren fehlt es dagegen nicht an Unbestimmtheiten, wovon man nicht weiß, ob sie der verschwommenen Manier, oder dem Zustande des Denkmals zuzuschreiben sind. Alle diese Bemerkungen, ich wiederhole es, sind nicht zum Tadel, sondern zur Berichtigung gemeynt. Wie schwer muß es fallen, in dem zweifelhaften Dämmerlicht eines unterirdischen Gebäudes genau zu zeichnen: wenn es an den künstlerischen Hülfsmitteln gebricht, einer akademischen Lampenbeleuchtung, beweglichen Gerüsten, Rahmen mit Quadratnetzen, u. s. w. Niebuhr hat die Säulen genau gemessen, scheint aber seine Werkzeuge bei den Sculpturen nicht gebraucht zu haben. Er schätzt die Höhe des kolossalen Brustbildes, von der Spitze der Tiara bis zum Boden, auf ungefähr 13 Fuß, da es nach Erskine 17 Fuß 10 Zoll mißt. Uebereinstimmend

hiemit giebt Goldingham (As. Res. Vol. IV.) ungefähr 18 Fuß an.

Es ließe sich schon eine artige Sammlung von Abgeschmacktheiten machen, die über das Denkmal auf Elephanta vorgebracht worden sind: z. B. daß der halbweibliche Sivas eine Amazone sei, und der rächende mit dem Schwert das Urtheil Salomons vorstelle. Den Namen des berühmten Gelehrten, der sich hier Africanische Physiognomien, und aus Aethiopien in einem späten Zeitalter hergekommene Künstler eingebildet hatte, wollen wir aus Schonung verschweigen, da dergleichen keiner Widerlegung bedarf. Den Beweis der richtigen Deutung zu führen, ist also nicht überflüssig, wenn sie schon nicht für neu gelten kann.

Ew. W. erklären die Grotte für einen ausschließlich dem Dienste des Sivas gewidmeten Tempel. Sie sprechen dieß mit einem gewissen Nachdrucke aus, als machten Sie sich gefaßt, etwanigen Widerspruch zurückzuweisen, den Sie doch, wie ich glaube, nicht zu befürchten haben. Goldingham hatte bereits dasselbe gesagt; (As. Res. Lond. ed. Vol. IV, p. 414.) auch Erskine behauptet dieß sehr ausdrücklich. Seine umständliche Beschreibung, früher abgefaßt, aber später gedruckt als Ihre erste Ausgabe, ist meines Erachtens der gründlichste und einsichtsvollste Bericht unter allen, die von Augenzeugen über dieses Denkmal erstattet worden sind. Alles, was er sagt, verdient Berücksichtigung, weil er als Bewohner von Bombay die Grotte häufig besuchen konnte, weil er viele ähnliche Monumente gesehen hatte, und weil er, wiewohl kein Kenner des Sanskrit, doch mit der Indischen Mythologie

vertraut ist. Sein Einverständniß mit Ihnen in der Hauptsache und in manchen einzelnen Punkten mußte Ihnen eine willkommene Bestätigung Ihrer Meynung seyn. Dennoch erwähnen Sie ihn nirgends, wiewohl bei Ihrer neuesten Ausgabe der erste Band der Bombayischen Abhandlungen Ihnen zur Hand war.

S. 28 sagen Sie: »Von Vishnu und seinem Dienst »findet sich dagegen in diesen Felsengrotten, so viel wir »wissen, keine Spur.« — Nicht doch! Ohne den Antheil des Vishnus an dem Trimurti zu rechnen, wovon nachher, ist der Gott bloß auf den Blättern bei Niebuhr zweimal abgebildet. (Tab. VI und VII.) Ew. W. haben die Figur beidemale auf gleiche Weise misverstanden. S. 22: »An der andern Seite, dem Brama (Brahmâ) gegen»über ist Kartikeya, der Sohn des Schiva und der Par»butti, (Śiva, Pârvatî) der Kriegsgott mit dem Schwert »in der Hand; der auf dem von ihm besiegten Riesen »Kaymughusura sitzt.« — Der Riese Kaymughusura ist mir unbekannt; (es soll wohl Kâya Mahâsura heißen) aber auf jeden Fall hat er hier nichts zu schaffen. Diese Gruppe gehört zu den gewöhnlichsten Vorstellungen. Es ist Vishnus, der auf dem Garudas reitet. Dieser, der König der Vögel genannt, und als Geier oder Adler gedacht, wird doch meistens ganz menschlich abgebildet, mit einer leichten Andeutung der Vogelgestalt in der stark hervortretenden und zugespitzten Habichtsnase, die dem gekrümmten Schnabel des Raubvogels vorstellen soll. Diese ist hier nicht mehr sichtbar. Moor behauptet, die Portugiesen hätten sie abgeschlagen. Vishnus sitzt schrittlings auf den Schultern des Garudas, der die vorn her-

unterhängenden Füße mit ſeinen Händen ſtützt. Unſern Augen erſcheint es lächerlich, iſt aber nun einmal die althergebrachte Weiſe. Was bei Niebuhr Tab. V. u. VII. wie ein Schwert ausſieht, erkennt man auf der einen der entſprechenden Bombayiſchen Zeichnungen deutlich als die Keule, gadâ; auf der andern führt er ſogar den Discus, chakra: gewöhnliche Attribute dieſes Gottes. Außerdem zählt Erskine in den übrigen von ihm beſchriebenen Abtheilungen der Tempelwände noch fünf Bilder des Viſhnus und eben ſo viele des Brahma auf, wobei wir uns vollkommen auf ihn verlaſſen können. Ew. W. ſehen demnach, daß Ihr Ausſpruch: »keine Spur von Viſhnu,« einer ſtarken Berichtigung bedarf.

S. 23. »Neben Brama iſt Ganeſcha, (Brahmâ, »Gan'ês'a) der Gott der Wiſſenſchaft, den Griffel in der »Hand. Sein Attribut iſt außer dem Griffel der Elephantenkopf, den er ſonſt ſelbſt zu tragen pflegt.« — Nimmermehr! Der Elephantenkopf muß auf dem Rumpfe des Ganeſas ſitzen. Wenn eine ſolche Vorſtellung des Gottes, wie Ew. W. hier annehmen, mit einem Menſchengeſicht, und vor ihm liegenden Elephantenkopfe, jemals an einer ächten und urkundlichen Statue zum Vorſchein gebracht wird, ſo bin ich es zufrieden, alle meine kleinen allerliebſt misgeſtalteten Ganeſa's einzubüßen. Es iſt beidemale Indras, der auf ſeinem Elephanten reitend herankommt. Bei Niebuhr Tab. VI. iſt der Reiter ganz weggelaſſen; auf dem entſprechenden Blatt bei Erskine ſieht man ihn hinter dem Brahma. Dagegen iſt auf dem andern mit Sivas und Parvati der Elephanten-

kopf, vermuthlich durch die Verwüstungen der Zeit seit Niebuhr, fast unkenntlich geworden.

Diese Berichtigungen, die gar nicht zu bezweifeln sind, und jedem, der sein Auge an Originalen geübt hat, auf den ersten Blick sich darbieten, hätten Ew. W. sämtlich bei Erskine finden können. Brahma, Vishnus und Indras, um den Sivas als Hauptfigur versammelt: so ist es auch in der Ordnung. Außer ihm sind sie die obersten Götter; jene beiden als seine Mitgenossen in der Dreiheit der allein Ungebohrnen; Indras als Monarch aller untergeordneten Gottheiten. Was bedeutet die Zusammenkunft? Sie kommen, jeder auf seinem Fahrzeuge, (vâhanam) Brahma auf den Schwänen, Vishnus auf dem Garudas, Indras auf seinem Elephanten, zu einem Glückwünschungs-Besuche nach irgend einem festlichen Ereigniß.

Die Hauptfigur Tab. IV. haben Ew. W. richtig für einen Sivas als Halbweib, als Ardha-nârî erkannt. Dieß hatte Moor schon fünf Jahre vor Erscheinung Ihrer ersten Ausgabe gesagt; auch war es in der That nicht schwer zu errathen. Ich glaube hier vorgestellt zu sehen, wie Sivas zum erstenmal als Halbweib erscheint, zum erstenmal in seinem Wesen die doppelte Kraft der Zeugung und Empfängniß, die Quelle alles Lebens in der Natur, vereinigt offenbart. Einige der oben schwebenden und anmuthig herabgeneigten Wesen, Gandharven, Apsarasen oder Vidyadhara's, halten bei Erskine Blumenketten. Bei einem für die Götterwelt freudevollen Ereigniß erschallen die himmlischen Heerpauken, die Gan-

bharven ſingen, die Apſaraſen tanzen, und ein Blumenregen fällt aus den aetheriſchen Höhen herab. Dieß iſt die in den epiſchen Gedichten oft wiederkehrende Schilderung. So erklärt ſich auch der Beſuch der drei oberſten Götter am natürlichſten: ſie kommen, um das neue Wunderſchauſpiel zu ſehen. Wäre die Hauptfigur vollſtändig, ſo hätten wir gewiß Gelegenheit den Künſtler in der Entgegenſetzung der männlichen und weiblichen Seite zu bewundern. Die hingelehnte Stellung iſt darauf berechnet, Fülle und Weichheit geltend zu machen: die ſchwellende Hüfte unter dem ſchmächtigen Leibe iſt hervorgedrängt, der Gürtel weit herabgefallen; in der Neigung des Kopfes und der Bewegung der beiden linken Arme — ich rede immer von dem, was man auf der Bombayiſchen Zeichnung ſehen kann — iſt eine ſchmachtend buhleriſche Nachläßigkeit ausgedrückt. Das Geräth in der oberen Hand, welches Sie für eine Pauke halten, der es auf keiner von beiden Zeichnungen ähnlich ſieht, macht Crékine noch weniger paſſend zu einem Schilde. Es iſt ohne Zweifel ein runder Metallſpiegel mit einer Handhabe an der Rückſeite. Nun auch weiblich in ihre Schönheit und ihren Putz verliebt, beſchaut ſie ſich wohlgefällig.

Die Figur des rächenden Sivas hat Niebuhr einzeln herausgehoben, während auf der andern Zeichnung alles gedrängt voll iſt von kleinen Figuren, die Mitleiden und Beſtürzung auszudrücken ſcheinen. Sivas als Rudras oder Bhairavas iſt leicht zu erkennen. Von den Oberſchenkeln an iſt das koloſſale Bild ganz zerſtört, auch die acht Arme ſind zum Theil, und noch ſeit Niebuhr, ver-

stümmelt. Es läßt sich aber ergänzen durch ein völlig entsprechendes und weit besser erhaltenes in einem Tempel zu Ellora. (Transactions of the Lit. Soc. of Bombay. Vol. III. *An account of the caves of Ellora.* By Capt. *Sykes.* p. 256—323. Plate No. 3. *) Der Gott schreitet in einer gewaltsamen Bewegung aufwärts, und hält hinter sich mit Anstrengung einen Vorhang empor; eine der rechten Hände hält ein Schwert, eine

*) Die Umrisse, welche diesen Aufsatz begleiten, sind sich so ungleich, daß sie schwerlich so von derselben Hand gekommen seyn können: der Kupferstecher muß entweder einige verdorben, oder andern nachgeholfen haben. Fig. 2. ist eine weibliche Gottheit mit einer feisten und einer magern Lende, dazu einem krummen Bein mit vorwärts gekehrter Wade. Es hat mich an den komischen Schauspieler Brunet erinnert, der als Stutzer aus dem bürgerlichen Quartiere von Paris seidne Strümpfe mit falschen Waden anlegt, nachher in eine Rauferei geräth, und mit vorwärts geschobenen Waden athemlos zurückkommt. — Ueber die Natur hinaus getriebene Proportionen und verdrehte Stellungen kommen an den Indischen Sculpturen vor; aber solche Fehler sind ganz unmöglich. Die oben angeführte Figur des Sivas gehört zu den bessern; doch scheint sie ergänzt zu seyn. Wenigstens vermißte schon Sir Charles Malet die Hand mit dem Speere. — Uebrigens sieht der Verf. des Aufsatzes überall den Buddha: seine vorgefaßten Meynungen haben die Beschreibung getrübt. Eine Brahmanische Gottheit darf nur halbweg mit untergeschlagenen Beinen sitzen, so ist es the Boodh attitude, und sie wird ohne Gnade zum Heiligen des Buddhismus umgedeutet.

andere packt einen in der Luft ſchwebenden Gegner bei den Beinen, eine der linken hat einen andern auf einen Speer geſpießt. Eben ſo in Elephanta: die kopfunter hängende Figur ſahe noch Niebuhr, dagegen fehlt bei ihm die andere, die man auf der Bombayiſchen Zeichnung ſieht, nur iſt der Arm mit dem Speer abgebrochen. Doch geſtehe ich, daß mir manches räthſelhaft bleibt. Was bedeuten die beiden oben hingeſtreckten Kinder, die an das Urtheil Salomons erinnert haben? und das dazwiſchen ſtehende glockenförmige Geräth, das auch Moor und Erskine nicht zu deuten wußten? Was der Elephantenkopf hinter dem aufgehobenen Schwert? Sir Charles Malet und Hauptmann Sykes hörten die Statue einen Vira-Bhadra nennen. Aber nach Wilſon iſt dieſer einer von den Gefährten des Sivas. Beide Beſchreiber geben die vernommene Deutung der Geſchichte, aber mit entſtellten Namen und nicht übereinſtimmend. Man weiß ſchon, daß auf die Erklärungen, welche halbgelehrte oder ganz unwiſſende, vielleicht auch abſichtlich verfälſchende Führer den Reiſenden geben, nicht zu fußen iſt, und daß namentlich verſchiedene Tempel in Ellora erweislich falſche Namen führen. Das Śiva-Purân'am würde vermuthlich lich alles aufklären.

Ganz verſchieden hievon iſt die Vorſtellung des Sivas als Erlegers des Tripuras, (Tripuräntakas) deren ich eine in meiner Sammlung habe: da tanzt er triumphirend auf dem Leibe des zerknirſchten Rieſen. Ununterrichtete Perſonen, welche die Gruppe zufällig ſahen, glaubten den Erzengel Michael und Lucifer zu erblicken. Die Indiſche Sculptur hat bei der Darſtellung der Götter nach beſondern

Anzahl giebt; gan'a heißt jede geschlossene Gesellschaft, auch eine Bande von Tänzerinnen, Schauspielern u. s. w. — Die Halbgötter, dêva-yônayas, eigentlich *divino utero prognati*, sind theils wohlwollende und schöne, theils feindselige und ungeheure Wesen: zu den ersten gehören die Apsarasen und Gandharven, zu den letzten die Rakshasa's und Pisacha's. Das Gefolge des Sivas besteht aber aus den Wesen der ersten Ordnung, den Schaaren-Gottheiten. Sein Sohn Ganesas ist ihr Anführer, und führt daron seinen Namen: gan'a+îs'a, *coetuum dominus*.

Ich weiß nicht, ob man sich um den Namen jener Figuren viel bemühen sollte. Das Leben der Götter ist den Höfen der Könige nachgebildet, wo sich auch eine zahlreiche Dienerschaft befindet. Außer den Gandharven und Yakshas erwähnt Manus noch unbestimmt andre Diener der Götter. Cap. XII. sl. 47.

— — — — — विबुधानुचराश्च ये ।

et quicunque praeterea Divum sunt famuli.

Die kleine Statur bedeutet Unterordnung: in den Gruppen der Götter mit ihren Gemahlinnen werden selbst diese kleiner abgebildet. Wenn vollends eine solche Figur das bekannte Châmaram (den Fliegenwedel aus dem Schweif des grunzenden Ochsen, ein allgemein verbreitetes Geräth des Indischen Luxus) trägt, so braucht man sich um die Deutung den Kopf nicht zu zerbrechen: es sind eben Diener oder Dienerinnen, deren Geschäft ist, die Fliegen wegzuscheuchen und Kühlung zuzufächeln.

Ob die vermeynten Perücken wirklich ein Aufsatz sal-

scher Haare sind, oder ob sie künstlich gekräuselte Locken vorstellen; oder ob es eine Kunstmanier ist, um dem, was von Natur keine Form hat, den Haaren, eine symmetrische Form zu geben: dieß dürfte sich nur an den Originalen oder an Gipsabgüssen mit Sicherheit ausmitteln lassen, falls die Oberfläche nicht zu sehr beschädigt ist. Es findet sich ja auch dergleichen an früheren Werken der Griechischen Kunst, z. B. an den Aeginetischen Statuen. Den freien Wurf der Haare zu beobachten, sie in scheinbar unregelmäßige, doch der Natur gemäße Massen zu vertheilen: dieß lernt die Sculptur erst auf der höchsten Stufe ihrer Entwicke'ung.

Ich trage noch einige Nebenbemerkungen nach. Das worauf Brahma beidemale sitzt, kann nichts andres seyn, als ein ausgefalteter Lotuskelch. In den Bombayischen Zeichnungen ist es noch erkennbar. Die Schwäne muß man sich als auf der Oberfläche des Wassers schwimmend denken, über welche der Lotus emporsteigt.

An dem Hauptschmucke des kolossalen Brustbildes und des furchtbaren Sivas soll ein Todtenkopf angebracht seyn. Ich bezweifle ihn: es ist vermuthlich die aus den Haarflechten des Gottes hervorschauende Göttin Ganga. (Vgl. Ind. Bibl. I, S. 72.) Wenigstens ist dieß die gewöhnliche Vorstellung. Eine Schnur von aufgereihten Schädeln trägt Sivas häufig, und führt davon den Namen Kapâlabhrit; jenes aber ist mir noch nicht vorgekommen.

Die meisten Betrachter haben dem Sivas in dem Trimurti eine feindselige und zornige Miene zugeschrieben: Niebuhr sagt, er scheine die Schlange anzulachen. Erskine bestätigt dieß. Er behauptet, was man für eine

Eigenſchaften und Namen, und in der Verrichtung verſchiedner Thaten, manches durch Uebereinkunft feſtgeſetzt. Wo Attribute mangeln, wird man vielleicht im Zweifel ſeyn, ob man eine Statue Lakshmî oder Bhavâni nennen ſoll, während der unterrichtete Einheimiſche dieß mit Sicherheit an feineren Merkmalen, z. B. an dem Stirnzeichen, tilaka, unterſcheidet. Sivas hat zuweilen vier Arme wie Vishnus: aber bei jenem gliedern ſie ſich gleich von der Schulter an, bei dieſem erſt von den Ellenbogen; jener führt zuweilen die als Kriegstrompete dienende Muſchel, s'ankha, *concha*, aber niemals den Discus, ſo wie Vishnus niemals die Streitaxt, u. ſ. w.

Der Perückenartige Haarwuchs einiger kleinen Figuren unter den übrigen Gruppen iſt allen Betrachtern aufgefallen. Ew. W. ſagen darüber in der Anmerkung zu S. 48: »Das auffallendſte bei dieſen, wenigſtens auf »Elephanta, ſind, außer ihrer kleinen Geſtalt, die »Haartrachten, zum Theil auf das vollkommenſte den Pe»rücken unſerer Geiſtlichen ähnlich. Sie müſſen, da nur »einzelne Dienende ſie tragen, eine beſondre Claſſe von »dieſen bezeichnen. Sind es etwa Mährchenerzähler? Nach der Indiſchen Mythologie hatte Rajah Vi»kramaditya 42 (nur 32) ſolcher kleinen Weſen um ſeinen »Thron ſtehen. Polier I, p. 90.« — Ich weiß wohl, daß ein Franzöſiſcher grimacier, um auf den Jahrmärkten die Bourbonnaise zu ſingen, eine Perücke aufſetzen muß, und zwar eine Perücke von Ziegenhaar, dazu einen Metallreif mit Schellen, der ihm die Naſe zuſammenkneift, damit er recht ſchnarrend ſinge, wobei er nach Gelegenheit die Schellen ſchüttelt. Aber ich begreife nicht, wie

eine Perücke dem Talent des Mährchenerzählers förderlich ſeyn, oder warum ſie zu ſeinem Coſtum gehören ſoll. Die Erwähnung bei Polier bezieht ſich auf das bekannte Volksbuch Sinhâsana-dvâtrins'atî, die Sammlung von den zwei und dreißig Erzählungen am Throne. Die Erfindung iſt, daß um den Thron des Vikramadityas zwei und dreißig bezauberte Bildſäulen ſtehen. Jedesmal nun, wenn ſein Nachfolger den Thron beſteigen will, verwehrt es ihm eine der Bildſäulen, und erzählt ihm einen Zug aus dem Leben des Helden, zum Beweiſe, daß er ſich an Tugenden mit ſeinem Vorgänger nicht meſſen könne. Mährchenerzähler ſind Leute, die ihr Gewerbe daraus machen, eine Zuhörerſchaft mit allerlei Geſchichten zu unterhalten, wie es deren in Indien viele giebt. Jene Statuen können alſo nicht füglich Mährchenerzähler genannt werden; und wo wird endlich berichtet, daß ſie Perücken getragen hätten?

Herr Erskine will die Zwergfiguren zu Pis'âcha's machen. Der vortreffliche Gelehrte mag es verantworten, daß er dieſe blutſchlürfenden Dämonen, Weſen der finſtern Unterwelt, Nachtwandler um Gräber und Richtſtätte, in die lichte Geſellſchaft der oberen Götter bringt. Ich kann mich nicht erinnern, jemals Piſacha's im Gefolge des Sivas erwähnt gefunden zu haben; auch ſcheint es nicht in der Mythologie gegründet zu ſeyn. Amara-Sinhas unterſcheidet nächſt den eigentlichen Göttern drei Ordnungen übermenſchlicher Weſen, und zählt von den erſten beiden die verſchiednen Arten auf: 1) Schaaren-Gottheiten, 2) Halbgötter, und 3) Ungötter oder Gegengötter. Die Schaaren-Gottheiten, gan'a-dêvatâs, heißen deswegen ſo, weil es von jeder Claſſe eine beſtimmte

Stirnfalte genommen, ſei das dritte Auge, und dieß iſt ſehr wahrſcheinlich. Die Schlange, die Sivas in der Hand hält, Cobra de capello oder die Brillenſchlange, iſt an ſich kein abſchreckendes Symbol. Sie bildet ja mit ihren vielen Köpfen den Baldachin des ſchlummernden Viſhnus, und ſteht über ſo manchem Götterſchrein. Dieß iſt dieſelbe Gattung, welche auf den Aegyptiſchen Denkmalen unaufhörlich, ſogar als architektoniſche Verzierung, wiederkommt, vornämlich aber über dem Eingange der Tempel die geflügelte Sphäre, das Symbol des beſeelten Weltalls, zu beiden Seiten ſtützt und trägt. Eine merkwürdige Uebereinſtimmung zwiſchen zwei entfernten Völkern! Die Schlange iſt wohl überhaupt wegen ihrer raſchen Beweglichkeit ohne ſichtbare Werkzeuge der Bewegung im Alterthum zum Sinnbilde des Lebens gewählt worden. Die Cobra de Capello bläht ſich noch dazu an der Bruſt auf, indem ſie ſich aufrichtet; ſie wird durch Muſik hiezu gereizt, gezähmt und gleichſam bezaubert. Dieſe Kunſt üben noch heutiges Tages Indiſche Gaukler, wie es auf einem Original-Bilde in meiner Sammlung vorgeſtellt iſt.

Da nicht nur in den abgezeichneten, ſondern auch in den meiſten von Erskine beſchriebenen Gruppen Sivas entſchieden als die Hauptfigur erſcheint; außerdem drei Schreine dem Lingam gewidmet ſind; endlich an der Baſis der Säulenſchäfte kleine Figuren des Ganeſas geſeſſen haben, wovon kaum noch eine oder die andre übrig bleibt: ſo leuchtet der von Erskine mit Ihnen behauptete Satz, der Tempel ſei jenem Gotte zu Ehren errichtet worden, gewiſſermaßen auf den erſten Blick ein. Die beiden vermeintlichen

Buddha's dürften dagegen kein Einwurf von Belang seyn. Es giebt jetzt eine Art von Indischen Antiquaren, die man Buddha-Seher nennen könnte, weil in dem Wahne, der Buddhismus sei die ältere und ehemals allgemeine Religion des Landes gewesen, ihnen alles unter der Hand zu einem Buddha-Tempel wird. Erskine gehört nicht zu diesen: er hat vielmehr in einer eignen Abhandlung die charakteristischen Merkmale, wodurch ein Buddhistischer Tempel sich von einem Brahmanischen unterscheidet, gründlich festzustellen versucht. Den einen jener Buddha's läßt er selbst fallen. Er trägt den Halbmond an der Tiara: was braucht es weiter? Es ist ein in beschauliche Andacht versenkter Sivas.

Bedenklicher ist aber der Trimurti, wenn von einem ausschließenden Dienste die Rede seyn soll, wie ihn etwa die heutige Secte der Saiva's ausübt. Dieses kolossale Bild nimmt die vornehmste Stelle ein, es steht im innersten Heiligthume, bewacht von zwei riesenhaften Thürstehern: und Erskine bemerkt, die Vertiefung der Tempelwand, wo es steht, sei zu einem Vorhange eingerichtet gewesen, der es wahrscheinlich, seltne feierliche Gelegenheiten ausgenommen, vor den Augen der Ungeweihten verhüllte. Und hier steht doch Sivas nur in gleichem Range mit den beiden andern obersten Gottheiten. Erskine hat diesen Einwurf wegzuräumen gesucht, indem er den Trimurti ganz abläugnet, und das Bild für einen verdreifachten Sivas ausgiebt. Aber ich muß gestehn, seine Gründe wollen mir gar nicht einleuchten. Der Name Trimûrti ist classisch, die Europäer haben ihn ohne Zweifel auch auf Elephanta von unterrichteten Ein-

wohnern vernommen, und man findet die Vorstellung häufig wiederholt. Am Eingange der Bibliothek der Ostindischen Compagnie stand ein beträchtlich großer und monumentaler Trimurti aus Granit. Ich bedaure, ihn bei meinem letzten Besuche in England in Absicht auf die Uebereinstimmung mit dem in Elephanta nicht näher geprüft zu haben: ich hatte damals die Abhandlung von Erskine noch nicht gelesen. Vor allen Dingen hätte er den Beweis führen sollen, daß Sivas wirklich so vorgestellt werden sei. Die Arme werden an den Götterbildern zuweilen vervielfältigt, besonders am Sivas und seiner Gemahlin; Vishnus begnügt sich wohl immer mit seinen vier Armen. Von vielkörpigen Göttern wüßte ich aber keine zu nennen, als den Brahma mit seinen vier Gesichtern, und den Kartikeyas mit sechsen. Moor giebt zwar einen Sivas Pancha-mukha, mit fünf Köpfen, wo der fünfte in der Mitte über den vier auf dem Rumpfe stehenden emporsteigt. Es mag eine seltne Vorstellung seyn: das Bild ist eigentlich kein Original, sondern auf Bestellung des Dr. Wilkins in Metall gegossen. Aber die in einer bestimmten Bedeutung oder auch bloß fantastisch vervielfältigten Glieder und Köpfe sind immer Einem Rumpfe angeheftet. Das Brustbild in Elephanta hingegen kann man effigiem tricorporem nennen, und das bezeichnet auch der Name. Zwar erinnert mûrti an μόρφη, und man könnte jene Zusammensetzung durch τριμορφία nachahmen; aber mûrti heißt nicht bloß die Gestalt, sondern auch der Körper selbst; mûrtimân, körperlich. Wir sehen hier drei Leiber wie drei Köpfe, nur mit der Rückseite an einander gewachsen. So wird die Trivêni

vorgestellt, die Verbindung des Ganges mit den beiden andern heiligen Hauptströmen. Hiedurch wird also die innige Einheit drei verschiedener Wesen sinnbildlich angedeutet. Die günstigste Auslegung wäre etwa diese: »was dem Brahma und Vishnus, kommt auch dem Sivas zu; in jenen wird er nothwendiger Weise zugleich mit verehrt.«

Daß aber bei den Erbauern und Anordnern des Tempels kein einseitiger Sektengeist vorgewaltet, ist sowohl aus dem Trimurti zu schließen, als aus dem Umstande, daß Brahma und Vishnus so oft, zwar als Nebenfiguren, aber doch in freundschaftlicher Nähe beim Sivas erscheinen.

Sobald bei Entwickelung der Vielgötterei, einzelnen Göttern Tempel erbaut werden, muß auch unter den Priestern Eifersucht entstehen. Jeder sucht seinen Gott zum mächtigsten, und dessen Dienst zum heilbringendsten zu machen, um die Menge freigebiger Verehrer herbeizulocken. Wenn aber die Priester Nebenbuhler sind, so können die Götter schwerlich in Eintracht leben; und so entsteht jene Anarchie im Olymp, worüber Plato spottet. Dieß ist eine reiche Quelle vielgestaltiger und oft sich selbst widersprechender Mythologie. Bei Behandlung der Griechischen hat man vielleicht den Einfluß der Dichter zu sehr hervorgehoben, den Einfluß der Priester zu wenig beachtet. Dem letzteren ist es doch wohl zuzuschreiben, daß es so viele Gottheiten giebt, deren Wirkungskreis die ganze Natur umfaßt, da man mit einer einzigen hätte ausreichen mögen.

Der Gang der Brahmanischen Religion scheint mir

im allgemeinen dieser gewesen zu seyn, daß zuvörderst die Verehrung dem Weltschöpfer Brahma hauptsächlich zugewendet war, dann dem Vishnus, und zuletzt dem Sivas und der Parvati. Man hat oft bemerkt, daß dem Brahma keine Tempel errichtet, keine Statuen als eigentlicher Gegenstand der Anbetung aufgestellt werden: denn abgebildet wird er allerdings häufig, wie wir gesehen haben. Dieß erklärt sich ganz natürlich, wenn die Epoche des Brahma in eine Zeit fiel, wo es noch keine Tempel und keine Götzenbilder gab. Daß bei einer Religion, deren erbliche Priester sich von jeher Brahmanen genannt haben, Brahma nicht von der Stiftung an Nebensache seyn konnte, versteht sich, sollte ich denken, von selbst. Den Vishnus lasse ich zunächst folgen, weil das älteste der vorhandenen Heldengedichte seiner Verherrlichung gewidmet ist. Das Râmâyan'am ist ganz und gar ein vaishnavam, das Mahâ-Bhâratam auch, insofern Krishnas darin eine Hauptrolle spielt. Nichts kann in höherem Grade vaishnavam seyn als die Episode der Bhagávad-Gita. Eben so ist es mit den vier übrigen Stücken, die man zusammen mit jener die fünf Edelsteine des Gedichtes genannt hat. Die früheren Incarnationen dieses Gottes haben wohl bloß eine kosmogonische oder allegorische Bedeutung. Bei den drei letzten, in der Person des Paras'u-Râmas, des Chandra-Râmas und des Krishn'as möchte etwas historisches im Hintergrunde verborgen liegen. Uebrigens scheint mir die Lehre von den Verkörperungen der Gottheit (avatâra) als Gegenmittel gegen die Apotheose entstanden zu seyn. Wenn nämlich der Dienst eines vergötterten Helden, aus der Krieger-

caste sogar, welcher ja der zweite Manas angehörte, sich nicht mehr verhindern ließ, so wurde er dadurch in den Kreis der alten Theologie zurückgezogen. Ihr verschwendet dennoch, hieß es gleichsam, eure Anbetung nicht an einen Sterblichen; ein Gott hat auf Erden gewandelt. — Die Incarnationen des Siras sind niemals zu dem gleichen volksmäßigen Ruhme gelangt, wie die des Vishnus. Ich halte sie für spätere Erfindungen aus der Zeit der Purana's.

Uebrigens herrscht im Ramayana durchaus kein einseitiger Sectengeist. Die großen feierlichen Opfer werden der Götterwelt insgemein dargebracht: die einzelnen Götter kommen, um jeder seinen Antheil in Empfang zu nehmen. Dem Siras werden seine Ehren gegönnt: er wird sogar Mahâ-dêvas, der große Gott, genannt, welches gleichwohl eine Usurpation ist. Nur wenn die Wirksamkeit beider Götter zusammentrifft, wird Vishnus als überlegen dargestellt, woraus man schließen könnte, schon damals habe ein Wettstreit zwischen den beiderseitigen Verehrern Statt gefunden.

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie bereits in dieser ältesten Dichtung die Grundzüge des entgegengesetzten Charakters, ganz wie er sich immerfort in den späteren entwickelt hat, unverkennbar erscheinen. Vishnus ist die milde geistige Lebenswärme, welche das Weltall durchdringt und beseelt; Siras verzehrende Flamme. In ihm ist die unerschöpfliche Fülle, der unermüdliche Wirbel der Natur, in Erzeugung und Vernichtung der sterblichen Geschlechter, die, kaum auftauchend, wieder in den Abgrund der Vergänglichkeit hinabgerissen werden. Bilder

der Wollust und des Grausens sind hier gepaart, ja untrennbar verschmolzen: was die menschlichen Gemüther durch Furcht und Verlangen in Anspruch nehmen kann, ist im Ueberflusse vorhanden. Die Verehrung des Vishnus mußte im Fortgange der Zeiten immer mystischer, die des Sivas immer orgiastischer werden. Jene Richtung scheint im Bhâgavata-Purân'a die höchste Stufe erreicht zu haben; in den Abenteuern des Sivas hingegen und seiner Gattin, die allein unter allen Göttinnen aus der Weiblichkeit heraustritt, und als Durga zur Riesenbekämpfenden Heldin, als Kali zur furchtbaren zerstörenden Gottheit wird, überläßt sich die Einbildungskraft ungehemmt einem trunknen und schwelgerischen Taumel.

Alles obige zielt keineswegs darauf ab, zu beweisen, daß ein Tempel des Sivas nicht sehr alt, und eben so alt als ein Tempel des Vishnus seyn könnte. Eine der Felsengrotten in Ellora ist beiden Göttern gemeinschaftlich und, wie es scheint, mit ganz gleichen Ansprüchen geweiht. Die Sculpturen verherrlichen an der einen Seite die Thaten des Sivas, an der andern die Verkörperungen des Vishnus, weswegen die Grotte Das'a-avatâra genannt wird.

Ew. W. haben eine relative Zeitbestimmung für die verschiedenen Tempelruinen aufgestellt. S. 17. »Die »Denkmäler der Indischen Baukunst zerfallen von selber »in drei Classen; die erste: Felsentempel unter der Erde »in ausgehauenen Felsen, oder Tempelgrotten; die zweite: »Felsentempel über der Erde, oder behauene und bear»beitete Felsen, die jedoch auch zugleich unterirdische An»lagen zu enthalten pflegen; die dritte endlich: eigentliche

»Gebäude. Alle kommen darin überein, daß sie auf Re»ligion Beziehung haben; und zwar sowohl auf die noch »in Indien vorhandenen Secten des Vishnu, und des »Schiva oder Mahadeva; als auf die aus dem diesseiti»gen Indien längst verdrängte Secte des Buddha, die »jedoch noch auf Ceylon, wie auf dem Continent des jen»seitigen Indiens, lebt. Ich nannte jene Classen in der »Folge, welche zugleich die ihres Alters zu seyn scheint. »Will man auch dieses nur Vermuthung nennen, so ist es »doch eine sehr wahrscheinliche Vermuthung. Denn schwer»lich wird man annehmen wollen, daß ein Volk, welches bereits »an Gebäude über der Erde gewöhnt war, dann erst ange»fangen habe, seinen Göttern Wohnungen in Grotten zu »bereiten: so wie es aus eben dem Grunde nicht weniger »natürlich scheint, daß die Aushöhlung der Felsen ihrer »äußern Bearbeitung schon vorangegangen sei.«

Diese Ansicht kann ich durchaus nicht theilen. In allen mechanischen Künsten müssen wir einen allmählichen Fortschritt vom leichteren zum schwereren annehmen. Tempel von großem Umfange mit prächtigen Säulenreihen im Innern eines Felsen auszuhölen, ist aber weit schwerer als an der Oberfläche die hervorstehenden Felsmassen durch den Meißel in regelmäßige Gestalten umzuwandeln; und dieß ist wiederum schwerer, als nach einem beliebigen Plane Gebäude aus zusammengefugten Werkstücken zu errichten. Freilich erspart man bei jenem Verfahren die Fundamente und die obere Bedeckung, auch die Herbeischaffung der Werkstücke: aber mit welchem unsäglichen Aufwande von Arbeit! Die Aushölung der Tempelgrotten ins»

besondere ist ein Wagestück, welches zu unternehmen wohl die erfahrensten heutigen Baumeister ablehnen möchten, wenn ihnen der Antrag gemacht würde. Nur eine auf wiederholte Versuche gegründete und vorsichtig bis an die Gränze des möglichen fortschreitende Erfahrung konnte lehren, wie viel man weghauen dürfe, ohne den Einsturz der Decke mit der darauf ruhenden ungeheuern Felsenlast befürchten zu müssen. Diese Versuche mußten bei jeder Anlage in einem neuen Berge wiederholt werden, weil verschiedene Steinarten nicht den gleichen Grad der Cohärenz haben. Die erfoderliche Stärke der Pfeiler und Säulen, das Maaß ihrer Entfernung von einander, die sinnreich erfundenen Ausladungen des Gebälkes, welche den Druck der Schwere vertheilten, ohne den Säulen ein zu schwerfälliges Ansehen zu geben: dieß alles sind in der That aufgelöste Räthsel der Baukunst. Welche Reife des Geschmacks setzt es bei den Künstlern voraus, daß sie, gezwungen nach ganz veränderten Proportionen zu arbeiten, es dennoch verstanden, nicht nur Großheit, sondern auch Zierlichkeit zu erreichen, und die Wirkung des Ganzen mit Sicherheit im voraus zu berechnen. Ein großer Verstand hat dem Entwurfe vorgestanden; unermüdliche Ausdauer hat ihn zur Vollendung gebracht. Geometrische Risse und genaue Bestimmungen der Maaße sind freilich zu jedem Baue nöthig; aber hier mußte das Handwerk unter der immer wachen Aufsicht der Wissenschaft stehen: denn da alles, was die Form und Verzierung der Gebäude ausmacht, ausgespart wurde, so war jedes Versehen, jedes Verhauen der Blöcke unherstellbar. Und dennoch

ſind dieſe Wunderwerke wirklich erſchaffen worden! Vermuthlich kennen wir ſie bei weitem noch nicht alle, und ſchon ſind ſie nicht leicht zu überzählen.

Können Ew. W. wohl im Ernſt glauben, wie es doch S. 18 ſcheinen will, die Erbauer ſolcher Tempel hätten, allen Bequemlichkeiten des Lebens fremd, in unterirdiſchen Hölen gewohnt? — »Auch in vielen andern »Gegenden der Erde wählten ſich die Menſchen unterirdiſche Grotten zu Wohnungen; und je mehr ſie ſelber »dem Kunſtfleiße ein Uebungsfeld darbieten, und deſto »weniger iſt es zu verwundern, wenn dieſer, ſobald es »nur nicht an Geräthſchaften fehlt, bei einem ſolchen »Volke erwacht.« — Wie die natürlichen Hölen dem Kunſtfleiße ein Uebungsfeld darbieten ſollen, iſt mir nicht recht verſtändlich. Jene elendeſten aller Menſchengeſchlechter, die keine andre Zuflucht gegen das Ungemach der Jahrszeiten hatten, konnten gar nicht einmal den Gedanken faſſen, ſolche Hölen weiter auszuhauen und ſie bequemer einzurichten. Dazu gehören Werkzeuge, aus Eiſen oder gehärtetem Kupfer, ſehr vollkommene und in großem Ueberfluſſe. Kennen Ew. W. ein Beiſpiel von irgend einem troglodytiſchen Volke, das ſtark in der Metallurgie geweſen wäre? — »Schon die nackten Buſch»hottentotten machen Zeichnungen an den Wänden ihrer »Hölen. Von da bis zu den Indiſchen Felſendenkmälern »wie viele Mittelſtufen!« — Was haben die nackten Buſchhottentotten mit den Baumeiſtern von Elephanta und Ellora gemein? Die letzte Verſunkenheit ausgeartet oder von der Natur verwahrloſter Wilden mit einem erhabenen Aufſchwunge des menſchlichen Geiſtes? Nicht

die mindeste geschichtliche Spur berechtigt uns zu glauben, die Vorfahren der Indier seien jemals Troglodyten gewesen.

» Wie der Sterbliche sich selber Wohnungen erbaut, » so erbaut er sie auch seinen Göttern; die Ahndung des » Ewigen war es, die die Hütten zu Tempeln emporhob: » Tempelgrotten mochten aber um so natürlicher entstehen, » je mehr man die Unvergänglichkeit der Denkmäler zu- » gleich beabsichtigte. «

Den beiden letzten Sätzen stimme ich bereitwillig bei, eben deswegen aber nicht dem ersten. Aus einer nur ins Große erweiterten Nachahmung der für die gemeinen Lebensbedürfnisse errichteten Hütten wäre nimmermehr schöne Architektur entstanden. Jene alte Theorie vom Ursprunge der Baukunst: die Uebersetzung von Holz in Stein und Marmor; von Strohdächern in majestätische Giebel, welche die Griechen Adler nannten; von rohen, abgehauenen Baumstämmen, und darüber gelegten Balken in Säulenschäfte mit Basen, Capitälen, Architraven und Karniesen, ist bis zum Ueberdruß wiederholt worden. Man sollte sie endlich fahren lassen; es ist nichts als eine kahle Hypothese. Die Idee wird verkannt und herabgewürdigt; die Geschichte widerspricht von allen Seiten.

Bei den Völkern, wo eine eigenthümliche Entwickelung der bildenden Künste Statt gefunden hat, finden wir immer dieselbe Reihenfolge. Die Architektur geht voran; ihr folgt, oft in weiter Entfernung, die Sculptur: beide Künste können zu einer hohen Reife gediehen seyn, während die Malerei noch in der Kindheit zurückbleibt, und die Zaubereien, welche sie zu leisten vermag, kaum geahndet werden. Dieß liegt in der Natur der Sache.

Der Gegenstand der Malerei ist ein flüchtiges unkörperliches Wesen, der optische Schein, der nicht den Dingen angehört, sondern einzig in den Wahrnehmungen unsers Auges seinen Sitz hat. Manche Völker haben sich nie ganz des Vorurtheils entwöhnt, das Körperliche selbst, und nicht die Erscheinung, solle durch Umrisse und Farben auf einer Fläche vorgestellt werden. Beleuchtung und Luftperspective sind immer die am spätesten vervollkommten Theile der Malerei. Die Sculptur hat es mit den lebendigen Gestalten zu thun, die, regelmäßig in ihrem Bau, frei in ihren Bewegungen, in ihrer Mannichfaltigkeit unerschöpflich, in ihrer physiognomischen Bedeutung gewissermaßen unergründlich sind. Die wissenschaftliche Grundlage dieser Kunst, der Kanon der Proportionen, artet leicht in einen todten Buchstaben aus, der das Gefühl des freien Lebens nicht aufkommen läßt. Nur vermöge begünstigender Umstände bildet sich eine gelehrte Zeichnung, d. h. eine solche, die, indem sie nur die Oberfläche zu erfassen scheint, den dadurch verhüllten Bau der organischen Körper zu erkennen giebt. Endlich legt auch oft die Einseitigkeit oder Misbildung der National-Physiognomie dem Fortschritte zum allgemeinen Schönen Hindernisse in den Weg.

Bei der Architektur hingegen geht der Künstler nicht nachahmend und beobachtend, sondern ganz erfinderisch zu Werke. Das Gesetz, welches er sich selbst vorschreibt, hängt auf das innigste zusammen mit den Anschauungen einer Wissenschaft, die dem menschlichen Geiste unabhänzig von der Erfahrung inwohnt. Die Architektur ist eine schöpferische Geometrie. Sie gehorcht der Natur nicht weiter, als in so fern sie die Linien befolgt, welche die

Schwerkraft in ihrer Richtung und ihrem Gleichgewicht bezeichnen. Sie ahmt nicht einzelne gegebne Gegenstände nach; sie wetteifert mit der großen Baumeisterin der Körperwelt, welche schon im Mineralreiche regelmäßige Figuren crystallisirt, die centrale Symmetrie auf dem Gipfel des Pflanzenreichs hervortreten läßt, und in der Thierwelt die bilaterale Symmetrie, das Gepräge der selbständigen und in sich beschlossenen Einzelnheit, durch unzählige Verwandlungen als einen allgemeinen Typus hindurchführt. Dieß sind die Grundlagen und unerlaßlichen Bedingungen der Architektur: Foderungen des menschlichen Geistes eben so wohl als Gesetze der Natur. Die Proportionen geben ihren Gebilden einen bestimmten Charakter, die Verzierungen Fülle und Pracht. Jene sind nur relativ gültig, nicht absolut, wie es wohl von einseitigen Theoristen behauptet worden ist, die den todten Buchstaben der Griechischen Kunst zu einem untrüglichen Orakel, und einer für alle Zeiten bindenden Vorschrift machen wollten. Die verschiedensten Proportionen, die eines Dorischen Tempels und einer Gothischen Kirche, sind gleich zuläßig, wenn sie nur in sich harmonisch erscheinen. In den Verzierungen sind nun schon freiere Schwunglinien erlaubt, und mancherlei Anspielungen auf einzelne Hervorbringungen der Natur, jedoch nach freier Wahl und Willkühr, ohne die Pflicht der Nachahmung.

Die Architektur ist die älteste unter den bildenden Künsten, wie die Astronomie unter den Wissenschaften: jenes ist eben so gewiß, und nicht auffallender als dieses. Die Betrachtung so wie die Werkmeisterschaft der Vorwelt hat sich zuerst auf das Gesetzmäßige im Großen gerichtet.

Auf der andern Seite iſt es unläugbar, daß die Architektur oft gerade in den Zeitaltern der höchſten geſelligen Verfeinerung in einen tiefen Verfall geräth. Da werden keine Tempel mehr gebaut, wo es ſchwer hielte, nicht anbetend niederzufallen; nichts hohes und würdiges kommt zum Vorſchein, weil die Kunſt nur für den Luxus und die Eitelkeit arbeitet, und in Ermangelung eigner Erfindung hilft man ſich mit einer ideenloſen Vermiſchung der ererbten Vorbilder, die nunmehr zu bloßer Manier herabſinken.

Die Vortrefflichkeit eines Werkes der Architektur iſt alſo keinesweges ein Grund gegen die Annahme ſeines hohen Alterthums, vielmehr kann ſie zuweilen ein günſtiges Vorurtheil dafür gewähren. Wenn dieß aber von dem idealen Theile der Kunſt gilt, ſo muß dagegen in dem mechaniſchen die ganze Schule der Erfahrung durchgemacht werden. Zuverläſſig ſind frei ſtehende Gebäude von gleichem Umfange und gleichen Anſprüchen auf Schönheit und Pracht den Umformungen und Aushölungen lebendiger Felſen vorangegangen. Daraus folgt aber nicht, daß unter den noch vorhandenen Denkmalen die Grottentempel nicht die älteſten ſeyn könnten, weil ſie der Zeit und den Verwüſtungen der Menſchen ſtärkeren Widerſtand leiſteten. Ew. W. finden es nicht wahrſcheinlich, »daß »ein Volk, welches bereits an Gebäude über der Erde »gewöhnt war, dann erſt angefangen habe, ſeinen Göt»tern Wohnungen in Grotten zu bereiten.« — Dieß leuchtet mir nicht ein. Es war ja keine Sache der Noth, wie etwa die verfolgten Chriſten der erſten Jahrhunderte ſchon ausgehölte Steinbrüche zu Capellen benutzten; es

war das ausgesuchteste von Pracht und Herrlichkeit, was sich nur ersinnen ließ. Ueberdieß sind ja diese Tempel von offnen Säulenlauben umgeben, theilweise stehen sie auch wie die Griechischen ὑπαίθροι unter freiem Himmel. Die alten Baumeister wußten sehr gut, wie sehr die Eindrücke ihrer Kunst durch unzertheilte Massen und durch den Schein der Unvergänglichkeit erhöhet werden. Deswegen haben die Aegyptier nicht nur die sämtlichen Obelisken, und viele ungeheuern Säulenschäfte aus Einem Stück gehauen, sie haben auch einzelne Werkstücke zu Schreinen oder Capellen ausgehölt. Welcher Werth auf solche Monolithen gelegt ward, mit welchem Aufwande von Zeit und Arbeit sie verfertigt und an den Ort ihrer Bestimmung geschafft wurden, erhellet aus einer Erzählung des Herodotus. (II, 175.) Die Indischen Tempelgrotten sind nun auch Monolithen, aber nach einem ganz andern Maaßstabe: Monolithen, die aus der unerschütterlichen Wurzel des natürlichen Gesteins hervorwachsen. Das Labyrinth war auch zur Hälfte unterirdisch und nur durch Lampen zu beleuchten; sonst aber haben die Aegyptier nur Gräber, nicht Tempel, in Felsen ausgehölt. Die alten Indier brauchten solche Wohnsitze für ihre Todten nicht, weil sie die Leichen verbrannten.

Ew. W. sind geneigt (S. 30) den Tempel in Elephanta für das älteste Denkmal zu erklären. Ich sehe keinen Grund dazu. Der Schluß von dem Stile der Sculptur ist, wie ich schon zeigte, auf fehlerhafte Zeichnungen gebaut. Was den Stil der Architektur betrifft, so giebt es in Ellora allerdings manche reicher geschmückte Säulenordnungen. Jedoch kommt dort und in Salsette

auch die Säule von Elephanta häufig vor: ein gerieſelter Schaft auf einem hohen viereckigen Poſtament mit einer ſechseckigen Baſis, der ſich in einer Schwunglinie verjüngt, und ein zirkelrundes ebenfalls gerieſeltes Polſter als Capitäl trägt. Ueberhaupt kann man dem Tempel in Elephanta nach der Anſicht bei Daniell einen hohen Grad der Eleganz nicht abſprechen.

Wir ſind geneigt, es in der Geſchichte der Architektur als ein Axiom zu betrachten, daß das Maſſive und Schlichte dem Leichten, Schlanken und reich Verzierten vorangegangen ſeyn müſſe. Das Geſetz ſcheint von dem Gange der Griechiſchen Baukunſt entnommen zu ſeyn, aber ich weiß nicht, ob es ſelbſt hier ohne Einſchränkung gilt. Freilich, die älteſten Doriſchen Tempel ſind ſehr maſſiv und ſehr einfach. Doch könnte dieß wohl die Reform eines älteren etwas überladenen Stiles geweſen ſeyn: jene Gebäude gehen nicht über das Zeitalter zwiſchen dem Perſiſchen und Peloponneſiſchen Kriege hinaus. Der ſchlichte Hintergrund diente zur Hervorhebung des reichen Schmuckes an Bildwerken in den Giebelfeldern, Metopen, auf den Akroterien u. ſ. w. Wie ſahen die älteren Gebäude aus, von denen wir keine Ueberreſte haben, z. B. der Samiſche Tempel der Juno, der Tempel der Diana von Epheſus, die Herodotus vorzugsweiſe den Aegyptiſchen Wunderwerken entgegenſtellt? (II, 148.) Ich glaube, es wird ſich wahrſcheinlich machen laſſen, daß der Griechiſche Geſchmack erſt in ſeiner Reife ſich beſchränkt, und mit unbeſtechlicher Nüchternheit, alle ſchwelgeriſche Pracht verſchmähend, nach harmoniſcher Vollendung im Einfachen geſtrebt habe. Die Baukunſt der Aegyptier gönnte der

Einbildungskraft und Mannichfaltigkeit einen viel weiteren Spielraum: dort galt nicht einmal das bei den Griechen unverbrüchliche Geſetz, daß die zu derſelben Colonnade gehörigen Säulen gleichförmig ſeyn müſſen: es war genug, wenn nur die gegenüberſtehenden ſich rechts und links ſymmetriſch entſprachen. Dem Geiſte nach iſt die Indiſche Architektur der Aegyptiſchen nahe verwandt, jedoch ohne ſolche beſondere Aehnlichkeiten, die auf Nachahmung ſchließen laſſen. In der Aegyptiſchen ſind die Anſpielungen auf der Pflanzenwelt häufiger, z. B. Capitäle in Form einer abgeſtutzten Lotus- oder Roſenknospe, (wie ſchon die Griechen bemerkt haben) oder des Anſatzes zur Krone eines Palmbaums. Dieſe finden ſich in Indien nicht, wiewohl ſie nach ähnlichen Erzeugniſſen des Pflanzenreichs und insbeſondere nach der Heiligung der Lotusblume zu erwarten waren. Dagegen ſind die aus dem Thierreich entlehnten Verzierungen deſto häufiger: Löwen und Tiger, ruhend oder ſpringend; Elephanten als Träger großer Maſſen, oder in den Metopen; Meduſenartige Masken; auch bloße Kunſtgebilde: z. B. Capitäle in Form einer Vaſe mit herumhängenden Drapperien. Eine Pflanzen-Verzierung ſieht dem Akanthus ſehr ähnlich: der oben bezeichnete Gelehrte hat das Unglück gehabt, hier ein umgeſtürztes Corinthiſches Capitäl zu ſehen; gleichwohl iſt der aufwärts ſteigende Stengel deutlich ſichtbar, das Blatt ſchlägt ſich durch ſeine Schwere anmuthig über.

Das Zeugniß des Bardeſanes beim Stobäus, welches Ew. W. ſehr paſſend anführen, (S. 29) war mir unbekannt. Ich bin mit Ihnen darüber einverſtanden, daß es nicht auf Elephanta bezogen werden darf; die Um-

ſtände ſind allzu verſchieden. Aber das ſcheint mir ausgemacht, daß der Indiſche Geſandte dem Bardeſanes einen Grottentempel beſchrieb, wie die, welche wir kennen; mit einem koloſſalen Bilde des halbweiblichen Siwas, der Ardha-nârî, wie in Elephanta. Daß die Höle kein Menſchenwerk ſeyn ſollte, (Ἔλεγον δὲ καὶ σπήλαιον εἶναι αὐτόματον κ. τ. λ.) macht mich hiebei nicht im mindeſten irre. Dieß gehört, wie mich dünkt, zu der Wunderlegende, woraus die ganze, eine nähere Beleuchtung verdienende Erzählung des Bardeſanes geſchöpft iſt. Denn wir wiſſen, daß außer den allgemein anerkannten Purana's oder alten Wundersagen, die berühmten Tempel in Indien noch ihre beſondern ſchriftlichen Legenden haben, wie dieß ja auch in andern Ländern und andern Religionen, z. B. in Sct. Loreto, in Mariä Einſiedeln, der Fall iſt.

Sicher darf man alſo annehmen, daß es zur Zeit jener Indiſchen Geſandtſchaft bereits reich mit Sculpturen verzierte und durch Wunder berühmte Tempelgrotten gab: aber dieß führt uns freilich in keine entfernte Vorzeit zurück. Indeſſen iſt bei der Armuth an hiſtoriſchen Zeugniſſen nichts zu vernachläßigen. Mit vollem Recht haben Ew. W. den König Jl, der nach der unverbürgten Ausſage eines Mahomedaners vor 900 Jahren regiert, und die Tempel von Ellora erbaut haben ſoll, von der Hand gewieſen. Er iſt um nichts beſſer als die Aethiopiſchen Baumeiſter auf Elephanta. Allerdings muß das ſcheinbar hohe Alterthum der Denkmale geprüft und, wo möglich, näher beſtimmt werden: aber ich begreife nichts von den leidenſchaftlichen Bemühungen gewiſſer Antiquare, ohne wahrhaft kritiſche Gründe, eine außer-

ordentliche Thatſache in die neuere Zeit herabzurücken, als ob ſie dadurch alltäglicher würde. Ein Menſchenalter reichte, wie Sie richtig bemerken, zur Vollführung ſolcher Werke nicht hin. In welcher Vorzeit ſie aber auch geſtiftet ſeyn mögen, ſie beweiſen, auſſer einer großen Entwickelung der mechaniſchen Künſte, beharrlichen Eifer für die Verherrlichung der Religion, der ſie dienen ſollten; und den Einfluß einer Prieſterſchaft, die über unermeßliche Reichthümer zu gebieten hatte, mittelbar oder unmittelbar, durch Begünſtigung der Fürſten, durch die Geſchenke der Gläubigen, oder durch geſicherte Einkünfte und eignen Beſitz von Ländereien. Wir wollen einen erfahrnen Baumeiſter befragen, welches von beiden er wohlfeiler zu bauen unternimmt: die St. Peterskirche in Rom, oder den Felſen-Olymp von Ellora? Ich denke, er wird ſich für das erſte entſcheiden. Mit einer geringen Abänderung dürfte man hier wohl den Ausſpruch des Herodotus anwenden: εἰ γάρ τις τὰ ἐξ Ἑλλήνων τείχεά τε καὶ ἔργων ἀπόδεξιν συλλογίσαιτο, ἐλάσσονος πόνου τε ἂν καὶ δαπάνης φανείη ἐόντα τοῦ λαβυρίνθου τούτου.

Uebrigens iſt das Urtheil über das Alter der Brahmaniſchen Religion nicht im mindeſten abhängig von den ſchwankenden Meynungen über das Zeitalter dieſer Denkmale. Denn es könnte gar wohl ſeyn, daß jene Religion Jahrtauſende lang überhaupt ohne Tempel, oder wenigſtens ohne dauerhaft und prächtig gebaute beſtanden hätte. Ich finde dieß ſogar ſehr wahrſcheinlich. Denn erſtlich iſt es eine auffallende Erſcheinung, daß die bisher bekannt gewordenen Ruinen der in und aus Felſen gewiſſermaßen für die Ewigkeit gegründeten Tempel ſich ſämtlich

im Süden Indiens vorfinden, da doch der Norden, das Land zwischen dem Himavat- und Vindhya-Gebirge, und zwar dessen östliche Seite bis an den Fluß Sarasvati in den ältesten Schriften als der eigentliche Wohnsitz der Gesetzlichkeit, der Brahmanischen Religion und Theologie gepriesen wird. In den ebenen Flußgebieten erlaubte zwar die Natur des Bodens solche Bauten nicht; hier wurde vermuthlich seit uralter Zeit wie in Babylonien aus Backsteinen gebaut, weswegen auch die alten Hauptstädte in formlosen Schutt zusammengesunken sind. Aber man sollte denken, an den Abhängen der Himalaya-Gebirge müßten sich die zu solchen Unternehmungen tauglichen Steinbrüche und Felsenmassen in Menge finden. Sie sind jedoch, so viel man weiß, zu diesem Zwecke niemals benutzt worden. Ich finde keine Erwähnung von Tempeln im Gesetzbuche des Manus. Die dem Brahmanen vorgeschriebenen Religions-Uebungen, die Gebete der drei Tageszeiten, die fünf Sacramente, werden unter freiem Himmel oder am häuslichen Heerd verrichtet; die großen feierlichen Opfer in den epischen Gedichten auf dazu auserwählten freien Plätzen außerhalb der Städte. So z. B. das Pferdeopfer am Eingange des Ramayana, am nördlichen Ufer des Flusses Sarayu, da die Stadt am südlichen lag. Dieß hatte freilich seinen besondern Grund: viele tausend Gäste mußten dabei bewirthet werden, für welche die steinernen Gebäude zu enge waren; man errichtete aus Zimmerwerk, bloß auf die Dauer des Festes, Bühnen, Säle und Herbergen; auch Zelte mochten aufgeschlagen werden. In der Beschreibung von Ayodhya werden außer den Palästen, Hauptstraßen, Märkten, Spa-

ziergängen, und was ſonſt eine Hauptſtadt zieren mag, nur Altäre und Götterwagen erwähnt. Ayatanam heißt nach Colebrooke zugleich ein Altar und ein Obdach zum Opfern. Noch jetzt werden in Indien die Idole an den Feſten auf großen mit Flaggen, Blumenkränzen, Drapperien u. ſ. w. geſchmückten Wagen umhergeführt. Die Erwähnung der Götterwagen (vimânam) beweiſt den uralten Gebrauch der Proceſſionen, die auch in Aegypten ſo häufig waren, und dieſe ſetzen wieder Statuen voraus, und Schreine oder Capellen, worin ſie gewöhnlich aufbewahrt wurden. Daraus, daß keine prächtigen Tempel beſchrieben oder ausdrücklich erwähnt werden, iſt noch nicht zu ſchließen, es habe überhaupt keine gegeben. Sie könnten wohl, wie wir gleich ſehen werden, unter dem allgemeinen Namen der Paläſte mit begriffen ſeyn. Indeſſen ſteht doch dieſe weltliche Pracht des Götterdienſtes, dieſes Gefolge der bildenden Künſte, durchaus nicht im Vordergrunde der Brahmaniſchen Verfaſſung und Religionslehre. Durch die Geburt ſind alle Brahmanen einander gleich; nur perſönliche Eigenſchaften, Frömmigkeit und Wiſſenſchaft, konnten einen Vorzug begründen. Dieſe Religion hat niemals wie die Buddhiſtiſche, eine geiſtliche Obergewalt, ein Hohes-Prieſterthum oder Patriarchat anerkannt. Wie noch jetzt, ſo vor Alters, ſtehen die Tempeldiener und Opferer in untergeordnetem Range; wie noch jetzt, ſo vor Alters, iſt der geiſtliche Lehrer, der Beichtvater, der Rathgeber in allen Gewiſſensfällen, (guru, parôdhas) freilich auch der Anordner der Ceremonien, die Hauptperſon. Man ſieht nicht, daß an das Prieſterthum gewiſſer Tempel eine hohe Würde geknüpft geweſen wäre.

Die Buddhiſten haben ihre Klöſter, ganz nach der chriſtlichen Form; bei den Brahmanen gab es nur Einſiedler, und freiwillige Verſammlungen ihrer Schüler um ſie her. Auch keine Orakel gab es in Indien.

Indeſſen tritt doch der Begriff einer beſondern Heiligkeit gewiſſer Oerter frühzeitig hervor: daher die Wallfahrten. Ein ſolcher Ort heißt Tirtham. Das Wort bedeutet urſprünglich eine Badeſtelle, ſogar eine natürlich bequeme Badeſtelle in einem Fluſſe. Dann wurden dergleichen beſonders eingerichtet, durch Reinigung und Ebnung des Bodens, durch Waſſerbehälter und Teiche, durch ſteinerne Stufen zum Herabſteigen und Sitzen. Endlich wird alles an einem Wallfahrtsorte befindliche darunter begriffen. Gerade ſo iſt das Lateiniſche Wort delubrum, *a deluendo*, buchſtäblich ein Waſſerbehälter zu reinigenden Waſchungen, auf die Tempel ſelbſt übertragen worden.

Ich füge nun noch das wenige bei, was ich für jetzt aus ſchriftlichen Quellen zur Beleuchtung der Frage über das Alter der Indiſchen Baukunſt mitzutheilen weiß.

Der älteſte Lexicograph (Col. Am. K. p. 72) ſagt zuvörderſt, der Ausdruck prâsâda werde ſowohl von Wohnungen der Götter als der Könige gebraucht:

— — — — — प्रासादो देवभूभुजां ।

dieß weiſet uns ſchon auf Tempel hin, die an Umfang und Pracht mit königlichen Paläſten wetteifern konnten. Hierauf giebt er die techniſchen Ausdrücke für verſchiedene Gattungen von Tempeln.

स्वस्तिकः सर्वतोभद्रो नन्द्यावर्तादयोऽपि च ।
विरूपकः प्रभेदा हि भवन्तीश्वरसद्मनां ॥

Colebrooke hat diese Benennungen nicht näher erklärt; Wilson ergänzt die Lücke, vermuthlich aus Commentaren des Amara-Kosha.

Svastika. Ein Tempel mit einer Säulenhalle an der Vorderseite. — Der Name ist abgeleitet von der Segensformel: svasti, εὖ ἐστι, bene est. Nach der Griechischen Kunstsprache πρόστυλος.

Sarvatô-bhadra, *ab omni parte bene auspicatus.* Ein Tempel in viereckiger Form, der jedem der Cardinalpunkte des Horizontes gegenüber einen Eingang hat. Das Heiligthum mußte hier wohl in der Mitte in einem besondern Schreine stehn, da es an keiner der vier Wände die Hauptstelle einnehmen konnte. Zugleich erhellet hieraus, was sich freilich beinahe von selbst versteht, daß die Indier wie die Aegyptier ihre Tempel orientirten. Nur bei Felsengrotten mochte es nicht immer thunlich seyn.

Nandyâvarta. Wilson giebt keine Erklärung. Der Name läßt einen dem Stier Nandi geweiheten Tempel vermuthen. Doch könnte es auch allgemein einen Aufenthalt der Freude bedeuten. Aber ohne Zweifel hatte es eine nähere technische Bestimmung.

Vichhandaka. Ein Gebäude von mehreren Stockwerken, umgeben von einem Säulengange, oder

nur gegen Oſten und Weſten mit einer Säulenreihe verſehen. Alſo nach der erſten Erklärung ein περίπτερος, oder nach der zweiten ein ἀμφιπρόστυλος. Tempel von zwei und drei Geſchoſſen kommen in Ellora vor.

Es gab mehrere Arten und Kunſtnamen dafür, denn der Lexicograph bricht mit einem et cetera ab, wie immer, wenn er nur die erſten Glieder einer Reihe nennt. Jedoch finde ich in dem ſpäteren Ergänzungs-Wörterbuche Trikand'a-S'êsha nur weniges hieher gehörige nachgetragen.

Indra-Kôsha, *Indrae thesaurus.* Ein Balcon, dergleichen man über dem Eingange einiger Tempel in Ellora ſieht.

Gô-put'ika.

शिवस्य वृषमण्डप्यां वृधैर्गोपुटिकं स्मृतं ।

»Von einem bloß oben bedeckten Gebäude für den »Stier des Sivas gebrauchen Kenner den Aus»druck gô-put'ika.« — Hier haben wir alſo den techniſchen Namen für den ſchönen bloß mit Säulen ohne Wände umgebenen Tempel in Tanjore, worin ein koloſſaler Stier liegt, *) und erfahren zugleich, daß es Sitte war, den Stier Nandi ſo aufzuſtellen.

*) Langlès Monumens. II, Pl. 10. Das Gebäude, auf einer ſtark erhöhten Platteforme mit Stufen, iſt vorn und hinten ganz offen, rechts und links mit einer doppelten vierſäuligen Colonnade eingefaßt. Die Säulen ſind

Aus der Stelle beim Amara-Sinhas iſt zu folgern, daß in ſeinem Zeitalter, d. h. im nächſten Jahrhundert vor Chr. Geb., eine völlig entwickelte Tempel-Architektur vorhanden war, die ihre eigne Kunſtſprache hatte. Dieß führt uns immer noch nicht weit zurück. Folgendes dürfte ſchon eher berechtigen, die Baukunſt für einen alten Beſtandtheil der Indiſchen Cultur zu halten.

Ein einheimiſcher Gelehrter hat eine kurze ſyſtematiſche Ueberſicht der Wiſſenſchaften und der Litteratur ſeines Volkes mitgetheilt. (As. Res. Vol. I. Lond. ed. p. 340.) Die Veda's ſtehen, wie natürlich, voran; dann folgen die vier Upavêda, und die ſechs Vêdânga. Allen dieſen Wiſſenſchaften wird nicht nur ein mythologiſcher Urſprung zugeſchrieben, ſondern ſie werden gewiſſermaßen als Offenbarungen betrachtet: die angeblichen Verfaſſer der anerkannten Lehrbücher ſollen entweder höhere Weſen geweſen ſeyn, oder doch auf höhere Eingebung geſchrieben haben. Zu den Vêdânga (Gliedern der Veda's) gehören die Grammatik und die Aſtronomie. Die vier Upavêda (untergeordnete Veda's oder geoffenbarte Wiſſenſchaften) ſind: die Arzneikunde, die Muſik und Tanzkunſt, die Waffenkunſt, und endlich die Geſamtheit der mechaniſchen Künſte.

Dieß letzte Lehrbuch wird dem Hephäſtus der Indier,

ſchlank, die beiden innern Reihen reich verziert, am Schaft mit Affen als Caryatiden, am Gebälk mit Löwen. Die den beiden Säulengängen übergelegten platten Steindecken, tragen die zweite, welche den mittleren Raum bedeckt.

dem Gotte Vis'vakarmâ *(omnium operum artifex)* zugeſchrieben, und ſoll die Theorie von vier und ſechzig Künſten in eben ſo vielen Abhandlungen enthalten. Der Name des Ganzen, स्थापत्यवेद, sthâpatya-vêda, iſt aber von der Baukunſt hergenommen. Aus der Wurzel sthâ, *stare*, wird in der cauſativen Form sthâpi gebildet: sthâpayati, *statuit, exstruit;* daher als Neutrum sthâpatya, *architectonice.* In dieſer Bedeutung fehlt es bei Wilſon, es kommt aber im Ramayana vor, bei Errichtung der Bühnen, Säle, Pfeiler u. ſ. w. für das Pferdeopfer. (Râmây. I, Cap. XII, sl. 6 nach meiner Ausgabe.)

Die Zahl der vier und ſechzig Künſte iſt wohl nicht zu bezweifeln; man ſcheint ſehr ins einzelne gegangen zu ſeyn. Ich habe in einem Commentar ein as'va-s'âstram, ein Pferde-Lehrbuch angeführt gefunden, welches alſo von der Pferdezucht oder der Reitkunſt, vielleicht von beiden handelt. Von dieſen s'ilpa-s'âstrâ'i, Lehrbüchern der mechaniſchen Künſte, iſt beinahe noch nichts nach Europa gekommen. In der Sammlung von Handſchriften, welche der Major Tod, eben ſo rühmlich bemüht in Aſien litterariſche Schätze einzuſammeln, als freigebig in ihrer Verwendung, der Aſiatiſchen Geſellſchaft in London geſchenkt hat, findet ſich ein Bruchſtück eines Lehrbuches der Baukunſt, wie ein gelehrter Freund mir berichtet. Wie wichtige Beiträge zur Geſchichte der Cultur ſolche Lehrbücher liefern würden, iſt leicht zu ermeſſen; doch dürften ſie, für jetzt noch, ohne die Hülfe einheimiſcher Gelehrten, ſchwer zu überſetzen ſeyn.

Jene Annahme eines wunderbaren Urſprungs hat indeſſen die Indier nicht gehindert, die Wiſſenſchaften durch

Erfahrung und Speculation anzubauen: denn die Prüfung und der Zweifel scheint in diesem Lande beinahe so alt zu seyn, als der Glaube. Zuverläßig wurden also die Lehrbücher von Zeit zu Zeit umgearbeitet. Dieß war freilich nicht in der Ordnung: wenn die Sonne über die Astronomie geschrieben hätte, müßte es darin nichts zu berichtigen geben. Aber die Lehrbücher behielten die alten Namen, und die Wissenschaften die Würde eines übernatürlichen Lichtes. Colebrooke bemerkt bei Gelegenheit des Streits über den Sûrya-Siddhânta, daß von der Zeitbestimmung des ältesten vorhandnen Lehrbuchs kein negativer Schluß auf das Alter der Wissenschaft gelte. (Algebra from the Sanscrit of Brahmagupta and Bhâscara, translated by *Colebrooke*. Lond. 1817. Dissertation pag. L. As. Res. Vol. XII., Lond. ed. p. 228. Vgl. Ind. Bibl. I., S. 314.

Ob wir also aus dem Sthâpatya-vedâ Zeitbestimmungen für die Architektur gewinnen würden, steht dahin. Unläugbar sind unter den Tempelruinen in Indien manche Buddhistische: diese müssen in den Zeitraum zwischen der Stiftung der Religion, ein Jahrtausend vor Chr. Geb., und ihrer Vertreibung fallen. Die Nachbarschaft der beiden Religionen mußte den Wetteifer der beiderseitigen Priester in Erbauung prächtiger Tempel anregen. Ob aber unter den noch vorhandenen Brahmanischen Denkmalen einige erweislich oder aus wahrscheinlichen Gründen einem früheren Zeitraume zugeschrieben werden müssen? Die Beantwortung dieser Frage erfodert, wie mich dünkt, weit genauere Untersuchungen, als bis jetzt angestellt worden sind.

Die Aegyptier behaupteten, sie hätten zuerst unter allen Völkern den Göttern Altäre, Bildsäulen und Tempel errichtet, und die Kunst erfunden, lebendige Gestalten in Stein zu hauen; (Herodot. II, 4.) ferner hätten sie die geheiligten Gegenstände seit zehntausend Jahren nach demselben unveränderlichen Typus und Kunstgesetz gemalt und gebildet. (PLAT. de Legg. lib. II.) Herodotus ließ das erste, Plato das letzte unbedenklich gelten, und zwar nicht als eine sprüchwörtliche Redensart, sondern als eine wahrhaft chronologische Angabe. (Οὐχ ὡς ἔπος εἰπεῖν ἔτος μυριοστὸν, ἀλλ' ὄντως.) Die Indier, sonst ausschweifend in ihren Ansprüchen auf ein nach ungeheuern Zeiträumen gemessenes Alterthum, haben, so viel ich weiß, keine ähnliche Behauptung ausdrücklich aufgestellt. Wir mögen also für jetzt die Sache unentschieden lassen, um nicht etwa zwischen unserm historischen Gewissen und hergebrachten Meynungen, zwischen einem vielleicht unkritischen Zweifel und einem vielleicht vermessenen Glauben, ins Gedränge zu gerathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XI.

Zwei Epigramme

von

Bhartri-haris,

dem Bruder des Königs Vikramadityas.

1.

Wohn' an der Ganga Stromfluten, Sünd'entrückenden, quellenden;
Oder an zarter Brust Hügeln, Sinnentzückenden, schwellenden.

2.

Bei der Lampe, des Heerds Flamme, bei Mond-, Sternen- und Sonnenschein,
Fern von des Mädchens Reh-Augen liegt die Welt mir in Finsterniß.

Indiſche Bibliothek.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm von Schlegel,

Profeſſor an der Königlich Preußiſchen Friedrich-Wilhelms-Univerſität, Director des Rheiniſchen Muſeums der Alterthümer, Ritter des rothen Adler-Ordens, des St. Wladimir- und des Waſa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, auswärtigem Mitgliede der Kaiſerlich Ruſſiſchen Akademie zu St. Petersburg, der Königlich Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, Ehren-Mitgliede der Aſiatiſchen Geſellſchaften in Calcutta, Bombay, Paris und London.

Dritten Bandes Erſtes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1830.

5 7415

I.

Ueber Herrn Professor Bopps grammatisches System der Sanskrit-Sprache,

von

Prof. Chr. Lassen.

Es ist klar, daß derjenige, der es unternimmt, die Grammatik einer Sprache zu lehren, es zu seinem ersten Geschäft machen muß, sich eine vollständige Kenntniß seines Stoffs zu verschaffen. Den Stoff für die grammatische Darstellung bildet die ganze Masse von Erscheinungen, die in einer Sprache vorhanden sind, sie möge nun bloß im Munde eines Volks sich erhalten haben, oder durch eine Reihe noch vorhandener Werke von den verschiedenen Bahnen Kunde geben, die sie innerhalb der Gränzen ihres Daseyns durchlaufen hat. Diese Foderung, im vollständigen Besitze des Stoffs zu seyn, wird nach dem Zwecke, den sich der Darsteller vorsetzt, mehr oder weniger geschärft werden müssen. Eine Grammatik, die nur zum Behufe der

Erlernung einer noch lebenden Sprache abgefaßt wird, darf sich alles dessen entschlagen, was veraltet und aus dem Kreise des Lebens verbannt worden ist. Macht der Grammatiker hingegen Anspruch darauf, uns ein Werk in die Hände gegeben zu haben, welches eine Sprache vollständig nach allen ihren Richtungen schildert, so darf von der Strenge jener Foderung ihm nichts erlassen werden. Hat er sich das noch höhere Ziel vorgesteckt, nicht nur den Gebrauch und die Bedeutung der Formen zu lehren, sondern auch ihren Ursprung; will er uns nicht nur die Gestalt der Sprache zeigen, in der sie in aufbewahrten Denkmalen erscheint, sondern wagt er es noch, über die Wirklichkeit hinausgehend, früher vorhandene Zustände zu ahnden: so bleibt nicht nur jene Foderung in ihrer ganzen Strenge, sondern wir fodern überdies, daß der Grammatiker mit besonderer Sorgfalt auf solche Erscheinungen achte, die Spuren eines früheren Zustandes an sich tragen und dazu dienen können, seine Divination auf den rechten Weg zu lenken.

Bei einer nicht mehr lebenden Sprache kann der Sprachlehrer seinen Stoff nur aus den erhaltenen Schriften schöpfen, und unsere Ansprüche an die Vollständigkeit seiner Darstellung müssen sich nach der Anzahl und der Beschaffenheit der auf uns herabgekommenen Werke richten; für den Grammatiker selbst bleibt jedoch die Aufgabe im wesentlichen dieselbe; er muß alles benutzen, was seinem Zwecke förderlich seyn kann; ja man darf behaupten, daß bei einer Sprache, die uns nur fragmentarisch überliefert worden, die Pflicht: nach allen

Seiten hin ſeinen Blick zu wenden, in einem noch höhern Grade gelte, als bei ſolchen Sprachen, deren ganzes Leben noch in zahlreichen Schriften ausgebreitet vor uns da liegt. Denn gerade hier tritt oft die Nothwendigkeit ein, aus einzeln liegenden zerſtreuten Bruchſtücken nach Analogien in der Sprache ſelbſt oder in verwandten Dialecten das einſt vorhandene Gebäude wieder herzuſtellen; hier beweiſt oft eine einzelne Spur das ehemalige Vorhandenſeyn einer ganzen Claſſe von Formen oder verknüpft und erklärt Erſcheinungen, die ſonſt ohne Zuſammenhang und Begründung ſeyn würden; während Formen, die uns jeden Augenblick begegnen, keinen neuen Aufſchluß über den Bau der Sprache gewähren. Wir befinden uns hier in derſelben Lage, wie bei der Geſchichte der alten Litteratur, wo wir einen Schriftſteller nicht nach dem ſchätzen dürfen, was uns die Zeit von ſeinen Werken übrig gelaſſen; der Verluſt ſeiner Werke iſt ein zufälliger; er ſelbſt hat gelebt und gewirkt und bildet ein nothwendiges Glied in der Entwickelung der Litteratur; daher müſſen wir verſuchen, wenn uns nichts anderes zurückgelaſſen iſt, aus kärglichen Ueberreſten ſein Bild zu entwerfen und zu erkennen, was er von ſeinen Vorgängern empfangen, was er ſelbſt geleiſtet und wie er auf andre gewirkt habe.

Iſt uns aber auch die Litteratur einer Sprache ſo vollſtändig erhalten, daß wir überzeugt ſeyn dürfen, keine Epoche und keine Seite ihrer Entwickelung ſey uns verborgen geblieben: ſo entſteht gleichwohl, wenn wir ein grammatiſches Werk über dieſe Sprache beurtheilen wollen, die Frage, wie viel der noch erhaltenen Litteratur uns

schen zugänglich gemacht worden und auf welche Weise. In Bibliotheken aufbewahrte und nur wenigen zugängliche Denkmale der Litteratur stehen, bis zu ihrer Bekanntmachung, für die übrige Welt mit nicht vorhandenen in Einer Classe. Nachläßig und fehlerhaft mitgetheilte Werke bieten dem Grammatiker eben so häufig Veranlassung zum Irrthum als Belehrung dar. Daher das Bedürfniß für die Aufstellung des grammatischen Gebäudes, kritisch berichtigte Ausgaben der Texte benutzen zu können. Die Kritik und die Grammatik müssen Hand in Hand mit einander vorschreiten, sich gegenseitig fördern und unterstützen; und wir verlangen, daß der Grammatiker die vorhandenen Quellen nicht nur vollständig benutze, sondern auch, daß er nichts ohne vorhergehende Prüfung aus ihnen schöpfe.

Bei Sprachen, in denen wir außer einer reichen Litteratur auch einheimische zur Zeit ihrer Blüthe abgefaßte Grammatiken besitzen, scheint sich die Aufgabe für uns sehr zu vereinfachen; und in einer Beziehung ist dieses ohne Zweifel richtig. Wenn wir auch, wird man sagen, eine andere Anordnung des Stoffs vorziehen zu müssen glauben, über die Natur vieler Erscheinungen andre Ansichten uns gebildet, durch Vergleichung andrer Sprachen im allgemeinen, und der verwandten insbesondre, unsern Blick geschärft und tiefere Einsichten in den Bau und Zusammenhang der Formen gewonnen haben; wenn dadurch die Begriffe von dem, was ein grammatisches Werk zu leisten hat, nicht wenig gesteigert worden sind: so ist allerdings einerseits die Aufgabe schwieriger geworden; aber des mühsamen Geschäftes, die Materialien

von allen Seiten zuſammenzutragen, ſind wir durch die Arbeiten der einheimiſchen Grammatiker enthoben worden; es iſt unſer Arſenal ſchon reichlich gefüllt, und wir brauchen die Waffen nur mit unſerer überlegenen Wiſſenſchaft anzuwenden, um eines ſiegreichen Feldzuges ſicher zu ſeyn.

Ich gebe dieſes zu, aber nicht ohne einige Beſchränkungen: denn erſtens fragt es ſich doch, ob jene Sammler nichts überſehen haben, was von Nutzen ſeyn könnte; ob ſie nicht hie und da ein kleines, aber brauchbares Geräth haben liegen laſſen. Eben dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir eine neue Unterſuchung anſtellen; wir müſſen uns in der ganzen Litteratur ſelbſt umſehen, ob nicht die eingebohrnen Grammatiker Sprachphänomene vernachläßigt haben, die an und für ſich unbedeutend erſcheinen, und von ihrem Standpunkte aus keine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen mochten; uns aber, bei andern Anſichten, und mit andern Erſcheinungen in Verbindung geſetzt, wichtige Aufſchlüſſe darbieten können. Wenn man bei dem fleißigſten Sammeln nie davor ſicher iſt, etwas zu überſehen, was hätte mitgenommen werden ſollen, ſo iſt ein unverſtändiges Aufraffen der Gefahr ausgeſetzt, Dinge zuſammenzutragen, die keinen Nutzen bringen, und das Geſammelte an Stellen zu verlegen, wo deſſen wahrer und eigentlicher Gebrauch nicht mehr erkannt werden kann. Ein übergroßer Eifer beim Sammeln ſieht aber leicht Dinge, die nicht vorhanden ſind, namentlich wenn ſchon im Voraus ein Fachwerk zubereitet war, wo jedem Dinge ſeine Stelle beſtimmt iſt und gleichſam darauf wartet,

in Beſitz genommen zu werden. Daß auch dieſes dem Grammatiker begegnen könne, davon liefert die Bearbeitung der neueren Indiſchen Dialecte durch die eingebohrnen Grammatiker auffallende Beiſpiele. An den Formen-Reichthum des Sanskrit gewöhnt und denſelben Reichthum überall wiederzufinden geneigt, haben ſie den ärmeren neu-Indiſchen Sprachen Formen aufgebürdet, die im wirklichen Gebrauch des Lebens nie, in Schriften nur nach dem Grade des Einfluſſes, den die grammatiſche Schulbildung auf die Verfaſſer ausübte, zum Vorſchein kommen.

Dieſe kurze Auseinanderſetzung möge hinreichend ſeyn, um zu zeigen, daß man bei der Bearbeitung einer Sprache, die eine einheimiſche grammatiſche Litteratur beſitzt, auch dann der Kritik und der Berückſichtigung der Sprache ſelbſt nicht entbehren kann, wenn man nur den Stoff für ſeine eigene grammatiſche Darſtellung aus den Schriften der eingebohrnen Grammatiker ſchöpfen will. Aber ihre Benutzung erfordert noch andre Maaßregeln der Vorſicht, die wir nicht umhin können kurz zu erwähnen. Es ſind die grammatiſchen Werke, wie alle, der Verunſtaltung unterworfen, und auch bei ihnen muß mit der Kritik des Textes angefangen werden. Dann bilden die grammatiſchen Werke ſelten einen leichten Theil der Litteratur, gewöhnlicher eines der ſchwierigſten Fächer, wie im Sanskrit und im Arabiſchen. Endlich, glaube ich, wäre es ein oberflächliches und leicht irreführendes Verfahren, bloß den Stoff aus den einheimiſchen Grammatikern zuſammentragen zu wollen, ohne zugleich auf ihre grammatiſchen

Theorien einzugehen, und zu untersuchen, welche Gründe sie gehabt haben, diese oder jene Spracherscheinung so oder so aufzufassen. Diese Untersuchung hat ihre eigenen Schwierigkeiten und Klippen. Ist die grammatische Wissenschaft bei einem Volke vom Anfange an original und ohne Einfluß von außen gewesen, so dürfen wir im voraus annehmen, daß der Sprache nichts fremdes aufgedrängt worden; ist aber der Blick der nationalen Grammatiker durch kein vergleichendes Studium fremder Sprachen und ihrer grammatischen Natur geschärft worden, so dürfen wir nicht sicher seyn, daß alle Erscheinungen von dem rechten Standpunkte aus angesehen worden. Es kann die Sprachwissenschaft in eine falsche Richtung geschoben worden und so weit darin vorgeschritten seyn, daß eine Rückkehr unmöglich geworden ist, und alles sich hat fügen müssen, in der einmahl eingeschlagenen Bahn mitzuwandeln.

Wir müssen also die Texte der Grammatiker kritisch prüfen, und, wo sie verdorben sind, herzustellen suchen; dann zum vollen Besitz ihres Verständnisses uns hindurcharbeiten; wir müssen dann die von ihnen vorgetragenen Lehren mit unbefangenem Blicke der Kritik unterwerfen, und bei diesem Geschäft mit desto größerer Vorsicht zu Werke gehen, je mehr zu befürchten ist, daß das Gewicht dieser Lehren, welches uns in der That groß seyn muß, uns nicht mit sich fortreiße, so daß wir einen eigenen freien und festen Standpunkt nicht behaupten; und nach allen diesen Studien haben wir noch immer dieselbe Verpflichtung, die Sprache selbst, wie sie im wirklichen Gebrauch sich zeigt, zu Rathe zu

ziehen, die Sprache des freien Lebens mit der der strengen Schule zu vergleichen.

Wäre es nun nicht ein kürzerer und gefahrloserer Weg, bei dem Studium einer Sprache sich bloß an sie selbst zu halten und aus ihr selbst ihr Wesen und ihren Bau abzuleiten? Das Studium der einheimischen Sprachwissenschaft ist, wie du selbst sagst, ein mühsames, die Freiheit der eigenen Untersuchung oft hemmendes, und, nachdem wir es vollendet, sind wir grade so weit, wie wir waren, als wir es anfingen; denn wir müssen doch noch die Sprache selbst von ihrem ersten Erscheinen am Horizonte des Daseyns bis zu ihrem Untergange verfolgen und betrachten. Aber abgesehen davon, daß keiner schwimmen lernt, ohne ins Wasser zu gehen, so hat sich diese Frage in allen vorgekommenen Fällen auf dieselbe Weise beantwortet und beantworten müssen. Wenn ein neues Sprachstudium aufkam, hat man überall, wo eine einheimische grammatische Wissenschaft vorhanden war, damit angefangen, uns eben diese in getreuer Wiederhohlung vorzutragen, weil der Vortragende ein Eingebohrner war oder von Eingebohrnen gelernt hatte. Historisch betrachtet ist also die Frage erledigt; und wir können sie sogleich so beschränken: ob der, welcher es jetzt unternimmt, eine auch von Eingebohrnen bearbeitete Sprache neu zu bearbeiten und den jetzigen Foderungen der grammatischen Wissenschaft gemäß darzustellen, nicht besser thue, sich das System dieser Sprache aus ihr selbst zu entwickeln, ohne sich um die Lehren der Eingebohrnen zu kümmern, als diese Lehren seiner Kritik zu unterwerfen? — Es kann hier

natürlich nur von der Theorie die Rede seyn; denn für die Entscheidung über zweifelhafte Formen, oder zweifelhafte Bedeutungen der Wörter, worüber nach allgemeinen Grundsätzen nichts bestimmt werden kann, müssen wir wohl überall, wo wir es können, die einheimischen Zeugen verhören. Eine grammatische Thatsache, deren Wirklichkeit wir nicht hinreichende Gründe haben abzuläugnen, müssen wir als eine solche hinnehmen, auch wenn sie uns unerklärlich scheint; wir wollen aber darüber richten und es ist klar, daß die Aussprüche, die uns von Zeitgenossen oder solchen, die der Thatsache wenigstens weit näher standen als wir, und zugleich Männer vom Fach waren, hinterlassen worden sind, vom größten Gewicht seyn müssen. Dieses sind aber einzelne Thatsachen, die erst in ihrer Gesammtheit den Stoff bilden, aus dem wir das wissenschaftliche System entwickeln sollen. Fragen wir nach dem Grundsatze, wonach über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines grammatischen Systems zu entscheiden ist, so ist die Antwort leicht zu finden. Das System, dem sich die einzelnen Erscheinungen ohne Zwang unterordnen, aus dem sie sich am natürlichsten erklären, ist das richtige. Wer dieses System gefunden, ist für die Wissenschaft selbst gleichgültig; dem Entdecker des wahren Systems seine Verdienste zu sichern, gehört der Geschichte der Wissenschaft an. Wenn wir also in eine neue Bearbeitung einer Sprache aus den Werken der Eingebohrnen eine Lehre aufnehmen, so dürfen wir es nur thun, nicht weil sie von ihnen gelehrt worden, sondern weil wir sie für wahr halten.

Haben nun die Eingebohrnen Begünstigungen vor uns voraus, um das wahre System ihrer Sprache zu entdecken? — Im Allgemeinen betrachtet nur dann, wenn sie unbefangen ans Werk gegangen, wenn sie ohne Einfluß von außen zu ihrem Systeme gelangt sind. Sind sie nun auf einem solchen Wege dazu gelangt, so ist es nicht ausgemacht, daß ihr System richtig ist; wohl aber, daß es alle mögliche Berücksichtigung verdient; denn die Eingebohrnen haben jene bewußtlose Unbefangenheit voraus, die noch nicht ahndet, daß das Irren möglich sey; wir die Besonnenheit, die sich ihrer bewußt ist, die die Erfahrung des Irrthums besitzt und bei jedem Schritte sich vorsieht, um nicht auf eine falsche Bahn zu gerathen. Sie sind jener Einseitigkeit ausgesetzt, zu der ein Mangel an einem allgemeinen Ueberblick verleitet; wir derjenigen, welche allgemeingültig geglaubte Gesetze überall wiedersucht. Das Studium der einheimischen Grammatiker hat also den Vortheil, uns erstens mit dem Eindruck vertraut zu machen, den die Sprache auf unbefangene Geister gemacht hat, und zweitens uns vor einer einseitigen Verallgemeinerung angenommener Grundsätze zu warnen. Die größere oder geringere Berücksichtigung, die den grammatischen Lehren einheimischer Theoristen zugestanden werden muß, hängt freilich von ihrer Tüchtigkeit ab; aber hierüber läßt sich im allgemeinen keine Norm aufstellen.

Alle diese Fragen, die wir hier nur angeregt haben, kommen bei einer Beurtheilung der grammatischen Arbeiten über das Sanskrit von Herrn Prof. Bopp zur Sprache. Seinem Eifer für das Studium des Altindischen

verdanken wir, außer seinen Ausgaben einzelner Stücke des großen Epos Mahâbhârata und einer Reihe von Abhandlungen, die über das Gebiet des Sanskrit hinausgehen und dessen Vergleichung mit den ihm verwandten Sprachen betreffen, schon eine doppelte Ausgabe einer Sanskrit-Grammatik, eine in deutscher Sprache unter dem Titel: Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrit-Sprache von Franz Bopp. Berlin 1827. 360 S. 4., und eine lateinische: Grammatica critica linguae Sanscritae a (*sic*) Francisco Bopp. Fasciculus prior. Berolini 1829. 208 pagg. Diese zweite Bearbeitung ist noch nicht vollendet, aber zugleich als eine verbesserte Ausgabe des deutschen Werks anzusehen. Hiezu kommt noch das erste Heft eines Glossarium Sanscritum. Berolini 1828 *). Von diesen Schriften wird uns hier die Grammatik zunächst beschäftigen; die übrigen nur gelegentlich.

Wir halten es für überflüssig, ein allgemeines Urtheil über diese Grammatik vorauszuschicken; ein mit so vieler Liebe begonnenes, mit so treuem und ausdauerndem Fleiße ausgeführtes Werk wird ohne unser Lob seinen ihm gebührenden Platz unter den Mitbewerbern behaupten. Hr. Bopp hat vieles, was ihm eigenthümlich ist, in seinem Buche vorgetragen; dieses hervorzuheben ist unsere Pflicht; es richtig zu würdigen, wird wenigstens unser Bestreben seyn.

---

*) Das zweite Heft ist nach der Abfassung dieser Beurtheilung erschienen.

Hr. Bopp nennt sein Buch ein ausführliches Lehrgebäude; um nun aber keine Ansprüche an eine Vollständigkeit zu machen, die bei unserer bisherigen Kenntniß der Indischen Sprache nicht zu erreichen war, um den Verfasser nicht zu beschuldigen, Dinge übersehen zu haben, die er hätte kennen können und müssen, oder etwas als eine sprachliche Thatsache in sein Werk aufgenommen zu haben, was eine strengere Kritik verwerfen muß, wird es nöthig seyn, ein paar Worte über die Anzahl und Beschaffenheit der schon bekannt gemachten Altindischen Texte zu sagen.

Wir dürfen wohl ohne Furcht eines gegründeten Widerspruchs zuvörderst den Satz aufstellen, daß das Sanskrit vollständig auf uns herabgekommen ist; womit natürlich nicht gesagt seyn soll, daß die Sanskrit-Litteratur im Laufe der Zeit an Werken nichts eingebüßt habe; wir kennen schon dem Namen nach mehrere wichtige verlohren gegangene Schriften. Allein es ist sicher, daß kein Zweig der Litteratur, der in Indien je geblüht hat, uns unbekannt geblieben, und keine Seite der Ausbildung der Sprache uns verborgen ist.

Die Veränderungen, die mit dem Sanskrit vorgegangen, sind im Ganzen mehr syntaktischer und lexicalischer, als etymologischer Art; es herrschen stets dieselben Buchstabenverhältnisse, dieselben Formen bleiben gültig; aber die Wörter wechseln und es ist vorzüglich die Art, wie die Wörter angeordnet werden, wodurch die spätern Schriftsteller sich von den ältern unterscheiden. Während noch die altepische Sprache, trotz mancher sonstigen Abweichung von unserer Redeweise, eine

Einfachheit und Leichtigkeit in ihrer Satzbildung zeigt, die uns aus dem kunstlosen Epos andrer Völker schon geläufig ist, und von der Fähigkeit, ausdrucksvolle und sinnreiche Zusammensetzungen zu bilden, nur einen mäßigen Gebrauch macht: so hat die spätere Litteratur in eben dieser Fähigkeit der Sprache gleichsam alles Heil der Darstellung gesucht; es haben sich dadurch die spätern Schriftsteller eine freilich sehr eigenthümliche, aber der Klarheit des Gedankens und seiner leichten und sichern Auffassung nicht immer günstige Darstellungsweise geschaffen. Wo der Mißbrauch nicht eintritt, kann die beschreibende Poesie einen großen Gewinn aus dieser mehr rhetorischen als grammatischen Redeform ziehen; sie kann die Bilder in großen Zügen hinzeichnen und die einzelnen Partien, die das ganze Gemälde zusammen bilden, klar auseinanderhalten, und so abgränzen, daß das Einzelne dem Ganzen nicht zur Last fällt und den allgemeinen Eindruck schwächt. Auch der wissenschaftlichen Prosa kann diese Darstellungsform günstig seyn, wenn sie mit Geschick einen Satz in seine einzelnen Haupttheile zerlegt, jeden Hauptbegriff mit seinen Attributen als eine höhere Einheit hinstellt und diese Haupttheile des Ganzen in eine bestimmte und leicht faßliche Beziehung zu einander setzt. Es lag sehr nahe, die richtige Gränze hier zu überschreiten. Die Klarheit eines zusammengesetzten Wortes beruht darauf, daß jedes einzelne Wort, seiner Flexionen entkleidet, auch ohne ihre Hülfe in seiner Beziehung zu den übrigen Gliedern der Zusammensetzung klar erkannt wird. Weil die Flexionen wegfallen, hängt die Sicherheit dieser Bezie-

hung nur von der Aufeinanderfolge der einzelnen Wörter ab, die zu einem Ganzen verknüpft werden. Wo vier, fünf, sechs, ja noch mehr Wörter zusammentreten, um eine neue Gesellschaft zu bilden, entsteht in der Regel auch eine Möglichkeit verschiedener Abhängigkeits-Verhältnisse für die einzelnen Glieder; daher die häufige Unklarheit des Ausdrucks, wodurch das Auffassen auch sehr geläufiger Vorstellungen erschwert wird, geschweige denn metaphysischer Abstractionen, die unserer Denkart sehr entfernt stehen. Zu dem größten Mißbrauch sind die Dichter durch diese Nachgiebigkeit der Sprache verleitet worden; sie haben sogar ein Verdienst in diese Verwickelheit des Ausdrucks gesetzt; die seltensten Wörter sind dadurch noch unkenntlicher gemacht worden, daß ihr Anfang und Ende unter die vorhergehenden und folgenden gleichsam versteckt worden sind; ein doppelter Sinn kann häufig nicht nur herausgelesen werden, sondern lag schon in der Absicht des Verfassers. Unter einem so reichen und mit Schmuck überladenen Prachtmantel kann sich die Lebendigkeit der leidenschaftlichen Poesie nur ungelenk bewegen, und der Vorzug, der dieser Darstellungsweise eigen seyn kann, geht verlohren, sobald wir statt einer geschmackvollen Gruppirung von Gebüsch- und Baum-Partien nur ein verworrenes und ununterbrochenes Gewebe von Zweigen und Blättern erblicken; man kann das Sprichwort umkehren und sagen, daß wir einen Wald aber keine Bäume sehen.

Es giebt natürlich zwischen der übertriebenen absichtlichen Künstelei, und der angebohrnen Einfalt des ältern Stils viele Mittelstufen; zwischen dem alten Epos

und der Zeit, in welcher Kâlidâsas dichtete, müssen Jahrhunderte liegen, aber von Werken, die dieser Zwischenzeit mit Sicherheit zugeschrieben werden können, ist wahrscheinlich nur ein einziges noch vorhanden: das dem König Sûdrakas zugeschriebene Drama Mrichchhakati *). In Kâlidâsas erscheint die Indische Kunstpoesie in ihrer vollsten und schönsten Blüthe; nur hüte man sich dem Nahmen Kâlidâsas alles zuzuschreiben, was neuere Unwissenheit ihm aufgebürdet hat; der Verfasser des Nâlodaya und der Sâkuntalâ kann wahrlich nicht dieselbe Person seyn.

Von hier abwärts können wir den Verfall der Poesie und der Sprache mit mehr Sicherheit verfolgen; bei Bhavabhûtis herrscht schon die Sucht, durch die Ueberhäufung und Seltenheit des Ausdrucks Eindrücke einer ungewöhnlichen Kraft zu erregen; bei noch späteren erstarrt (mit wenigen Ausnahmen) jede Kraftäußerung unter leerem Wortgepränge. Zwar ist auch hier ein Unterschied bemerkbar, nehmlich zwischen den Gattungen der Poesie. Die dramatischen Dichter, die doch immer irgend eine Zuhörerschaft vor Augen haben mußten, haben sich nicht solche Künsteleien erlauben können, als die spätesten Epiker.

Es ist leicht einzusehen, daß dieser Unterschied, inso-

*) Da ich hier auf einzelne Fragen der Indischen Litteraturgeschichte nicht eingehen kann, muß es einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben, zu zeigen wie falsch es sey, das Mrichchhakati für älter als die Werke des Kâlidâsas zu halten.

fern er überhaupt ein grammatischer ist, mehr der Syntax als der Formenlehre anheimfällt. In den Formen selbst finde ich kaum einen erwähnungswerthen Unterschied zwischen den ältern Denkmalen der Indischen Sprache, den Gesetzen des Manus nebst den übrigen alten Gesetzbüchern, und den beiden großen epischen Gedichten, dem Râmâyana und Mahâbhârata einerseits, und andrerseits der ganzen neuern Litteratur *). Es giebt wohl keine Formen der Sprache, die nicht eben so häufig oder eben so selten in dem neueren Stil erscheinen, den häufigeren Gebrauch der verba denominativa etwa ausgenommen, deren sich vorzüglich die komischen Dichter nicht selten bedienen; aber der Aorist ist gleich selten in alten wie in neuen Schriften; eben so der Precativ, um nicht vom Conditionalis zu sprechen, dem wir ohne das Beispiel der einheimischen Grammatiker kaum einen Platz unter den Verbal-Formen gegönnt haben würden. Eine Ausnahme, die aber im Grunde

*) Der Unterschied beschränkt sich etwa darauf, daß in der ältern Sprache einige Licenzen gegen die Gesetze des Wohllauts vorkommen, wie die Synaloephe eines kurzen a mit einem vorhergehenden langen, von welchem ein Visarga abgefallen ist; daß das einfache Augment a nicht selten weggelassen wird; ich würde auch den Gebrauch des Passivs mit activer Endung, aber mit Beibehaltung des charakteristischen y, worauf Hr. Bopp aufmerksam macht, hieher rechnen, wenn er allgemeiner wäre und so gesichert, wie die Weglassung des Augments durch das ausdrückliche Zeugniß der Scholiasten es ist.

keine iſt, machen nur ſolche Werke, die eigens abgefaßt ſind, um den ganzen Formenreichthum der Sprache zu zeigen und Beiſpiele der ſeltenen Bildungen zu liefern; dieſes ſind grammatiſche Schulbücher, wenn ſie gleich in Verſen irgend einen Gegenſtand der alten Sage behandeln; wie z. B. das vor kurzem in Calcutta herausgegebene Bhatti-Kâvya.

Es iſt gewiß, daß die ſpäteren Schriften unter dem Einfluſſe grammatiſcher Lehren geſchrieben, und wahrſcheinlich, daß die älteren hie und da von Archaismen geſäubert worden ſind; denn es ſcheint mir, ohne eine ſolche Einwirkung anzunehmen, unerklärlich, daß bei Werken, zwiſchen denen ein ſo großer Unterſchied des Stils obwaltet, wie zwiſchen dem alten Indiſchen Epos und der neueren Indiſchen Poeſie, der Unterſchied in den Lautverhältniſſen und Sprachformen ſo unbedeutend iſt.

Im Obigen habe ich drei Hauptgebiete, worin die Indiſche Litteratur der Sprache nach eingetheilt werden kann, kurz berührt: die altepiſche und gnomiſche Poeſie; die ſpätere Kunſtpoeſie und drittens die wiſſenſchaftliche Proſa; als ein viertes Hauptgebiet kann man die Vedas betrachten; nach dem Sprachgebrauch der einheimiſchen Grammatiker, welche die Ausdrücke mantrâ, chhandasi, rixu einerſeits und andrerſeits lôkê, bhâshâyâm einander entgegenſetzen, würde man richtiger den Dialect der Vedas der claſſiſchen, durch Regeln unabänderlich feſtgeſetzten Sprache, der ſie den Namen Sanſkrita beilegen, gegenüberſtellen. In der That betreten wir hier eine eigenthümliche Gegend, in der noch vielfache

Spuren jener üppigen Productivität, die der Erde einſt eigen war, übrig geblieben ſind. Wir erblicken hier noch die Sprache, ſo ſcheints, in der Bemühung ſich nach vielen Seiten auszudehnen und neue Bildungen zu verſuchen, etwa wie die urweltliche Natur allerlei Gattungen lebender Weſen verſucht hat, ehe die Thierformen gefunden wurden, die ſich für den Lauf der Jahrhunderte als die gültigen behaupten ſollten. Im Verhältniß zur ſpäteren Sprache iſt der Dialect der Vedas noch wie ein Baum jener Urwälder, von deſſen Stamm weder die Hand der Menſchen, noch die Erſchlaffung der Erde den reichen Wucher von umrankendem Gebüſch und üppigen Schößlingen hat verſchwinden machen. Im weſentlichen iſt die Sprache ſchon dieſelbe, wie die claſſiſche, und beſitzt ſchon alle die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten, wodurch das Sanskrit von den verwandten Sprachen ſich unterſcheidet; aber ſie hat Formen aufbewahrt, die wir in der claſſiſchen Sprache nicht vorfinden, nur vorausſetzen müſſen; andere, die ſpurlos verſchwunden ſind; noch andere, die einem irregeleiteten Sprachinſtinkte ihr Daſeyn zu verdanken ſcheinen. Die Anzahl von Wörtern, die dieſer ältern Periode allein angehören, iſt wahrſcheinlich nicht gering; von anderen kommt die entſchieden ältere und ächtere Geſtalt vor, wie z. B. स्तृ stṛí, Stern (nom. stâ für stâr), woraus die claſſiſche Zeit der Sprache das verſtümmelte târâ gemacht hat. Die Echtheit der erſten Form beweiſt aufs klarſte das Griechiſche ἀστήρ. Auch beſitze ich das Zeugniß Colebrooke's dafür, daß die Verbalwurzeln, wovon nur eine beſchränkte Anzahl im gewöhnlichen

Sprachgebrauch sich erhalten hat, in den Vedas beinahe sämmtlich vorkommen.

Es muß natürlich das Haupt-Augenmerk des Grammatikers seyn, die classische Sprache, wie sie in den erhaltenen Werken uns aufbewahrt ist, zu lehren; für den historischen Sprachforscher aber, der die Sprache rückwärts verfolgen will, ist die Berücksichtigung des älteren Dialects von entschiedener Wichtigkeit oder vielmehr eine unabweisliche Foderung.

Betrachten wir nun die Masse der bisher bekannt gemachten Sanskrit-Texte, so haben wir schon von der alten epischen und gnomischen Poesie eine Anzahl von einzelnen Stücken des Mahâbhârata, etwa ein Viertel des Râmâyaṇa, und das ganze Gesetzbuch des Manu nebst einer Episode des Mârkaṇḍeya-purâṇa; zerstreute Stellen aus diesem Zweige der Litteratur finden sich im Hitopadeśa, in den juristischen Schriften und bei den Scholiasten verschiedener Werke. Von der Kunstpoesie ist die Masse grösser; eine Aufzählung der einzelnen bisher gedruckten Gedichte gehört nicht hieher. Von der wissenschaftlichen Prosa sind einige juristische Werke, ein ausführliches Werk über die Vedânta-Lehre, eines über die Nyâya und ein rhetorisches in Indien gedruckt. Wir haben einen hinreichenden Vorrath, um den Stil der verschiedenen Gattungen kennen zu lernen; allein wären wir genöthigt gewesen, uns die Grammatik des Sanskrit aus der Gesammtheit dieser Denkmale zu abstrahiren, so wäre dieses wohl im ganzen möglich gewesen; allein im einzelnen wäre manche Lücke geblieben; ganze Classen von Bildungen, vorzüglich des Verbums,

wären uns beinahe unbekannt, auf jeden Fall räthselhaft erschienen. Wir werden also gleich hier an die Lehrbücher der Eingebohrnen hingewiesen. Von den Vedas dagegen sind nur vier kurze Stücke und diese aus der für die Sprachlehre weniger wichtigen Abtheilung der Upanishad's durch den Druck zugänglich gemacht worden. Was wir vom ältesten Sanskrit wissen, können wir nur aus den Aphorismen des Pâṇ'iṇ'i und der Siddhânta-Kaumudî schöpfen. Untersuchen wir ferner, wie die oben erwähnten Schriften herausgegeben sind, so wird der Kenner uns keines absprechenden Urtheils beschuldigen, wenn wir behaupten, daß diejenigen unter ihnen sich leicht herzählen lassen, deren Texte entweder durch besondre Umstände so rein erhalten oder durch die Kritik so gesäubert worden sind, daß der Grammatiker sich ihrer unbedenklich für seine Zwecke bedienen könnte. — Wo anders sollen wir uns also in zweifelhaften Fällen, über die nur positive Zeugnisse entscheiden können, hinwenden, als an die Indischen Grammatiker oder was eins ist, an die Scholiasten?

Es ergiebt sich also sicher, daß wir beim Sanskrit noch in dem Falle sind, eine einigermaaßen vollständige und sichere Kenntniß nicht aus den Texten allein nach ihrer Kritik und Exegese schöpfen zu können; sondern jeden Augenblick genöthigt werden, zu den eingebohrnen Lehrern der Sprache unsere Zuflucht zu nehmen. Auch haben die Engländer diesen Weg eingeschlagen und zwar nur diesen, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob die Sprache sich im Leben wirklich so zeige, wie sie in der Schule gelehrt wird. Colebrooke, Forster,

Carey, Wilkins haben alle nur aus Indiſchen Lehrbüchern geſchöpft, aber aus verſchiedenen, und unabhängig von einander, auch mit ſehr verſchiedenem Erfolge *). Unter ihnen ragt Colebrooke, wie in allen Fächern Indiſchen Wiſſens, die er bearbeitet hat, durch den Umfang ſeiner Gelehrſamkeit, ſo wie durch muſterhafte Genauigkeit hervor. Sein Werk iſt leider unvollſtändig und für den Gebrauch nicht grade ſehr bequem eingerichtet; als eine Einleitung zum Verſtändniß der Original-Grammatiken iſt das Buch unentbehrlich. Carey hat vorzüglich aus Vôpadevas geſchöpft; Wilkins giebt in der Vorrede mehrere Grammatiken an, die er überſetzt; er ſcheint jedoch beinahe ausſchließlich der Sarasvatî, einem durch Klarheit und Kürze ausgezeichneten Lehrbuche, gefolgt zu ſeyn. Forſter giebt ein ziemlich namenreiches Verzeichniß von Quellen, die er benutzt habe: in wie fern er ſie alle bei vorkommenden Gelegenheiten zu Rathe gezogen, geht aus ſeinem Buche nicht deutlich hervor.

Hr. Bopp hat ſich natürlich auch in der Nothwendigkeit befunden, die grammatiſchen Thatſachen aus früheren Werken zu ſchöpfen; was durchaus nicht zu vermeiden war; er hat ſich aber nicht an die Originalquellen gewendet, ſondern an die abgeleiteten, die Engliſchen Bearbeitungen der Sanskrit-Grammatik, vorzüglich

*) Ich enthalte mich gern einer ausführlichen Erörterung über die Leiſtungen der Engländer auf dieſem Gebiete, und verweiſe lieber auf die kurze aber bündige Beurtheilung des Hrn. v. Schlegel in einer Schrift, welche nächſtens erſcheinen wird: Lettre sur l'étude des langues Asiatiques.

an die von Forster und Wilkins. Hr. Bopp äußert sich über diesen Punkt in der Vorrede zu der deutschen Ausgabe seiner Grammatik auf folgende Weise: »Ich »habe die Bearbeitung einer Grammatik der Sanskrita-»Sprache in der Ueberzeugung unternommen, daß, nach »dem was besonders von Wilkins und Forster in »diesem Gebiete Verdienstliches geleistet worden, eine wei-»tere Förderung des Gegenstandes nicht etwa von einer »ausgedehnteren Benutzung der eingebohrnen Grammati-»ker ausgehen könne, sondern nur von einer unabhängi-»gen Kritik der Sprache selbst, welche den Weg aus-»zumitteln strebt, auf welchem diese (die Sprache) zu »ihren Bildungen gelangt ist, oder die Gesetze zu bestim-»men, nach welchen dieselben sich entwickelt haben. Dies »ist die Aufgabe, deren Lösung zu versuchen, in so weit »es ohne ausgedehnte Discussionen geschehen konnte und »mit der Natur eines Lehrbuchs verträglich war, ich mir »zum Ziel gesetzt habe, weshalb ich stets darauf bedacht »war, unter dem Speciellen das Allgemeine nicht aus »den Augen zu verlieren. Ein solcher Plan, der mehr »auf eine blos positive Hinstellung dessen, was zum Ver-»ständniß des Sinnes der Schriftsteller oder zur Befähi-»gung die Sprache zu schreiben nothwendig ist, mußte »natürlich auch auf die Methode seinen wesentlichen Ein-»fluß haben, und nöthigte unter anderm eine allgemeine »Theorie der Casus-Bildung aufzustellen, die ich sowohl »in Sanskrita-Grammatiken, als in den Lehrbüchern an-»derer Sprachen desselben Stammes vermißte u. s. w.«

Der Anfang dieser Stelle wird, ich zweifle kaum daran, bei vielen Anstoß erregen, und ich gestehe, daß,

allgemein betrachtet, der darin enthaltene Grundsatz, sich mit abgeleiteten Quellen zu behelfen, und die ursprünglichen zu vernachläßigen, auf keinem Gebiete historischer Forschung gut geheißen werden kann. Es mußte doch vor allen Dingen erst ausgemacht seyn, daß Forster und Wilkins (die andern Engländer glaube ich von Herrn Bopp nur wenig benutzt) ihre Quellen überall selbst verstanden und vollständig wiedergegeben haben, so daß sie uns die Quellen selbst ersetzen können.

Wäre dieses auch erwiesen, so würden wir doch, so oft beide sich widersprechen und kein Entscheidungsgrund in der Sprache selbst vorhanden ist, uns an die einheimischen Auctoritäten wenden müssen; vieles ist in jeder Sprache willkührlich und anomal, und kann nur nach den positiven Angaben der eingebohrnen Kenner entschieden werden.

Herr Bopp will aber schwerlich jene Aeußerung so streng genommen wissen, und ich glaube ungefähr zu errathen, was er etwa zu seiner Vertheidigung sagen würde: »Die Foderung sich an die ursprünglichen Quellen zu halten gilt unwiderruflich, und ich bin nicht gesonnen, sie abzuweisen. Bei der Anwendung einer Regel muß man aber auf den jedesmaligen Zweck Rücksicht nehmen; ich habe nicht sagen wollen, daß überhaupt nichts mehr aus den Indischen Grammatikern zu lernen sey, sondern nur, daß für den Zweck, den ich mir in meinem Lehrbuche vorgesetzt hatte, Forster und Wilkins schon das hinreichende Material zusammengetragen haben. Dieser Zweck war nicht, ein vollständiges

Werk zu liefern, worin jede Abweichung von einer allgemeinen Regel, jede Eigenthümlichkeit dieser oder jener Sprachperiode einregistrirt werden sollte; ich wollte nur ein ausführliches geben, worin nichts wesentliches übergangen wäre, eine absolute Vollständigkeit ist in einer Sanskrit-Grammatik noch nicht zu erreichen. Statt hierauf auszugehen und statt mich in Einzelheiten zu verlieren, bin ich bemüht gewesen, zum Allgemeinen emporzusteigen, die Bildungs-Gesetze der Sprache zu ergründen und danach mein System einzurichten. Dieses war schon möglich und für die Sanskrit-Grammatik am förderlichsten. Was noch einzelnes entdeckt werden wird, kann am gehörigen Orte leicht eingefügt werden, wenn nur das Fachwerk, welches ich aufgestellt habe, das richtige ist.«

Ich glaube in der That, daß unser Verfasser nur aus diesem Gesichtspuncte es für überflüssig gehalten hat, dem Studium der Indischen Grammatiker seine Aufmerksamkeit zu widmen; und bei seinem Plane, sich vorzüglich die Entwickelung der allgemeinen Bildungs-Gesetze zur Aufgabe zu stellen, läßt sich dieses am leichtesten entschuldigen. Bei der Theorie kommt es nicht darauf an, wer sie zuerst vorgetragen, sondern darauf, ob sie die richtige sey; Hr. Bopp wird sagen können: habe ich das richtige System der Indischen Grammatik gefunden, so habe ich geleistet, was ich mir vorgesetzt hatte; haben die eingebohrnen Grammatiker dieselben Lehren vorgetragen, so hätte ich mir freilich die Mühe ersparen können, die Wahrheit zu suchen, nachdem sie schon gefunden war; aber ich habe den Ruhm, sie

ſelbſtändig gefunden zu haben. Haben jene Falſches gelehrt, von welchem Nutzen wäre es mir geweſen, es zu kennen? — Das einzige was ich dieſer Vertheidigung entgegenſtellen würde, wäre dieſes: daß die Gerechtigkeit es erfordert, anzuerkennen, was wir richtiges und wahres von unſern Vorgängern empfangen haben, und daß es auch ſeinen Nutzen hat, die falſchen Lehren, die in einer Wiſſenſchaft gegolten haben, zu kennen; die Wahrheit eines Syſtems erſtarkt und bewährt ſich am beſten bei der Bekämpfung abweichender Lehren.

Es wird ſchwieriger ſeyn, in Beziehung auf die vollſtändige Kenntniß des vorhandenen Sprachſtoffes, die wir zur erſten Pflicht des Grammatikers gemacht haben, die Vernachläſſigung der einheimiſchen Grammatiker zu vertheidigen. Viele Einzelheiten haben auf die allgemeine Theorie keinen Einfluß; und ein Lehrbuch, welches der Theorie vorzüglich gewidmet iſt, mag ſie bei Seite liegen laſſen, obgleich es doch gut iſt, ſolche vereinzelte Erſcheinungen der Sprache zu kennen, wäre es auch nur um ſicher zu ſeyn, daß nichts, was auf die Theorie der Sprache einen Einfluß haben könnte, uns entgangen wäre. Solcher Einzelheiten enthalten namentlich die Aphorismen Paninis nicht wenige, von denen Hr. Bopp einige ganz gewiß in ſein Buch aufgenommen haben würde, wenn er ſie gekannt hätte. Denn des einzelnen, welches er bei ſeinen Vorgängern fand und ausließ, iſt ſo viel nicht. In Einem Puncte iſt die Vernachläſſigung der Originalgrammatiken ſogar mit den eigenen Abſichten des Verfaſſers im Widerſpruche. Hr. Bopp zeigt nehmlich ſehr entſchieden die

Neigung, dem Ursprunge der Formen, deren sich die alt-Indische Sprache bedient, nachzugehen und sie zu erklären; hier wären die Mittheilungen über den älteren Dialect, wenn ich so sagen darf, Wasser auf des Verfassers Mühle gewesen. Aber diese Mittheilungen finden sich bis jetzt nur in den Indischen Originalwerken, bei Panini durch das Ganze zerstreut, in der Siddhânta-Kaumudi in einem besondern Abschnitte. Ich werde im Verfolge dieser Beurtheilung Gelegenheit haben, mehreres dieser Art ans Licht zu bringen.

Ein andrer Punct, worüber noch keine europäische Grammatik des Sanskrit uns irgend eine Aufklärung giebt, ist die Lehre von den Accenten; eine Lehre, deren Kenntniß, wie jeder Sprachforscher leicht zugeben wird, in mehrfacher Beziehung wichtig ist. Für die richtige Aussprache will ich diese Wichtigkeit gern fahren lassen; denn wie eine ausgestorbene Sprache zur Zeit ihrer Blüthe ausgesprochen wurde, läßt sich doch immer nur annähernd erkennen; ob es ferner nicht Versarten gebe, bei denen das Accentensystem eine Rolle spielt, ist eine Frage, auf die ich hier nicht eingehen will; aber zur richtigen Erklärung mancher Lautveränderungen und zur Unterscheidung sonst gleichlautender Wörter kann uns die Kenntniß der Betonung eine, wie mir scheint, erwünschte Hülfe leisten. Es sey mir erlaubt, ein Beispiel dieser Art anzuführen.

Panini lehrt (VIII, 4, 14.) daß प्रणायक, pran'âyaka, zu schreiben sey, wenn es in der Bedeutung von Führer, Anführer steht; dagegen प्रनायक, pranâyaka, in der Bedeutung: dessen

Führer fort ist, wie ein Land u. d. gl. Im ersten Falle modificirt die Präposition nur die Bedeutung des Hauptworts und hat nur ein untergeordnetes Gewicht; daher, glaube ich, kommt ihr kein selbständiger Accent zu, sondern die vier Sylben pran'âyaka sind durch den Accent zu einer festen Einheit verbunden und das r wirkt auf das n, wie in einem einfachen Worte. Im zweiten Falle dagegen behauptet die Präpositien eine prägnantere Bedeutung und darf darauf Anspruch machen, auch durch den Accent kräftiger hervorgehoben zu werden; daher entsteht aber eine Trennung zwischen der ersten Sylbe des Compositums und den drei folgenden, eine Trennung, die so groß ist, daß das r nicht auf das folgende n hinüber wirken kann.

Da die drei Accente der Indischen Sprache nur in den Vedas geschrieben und in der Aussprache unterschieden werden, so dürften wir uns auch schwerlich erlauben, selbst wenn wir ihre richtige Setzung ausgemittelt hätten, sie in andern Texten anzubringen. Ein so vollkommenes und abgeschlossenes System der Schrift, wie das des Sanskrit, verdient wohl, daß man ohne schlechthin nöthigende Gründe ihm nichts Fremdes aufdränge. Auch mag es für uns am zweckmäßigsten seyn, in der Aussprache die Quantität verwalten zu lassen. Nun giebt es aber Wörter, die mehrsylbig sind und gleiche Quantität in jeder Sylbe haben, wie lalitâ, bâshâ. Wenn wir solche Wörter nicht auf Gerathewohl aussprechen wollen, müssen wir ihre Accentsylbe zu bestimmen suchen. Auch scheint mir die Vorschrift der Grammatiker, jeden Vocal ékas'ruti d. h. mit demselben Tone

zu sprechen, erst aus einer Periode herzustammen, wo das Sanskrit schon anfing, aus dem beweglichen Leben in die Starrheit des Schulgebrauchs überzugehen. Ursprünglich muß man ja doch auch im Leben die Accente beobachtet haben; denn woher wäre man darauf verfallen, sie bei den Vedas einzuführen, wenn sie nicht in der Sprache selbst gegolten hätten? Ja die Behauptung, daß die Grammatiker nur für den Vedadialect die Accente bestimmen, ist wahrscheinlich nur auf die spätern Grammatiker zu beschränken; denn ich finde nicht, daß die Bestimmungen, die in den Aphorismen des Paninis über die Accente gegeben werden, auf die Vedas beschränkt werden. Daß in der Siddhânta-Kaumudi, einem nicht sehr alten Werke, die Accentlehre nur bei der Darstellung des Vedadialects abgehandelt wird, beweist nur, daß bloß die Heiligkeit der Vedas im Stande war, das ursprüngliche Tonsystem der Sprache vor völligem Untergange zu retten.

Es ist kein Vorwurf für Hrn. Bopp, sich auf die Accentlehre des Sanskrit nicht eingelassen zu haben; bei dem jetzigen Stande unserer Indischen Studien giebt es andre Dinge, deren Erforschung uns wichtiger seyn muß. Wer aber diese Lücke der Sanskrit-Grammatik auszufüllen unternimmt, wird nur bei den Indischen Grammatikern Belehrung darüber holen können.

Es ist ein Vorzug der vorliegenden Grammatik, daß der Verfasser auf die Sprache, wie sie sich außer der Schule kund giebt, Rücksicht genommen hat: ob die von den Grammatikern gegebnen Vorschriften überall beobachtet werden, ob außer den von ihnen zugelassenen

Formen auch noch andre im Gebrauch der Schriftsteller erscheinen: dieses sind Fragen, die sich noch kein Bearbeiter des Sanskrit aufgeworfen hatte. Der Kreis von Schriftstellern, die Hr. Bopp in dieser Beziehung durchgemustert hat, ist zwar nicht sehr groß; ich finde nur das Râmâyana, das Mahâbhârata, Manns Gesetze, den Hitopadesas und das Durgâmâhâtmya im Verlauf des Werks erwähnt; aber ich glaube schon gesagt zu haben, daß für den bisher bearbeiteten Theil der Sanskrit-Grammatik, die Formenlehre, aus den spätern Schriftstellern, die unter der Aufsicht einer strengen grammatischen Schule geschrieben haben, wohl nichts zu schöpfen sey, was nicht eben so gut aus den grammatischen Lehrbüchern genommen werden kann. Mit der Syntax ist es etwas anderes; diese müssen wir vom Anfange an selbst schaffen; nicht daß die Indischen Grammatiker keine syntaktischen Regeln über den Gebrauch der Casus, der Verbalformen, der Partikeln, über die verschiedenen Arten der Zusammensetzung gegeben hätten; unter den Aphorismen des Paninis sind viele rein syntaktischen Inhalts, die von uns jede Beachtung verdienen. Allein ein System, im Zusammenhange vorgetragen und so aufgestellt, daß verwandte Erscheinungen sich wechselseitig erläutern oder aus einander abgeleitet werden, findet sich wenigstens in den bisher herausgegebenen einheimischen Lehrbüchern nicht vor.

Die Benutzung eines Textes zum Beleg für eine grammatische Regel erheischt vor allen Dingen eine strenge Prüfung der Lesarten und hier glauben wir oft bei Herrn Bopp die nöthige Zweifelsucht zu vermissen.

Es wäre gewiß voreilig, jetzt schon über jede Lesart entscheiden zu wollen, aber eben deshalb müssen wir desto vorsichtiger seyn, ehe wir, als eine sichere Thatsache, in ein Lehrbuch etwas aufnehmen, was noch in Zweifel gezogen werden kann. Der wahre kritische Scharfsinn bewährt sich am meisten darin, das Falsche als solches zu erkennen und zu verwerfen, das Zweifelhafte dagegen, was beachtet zu werden verdient, als solches hinzustellen und ihm weder mehr noch weniger Werth zuzuschreiben, als es wirklich besitzt. Hr. Bopp zeigt im Ganzen ein zu großes Zutrauen zu dem geschriebenen Buchstaben, selbst wo es sehr nahe liegt zu sehen, daß er nur der Unwissenheit oder Nachläßigkeit des Schreibenden seinen Platz verdankt. So äußert sich Hr. Bopp (Lehrgeb. S. 52) wohl zu unentschieden über einen gewöhnlichen, aber ausgemachten Fehler der Handschriften, die Zusammenziehung eines kurzen a nach Ausstoßung eines s mit einem folgenden u in ô; in der Lateinischen Ausgabe (S. 48) wird dieses wie billig der Nachläßigkeit zugeschrieben. Statt hier andre Beispiele dieser Art anzuführen, auf deren Beurtheilung eine Verschiedenheit der theoretischen Ansichten einen Einfluß ausüben könnte, sey es mir vergönnt, Hrn. Bopp auf zwei Stellen aufmerksam zu machen, wo er falschen Lesarten zu gläubig gefolgt ist; ich wähle sie mit Fleiß, weil bei ihnen von einer grammatischen Lieblings-Ansicht durchaus nicht die Rede seyn kann.

Arjunas Rückkunft X, 5 (पुरं) गोपुरद्वारकोपेतं

In der Uebersetzung umschreibt Hr. Bopp dieses durch **wohlbefestigte** und macht dazu folgende Note:

»Das erste Wort des Sanskritischen Compositums ist gô»pura, Thor, welches aus Versehen in meinem Glossar »fehlt; das zweite scheint âdâlaka oder adâlaka zu seyn. »Keines von diesen Wörtern findet man jedoch bei »Wilson.«

Das zweite Wort mußte freilich fehlen, denn ein solches giebt es nicht, und die Verbesserung ist nicht schwer zu finden: अट्टालक (at't'âlaka) welches Wilson hat und durch a room on the top of a house, erklärt; in schlechten Handschriften wird ट्, t't', häufig mit द् (da) und द्र (drí) verwechselt. Das Beiwort bedeutet: (eine Stadt) versehen mit Thoren und Söllern, wenn man das zweite Wort der Zusammensetzung nicht lieber im Sinne von Pallast nehmen will; dieses bedeutet wenigstens at't'âla und at't'âlaka kann davon eine verlängerte Form seyn.

Draupadî Vilâpa VII, 9. — —

पश्यसि तं रथस्थं महाभुजं शालमिव प्रवृद्धं।

Den Irrthum hat hier das श des Wortes çâla veranlaßt; çâla wird nehmlich bei Wilson als Name eines Fisches gegeben; sâla mit einem स als Name desselben Fisches und eines Baumes (shorea robusta); wenn ich nicht irre, wird jedoch das Wort als Name des Baumes auch mitunter mit einem श geschrieben. Doch dem sey wie ihm wolle: Hr. Bopp übersetzt sowohl in seinem Lehrgeb. (S. 22.) als in der vollständigen Uebersetzung der Episode (S. 100): »gleich einem ausgewach-

senen Sala-Fische.« Es ist von einem Helden die Rede, der auf einem Wagen aufrecht steht und der Dichter hat ohne Zweifel die Schlankheit seiner Gestalt schildern wollen; darauf bezieht sich auch der Vergleich; nun geht aber die Schlankheit eines Fisches, es läßt sich nicht läugnen, ein wenig in die Quere; und man darf wohl ohne Bedenken den Baum an die Stelle setzen.

Eine andre Eigenthümlichkeit, wodurch sich das vorliegende Werk vor seinen Vorgängern auszeichnet, ist die Berücksichtigung der verwandten Sprachen. Hr. Bopp hat schon in der ersten Arbeit, womit er sich dem Publikum ankündigte, ein so ausgezeichnetes Talent für das vergleichende Sprachstudium bewährt, daß man sich nicht wundern darf, ihn mit Vorliebe darauf zurückkommen zu sehen. In der That ist es diese Seite der Indischen Studien, die so zu sagen dem Occident am meisten zugekehrt ist, und die am unmittelbarsten unsere eigene und die classische Vorzeit berührt; nicht daß etwa keine andern Berührungspuncte sich darbieten; aber die Sprachen selbst bleiben immer das redendste und sicherste Denkmal einer uralten Verwandtschaft und enthalten in sich einen nicht kleinen Cyclus von Erfindungen, Gebräuchen, Sitten und Vorstellungen, welche Völkern, die einst dieselbe Sprache redeten, anfangs gemeinschaftlich waren. Allein so sehr euch dieses Interesse geeignet sein mag, dem Studium des Sanskrit bei denen Eingang zu verschaffen, die an dem Indischen Alterthume selbst keinen Antheil nehmen, würde man dadurch doch nicht berechtigt werden, einem grammatischen Werke ihm fremdartige Untersuchungen aufzudrängen. Die Aufnahme von

Ergebnissen der vergleichenden Sprachlehre in die einer besondern kann sich allein durch das Bedürfniß rechtfertigen, und wenn wir einen Grundsatz hierüber aufstellen sollten, wäre es dieser: nur dann die verwandten Sprachen zu Hülfe zu nehmen, wenn Erscheinungen vorkommen, die aus der besondern Sprache selbst nicht erklärt werden können. Es würde daher das Bedürfniß der Sprachvergleichung bei den Sprachen am größten seyn, die sich am weitesten von ihrer ursprünglichen Form entfernt haben; bei der Gothischen größer, als bei der Lateinischen, bei der Altindischen geringer, als bei der Griechischen. Wiewohl ich nicht weiß, ob Hr. Bopp sich selbst Rechenschaft darüber abgelegt hat, wo das Gebiet der besondern Sprachlehre aufhört, und das der allgemeinen vergleichenden anfängt, so gestehe ich ihm gerne zu, über einige Bildungen des Sanskrit mit Hülfe der Vergleichung vorzüglich des Griechischen ein erwünschtes Licht verbreitet zu haben. Ich zeichne darunter aus, was er über die Bildung des Indischen Potentialis und Precativus gesagt hat. Ich werde unten hierauf zurückkommen: dieses ist ein Fall, wo in der That das Indische eben so viel Licht vom Griechischen empfängt, als es mittheilt, und ich hebe ihn deswegen hervor, um daran zu erinnern, daß das Altindische, obwohl es die Form der Ursprache reiner und organischer, als irgend ein andrer Dialect erhalten hat, doch nicht unbedingt und in jedem Falle als Correctiv für die andern Dialecte gelten kann. Wenn ich bei dem vorliegenden Werke etwas in dieser Beziehung vermisse, so ist es dieses, daß das Indische Lautsystem nicht

von dieſer Seite her erläutert worden iſt; daß nähmlich Herr Bopp nicht gezeigt hat, welche Laute ſecundär und welche primär und gleichſam die Urfelſen ſind, aus denen das Material für das ganze Sprachgebäude gehauen iſt. Zwei ganze Claſſen von den Conſonanten des Sanskrit gehören zu den ſecundären Lautformationen: die vier erſten lingualen Conſonanten haben eine ſo enge Sphäre und das Daſeyn des fünften, des lingualen Naſalbuchſtabens, iſt ſo durchaus durch andre Laute bedingt, daß es bei dieſen eigentlich überflüßig iſt, ſich auf ihr Nichtvorkommen in den verwandten Sprachen zu berufen. Die palatalen Laute haben ſich ein weiteres Reich angemaßt, aber ihre Entſtehung aus den gutturalen iſt in den verſchwiſterten Sprachen, worin ſie vorkommen, ſo ausgemacht eine hiſtoriſche Thatſache, daß ein andrer Beweis nicht geſucht zu werden braucht; wir erinnern an das Verhältniß des Neu-Griechiſchen zum Alt-Griechiſchen, an das der Italiäniſchen Sprache zum Latein und des Engliſchen und Schwediſchen zu ihren ältern Schweſtern. Dieſer Satz iſt aber nicht nur für die Wiedererkennung von Wörtern, die im Altindiſchen ſowohl als in den verwandten Sprachen ſich erhalten haben, von Wichtigkeit, ſondern er erklärt auch einige eigenthümliche Erſcheinungen des Sanskrit. Grade die unmittelbarſten und einfachſten Ableitungen von Wurzeln, die ſonſt im Sanskrit mit palatalen Conſonanten endigen, wie: tyâga, çôka, mûrkha (vgl. Syracuſiſch μῦρκος), haben den gutturalen Laut noch feſtgehalten, vermuthlich weil dieſes die älteſten Ableitungen ſind, und einer Zeit ange-

hören, wo die Herrschaft der palatalen Laute nicht angefangen hätte, so weit um sich zu greifen. In andern Fällen ist es ein anderer hinzutretender Laut, welcher den gutturalen Buchstaben wieder hervorruft: tyakta, vaktum, rugna, ynkta. Die längeren und wahrscheinlich späteren Formen, oder solche, in denen kein rettender Buchstabe hinzutritt, wie bhôjana, çôchana, môchita, tyajati, mûrchhita, yuñjmahê, haben sich dem Eindrange des weicheren palatalen Lauts hingegeben. So ist auch bei den reduplicirenden Sylben der weichere Laut eingedrungen, während der Anlaut der Wurzel selbst ihr gutturales Element behauptet. Nun ist es zwar in der Sanskrit-Grammatik nothwendig, diesen historischen Hergang umzukehren, weil die palatalen Laute, wo sie eingedrungen sind, schon in den ältesten Denkmalen der Sprache erscheinen und zwar so fest und ohne Schwanken, daß ich bei Paninis nur eine einzige Ausnahme aus den Vedas angeführt finde *), nehmlich das iterativum von krish, welches in den Vedas karikrishyatê lautet, sonst regelmäßig charikrishyatê **). Ich table

*) VII, 4, 64.

**) Es ist überhaupt merkwürdig, daß die palatalen Laute so frühe im Altindischen eingetreten sind; einige Wörter bekommen dadurch ein neu-Italiänisches Ansehen, wie S. jala, gelu, It. gelo. Das Alter der palatalen Laute im Indischen wird durch die von den Alten angeführten Sanskrit-Wörter erwiesen. Diese Laute fehlen, wie bekannt, den altclassischen und altdeutschen Sprachen; auch, wie es scheint, der altpersischen, die sonst doch ein S

deswegen Hrn. Bopp nicht, daß er in ſeinem Buche die palatalen Laute zu Grunde legt und angiebt, in welchen

---

ſetzt, wo im Indiſchen श (ç), in den alten Sprachen aber K, im Gothiſchen H ſteht: equus, açvas, aspes in den Namen Choaspes, Hystaspes u. a.; canis, κύων, hun-ds, Skt. çvan, Prſ. spa-ka (Ind. Bibl. I. 323). Daß außer dem s das Altperſiſche die palatalen Conſonanten nicht kenne, ſchließe ich aus der Deutung eines Perſiſchen Ortsnamens, die mir zwar wegen der unläugbar ſehr nahen Verwandtſchaft der altperſiſchen Sprache mit dem Sanskrit ſicher ſcheint; vielleicht iſt aber meine Folgerung zu allgemein. Ich erkläre Bagistane durch vâjisthâna (equorum regio); b und v ſind im Sanskrit ſich ſehr nahe ſtehende Laute. Diodor ſagt (XVII, c. CX) von dieſer Gegend: *μετὰ δὲ ταῦτα παρελθὼν* (Alexander) *εἰς τινα χώραν δυναμένην ἐκτρέφειν ἀγέλας παμπληθεῖς ἵππων.* Ich glaube ferner es wahrſcheinlich machen zu können, daß wenigſtens nicht in allen altperſiſchen Mundarten das palatale s eingebürgert war. Das jetzige Ispahan bedeutet, wie bekannt, *Ἱππόστασία*; das etymologiſch entſprechende Sanskrit-Wort wäre açvadhâna; aus dem zweiten Worte iſt nach einer mehrmals erwähnten Analogie der eigentliche Conſonanten-Laut ausgefallen, die bloße Aſpiration geblieben; han aus dhâna geworden. Ispahan iſt aber der Lage nach mit Ecbatana identiſch. (S. die neueſte ſehr gründliche Unterſuchung hierüber von John Williams in ſeinen Two essays on the geography of ancient Asia). In der zweiten Hälfte des alten Namens erkennt man dhâna wieder; für ispa bleibt alſo ecba. Da der Nahme uns vorzüglich durch Griechen überliefert worden, ſo ließe ſich behaupten, daß

Fällen ſie in gutturale übergehen. Aber das wahre hiſtoriſche Verhältniß hätte erwähnt werden ſollen, um ſo mehr, da der Verfaſſer weniger umfaſſende Lautübergänge der Erwähnung werth gefunden hat, wie die Schwächung des dh in h (gram. S. 61), wobei die nahe verwandte Erſcheinung, die Schwächung des bh in h, nicht zu überſehen iſt. Die in Paninis angeführten Beiſpiele verdienen hier wohl eine Stelle. Die Wurzel grah erſcheint in den Vedas häufig in der echten Urgeſtalt grabh, wodurch die Identität mit dem Gothiſchen GREIPAN und dem Perſiſchen giriften völlig geſichert wird; hrí (capere) lautet bhri und es zeigt ſich, daß dieſe Wurzel urſprünglich mit dem noch geltenden

---

das v, welches ihnen fehlte, durch β ausgedrückt ſey; allein da wir wohl mit größerem Rechte ein p in der altperſiſchen Bezeichnung des Pferdes vorausſetzen, als ein v, wie in der Sanskritiſchen (açvas), ſo bin ich geneigter anzunehmen, daß das β ein p ausdrücke, ſey es eine ungenaue Auffaſſung des Labialbuchſtabens oder Eigenthümlichkeit einer altperſiſchen Mundart. Da das ק (ç) auch ſonſt einem Gutturalen in den andern verwandten Sprachen entſpricht, ſo iſt es erlaubt für das Indiſche açvas und Perſiſche aspes ein älteres akvas und akpes zu vermuthen. Dieſe Form erkenne ich wieder in ecba. Es iſt merkwürdig, daß grade der älteſte Berichterſtatter dieſe Form am genaueſten giebt: Herodot ſchreibt Ἀχβάτανα (Ἀγβάτανα hat keine beſſere Auctorität als Ἄκρ. S. Var. Lect. ad III, 84). Die Berühmtheit der uralten Stadt möge die Länge der Note und das Gewagte der Vermuthung entſchuldigen.

bhri (ferre), identisch gewesen; es sind zwei Hauptbedeutungen der Wurzel in zwei verschiedene Formen ausgeprägt worden. Nach der Analogie dieser Beispiele dürfen wir für hrish, laetari, eigentlich prae gaudio capillos erigere, eine ältere Form bhrish vermuthen; darauf führt wenigstens das Griechische φρίσσω; auch hirsutus muß Sabinisch firsutus gelautet haben.

Wenn ich die Grammatik, die uns hier beschäftigt, aus einem praktischen Gesichtspuncte beurtheilen sollte, so würde ich einiges, was darin aufgenommen, weggelassen, einiges anders gestellt wünschen. Da aber der Verfasser in der oben angeführten Stelle der Vorrede zu verstehen giebt, daß es sein Hauptbestreben gewesen ist, ein rein wissenschaftliches Werk zu liefern, so will ich mich bei der folgenden Beurtheilung auf denselben Standpunct zu stellen versuchen. Eine kurze Grammatik des Sanskrit, die alles anfangs überflüßige und verwirrende ausläßt, die alles so weit möglich in Tabellen veranschaulicht, bleibt neben diesem ausführlichen Lehrbuche ein Bedürfniß, dessen Fortbestehen man beim Unterrichte oft schmerzlich fühlt; vielleicht findet der Verfasser Gelegenheit, auch von dieser Seite unsere Studien zu fördern; wir wollen ihm wenigstens unsere Wünsche vortragen, und nach seinen schon ausgeführten Leistungen wird ihm die Lösung dieser kleineren Aufgabe nicht viele Mühe kosten.

Ein solches Elementarwerk würde wohl am zweckmäßigsten Lateinisch abgefaßt werden, und es würde der Verfasser bei einer Arbeit, wo der Stoff ihn nicht mehr ausschließlich beschäftigt, vielleicht Muße gewin-

nen, der edeln altrömiſchen Sprache eine größere Aufmerkſamkeit zu widmen. Bei der Lateiniſchen Bearbeitung der Grammatik, die wir hier zu beurtheilen haben, iſt es mitunter ſchwer, aus dem fremdartigen Ausdruck den Sinn des Verfaſſers beſtimmt herauszunehmen und wir können namentlich nicht den Wunſch unterdrücken, daß ein Werk, welches ſonſt ſo geeignet iſt, den Ruhm deutſcher Gelehrſamkeit im Auslande zu vermehren, nicht unter einem ſo abſolut unlateiniſchen Titel über die Gränze gelaſſen worden wäre.

Bei der Lehre von den Lauten giebt uns der Verfaſſer zuerſt eine neue Anſicht vom ſogenannten Anuſvâra, gegen die wir bis auf die Erklärung des Namens nichts einzuwenden haben. Es wird nämlich अनुस्वार durch sonus sequens überſetzt (gr. S. 9), eine Auslegung, die ſchon deshalb bedenklich erſcheint, weil der Name alsdann zu viel ausſagen, und eben ſo gut auf jeden andern Laut, dem ein andrer vorhergeht, paſſen würde. Aber anu iſt wohl hier nicht in der eigentlichen Bedeutung einer räumlichen oder zeitlichen Nachfolge zu nehmen, ſondern in der übertragenen des Befolgens, des ſich Richtens nach etwas anderm. Anuſvâra iſt alſo vorzugsweiſe der Laut, der ſich nach dem folgenden beſtimmt; auf dieſelbe Weiſe iſt die Präpoſition gebraucht in dem Worte anvîxiki d. h. Logik, eigentlich die Wiſſenſchaft, welche lehrt wie ein Ding anzuſehen (îx ſehen) iſt nach den gegebenen Prämiſſen.

Bei dem Anuſvâra unterſcheidet nun Hr. Bopp die Fälle, wo dem Zeichen des Anuſvâra eine eigenthümliche, durch keinen beſtimmten Naſalbuchſtaben zu

bezeichnende Geltung unterliegt, von denen, wo das Zeichen des Anuſvâra nur eine Schreibverkürzung iſt und die Stelle eines zu einem beſtimmten Organ gehörenden Naſal-Lauts vertritt; in jenen Fällen nennt er es das nothwendige, in dieſen das ſtellvertretende. Anuſvâra.

Das nothwendige Anuſvâra iſt alſo der Naſallaut, dem ein Halbvocal y, r, l, v, ein Ziſchlaut ç, sh, s oder ein h folgt. Die Annahme, daß vor den eben angegebenen Buchſtaben der Naſallaut ein eigenthümlicher ſey, dem eben deshalb ein eigenthümliches Zeichen zukomme, iſt allerdings wahrſcheinlich, und ich wäre ſehr geneigt, dem Zeichen des Anuſvâra urſprünglich nur die Function zuzuſchreiben, dieſen vagen Naſallaut zu bezeichnen; indem nämlich das म (m), welches ſo häufig als Auslaut einer Flexion auftritt, vor den eben angegebenen acht Conſonanten dem fein auffaſſenden Indiſchen Gehör acht verſchiedene Schattirungen! anzunehmen ſchien, und daher acht verſchiedene Zeichen erfordert haben würde, hat man, um nicht die Schrift zu überladen, das Anuſvâra erfunden. Die Benennung nothwendiges Anuſvâra, die Hr. Bopp gewählt hat, iſt freilich vom Gebrauch des Zeichens, nicht von der Natur des durch jenes Zeichen dem Auge dargeſtellten Lautes hergenommen; da aber die eigentliche Ausſprache dieſes Naſalbuchſtabens für uns nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln iſt, möge die Benennung immerhin beibehalten werden. Gegen dieſe Anſicht vom nothwendigen Anuſvâra, die wir nach Hrn. Bopp's Lehrgebäude (S. 352) eigentlich dem Hrn. Staatsminiſter von

Humboldt verdanken, kann es nicht als gültiger Einwurf gelten, daß daſſelbe Zeichen auch für die Verwandlungen des म् in ङ्, ञ्, ण्, न् d. h. in einen der zu beſtimmten Organen gehörigen Naſaltöne gebraucht wird. Denn dieſes erſcheint bald als ein bloßer Mißbrauch, der ſich leicht aus der Trägheit der Schreiber erklärt. Daß aber dieſer ſtellvertretende Gebrauch des Zeichens nicht auch da aufkam, wo dem m ein Vocal folgt, hat keinen andern Grund als den, daß das Indiſche Syſtem der Schreibung überhaupt keine vollen Formen der Vocalzeichen mitten in der Rede zuläßt, außer wo ein erlaubter Hiatus eintritt, und weil, wenn man für m das abkürzende Zeichen vor einem Vocal geſetzt hätte, man dem Vocal ſelbſt das vollſtändige hätte geben müſſen, alſo bei der Abkürzung nichts gewonnen hätte. Sonſt ſehe ich keinen Grund, nicht eben ſowohl तं अर्थं als तं पतिं ſchreiben zu dürfen.

Wenn wir dieſe Lehre vom Anuſvâra gelten laſſen, ſo ergiebt ſich für die Orthographie von ſelbſt das Geſetz: auch in der Schrift das wirkliche nothwendige Anuſvâra von den fünf Naſallauten, wofür unrichtiger Weiſe auch jenes Zeichen geſetzt wird, ſtrenge zu ſcheiden. Allein die conſequente Durchführung dieſer Scheidung hat ihre praktiſche Unbequemlichkeit, indem eine Undeutlichkeit daraus entſtehen kann. Hr. Bopp (gr. S. 11.) bemerkt dieſes ſelbſt, und hat es daher vorgezogen, der Deutlichkeit zu Liebe, ſich eine Inconquenz zu Schulden kommen zu laſſen, indem er तां दृशं nicht तान्

ददर्श schreibt, weil तान् auch der acc. plur. masc. deſſelben Pronomens ſeyn kann. Dieſer Fall, wenn nämlich ein auslautendes m unmittelbar vor einem dentalen Anlaut zu ſtehen kommt, ſcheint mir aber der einzige, in welchem Hr. Bopp ſich nach ſeinen Grundſätzen das ſtellvertretende Anuſvâra geſtatten darf. Andre, die ein Bedenken tragen, das ungewöhnliche Schauſpiel eines ङ्, ञ्, ण् dem Auge darzubieten, werden zwar dem ſtellvertretenden Anuſvâra einen größern Spielraum gewähren. Da Hr. Bopp aber nach ſeinem Syſtem der Worttrennung häufig genug ein ग्, च्, ज्, u. ſ. w. am Ende erſcheinen läßt, ſo kann gegen ein ङ्, ञ्, ण् keine Einwendung ſtatt finden. Dieſe drei Naſallaute kommen als Flexionsbuchſtaben nicht vor, und es iſt daher von dieſer Seite keine Undeutlichkeit zu befürchten; das न् brauchen wir vor ञ, क, ट, त nicht zu verwandeln; die Grammatiker laſſen zwar die Veränderung zu; man findet ſie aber in Handſchriften ſelten beobachtet, in unſern Ausgaben werden wir ſie noch weniger vernehmen. Wenn wir alſo z. B. ताञ् ञाताञ् ञानाति drucken, ſo ſind wir kaum der Gefahr ausgeſetzt, ſo verſtanden zu werden, als ob wir तान् ञातान् ञानाति meinten.

Warum ſchreibt denn Hr. Bopp: गम्यं गतं (Diluv. S. 27.) सावित्र्यां ञगाम (ebend. S. 10, Sl. 17.) und ähnliches? Von ſeinem Standpuncte aus wird dieſe Schreibung ſich ſchwerlich rechtfertigen laſſen.

Bei den Paragraphen über die Vocale vermiſſe ich die Bemerkung, daß das ऌ, lrí, in der Sprache kei-

nen festen Grund hat und nur der Theorie der Grammatiker seinen Ursprung verdankt. Das Zeichen, aus ऌ l und ॠ ri zusammengesetzt, beweist schon, daß der Vocal mit der ursprünglichen Schrifterfindung nicht gleichzeitig ist; denn wenn man auch annehmen wollte, daß das Zeichen für den Vocal ॠ kein ursprüngliches gewesen, sondern ein zusammengesetztes, in welchem der Consonant र, r, ein Bestandtheil war, so ist es klar, daß im Fortgange der Zeit dieses Zeichen so umgestaltet worden, daß es den Anschein eines einfachen, ursprünglichen und selbständigen angenommen hat. ऌ könnte dann aber nicht einmahl mit ॠ gleichzeitig seyn, weil alsdann auch für das ऌ eine Gestalt gefunden worden wäre, die gleichfals den Schein eines nicht zusammengesetzten Zeichens an sich truge. Eine paläegraphische Untersuchung wäre aber hier überflüßig, da die Sprache selbst den Beweis in sich enthält. Von dem wirklich gegründeten Wechsel zwischen i und y, u und v, ri und r ausgehend, und zwar zunächst von dem zuletzt erwähnten, suchte man einen eigenthümlichen Vocal, der in derselben Beziehung zu dem noch übrigen vierten Halbvocal l stehe. Den Suchenden bot sich das Wort klrip dar, aber außer diesem auch kein einziges. Die meisten vorkommenden Formen dieser Wurzel stellen sich unter der gunirten Gestalt klalp dar, obwohl die Grammatiker alle gunalosen Formen regelmäßig von der Wurzel klrip ableiten, wie chaklripê, (Panini VIII, 2, 18) u. s. w. Die einzige aus alten Texten belegte Form ist das Partic. klrípta, wofur, wie Hr. Bopp (gr. S. 9.)

richtig bemerkt, die gunirte Form kalpita häufiger vorkommt. Wir dürfen also wohl annehmen, daß die ganze Theorie von einem Vocal lṛí auf dieser einzigen Form klṛípta beruhe; und die nächste Frage wird seyn, ob wir dieser einzigen Form wegen dem Vocal ein in der Sprache begründetes Daseyn zugestehen müssen, oder nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit vermuthen dürfen, daß, nachdem man aus theoretischen Gründen den Vocal angenommen hatte, er in diese Form hineingetragen worden sey? Ich denke, das letztere darf uns erlaubt seyn, weil es nicht wahrscheinlich ist, daß der Vocal lṛí, wenn er ursprünglich in der Sprache vorhanden gewesen, so wenig Gelegenheit gefunden haben sollte, Beweise seines Daseyns zu hinterlassen, zumal da er durch die Steigerungsfähigkeit, die ihm zugeschrieben wird, gleichsam dazu aufgefordert wurde.

Wenn dem so ist, so liegt mir zunächst ob, anzugeben, wie klṛipta ausgesehen habe, ehe die Erdichtung eines Vocals lṛí dem Wort die eben angeführte Gestalt gegeben hatte. Denn durch die Annahme, daß die dreisylbige Form kalpita ursprünglich überall gestanden habe, wo sich jetzt klṛípta findet, würde den Indischen Kritikern eine Willkühr Schuld gegeben werden, die wir einer eigenen Vermuthung zu Liebe ihnen nicht aufbürden wollen. Klṛipta kann, wie leicht einzusehen ist, nicht angenommen werden; lieber würde ich kalpta vermuthen, womit sich das Lateinische scalptus vergleichen läßt; das s wäre dann ausgefallen, wie in paç = specio, kalusha = squalor, târâ = stella, wofür ich eben die ältere Indische Form stṛí nachgewiesen habe.

Von den beiden Vocalverstärkungen, welche die Indischen Grammatiker Guna und Vriddhi nennen, stellt unser Verfasser die Ansicht auf, daß bei jener ein kurzes, bei dieser ein langes a vor die zu verstärkenden Vocale tritt; er hat diese Ansicht zuerst in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik Jahrg. 1827, S. 251. ff. vorgetragen und mit glücklichem Scharfsinn ähnliche Erscheinungen im Griechischen und Gothischen nachgewiesen. Auf dem analytischen Standpuncte nimmt sich diese Erklärung am besten aus, und ich sehe nur eine einzige Einwendung, die man, von denselben Grundsätzen mit Hrn. Bopp ausgehend, dagegen wird machen können.

Wenn wir nämlich annehmen, daß â, wenn es vor ein i oder u tritt, um die höchste Steigerung, das Vriddhi, hervorzubringen, mit diesem i oder u in ai und aû verschmolzen wird, so stellen wir ein Lautgesetz auf, welches nur in diesem einzigen Falle von der Sprache befolgt wird: eine wahre petitio principii. Sonst geht ein â mit einem folgenden i oder u in ê und ô über. Wollen wir um dieser Einwendung auszuweichen, annehmen, daß das Vriddhi sich aus dem Guna auf dieselbe Weise entwickelt, wie das Guna, wenn ich so sagen darf, aus dem positiven Grade des Vocals, so erklärt sich den Lautgesetzen des Sanskrit gemäß ai aus ê, durch das Vortreten eines kurzen a; ebenso aû aus ô, âr aus ar. Diese Erklärung würde den Vorzug gewähren, den Lautgesetzen der Sprache gemäß zu verfahren, aber wir würden sie nicht auf alle Fälle anwenden können, weil â, ê und ô nur Vriddhi, aber kein Guna annch-

men können; wäre Guna die Mittelstufe, die ein Vocal erst betreten müßte, ehe er zur höchsten Stufe seiner Erhebung sich emporschwingen könnte, so müßten wir von a, ê, ô schon als Guna â, aî, aû nachweisen können; dieses verbietet aber die Sprache. Die beiden Erscheinungen des Guna und Vriddhi haben auch bestimmt geschiedene grammatische Functionen und es scheint daher in der That sachgemäßer, beide Potenzirungen eines Vocals unabhängig von einander sich entwickeln zu lassen. Wenn also auch Hrn. Bopp's Erklärungsart als die vorzüglichere sich bewährt, so wird er doch selbst nicht umhin können, dem Vocal â in seiner Verbindung mit i und u um das Vriddhi zu erzeugen, eine dynamische Zeugungskraft zuzuschreiben, die er sonst nicht besitzt. Die Hauptveranlassung des Guna ist, was sehr gut vom Verfasser entwickelt worden, einem Thema, dem eine schwächere gewichtlosere Endung angefügt wird, durch die Steigerung des Vocals das nöthige Gewicht zu geben, um neben den Formen, die stärkere und schwerere Endungen haben, mit Ehren erscheinen zu können. Die verwandte Erscheinung des Vriddhi scheint mir eine verwandte Ursache zu haben. Diese zweite Potenz eines Vocals tritt vorzüglich bei Ableitung neuer Wörter aus schon vorhandenen ein, bei patronymischen Substantiven und Adjectiven und bei Abstracten; wie paûtra, Enkel, von putra, Sohn; baûddha; Buddhist, von buddha, dem Namen des Indischen Reformators; bhaûma, irdisch, von bhûmi, Erde; yaûvana, Jugend, von yuvan, Jüngling.

Bei diesen Ableitungen erscheinen die bloßen Endungen nicht bezeichnend genug und gleichsam zu schwach, um

allein andeuten zu können, daß ſich aus dem Stammworte ein neuer Begriff entwickelt habe; der Stammvocal des Wortes wurde gewiſſermaßen genöthigt, ſich zu einer ungewöhnlichen Anſtrengung zu erheben, um uns ſogleich die Größe der Veränderung anzukündigen, die mit dem Stammworte vor ſich gegangen iſt. Hatte das Vriddhi einmahl dieſe Beſtimmung erhalten, ſo bediente ſich die Sprache dieſes Mittels in analogen Fällen auch wo es überflüſſig war, wie mâlêya, irdiſch, aus malî, Erde; kaûravya, Kuruide, aus kuru, nom. prop; dhârmika, gerecht, aus dharma, Recht. Je mehr die Energie der Ableitungs-Sylben ſich ſchwächte, deſto mehr wird man ſich des Mittels des Vriddhi zugleich mit ableitenden Affixen bedient haben. In jener Nöthigung der Vocale, die ihnen inwohnende Zeugungs-Fähigkeit zu bewähren und ſich ein kräftigeres Daſeyn aus ſich ſelbſt zu erſchaffen, liegt der Grund des Guna ſowohl als des Vriddhi und beide Erſcheinungen ſind nicht ſowohl als Zuſammenſetzungen verſchiedener Vocallaute, ſondern als organiſche Entwickelungen zu betrachten; es ſind keine Additionen, ſondern Multiplicationen; 2+2 macht 4, und 2×2 macht auch 4; das Reſultat iſt daſſelbe, aber die Art, wie es entſteht, iſt weſentlich verſchieden.

§. 34. b. enthält eine neue noch in keiner Grammatik vorgetragene Bemerkung in Beziehung auf das Guna und Vriddhi: nehmlich daß wo durch die Steigerung des rí und rî drei Conſonanten zuſammenſtoßen würden, eine Umſetzung in ra und râ ſtatt findet. Hiedurch beſtätigt Hr. Bopp ſelbſt die Ableitung des Wortes Brahman von der Wurzel vrih oder brih, die er

anderswo (Vorrede zur Sündfluth S. XIX) eine der gewagtesten Etymologien nennt. Mich däucht sie, ich gestehe es, eine der sichersten; auch sehe ich keineswegs in den Bedeutungen der Wurzel (intransitiv: wachsen, sich vermehren, auch leuchten; transitiv: hervorziehen, sprechen) eine Schwierigkeit.

Wenn wir dem Verfasser das Verdienst dieser neuen Beobachtung nach Gebühr anrechnen, so wollen wir ihm andererseits auch nicht verschweigen, daß er eine zwar selten vorkommende aber bemerkenswerthe Modification des Vriddhi, ich weiß nicht ob auch des Guna, an dieser Stelle hätte erwähnen sollen. Es ist dieses das Vriddhi eines in y verwandelten i und eines in v verwandelten u, wobei der Halbvocal aber beibehalten wird. Die Erscheinung ist dem Verfasser sonst nicht entgangen und er spricht davon §. 619 seines Lehrgeb.

Es giebt wohl keine andre Sprache, der ein so feines Gefühl für die Verträglichkeit, oder Unverträglichlichkeit zusammenstoßender Laute inwohnt, wie der Indischen. Auch haben die einheimischen Grammatiker diesem Theile der Grammatik, der häufig nicht nach seiner vollen Wichtigkeit geschätzt wird, eine lobenswerthe Sorgfalt gewidmet. Sie haben aber, wenn ich so sagen darf, bloß die Lichtseite dieser Erscheinungswelt beschrieben: nämlich die Verwandlungen, die der Wohllaut erheischt, wenn der Auslaut eines Wortes sich mit dem Anlaute eines folgenden feindselig berührt. Die Gesetze, die für diese Fälle gegeben werden, gelten zwar auch größtentheils für den Inlaut, oder für die Fälle, wo in der Mitte desselben Wortes der Endbuchstabe des

Thema mit dem Anfangsbuchstaben einer Flexion oder eines Affixes zusammenstößt; aber grade hier treten neue Fälle ein, auf die in den allgemeinen Wohllautsregeln keine Rücksicht genommen werden kann, und die allgemeinen Regeln gelten hier nicht ohne Beschränkungen. Die Fälle dieser letzteren Art sind in den einheimischen Lehrbüchern weder vollständig, noch im gehörigen Zusammenhange behandelt worden. Wir müssen es daher als etwas eigenthümliches und dankenswerthes bei unserm Verfasser auszeichnen, daß er die Lautverwandlungen, die im Innern eines Wortes durch die Hinzufügung eines Affixes oder einer Flexion verursacht werden, so fleißig und ausführlich behandelt hat. Ich vermisse bei diesen Paragraphen nur einzelnes; von allgemeineren Untersuchungen nur dieses eine, daß der Verfasser nicht mit dem Anlaute angefangen hat und gezeigt, mit welchen Consonantenverbindungen ein Wort anheben kann; welche Consonanten im Anfange vor andern ausgefallen sind, wie z. B. das dentale s, wovon ich oben einige Beispiele angeführt habe. Auch fehlt eine besondere Nachweisung der Consonanten, die niemals unmittelbar auf einander folgen. So lernen wir z. B. nicht, daß स्ल, sl, im Sanskrit eine rein unmögliche Combination ist; daß auch ein r consonans nach einem ष् so selten und unsicher erscheint, daß es überhaupt zweifelhaft wird, ob nicht auch diese Verbindung eine von der Sprache ganz verläugnete sey; um so mehr da das ष्, ç, vor r durch die verwandten Sprachen gesichert ist; wie in açru, δάκρυ, lacruma, Goth. TAGR.; çrad-dhâ, credo.

Der erste Labial-Buchstabe p verträgt sich aber durchaus nicht mit dem ç und çp gehört wiederum zu den unerhörten Combinationen. Aus den Regeln, die der Verfasser §. 83. ff. aufgestellt hat, ergiebt sich dieses und ähnliches nicht, weil es keine Flexionen und Affixe giebt, die das Daseyn dieser Lautgesetze bewähren können. Wie wichtig es aber ist bei einer historischen Betrachtung der Sprachen, von einer erschöpfenden Untersuchung über das Lautsystem derselben nach allen seinen Richtungen auszugehen, dieses hat vorzüglich Jacob Grimm in der zweiten Ausgabe seiner deutschen Grammatik auf eine mnsterhafte Weise gezeigt. Das Bedürfniß, auf eine eben so ausführliche Darstellung des Sanskritischen Lautsystems fußen zu können, wird man dann erst recht fühlen, wenn man die Entstehung der neueren Indischen Dialecte aus dem Sanskrit zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht. Der Verfasser ist auf diesem Gebiete bewandert genug, um uns die Hoffnung einzuflößen, daß er bei einer neuen Auflage seines Lehrbuches auch von dieser Seite der Altindischen Sprache ihr Recht wird wiederfahren lassen.

Die Auslaute dagegen finde ich erschöpfend behandelt und wüßte nichts dagegen zu erinnern.

Ueber das Einzelne bemerke ich, daß die §. 60 aufgestellte Regel über die Verdoppelung des anlautenden ह, chh, einer Begründung zu entbehren scheint. Wir sollen, heißt es, das ह durch च, ch, verdoppeln, weil es Position macht. Woher kommt aber einem einzelnen Consonanten vorzugsweise vor allen seinen Brü-

dery dieſes Gewicht zu? — Wenn ich nicht irre, ſo iſt im Anlaute vor dem च ein श, ç, ausgeſtoßen, deſſen proſodiſche Kraft blieb, auch nachdem es in der Ausſprache und Schrift verſchwunden war. Hierauf führt die Vergleichung von chhid mit scindo, σχίζω, SKAIDAN; chhâyâ mit σκία; chhad mit dem Gothiſchen SKADUS, SKADVJAN. Die Indiſche erſte aspirata entſpricht am häufigſten der tenuis der altclaſſiſchen Sprachen. Ein Beiſpiel von der Verdrängung eines anlautenden ç iſt im Sanskrit ſelbſt vorhanden: chyut (च्युत)=çchyut (श्च्युत)

§. 65 wird gelehrt, daß das s welches zwiſchen ein auslautendes न, n und ein anlautendes च, छ, ठ, त, थ, (ch, chh, ṭ, ṭh, t, th) eingeſchoben wird, euphoniſch ſey. Eine hiſtoriſche Erwägung dieſes s ſcheint mir eher zu der Anſicht zu führen, daß es ein Ueberreſt älterer Formation ſey, der ſich nur unter beſtimmten Bedingungen erhielt.

Gehen wir die Fälle durch, wo n als Auslaut einer Flexion auftritt, und wo dieſes euphoniſch genannte s vorkommen kann, ſo darf erſtens ſchwerlich ein Zweifel ſeyn, daß bei dem acc. plur. masc. von Wörtern, deren Thema mit kurzen Vocalen endigt, die urſprüngliche Form ns geweſen; ich berufe mich hiebei auf Herrn Bopp *) ſelbſt. Das Indiſche wirft das s vor allen andern Anlauten als den ſechs angegebenen, ab, im Lateiniſchen und Griechiſchen wird umgekehrt das n ausgeſtoßen und der Vocal verlängert; das Gothiſche bewahrt beide Con-

*) Abhandlungen der Berliner Acad. 1826. S. 75.

ſonanten. Bei den Nominativen sing. masc. auf ν, erklärt ſich das s leicht als der urſprüngliche Nominativ-Charakter. Der dritte allgemeinere Fall, wo jenes s erſcheint, iſt nach dem ν der 3ten pers. plur. einer Anzahl von Tempora. Hier iſt die urſprüngliche Endung nt geweſen; das s erklärt ſich aber aus einem Uebergange von t in s, wofür wir im Griechiſchen mehrere Beiſpiele haben (τύπτουσι, τύπτουσαι, τύπτουσαι u. a.); im Indiſchen iſt ein Wechſel von s und t, th zwiſchen den Endungen der 2ten pers. sing. und plur. der Verbal-Flexionen. Umgekehrt geht s (S. gr. §. 100) in t und d über. Jene drei Fälle, in welchen jenes euphoniſch genannte s erſcheint, ſind bei weitem die häufigſten und es iſt kein gültiger Einwurf gegen die Anſicht, daß dieſes s nicht euphoniſch, ſondern ein alter nur in beſtimmten Umgebungen erhaltener Flexions-Buchſtabe ſey, daß nachdem das Gefühl ſeiner grammatiſchen Bedeutung verlohren gegangen, jenes s auch da eingeführt wurde, wo es urſprünglich nicht vorhanden geweſen ſeyn kann; ſo ſchob der irregeleitete Sprachinſtinct dieſes s auch nach den Vocativen auf n und den Locativen sing. der Pronomina auf in ein, ſobald einer jener ſechs Conſonanten nach dem n unmittelbar folgte.

Fragen wir nach den Gründen, warum dieſes s ſich nur vor jenen ſechs Conſonanten erhalten konnte, ſo giebt das Indiſche Lautſyſtem hierüber hinreichende Auskunft. Alle drei Sibilanten des Sanskrit ſind ſtumme Buchſtaben, die Sprache hat kein tönendes dentales s (das Engliſche und Franzöſiſche z), keinen tönenden cerebralen Sibilanten (das Franzöſiſche j); eben ſo keinen

palatalen. Vor allen tönenden Buchſtaben wurde alſo das s nach n ausgeſtoßen, als ein Laut, der mit dem zunächſt folgenden unverträglich war. Vor ch und chh konnte ſich das s nach ſeiner Verwandlung in ç erhalten; ebenſo vor t' und t'h als sh und vor t und th in ſeiner urſprünglichen Geſtalt. Vor p und ph, k und kh, die zwar kein ihnen entſprechendes s haben, aber mit einem s nicht unverträglich ſind, hätte es ſich erhalten können und hat ſich ohne Zweifel urſprünglich vor dieſen Buchſtaben behauptet. Anderer Fälle, wo dem s unmittelbar ein Vocal vorhergeht (z. B. parasparas), nicht zu erwähnen, ſo hat ſich von dem nach einem n vor k und p ſich behauptenden s eine Spur erhalten in कांस्कान्, kânskân und नॄंस्पाति, nrînspâti. (Panini VIII, 3, 8 sqq.). Die Erklärung, die Hr. Bopp in den Abhandlungen der Berliner Academie aus dem Jahre 1826 S. 82 von dieſem s giebt, trage ich kein Bedenken, entſchieden zu verwerfen. Sobald aber das s angefangen hatte, ſich vor k, kh, p und ph in einen bloßen auslautenden Hauch (:) zu ſchwächen, konnte es ſich zwiſchen zwei Conſonanten auch in dieſer beſchiedenen Geſtalt nicht mehr vor völligem Untergange retten. Auch vor ch, chh, t', t'h, t, th iſt die Sprache auf dem Wege geweſen, das s nach n völlig zu verdrängen; in dem Sutra des Panini VIII, 3, 8 (उभयथर्क्षु) werden wir belehrt, daß es in den Vedas freigeſtellt iſt: पशून् नान् चक्रे und पशूँस्ताँश्चक्रे zu ſchreiben. Was die Sprache auf dieſer Bahn einer übergroßen Verweichlichung gehemmt hat, möchte ſchwie-

rig seyn mit Bestimmtheit auszumitteln. Ein analoges Beispiel bietet die Lateinische Sprache dar, in welcher wir bei den ältesten Dichtern eine Vernachläßigung des s sehen, wovon die Dichter des Augusteischen Zeitalters zurückgekommen sind. (S. Schneider, Lat. Gr. I. S. 346).

Ich will bei dieser Gelegenheit meinen Unglauben daran bekennen, daß das s in der Indischen Sprache überhaupt einen euphonischen Gebrauch habe. Ueber Euphonie läßt sich, wie Grimm irgendwo sehr richtig bemerkt, aus allgemeinen Grundsätzen für die besondern Sprachen nichts entscheiden; wir müssen uns in jeder Sprache an die Thatsachen selbst halten. Die andern Fälle, die man für ein euphonisches Einschieben des s anführen könnte, sind hauptsächlich die, wo zwischen einigen Präpositionen und der Wurzel kṛ́ ein s erscheint. Ich will hier nicht auf eine ausführliche Untersuchung eingehen, sondern nur an die übersehene Thatsache erinnern, daß das s hier der Wurzel, nicht der Präposition angehört; das Perfectum von संस्करोति ist संचस्कार, nicht: संश्चकार. Euphonisch ist auch vor kṛ́ das s nicht, weil es zur Unterscheidung verschiedener Bedeutungen dient. Ist es nun auch hier ursprünglich und der Wurzel als Anlaut angehörig? — Doch will ich keineswegs das s als einen aus seiner alten Heimath verdrängten und herumirrenden Flüchtling überall in Schutz nehmen; bei âspada und âçcharya hat seine Erscheinung wahrscheinlich andere Ursachen. Den Grund jedoch, warum das s vor kṛ́ sich bald zeigt, bald nicht, glaube ich einzusehen. Da die Be-

deutung bei avakrita und avaskrita und den andern Beispielen dieser Art das s herbeizieht oder vertreibt, diese Bedeutung aber nicht umhin konnte, ihre Verschiedenheit auch durch den Accent kund zu geben, so ist bei avaskrita eine andre Betonung anzunehmen als bei avakrita. Bei der uneigentlichen Bedeutung gelten die beiden einzelnen Bestandtheile für sich nichts; wir denken, wie bei einem nicht zusammengesetzten Worte nicht an die Theile, sondern fassen das Wort als ein untrennbares auf, und ein einfaches Wort kann nur Einen Hauptaccent gehabt haben. Durch diese Untrennbarkeit jener vier Sylben geht aber das s aus seiner Stellung als Auslaut oder Anlaut — hierüber will ich nichts entscheiden — in einen Inlaut über und kann, sich wie ein Inlaut, vor befreundeten Consonanten leicht behaupten. Bei avakrita wo auch die Präposition ihre eigene Bedeutung geltend macht, tritt nach den beiden ersten Sylben nothwendig eine Pause ein, wodurch das s gleichsam Zeit gewinnt sich zu verflüchtigen. Dieses Prinzip, daß das s sich auch gegen die sonst geltenden Lautgesetze erhalten konnte, sobald es durch das nahe Aneinanderschließen zweier Wörter in die Verhältnisse eines Inlauts überging, erklärt auch Formen wie divaspati, paraspara, und die vielen andern Erscheinungen derselben Art, die Paninis aus den Vedas anführt. Man sehe VIII, 3, 49—54. Es würde zu weit führen, alle die Beispiele, die dort vorkommen, hieher zu setzen und zu erläutern; es sey mir nur eine allgemeine Bemerkung über sie vergönnt. Jene Beispiele sind entweder composita oder Genitive und Ablative,

deren auslautendes s sich vor p behauptet; von Nominativen wird dort kein Beispiel erwähnt. Dieses erklärt sich daraus, daß der Nominativ ein selbständiger Herrscher in einem Satze ist, der von ihm regiert wird; ein Genitiv oder Ablativ aber von einem andern Worte abhängt, und durch dieses Gefühl seiner Abhängigkeit auch geneigter wird, sich einem folgenden Worte, zumal wenn er von diesem grade regiert wird, anzuschließen; durch dieses Bündniß rettet er aber sein s auch da, wo der Nominativ es in seiner stolzen Unabhängigkeit aufopfert.

Dieses Princip der Anschließung ist es auch, welches das s vor einigen Affixen rettet, wie vor vin (tējasvin), während es bei andern dem Umsichgreifen der mächtig gewordenen Wohllautsgesetze sich nicht entziehen kann, wie vor maya, z. B. ayômaya, eisern, aus ayas, Eisen. Aber auch hier ist ursprünglich das s kräftiger gewesen, wie das vom Panini (I, 4, 20) aus den Vedas angeführte ayasmaya, zum Ueberfluß beweist. — Hier treibt der Zufall allerdings sein Wesen, wie überall, wenn die Sprache sich verleiten läßt, ihren ursprünglichen Organismus zu verlassen.

Die Verwandlungen des dentalen Nasalbuchstabens in den cerebralen (ण) gründen sich auf Feinheiten der Aussprache, die unserm Gehör immer etwas räthselhaft bleiben werden, wenn nicht ein Zeitgenosse des Paninis aus dem Grabe aufersteht, um uns die lebendige Aussprache des Sanskrit zu lehren. Daß der Unterschied zwischen beiden Nasalen ein gehörter war, ist an sich klar; da wir uns aber den Unterschied des Lauts und die Bedingungen, die ihn hervorbringen,

nicht versinnlichen können, so sind wir lediglich auf die Vorschriften der Eingebohrnen angewiesen, und müssen uns ihnen ohne Bedenken anvertrauen. Unser Verfasser giebt über diese Verwandlungen zwei Regeln *), die richtig sind, aber bei weitem nicht alle Fälle erschöpfen. Paninis hat darüber 39 Sûtras. (VIII, 4, 1 – 39.). Ohne nun hier alle diese Vorschriften hersetzen zu wollen, beschränken wir uns darauf, das in den beiden Regeln des Verfassers übersehene zu ergänzen.

1. Unter den die verwandelnde Kraft eines र, ष, ऋ, ऌ nicht hemmenden Lauten ist das nothwendige Anusvâra übersehen; man schreibt ja तंक्षण, वंक्षण. Paninis zählt das ङ् ausdrücklich mit auf. (VIII, 4, 2.)
2. Nach der Regel des Verfassers müßte man नृम्णाति, तृम्णाति schreiben; dieses verbietet Paninis ausdrücklich (l. c. 39.)
3. Bei der Regel, daß das र् r der Präpositionen प्र, परि, परा (pra, pari, parâ) denselben Einfluß auf das anlautende न n eines Wortes ausübe, als ein in einem Worte vorhandenes र्, ष, ऋ auf ein inlautendes न, n ist verschiedenes übersehen:
   a. Es fehlen unter den Präfixen, die ein solches र् enthalten, निर्, अन्तर् (nir, antar.) Man schreibt अन्तर्णयते, अन्तर्णानं, निर्वाणं. (l. c. 24. 5.)

*) § 94. a. b.

b. Es wird zwar bemerkt, daß dieses र् auf ein auslautendes न einer Wurzel wirken könne; dieses wäre genauer zu bestimmen, weil das dieser Einwirkung ausgesetzte न häufig als ein inlautendes erscheint; manchmal auch nicht zur Wurzel, sondern zu einer Flexion gehört: namentlich muß bemerkt werden, daß das न der Endung der 1sten Pers. sing. imperat. act. आनि, âni, durch das in einer Präposition enthaltene र् verwandelt wird, wodurch diese Endung vom Neutrum plur. der Wörter auf a sich unterscheidet. प्रमीणाति, प्रक्ष्णोति, प्रवपाणि, u. s. w. (S. l. l. 15. 16.)

c. Es wird nicht bemerkt, daß das र् von प्र, परि, परा nicht blos auf das finale न् der Wurzel अन् an, athmen, wirkt, sondern auch auf das न् ihrer reduplicirten Formen:

परापिणत्, प्रापिणिषति. (l. l. 21.)

d. Es wird nicht gelehrt, daß der Einfluß des र् auf den Anlaut einer Wurzel sich nicht auf alle Wurzeln ausdehnt; Herr Bopp sagt im Gegentheil initialem cuiuspiam radicis. Man schreibt aber nie प्रर्दति. Es verwandeln nur diejenigen Wurzeln ihr न, die in den Wurzelverzeichnissen mit einem initialen ण् geschrieben werden. Dieses allein ist der Zweck dieser sonst willkührlich und unnütz scheinenden Schreibart.

c. Es wäre bei den Präpoſitionen प्र, परि, परा, निर्, अन्तर् zweckmäßig geweſen, daran zu erinnern, daß ihr Einfluß auf ein mediales und initiales न् einer Wurzel durch die Dazwiſchenkunft anderer Präpoſitionen mit Ausnahme von आ, ā, aufgehoben wird. Man muß ſchreiben: पर्याणद्ध, निराणद्ध, dagegen: पर्यवनद्ध u. ſ. w. (Pan. l. l. 2.)

Von dieſen Regeln kommen Ausnahmen vor, die zu einzeln ſind, um hier erwähnt zu werden und die es freilich läſtig iſt, ſeinem Gedächtniß einprägen zu müſſen; hier dürfen wir uns aber nicht gegen unſere Auctoritäten auflehnen. Bei weitem die meiſten Regeln betreffen jedoch zuſammengeſetzte Wörter, wo gewöhnlich die Bedeutung, ob das Wort als nomen proprium oder appellativum ſteht, für oder gegen die Verwandlung des न entſcheidet. Die Beſtimmungen bei Panini ſind ſo ſpeciell und zahlreich, daß es vielleicht nicht einmahl zweckmäßig wäre, ſie alle in die Grammatik aufzunehmen; ein Theſaurus der Sprache müßte aber alle dieſe Wörter mit ihrer richtigen Schreibung enthalten.

Obwohl ich ſchon zu lange bei dieſem erſten Abſchnitte der Grammatik verweile, kann ich doch eine Bemerkung über die §. 83, d. a. (gr. S. 52.) aufgeſtellte Regel nicht unterdrücken; ich glaube, daß die dort vorgeſchriebene Uebertragung der auslautenden tönenden Aſpiration einer Wurzel auf das t eines hinzugefügten Aſſixes nicht in der Breite gelte, die ihr dort gegeben wird.

Von Krit-Affixen *) gilt die Regel unbedenklich; bei Taddhita-Affixen bezweifle ich sie; es gründet sich wenigstens das angeführte Beispiel pun'yalabhâ auf eine falsche Erklärung einer Stelle in Arjunas Himmelsreise: (I, 33. S. 4.)

स्वयैव प्रभया तत्र द्योतन्ते पुण्यलब्धया ।
ताराद्रूपाणि यानीह दृश्यन्ते द्युतिमन्ति वै ॥

Herr Bopp übersetzt:

„Sondern in eignem Glanz leuchtet allda, durch edler Thaten Kraft,
Was in Sternengestalt unten auf der Erde gesehen wird."

Der Sinn der Stelle ist im Ganzen von Hrn. Bopp ganz richtig aufgefaßt und es handelt sich bloß darum, wie das Wort pun'yalabdhâ grammatisch zu fassen sey. Wer die Indischen Worte unbefangen liest, wird labdha als das part. pract. pass. von labh und das Ganze als ein Beiwort von prabhayâ auffassen und erklären: sie glänzen in ihrem durch Frömmigkeit erworbenen Glanze. Nicht so Hr. Bopp; er erklärt in der Note das Wort: „durch Erlangung des Reinen, d. h. der Seligkeit, oder des Lohnes der Tugend, der guten Handlungen." Um bei der grammatischen Interpretation, die die nothwendige Grundlage jeder andern ist, stehen zu bleiben, so

*) Kridanta Affix ist ein falscher Ausdruck, weil ein solches Affix Krit heißt und ein Wort, dem ein solches Affix angefügt ist, Kridanta.

belästigt Hr. Bopp durch seine Deutung den Satz mit zwei Instrumentalen, wovon der eine vom andern abhängt. Solche Constructionen kommen zwar vor, aber selten und sind so schwerfällig, daß man sie durchaus nicht ohne eine absolute Nöthigung annehmen darf. Nun wäre weiter ein Abstractum auf tâ von Adjectiven wie puṇ'yalabh vor allen Dingen durch andre Beispiele zu belegen, ehe wir sein Vorhandenseyn in der Sprache zugeben können. Statt dessen nimmt Hr. Bopp, auf seine wenigstens höchst zweifelhafte Erklärung sich stützend, das Wort sogleich als Beispiel für eine Regel in sein Lehrbuch auf. Ich scheue mich nicht, solche Bildungen zu läugnen, und befürchte, daß Hr. Bopp vergebens die Schriftsteller durchlesen wird, um ein पुण्यकृत्ता oder gar ein सोमपाता zu entdecken.

Der Lehre von den Flexionen hat der Verfasser eine kurze Betrachtung über die Beschaffenheit der Wurzeln vorausgeschickt. Der Hauptsatz, der hier aufgestellt wird, nämlich daß alle wahren Wurzeln des Sanskrit einsylbig seyen, wird wohl keinen Widerspruch weiter erfahren; die in den Verzeichnissen vorkommenden mehrsylbigen werden alle mit Recht als abgeleitete betrachtet. Im §. 110. wird vermuthet, daß die Wurzeln, die mit ज्ज् jj, endigen und in den Verbalverzeichnissen mit ज्ज, sj, geschrieben werden, durch eine Assimilation ज्, rj in ज्ज् verwandelt haben. Diese Vermuthung scheint mir sehr gegründet, nur berührt sie ein Gebiet, welches in der Sanskrit-Grammatik sowohl als in der Grammatik der meisten andern Spra-

chen, bis jetzt unangebaut geblieben ist, ich meine die Untersuchung über die Veränderungen, die mit den Wurzeln selbst vor sich gegangen sind. Für diese Untersuchung bildet eine gründliche Erforschung der Lautverhältnisse die sicherste Grundlage, ohne die sie nur zu leicht in ein willkührliches und unfruchtbares Rathen übergehen kann; wie im Griechischen das Beispiel von Scheidius und Lennep zur Genüge gezeigt hat. Wo nicht eine Assimilation, wie in dem eben berührten Falle oder ein Uebergang eines ursprünglichen Lauts in einen später aufgekommenen, beliebter gewordenen, wie im Sanskrit der Uebergang der gutturalen Buchstaben in palatale, statt findet, stellen sich diese Veränderungen gewöhnlich als Vermehrungen am Ende dar, wie bei den Wurzeln jan, (erzeugen) khan, (graben) gam, (gehen) kram, (schreiten) shan, (geben), die aus ältern Formen mit einem schließenden â hervorgegangen zu seyn scheinen. (Vgl. Panini III, 2, 67.) Es kann nicht meine Absicht seyn, hier weiter auf diese Untersuchung einzugehen, die ohne den ganzen Vorrath von Wurzeln zu umfassen, keine für die Wissenschaft befriedigende Ergebnisse liefern kann. Auch tadle ich keineswegs den Verfasser, weil er nicht darauf eingegangen ist. Ein Lehrbuch kann nur gesicherte Resultate geben, nicht die Untersuchungen selbst anstellen; es wäre außerdem nöthig, um die älteste Gestalt der Wurzeln auszumitteln, auf die verwandten Sprachen Rücksicht zu nehmen, und zwar in einem Umfange, wodurch eine Sanskrit-Grammatik weit über die ihr vorgesteckten Gränzen hinausgetrieben werden würde.

Bei der Aufzählung der Präpositionen, die als Präfire die Bedeutung der Wurzeln vielfach modificiren, vermisse ich upari (super). Diese Präposition würde eben mit dem Rechte hier einen Platz gefunden haben, als antar (inter). Die Indischen Grammatiker zählen beide nicht zu den Upasargas, aus dem Grunde, wie ich glaube, weil beide nur selten als untrennbare Präfire eines Verbums vorkommen, und nach Art unserer Präpositionen häufiger mit einem von ihnen regierten Nomen stehen; auch gränzt ihr Begriff sehr nahe an den eines Adverbiums.

Diese Gründe werden uns aber nicht hindern, ihnen die Würde einer Präposition in einigen Fällen zuzugestehen; ich werde bei einer andern Gelegenheit Stellen beibringen, wo upari nach Art der übrigen Präpositionen mit einem Verbum zusammengesetzt ist; und da die Grammatiker selbst angeben, daß in den Vedas alle Präpositionen getrennt von einem Verbum stehen können, einige sogar als Postpositionen, so liegt es nahe zu vermuthen, daß der im Sanskrit beinahe ausschließliche Gebrauch der Präpositionen, als Präfire, welche der Bedeutung der Wurzeln eigenthümliche Modificationen geben, nicht nothwendig in der Sprache gegründet sey, sondern nur daher stamme, daß der Reichthum der Casus es überflüßig machte, zur Bezeichnung der Verhältnisse eines Nomens zu den übrigen Gliedern eines Satzes sich noch der Beihülfe der Präpositionen zu bedienen. Es hält wohl überhaupt das Aufkommen der Präpositionen mit der Abnahme der Declination gleichen Schritt; wenn in der Sprache das lebendige Gefühl für die Be-

deutung der Casus abstirbt, und die Flexion, die dem Worte angehängt ist, nicht mehr allein die Beziehungen des Nomens mit hinreichender Bestimmtheit vergegenwärtigt, so werden die Präpositionen herbeigerufen, um den Casus-Zeichen als Bundesgenossen zu dienen, und ihnen die nöthige Schärfe zu geben. Wenn man die mit dem Sanskrit verwandten Sprachen aus diesem Gesichtspuncte mit einander vergleicht, wird man dem Sanskrit hierin den Charakter der Alterthümlichkeit vor allen andern einräumen müssen; die Griechische Sprache und die Lateinische stehen ihm nach, und sind sich nicht ganz gleich, die letzte hat auch hierin einige Züge des Alterthums mehr aufbewahrt. Beiden steht das Gothische nach, obwohl nicht beträchtlich. Bei der Decomposition des Lateinischen begegnen wir im Provenzalischen und Altfranzösischen zuerst der eigenthümlichen Erscheinung, daß zwar die Präpositionen sich das Geschäft der synthetischen Casus-Bezeichnung angemaßt haben, daß aber hier noch ein Unterschied zwischen dem Nominativ und den obliquen Casus besteht, der später in den Romanischen Sprachen verschwindet *).

Wenn man die Präpositionen, deren Ursprung klar ist, betrachtet, so kommt man leicht auf die Vermuthung, daß sie ursprünglich alle aus nominalen Wörtern entstanden seyen, denen eine Flexion oder adverbiale Endung angehängt war, und da alle durch

---

*) *Raynouard*, Gramm. Romaine p. 26. Comparaison des langues de l'Europe latine p. 71.

Präpoſitionen bezeichnete Beziehungen auf räumliche Verhältniſſe ſich zurückführen laſſen, ſo müſſen wir im voraus Endungen, gleichviel ob Caſus oder adverbiale Affixe, erwarten, die wo, woher, wohin bezeichnen. Dieſes iſt auch der Fall mit allen Präpoſitionen, die einer ſpätern Sprachperiode angehören; ſo z. B. im Sanskrit mit ritê, anyatra (außer), u. a. Ich trage kein Bedenken dieſe Wörter Präpoſitionen zu nennen, denn als ſolche werden ſie in der Indiſchen Sprache gebraucht; ſie ſind aber dieſer Sprache eigenthümlich, und erſt nach der Scheidung der großen Sanskritiſchen Sprachenfamilie in einzelne Stämme entſtanden. Die Analogie fordert nun auch für die urſprünglichen, der ganzen eben genannten Claſſe von Sprachen gemeinſchaftlichen Präpoſitionen einen ähnlichen Urſprung. Aber dieſe Präpoſitionen beweiſen auch dadurch ihr hohes Alter, daß in den meiſten Fällen jede Spur ihrer urſprünglichen nominalen Natur und einer als Caſus oder adverbiales Affix erkennbaren Endung verſchwunden iſt; ich ſage, in den meiſten Fällen: denn bei upari iſt die locative Endung noch deutlich; bei einigen andern mit i endigenden Präpoſitionen darf man ſie ebenfalls vermuthen (wie bei pari); vi und antar haben den Inſtrumentalis vinâ und antarâ hinterlaſſen; und es iſt vielleicht nicht zu kühn मिथस् mithas (mutuo), als den Ablativ einer ehemals vorhandenen Präpoſition mith aufzufaſſen. (Vgl. das Althochdeutſche mit).

Wenn aber die Präpoſitionen urſprünglich Nomina geweſen ſind, die ihre wechſelnden Beziehungen durch

den Wechsel ihrer Endungen bezeichneten, so möge man zusehen, wie diese Endungen selbst wiederum Präpositionen seyn können. Denn sind die Casus-Endungen nichts als angehängte Präpositionen, so sind diese älter als die Casus, hatten selbst keine Casus-Endungen, waren also keine Romina, wenn man nicht annimmt, daß im Sanskrit die Romina überhaupt damit angefangen haben, biegungslos und starr wie Chinesische Wörter neben einander zu stehen. Die Ableitung der Casus aus angehängten Präpositionen setzt also den flexionslosen Zustand der Sprache als den ältesten voraus. Auch können alsdann die Casus erst entstanden seyn, nachdem die Romina, die nachher als Bezeichnungen räumlicher Verhältnisse, oder als Präpositionen gelten, ihrer concreten Bedeutung entkleidet und auf einen bloß abstracten Begriff zurückgeführt worden waren. Denn setzt man die Entstehung der Casus früher, so bedient man sich eines Mittels, ehe es vorhanden ist. Es wären dann die Casus ein sehr spät erworbener Vorzug der gemeinschaftlichen Stammsprache, wovon das Sanskrit so wie die verwandten Sprachen Verzweigungen sind.

Zu dieser Ansicht, scheint es, muß unser Verfasser sich bekennen, der in einer besondern Abhandlung *) sich über diesen Gegenstand verbreitet hat. Ich werde mich jedoch enthalten, hier auf diese Agglutinations-Theorie einzugehen; denn die Sache scheint mir mit

*) Abhandlungen der Berl. Academie aus dem Jahre 1826. S. 65. ff.

nichten so kurz abgethan werden zu können. Ich muß aber einige Einwendungen gegen die Art machen, wie Hr. Bopp mit den Präpositionen umgeht, deren er sich zur Erklärung des Instrumentalis des Singularis auf â und der mit bh anfangenden Endungen des Dualis und Pluralis (d. h. des Instrumentalis, Dativs und Ablativs) bedient.

Es wird angenommen, daß der Instrumentalis des Singulars aus der angehängten Präposition â (आङ्) und daß die Casus, die mit bh anfangen, aus der Präposition abhi, die ihre erste Sylbe ablegen muß, entstanden seyen. Wäre dieß wahr, so müßte es auffallen, daß man sich zur Bezeichnung des gleichen Verhältnisses nicht in allen drei Zahlen des gleichen Mittels bedient hätte. Hr. Bopp begegnet dieser Einwendung durch die Behauptung, daß „â und abhi sich in ihren Bedeutungen völlig gleich seyen, und âgachhati sey dasselbe, wie abhigachhati, nämlich accedit, adgreditur." Es ist leicht dieses zu behaupten, aber man wird durch einen solchen Machtspruch nicht überzeugt, daß zwei in ihrer Bedeutung wesentlich verschiedene Wörter sich völlig gleich seyen; in der Zusammensetzung mit gam kann diese Behauptung nur dann einigen Schein haben, wenn man die Bedeutung der Wurzel in Verbindung mit jenen beiden Präpositionen ungenau auffaßt. âgachhati bedeutet: er kommt an, langt an, abhigachhati er kommt heran, kommt hinzu; der kommende ist im ersten Falle schon an einem Orte, im zweiten Falle kann er noch tausend Meilen davon ent-

fernt seyn. Wie ist es denn mit der Voraussetzung des Hrn. Bopp vereinbar, daß âvartatê und abhivartatê so entschieden getrennte Bedeutungen haben? Man gehe die Wurzeln durch, die beide Präpositionen annehmen, und man wird finden, daß die Präposition â die Bedeutung der Wurzeln auf eine ganz andre Art bestimmt, als abhi. S. dhâ, char, u. v. a. Nur in einzelnen Fällen wird man eine scheinbare Gleichheit der Bedeutung finden. Wenn man keiner Hypothese zu Liebe die Bedeutung der beiden Präpositionen aufzufassen sucht, so bedeutet â die Bewegung bis zu einem Orte, abhi die Richtung der Bewegung nach einem Orte hin. Die erste Präposition setzt der Bewegung eine Gränze, die zweite läßt das Ziel der Bewegung unbestimmt. Da bei der ersten der terminus auf zweierlei Weise aufgefaßt werden kann, entweder vom Redenden ausgehend bis zur Gränze der Bewegung, oder von einem dem Geiste des Redenden vorschwebenden Puncte bis zu ihm selbst, so erklärt sich, warum â sowohl mit dem Accusativ als dem Ablativ stehen kann; warum ich im Sanskrit sagen kann: â dvâram, d. h. von mir an bis zur Thüre, und â dvârât, von der Thüre an bis zu mir. Diese letztere Auffassung ist die vorherrschende und wird allein von Panini I, 4, 89. gesetzt: आङ् मर्यादावचने, d. h. â bezeichnet die Gränze. Aus dieser Bedeutung geht auch diejenige hervor, die â in Zusammensetzung mit Adjectiven annehmen kann; nehmlich ein wenig, etwas, îshadarthê nach der Terminologie der Grammatiker. âpâṇḍu, heißt: etwas weiß, eigentlich beinahe weiß, bis an die

Gränze des Weißen hinreichend, ohne völlig weiß zu seyn. — Das Casus-Verhältniß, welches der Grundbedeutung der Präposition â entspricht, ist also der Ablativ; unser Verfasser deducirt (S. 77.) aber für die Präposition â eine andere Bedeutung, nehmlich die des Daran-Seyns, des Daran-Haftens, um den Instrumentalis daraus abzuleiten, welcher dann das Haften der Wirkung an der Ursache bezeichnen soll. Ich unternehme es, für jede beliebige Präposition des Sanskrit eine eben so einleuchtende Begriffs-Ableitung aufzufinden, um sie als zur Bezeichnung des Instrumentalis geeignet darzustellen, aber der Laut trifft nicht zu, und wenn man von der Hypothese ausgeht, daß die Casus aus Präpositionen entstanden sind, so mußte Hr. Bopp für den Instrumentalis des Singularis zu â seine Zuflucht nehmen, und die Bedeutung der Präposition mußte zu diesem Gebrauche verdreht werden. So ist es auch der Präposition abhi ergangen. Ich werde hierauf einen richtigen Ausspruch des Verfassers selbst anwenden: *) „Das Zusammentreffen des Lautes scheint zu solchen Ableitungen die einzige Veranlassung gegeben zu haben, und die Bedeutung wenig berücksichtigt zu seyn."

Man kommt überhaupt immer wohlfeilen Kaufs zu einer Ansicht der Thatsachen, die einer Voraussetzung zum Beweise dienen kann. Aber eben diese Wohlfeilheit darf uns veranlassen, keinen zu großen Werth auf

*) Abhandlung der Berl. Acad. aus dem Jahre 1823. S. 133.

ſolche Anſichten zu legen. Wenn man einmahl für die Caſus einen Urſprung von außen auffinden will, ſo ſehe ich nicht, warum man bei einigen ſtehen bleibt. Ich wüßte ſchon für alle Caſus-Endungen ziemlich plauſible Erklärungen auszufinden. Die Endungen des Dualis, für die Hr. Bopp keinen Urſprung angiebt, ſind aû (Nom., Acc. und Voc.) und ôs (Gen. und Loc.) U hat aber auch die Function, Disjunctionen zu bezeichnen; daher vâ (d. h. ve, vel). Eine Disjunction ſetzt aber eine Zweiheit; mithin iſt es nichts unwahrſcheinliches, daß der Vocal u unter verſchiedenen Geſtalten den Dualis bezeichnet; ôs iſt der regelmäßige Genitiv von u und âu wird den Nominativ bilden können; wir erinnern an asâu und amum; ſomit wären auch dieſe Flexionen abgeleitet.

Doch verlaſſen wir dieſes unergiebige Feld, worauf ich dem Verfaſſer nur ungern gefolgt bin. So lange er ſich innerhalb der Gränzen der hiſtoriſchen Sprachforſchung hält, begleitet man ihn mit Vergnügen und bei der Vergleichung der Caſus-Endungen im Sanskrit und den damit verwandten Sprachen *) bewährt er ſich wieder als einen ſcharfſinnigen und glücklichen Forſcher. Auch

*) Man hat für dieſe Sprachen verſchiedene Benennungen erſonnen, die alle entweder unhiſtoriſch ſind, wie japhetiſch, kaukaſiſch, oder durch ihre Zuſammenſetzung unbequem, wie Indo-Germaniſch; was dazu noch zu wenig ausſagt, und leicht einen falſchen Begriff giebt. Da der gemeinſchaftliche Name des Volks, welches ſich von Einem Mittelpuncte aus über ſo ungeheuere Erdſtrecken ausge-

kann ich ſeine genaue und ſyſtematiſche Darſtellung der Altindiſchen Caſusbildung nicht genug rühmen. Die Nachweiſung, daß das Guna bei dem Formenwechſel des Feminins auch als Verſtärkung der ſchwächern Endungen (matayê und matyâi) auftritt, iſt einleuchtend, vor dem Verfaſſer aber nicht vorgetragen worden. Ich habe bei der ganzen Darſtellung nur eine Bemerkung zu machen, und zwar wieder gegen eine Hypotheſe. Der Verfaſſer vermuthet mit Recht, daß der Inſtrumentalis des Pluralis erſter Declination urſprünglich die Endung bhis gehabt habe; er leitet aber die gebräuchliche Form âis von âbhis ab. Eine Vermuthung

---

dehnt hat, daß in ihren Verzweigungen dieſelbe Sprache Europa beinahe ganz ausfüllt, in Amerika als die der Herrſcher gebietet, in ihrer Aſiatiſchen Heimath noch einen Theil der ſchönſten Länder inne hat, auch in Auſtralien und Afrika ſich feſtgeſetzt und neue Eroberungen erwarten darf; — da dieſer Name ſich nicht mehr nachweiſen läßt, ſo ſchlage ich vor, den zu wählen, der von mehrern Stämmen dieſes Volkes wirklich gebraucht worden iſt. Die Inder und die Altperſiſchen Völker nannten ſich mit demſelben Namen, dem der **Arier**, der auch bei den kriegeriſchen Deutſchen ſeiner **ehrenden** Bedeutung nicht unwürdig erſcheint: Tacit. Germ. XLIII: Ceterum Arii ſuper vires, quibus enumeratos paullo ante populos antecedunt, truces, insitae feritati arte et tempore lenocinantur: nigra scuta; tincta corpora; atras ad proelia noctes legunt: ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus, terrorem inferunt, nullo hostium sustinente novum ac velut infernum adspectum.

ist aber hier unzulässig, da eine sichere Nachweisung vorliegt. Die älteste Form lautete êbhis, nicht âbhis; so kommt sie in den gedruckten Upanishads häufig genug vor. Sie wäre auch aus Panini VII, 1, 10. zu ersehen gewesen, und der folgende Casus (sivêbhjas) führt von selbst auf die Umwandlung des a in ê. Diese Umwandlung erklärt sich am leichtesten aus dem Einflusse des folgenden i und y auf den Endvocal des Thema, obwohl der Verfasser irgendwo mit Recht bemerkt, daß diese Erklärung nicht überall im Sanskrit angebracht werden kann.

Diese Abstumpfung der Endung des Instrum. Plur. wobei grade der bezeichnendste Buchstabe (bh) verloh-ren geht, ist im Sanskrit nicht über die erste Declination hinausgegangen; es wäre aber zu verwundern, wenn sich nicht Spuren davon erhalten hätten, daß auch die andern Declinationen von dieser Verunstaltung bedroht waren. Ich finde in der That, daß nadyâis statt nadibhis (Panini VII, 1, 10.) als eine Nebenform aus den Vedas angeführt wird.

Es könnte auffallen, das solche Formen, die als Verderbnisse einen spätern Ursprung verrathen, grade nur in den Schriften sich vorfinden, die wir als die ältesten im Sanskrit erhaltenen zu betrachten gewöhnt sind. Die Kritik der Vedaterte ist noch gar nicht versucht worden, und es ist schwer, ohne im Besitz eines beträchtlichen Stücks der Originale zu seyn, über die von den Grammatikern erwähnten Anomalien des alten Dialects ein Urtheil zu fällen. Da die spätesten Schriftsteller in den grammatischen Formen, deren sie sich

bedienen, keine Spuren ſolcher Anomalien zeigen, ſo dürfen wir aus ihnen nicht auf ein ſpäteres Abfaſſen der Stellen ſchließen, worin ſie vorkommen; die Regelmäßigkeit der ſpäteren Sprache erklärt ſich aus der Einwirkung der ausgebildeten Grammatik; das höchſt beſchränkte Vorkommen von Anomalien in der epiſchen und gnomiſchen Poeſie wahrſcheinlich aus der Diaſkeuaſe *), der ſie unterworfen worden iſt. Daß in den Vedas neben Formen, die das Gepräge eines höhern Alterthums an ſich tragen, als die in der claſſiſchen

*) Ich habe mich der Kürze wegen dieſes Ausdrucks bedient, weil ich allerdings glaube, daß die Indiſchen Gelehrten, welche die älteſten uns erhaltenen Ausgaben der Epiſchen Gedichte commentirten, auch eine Reviſion des Textes vorgenommen haben. Da ſie jedoch gewiſſe Licenzen der ältern Sprache (wie die Weglaſſung des einfachen Augments und den freiern Gebrauch der gerundialen Affixe tvâ und ya) zugelaſſen, und Wörter nicht verdrängt haben, deren Deutung ſie ſelbſt nicht mehr zu geben vermochten, ſo könnte es überhaupt bezweifelt werden, daß ältere Formen von ihnen ausgemerzt worden ſind. Es giebt aber eine Sprachverjüngung, welcher Epiſche Geſänge, ſo lange ſie unter einem Volke lebendig von Munde zu Munde gehen, nicht entzogen werden können. Dieſe kann nur uneigentlich eine Diaſkeuaſe genannt werden; denn bei ihr walten weder beſtimmte Grundſätze der Kritik, noch die entſchiedene Abſicht, die Sprache auf einer gleichmäßigen Stufe des grammatiſchen Baues feſtzuhalten. Jeder folgende Rhapſode ſetzt unwillkührlich die zu ſeiner Zeit geltenden Sprachformen an die Stelle

Sanskritſprache geltenden, auch andre vorkommen, von denen das Gegentheil behauptet werden muß, dieſes erklärt ſich wohl daraus, daß das geheiligtere Anſehen dieſer Schriften ſie vor den Eingriffen der Kritiker geſchützt hat, und in der Sammlung, die wir unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Vedas begreifen, Stücke aus verſchiedenen Zeitaltern neben einander ſtehen.

Die Unregelmäßigkeiten der Declination, die aus den Vedas angeführt werden, beſchränken ſich auf ſehr weniges. Das für die Sprachengeſchichte wichtigſte möchte wohl die Form des Nom., Acc. und Voc. Neutr. erſter Declin. â für âni ſeyn *); eine ähnliche Abſtumpfung der Endung zeigt ſich in dieſem Caſus im Griechiſchen und Lateiniſchen. Von dem Nom. und Accuſ. des Dualis der Mascul. auf a kommt eine abgekürzte Form auf â für âu vor **); dieſer Form entſpricht genau nach den Geſetzen der Lautübergänge die Griechiſche Endung

---

von ältern, und dieſe Sprachverjüngung kann auch nach der ſchriftlichen Aufzeichnung der Gedichte fortgehen. Eine ſolche unabſichtliche und unwillkührliche Sprachverjüngung habe ich vorzüglich im Auge gehabt. Der Text des Nibelungen-Liedes liefert ein völlig analoges Beiſpiel.

*) Pan. VI, 1, 70. शेश्छन्दसि बहुलं. Beiſpiele yâ vanâ, welche Wälder; yâ xêtrâ, welche Felder, für yâni vanâni, etc.

**) Mund. Upan. p. 6. cap. III. init. dvâ suparn'â, zwei Vögel. Vielleicht iſt dieſe Abkürzung auch bei den übrigen Declinationen zuläßig geweſen: ubhâ yantârâ, beide Wagenlenker, ſteht Pan. VII, 1, 39.

ω des Nom. und Acc. Dualis der Wörter auf ος. Der instr. sing. pravâhuvâ für pravâhumâ ist nach der Analogie des Dativs durch die Einwirkung des Endvocals des Thema gebildet, und kann auch zum Beweise dienen, daß das n, welches so häufig zwischen die vocalischen Flexionen und die radicalen Endvocale der Wörter tritt, nur ein Mittel der Bindung ohne eigene Bedeutung ist. Bei dem Neutrum der zweiten Declination unterscheiden sich durch die Dazwischenkunft dieses n in vielen Casus die Endungen von denen den Masculins. Es läßt sich vermuthen, daß hier die Sprache geschwankt habe zwischen einer Unterscheidung beider Geschlechter durch ihre Flexion und ihrer Gleichstellung, die sonst vorherrscht. Wirklich führt auch Paninis oder eigentlich sein Scholiast *) an, daß die Neutra wie die Masculina flectirt werden können. Die Allgemeinheit dieser Bemerkung werden wir aber ohne Zweifel durch Ausschließung des Nom. Accus. und Vocativs beschränken müssen.

Die Unterscheidung, die Hr. Bopp zwischen starken und schwachen Casus macht, ist gewiß in der Sprache gegründet und für die Erlernung der Declinationen von practischem Nutzen. Wir billigen also durchaus, daß sie in die Grammatik aufgenommen oder eigentlich hergestellt worden ist; denn sie ist schon von den Indischen Grammatikern gemacht; ihre Eintheilung der Flexionen

---

*) छन्दसि नपुंसकस्य पुम्वद्भावो वक्तव्यः। मधोर्गृह्णामि। मधोस्तृप्ता इवासते॥

in aut (nom. u. acc. sing. u. dual. und nom. plur.) und âs (die übrigen Casus zusammengenommen mit Ausnahme des acc. plur. dem ein besonderer Name gegeben wird) haben keinen andern Zweck, als dieselbe Unterscheidung zu bezeichnen.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Declinationen alle durchzugehen, um anzumerken, welche Anomalien besonderer Wörter nicht angegeben worden sind; wegen ihres häufigeren Vorkommens wollen wir den Verfasser nur darauf aufmerksam machen, daß er die Feminina nicht angegeben hat, die den Vocativ Singul. auf ă statt ê bilden: nämlich ambâ, akkâ, allâ; von diesen ist das erste Wort nicht selten.

Um auch zum Pronomen einige Mittheilungen aus den Alterthümern der Sprache zu liefern, bemerken wir, daß die Pronomina zweiter und erster Person in den Vedas ihre Nominative im Plural aus demselben Stamme mit den übrigen Casus bilden können und zwar nach der Pronominal-Declination: yushmê, asmê (Pan. VII, 1, 39.); Formen, die auch deswegen bemerkenswerth sind, weil im Griechischen der Nominativ des Plurals der entsprechenden Pronomina ebenfalls aus demselben Thema mit den übrigen Casus hervorgeht, obwohl nicht nach der zweiten, sondern nach der dritten Declination gebildet (ὑμεῖς, ἡμεῖς, Dor. ὑμέες, ἁμέες.)

Die Darstellung des Verbums hat in der Lateinischen Bearbeitung dieser Grammatik einige wichtige Berichtigungen erhalten, und zeichnet sich vor der Deutschen Ausgabe namentlich durch die größere Consequenz aus, womit die jedem Tempus zu Grunde liegenden

allgemeinen Bildungs-Geſetze in ihren durch die verſchiedenen Conjugationen modificirten Erſcheinungen nachgewieſen werden. Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Darſtellungsweiſe der ganzen Lehre mehr innere Haltung giebt, und eine leichtere Ueberſicht des ziemlich verwickelten Sanskritiſchen Verbalſyſtems gewährt. Die Eintheilung der Flexionen des Verbums in leichte und ſchwere (§. 300. a,) iſt dem Verfaſſer eigenthümlich und, wie er mit Recht bemerkt, von groſser Wichtigkeit. Für die Einſicht in den Zuſammenhang der Tempora halte ich auch die Nachweiſung wichtig, daß der Precativ in ſeiner Bildung mit dem Potentialis übereinſtimmt, aber die Claſſen-Unterſchiede der Conjugationen unberückſichtigt läſst. Die Eintheilung der zehn Verbal-Claſſen in vier Conjugationen ſtellt die Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit der Formationen in ein helleres Licht und da der Verfaſſer die Eintheilung in die von den Indiſchen Grammatikern angenommenen zehn Claſſen als eine untergeordnete beibehält, ſo kann für den Gebrauch der Indiſchen Wurzelverzeichniſſe kein weſentlicher Nachtheil aus der neuen Eintheilung entſtehen.

Nachdem ich dieſe lobenswerthen Eigenſchaften bei der Behandlung des Verbums in dem vorliegenden Lehrbuche ausgezeichnet habe, will ich zu der andern Seite meines übernommenen Amtes übergehen und dasjenige hervorheben, dem ich entweder nicht unbedingt oder gar nicht beiſtimmen kann. Ich hatte mir vorgenommen, zuerſt gegen die hier wiederkehrende Agglutinationstheorie zu ſprechen; da ich aber weiß, daß Herr v. Schlegel über dieſen Punct reden wird, ſo will ich mir gern

ein freiwilliges Stillschweigen über eine Materie auflegen, die es wohl verdient, von seiner überlegenen Hand behandelt zu werden. Ich will also bloß berichten, daß nach Herrn Bopp's Ansicht die charakteristischen Buchstaben der Personal-Endungen eigentlich angehängte Pronomina sind, und daß der Ursprung vieler Tempora in dem einverleibten Verbum substantivum (as) gesucht wird *). Dieses Wort spielt überhaupt in dem vorliegenden Buche die Rolle des alten Ueberall- und-nirgends und verwandelt sich auf proteische Weise in die verschiedensten Gestalten. Obwohl nun die Zubereitungen, unter welchen Hr. Bopp das Wörtlein as auftischt, mir selten besonders schmackhaft vorkommen, so will ich ihm doch aus Dankbarkeit für seine sonstigen verdienstvollen Bestrebungen eine ihm unbekannte Form dieses Verbums nachweisen, mit welcher ich zwar nicht viel anzufangen wüßte, ohne deshalb behaupten zu wollen, daß sie nicht von andern zu den unerwartetsten Ableitungen benutzt werden könnte. Diese Form ist âs (für âst), die dritte Person Sing. des Imperf. Act. (Panini VII, 3, 97.) **) Die Kürze der Form macht sie zu Ableitungen sehr geschickt, wie für Wortvergleichungen keine Wörter so brauchbar sind, als die kurzen Chine-

*) Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich hiemit keinen Einspruch gegen die von selbst einleuchtende Zusammensetzung des futur I. und perfect. periphrast. mit Formen des verbi substantiv. gemacht wissen will.

**) Vgl. die Dorische Form für die dritte Person sing. imperf. bei Buttmann, I, p. 552.

fischen, weil man bloß einen Vocal nicht zu berücksichtigen und einen Consonanten in einen andern zu verwandeln braucht, um nach Belieben Finnisch, Koptisch, und Irokesisch daraus zu machen. Den Gipfel der Agglutinationstheorie erreichen wir aber in der Ableitung des einfachen Augments vom a privativum. Unter allen wunderlichen Eigenschaften, womit man die urweltlichen Menschen begabt hat, ist diese Logik die merkwürdigste, daß sie statt zu sagen: ich sah, gesagt haben: ich sehe nicht. Auf die Pädagogik angewandt würde diese Verfahrungs-Art so ausgedrückt werden müssen: Fange die Erziehung deiner Kinder damit an, ihnen den Kopf abzuschlagen. Ein Verbum wird erst um seine Bedeutung gebracht, um alsdann eine neue Form daraus bilden zu können.

In der Erklärung der Namen Atmanê-padam und Parasmai-padam, die der Verfasser für das Activ und Medium beibehält, nimmt er das Wort pada in seiner gewöhnlichen Bedeutung, und übersetzt es mit locus; was hier gewiß nicht an seiner Stelle ist. Beide Benennungen gehen wie natürlich von Grammatikern aus, und es fragt sich vor allen Dingen, in welchem Sinne sie sich des Worts pada bedienen. पद, pada, bedeutet bei ihnen eine mit Flexionen versehene Verbal-Wurzel; ich sehe nicht ab, was uns hindert, eben diese Bedeutung bei den Benennungen Atmanêpadam und Parasmaipadam für die reflexive und transitive Form des Verbums anzunehmen.

Der Verfasser macht fünf Modi: Indicativ, Potentialis, Imperativ, Precativ und Conditionalis. Die

Indiſchen Grammatiker ſind gar nicht zum Begriff eines Modus gekommen, eben weil in ihrer Sprache die modalen Verhältniſſe des Verbums zu keiner feſten Entwickelung gelangt ſind. Der Grund hievon liegt ohne Zweifel in der eigenthümlichen Richtung, die der Periodenbau des Sanskrit genommen hat. Genug wir ſind, wenn wir die zehn Formen des Indiſchen Verbums nach Modi ordnen wollen, auf uns ſelbſt verwieſen. Da, wie ich oben bemerkt habe, der Conditionalis und Precativ ſo äußerſt ſelten vorkommen, daß es ſchwer ſeyn wird, aus vorhandenen Stellen uns einen feſten Begriff über ihre Bedeutung zu bilden, ſo würde ich vorziehen, lediglich von der Form auszugehen. Aus dieſem Geſichtspuncte ordnet ſich der Conditionalis unter den Indicativ, der Precativ unter den Potentialis als Aoriſt dieſes Modus. Der Conditionalis iſt eine der Altindiſchen Sprache eigenthümliche Verbalform und offenbar nach der Analogie des Imperfectums aus dem Futurum II. gebildet; er verhält ſich zu dieſem grade wie das Imperfectum zum Präſens, und verſetzt die zukünftige Handlung im Geiſte des Redenden in die Vergangenheit. Conditionalis hat ihn Wilkins wahrſcheinlich genannt, weil er in der Regel mit der conditionalen Partikel yadi verbunden wird und in einem conditionalen Satze ſeine Stelle findet; ſo wenigſtens in den Beiſpielen, die von Indiſchen Grammatikern angeführt werden. Doch iſt dieſe Regel nicht ſtreng beobachtet worden und er ſteht im Nachſatze, ohne im Vorderſatze vorhergegangen zu ſeyn. Beiſpiele finden ſich Draupadi pramâtha V. 19. Manu VII, 20. In dieſen

Stellen geht kein Conditionalis im Vordersatze vorher, sondern in der ersten ein Futur. I., in der zweiten ein Potentialis; der Conditionalis ist in beiden Stellen nicht conditional, sondern correlativ.

Wenn man das Futurum I und den Conditionalis als eigenthümlich Sanskritische Formen abzieht, so bleiben acht Verbalformen, nämlich fünf indicativische: das Präsens, die drei Präterita, und das Futurum II; zwei optativische und eine imperative Form; für alle diese kann man in dem weit vollständiger ausgebildeten Griechischen Verbalsystem entsprechende Bildungen nachweisen. Sind nun die im Indischen fehlenden Formen im Griechischen eine unabhängige Erweiterung des ursprünglichen Systems, oder sind sie im Sanskrit vorhanden gewesen, aber später aufgegeben worden? Diese Frage, auf die unser Verfasser in seinen sprachvergleichenden Abhandlungen noch nicht eingegangen ist, muß wohl zu Gunsten der ersten Voraussetzung beantwortet werden, weil diese überzähligen Formationen ihrer grammatischen Form (nicht der Bedeutung) nach, der Hellenischen Sprache eigenthümlich sind, und keine Schwierigkeit in dieser Annahme liegt. Die Analogie, wonach der Optativ und Imperativ vervollständigt worden, war in der gemeinschaftlichen Ursprache schon vorhanden, aber nur ein so feiner und das Labyrinth der Gedankenbeziehungen so klar überschauender Geist, als der Griechische, hat die vorhandenen Keime zu pflegen und zu entwickeln gewußt. Ich will jedoch keineswegs läugnen, daß einige Anfänge dieser weiteren Entwickelung schon jenseits der Sprachtrennung liegen können; die Spuren, die

davon im Sanskrit vorkommen, können freilich eben so gut nach der Trennung entstanden seyn; von demselben Puncte ausgehend, konnten beide Sprachen, auch getrennt und nicht von einander wissend, eine Strecke Weges neben einander einherwandeln. Daß die Indischen Grammatiker für diese werdenden Formen, die in der Wiege gestorben sind, keinen rechten Platz in ihrem System zu finden wußten, ist nicht zu verwundern; auch nicht, daß solche Formen mit keinem klaren Bewußtseyn ihrer Bedeutung aufgefaßt worden.

Herr Bopp hat schon bemerkt *), daß unter den Bildungen des Aoristes eine ist, die mit dem Griechischen Plusquamperfectum übereinstimmt. Ich habe anderswo in einigen Formen einen Imperativ **) des Futurums vermuthet. In nêshatu, erklärt durch nayatu (Panini

*) Siehe Annals of Or. Lit. I. p. 56.

Ein Einwurf gegen die Vergleichung beider Formen läßt sich daraus hernehmen, daß im Griechischen das Plusquamperfectum durchaus an das Perfectum sich anschließt; im Indischen aber die Reduplications-Sylbe nicht mit der Reduplication des Perfectums zusammentrifft: adudruvam und dudrâva. Es herrscht sogar im Sanskrit das Princip vor, der Reduplications-Sylbe des Aoristes einen langen Vocal zu geben. Eine Vermittelung wird vielleicht möglich, wenn man die aus den Vedas angeführte Nebenform des Perfectums mit ähnlicher Reduplication berücksichtigt. Pan. VI, 1, 7. tûtâva, dâdhâra, tûtujâna, (Partic.) mîmahâna.

**) De Pentap. Indic. p. 88. Die aus dem Râmây. citirte Stelle findet sich I, XXIX, 25.

III, 1, 85.) haben wir den Anfang eines Imperativs vom Aoriſt. Vom Potentialis kommen auch einige Spuren einer weiteren Entwickelung vor: tarushêma = tarêma (Pan. a. e. O.) iſt eine zu anomale Form, um viel darauf zu bauen; die Formen: sthêyam, vidêyam, ruhêyam, çakêyam, (Pan. passim) könnten als Ueberreſte eines Zuſtandes betrachtet werden, wo die Claſſenunterſchiede der Verba noch nicht feſtgeſetzt waren; aber gamêyam, dṛiçêyam, vôchêma, vorzüglich das letztere, möchten dem Aoriſt angehören. Spuren einer dem Griechiſchen Conjunctiv entſprechenden Formation ſind bis jetzt keine im Indiſchen nachgewieſen worden. Ich glaube eine gefunden zu haben. Das Princip der Bildung des Griechiſchen Conjunctivs iſt bekanntlich erſtens die Verlängerung des Vocals, der im Indicativ die Flexion mit dem Thema verbindet; daher ſind dem Conjunctiv ω und η eigenthümlich; beiden Vocalen entſpricht das Indiſche lange ā (आ). Es richtet ſich zweitens der Griechiſche Conjunctiv in ſeinen Endungen nach der Claſſe der Haupttempora, wogegen der Optativ ſich an die hiſtoriſchen anſchließt *). Es würde alſo ein Indiſcher Conjunctiv die Endungen des Präſens mit einem verlängerten

*) Siehe Buttm. ausführl. Griech. Gramm. I, 357. 357. Herr Bopp macht mit Recht dieſelbe Eintheilung für die Indiſchen Temporal-Formen geltend §. 302. Die Eintheilung iſt aber ſchon von den Indiſchen Grammatikern gemacht. Alle Tempora, die mit den Conſonanten L—t bezeichnet werden, ſind nach dem Princip der Haupttempora, die mit L—ṅ nach dem der hiſtoriſchen gebildet.

Bindevocal (â) haben müſſen. Dieſe Form erſcheint wirklich unter den zum eigenthümlichen Veda-Tempus Lêṫ von den Grammatikern gezählten Formen: patâti, vapâti *). Im Medium erſcheinen die Formen mantrayâithê, mantrayâite (dual.), die aus einer Verſtärkung des der Endung vorhergehenden ê zu erklären ſind. Im Paſſiv erſcheint neben der Verlängerung des Bindevocals a in â auch eine gleichzeitige Verſtärkung der Endung: grihyântâi, uchyântâi. In wie fern aus dieſen Elementen vollſtändige Tempora noch nachweislich ſind, wage ich nicht zu beſtimmen. In den Conjugationen, die keinen Bindevocal a annehmen, muß dieſe Form, wenn ſie vorkommt, eine eigenthümliche Geſtaltung zeigen. Auch will ich keineswegs behaupten, daß der Gebrauch dieſer Formen dem des Griechiſchen Conjunctivs entſpricht; es iſt hier nur von dem rein formalen Bildungs-Princip die Rede.

Der Verfaſſer hat vielen Fleiß darauf verwendet, die Entwickelung der Endungen des Mediums aus denen des Activs nachzuweiſen, und ſich in einigen Fällen der Vergleichung des Griechiſchen mit Glück bedient, um aus der gemeinſchaftlichen Analogie ältere Formen der Flexionen auszumitteln. Eine ſtreng durchgeführte Ableitung des Mediums aus dem Activ läßt ſich jedoch nicht auf-

---

Wir erhalten alſo folgende zwei Reihen:

1. Laṫ Präſ. Liṫ Perf. Luṫ Fut. I. Liṫ Fut. II. Leṫ (Veda-Tempus) Loṫ Imperativ.
2. Lang Imperf. Ling Optativ d. h. Potentialis und Precativ. Lung Aoriſt. Lring Conditionalis.

*) Pan. III, 4, 94. fgd.

ſtellen, und wenn man ſie auch in allen einzelnen Formen poſtuliren will, ſo ſehe ich kaum ein, wie der Charakter der zweiten Perſ. Plur. des Mediums dhv mit dem t und th des Activs in ein einigermaßen wahrſcheinliches Verhältniß der Ableitung zuſammenzubringen ſey. Auch die von Panini angegebenen ältern Formen dieſer Perſon (VII, 1, 42. ff.) laſſen keine genügende Vermuthung zu. Die Sprache ſpottet in dieſer Form jedes Verſuchs auch einer nur äußerlichen Ableitung, ſo wie die ganze zweite Perſon in ihrem Wechſel der charakteriſtiſchen Buchſtaben dem agglutinirenden Grammatiker ein Stein des Anſtoßes ſeyn muß. Der vergleichenden Sprachkunde will ich jedoch mit nichten das Recht abſtreiten, die durch weite Trennung in Raum und Zeit entſtandenen Abweichungen von der gemeinſchaftlichen Urgeſtalt auf ihre Wurzel zurückzuführen und den Typus wieder aufzufinden, aus dem ſie alle hervorgegangen ſind. Auf dieſem Felde finden wir in der Regel an dem Verfaſſer einen umſichtigen und gewandten Führer, nur würde er, glaube ich, auch hier beſſer thun, die Beiträge nicht zu verſchmähen, die trotz Wilkins und Forſter noch in den Original-Grammatiken verborgen liegen. In dem vorliegenden Falle würde er z. B. eine Angabe gefunden haben, durch welche die 1. pers. plur. praes. im Activ u. Medium ſich näher bringen laſſen. Es iſt dieſes masi *)

*) Pan. VII, 1, 46. इद्धो मसि ॥ Beiſpiele:

दीधयामसि, जम्भयामसि, वासयामसि, स्मसि,

Obwohl ich keineswegs der Meinung bin, daß alle aus

für das Activ, woraus für das Medium mase hervorgehen würde. Die Sprache zeigt zwar hiefür mahê, welches aber nach einer schon oben erwähnten Analogie daß dh in h geschwächt wird, aus madhê entstanden seyn kann. Der Verfasser ist durch das Griechische auf eine ähnliche Vermuthung geführt worden. Welchen Grund der Wechsel von s und dh habe, ist freilich ein Räthsel, hier sowohl wie zwischen der zweiten Person des Sing. und Plur. des Mediums. Wollte man aus der Dorischen Form der ersten Person Plur. Med. — μεσθα annehmen, daß ein s aus der angenommenen Endung madhê ausgefallen wäre, so widerspricht der Umstand, daß die Verbindung ध्स, sdh, im Indischen Lautsystem eine ungebräuchliche ist; das dh steht fest, weil die Griechischen adspirirten Buchstaben Θ und Φ in der Regel den Indischen weichen Adspiraten DH und BH, nicht den harten TH und PH entsprechen. Die Vermuthung, daß — madhê für — masdhê und dieses für — masthê stünde, ist also unzulässig. Diese

---

den Vedas angeführten Formen die ältern seyn müssen, so spricht doch die Analogie zu Gunsten dieser Form der ersten Person des Pluralis; masi verhält sich einigermaßen zum Singular mi, wie anti zu ti; bei der 3ten Person versinnlicht n den Pluralis, bei der ersten hat as dieses Geschäft; i dient zur Hinzeigung auf die energische Gegenwart des Präsens und ihm scheint ein Gefühl seiner demonstrativen Bedeutsamkeit zu Grunde zu liegen, woraus auch der Pronominal-Stamm i (id-am, imê u. s. w.) hervorgegangen ist.

Dunkelheit ſchwebt auch über dem Verhältniß, worin die Endungen der zweiten Perſon des Plur. Med. dhvê und dhvam zu der Griechiſchen — σθε ſtehen.

Nachdem wir hervorgehoben haben, daß der Verfaſſer für den Optativ den Vocal i als weſentlich charakteriſtiſches Bildungselement nachweiſt, und mit Genauigkeit die Fälle beſtimmt, wo die Verbalthemata verſtärkte Formen und wo ſie die primitiven erfordern, ſind wir genöthigt bei einer etwas kühnen Vermuthung zu verweilen, die §. 316 aufgeſtellt wird, welcher wir aber keineswegs eine ihrer Kühnheit entſprechende Wahrſcheinlichkeit zugeſtehen können. Aus der zweiten Perſon sing. imper. act. der 9ten Claſſe âna für nihi (z. B. açâna für açnihi) wird ſofort vermuthet, daß es in der Sprache eine ganze vollſtändige Conjugation auf âna gegeben habe. Es iſt zwar ſicher, daß die Sprache von den nicht gunirten Conjugationen ausgegangen iſt und der älteſten Periode gehören wohl die zweite und ſechſte Claſſe an, deren Unterſchied darin beſteht, daß die Flexionen in jener ohne, in dieſer durch einen Bindevocal an das Thema ſich anknüpfen. Die Erweiterung durch Guna erſcheint in der zweiten Claſſe noch ſehr beſchränkt. Als Entwickelungen der zweiten Claſſe ſind die dritte, wo das Thema reduplicirt wird, die achte, wo u, und die fünfte, wo nu an das Thema und vor die Endungen tritt, die neunte, wo nî das Thema verſtärkt, endlich die ſiebente, wo ein Naſal dem Thema einverleibt wird, zu betrachten. Alle dieſe Claſſen behalten das Princip ihrer Grundform bei, die Endungen ohne Bindevocal anzuknüpfen, auch ſtimmen

sie mit ihr in der Gunirung überein. Aus der sechsten geht die erste hervor, durch die durchgeführte Gunirung; sie hat am weitesten um sich gegriffen, weil sie als die leichteste erscheint; die vierte fügt ein y an das Thema und giebt ihm dadurch die Verstärkung, die in der ersten durch das Guna des Vocals hervorgebracht wurde; die zehnte geht eigentlich eine Stufe weiter, weil sie ihre characteristische Vermehrung nicht auf das Präsens und die davon abgeleiteten Tempora beschränkt, sondern mit wenig Ausnahmen durch alle Bildungen durchführt, diese Classe gehört aber den primitiven Wurzeln nicht an und steht mit den Griechischen Verba auf άω, έω, όω auf einer Stufe. Diese drei an die sechste sich anlehnenden Classen nehmen überall den Bindevocal an. Will man weiter gehen und die zweite Classe mit der sechsten in Verbindung setzen, so muß offenbar diese aus jener abgeleitet werden. Daß dieses der Hergang gewesen, davon überzeugt man sich leicht durch die Verbalverzeichnisse, in denen ja von vielen Wurzeln angegeben wird, daß sie mehreren Classen angehören. Die Verstärkung des Thema ist rein formal und eine Bedeutung der angehängten, eingeschobenen oder vorangesetzten Sylben läßt sich nicht nachweisen; nur die vierte Classe zeigt eine entschiedene Neigung zu einer neutralen Bedeutung. Der Zufall, nicht die Bedeutung hat darüber entschieden, welche Art der Verstärkung eine Wurzel angenommen hat.

Es darf uns daher nicht befremden, weder daß dieselben Wurzeln in den verschiedenen verwandten Sprachen, nicht an dieselben Classenunterschiede gebunden

worden ſind, obwohl ſie häufig übereinſtimmen (yunkté, jungit, dagegen ζεύγνυμι; vinkté, vincit; dicati, δείκνυμι u. ſ. w.), noch daß im Sanskrit eine Periode vorhanden geweſen, wo die Claſſenunterſchiede, die für die Wurzeln angegeben werden, noch ſchwankend waren. In den Verzeichniſſen werden nur die Claſſen angegeben, die für jede Wurzel im claſſiſchen Sprachgebrauch anerkannt waren; im ältern Dialect, wie ohne Zweifel auch im gewöhnlichen Leben, werden viele Abweichungen vorgekommen ſeyn. Es ließen ſich Beiſpiele aus den Vedas leicht häufen; hier mögen einige wenige hinreichen: dâti (dat) (Pan. VII, 4, 78) zeigt ſich noch ohne Reduplication und zur zweiten Claſſe gehörig; vrâlhi, krâlhi, (2. p. sing. imp. act. S. Pan. VI, 4, 102) ſind noch ohne Erweiterung; bhêdati (findit), marati (moritur) haben verſucht ſich in der erſten Claſſe anzuſiedeln; ebenſo hanati (interficit), çayatê (jacet). Da die erſte Claſſe als die erſcheint, die die meiſten Wurzeln an ſich geriſſen, ſo iſt es kein Wunder, ſie nach einer völligen Allgemeinherrſchaft ſtreben zu ſehen.

Nun wäre es an und für ſich nicht unmöglich, daß, außer den angegebenen Verſtärkungen der Wurzeln, in einer früheren Sprachperiode auch noch andre verſucht worden wären. Es mag Zufall ſeyn, es finden ſich aber hievon keine Spuren, und wir können Hrn. Bopp's Vermuthung deshalb durchaus nicht billigen. Trotz den ausgezeichnetſten Anlagen zur Sittlichkeit und der ſtrengſten Erziehung kann der Menſch doch nicht unverrückt das ganze Leben auf der Bahn des Rechten fortwandeln; ſo geht es auch den Sprachen. Die Form âna für nihi

iſt eine kleine Sünde, die wir einer ſonſt ſo regelrechten Sprache wohl nachſehen können; am wenigſten rechtfertigen wir ſie dadurch, daß wir um die kleinere wirklich begangene Sünde zu entſchuldigen, ihr eine noch größere Schuld geben. Vielleicht läßt ſich aber ein Punct auffinden, von dem aus dieſe Unregelmäßigkeit nicht ſo groß erſcheint.

Hr. Bopp ſetzt bei der zweiten Perſ. Sing. Imper. Act. mit Recht dhi (dem Griechiſchen θι entſprechend), als die urſprüngliche Form voraus, und weiſt ihr das ſchwächere Thema an. Da dieſes bei der neunten Claſſe nî iſt, ſo wäre allerdings die regelmäßige Form nîhi geweſen. Nun zeigt aber dieſe Perſon eine Neigung ſich auch das ſtärkere Thema anzueignen; yuyôdhi ſteht neben yuyudhi, juhôdhi neben juhudhi, prîn'âhi neben prîn'îhi (Pan. III, 4, 88). Neben açnîhi darf alſo ein açnâhi vermuthet werden. Fiel hier aber hi ab, wie in der fünften (çrîn'u für çrîn'uhi), ſo erhielten wir açnâ. Dieſe Form für die zweite Perſon Sing. des Imper. Act. war aber ſo ungewöhnlich, daß ſie ſich nicht wohl erhalten konnte. Hätte man nach der Analogie des a der erſten Conjugation das â verkürzt, ſo läge die Zweideutigkeit nahe, açna für die Form einer Wurzel aç zu nehmen. Solche Zweideutigkeiten zu vermeiden, weiß eine Sprache Mittel zu erſinnen. Wurde alſo das ă der zahlreichen Verba 1ſter, 4ter, 6ter und 10ter Claſſe angenommen, die charakteriſtiſche Themaverſtärkung der neunten Claſſe umgeſetzt, nâ in ân, ſo war der Claſſenunterſchied gerettet und eine ſich gehörig ankündigende Form der zweiten Perſon Sing des Imper. gewonnen. Ich erlaube

mir alſo, die Annahme einer Conjugation auf âna für eben ſo unnöthig als unwahrſcheinlich zu halten.

Bei der 3ten Claſſe (der reduplicirenden) kann noch nachgetragen werden, daß das Geſetz, den Wurzel-Vocal in der Reduplications-Sylbe zu wiederholen, nicht immer ſo feſt gegolten habe, wie vorgetragen wird; i wird mitunter ſtatt des a gebraucht; vivakti, vivashti (Pan. II, 4, 76). In den Wurzeln, die ein ṛ́ enthalten, wird ṛ́ ohnehin durchgehends durch i reduplicirt *); und die urſprünglich auch zur dritten Claſſe gehörigen sthâ (stare) ghrâ (odorari) haben auch i angenommen: tishṭhati, jighrati. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß im Griechiſchen i durchgängig ſich feſtgeſetzt hat: δίδωμι - τίθημι - ἵστημι = dadâmi, dadhâmi, tishṭhâmi.

Es iſt mit dem I in dieſem Falle, wie in dem gleich zu erwähnenden, ergangen; es ſteht im Sanskrit beſcheiden neben dem vollern und reinern Vocal a, hat aber in einem der verwandten Dialecte ſeinen ältern Bruder verdrängt. So erſcheint es im Latein als Bindevocal bei der dritten Conjugation (vgl. gram. crit. §. 354); im Indiſchen nur bei fünf Wurzeln der zweiten Claſſe; in der erſten Indiſchen Claſſe, die der dritten Lateiniſchen

---

*) Statt a wie im Perfectum: chakâra, dadarça. Es geht die Regel aber bei der dritten Claſſe nicht durch; jagharti wird in einigen Dhâtupâṭhas angegeben und iſt die claſſiſche Form, weil jigharti als Vedaform ſteht. Pan. VII, 4, 78. Ich finde dieſe Ausnahme nirgends bemerkt.

Conjugation entſpricht, findet es ſich ausnahmsweiſe in: jvaliti, xariti, vamiti, amiti. (Pan. VII, 2, 34).

Die Formen des Aoriſts (praeteritum augmentatum multiforme nach der Terminologie unſeres Verfaſſers) ſind in eine neue Ordnung gebracht, die allerdings eine leichtere Ueberſicht gewährt, als die von Wilkins gegebene Darſtellung.

Beim Perfectum beſchränken wir uns auf folgende Bemerkungen. Für die dritte Perſ. Plur. Med. giebt Hr. Bopp die Endung irê an; die Endung iſt aber bloß rê und i Bindevocal; daß i unweſentlich iſt, geht aus Formen wie dadhrê hervor. (Pan. VI, 4, 76. aus den Vedas).

Die Verwandlung des a in ê in gewiſſen Wurzeln, bei denen dann die Reduplications-Sylbe des Perfectums wegfällt, erklärt Hr. Bopp wie uns däucht mit Recht aus dem Einfluß der Endung i und ê. Ich kann dieſe Erklärung dadurch beſtätigen, daß in den Vedas die regelrecht reduplicirte Form noch vorkommt: (Pan. VI, 4, 99) tatnirê, paptima, für: tatanirê, papatima, ſtatt der gebräuchlichen Formen: tênirê, pêtima. Bei den Wurzeln, die ein ri im Anfange, einen einfachen Conſonanten-Auslaut, und in der Reduplications-Sylbe ein â mit einem folgenden eingeſchobenen n haben, vermiſſe ich die Bemerkung, daß das Guna durch alle Flexionen durchgeht, gegen den ſonſt geltenden Wechſel von gunirten und nicht gunirten Formen. Dieſes muß wenigſtens gefolgert werden aus der Bemerkung bei Paninis, daß die nicht gunirten Formen dem ältern

Dialect angehören: ânarhus, in den Vedas ânrihus; ânarchus, in den Vedas: ânrichus *).

Babhûva (fuit) iſt deshalb merkwürdig, weil es die erſten Regungen eines Princips zeigt, welches im Griechiſchen allgemein herrſchend geworden iſt: nehmlich den Vocal der Reduplications-Sylbe von dem Vocal der Wurzel unabhängig zu machen und nur einem und demſelben Vocal die Function zu laſſen; dieſer Vocal iſt im Griechiſchen ε, dem das kurze Indiſche a häufig entſpricht. Es verdient daher bemerkt zu werden, daß in den Vedas außer babhûva noch sû ein kurzes a in der Reduplication annimmt: sasûva (Pan. VII, 4, 74.)

Bei der periphraſtiſchen Bildung des Perfectums iſt dem Verfaſſer wegen ſeiner Unbekanntſchaft mit den Indiſchen Grammatikern die Erſcheinung entgangen, daß dieſe Form der Umſchreibung verſucht hat, ſich einen weitern Kreis zu bilden. Der Aoriſt hat in mehreren Zeitwörtern dieſe Nebenform; auch vom Precativ wird ein Beiſpiel angeführt; von Aoriſt fünf, alle aus den Vedas. Der Aoriſt wird gebildet durch die Zuſammenſetzung des Aoriſtes von kri mit dem verbalen Subſtantiv auf âm, der Precativ durch daſſelbe Subſtantiv und

---

*) VI, 1, 36. अर्च । य उग्रा अर्कमानृचुः । लिटि संप्रसारणमकारलोपश्च । आनर्चुरितिलोके ॥

Iſt das räthſelhafte Perfectum ἄνωγα nach dem Princip dieſes Indiſchen Perfects gebildet?

den Precativ von kṛi. Die angeführten Beiſpiele ſind: (Pan. III, 1, 42.) abhyutsâdayâm-akar (= abhyuddasishadat), prajanayâm-akar (= prâjîjanat), chikayâm-akar (= achâishît), ramayâm-akar (= arîramat), vidâm akran (= avêdishu), pâvayâng kriyât (= pâvyât.)

Das Futurum I wird mit Recht als ein zuſammengeſetztes Tempus dargeſtellt. Allein, wenn dieſelbe Erklärung bei dem Futurum II, dem Precativ und Conditionalis verſucht wird, ſo haben wir unſern Zweifel an der Richtigkeit dieſer Ableitung ſchon oben bekannt. Auf eine weitläuftige Darſtellung unſerer Gegengründe wollen wir hier nicht eingehen. Wir kommen zunächſt zum Paſſiv. Hier macht der Verfaſſer auf eine ſelten vorkommende Form aufmerkſam, bei welcher zwar das charakteriſtiſche Kennzeichen y beibehalten wird, aber die Endungen des Activs ſtatt der medialen erſcheinen. Von dieſer Bildungs-Weiſe ſind bis jetzt nur Beiſpiele vom Potentialis und Participium gefunden worden, und es bleibt dahin geſtellt, ob ſie auch von andern Verbalformen nachzuweiſen ſeyn werden. Die vom Verfaſſer angeführten Beiſpiele ſind bis auf eines aus dem Mahâbhârata; dieſes eine iſt aus dem Râmâyan'a (II, LXIII, 21) und der Scholiaſt erklärt es dort für ein आर्ष, was wir durch altepiſche Licenz überſetzen können; dieſe Erſcheinung iſt alſo keineswegs den Indiſchen Grammatikern entgangen.

Hr. Bopp wird ohne Zweifel ſeine Belegſtellen alle kritiſch unterſucht haben. Die Thatſache will ich nicht abläugnen; nur darüber bleibt mir ein Zweifel, ob

dieſe Bildung ſo entſchieden für paſſiviſch zu erklären ſey, wie der Verfaſſer gethan hat.

Eine bloße Ueberſetzung der angeführten Stellen (ſ. Lehrgeb. §. 493 u. 597) entſcheidet nichts, da die Wahl des Ausdrucks in der fremden Sprache von unſerer Auffaſſung des Sanskrit-Wortes abhängt.

Man ſetze für befreit werden: loskommen; für vernichtet werden: zu Grunde gehen; für bewegt werdend: ſich bewegend; für geſehen werdend: erſcheinend, ſich zeigend: ſo haben wir verba neutra oder reflexiva, und keine passiva. Die vierte Verbalclaſſe hat aber grade dieſelbe Charakteriſtik mit dem Paſſiv; die Bedeutung der dazu gehörigen Wurzeln iſt vorherrſchend neutral. Wenn alſo nicht entweder in der Form etwas beſonderes hinzukommt, welches nur ein Paſſiv anzunehmen geſtattet, oder in der Conſtruction ein entſcheidendes Merkmal des Paſſivs erſcheint, ſo darf man wohl zweifeln, ob nicht die angeführten Beiſpiele ſich als Biegungen nach der vierten Claſſe erklären laſſen.

Betrachten wir einen paſſiviſchen Satz, ſo wird darin die Handlung, die von einem Subject erlitten wird, als von einem andern Subject ausgeübt gedacht. Allein dieſes Verhältniß der beiden Subjecte iſt ein grammatiſches; der Natur der Dinge gemäß iſt das ausübende Subject das handelnde, und das leidende dasjenige, auf welches als auf ein Object gewirkt wird, obgleich das leidende als grammatiſches Subject im Nominativ, das handelnde dagegen im Inſtrumentalis ſteht, es möge dieſes Caſus-Verhältniß nun durch eine

eigene Form bezeichnet oder durch eine Präpoſition umſchrieben werden. Die Verbindung des leidenden und handelnden Subjects iſt im weſentlichen dieſelbe, als die zwiſchen Subject und Object; das Object iſt aber ein grammatiſches Subject geworden. Setzen wir den paſſiviſchen Satz in einen activiſchen um — und dieſes muß bei jedem wirklich paſſiviſchen Satz geſchehen können — ſo treten beide Subjecte in ihr wahres Verhältniß.

Hienach könnte es alſo ſehr leicht ſcheinen, einen wirklich paſſiviſchen Satz zu erkennen; der Inſtrumentalis, der mit dem Paſſivum verbunden wird, würde hierüber entſcheiden. Allein es kann auch bei dem verbum neutrum ein Inſtrumentalis ſtehen, ohne daß deshalb das Verbum die Natur eines Paſſivums annimmt. Ein ſolcher Inſtrumentalis bezeichnet nicht, wie bei dem Paſſiv, das wirklich thätige und handelnde Subject, ſondern das Mittel, durch welches das leidende Subject afficirt wird. Dieſes Mittel kann aber durch eine belebtere Auffaſſung der Verhältniſſe als das eigentlich handelnde Subject vorgeſtellt werden, und ſobald die Form des Verbums nicht zu Gunſten ſeiner neutralen oder paſſiven Natur ſpricht, entſcheidet der Inſtrumentalis an und für ſich nichts. Wenn ich ſage: anaçyat vishêṇ'a, „er kam um durch Gift," ſo iſt im Deutſchen über die neutrale Natur des Verbums kein Zweifel; er könnte aber im Indiſchen eintreten, ſobald die Endung, die eine active iſt, auch dem Paſſiv gegönnt wird; warum ſollte naç nicht ebenſowohl in einer andern Form (z. B. naçati) tranſitive Bedeutung haben und daher auch paſſiviſch gebraucht werden können, als die verwandte

Lateinische Wurzel necare? — So kann umgekehrt, wenn die vierte Indische Verbal-Classe mit medialen Endungen verbunden wird, ein Zweifel entstehen, ob ein solches Verbum nicht vielmehr dem Passiv als dieser Classe angehöre. Klid ist neutral und heißt: feucht werden. Käme es im Medium vor, stünde ein Instrumentalis dabei, z. B. vârin'â, „durch Wasser," so läge es sehr nahe, die Worte klidyatê vârin'â als einen passiven Satz aufzufassen: „er wird befeuchtet vom Wasser"; wir können nämlich dem Wasser durch eine Uebertragung die Eigenschaft eines handelnden Subjects beilegen.

Ist es ferner sicher, daß in der vierten Classe von Wurzeln die neutrale Bedeutung vorwaltet, so darf es nicht auffallen, wenn Wurzeln, die in einer andern Classe mit transitiver Bedeutung gebräuchlich sind, in einer neutralen Bedeutung sich dieser Classe anreihen. Da das Bedeutsame der Affixe immer als das ursprüngliche erscheint, so darf nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthet werden, daß die vierte Classe ursprünglich nur die Form des neutralen Verbums gewesen und es ließe sich erwarten, daß grade in der ältern Periode der Sprache, in welcher die Bedeutsamkeit der Formen lebendiger und wirksamer war, Wurzeln mit den Kennzeichen und der eigenthümlichen Bedeutung dieser Classe erschienen, während sie später, wo diese Form dem neutralen Verbum nicht mehr ausschließlich eigen war, nur einer transitiven Form angehören. Da, wie im Deutschen, dieselbe Verbalwurzel unter derselben Form transitive und neutrale Bedeutung besitzen kann, (z. B. er bricht, es bricht): so darf man einer Indischen Wurzel unter

verſchiedenen Formen dieſe Zweiſeitigkeit der Bedeutung um ſo weniger abſprechen.

Ich geſtehe daher, daß ich im Allgemeinen geneigter wäre, bei den von unſerm Verfaſſer angeführten Beiſpielen anzunehmen, daß ſie als neutrale Verba zu faſſen und ausnahmsweiſe nach der vierten Claſſe conjugirt wären. Gehen wir alſo die zum Beweis herbeigezogenen Wörter durch, um zu ſehen, ob wir durch eine Eigenthümlichkeit der Form oder der Conſtruction genöthigt werden, ſie als paſſive zu nehmen.

Bei much und chhid iſt die neutrale Bedeutung eben ſo zuläßig, als die paſſive: loskommen; zerreißen, berſten, entzwei gehen. dhûyat iſt nicht nothwendig Paſſiv von dhu, wie Herr Bopp annimmt; wir können es nach der vierten Claſſe gehen laſſen und es von dhû ableiten; ſich bewegend paßt eben ſo gut in den Zuſammenhang, als: bewegt werdend. dríçyat ſpricht für das Paſſiv, weil dieſe Wurzel in den beſondern Temporalformen des Activs paç ſubſtituirt. Aber warum könnte nicht urſprünglich ein Präſens darçati vorhanden geweſen ſeyn? Die Bedeutung des angeführten Participiums dríçyat kann ſehr wohl: erſcheinend, und nicht: geſehen werdend ſeyn. Çîryat iſt nicht entſchieden die paſſive Form von çrî, die Verwandlung von rî in îr kommt auch in der vierten Claſſe vor: jîryati, senescit; ob neutrale Bedeutung in der Stelle, woraus das Wort genommen iſt, ſchicklich ſey, kann ich ohne Kenntniß des Zuſammenhanges nicht entſcheiden. Pûryat fodert durch den Zuſammenhang (Siehe Râmây. II, LXIII, 21, ed. Schl.) mehr eine paſſive

Auslegung, als eine neutrale; es steht als Epitheton von Kumbha, Gefäß; ein Gefäß füllt sich aber nicht selbst, und ich würde vorziehen zu übersetzen: ein Gefäß, welches gefüllt wird. Bhagav. Git. II, 70. steht die passive Form, aber mit neutraler Bedeutung: voll, angefüllt seyend. upâsyat ist durch Bedeutung wie durch Construction passivisch: umringt, umgeben; der Instrumentalis steht dabei als Subject in dem Sinne, wie ich ihn oben gefaßt habe, und wir können die Stelle erklären: yâh Sîtâm upâsatê, „welche die Sita umgeben;" dieses wäre ein im Sprachgebrauch des Sanskrit völlig gegründeter activer Satz. Ferner ist chîyat passiv, weil die Verlängerung von ĭ in î nur beim Passiv vorkommt, und in der Stelle (Arj. Samâg. IX, 10.) von einem wirklichen Gehäuftwerden die Rede ist. Krishyat ist aus dem Zusammenhange gerissen und ich bin zweifelhaft, ob es heißen muß: herumgezogen werdend, oder sich herumschleppend. Es ist wenigstens die Stelle von Hrn. Bopp unrichtig wiedergegeben: tathâpi, bedeutet nicht: so, sondern dem ungeachtet und steht in der Regel im Nachsatze nach einem vorhergegangenen yadyapi, wenngleich. Ich würde also übersetzen: er sah, wie er, obwohl wie von einer — — Schlange ergriffen, dennoch sich herumzog.

Es bliebe nach dieser Durchmusterung als Resultat, daß einige der angezogenen Wörter nur als passive, andere eben so gut als neutrale Verba angesehen werden können. Das Vorkommen eines Passivs mit activer Endung scheint mir also als eine altepische Licenz erwiesen zu seyn. Die Erscheinung ist allerdings

auffallend und muß aus der Verwandtſchaft des Begriffs eines neutralen Verbums mit dem eines paſſiven abgeleitet werden. Es beſtätigt ſomit dieſes Paſſiv die oben aufgeſtellte Behauptung, daß die vierte Claſſe der Indiſchen Verba anfangs die neutrale Form der Conjugation geweſen. Wie ein neutrales Verbum, wenn es kein Handeln (wie gehen), ſondern ein Leiden (wie fallen) bezeichnet, ſchon ſehr nahe an das Paſſiv gränzt, und ſein Begriff ein paſſiver wird, ſobald ein dieſes Leiden verurſachendes Subject hinzugefügt wird: ſo geht das paſſive in ein neutrales Verbum über, wenn ein ſolches Subject weggedacht und das Leiden als von keinem, oder von einem mit dem leidenden Subject identiſchen Thäter verurſacht dargeſtellt wird. Ich finde es daher bemerkenswerth, daß bei den oben beſprochenen Beiſpielen eines Paſſivs mit activen Flexionen nur ein einziges Mahl (bei upâsyat) der Inſtrumentalis des Thäters vorkommt.

Ich übergehe, was über die übrigen abgeleiteten Verba und über die Bildung der Participia geſagt wird, weil mir keine dem Verfaſſer eigenthümlichen Anſichten darin aufgeſtoßen ſind, und komme zum Infinitiv und Gerundium.

Herr Bopp erklärt den Infinitiv (tum iſt die Indiſche Form) für den Accuſativ eines Subſtantivs auf tu und behauptet ferner, daß das Gerundium auf tvâ der Inſtrumentalis eines ſolchen Subſtantivs ſey. Wenn ich der erſten Behauptung, für die Hr. Bopp an mehreren Stellen Beweiſe beizubringen bemüht geweſen iſt, gern beipflichte, ſo muß ich der zweiten widerſprechen.

Für ſeine Anſicht des Infinitivs zeugt das offenbar identiſche und ſubſtantiviſch gebildete Lateiniſche Supinum (tum-tu), ferner der Umſtand, daß in Zuſammenſetzungen das Thema des als Infinitiv gebrauchten Nomens auf tu, wie andre Subſtantive, im unflectirten Zuſtande erſcheint, wie dâtu-kâma. Entſchieden wird aber meines Erachtens die Sache dadurch, daß wir noch aus den Vedas mehrere Caſus dieſes Subſtantivs nachweiſen können *).

Der Ablativ ſteht in folgenden Beiſpielen:

â sânsthâtôh, bis zur Feſtſtellung;

â samâptôh, bis zur Vollendung;

purâ sûryasya udêtôh, vor dem Aufgehen der Sonne;

in dieſen, wie in den hier ausgelaſſenen Beiſpielen, wird der Ablativ von â oder purâ regiert.

Der Genitiv kommt vor in içvaro 'bhicharitôh, vermögend anzugreifen.

Der Dativ kommt unter zwei Formen vor, entweder unter der regelmäßigen auf ê von Wörtern auf u mit Guna des Endvocals (ô + ê = avê), oder auf aî mit demſelben Guna, welches bei dieſer Endung in den Fem. zweiter Declination ſonſt nicht ſtatt findet. Daß dieſes Subſtantiv auf tu ein Femininum ſey, geht eben aus dieſer Endung auf aî hervor. Beiſpiele ſind: sûtavê, um zu gebähren; gantavê, um zu gehen; kartavê, um zu thun; hartavê, um zu nehmen; yâtavaî, um zu gehen; anvêtavaî, um zu folgen.

---

*) Siehe Pan. III, 4, 9—17.

Es iſt zu bemerken, daß in keinem der vorkommenden Beiſpiele dieſes Subſtantiv ſchon ſo verbal geworden iſt, daß es einen Accuſativ regiert, dagegen werden andre Wörter angeführt, die nicht die gewöhnliche Form des Infinitivs haben, und doch einen Accuſativ regieren können. Es ſind die Wurzeln ſelbſt, die als Infinitive ſtehen; in der gewöhnlichen Sprache ſind nur wenige Subſtantive dieſer Art üblich, doch niemahls als Infinitive (z. B. yudh, Kampf, u. a.). Ein Beiſpiel, welches beweiſt, daß die Grammatiker dieſe Wörter richtig aufgefaßt haben, möge voran gehen: dṛiçê viçvâya sûryam *), zum vollen Anblicken die (der) Sonne. Andre ſind: vikhyê (Dativ von khyâ), um zu berichten; avagâhê, um hinabzutauchen; îçvarô vilikhah (Genit.) mächtig des Einritzens; apalupam na açaknuvan, ſie vermochten nicht das Abhauen.

Eine ganz eigenthümliche und in allen bisherigen Grammatiken des Sanskrit fehlende Form iſt die folgende auf dhyaî (ध्यै): ûhuvadhyaî, um zu opfern; çriyadhyaî, pivadhyaî, mâdayadhyaî, upacharadhyaî. Sind dieſes auch Dative einer Form auf dhî (धी)? — Man wird aber nicht umhin können, in dieſer Form den Infinitiv des Mediums zu erkennen, wenn man ſich erinnert, daß die Form des Griechiſchen Infinitivs des

*) viçvâya ſcheint auf dṛiçê bezogen werden zu müſſen. Allein kann dṛiç als nomen actionis ein andres Geſchlecht als Feminin haben? — Wäre die Stelle im Zuſammenhange angeführt, würde ſich ſicherer darüber urtheilen laſſen.

Paſſivs σθαι iſt und hier der Sibilant nach derſelben Analogie vor dem θ erſcheint, als bei der zweiten Perſon dual. und plur. med. σθον, σθε, wo im Indiſchen kein σ ſich vor dem adſpirirten Dentalbuchſtaben findet: âthê, dhvê.

Ich will letztlich noch zwei von Panini aus den Vedas nachgewieſene Infinitiv-Formen hieherſetzen, obwohl ich über ihre eigentliche Natur keine genauere Auskunft geben kann. Die eine lautet: ishyaî (rôhishyaî, um zu ſteigen; avyathishyaî, um nicht zu betrüben; die Formation erinnert an das Futurum); die zweite sê, oder mit dem Bindevocal asê: jîvasê, um zu leben.

Ich habe vorhin aus der einen Form des Dativs vom Infinitiv auf tum geſchloſſen, daß das Subſtantiv, welches im Sanskrit dem Verbalſyſtem als Infinitiv einverleibt worden iſt, weiblichen Geſchlechts geweſen. Es könnte daher ſcheinen, daß es dadurch noch wahrſcheinlicher, wo nicht völlig geſichert würde, das Gerundium auf tvâ für den Inſtrumentalis eben dieſes Subſtantivs zu halten; denn der Inſtrumentalis der Feminina auf u lautet vâ, von tu alſo tvâ. Hr. Bopp iſt dieſer Meinung noch, wie ehemals geneigt *). Hr. v. Schlegel hat ſchon **) den Einwurf dagegen gemacht, daß, wenn das Gerundium auf tvâ der Inſtrumentalis des Nomens ſeyn ſollte, wovon der Infinitiv auf tum der Accuſativ iſt, alsdann das den Endungen tvâ und tum vorhergehende ſich gleich ſeyn

*) Siehe Lehrg. S. 286.

**) Ind. Bibl. I, 126.

müßte. Er hat aber durch eine Reihe von Beiſpielen gezeigt, daß dieſes ſehr häufig nicht der Fall iſt, indem das Gerundium eine ſchwächere Form, als der Infinitiv zeigt, ſey es nun, daß der Infinitiv den Wurzelvocal gunirt (bhavitum, Gerund. bhûtvâ), oder ihn rein aufbewahrt, wo das Gerundium ihn ſchwächt (pâtum, pîtvâ)*) oder ganz ausſtößt (sthâtum, sthitvâ), oder endlich durch die Eliſion eines kurzen a einen Halbvocal auf den entſprechenden Vocal herabſetzt (yashṭ'um, ishṭ'vâ; vaktum, uktvâ.)

Mein Einwurf gegen die urſprüngliche Identität des Infinitivs und Gerundiums iſt von den älteren Formen des Gerundiums hergenommen, die ich bei Panini (VII, 1, 47 flgd.) aus den Vedas angeführt finde. Dieſe Formen ſind: tvâya und tvânam; Beiſpiele: datvâya, gatvâya; pîtvânam. Eine geſchwächtere Form iſt die auf tvînam; (z. B. ishṭ'vînam), aus der eine abgeſtumpfte Form auf tvî ſich gebildet hat: snâtvî, pîtvî. Nach eben dieſer Analogie erkläre ich die im Gebrauch ſtehen gebliebene Form auf tvâ für eine Abkürzung aus tvânam. Dieſe letztere hat nun den Anſchein eines Accuſativs von einem Subſtantiv auf tvan. Auf jeden Fall iſt es wahrſcheinlicher, daß tvânam in tvâ abgekürzt, als daß nam, man ſieht nicht warum, und gegen jede Analogie in der Sprache hinzugefügt worden. Sobald ein Caſus nicht mehr dazu gebraucht wird, die durch ihn ſonſt bezeichneten Beziehungen der Romina

*) Vgl. yumâti, yunkté.

zu vergegenwärtigen, ſondern mit einer beſtimmten Ableitungs-Sylbe verbunden zur Bezeichnung eines weſentlich verſchiedenen Begriffs geſtempelt iſt, ſo wird das Caſus-Zeichen eigentlich gleichgültig und ſogar beſchwerlich, weil wir dadurch verleitet werden können, die gewöhnliche Bedeutung des Caſus darin wiederzuſuchen. Die Abkürzung von tvânam in tvâ ſymboliſirt gleichſam den Uebergang eines urſprünglichen Subſtantivs in eine indeclinable Verbalform. Indeclinabel nenne ich das Gerundium mit Fleiß und ſehe nicht ein, was Hrn. Bopp vermocht haben kann, ſeine Vorgänger zu tadeln *), weil ſie das Gerundium indeclinabel genannt haben. Wenn er auch Recht hätte, das Gerundium als den Inſtrumentalis eines weiblichen Nomens auf tu zu nehmen, ſo iſt dieſe Nominalform doch ſonſt nicht für Feminina gebräuchlich und das Gerundium als ſolches bleibt ja doch ohne Biegung. Oder ſollen wir auch den Infinitiv declinabel nennen, weil er der Accuſativ eines urſprünglich declinabeln Nomens iſt? —

Wenn ich das Gerundium in ſeiner, wie ich glaube, ältern Form auf tvânam als einen Accuſativ gefaßt habe, ſo iſt dieſes nur, weil die Form dieſe Auffaſſung gebietet. Vergleichen wir den ſprachlichen Gebrauch dieſes Gerundiums, ſo wäre der Inſtrumentalis oder Ablativ vielleicht geeigneter geweſen, das Begriffs-Verhältniß dieſer Verbal-Form zu bezeichnen.

Die zweite Form auf tvâya ſtellt ſich als der Dativ

*) §. 63a.

eines abſtracten neutralen Nomens auf tva dar; und wirklich finde ich unter den von Panini angeführten älteren Formen des Infinitivs eine auf tvam (kartvam havih; S. III, 4, 14.) Allein dieſe hat Guna und neigt ſich hierin zur Bildung des Infinitivs; die oben angeführten Beiſpiele des Gerundiums auf tvâya zeigen dagegen Verwandtſchaft mit der üblichen Form des Gerundiums; datvâya mit datvâ; gatvâya mit gatvâ. Iſt nun die gewöhnliche Form auf tvâ die Abkürzung einer älteren auf tvâya? — Die Sylbe ya wäre dann abgefallen, wie in den Wörtern Sinhâla für Sinhâlaya, Löwenheim (Ceylon); Himâla, für Himâlaya, Schneeheim, u. a. m. — Wie wäre denn dieſe Ableitung des Gerundiums auf tvâ mit der oben verſuchten aus tvânam zu vereinigen oder welche iſt die wahrſcheinlichere von beiden? — Dieſes wage ich nicht zu beſtimmen, nur vermuthen will ich, daß es anfangs zwei in der Bedeutung nahe verwandte, in der Form verſchiedene abſtracte Nomina gegeben habe: eines auf tvan, ein Masculin 6ter Decl.; das zweite auf tva, ein Neutrum 1ſter Declination; der Accuſativ des erſten und der Dativ des zweiten ſeyen nachher abgeſtumpft, um vereint das Gerundium zu bilden. Die Kluft zwiſchen beiden Formen iſt keine unüberſteigliche; ich erinnere an dharman und dharma.

Dem ſey wie ihm wolle, ich hoffe daß die obige Auseinanderſetzung dargethan haben wird, wie unſicher es iſt, das Gerundium auf tvâ als einen Inſtrumentalis darzuſtellen; den Infinitiv mit dem Gerundium zu verbinden, ſcheint mir völlig unſtatthaft.

Ueber den Urſprung des Gerundiums auf Lyap ſchwebt noch eine große Dunkelheit und der Verfaſſer kommt ſelbſt zu keiner feſten Ueberzeugung darüber; meines Bedünkens wird man, ohne eine ältere Geſtalt dieſer Formation zu entdecken, zu keinem ſichern Ergebniß gelangen können. Eine Bemerkung über den Gebrauch der beiden Gerundialformen vermiſſe ich in dieſem Lehrbuche: daß im älteren Sprachgebrauch weder das Affix ya an die mit Präpoſitionen zuſammengeſetzten Verba gebunden iſt, noch das auf tvâ den nicht zuſammengeſetzten ausſchließlich angehört. Manus Geſetze und die epiſchen Gedichte liefern Beiſpiele genug. Zum Ueberfluß bemerkt es Panini ausdrücklich (VII, 1, 38): paridhâpayitvâ, archya.

Doch ich will hier meine Bemerkungen abbrechen. In den folgenden Abſchnitten über die Ableitung und Zuſammenſetzung der Wörter finde ich keine neuen allgemeinern Anſichten vorgetragen; der Verfaſſer hat dieſen Capiteln nur den Vorzug einer lichtvollern Anordnung geben können. Die Indiſchen Grammatiker haben dieſer Seite ihrer Sprache von jeher eine große Aufmerkſamkeit geſchenkt; der Reichthum an ableitenden Affixen und die Mannigfaltigkeit der zuſammengeſetzten Wörter foderten ſie gleichſam dazu auf. Hr. Bopp hat ſich bei den Ableitungen an ſeine Vorgänger, Forſter und Wilkins, gehalten; es wäre aber ein Irrthum zu glauben, daß dieſe beiden Engländer alles erſchöpft hätten, was in den Originalen über die Ableitungen gelehrt wird. Es kommen auch ableitende Affixe vor, die dem älteren Dialect eigenthümlich ſind; und bei den ge-

wöhnlich gebrauchten wird weit genauer bestimmt, in welchen Fällen dieses oder jenes Affix das richtige sey. Es ist bemerkenswerth, daß bei solchen Bestimmungen auch auf die Accente Rücksicht genommen wird; so scheint die Wahl der beiden gleichbedeutenden Ableitungs-Affixe für abstracte Wörter, tâ und tva, vorzüglich von dem Accent der Wörter, denen sie angefügt werden, abhängig zu seyn.

Bei der Behandlung der zusammengesetzten Wörter loben wir, daß der Verfasser seine Beispiele aus den schon gedruckten Indischen Texten genommen hat; der Schüler lernt dadurch grade solche Zusammensetzungen kennen, die ihm beim Lesen am häufigsten vorkommen und deren Verständniß ihm am unentbehrlichsten ist. Wenn der Verfasser seinen Vorgängern vorwirft, sie hätten ihre Beispiele nur aus den Originalgrammatiken genommen und ihnen mehr Aufmerksamkeit als der Sprache selbst geschenkt, so wird man ihm darin gern Recht geben; wenn er aber auch den Indischen Grammatikern Vorwürfe zu machen scheint, als ob sie vorzüglich nur ungebräuchliche und in guten Schriftstellern nie vorkommende Zusammensetzungen als Beispiele in ihre Lehrbücher aufgenommen hätten, so finde ich dieses ungerecht, und es verrückt den Standpunct, aus dem sie betrachtet werden müssen. Denn erstens sind doch wohl nicht die wenigen Schriftsteller, die Hr. Bopp aus der großen Masse der Indischen Litteratur allein seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat, die einzigen, die den Namen der guten verdienen. Zweitens müssen wir bedenken, daß grade die Zusammensetzungen, die am

häufigsten vorkommen und deren Kenntniß für uns die wichtigste ist, den Indiern so gewöhnlich waren, wie Reis-Essen, und daher, als Dinge, die auch dem Schüler nur wenig Schwierigkeit machten, keine weitläufige Erklärung erfoderten. Die praktischen Bedürfnisse eines Indischen Schülers waren andre als die eines Europäischen. Drittens ist nicht zu übersehen, daß die Indischen Grammatiker eine Seite der Sprache gekannt und berücksichtigt haben, die uns nur durch sie — theilweise auch durch einige wenige andre Werke — zugänglich ist: ich meyne die Sprache des täglichen Lebens. Eine mit so vielem Witze und so vieler Erfindungs-Gabe ausgestattete Nation wie die Indische, wird aus ihrer so bildsamen Sprache eine reiche Mannigfaltigkeit kurzer und sinnreicher Wendungen, wie sie die Bequemlichkeit des alltäglichen Lebens oder die Lebhaftigkeit eines eifrigen Gesprächs erfodert, zu bilden gewußt haben. Daß viele dieser Wendungen der Classe der zusammengesetzten Wörter angehören mußten, liegt schon in der Natur der Sache. In Schriftstellern dürfen wir solche Bildungen nur selten erwarten; wo wir sie erwarten können, in Lustspielen und volksthümlichen Mährchen, kommen häufig genug Ausdrücke vor, die wir nicht anders als aus dem täglichen Leben entlehnt auffassen können. Wenn die Grammatiker also Wörter bilden, wie ātmn u. d. gl., so denke ich, werden sie das Wort im wirklichen Gebrauch vorgefunden haben; der Ausdruck ist wahrlich nicht auffallender als das gleichbedeutende Deutsche: über Bord; wofür die Engländer in Einem Worte overboard schreiben.

Des Verfassers Ausspruch *), den er über solche Bildungen thut, ist also, um es grade herauszusagen, übereilt; man urtheilt am zuverläßigsten über das, was man nicht kennt; so ist es Hrn. Bopp mit den Indischen Grammatikern ergangen. Sie werden so wenig, wie andre Sterbliche, in ihren Ansichten untrüglich seyn; und kein Mensch wird Hrn. Bopp verargen nach redlicher Ueberzeugung von ihnen in Dingen abzuweichen, die vom Urtheil abhangen. Allein in Sachen der Erfahrung wird, wer sich mit ihren Schriften etwas vertraut gemacht hat, zögern, bevor er ihre Angaben so ohne weiteres wegwirft. Daß es noch immer der Mühe werth sey, auf ihr Studium zurückzukommen, dieses hoffe ich theilweise in den vorhergehenden Blättern gezeigt zu haben. Ich hätte aus ihren Schriften noch viel mehr vorbringen können, was in unsern Lehrbüchern bis jetzt keinen Eingang gefunden hat, und wohl einen Platz darin verdient. Ich wurde aber in meiner Auswahl durch die Richtung bestimmt, die Hr. Bopp seinem Werke vorzugsweise gegeben hat: die Etymologie der grammatischen Formen.

Diese ist theils eine historische, theils eine hypothetische. Die historische verfolgt die Sprachformen so weit

---

*) Lehrgeb. S. 325. »Die Indischen Grammatiker sind überhaupt um Bestätigung irgend einer Regel niemals verlegen, und scheinen sich in ihrer Bildung nur vor solchen zu hüten, die man in guten Schriftstellern finden könnte. Sie bilden daher auf gut Glück adhistri aus stri, atinu aus naü u. s. w.«

rückwärts als die Denkmale der Sprache und die darauf gegründeten Schlüsse erlauben; sie muß es daher als ihre erste Pflicht erkennen, sich mit den ältesten Monumenten der Sprache vertraut zu machen; diese Pflicht hat Hr. Bopp meines Erachtens vernachlässigt, und sich ohne die gehörige Ausrüstung in die Schranken gestellt. Wenn er dem ungeachtet vieles richtig geahndet hat, so gereicht ihm dieses ohne Zweifel zum Ruhme; vielleicht wäre er aber noch weiter gekommen, wenn er seine Indischen Collegen nicht von sich gestoßen hätte.

Wo die historischen Fäden ausgehen, muß die Hypothese weiter spinnen, indem sie ihr Gespinnst an die Endpuncte der vorhandenen Fäden anknüpft. Die hypothetische Etymologie der Sprachformen hat allerdings ihren Reitz. Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß sie in die Grammatik einer besondern Sprache aufgenommen werden darf; ich möchte ihr nur in einer allgemeinen vergleichenden Geschichte der Sprachen einen Platz gönnen.

Beide Arten einer Erklärung der Sprachformen sind den Indischen Grammatikern fremd und mußten ihnen fremd bleiben. Wir können hiemit nur zufrieden seyn, weil wir jetzt nicht zu befürchten haben, daß die Absicht: für etymologische Hypothesen Belege in der Sprache zu finden, sie verleitet habe, die Erscheinungen umzumodeln oder gar nicht vorhandene zu erschaffen.

Hr. Bopp hat seinen Stoff aus Forster und Wilkins geschöpft; eine Prüfung dieses Stoffes würde nicht eine Kritik seines Werkes, sondern der Werke seiner beiden Vorgänger abgegeben haben. Ich habe da-

her eine ſolche Kritik ganz aus den Augen gelaſſen. Hr. B. hat mit dieſem Stoffe gethan was ſeines Amtes war; ihn anders geordnet, wo die Sprache es ihm zu erfodern ſchien; ihn anders aufgefaßt, wo eine Beobachtung der in der Sprache waltenden Geſetze es erheiſchte. Was er von dieſer Seite her verdienſtliches geleiſtet, hoffe ich im vorhergehenden hervorgehoben zu haben; ich bin wenigſtens bemüht geweſen, nichts zu überſehen. Daß Hr. B. ſeine beiden Vorgänger hierin übertreffen, unterliegt keinem Zweifel; er iſt weit genauer als Wilkins, klarer als Forſter, kürzer als beide. Eine nachträgliche Aufzählung der einzelnen neuen Anſichten, die dem Verfaſſer eigenthümlich und nach meiner Ueberzeugung richtig ſind, würde eine kleinliche Sucht des Lobens verrathen, mit der Hr. Bopp, wie ich überzeugt bin, wenig zufrieden ſeyn dürfte; auch würde ich eine ſolche Aufzählung unbillig finden, wenn ich nicht zugleich eine Abrechnung zwiſchen Hrn. Bopp und ſeinen Indiſchen Vorgängern anſtellte. Denn unterlegen wir den algebraiſchen Formeln der Indiſchen Grammatiker ihre begriffsmäßige Geltung, ſo werden wir allerdings finden, daß ſie häufig dieſelben Anſichten vorgetragen haben, nur auf andere Weiſe. Ich habe an der Eintheilung der Caſus und Tempora Beiſpiele hievon nachgewieſen. Auch will ich mich offen zu der Meinung bekennen, daß wir noch lange nicht zu der Stufe der Indiſchen Sprachkenntniß gekommen ſeyn würden, auf welcher wir gegenwärtig ſind, wenn die Indiſchen Grammatiker nicht ein ſo vorzügliches und ſcharfſinniges Syſtem ihrer Sprache vor uns aufgeſtellt hätten.

Dieſes ſollten wir anerkennen; wir brauchen deshalb nicht jede einzelne ihrer Lehren zu vertreten.

Doch, es ſcheint mir eigentlich überflüſſig, das Studium der einheimiſchen Grammatiker zu empfehlen; jeder, der die Indiſche Litteratur zu umfaſſen ſtrebt, wird von ſelbſt darauf geführt werden. Die für ſo ſchwierig ausgegebene Methode des Vortrages, welcher ſich dieſe Grammatiker bedient haben, darf nur ein Sporn ſeyn, dieſes Studium entſchloſſener anzugreifen. Die Schwierigkeit der Methode iſt aber keineswegs eine unüberwindliche, und es liegt ein Reiz darin, es mit Leuten zu thun zu haben, die ſich es angelegen ſeyn laſſen, der Darſtellung den höchſten möglichen Grad der Kürze zu geben; vorzüglich in einer Zeit, in welcher der ſchriftſtellernde Theil der Sterblichen ſchwerlich von dem Vorwurfe des entgegengeſetzten Fehlers freigeſprochen werden kann.

II.

Denksprüche aus dem Sanskrit,

von

A. W. von Schlegel.

Gleichwie unsterblich, nie alternd, wirb um Güter und Wissenschaft;
Als faßte schon am Haupthaare dich der Tod, übe Tugend aus.

Von allen Gütern heißt wahrhaft das vornehmste die Wissenschaft,
Als nicht käuflich, vor Raub sicher, jederzeit unerschöpflich auch.

Wie zum Meer selbst ein Bach hinführt, so den Mann seine Wissenschaft
Zu des erhabnen Herrn Umgang, der ihm ferner zum Heil gereicht.